32101 064469479

Digitized by Google

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

herausgegeben

von

Gustav Freytag und Julian Schmidt.

---

18. Jahrgang.

I. Semester. I. Band.

Leipzig,

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

1859.

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.407
Jahrs. 18, pt. 2
1855

Digitized by Google

Register.

Jahrgang 1859. Erstes Vierteljahr.

Das neue Zahr. S. 1.

Bei der evangelischen Mission. S. 97. 145. 193. 241. 289. 337. 385. 433. 481. 529. 577. 625. 673. 721. 769. 817. 865.

Die evangelische Missionsfeier. S. 481.

Bedenken gegen Missionen. S. 481.

Die Zahl der Heiden. Bedeutung der Zahlen. S. 481.

Die Zahlen der Katholischen Heiden. Die Zahlen der Protestantischen Heiden. Die Zahlen der Evangelischen Christen. Die Zahlen der Katholischen Christen. S. 482.

Die Zahl der Muhamedaner. S. 483.

Zahl Mittelst und der Juden. S. 484. Zahl der Juden. S. 485.

Die Zahl der Heiden. Die Zahl der Muhamedaner. S. 529.

Die Zahl der Juden. Die Zahl der Christen. S. 530.

Die Zahl der Katholischen Christen. S. 531.

Die Zahl der Protestantischen Christen. S. 532.

Die Zahl der Evangelischen Christen. S. 533.

Die Zahl der Christen. S. 534.

Die Zahl der Heiden. S. 577.

Die Zahl der Muhamedaner. S. 578.

Die Zahl der Juden. S. 579.

Die Zahl der Christen. S. 580.

Die Zahl der Katholischen Christen. S. 581.

Die Zahl der Protestantischen Christen. S. 582.

Die Zahl der Evangelischen Christen. S. 583.

Die Zahl der Christen. S. 584.

Die Zahl der Heiden. S. 625.

Die Zahl der Muhamedaner. S. 626.

Die Zahl der Juden. S. 627.

Die Zahl der Christen. S. 628.

Die Zahl der Katholischen Christen. S. 629.

Die Zahl der Protestantischen Christen. S. 630.

Die Zahl der Evangelischen Christen. S. 631.

Die Zahl der Christen. S. 632.

Die Zahl der Heiden. S. 673.

Die Zahl der Muhamedaner. S. 674.

Die Zahl der Juden. S. 675.

Die Zahl der Christen. S. 676.

Die Zahl der Katholischen Christen. S. 677.

Die Zahl der Protestantischen Christen. S. 678.

Die Zahl der Evangelischen Christen. S. 679.

Die Zahl der Christen. S. 680.

Die Zahl der Heiden. S. 721.

Die Zahl der Muhamedaner. S. 722.

Die Zahl der Juden. S. 723.

Die Zahl der Christen. S. 724.

Die Zahl der Katholischen Christen. S. 725.

Die Zahl der Protestantischen Christen. S. 726.

Die Zahl der Evangelischen Christen. S. 727.

Die Zahl der Christen. S. 728.

Die Zahl der Heiden. S. 769.

Die Zahl der Muhamedaner. S. 770.

Die Zahl der Juden. S. 771.

Die Zahl der Christen. S. 772.

Die Zahl der Katholischen Christen. S. 773.

Die Zahl der Protestantischen Christen. S. 774.

Die Zahl der Evangelischen Christen. S. 775.

Die Zahl der Christen. S. 776.

Die Zahl der Heiden. S. 817.

Die Zahl der Muhamedaner. S. 818.

Die Zahl der Juden. S. 819.

Die Zahl der Christen. S. 820.

Die Zahl der Katholischen Christen. S. 821.

Die Zahl der Protestantischen Christen. S. 822.

Die Zahl der Evangelischen Christen. S. 823.

Die Zahl der Christen. S. 824.

Die Zahl der Heiden. S. 865.

Die Zahl der Muhamedaner. S. 866.

Die Zahl der Juden. S. 867.

Die Zahl der Christen. S. 868.

Die Zahl der Katholischen Christen. S. 869.

Die Zahl der Protestantischen Christen. S. 870.

Die Zahl der Evangelischen Christen. S. 871.

Die Zahl der Christen. S. 872.

63884

Der Proteſtantismus und das Laienthum. S. 4. 517.
Die Ahnungen des höhern Lebens. S. 270.

Knebels Briefe. S. 41.
Die letzte Philologenverſammlung in Wien. S. 181.
Der Wandsbecker Bote. S. 329.
Helmine v. Chézy und andere Schriftſtellerinnen. S. 161.
Bettina. S. 236.
Bulwer. S. 201.
Franzöſiſche Pfennigliteratur. S. 387.
Klödens phyſiſche Geographie. S. 317.
Kleine Literaturberichte. S. 40. 74. 117. 156. 200. 278. 399. 500.

Digitized by Google

Zum neuen Jahr.

Seit zehn Jahren die erste Weihnacht, in welcher das deutsche Volk mit gehobener Empfindung und freudigem Hoffen einem neuen Jahr entgegensieht.

Selten wurde der innige Verband zwischen Preußen und dem übrigen Deutschland so augenscheinlich, als in den letzten Monaten; jede erfreuende Kunde, wie lebhaft wurde sie von den Nachbarstämmen begrüßt, überall dieselbe Spannung, derselbe Jubel, bei einer sehr großen Majorität der Deutschen gleiches Urtheil, gleiche Hoffnung, dieselbe herzliche Erhebung.

Erst nach und nach wird der Preuße verstehen, wie viel er in der letzten häßlichen Vergangenheit ertragen hat, kraftlose Willkür, gewissenslose Heuchelei, und das Demüthigendste von allem, die Tyrannei der Unfähigkeit. Und es ist nothwendig, daß dies Verständniß einer Periode, die uns alle wie ein schwerer Traum quälte, recht schnell und recht eindringlich komme. Denn nur die volle Einsicht in die Schäden und Verbrechen früherer Zustände macht ihre Wiederkehr unmöglich. Deshalb erfüllt die Presse eine ernste Pflicht, wenn sie nichts von dem verschweigt, was jetzt der Vergangenheit angehört, denn es gilt nicht die einzelnen Gestürzten noch tiefer zu demüthigen, sondern was zu ihrer Zeit gegen Recht, Gesetz und Ehre des Vaterlandes gesündigt worden, gut zu machen, und dazu ist vor allem nöthig, daß das ganze Volk erfahre, wie schwer gesündigt, wie viel verdorben ist.

Wir waren auf dem steilen Absturz, der zu einer Revolution führt. Und die Gefahr war groß. Das Höchste begannen wir zu verlieren, was ein Volk ebenso wie den Einzelnen vor der Roheit bewahrt, das Selbstgefühl. Es fehlte dem Heer, dem Beamtenstand, dem Bürgerthum, am meisten dem Adel. Die Besten waren in Gefahr, einem thatlosen Kleinmuth zu verfallen, die Menge hatte sich mürrisch, eingeschüchtert, mit engherzigem Egoismus in die kleinen Interessen des eigenen Lebens zurückgezogen; gealtert erschienen wir alle; besser, stärker, mannhafter sind nur wenige von allen geworden, die um Politik und Regierung des Staates sorgen mußten. Es klang traurig, wenn die

Digitized by Google

Anhänger einer herrschenden Partei den conservativen Sinn des Bauerstandes, die feste Treue des Heeres rühmten. Die Treue und Loyalität des preußischen Heeres beruht auf der Treue und Loyalität einer starken Majorität preußischer Staatsbürger, ohne das volle Vertrauen zur eigenen Kraft und zu der Tüchtigkeit seiner Sache vermag der Soldat wol bei seiner Fahne zu sterben, aber nicht zu siegen; die gute Stimmung der Landbewohner aber, so weit ihr Hervorheben nicht eine Lüge war, drohte bei jeder der schwebenden Streitfragen um Steuern, Domanialrechte, Polizeiwillkür in das wilde Gegentheil umzuschlagen. Und kam solche plötzliche politische Springflut, welche die größte Klugheit nicht immer vorhersehen, noch weniger verhüten kann, welcher Damm war dem preußischen Volk fest geblieben? Alles locker, alles durchrüttelt, fast kein Kreis von Pflichten und Rechten, in dem eine schwankende Gesetzgebung und die rohe Willkür der Executive nicht Unsicherheit und Stoff zum berechtigten Mißbehagen allgemein gemacht hätte. Ueberall war von dem guten Alten, worein sich zwei Generationen eingelebt, verwüstet worden, den Communen, der Kirche, dem Handwerk, sogar der Familie. Ueberall über dem Neuen, das sich eingedrängt, kleinliche Bevormundung, polizeimäßiges Mißtrauen, stille Animosität gegen die Mehrheit der Staatsbürger. So lange es schlechte Regierungen und Revolutionen gegeben hat, war solche Lage und Stimmung der Anfang des Endes.

Wenn wir alle Ursache haben, die ersten Tage des November als Anfang besserer Zeit zu feiern, die größte hat der preußische Adel. Denn ihn hat der Sturz des alten Systems gerettet, freilich sehr wider seinen Willen. Seit alter Zeit leidet dieser Stand an dem Verhängniß aller privilegirten Classen, daß eine in egoistischen Vorurtheilen und Sonderinteressen beschränkte Faction durch die Talente, Tugenden und Tüchtigkeit einzelner Persönlichkeiten in der öffentlichen Achtung restituirt werden muß. Nie aber war der Adel in so gefahrvoller Stellung zur Nation, als in den letzten Jahren.

Das Junkerthum, die alte leidige Verkümmerung norddeutschen Adels, überwucherte alle Felder der Regierung; die politischen Intelligenzen des Landadels standen als eine sehr kleine Minderzahl in erbittertem Kampfe gegen die Forderungen der eignen Verwandten, Nachbarn, Kameraden. Je ärmer an Capacitäten die große Familie der Junker war, desto turbulenter, übermüthiger und anspruchsvoller wurde ihr Auftreten; daß sie durch einzelne Renegaten des Bürgerthums ihre Reihen verstärkte, trug nur dazu bei, dem Volke recht deutlich zu machen, daß der Kern der Verbindung ein factiöses Adelswesen war, unverträglich mit der bürgerlichen Bildung unseres Jahrhunderts, mit bürgerlichem Selbstgefühl, mit dem Leben eines Culturstaates. Zu dem heimlichen Haß, mit welchem der Bürger ihr Treiben betrachtete, hatte sich eine schlimmere Empfindung gesellt, die Verachtung. Die Partei begann dem Volke

Digitized by Google

widerlich zu werden, und daß sie in selbstgefälliger Verblendung davon keine Ahnung hatte, mußte eine Katastrophe beschleunigen. Und es gehört kein großer Scharfsinn dazu, den wahrscheinlichen Verlauf dieser Katastrophe zu erkennen. Ein offner und versteckter Kampf gegen die Privilegien, welche dem Adel in Deutschland geblieben sind, gegen die leidige Hoffähigkeit, gegen die adligen Orden, Stifter und Corporationen, gegen die sogenannten adligen Offiziercorps, drohte zunächst in Literatur und Tagespresse, bald auf der Tribüne aufzulodern; seine Consequenz wurde eine neue Demokratie, furchtbarer, weil besser berechtigt, als die alte, und mit ihr kam ein neuer Streit in das Leben des Staates, ein Kampf der Stände, der gefährlichste, der uns Preußen zu Theil werden kann, in dem die wildesten Leidenschaften, der grimmigste Haß sich zusammenzieht, der uns alle in Gefahr setzte, dem trüben Gewirr revolutionärer Forderungen zu verfallen und der, einmal entbrannt, am Ende damit enden mußte, wie er überall geendigt hat, daß die Minderzahl zu Boden geworfen und grausam vernichtet wird. —

Vor solchem langen Leiden hat uns das neue Ministerium gerettet, das schon in den Personen seiner neuen Mitglieder die Versöhnung zwischen Adel und Volk ausdrückt. Die neuen Minister gehören sämmtlich dem preußischen Adel an, und haben sämmtlich im Kampfe gegen das Junkerthum da gestanden, wo preußische Ehre und die Interessen der Nation hinwiesen. Fortan vermögen wir ohne Schamröthe anzusehn, wenn ein preußischer Landrath aus der Zeit Westphalens das Bild des Kaiser Nikolaus, — sein Parteizeichen — an der Uhrkette trägt und an das Armband seiner Frau hängt. Und wenn vornehme Damen in Berlin ihre Fenster verhängen sollten, um nicht mehr auf die Wohnungen „demokratischer" Minister sehn zu dürfen, so wollen wir solche Strenge resignirt, aber gemüthlich ertragen, seit ihren Freunden die Fähigkeit genommen ist, durch einen gefälligen Beamten Bürgerrechte und persönliche Freiheit der einzelnen Staatsangehörigen zu beeinträchtigen.

Der letzte Grund aber, welcher die neue Ministerwahl des Regenten dem Volke so lieb gemacht hat, ist echt deutsch, und er vermag über manches Unsichere zu beruhigen. Die neuen Minister sind politisch rein und makellos, und in ihrem Privatleben als gute und feinfühlende Männer längst verehrt. Daß der Prinzregent aus dem Kreise derer, die ihm persönlich werth waren, vorzugsweise nach solcher Rücksicht gewählt hat, das ist ein deutliches Zeichen, wie gut er verstanden hat, worauf es im Staat jetzt vor allem ankomme.

Freilich beginnen die größten Schwierigkeiten ihrer Lage erst, seit die Kammerwahlen bewiesen haben, wie richtig auch das Volk seine und ihre Situation versteht. Zwar ist schon ihre Existenz eine rettende That, aber diese That ist das Verdienst des Fürsten, der sie berief. Sie selbst haben sich den Dank des Volkes erst zu verdienen. Und grade die Art, wie sie

Digitized by Google

erwählt sind, macht ihnen das nicht leicht. Denn die innern Gegensätze zwischen den einzelnen Mitgliedern des Ministeriums sind beträchtlich, und wie groß die persönliche Achtung sein mag, welche sie gegeneinander bewahren, so haben sie sich doch zu hüten, daß nicht eben deshalb collegiale Nachgiebigkeit den Ansichten eines Einzelnen zu viel einräume. Eine Kammersession ohne bedeutende Vorlagen wird kein so großer Uebelstand sein, als Vorlagen, — etwa ein neues Ehegesetz — denen die innerliche Beistimmung der meisten von ihnen und die freudige Beistimmung der Vertreter des Volks fehlte. Denn man darf zweifeln, was gefährlicher wäre, eine zögernde, rücksichtsvolle und schwache Annahme durch das Haus der Abgeordneten, oder eine ebenso zögernde, peinliche und verletzende Zurückweisung. Im erstern Fall würde das Vertrauen zu der neuen Volksvertretung gefährlich erschüttert, im zweiten sogar die Existenz des Ministeriums gefährdet.

Mit starker Spannung sehen Preußen und Deutsche dem Zusammentritt der Kammern entgegen. Fast alles ist diesmal in dem Haus der Abgeordneten vereinigt, was Preußen von politischen Talenten auf der Tribüne kennen gelernt hat. Nur die Besten unserer alten Gegner, der Demokraten, vermissen wir ungern unter den Gewählten.

So beginnt das Jahr 1859 unter der Herrschaft günstiger Sterne. Und wer die Aufgabe hat, ihren Lauf zu deuten und seiner Nation darüber zu berichten, darf wol mit Freude in solche Zukunft sehn, und sich selbst Glück wünschen, daß seine Augen offen blieben, die neue Zeit zu schauen.

Der Protestantismus und das Laienthum.

Am 15. December v. J. haben die meklenburgischen Stände in der Angelegenheit des Professor Baumgarten mit 72:48 Stimmen folgenden Beschluß gefaßt: „Stände halten durch die im Baumgartenschen Absetzungsdecret ohne zuvoriges kirchenrechtliches Verfahren ausgesprochene Verurtheilung der Lehre desselben ihre Rechte verletzt, und beantragen aus eignem Antrieb für denselben die Einleitung des kirchenordnungsmäßigen Verfahrens."

Dadurch ist eine für die Entwicklung der gesammten evangelischen Kirche hochwichtige Angelegenheit in ein neues Stadium getreten, deren Thatbestand Professor Baumgarten selbst in der Schrift „Die kirchliche Krisis in Meklenburg" (Braunschweig, Bruhn), beleuchtet.

Digitized by Google

Die Schrift ist noch sonst in vielen Beziehungen interessant, sie zeigt z. B., wie die Herren Theologen noch immer, wenn es gilt, einen Collegen der Ketzerei zu zeihen, neben ihren theologischen Motiven noch Motive andrer Art, z. B. ästhetische, aufzufinden wissen; daß sie den schlechten Periodenbau ihres Gegners als Erschwerungsgrund seiner ketzerischen Gesinnung bezeichnen. Aber die Hauptpunkte, auf die es hier ankommt, sind folgende.

Einmal ist es merkwürdig, daß man überhaupt ein Verfahren wegen Ketzerei gegen einen akademischen Lehrer einleitet, den man, nachdem er sich über seine Gesinnung schon vollständig ausgesprochen, erst vor wenig Jahren berufen, der mittlerweile seine Ueberzeugungen durchaus nicht geändert hat, und der auf das feierlichste erklärt, auf dem Boden des Katechismus zu stehn. Wer das Letzte bezweifelt, schlage z. B. Seite 178 nach. Man hatte ihm unter andern vorgeworfen, die Gottheit Christi zu bezweifeln, und der Consistorialrath Krabbe suchte das daraus zu beweisen, daß er denselben niemals die zweite Person der Gottheit nenne. „Darauf entgegnete ich ihm, ich hätte allerdings diese kirchliche Formel nicht gebraucht, dieselbe schiene mir auch nicht allenthalben hinzugehören, wenn er aber aus meinem Nichtgebrauch dieser kirchlichen Formel schließen wolle, es fehle meinem Glauben das, was diese kirchliche Formel besage, so sei er im großen Irrthum; ich betheuerte ihm hoch und heilig, daß die ewige wesenhafte Gottheit unseres Heilandes nicht blos ein Theil meines Glaubens sei, sondern mein ganzer und inniger Glaube, und ich auch niemals von Kindheit her einen andern Glauben in meinem Herzen gehegt und mit meinem Munde bekannt habe.“ Und ebenso bekennt er weiterhin seinen Glauben an alles Mögliche, was in der Dogmatik steht, auf die förmlichste, unzweideutigste Weise. — In frühern Zeiten war das Kirchenregiment doch nur dann gegen einen Religionslehrer eingeschritten, wenn derselbe gewisse Fundamentalsätze des Kirchenglaubens förmlich und öffentlich leugnete, und damit den Gläubigen, wie man sich ausdrückte, ein Aergerniß gab; in diesem Fall aber zieht man trotz seines Bekenntnisses aus seinen Schriften angeblich wissenschaftliche Consequenzen, und sucht ihm nachzuweisen, daß er ein solches Bekenntniß nicht ablegen dürfe. Noch mehr: man legt ihm diese Bedenken nicht etwa vor und fordert ihn zur Erklärung und Rechtfertigung auf; sondern man reicht sie ohne weiteres als bewiesen der Behörde ein, und begründet darauf sein Verdammungsurtheil. Ein solches Verfahren findet seine Analogie, was die Form betrifft, nur in der römischen Inquisition; in Bezug auf den Inhalt dagegen werden wir weiter zurückversetzt: wir befinden uns mitten unter den Byzantinern, in den interessanten Streitfragen, ob die zweite Person der ersten Homoiusios oder Homousios sei.

Merkwürdig ist ferner, daß man, da einmal die Untersuchung eingeleitet ist, nicht das herkömmliche, durch Gesetze und vielhundertjährige Praxis ge-

heiligte Verfahren einschlägt, und den akademischen Lehrer vor ein akademisches Gericht stellt, sondern daß man auf administrativem Wege gegen ihn einschreitet, und ihn als einen Staatsdiener, der die nothwendige Qualität seines Amtes nicht mehr besitze, von Staatswegen ohne weiteres entläßt. So nimmt auch hier wieder die politische Gewalt eine theologische Färbung an, jene Färbung, aus welcher die Parteikämpfe der letzten zwanzig Jahre fast zur Hälfte hervorgegangen sind.

Im vorigen Jahrhundert und im ersten Drittel des gegenwärtigen lebten die rationalistischen und die supranaturalistischen Geistlichen, wenn auch nicht einträchtig, doch wenigstens ungestört nebeneinander. Dies friedliche Nebeneinander wurde wesentlich gefördert durch die in Preußen durchgeführte Union zwischen Lutheranern und Reformirten, die in nothwendiger Consequenz eine liberalere Auslegung des Bekenntnisses mit sich brachte. Wie segensreich für das geistliche Amt und für den Zusammenhang desselben mit der Gemeinde dies Zurücktreten des Dogmatischen und Theologischen war, welches seit der Revolution nur zu sehr alles geistliche Leben absorbirt hatte, haben selbst Strenggläubige anerkannt.*)

Wie aber Preußen nach dieser Seite den Anstoß gegeben hatte, so ging auch von ihm die Reaction aus. Als Eichhorn an Altensteins Stelle trat, erfolgte ein Systemwechsel, dessen durchgreifende Folgen für ganz Deutschland man damals in der Zuversicht auf die Aufklärung des neunzehnten Jahrhunderts noch gar nicht ahnte. Eichhorn ist vielfach Unrecht geschehn: ein persönlich ehrenwerther und rechtschaffener Mann, ein warmer Patriot und von seinem Glauben aufrichtig erfüllt, gehörte er nur nicht an eine Stelle, die einen Staatsmann erfordert, da er doch nur ein theologischer Jurist war.

Eichhorn betrachtete es als seine Aufgabe, die evangelische Kirche (an eine vollständige Trennung der beiden Bekenntnisse in der Art Hengstenbergs dachte er nicht) zu reinigen d. h. das geistliche Amt möglichst in die Hände der Rechtgläubigen, mit andern Worten, der Supranaturalisten zu bringen. Hauptsächlich geschah das bei der Besetzung neuer Stellen, wo den Candidaten eine streng orthodoxe Gesinnung als Haupterforderniß aufgelegt wurde. Welcher Uebelstand mit diesem Verfahren verknüpft sei, hat am eindringlichsten in unsern Tagen ein erlauchter Fürst ausgesprochen: „in der evangelischen Kirche, wir können es nicht leugnen, ist eine Orthodoxie eingekehrt, die mit ihrer Grundanschauung nicht verträglich ist, und die sofort in ihrem Gefolge Heuchler hat". . . . „Alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken ist zu entlarven, wo es nur möglich ist."

*) Z. B. noch neuerdings der Licentiat Hollenberg in der gekrönten Preisschrift: Die freie christliche Thätigkeit und das kirchliche Amt. Berlin, Wiegandt und Grieben.

Allein die Reinigung blieb bei der Besetzung neuer Aemter nicht stehn, man ging den alten Rationalisten scharf zu Leibe, und nöthigte sie zuweilen, wenn auch die Fälle nicht zu häufig vorkamen, ihr Amt niederzulegen. Eichhorn, als aufrichtig liberaler Mann, wollte damit keineswegs einen Glaubenszwang ausüben, er wollte das Denken nicht an bestimmte Formen fesseln. Das Raisonnement dieses theologischen Juristen war vielmehr folgendes: die evangelische Landeskirche ist durch die Bekenntnißschriften rechtskräftig constituirt und begrenzt; wer dieselben nicht anerkennt, gehört rechtlich nicht zur evangelischen Landeskirche, aber es steht ihm frei, sich einer von jenen Sekten anzuschließen, welche diese Kirche außer sich bestehen läßt, und falls sein Gewissen ihm verbietet, einer der bestehenden Sekten beizutreten, so soll der Staat ihm die Möglichkeit offen lassen, mit den Gleichgesinnten eine neue Sekte zu bilden, und so auf seine Art Gott dem Herrn zu dienen.

Bei der ehrlichen Gesinnung des Mannes zweifeln wir keinen Augenblick daran, daß solches seine aufrichtige Meinung war, und das Religionsedict vom März 1847 spricht sich in der That so unzweideutig als möglich darüber aus.

Im Anfang sträubten sich die Rationalisten, in dem guten Glauben, der christlich-evangelischen Gemeinschaft anzugehören, auf das entschiedenste dagegen, auf diesen Plan einzugehn; aber das Kirchenregiment in seinem theologisch-juristischen Eifer wurde immer dringender, seine Beaufsichtigung der rechten Lehre innerhalb der Kirche immer unbequemer, und so erfolgte endlich die Bildung der sogenannten freien Gemeinden. Wenn wir dieselbe nicht völlig ungerecht beurtheilen wollen, so müssen wir stets daran erinnern, daß sie nicht freiwillig aus der Kirche getreten, sondern durch eine Reihe künstlicher Maßregeln und mit dem Versprechen der Duldung aus derselben hinausgedrängt worden sind.

Nun aber trat eine neue Phase ein. Das Kirchenregiment war offenbar über den Erfolg seiner Maßregeln überrascht, es hatte sich unter Sekten etwas Anderes vorgestellt, und wußte im Anfang nicht, wie es sich dieser neuen Erscheinung gegenüber verhalten sollte. Da es das Christenthum nur vom theologisch-juristischen Standpunkt auffaßte, war es der festen Ueberzeugung, die neuen Gemeinden ständen überhaupt ntcht mehr auf dem Boden des Christenthums, ihr vorgeblicher Gottesdienst müsse also den wahrhaft Gläubigen ein Aergerniß sein.

Wir wollen über diese Ansicht keine nähere Untersuchung anstellen; jedenfalls war es nur eine subjective Ansicht, und der Protestantismus kennt überhaupt keine Form, objectiv festzustellen, welche Sekte auf dem Boden des Christenthums steht, und welche nicht. Die katholische Kirche hat den Papst und die Concilien, die Autorität derselben ist aber durch Luther gebrochen;

wir Protestanten kennen keine andre Autorität, als die Schrift, und wenn auch die augsburgischen Confessionsverwandten behaupten können, daß diejenigen, welche die Confession nicht unterschreiben, nicht zu ihnen gehören, so können sie doch nicht behaupten, daß sie nicht auf dem Boden des Christenthums stehn, so lange dieselben die nämliche Autorität, die heilige Schrift, für sich anführen. Wenn Hengstenberg behauptet, daß Uhlich die Schrift falsch auslegt, so behauptet Uhlich dasselbe von Hengstenberg, und es gibt kein anerkanntes Forum, das darüber entscheiden könnte.

In dieser Verlegenheit kam man endlich auf einen bequemen Ausweg. In der Ueberzeugung, daß die Religiosität nur ein Vorwand, nur ein Deckmantel für anderweitige Bestrebungen sei, glaubte man diese anderweitigen Bestrebungen in der Politik gefunden zu haben. Mehre namhafte Anhänger der freien Gemeinden gehörten zur demokratischen Partei; daraus zog man den Schluß, die freien Gemeinden seien überhaupt Jakobinerclubs, und stellte sie unter die Kategorie der politischen Vereine. Da nun der Wortlaut des Religionsedicts von 1847 dieser Auffassung entgegentrat, ging man nicht gradezu und offen zu Werke, sondern richtete ein Verfolgungssystem ein, das in seiner Kleinlichkeit einen ebenso komischen als kläglichen Eindruck macht.

Der Schluß, daß die freien Gemeinden deshalb politische Vereine wären, weil in ihren Predigten zuweilen die Politik in Anregung kam, ist ganz einfach durch den Hinweis auf die orthodoxen Geistlichen zu widerlegen. Nirgend ist die politische Diatribe, nirgend das Streben, zum Haß und Verachtung einer politischen Ansicht zu reizen, so offen und rücksichtslos zur Schau getragen, als von Seiten der sogenannten rechtgläubigen Pastoren. Wir haben vor einigen Wochen an Vilmar einen eclatanten Beleg gehabt, aber wir dürfen nur irgendeins der Ultrablätter zur Hand nehmen, um die Betheiligung dieser Altlutheraner an der Politik, und zwar die Betheiligung in der rohesten und gehässigsten Form, zu erweisen. In den freien Gemeinden ist zwar auch die Rede von Politik gewesen, aber immer nur sehr schonend und zurückhaltend, und wenn man behaupten wollte, daß der Grund dieser Zurückhaltung lediglich in der Furcht liege, so ist damit nichts bewiesen: der Staat hat nur auf die Handlungen Rücksicht zu nehmen. Der Prinzregent hat den preußischen Staat einen paritätischen genannt; so vieldeutig dieser Ausdruck ist, und so wenig wir gemeint sind, auf alle Consequenzen einzugehn, die man etwa daraus herleiten könnte, so ist doch eins klar: die Regierung Preußens soll von Staatsmännern, nicht von Theologen geführt werden; und wir hoffen, daß auch der neue Cultusminister dieser Ansicht sein wird. Wir sind keine Byzantiner, keine Russen; Staat und Kirche stehn bei uns zwar in innigem Zusammenhang, aber sie fallen nicht zusammen. Der Staat hat die Religionsgesellschaften, wie alle Vereine, insoweit zu über-

wachen, als er sie verhindert, Böses zu thun, aber nicht weiter; um ihre Dogmatik hat er sich nicht zu kümmern, ihre theologische Consequenz nicht zu vertreten, weil er als Staat von solchen Dingen nichts versteht. Fassen wir so den Begriff des Staats, so ist sein Verhältniß zu den freien Gemeinden ganz einfach: er läßt sie gewähren, so lange sie nicht in das Gebiet der Criminaljustiz fallen, ohne durch diese Duldung irgendwie die Verantwortung für ihre Doctrinen solidarisch zu übernehmen. — Die einzige schwierige Frage, inwieweit man den Geistlichen geduldeter Sekten dieselben Functionen des bürgerlichen Lebens (z. B. die Trauung) übertragen dürfe, erledigt sich einfach dadurch, daß die bürgerliche rechtliche Seite dieser Functionen von der kirchlichen getrennt, und die erste den Gemeindebeamten übertragen wird. — Die Einmischung des Staats in diejenigen Gebiete, die dem Denken und dem Gefühl angehören, führt immer zu Tollheiten; seine Sphäre ist die der That, und hier kann er um so energischer auftreten, je reiner sein Gewissen ist d. h. je weniger er die Freiheit des Denkens und Empfindens beeinträchtigt hat.

So weit gehn wir mit den Anforderungen der freien Gemeinden Hand in Hand; daß wir im Uebrigen über die Entwicklung des christlichen Lebens sehr abweichende Begriffe von ihnen haben, ist schon mehrfach, zuletzt im ersten Quartal des Jahres 1857, Seite 65 auseinandergesetzt. Wir haben seit der Zeit die Zeitschrift, in welcher der geistvollste Vertreter des freigemeindlichen Wesens für seine Ansichten Propaganda macht, die Königsberger Sonntagspost, aufmerksam verfolgt, sie hat uns aber nicht überzeugen können.

Ursprünglich waren die freien Gemeinden ein Nothbehelf. Das Kirchenregiment drängte die rationalistischen Geistlichen, die früher ihre Ansicht innerhalb des kirchlichen Lebens hatten bethätigen können, aus der Kirche hinaus; diese sammelten ihre Anhänger, die entweder von den gleichen Ansichten ausgingen, oder die durch das Uebergewicht einer bedeutenden Persönlichkeit bestimmt waren, zu einer Religionsgesellschaft, die zunächst einen ganz individuellen Charakter hatte. Da nun aber nichts so nahe bringt, als ein gemeinsamer Druck, so bemühten sich die verschiedenen freien Gemeinden, miteinander in Rapport zu treten, und sich nicht blos über eine gemeinsame Haltung dem Staat gegenüber, sondern auch über dogmatische Grundsätze zu verständigen. Der Hintergedanke dabei war, daß durch dieses Verfahren mit der Zeit eine Kirchenreformation in der Art des 16. Jahrhunderts zu Stande gebracht werden könne. In der Ueberzeugung, daß die Mehrzahl der Gebildeten im Stillen ihren Ansichten beipflichten, daß auch sie in der christlichen Dogmatik mehr eine symbolische als eine reale Wahrheit finden, können die Sprecher der freien Gemeinden ihr Befremden nicht oft genug aussprechen, daß diese Gebildeten nicht offen zu ihnen übertreten. Nicht selten wird dann das

gegenwärtige Verhältniß der gebildeten Laien zu den freien Gemeinden mit dem Verhältniß der Humaniſten zu den Reformatoren verglichen, und die Theilnahmloſigkeit der erſtern aus Mangel an Muth oder aus Unklarheit über den Gang der Geſchichte hergeleitet.

Es iſt ein trivialer aber deshalb nicht unrichtiger Satz, daß bei allgemeinen Reformentwürfen der Ausgang das Urtheil enthält. Luthers ſubjective Ueberzeugung, daß die Kirche einer geiſtigen Wiedergeburt bedürftig und fähig ſei, wurde durch die gemeinſame Ueberzeugung der Culturvölker Europas geſtützt: wie es heute damit beſchaffen iſt, lehrt der Erfolg. Wenn die Gebildeten mit den freigemeindlichen Predigern darin übereinſtimmen mögen, daß z. B. die Dreieinigkeit ſymboliſch und nicht real aufzufaſſen ſei, ſo ſtimmen ſie doch darin nicht mit ihnen überein, daß dieſe Auffaſſung einen productiven kirchlichen Lebenskeim enthalte. Hauptſächlich aber liegt die Abweichung darin, daß ſie die Pflichten des Einzelnen dem kirchlichen Bekenntniß gegenüber verſchieden auffaſſen. Die freien Gemeinden gehn von der Anſicht aus, jeder Einzelne habe die Verpflichtung, ſich über ſein Verhältniß zu den ſymboliſchen Büchern eine klare Anſicht zu bilden und dieſe Anſicht in einem Bekenntniß niederzulegen; wir dagegen leugnen dieſe Verpflichtung, und geſtehn offen, daß uns manche dogmatiſche Streitfragen unſerer Tage ebenſo nahe angehn, als die byzantiniſchen Streitfragen über Homuſios und Homoiuſios. Wenn Einzelne dieſe Faſſung der Frage dadurch umgehn, daß ſie ſich auf den Standpunkt ſtellen, den Kant in ſeiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" einnimmt, daß ſie ihr ſittliches Leben lediglich auf das Princip des Gewiſſens gründen, ſo erklären wir, daß wir damit vollkommen übereinſtimmen, daß wir aber zur Durchführung dieſes Princips der freien Gemeinde nicht bedürfen, daß wir damit auch in der alten evangeliſchen Kirche ausreichen. Da der Conflict tiefer liegt, ſo ſei es uns verſtattet, ihn bis zu ſeinem Urſprung zu verfolgen.

Was Luther hauptſächlich zu ſeiner Reformation trieb, war die abſolute Trennung des Geiſtlichen von dem Weltlichen, des idealen Lebens von dem realen, der Prieſterſchaft vom Laienthum. Dieſe Trennung war das Princip des Mittelalters überhaupt. Zwar waren die Germanen zum Chriſtenthum bekehrt, aber die eigentlich chriſtliche Geſellſchaft, welche die Anforderungen des Chriſtenthums traditionell in ſich forterbte und wenigſtens der Form nach befriedigte, die heilige Geſellſchaft blieb von dem gemeinen Haufen der Gläubigen ſtreng geſchieden. Die durch ununterbrochene Folge der Prieſterweihe mit dem Urſprung des Chriſtenthums verknüpfte Geiſtlichkeit bildete eine Welt für ſich, ſie war die eigentliche Kirche und rekrutirte ſich nur in den Klöſtern, die, ohne im Anfang zum Klerus zu gehören, ſich doch zum vorſchriftsmäßig heiligen Leben verpflichteten, unter andern zur Eheloſigkeit. Es liegt in der

Natur der Sache, daß dieſe heilige Geſellſchaft einer minder heiligen zur Unterlage bedurfte, weil ſie ſonſt mit der erſten Generation ausgeſtorben wäre: das Laienthum war eine nothwendige Ergänzung des Prieſterthums. In theoretiſcher Beziehung war das Verhältniß zwiſchen dieſen beiden Geſellſchaften ziemlich liberal; man kann nicht ſagen, daß die Prieſter den Laien mit ihrer Theologie läſtig fielen; ſie waren zufrieden, wenn die Laien über Theologie nicht raiſonnirten. Als Ketzer wurde nicht derjenige beſtraft, der ſich um die Dogmen gar nicht kümmerte, ſondern nur derjenige, der darüber raiſonnirte. Dagegen war die Kirche den Laien gegenüber ziemlich ſtreng in ihren praktiſchen Anforderungen; ſie verlangte zwar von ihnen nicht ein heiliges Leben nach klerikalen Begriffen, aber ſie hatte ein ſehr umfangreiches Sündenregiſter aufgeſtellt, vor welchem man ſich zu hüten habe; ein Sündenregiſter, in welchem die Heirath in verbotenem Grade eine nicht unwichtige Rolle ſpielte. Nun lag es keineswegs im Intereſſe der mittelalterlichen Kirche, daß keine Sünden begangen wurden, ſondern nur, daß ſie jedesmal für das Aergerniß an einer ſolchen Sünde durch die angemeſſene Buße entſchädigt wurde. Die Vollmacht der Sündenvergebung war der Zauberſtab, durch welchen die mittelalterliche Kirche das Laienthum regierte, und Tetzels Ablaßzettel war der letzte, roheſte aber auch einfachſte Ausdruck dieſes Einfluſſes.

Freilich hatte dieſe Trennung zweier Welten in dem verwilderten 15. Jahrhundert arge Folgen. Mitten unter den Anforderungen des chriſtlichen Spiritualismus ſchrieb Machiavelli ſeinen Fürſten und ſetzte ſich Alexander Borgia die dreifache Krone auf. Die Kirche war zu einer Lüge geworden und ihre Prieſter glichen den Auguren Ciceros, die ſich nicht anſehn konnten, ohne zu lachen.

Ueber dieſe Lüge und Heuchelei empörte ſich das ehrliche deutſche Gemüth. Luther traf den Kern der Sache, indem er zuerſt den Ablaß angriff, dann die erſte Quelle deſſelben, die Trennung des Prieſterthums vom Laienthum. Wenn er, der gläubige Mönch, ſeine Ideen aus der Schrift und den Kirchenvätern herleitete, ſo faßte er doch mit ſeiner ſouveränen Natur diejenigen Punkte auf, die für ſein Lebensprincip entſcheidend waren: er entband ſich ſelbſt von ſeinem Gelübde, nahm eine Frau, trieb mit Hilfe der Fürſten die faulen Mönche aus ihren Ruheſtätten, hob das Sacrament der Beichte auf und erſetzte die Werkheiligkeit, durch welche die katholiſche Kirche den Himmel verſöhnte, die Kaſteiung des Fleiſches nach allen Dimenſionen, durch den Glauben d. h. durch das innerliche Leben. Der geheimnißvolle Prieſterſtand hörte auf, jeder Gläubige wurde ein Prieſter und hatte nun die Aufgabe, ſich perſönlich, ohne Beihilfe von Heiligen, mit ſeinem Gott zu verſtändigen.

Die ſegensreichen Folgen dieſer Reformation ſind bekannt. Durch ſie ſind die ſittlichen Grundlagen des irdiſchen Lebens unerſchütterlich feſtgeſtellt; ſie

können im Einzelnen erweitert und vervollkommnet, aber in ihrem Kern nicht mehr umgestaltet werden.

Indessen hatte sie für die nächste Zeit auch ihre bedenklichen Nachwirkungen.

Indem jeder Einzelne ein Priester sein und sich durch den Glauben mit Gott versöhnen sollte, brachte es die gelehrte philologische Richtung des 16. Jahrhunderts mit sich, daß man unter dem Priesterthum Theologie, unter dem Glauben Wortgläubigkeit verstehn zu müssen meinte. Jeder Einzelne glaubte die Verpflichtung zu haben, sich den Katechismus auf seine eigne Weise auszulegen, sich Gedanken über das Verhältniß der drei Personen zu machen, und diese Gedanken durch irgend einen Bibelvers zu belegen. Zwei Jahrhunderte hindurch hat namentlich in Deutschland alle Welt Theologie getrieben; die Wissenschaft und Kunst ist dadurch heruntergekommen, und selbst als im 18. Jahrhundert ein besserer Tag anbrach, schlich sich die Theologie in alle Bestrebungen ein — denn die Rationalisten dogmatisirten grade wie ihre Gegner; bis endlich durch Herder, Kant und Schleiermacher die Religiosität aus dem Gebiet des Raisonnements in das Gebiet des Empfindens und des Willens übergelenkt wurde. Leider waren die großen Werke dieser Meister für ihre Nachfolger nicht maßgebend. Wie die Scholastiker des Mittelalters deducirten die Schellingianer und Hegelianer den Katechismus wieder aus Kategorien der reinen Vernunft, und das theologische Raisonnement brach von neuem los: es hieß zwar nicht mehr Homousius und Homoiusius, aber nun sollte jedermann darüber im Klaren sein, welche Person an sich, welche für sich, und welche an und für sich wäre. Diese geistreiche Untersuchung hat unsern Professoren und Studenten viel Kopfzerbrechen gekostet.

Man kann nicht leugnen, daß gegenwärtig ein neuer Tag beginnt. Man bezeichnet die neue Richtung gewöhnlich, nach einer häßlichen Ausartung derselben, mit dem Ausdruck Materialismus; wir würden den Ausdruck Realismus vorziehn, lassen aber auch den ersten gelten, falls man ihn nur richtig versteht. Wir beschäftigen uns jetzt mit Materien, mit Sachen, nicht mehr mit Phrasen. Es ist sehr zweckmäßig, daß sich die Naturwissenschaft gegenwärtig mit der wirklichen Natur zu thun macht und nicht mit der heiligen Dreifaltigkeit; es ist sehr zweckmäßig, daß sich der Geschichtschreiber die Archive aufschließen läßt, um zu erfahren, was wirklich vorgegangen ist, anstatt sich über den Plan des an sich, für sich und an und für sich seienden Wesens in müßige Grübeleien zu vertiefen; und so in allen Fächern. Mit einem Wort, wir nehmen die Freiheit des Laienthums wieder in vollstem Maße für uns in Anspruch; wir wollen aufhören, Theologen zu sein, wir wollen die Natur und die Geschichte objectiv untersuchen, ohne damit für oder wider

die Kirchenväter Partei zu nehmen; wir wollen unsere gesellschaftlichen und politischen Einrichtungen unsern und den allgemeinen Interessen gemäß conserviren oder reformiren, ohne alle Rücksicht darauf, was Moses in Judäa für gut befunden hat; und wir bitten unsere Herrn Theologen, die lichtfreundlichen wie die rechtgläubigen, höflichst um die Erlaubniß, von ihren dogmatischen Streitfragen gar keine Notiz zu nehmen, über die Auslegung dieses oder jenes Glaubensartikels uns gar nicht den Kopf zu zerbrechen.

Wenn wir aber der Theologie gegenüber Laien sind, so fällt es uns deshalb nicht ein, der sittlich-religiösen Gemeinschaft zu entsagen, auf der unser ganzes Leben, unser ganzes Empfinden wurzelt. Wir wollen nicht mit Herwegh die Kreuze aus der Erde reißen, welche auf den Gräbern unsrer Väter stehn, welche unsre und die Gräber unsrer Kinder verzieren sollen; wir treiben mit dem Kreuz keinen Fetischdienst, wie Calderons Eusebio, aber es ist uns das Sinnbild, welches eine tausendjährige Geschichte verknüpft. Seit der Reformation ist die Kirche eine Seite unsers wirklichen Lebens geworden, die den schönsten und edelsten Regungen unsrer Natur die Weihe gibt, die wir nicht entbehren wollen und entbehren können, auch wenn wir alle theologischen Lehrbücher gern entbehren, auch wenn uns manche wohlmeinende Predigt lästig fällt. Nicht der individuelle Prediger, nicht das von Steinen gebaute Haus macht bei uns die Kirche, der Zusammenhang ist ein geistiger, und dieser Zusammenhang des Lebens findet eine schöne Symbolik. Die Taufe weiht das Kind in jene Menschenrechte ein, die es bei den Heiden nicht besaß; die Einsegnung der Ehe gibt ihr einen tiefern, der sittlichen Natur des Menschen angemessenern Charakter, als sie im Heidenthum hatte, die Confirmation eröffnet uns eine weitere und heiligere Gemeinschaft als die enge Gemeinschaft der antiken Stadt, und jeder Sonntag erinnert uns durch die Sammlung, zu welcher die Glocke auch diejenigen aufruft, die ihr nicht folgen, daran, daß diese Erde nicht blos aus chemischen Präparaten besteht, sondern daß ein Himmel sie umschließt. Wir sind protestantische Christen, obgleich wir Laien sind.

Untersuchen wir nun, ob dieses neue Princip durch die freien Gemeinden, falls es möglich wäre, ihren Zweck wirklich zu erreichen, gefördert oder gehemmt wird, so müssen wir das Letzte behaupten.

Zunächst treiben sie uns wieder in die Theologie, der wir grade zu entfliehen hoffen. So lange ich bei der Kirche meiner Väter bleibe, habe ich nicht nöthig, mein theologisches Glaubensbekenntniß an den Tag zu legen und zu rechtfertigen; der Reformer kann sich dieser Rechtfertigung nicht entziehn, und da der greifbare Gegensatz des alten und neuen Glaubens doch zunächst ein dogmatischer ist, so muß er sich nothgedrungen wieder über Ansich und Fürsich, über Homiousios und Homousios klar werden.

Die ſittliche und geſchichtliche Gemeinſchaft wird durch die freien Ge meinden nicht gefördert, ſondern gehemmt.

Die blinden Leidenſchaften der Menſchen richten ſich mehr gegen Namen, Fa ben und Redensarten als gegen Sachen. Die Verfolgungen, denen einzelne frei Gemeinden in den letzten Jahren ausgeſetzt geweſen ſind, erſcheinen freilich ebenſ abgeſchmackt als widerwärtig, aber ſie zeigen doch, daß grade dieſe Methode de äußerlichen Sonderung recht geeignet iſt, den ſchlechteſten Fanatismus anzufachen

Indeß könnte man ſich über dieſe äußerlichen Nachtheile hinwegſetzen wenn durch die freien Gemeinden wirklich die Wahrheit und innere Uebereinſtimmung des Lebens gefördert würde; aber grade dagegen haben wir die ſtärkſten Bedenken. Es ſcheint uns, als ob die Führer der jungen Kirche ſo ehrlich ſie es meinen, ſo begabt ſie ſein mögen, weder die Kraft zu einer Reformation der Kirche, noch auch nur zur Gründung einer Sekte haben Dieſe Kraft hat nur der Inſpirirte. Die deutſche Reformation wäre nie zu Stande gekommen, wenn nicht ein Inſpirirter, ein Mann, der den Ruf des Herrn unmittelbar in ſich vernahm, ſie geleitet hätte. Zu allem andern reicht die individuelle Kraft aus, wenn ſie ihre Schranken richtig erwägt, aber nicht zu einer religiöſen Wiedergeburt.

Man kann die äußerlichen Einrichtungen einer Kirche durch äußerliche Gewalt modificiren, aber eine ſolche Reform iſt im Proteſtantismus nicht mehr nöthig; die proteſtantiſche Kirche hat kein einziges Inſtitut, das ſich dem Fortſchritt der Cultur weſentlich widerſetzte; ja wir gehen weiter: ſie hat faſt kein Inſtitut, deſſen die Cultur entbehren könnte. In ihrem dogmatiſchen Inhalt iſt vieles Unklare, dieſes wird aber mehr und mehr entfernt, weniger man ſich in theologiſche Grübeleien vertieft. Man erinnere ſich ſtets daran, daß die Kirche nicht blos für den Gebildeten da iſt, ſondern für die Gemeinſchaft des Volks. Die Gemeinſchaft des Volks wird aber nicht vermittelt durch das geiſtvolle oder gelehrte Raiſonnement, ſondern durch das Gewiſſen. Der Geiſtliche iſt der ſittliche Lehrer des Volks, dem der Gebildete ebenſo angehört als der Ungebildete.

Was das Verſtändniß der Sachlage ſo ungemein erſchwert, iſt der Umſtand, daß die religiöſen Bewegungen der letzten Zeit durchweg von den großen Städten ausgehn. Hier iſt es leicht, einen Kreis von Gebildeten und Halbgebildeten zuſammenzubringen, die in ihrer Weiſe über Religion nachgedacht und, was das Chriſtenthum etwa an ihnen verſäumt, durch die claſſiſche Gymnaſialbildung erſetzt haben. In einem ſolchen Kreiſe kann der Prediger ohne Uebelſtand als der Erſte unter ſeines Gleichen erſcheinen, er kann ſeinen überlegnen Verſtand und ſeine überlegne Bildung geltend machen, er kann ab auch ſeine Ueberzeuguug durch motivirte Einwürfe der Gemeindemitglieder e gänzen und berichtigen.

So hat die Königsberger Sonntagspost mehrfach die Sache aufgefaßt. Der Prediger tritt der Gemeinde nicht kraft irgend welcher Autorität gegenüber, um sie zu belehren und zu erbauen, sondern unter seinem Vorsitz und unter seiner Leitung setzt sich die Gemeinde zusammen, um durch Nachdenken und Unterredung ein einheitliches Gemeindebewußtsein hervorzubringen. Es ist nicht ein Wissender, der die Kirche trägt, sondern eine Reihe von Strebenden, die gemeinschaftlich den Herrn suchen. In einem Kreise, wo die Studirten überwiegen, und wo die leitende Persönlichkeit bedeutend genug ist, um keine ernsthafte Disputirsucht aufkommen zu lassen, ist ein solches Verfahren auch unverfänglich: denn wenn die Suchenden den Herrn nicht finden, so ist damit auch nichts verloren.

Nun versetze man sich aber in eine Dorfgemeinde, und male sich aus, daß der Herr Candidat die Bauern versammelt, um durch gemeinschaftliches Nachdenken und Unterreden den Herrn zu suchen! sollte es ihm in der That gelingen, den Bauern begreiflich zu machen, daß sie der Träger der Kirche sind und nicht er, — was ihm zu Anfang schwer werden wird, — so fürchten wir, das Endresultat werde mit zerbrochenen Schemelbeinen in irgend einer Verbindung stehn. Wer sich einmal unbefangen unsre Bauern angesehn hat, wird sich davon überzeugen, daß ihnen gegenüber die Kirche noch immer eine sehr erhebliche Mission hat, daß sie ihnen gegenüber die Moral und Civilisation vertritt, und daß sie das nur insofern vermag, als sie ihnen mit der Autorität einer höhern Macht ausgerüstet erscheint.

Die neuen Prediger mögen noch so sehr bemüht sein, sich nur als Vertreter ihrer Gemeinde darzustellen, sie können doch ihre Erziehung, die sie dem Gymnasium, der Universität und der Kirche verdanken, nicht verleugnen. Was soll aber erst geschehn, wenn diese Erziehung aufhört! wenn es jedem Haufen verstattet ist, sich ein beliebiges Individuum, das ihm convenirt, zum Prediger zu setzen! Und darauf wird in der That hingearbeitet.

In No. 51 stellt die Königsberger Sonntagspost ihr Ideal des neuen kirchlichen Lebens fest. Sie geht von der Nothwendigkeit aus, in Preußen die evangelische Kirche frei zu geben d. h. alle directe und indirecte Betheiligung des Staats aufhören zu lassen. „Wir machen keinen Anspruch auf den Ruhm eines Propheten, aber dazu ist, wie uns dünkt, auch kein Prophet nöthig, sondern dazu bedarf es nur einer unbefangenen Betrachtung dessen, was im Volke lebt, um vorauszusagen, daß, so wie der Staat dem bestehenden Kirchenregiment seinen Arm entzieht, die zwangsweise zusammengehaltene Einheit der evangelischen Kirche Preußens ohne weiteres auseinanderfällt, und wir fürs Erste nichts weiter haben als eitel freie protestantische Gemeinden."

„So bunt es übrigens auch bei dieser Auferstehung aussehen wird, wir

haben die feste Ueberzeugung, daß Religion und Christenthum dabei nicht zu kurz kommen, im Gegentheil Eroberungen machen werden, wie sie selten von ihnen gemacht worden sind. Alles wird sich in diesen Tagen der Dürre und Verschmachtung zu der neu eröffneten Heilquelle hinzudrängen, um neues Leben daraus zu trinken; Tausende und Abertausende, die vom Vater auf den Sohn und Enkel der Religion und Kirche so gut wie abgestorben waren, werden den neu constituirten Gemeinden sich zuwenden, und diese Gemeinden werden sich je nach den verschiedenen Anschauungen, die in ihnen vorherrschend sind, zu größeren religiösen, christlichen, evangelischen Bündnissen vereinigen. Und diese freien Bündnisse, alle geeinigt in dem Gegensatz zum römischen Katholicismus, sie sind die neue evangelische Kirche Preußens."

„Welcher Protestant, welcher evangelische Christ sollte sich von diesem Bilde, das hier uns in ein paar flüchtigen Zügen angedeutet worden, nicht lebhaft angesprochen fühlen! Müßte nicht eben vor allem die protestantische Presse Veranlassung nehmen, die evangelischen Gemeinden Preußens auf einen solchen Umschwung ihrer kirchlichen Verhältnisse und für die Arbeit, die dann gethan sein will, in aller Weise vorzubereiten und zu begeistern? Hoffentlich wird man dann anfangen, die deutschen Dissidentengemeinden mit einem andern Maße zu messen, als man es bisher gethan hat, diese aber werden ihre zehn- und zwölfjährige Erfahrung gern zum Besten geben, ohne sich ein andres Verdienst zuzuschreiben, als die Vorläufer jener großen religiösen Wiedergeburt zu sein, die dann zunächst in der evangelischen Kirche Preußens ihren Anfang nähme."

Wir wollen uns dieses Reich der Herrlichkeit etwas näher ausmalen: — nur wollen wir dabei nicht vergessen, daß es in Deutschland im Jahr des Herrn 1858 aufgerichtet werden soll, nicht in Schottland im Jahre 1600, wo die puritanische Gesinnung und Bildung jedes Gemeindeglied so gefaßt hatte, daß die Gemeinde wirklich der Träger der Rechtgläubigkeit war; nicht in Amerika, wo so viel Platz ist, daß nöthigenfalls eine Gemeinde den andern, wenn sie ihnen lästig wird, aus dem Wege gehn kann. Also die kirchliche Souveränetät wird in die Gemeinde verlegt, und eine Gemeinde bildet, wer sie bilden will. Nun ist bekannt, daß die rechtgläubigen Prediger einen recht großen Zulauf haben, und die Zahl der freien Gemeinden, die einen Vilmar, Kliefoth, Hengstenberg u. s. w. an die Spitze stellen, würde ziemlich beträchtlich sein; andere würden Uhlich oder Rupp vorziehn, auch Feuerbach, Bruno Bauer und Karl Vogt würden ihre Stelle finden. Auch wir sind keine Propheten, aber wir getrauen uns doch, den Gang der Ereignisse ziemlich bestimmt vorzuzeichnen.

Zuerst würde der theologische Dilettantismus überhandnehmen, alle Welt würde über das Wesen Gottes und ähnliche Dinge eine Meinung an den

Tag bringen. Wissenschaft und Kunst würden hintenangesetzt werden, die verschiedenen Gemeinden würden sich aufs tödtlichste bekämpfen und, um diesen bunten Atomismus voll zu machen, würden ein Dutzend Mormonenheilande aufstehn und die Gläubigen zum Kampf gegen die Ungläubigen vereinen. Oder ist die Königsberger Sonntagspost wirklich so blind, daß sie diese Keime der Verrücktheit und Barbarei in unserm Zeitalter gar nicht wahrnimmt? Freilich hat sie öfters den Lehrsatz ausgesprochen, die Natur des Menschen ist immer gut! da aber die Geschichte bekanntlich vieles Böse enthält, und die Geschichte für den gewöhnlichen Blick des Sterblichen nur von Menschen gemacht wird, so werden diese Anhänger des sonderbarsten aller Grundsätze zur Erklärung der Geschichte wol den Teufel zu Hilfe nehmen müssen. Wir erlauben uns die bescheidne Behauptung, daß innerhalb dieses Atomismus bei unserm hauptsächlich durch Eugen Sue und ähnliche Propheten vorgebildeten Publicum die ausgemachtesten Charlatane den größten Anklang finden würden.

Noch einmal: wir sind keine Propheten, aber wir erlauben uns doch die Behauptung, daß wenn man sich diese absurde Voraussetzung als möglich und wirklich denkt, in dreißig Jahren folgendes das Endresultat sein würde: Deutschland würde katholisch sein.

Die Reformation war, wie wir bereits bemerkten, durchführbar, weil Luther mit dem vollen Glauben eines wirklichen Berufs auftrat; sie schlug zum Heil aus, weil er mit seiner dämonischen Kraft einen unüberwindlichen despotischen Ordnungssinn verband. Er konnte das alte Kirchengebäude einreißen, weil sein Wille sicher und seine Hand fest genug war, um sofort ein neues aufzurichten. Man hat sich oft über die Härte beschwert, mit welcher er Karlstadt, den Wiedertäufern und andern subjectiven Propheten entgegentrat; wo nahm er, fragt man, das Recht her, gegen andere despotisch zu sein, da er selber doch den Despotismus bekämpfte? Er nahm das Recht aus seinem Glauben, der ihn keinen Augenblick im Zweifel darüber ließ, daß er nur den Willen Gottes durchführe; er nahm den Inhalt seines Glaubens aus seinem Instinct für Ordnung; er bewies seinen Beruf, indem er, der arme Doctor, der Diener seines Kurfürsten, mit einem Despotismus ohne Gleichen Deutschland beherrschte. Nachher konnte er sterben, denn sein Gebäude stand fest; 25 Jahre vorher hätten Karlsstadt, die Wiedertäufer und die andern subjectiven Propheten, wenn man sie frei gewähren ließ, das Reich wieder der katholischen Kirche überliefert. Was Luther im Großen war, das waren Knox und Calvin im Kleinen: harte Eichenherzen, gar nicht sentimental, gar nicht rücksichtsvoll, gar nicht geistreich; aber ihr Wille war souverän. Spottet nur über ihre Einseitigkeit! freut euch eurer erweiterten höheren Bildung, eurer größern Humanität! Ihr werdet freilich dem Teufel kein Tintenfaß ans

Geſicht werfen, aber ihr werdet auch keine neue Kirche gründen. Rüttelt nicht an dem alten Gebäude, deſſen Ruinen euch begraben würden! Oder wenn euch das zu herausfordernd klingt, ſo ſetzt „wir“ ſtatt „ihr“, „wir“ ſind auch damit einverſtanden.

Die evangeliſche Kirche iſt nothwendig als ſtreitende Kirche gegen den Katholicismus; ſie iſt nothwendig als ſtreitende Kirche gegen Barbarei und Beſtialität; ſie iſt endlich unſre geſchichtliche Heimath, das altgewohnte Haus unſrer theuerſten Empfindungen. Auch wir halten ſie der Verbeſſerung für bedürftig und für fähig, aber der angeſtrebte Weg iſt ein falſcher. Die Verbeſſerung der evangeliſchen Kirche erfolgt durch den Fortſchritt der Wiſſenſchaft und des Staats; das Gedeihen der Kirche hängt von ihrer innigen Verbindung mit beiden ab.

Nicht das ſouveräne Belieben der Maſſe ſoll die Kirche hervorbringen, aber ſie ſteht mit der Bildung der Maſſe in inniger Wechſelwirkung. Sorgt für gute Schulen bis in die unterſten Kreiſe des Volks herab, und die Univerſitäten, die Pflanzſchulen der Geiſtlichen, werden nicht daran denken, eine Bildung zu verbreiten, die der allgemeinen Bildung, der wirklich allgemeinen widerſtrebt; gebt gute Geſetze, pflegt und erweitert die beſtehenden Organiſationen des Volkes, damit die Arbeit des Werkeltags von Segen ſei, und es wird dem Sonntag eine aufrichtige Andacht entgegendringen. Wir haben ſchon früher auseinandergeſetzt, daß wir ſelber das ſchöne Amt eines Geiſtlichen nicht auf uns nehmen können; aber dafür können wir ſorgen, daß die alte Theologie, die byzantiniſche Dogmatik nicht wieder aus dem Schutt hervorgezogen werde. Die Geiſtlichen ſollen Seelſorger ſein und nicht theologiſche Streithengſte. Auch hier geht das Uebel von den großen Städten aus, wo die Wirkſamkeit der Geiſtlichen freilich eine ſehr eingeſchränkte iſt.

Der leitende Grundſatz alles wahren Fortſchritts iſt, daß jeder an ſeinem Platz ſeine Schuldigkeit thut, und ſich nicht etwa einbildet, die Rechtfertigung Gottes in dem Weltganzen übernehmen zu müſſen. Wir, ſo weit wir den gelehrten Kreiſen angehören, haben die Wiſſenſchaft zu pflegen, wie ſie als das Erbe der Griechen durch das unſterbliche Wirken unſrer claſſiſchen Literatur uns überliefert iſt; in dieſer Beziehung ſind wir vollkommen frei, jede Accommodation entwürdigt die Heiligkeit des Gedankens. Wir als Bürger haben nach beſter Einſicht für das Wohl der Gemeinde und des ganzen Staats einzutreten, unſern Willen aber dem Geſetz und dem Gemeinwillen unterzuordnen. Wir als Mitglieder der hiſtoriſchen Kirche haben uns daran zu erinnern, daß dieſe Kirche, auch wenn ſie nicht durchweg in reinen Händen iſt, eine heilige Miſſion zur Erziehung des Volks, eine Pflegerin des Ideals, ein Erinnerungszeichen an den Himmel iſt, der das Leben ſichtbar umgibt. Je mehr wir uns überzeugen, daß wir ſelbſt dieſe Miſſion nicht ausüben können, da die

Stütze einer höheren Autorität uns abgeht, desto schonender müssen wir gegen den Standpunkt unsrer Brüder sein, denen dies heilige Amt obliegt. Die augenblicklichen und localen Uebelstände einer geistlosen Rechtgläubigkeit drängen sich freilich dem Einzelnen sehr lebhaft auf, und ein locales Heilmittel, wie die Gründung einer Separatistengemeinde, mag unter Umständen für das Ganze unschädlich sein, obgleich es grade für den Gebildeten immer bedenklich bleibt, sich in einer Sekte dem allgemeinen Leben des Volks zu entziehn. Aber dies Radicalmittel, allgemein angewandt, würde die Auflösung des ganzen Organismus zur Folge haben. Freilich ist es unbequem, wenn ein doctrinäres Consistorium oder ein doctrinärer Oberkirchenrath seine verlebten Doctrinen in der gesammten Kirche geltend macht; aber besser diese Doctrinen als die Freilassung der subjectiven Schwärmerei! So trotzig ein reactionärer Oberkirchenrath oder ein reactionäres Consistorium uns, der Masse der Gelehrten und Gebildeten gegenüber auftritt, so haben wir doch auf Consistorien und Facultäten indirect einen weit größern Einfluß, als auf den ungegliederten Pöbel. Die Manie des Tischrückens war unschädlich, aber was für Manien aller Art würden sich nicht der Masse bemächtigen, wenn die Subjectivität in einer festen Ordnung der Kirche keinen Widerstand fände!

Vielleicht findet man in unsern Ansichten einen Widerspruch; vielleicht findet man die Forderung, daß der Staat keine Theologie treiben solle, mit der Forderung, daß die protestantische Kirche mit dem protestantischen Staate in innigem Zusammenhang bleiben solle, unvereinbar. Darauf haben wir Folgendes zu erwidern.

Nicht blos vom Staat wünschen wir, daß er sich von der Theologie frei halte, sondern wir wünschen auch von der Kirche, daß sie die Theologie nur in ihren Mußestunden treibe. In dieser Beziehung stehen wir auf dem Boden Kants, Herders und Schleiermachers. Der Prediger sei ein Seelsorger, kein Casuist.

Ferner lassen wir den principiellen Unterschied, den man namentlich in einem Theil der Demokratie zwischen Staat und Gemeinde macht, nicht gelten. Es ist das auch eine von jenen unglückseligen Abstractionen, durch die in unsre Begriffe eine babylonische Verwirrung gekommen ist. Politische Gewalt ist politische Gewalt, mag ihr Umfang groß oder klein sein. Gleichviel ob von der durch die Stände controlirten Staatsregierung oder von dem durch die Stadtverordneten controlirten Magistrat, von dem durch den Kreistag controlirten Landrath oder von dem durch die Gemeindeältesten controlirten Schulzen die Rede ist: überall sind es politische Gewalten, und weder das Ministerium noch der Magistrat, weder der Landrath noch der Schulze sollen als solche Theologie treiben; sie sollen ihre Maßregeln lediglich nach dem Gesetz und den bürgerlichen Interessen einrichten. Es ist keine leere Formel, wenn man

die Kirchengemeinde von der politiſchen Gemeinde trennt, auch in dem Fall, daß beide die nämlichen Individuen enthalten; es iſt keine bloße Vexation, wenn ſowol die Kirchengemeinden als die Prediger durch Landesconſiſtorien überwacht werden, die vorläufig die Einheit der Kirche vertreten und die zur organiſchen Einheit der Kirche nöthig ſind, auch wenn für den Augenblick gegen ihre Zuſammenſetzung manches eingewendet werden könnte. Es iſt keine leere Formel, wenn man in der Obrigkeit (nicht blos in dem König) die biſchöfliche von der politiſchen Gewalt ſcheidet. Dies iſt die hiſtoriſche Grundlage unſrer Reformation und unſrer Kirchenverfaſſung, ſie iſt vorläufig durch nichts zu erſetzen, am wenigſten durch Synoden und Concile, die ſich nie einigen, nie eine wirkliche Autorität erzwingen würden, wie das auch alle Verſuche der letzten Tage gelehrt haben. Wenn man uns vorwirft, in dieſer Auffaſſung der Kirche mit der äußerſten Rechten auf gleichem Boden zu ſtehen, ſo geben wir das zu, aber nur, weil wir feſt überzeugt ſind, in dieſer Weiſe einzig und allein ohne die Gefahr des Auseinanderfallens eine wirkliche Reform hervorzubringen, die das ins Leben ruft, was in der gegenwärtigen Kirche im Keim bereits vollſtändig enthalten iſt.

Drei Tage in Arkadien.

Nirgend vielleicht empfindet der in Griechenland Reiſende den Widerſpruch zwiſchen der Vorſtelluug, die ſich in der Seele der meiſten mit dem Namen Arkadiens verbindet, und dem wirklichen Arkadien ſo lebhaft, als wenn er von der Stätte Olympias den Weg nach Norden einſchlägt, und durch die wildromantiſche, von prächtigen Fichten und Eichen beſchattete Felsſchlucht, die hier vom Thal des Alpheus abzweigt, nach der Hochebene von Lala hinaufſteigt. Hinter, unter ihm und in ihm, in der Erinnerung aufgehoben, ſchlängelt ſich ein Flußthal hin, welches zu den anmuthigſten von Griechenland zählt: wechſelvoll geformte Hügelwände, ein klares, tiefes, raſchſtrömendes Waſſer, breitwipfelige, mit Reben und Epheu umwundene Bäume, blütenreiche Sträucher, bald träumeriſche Schatten, bald ſonnige Stille bilden einen Naturpark, in dem man, wenn die Landkarte ihn nicht in die Grenzen von Elis verwieſe, glauben könnte, ſein Arkadien, das lange vergebens geſuchte, das Arkadien der Dichter, endlich gefunden zu haben. Ohne zu viel Aufwand von Phantaſie könnte ſich der Reiſende auf die einſame Waldblöße hier das Idyll eines Menalkas und einer Chloë denken, die ſich, die Locken

mit Rosen bekränzt, nur von ihrer Heerde und den befreundeten Dryaden gehört, in melodischem Wechselgesang ihre Liebe erklären. Nur der Stimmung der Landschaft nachgebend, könnte er erwarten, unter dem Schirmdach der Pinie in der grünen Quellenschlucht dort überm Strome den alten Pan bei seiner alten Beschäftigung zu treffen, das Geheimniß des Waldes mit seiner Flöte in Töne zu verwandeln, könnte er, um eine Windung des Flusses biegend, jenseits unter dem hohen Gestade, von Oleanderbüschen halb verborgen, badende Nymphen vermuthen und in dem Plätschern der Wellen schon ihr Hüpfen und Kichern zu hören meinen. Ganz anders ist es hier oben, wenn der Wald auseinandergeht, und der Wanderer auf die erste Stufe des arkadischen Hochgebirgs hinaustritt. Begleitete ihn dort das Bild des alten Griechenland mit den freundlichsten seiner Phantasieschöpfungen, so hört hier oben auf der öden, wechsellosen, baum- und wasserarmen Fläche und unter dem kalten Hauche der sie umstarrenden Gebirgsketten das Spiel der Phantasie auf, und statt des Arkadien der Einbildung tritt ihm der am wenigsten schöne Theil des wirklichen entgegen, eine Landschaft, die mit ihren nackten Berggipfeln, ihren nur mit Farrenkraut und Zwiebelgewächsen bekleideten Hochebenen, ihren finstern Thälern, ihrer Dürftigkeit und Rauhheit ebensowol in Norwegen oder Nordschottland liegen könnte.

Und diesem ersten Eindruck folgen andere, ähnliche, bis die Wildheit und Ungeheuerlichkeit des Landes in dem Gebirgsstock des Chelmos und des Kyllene ihren Gipfel erreicht, und statt der lieblichen Gestalten des Alpheusthales Gedanken an Titanen- und Gigantenstürze und an die Schrecken der Unterwelt sich der Seele bemächtigen. Die Erinnerung, daß in diesen finstern Gründen der erymanthische Eber und das grause Geschlecht der stymphalischen Vögel hauste, daß in diesen Bergschluchten die Styx entspringt und der geheimnißvolle See von Pheneos seine Wellen schlägt, steigert die Stimmung, welche die Betrachtung der Landschaft hervorruft. Die Einsamkeit der Gegend und die Beschaffenheit der Wege, welche nur selten zu zweien nebeneinander zu reiten erlauben, begünstigen das Brüten über jenen Erinnerungen, und wenn dann noch, wie hier häufig geschieht, tagelange Gewitter um die Berge zucken und durch die Thäler brüllen, so ist in der That alles vereinigt, was das Gemüth mit Schauer und Schrecken erfüllt.

Ein solches Gewitter begrüßte unsere kleine Karavane gleich in den ersten Stunden, die wir hier zubrachten. Es war auf dem Wege von Lala nach Kalabryta. Wir waren erst über die steppenartige Hochfläche, dann durch ein Thal zwischen den Hügeln, welche das Plateau im Norden einfassen, und zuletzt durch einen zwei Stunden langen Eichenwald geritten und hatten auf dieser ganzen Strecke nur einmal Menschen getroffen. Ein Dorf, das wir jenseits des Waldes erreichten, schien keine Bewohner zu haben. Wir ritten

weiter in das Thal eines Nebenflusses der Erymanthus hinab, und auch hier war keine Seele zu erblicken. Es war auffallend schwül, und um die Gipfel des Gebirges vor uns wälzten sich dunkelgraue Wolken. Es schien ein schweres Wetter im Anzuge, indeß vertrauten wir unserm guten Glück, das uns bisher die Wolken fern gehalten, und da der Magen gerechtfertigte Ansprüche auf ein Frühstück erhob und die Packthiere mit den Vorräthen zur Hand waren, so wurde unter einer Steineiche am Flusse Halt gemacht und das Mahl bereitet. Die Pferde wurden abgesattelt, und nach einer nahen Wiese auf die Weide geschickt, die Maulthiere abgeladen und das Gepäck unter den Baum geschichtet und mit wasserdichten Decken gegen etwaige Güsse geschützt. Der Bach gab Wasser, die große Holzflasche unseres Führers den gewohnten Harzwein, ein Rasenfleck, mit einer Serviette gedeckt, einen leidlich bequemen Tisch, die Wurzeln der Eiche brauchbare Stühle. Wir waren im besten Schmausen, als plötzlich ein gewaltiger Donnerschlag mit seinem Widerhall die Berge erschütterte. Wir blickten auf, und sahen, wie der ganze Höhenzug vor uns bis in die Hälfte seines Abhangs in schwarze Regenwolken gehüllt war. Bald nachher quollen die wohlbekannten bleifarbenen Gewitterdünste nach, der blaue Himmel zog sich über uns zu einem kleinen Fleck zusammen und verschwand endlich ganz. Die ersten Blitze zuckten, die ersten schweren Tropfen schlugen durch das Wipfeldach auf die Decken, unter die wir uns geflüchtet, und eine halbe Minute später war das Gewitter im vollen Wüthen. Wie eine Sündflut strömte der wolkenbruchartige Regen herab. Blitz auf Blitz fuhr, nach dem sofort aufkrachenden Donner zu urtheilen, in unmittelbarer Nähe von uns in den Erdboden. Ein Donnerecho drängte das andere. Wiederholt waren wir auf Augenblicke in rothen Glutschein gehüllt, als ob der Strahl unsern Baum getroffen. Der Rasen dampfte. Der Fluß stürzte, vom Regen gepeitscht, mit schmuzigem Schaum bedeckt, gelbe Wellen schlagend, wie in rasender Angst an uns vorüber. Die Berge hielten das Wetter eingeklemmt, und fast zwei Stunden sahen wir, bald näher, bald ferner die Blätter und Gräser die feurige Lohe wiederspiegeln. Anfangs waren uns Gedanken an die Regel aufgestoßen, welche bei Gewittern sich von Bäumen zu entfernen gebietet, aber Ermüdung und Bequemlichkeit ließen uns die Mahnung mißachten, und über den Rest von Skrupel half mir der Fatalismus hinweg, der auf Reisen in gefährlichen Gegenden zur andern Natur wird, vielleicht auch in der Luft des Orients liegt. Indeß darf ich nicht verschweigen, daß ich mich an einem von unserem Führer angeregten Gespräch über Unsterblichkeit mit größerer Lebhaftigkeit betheiligte, als dies vermuthlich der Fall gewesen sein würde, wenn der Gegenstand bei heiterm Himmel zur Sprache gebracht worden wäre.

Der Regen ließ endlich nach, es hörte auf zu blitzen und durch die sich

trennenden Wolken lächelte wieder der griechische Himmel. Aber noch lange hingen die Kämme und Gipfel des Gebirges voll graue Dunstschichten, und bis gegen Abend grollte es hinter uns und neben uns von fernen Donnern. Die Nacht wurde vor dem Khan von Tripotamo, in der Nähe der Ruinen von Psophis zugebracht. Der nächste Tag führte uns auf rauhen Wegen nach Kalabryta, wo wir, unterwegs von einem abermaligen Gewitter ereilt, bis auf die Haut durchnäßt anlangten. Kalabryta, an der Stelle des alten Kynätha gelegen, ist eine kleine hübsche Bergstadt, über der auf einem schroffen Felskegel die Trümmer einer mittelalterlichen Burg ragen. Im Uebrigen mag erwähnt werden, daß hier der Erzbischof Germanos von Patras im Jahr 1821 zuerst die Fahne zum Kampf mit den Türken aufpflanzte. In der Nachbarschaft entspringt der Crasinus, der hastigen Laufes durch ein vielgewundenes, von steilen Nagelfluhwänden eingeschlossenes Thal dem Küstensaum von Achaja zuströmt. Indem wir am folgenden Tage in dieses Thal hineinritten, gelangten wir nach etwa zwei Stunden nach dem großen Höhlenkloster Megaspiläon, welches von allen Reisenden, die in diese Gegend kommen, besucht zu werden pflegt, und in der That zu den Sehenswürdigkeiten des Peloponnes gehört.

Schon in der Ferne werden einlezne Nebengebäude des Klosters gleich Vogelnestern an der Felswand hängend sichtbar. Weiterhin gewahrt man am Abhang eine grüne Stelle, mit einigen schwarzen Cypressen und andern Bäumen, den Garten der Mönche. Dann führt an einem Punkte, wo der Fluß in tief ausgehöhlter Schlucht strömt, eine steinerne Bogenbrücke auf die andere Seite, wo der Weg sich im Zickzack den Berg emporschlängelt. Endlich erscheint über den Wipfeln des Gartens, unter einen überhangenden Felsen geduckt, das Hauptgebäude, eine hohe Quadermauer, auf welcher ein seltsames Genist unregelmäßig übereinandergeklebter, vielfenstriger Stockwerke steht. In der Mitte des halbmondförmig eingebogenen Baues befindet sich ein erkerartig vortretendes Glockenhaus, neben welchem Holzgalerien über die Front hinlaufen. Das Kloster hat seinen Namen von der großen Höhle, vor deren Mündung es sich erhebt. Dieselbe geht gegen neunzig Fuß in den Berg hinein und mag vorn doppelt so breit sein. In ihr wurde nach griechischer Legende von der heiligen Euphrosyne ein von dem Evangelisten Lukas gefertigtes Bild der Gottesmutter mit dem Kinde gefunden, worauf sich fromme Siedler hierherzogen und die Grotte in eine Kirche verwandelten. Der Grundstein zu dem jetzigen Kloster wurde vom Kaiser Johannes Kantakuzeno gelegt, unter Constantin Paläologus soll es vollendet worden sein. Später litt es wiederholt durch Feuersbrünste. 1826 vertheidigten sich die Mönche mit Hilfe einer Anzahl von Pallikaren tapfer gegen die Aegypter Ibrahim Paschas, die, als sich mit Sturmlaufen nichts ausrichten ließ und eine Beschießung mit

grobem Geschütz der Oertlichkeit wegen unthunlich war, von der überhangenden Klippe Steinblöcke auf die Belagerten herabrollen ließen. Auch damit kam man nicht zum Ziele. Die Blöcke fielen — nach dem Glauben der Mönche durch wunderbare Fügung — statt auf das Dach, in den Garten, und die Kinder Hagars mußten das Kloster den Christen lassen, nachdem sie bei den wiederholten Stürmen eine beträchtliche Anzahl der Ihren verloren hatten.

Megaspiläon gehört zu den sogenannten idiorhythmischen Klöstern, d. h. es hat keinen Abt (Igumenos), sondern wird von Vertrauensmännern der Gemeinschaft (Epitropoi) verwaltet, die jedes Jahr neu gewählt werden. Die Zahl der Mönche beträgt etwa dreihundert, indeß befindet sich in der Regel die größere Hälfte derselben auswärts, in den Metochien, Vorwerken oder Nebenklöstern, deren diese Gemeinde besonders in der fruchtbaren Ebne von Elis mehre besitzt. Wir fanden eine Anzahl der frommen Väter vor dem Portal mit süßem Nichtsthun beschäftigt, die langen Patriarchenbärte streichend, mit den Fingern vor dem Bauch Mühle spielend u. s. w. Keiner war, der ein Buch in der Hand gehabt hätte. Sie trugen die Tracht der griechischen Landgeistlichen: die bekannte schwarze Popenmütze, schwarze oder dunkelblaue Talare, Beinkleider von gleicher Farbe und schwarze Schuhe. Ein intelligentes Gesicht war nicht unter ihnen. Unserm Wunsche, das Innere zu sehen, wurde bereitwillig entsprochen. Ein Pförtner mit einem großen Schlüsselbund führte uns durch die dunkeln Gänge des Erdgeschosses, in das Refectorium, die Bäckerei, den Keller, in die Kapelle wo das Wunderbild aufbewahrt wird, und durch die Corridore, auf welche die Zellen münden. Ich war froh, als dieser pflichtmäßige Gang abgethan war. Klosteratmosphäre war nie nach meinem Geschmack. Die hiesige war wie die aller andern, die ich bis dahin besucht, ein Gemisch von Küchendunst, Weihrauchduft und Geruch von Schweiß — dem Schweiß der Trägheit, nur machte sich hier noch das landesübliche Parfüm von Knoblauch den Geruchsnerven bemerklich.

Die Kapelle ist, wie alle griechischen Kirchen und Kapellen, reich an Gold- und Silberschmuck, mannshohen massiven Leuchtern, in Silber getriebenen Heiligenbildern, Teppichen und allerlei kostbarem, aber meist plumpem Schnörkelwerk. Sie hat einen alten Mosaikfußboden und ein gutes, vom petersburger Hofe hierher geschenktes Gemälde, welches die Scene in Gethsemane darstellt. An der Scheidewand, welche das Allerheiligste vom Schiff trennt, der Ikonostasis, ist der Schrank angebracht, welcher das Wunderbild der Gottesmutter enthält. Dasselbe ist etwa zwanzig Zoll hoch und spricht eben nicht für den Geschmack des heiligen Lukas. Es besteht aus braunem Harz oder Wachs und hat weit mehr Aehnlichkeit mit einem Negerfetisch, als mit der Vorstellung, die unsre Kunst sich

am Maria **macht.** Mutter und Kind tragen kleine Kronen, die mit Diamanten und **Rubinen besetzt** sind. Mehre goldne Weihgeschenke, meist in der Form von **Nachahmungen** des Bildes, hängen davor; die eine der beiden Thüren, welche **das Heiligthum** verschließen, ist mit Silberblech beschlagen, die andere von **Glas.** Der ganze Schrein erinnert — natürlich blos abendländische Ketzer **wie wir** — wenn er aufgeht, und der kostbare Inhalt, von den Lampen **angestrahlt**, uns im Halbdunkel der Höhlenkapelle entgegenfunkelt, lebhaft an **jene** portablen Darstellungen der Krippe von Bethlehem, mit denen **böhmische** Volkskünstler die Jahrmärkte beziehen. Der Zindel war lauteres **Gold, der Schmelz** echtes Product der Perlenmuschel, das Glas Edelstein, auch **fehlte der** Leiterkasten darunter. Aber die Erklärung, die der Mönch gab, wurde **ganz in** dem weinerlichen Collectenton vorgetragen, in dem jene Jahrmarktskrippen erläutert zu werden pflegen. Die Reliefs auf der silbernen Schranktür **scheinen** sehr alt zu sein. Indeß kann die Form täuschen, da die neugriechische Kunst grundsätzlich stabil ist. Die Figuren auf der mit Messingblech überzogenen Thür der Kapelle haben gleichfalls einen Stil, der in die Zeit der **Paläologen** zurückweist, sind aber in Wahrheit nicht viel älter als **sechzig Jahre.**

Der Speisesaal der Mönche ist schmuzig und ärmlich. Im Keller, der sich unmittelbar unter der Kapelle hinzieht, wurden uns mehre sehr lange Fässer **gezeigt**, die in der Form unsern Fischreußen gleichen und nach Heiligen **benannt** sind. Diese Heiligen imponirten uns Heiden, sollte doch der hölzerne **Rock des** einen — irre ich nicht, so wars ein Hagios Charolambos — **nach unserm** Maß an siebzigtausend Kannen Traubenblut fassen können. Ich **dachte** an Orgelschall und kühlen Klosterwein, und es regte sich in mir ein **fromm** inbrünstiges Begehren, von dem Blute des heiligen Mannes zu kosten. **Allein der Mönch**, der uns begleitet, schüttelte, als Spiro ihm meine Sehnsucht verdolmetschte, traurig den Kopf, sprach von Traubenfäule und schlechten Weinjahren und klopfte zum Beweis, daß mein Heiliger an absolutem Blutmangel litt, an den Bauch des Fasses, welches in der That leer war. Niedergeschlagen entfernten wir uns. Daß die Mönche wenig Geist haben, daß das reiche Kloster nicht einmal eine erwähnenswerthe Bibliothek besitzt, war erklärlich und ging, bei Licht besehn, nur die Mönche und ihr Kloster an; daß sie auch keinen Wein im Keller hatten, war viel betrübender und mußte uns so traurig stimmen, als unsere getreue Reisnattasche durch ein beklagenswertes Mißverständniß mit den Maultieren einen nähern Weg nach den Fällen des Styx gezogen war, nach denen wir nun aufbrachen.

Der Weg von Megaspilaion nach Solos, in dessen Nähe die Styx entspringt, beträgt etwa vier Stunden. Er windet sich zunächst vollends den Berg hinauf, gewährt oben zwischen den prächtigen Edeltannen, mit denen

die Höhe bewachsen ist, eine überraschende Doppelaussicht, nach der einen Seite auf den Kessel vor Kalabryta und den schöngeformten, mit Schnee bedeckten Gebirgsstock des Chelmos, nach der andern auf eine dunkelblaue Bucht des Golfs von Korinth, und steigt dann in einen tiefen, mit zahlreichen Kaskaden eines Baches geschmückten einsamen Waldgrund hinab, in dem man in einem der Thäler des Harzes oder der Rhön zu sein glauben kann. Seltsam gestaltete, wild zerklüftete und durcheinandergeworfene Felsblöcke liegen im Bette des Baches und drohen zwischen den Zweigen und Wurzeln der Tannen von den Abhängen herab mit neuen Stürzen. Aus wundersam gebildeten Astlöchern blickt der Geist des Waldes den Wanderer mit starrem Auge an. Ueberall herrscht die Stille des großen Pan. Endlich wird der Wald lichter, aber die Gegend, die sich jetzt öffnet, stimmt noch weit mehr zur Schwermuth. Es ist ein weiter öder Kessel, auf dem Boden Weideland, an den Seiten der Berge Gestrüpp, an den Kämmen, zu denen der Pfad in verschiedene Zweige getheilt, hinaufklettert, einzelne Schneestreifen. Schweigend waren wir auf der Thalsohle hingeritten. Schweigen und ein durch Dünste gedämpftes Nachmittagslicht bedeckte die Landschaft. Die Luft war kalt, denn wir befanden uns an fünftausend Fuß über dem Meeresspiegel. Dünne, durchsichtige Wolken glitten wie riesenhafte Geistergestalten um die Berghänge. Ueber der See jenseits des Klosters erhob sich ein schwarzes Wetter mit senkrecht fallenden Regenstrahlen und häufigen Blitzen. Die Blitze waren stumm. und das Gewitter zog nach einer andern Seite, als dürfte es die Einsamkeit und Stille des Thales nicht stören, als wäre es blos erschienen, um uns die rechte Stimmung an den Pforten der Unterwelt zu geben. Dagegen schwebten jene dünnen Wolken uns, als wir den Berg zur Rechten erstiegen, näher und näher, und als der Führer, auf dem Kamme angelangt, den Weg verloren hatte und unschlüssig stehen blieb, fühlten wir ihren feuchtkalten Hauch an der Wange und auf den erstarrenden Händen.

Wir waren endlich von so dichtem Nebel umgeben, daß wir keine zwanzig Schritt vor uns sehen konnten. Die Sonne schien von oben mit einem winterlichen Licht, weißlich wie der Mond. Hier und da blickte ein Schneestreifen, sich von der braunen Klippe, auf der er lag, abhebend, durch den Dunstschleier hindurch. Wir konnten nicht fern mehr von Solos sein, aber es war möglich, daß die Wolke, in der wir standen, bis zum Abend hier lagerte, und dann hätten wir die Nacht im Freien zubringen müssen. Schaudernd vor Frost, suchte ich den Rest von Ergebung ins Unvermeidliche, der mir nach der Enttäuschung im Klosterkeller und nach dem beschwerlichen Ritt durch den Waldgrund des Krathis geblieben, zusammen, während Spiro bald hierhin, bald dorthin reitend seine Augen anstrengte, den verlornen Weg zu entdecken.

Wiederholt kam er unverrichteter Sache zurück. Da plötzlich wich der Nebel auf der einen Seite, und über den weißen Dünsten erhob sich, grausenvoll anzusehen, schwarz beschattet, von weißen Schneerinnen gefurcht, gleich dem Haupte eines wüsten Riesen, der Vater der Styx, der Gipfel des Chelmos vor uns. Die Wolke that sich weiter auf, und der ganze mächtige Berg drang mit seinen schwarzen Tannen auf grauem Gestein, seinen unheimlichen Schluchten und Nebelgebilden auf uns ein. Ein frischer Wind öffnete das Wolkenthor noch weiter, und nun sahen wir in ein halb in wandernde Schatten gehülltes, halb beleuchtetes Thal hinab, durch das sich, mindestens zweitausend Fuß unter unserm Standort ein grünlicher Fluß hinwand, welcher, der Seite des Berges entquollen, als dünne, weiße Schaumkaskade in mehren Absätzen in eine dunkle Schlucht hinabstürzte. Es war die Styx, der Grenzstrom der Unterwelt, das giftige Wasser des Schattenlandes, bei dem die Götter ihre heiligsten Eide schwuren.

Man denkt auf Reisen in Griechenland an mancherlei Bilder des Alterthums lebhafter, als daheim. Man wird aber auch über Manches enttäuscht, indem man es kleiner findet, als man sichs selbst geschaffen. Auch das Thal der Styx mag bei anderer Beleuchtung kein Ort des Grauens sein. In dieser Beschattung, in dem trostlos unwirthlichen Dämmerlicht, welches darüber ausgegossen war, als wir in seine Tiefe hinabschauten, nach dieser Vorbereitung durch Einsamkeit, webende Wolken, feuchte Kälte, Verwirrung und Einengung des Gesichtskreises durch schwankende Dünste, in diesem unheimlichen Wechsel matter, fahler Sonnenblicke und dunkelnder Stellen an den Berghängen, in diesem Verfließen und Schwanken der Gestaltung des Thales, über dem unverrückt und ewig der finstre, mit dem Schnee des Alters bedeckte Chelmos emporstarrte, war die Landschaft düsterer und schauerlicher, als ich mir die Unterwelt Homers gedacht. Die Züge von Nebeln, welche über den Wasserfall hinwallten, nahmen Gestalt an und glichen den Schemen, die mir erschienen waren, wenn ich von der Todtenbeschwörung des Odysseus gelesen. Die grünliche Farbe des Gesteins an den Seiten des beleuchteten Theils der Gegend und im Bette des Flusses ließ an Grünspahn denken. Die Kahlheit und Nacktheit der Kesselwände unmittelbar unter uns machte den Eindruck, als ob hier überhaupt kein Leben gediehe. Wenn seitwärts ein Thal mit zahlreichen Dörfern und ihren Baumgärten sich öffnete, so hing darüber eine nachtschwarze Wolke, welche die freundlich rothen Dächer und die lebensgrünen Wipfel so seltsam beschattete, daß man sie für eine bloße Fata Morgana halten konnte, hierher gezaubert, um die zum Nichts verdammten Seelen im Orkus durch den Schein unerreichbarer Genüsse zu peinigen. Wenn die hellenische Mythe ihre Bilder der Unterwelt

von hier nahm, so hat sie die Styx so wie wir sie sahen, vor Augen gehabt In dieser Gestalt ist sie und ihr Thal der großartigste, überwältigendste Aus druck des primitiven Grauens und Wolkendunkels, aus welchem die erste Strömungen irdischen Lebens entsprangen, und zugleich das entsprechendst Bild für die Zustände, in welche nach dem Glauben der alten Welt dies Ströme sich wiederum verlaufen.

Geraume Zeit standen wir sprachlos vor dem unheimlichen Schauspiel Da drohten neue Wolken, und einzelne Tropfen mahnten an den Aufbruch Langsam stiegen wir in das Thal hinab, die Pferde hinter uns am Zügel die Augen unverwandt in die Tiefe gerichtet, wo der Geistertanz der Dünste noch immer um die Ufer des Flusses schwebte. Der losbrechende Regen stört die Poesie dieses halb träumerischen, halb wachen Ganges. Wir übergaben die Pferde dem Führer und eilten, unter ein Dach zu kommen. Aber ein reichliche halbe Stunde währte es, ehe wir nach dem ersten Hause der Dörfer gruppe hinabgelangten, welche hier an den Abhängen steht, und als wir mat und durchnäßt hier eintrafen, erfuhren wir, daß unsre Maulthiere mit den Betten und Kochgeräthen, die uns hier erwarten sollten, noch unterwegs waren. Christo, der Maulthiertreiber, war ein langsamer Bursche, und die ihm aus Unvorsichtigkeit anvertraute Weinflasche hatte, wie später seine stieren Augen zeigten, nicht dazu beigetragen, seinen Gang sicherer und rascher zu machen. Wir konnten in die unbehagliche Lage kommen, uns die Nacht mit einem Lager auf dem Erdboden am Herde des Hauses begnügen zu müssen, in das wir eingetreten waren, und welches eben kein Muster der Reinlichkeit und Wohnlichkeit war. Da sandte unser guter Stern uns einen Retter in der Noth. Eben fingen wir an, den Rauch unbequem zu finden, der das Gemach erfüllte, und düstere Betrachtungen anzustellen, ob einer der Hunde in demselben so gefällig sein würde, uns während der Nacht zum Kopfkissen zu dienen, als ein fränkisch gekleideter Herr eintrat, der, nachdem er einige Worte mit dem Wirth gewechselt, sich in italienischer Sprache an meinen Reisegefährten wendete und fragte, ob wir es unthunlich finden würden, wenn er uns vorschlüge, ihm noch eine halbe Stunde weiter auf das andere Ufer der Styx (die beiläufig jetzt in Prosa Mavronero d. i. Schwarzwasser heißt) zu folgen, wo er sich freuen würde, uns bessere Unterkunft bieten zu können. Es war das erste Beispiel griechischer Gastfreundschaft, welches uns vorkam, und natürlich nahmen wir das Anerbieten sofort an, und obwol der Regen wie mit Kannen herabgoß, brachen wir ohne Verzug auf. Unser rascher Entschluß wurde belohnt. Nach einigem Ab- und Aufklettern waren wir in einem guten Hause auf dem gegenüberliegenden Abhang des Thales im Trocknen. Das Zimmer, in das unser neuer Freund uns geführt, war geräumig und reinlich, und hatte sogar Glasfenster. Es erfreute sich eines

europäischen Sophas, eines kleinen Spiegels, einer Reihe von Stahlstichen unter Glas und Rahmen, und wurde von keinem andern Rauch durchzogen als dem der Papiercigarren, welche ein alter schnurrbärtiger Pallikarenkapitano in brennendrother Treffenjacke, dergleichen Gamaschen und schneeweißer Fustanella uns zu drehen die Güte hatte.

Der Herr, der uns hierhergeführt, war der Eparchialarzt aus Kalabryta, der Kapitano sein Schwiegervater. Während dieser nur Griechisch verstand, und so sich begnügen mußte, durch freundliche Mienen, gelegentliches Zunicken und unabläſſiges Cigarrendrehen seinen Gästen wissen zu lassen, daß sie willkommen seien, unterhielt uns der Doctor auf das angenehmste über Allerlei, vorzüglich über die politischen Zustände des Landes, über die er mit Verstand und Bescheidenheit sprach. Er hatte in Paris und Pavia studirt, und schien das Bedürfniß zu haben, seine Erinnerungen an die Welt der Franken wieder einmal aufzufrischen. Im Uebrigen war er guter Patriot, der die Mängel seines Volkes nach Kräften zu entschuldigen bestrebt war, von der Zukunft das Beste hoffte, und mit Lebhaftigkeit die Meinung widerlegte, als sei man in den gebildeten Kreisen von Hellas der russischen Politik zugethan.

Gegen Abend hatte sich das Wetter verzogen, und wer auf das baumreiche Thal mit seinen stattlichen rothen Dörfern, seinen Feigengärten, Weinbergen und Maulbeerpflanzungen hinunterblickte, konnte kaum glauben, daß diese Landschaft von der Styx bewässert und daß einige tausend Schritt flußaufwärts eine Schlucht sei, die den Alten die Bilder zu ihrem Hades geliefert. Man hätte dann aber auch noch eins nicht glauben mögen, und doch ist es begründet. Diese Dörfer, neun an Zahl und in ihrer Gesammtheit Kluzuna, officiell Nonakris geheißen, sind zum Theil von Leuten bewohnt, welche die Bettelei als Handwerk betreiben, und zwar liefern sie vorzugsweise verstellte Blinde, während ein Dorf in Nordgriechenland (Klavara bei Epaktos) die angeblich Lahmen stellt. Das Geschäft wird nur von Männern betrieben. Die Frauen besorgen inzwischen die Haus- und Feldwirthschaft. Zu Anfang des Frühlings machen sich Scharen von Bewohnern dieser Bettlerdörfer auf, um das Land bis nach Konstantinopel zu durchwandern, in Lumpen gekleidet Almosen zu heischen, sich um ein paar Lepta oder Para übel behandeln zu lassen, monatelang im Freien zu schlafen— alles, wie es scheint, lediglich deshalb, weil es Vater und Großvater so hielten, und weil am Ende der alljährlichen Pilgerschaft die Aussicht winkt, den Winter mit Nichtsthun zu verbringen. Dann hängt der Bettler seinen Krummstab zu den etwa schon vorhandenen andern an die Wand, legt die Lumpen ab und wird Gentleman. Heute trifft dieser, morgen jener von der Zunft ein, man macht sich Besuche, erzählt sich von seinen Erlebnissen in Livadien, Thessalien, Macedonien,

Kleinasien, und rühmt sich der Kniffe, mit denen man gearbeitet. Denn al Arbeit wird das Geschäft allgemein angesehn, und der gilt in der Gemeind am meisten, welcher die meisten zerlaufenen Stäbe an der Wand hängen hat So viel Litzen auf dem Rock des Veteranen, so viel Feldzüge; so viel Krumm stäbe an der Herdmauer des Kluzunioten, so viel sommerliche Bettelreisen.

Am nächsten Morgen nahmen wir von unserm guten Doctor — er führ den brillanten Namen Diamantopulos, Diamantensohn — und seinen gast freien Verwandten Abschied, erfreuten uns des Anblicks unserer Maulthiere welche in der Nacht eingetroffen waren, und wendeten uns in das Thal welches von Solos und den übrigen Dörfern der Nonakris nach dem See von Pheneos (jetzt Phonia) führt. Der See nahm sich mit seinem grün und blau schillernden Spiegel unter den schwarzbewaldeten, von weißen Wolken umflogenen Aroaniagebirg ungemein schön aus. Er stand in dieser Jahreszeit sehr hoch, und war nach Spiros Meinung unergründlich tief. Derselbe Ge lehrte wußte ferner, daß der See keine Fische habe, daß er überhaupt nichts Lebendes in seinen Fluten dulde, und daß er durch unterirdische Kanäle ab fließe, die sein Wasser jenseit des Gebirges in der Rufia wieder zu Tage treten ließen. Wir lassen dies dahingestellt. Gewiß ist nur, daß der See durch zwei von Norden kommende Bäche gebildet wird, die kurz vor ihrer Mündung in denselben sich vereinigen, daß er im Südwesten unterirdische Abflüsse, sogenannte Katavothren hat, und daß, je nach dem Zustand dieser Kanäle, welche die Mythen au Herakles zurückführen, der Spiegel des Sees bald höher, bald tiefer steht. Im Alterthum müssen die Abflüsse stets offen gewesen sein, da Stellen, wo jetzt Wasse flutet, bebaut waren, und im Nordwesten unter einem isolirten Hügel mi Ruinen sogar eine Stadt sich ausbreitete. Auch Leake fand 1806 nur einen sehr kleinen See. In den zwanziger Jahren aber verstopften sich die Katavo thren, und der See verdoppelte seine Ausdehnung und seine Tiefe. 1834 floß er abermals zum großen Theil ab. Jetzt, im Juni 1858, war wieder mehr als die Hälfte des anderthalb Meilen langen und durchschnittlich andert halb Stunden breiten Thalbeckens mit Wasser bedeckt, und von den Kata vothren nichts zu sehen.

Von ähnlicher Beschaffenheit ist der drei Stunden von hier entfernte stymphalische See, den wir am nächsten Tage erreichten. Er hatte für uns kein anderes Interesse als seine Beziehung zu der Heraklessage. Von der Waldung, welche in der mythischen Zeit die Ufer des Sees, der zur Hälfte ein Sumpf ist, bedeckte, ist nichts mehr vorhanden. Von den menschen fressenden Vögeln mit eisernen Schwingen, mit Federn so spitz und scharf wie Pfeile, stieß uns ebenso wenig etwas auf, nicht einmal das Schloßenwetter welches nach modernster Mythendeutung früher hier genistet haben und das Urbild des Vogelschwarms gewesen sein soll, und so gelangten wir wohl

behalten über die Grenze Arkadiens und hinab nach Sikyon, von wo wir am nächsten Morgen nach Korinth und am Abend mit dem Lloyddampfer nach dem Pyräus fuhren. M. B.

Die architektonischen Bestrebungen unserer Zeit.

1.

Die seit einigen Tagen im Gebäude der Kunstakademie ausgestellten Projecte zu einer Börse für Berlin*) geben ein lehrreiches und interessantes Bild unserer heutigen architektonischen Zustände und Bestrebungen. Es sind im Ganzen 23 Entwürfe auf etwa 160 Blättern, von denen die überwiegende Mehrzahl der berliner, zwei der dresdner, einer der münchner Schule angehören; Neugothiker haben sich bei der Concurrenz nicht betheiligt, wol aber ist ein Plan im maurischen Stile erschienen. Die modern französische, von Labrouste beeinflußte Architekturrichtung ist gleich der englischen nicht vertreten. Suchen wir nun zunächst nach dem Resultat jener zahlreichen Bearbeitungen, so finden wir auch nicht ein Project, das der gestellten Aufgabe wirklich und wahrhaftig entspräche, das die Anforderungen, die wir an ein Börsengebäude stellen können und müssen, erfüllte, das des ersten Preises, soll er in Rücksicht auf das erreichbare Resultat und nicht im Verhältniß zu den eingegangenen Arbeiten und der darauf verwandten Mühe verliehen werden, würdig wäre. Wir finden wol, daß den Bedingungen des aufgestellten Programms meist genügt ist, aber wir suchen vergebens nach einer Arbeit, die den Stempel einer bedeutenden Schöpferkraft trüge, die uns packte, überzeugte, ein „so und nicht anders" abnöthigte, vergebens nach einer Arbeit, die jene Lust, Liebe und Hingabe, die allein ein freudiges Gelingen verbürgt, jenes innige Versinken in Geist und Wesen der Aufgabe, in die speciellen Verhältnisse und Bedingungen, ohne welche die ganze und volle Lösung der Aufgabe im Ganzen und Vollen, in räumlicher Anordnung wie im äußern Aufbau unmöglich ist, geschaffen hätte. Durchwandern wir die Ausstellungssäle, von brillant gemalten Perspectiven, die das Auge der Laien blenden, unbestochen, überall finden wir das Allgewöhnliche, das du sollst, du kannst, du sollst nicht, darfst nicht der Schule. Die Klippe, an der sämmtliche Bearbeitungen scheiterten, ist der

*) Die Entscheidung über die genannten Concurrenzentwürfe ist zwar bereits in der Art erfolgt, daß ohne Nennung des Mottos nur die Preisempfänger genannt worden sind; doch dürfte eine Kritik der architektonischen Bestrebungen unserer Zeit in Beziehung auf jene Entwürfe auch nach Erledigung der Preisfrage ihr Interesse nicht verloren haben.

völlige Mangel an wahrhaft monumentaler Erfassung und Durchdringung der Aufgabe, der Mangel, wenn wir so sagen dürfen, historischen Sinnes.

Die besten und vorzüglichsten Arbeiten gehören der berliner Schule an. Aber der Fehler jener Schule ist eben der, angeknüpft zu haben an das, was wir als das Menschliche bezeichnen möchten, das dem Altmeister Schinkel passirte, an jene Architektur des Putzes und Mörtels; des Scheins und der Unwahrheit, die eine wahrhaft monumentale Entwicklung zur Unmöglichkeit macht. Sehen wir am Schauspielhause den mächtige Monolithen vorstellenden Kalkbewurf herunterfallen und hinter ihm rohe Ziegelbögen zum Vorschein kommen, so finden wir uns getäuscht, betrogen, jene Massen zerfallen in Nichts, aus den gewaltigen Quadern lugt Hohlheit und Lüge hervor, raubt uns Halt und Sicherheit, zerfällt vor unsern Augen in Schutt und Staub. Bei Schinkel dem Meister finden wir es erklärlich, daß er zu solchen Mitteln seine Zuflucht nahm; war doch seine Aufgabe die, das Formenwesen der Architektur zu reinigen und zu läutern, hingewiesen auf die ewigen endgiltigen Gesetze griechischer Bauweise. Und diese Aufgabe hat er erfüllt, treulich erfüllt. Betrachten wir die Bauten der Meister seiner Zeit, der Gilly und Weinbrenner und vergleichen sie mit Schinkels Schöpfungen, so staunen wir vor der Kraft und Größe des Genius, der Werke solcher Reinheit und Keuschheit hervorzubringen vermochte. Der Verwässerung und dem Ungeschmack gegenüber eine neue, reine, wahre, edle Formensprache gewissermaßen neu geschaffen zu haben, das ist Schinkels unsterbliches Verdienst, das wir uns nicht rauben lassen können noch dürfen. Aber Schinkel war ein Kind seiner Zeit, ein Schüler der Winckelmann und Lessing, ein Mitstrebender der Schiller und Goethe, die Wiedererweckung der Antike, die Reproduction derselben in ihrem ganzen Wesen und Inhalt galt ihm gleich jenen als Letztes und Höchstes und mit ihnen vergaß er den Boden, darauf er stand und schuf. Den Glanz und die Herrlichkeit des Alterthums wollte er erwecken, wie er sie geschaut und gedacht, und in seiner Begeisterung übersah er, daß er nicht penteliſchen Marmor, nur Kalk und Backstein zur Verfügung hatte. Die Fehler des Genius ahmen wir nach, weil sie das Endliche, leicht Begreifliche an den Werken der Meister sind. Die Schüler und Nachfolger Schinkels hielten fest an jener Architektur des Mörtels, verbreiteten sie von Berlin aus über Deutschland, und hier wie dort zerfiel nach kurzen Jahren trügerischer Herrlichkeit die aus Nichts gezauberte Architektur in Nichts.

Aber weiter; die antike Baukunst, die Schinkel begeisterte, war eine eng begrenzte, nur die engen Kreise antiker Cult- und Lebensverhältnisse erfüllende; indem Schinkel sie in ihrer Beschränktheit den vielgestalteten, tausend verschiedenen Bedürfnissen modernen Lebens anpaßte, ward er Vater jener Langweiligkeit, welche die Architektur Berlins kennzeichnet, jenes Indifferentismus,

der seinen vollendetsten Ausdruck im neuen Museum gefunden hat. Die Fähigkeit einer umfassenden, wir möchten sagen physiognomischen Charakteristik, die innerste Wesenheit monumentaler Baukunst, ging ihm verloren über dem Schema und so blieb nur das Schema, dem sich alles fügen mußte. Und das Schema ist es, das die Schüler dem Meister abgesehn und dieses Schema, was jene berliner Concurrenzentwürfe so leer und langweilig macht. Wol bemühte sich Schinkel monumental zu wirken, aber die Mittel antiker Bauweise beschränken sich nur auf die Säule. So sehn wir Schinkel die Säule zur Kolossalsäule ausdehnen und zwischen sie die Geschosse quetschen, kannten doch die Alten nur den einstöckigen Porticus. — also mußte jenem Vorbild gemäß, auch das mehrstöckige Gebäude als eine Säulenstellung wenigstens erscheinen. Alles ward dem Schema geopfert; mußten auch die charakteristischen Merkmale weichen, das Schema war gerettet, das Haus präsentirte sich, wenn auch nur von vorn, als mächtiger Porticus, als Abbild der griechischen Tempelhalle. Jene kolossalen Säulenstellungen aber sind es, die beiläufig gesagt, trotz himmelweiter Verschiedenheit in der Detailsbildung, Schinkel mit seinen Vorgängern verknüpfen, den Uebergang der Bauweise des 18. Jahrhunderts zu der des 19. bilden. Ward der Mörtel zur Lüge am Material, so ward das Schema zur Lüge am Wesen des Bauwerks. Gleich wie Schiller das Wesen der Poesie als dem Leben feindlich begriff, die Trennung von Kunst und Leben verlangte, so faßte auch Schinkel die Architektur als etwas vom Boden, darauf es doch wachsen, von den Verhältnissen, unter denen es doch nur erwachsen konnte und sollte, Unabhängiges, Freies auf und ward unwahr. Und dies der andere Irrthum des nach dem Höchsten strebenden Künstlers. Vermochte nun aber Schinkel nicht das Wesen des Bauwerks von Innen heraus zu monumentaler Bedeutung zu entwickeln, trug er vielmehr das, was ihm zur monumentalen Erscheinung desselben erforderlich schien, von Außen hinzu, so erreichte er auch eine wahrhaft monumentale Raumdisposition nicht. Das Innere ward dem Anbau, das Sein dem Schein geopfert, die Ineinsbildung von Sein und Schein blieb Schinkel verschlossen und damit der Kern und das Wesen monumentaler Baukunst überhaupt. Nicht auf das Nacheinander folgender, sich steigernder Eindrücke, die auf das Letzte vorbereiten, zu ihm hinführen, mit ihm sich zu harmonischer Stimmung, zu einer mächtigen Gesammtwirkung verbinden, nicht auf perspectivische Wirkungen, die schon beim Eintritt das Kommende ahnen, das Ganze in mächtiger Anrede zusammenklingen lassen, die nichts kosten als eine künstlerische Anordnung, nicht auf solche Compositionsgesetze basirte Schinkel seine Raumbildung. Die vor das Haus gestellte gewaltige Säulenhalle gibt den Maßstab, läßt alles Folgende klein und ärmlich erscheinen. Statt erhoben zu werden, fühlt der Beschauer sich gedrückt, das Innere hält nicht, was das

Aeußere verſprochen. Wir erwarteten hohe, lichte Räume und finden niedere Zimmer, wir fühlen uns getäuſcht, wir ſind verſtimmt.

Was dem Vorgänger nicht gelang, gelang den Spätern ebenſo wenig. Eine wahrhaft organiſche Durchbildung des Grundplans, eine feſte rhythmiſche Gliederung deſſelben, eine weiſe Oekonomie der zu verwendenden Mittel in Rückſicht auf den zu erreichenden Zweck, eine Steigerung des beim Eintritt angeklungenen Effects bis zu ſeiner Erfüllung, mit einem Wort eine großartige, wahrhaft monumentale Raumordnung ſuchen wir bei der berliner Schule umſonſt. Vollgiltigen Beweis hierfür bietet die Planordnung des neuen Muſeums, bieten die Pläne zur berliner Börſe. So macht die Bauthätigkeit der berliner Schule nach der monumentalen Seite hin durchweg den Eindruck einer dilettantiſchen. Man bemüht ſich in der überkommenen Schablone und nur in dieſer ſtilgerecht zu bauen und glaubt das Höchſte erreicht zu haben, wenn das Haus von Außen nur recht zierlich und weißwaſchen ausſieht. Daß aber mit ſolchem Scheinweſen eine rechte und wahre Architektur nicht beſtehn kann, das unterliegt doch wahrlich keinem Zweifel. Das Dauernde, Unvergängliche ihrer Werke iſt es ja eben, was die Baukunſt unter den Schweſterkünſten zur ausſchließlich monumentalen Kunſt macht; in ſeinen Bauwerken legt ein Volk Sein und Denken, Wollen und Können nieder, überliefert in ſteinerner Sprache geſchrieben kommenden Zeiten und Geſchlechtern Kunde von ſich und ſeinen Beſtrebungen. So erzählen uns nach Jahrhunderten noch heute Griechenlands Ruinen von der Hellenen Herrlichkeit, die Bauten Roms von der Römer Größe, erzählen uns des Mittelalters Tempel und Hallen von des Mittelalters Frömmigkeit, von ſeiner Blüte. Und wir? — wir kleben und nageln aus Mörtel und Gyps, aus Holz und Blech eine Architektur zuſammen, die ſchon nach wenig Jahren durch Wind und Wetter zerſtört und zerfreſſen iſt, eine Architektur, die, weil ohne innere Berechtigung einem auf ganz anderen Conſtructionsverhältniſſen beruhenden Material rein äußerlich und willkürlich aufgezwungen, nur hohl und unwahr ſein kann und ſein muß. Das ſieht aus wie Schminke auf dem Antlitz einer Leiche. Der ſittliche Ernſt, die weltgeſchichtliche Bedeutung der Baukunſt wird ſo zu Boden getreten, wir belügen uns ſelbſt und betrügen uns um die monumentalen Merkzeichen unſerer Zeit und unſeres Strebens in der Zukunft.

Schinkel theilte mit ſeiner Zeit den Irrthum, die Schönheit einzig und allein in der Form zu ſuchen, dieſe als etwas für ſich Beſtehendes zu betrachten. Die griechiſche Schönheit galt ihm für abſolute Schönheit, nach ihrem Vorbild ſuchte er daher in conſequenter Verfolgung jener Vorausſetzung ſeine Werke zu modeln. War aber die Schönheit eine abſolute, ſo mußte ſie, weil abſolut, überall in Anwendung gebracht werden, das Weſen der Schönheit war ja etwas für ſich Beſtehendes, vom Inhalt Geſchiedenes, Freies, Un-

abhängiges. Und wiederum mußte die Schönheit als absolute überall Geltung finden, so war es auch gleichgiltig, in welchem Material sie realisirt wurde, handelte es sich ja eben nur und wieder nur um die für absolut erklärte griechische Schönheit. — Das Lebensprincip der griechischen Kunst wie aller wahren Kunst ist es, in der Form eines Gebildes dessen innerstes Wesen auszusprechen. Indem Schinkel die relative Schönheit für absolute Schönheit hielt, sie in ihrer Totalität nachzuschaffen sich bemühte, verletzte er das Lebensprincip derselben auf das tödtlichste. Nur das Wahre ist schön. Ein Monolithenbau über Ziegelbögen durch Kalkputz bewerkstelligt ist unschön, weil unwahr. Die griechische Kunst ist schön, weil sie zum Reflector des dem griechischen Volk inwohnenden Geistes wurde, die griechische Gedankenwelt in ihr zum vollen, rückhaltlosen Ausdruck gelangte. Das Bestreben, die Griechenkunst in ihrer Totalität zur unseren machen zu wollen, muß Schiffbruch leiden, denn unsere Cult- und Lebensverhältnisse, unsere ganze geistige Anschauung (weil durch das Christenthum gegangen), ja Klima und Material sind ganz anderer Art als die der Griechen. Wie die Griechenkunst als der ideale Abglanz des griechischen Seins durch die Wahrheit zur Schönheit gelangte, ganz ebenso muß die Baukunst unserer Tage wahr werden, um ein monumentales wahrhaftiges Zeugniß des Gedankens, der uns bewegt und innewohnt, zu geben, und den Inhalt desselben zur Schönheit zu verklären, zur relativen Schönheit, der griechischen gleichberechtigt, denn er wird das Abbild unseres Denkens und Strebens werden; tiefer und inhaltsreicher denn griechische Kunst, wie unsere Anschauung eine tiefere, geistigere ist, denn die der Griechen war. Das Singuläre, Einseitige der griechischen Kunst ist der Monolithenbau, das Dauernde und Giltige das Darstellungsprincip derselben, dauernd und giltig, weil identisch dem Gestaltungsprincip der schaffenden Natur, in der Form den inliegenden Begriff zur Erscheinung zu bringen. „Hob aber die griechische Kunst die körperliche Darstellung zur Höhe der Natur selbst und macht ein weiteres Aufschwingen unmöglich, weil es über die Grenzen der Natur nicht hinaus kann," so wird ihr Formenprincip „jedem kunstliebenden Geschlecht, je nach dem Material, aus dem es bildet, ein Kanon sein müssen, um für seine in ihm auftauchenden Begriffe Werke und Formen auf gleichem Wege und nach gleichem Princip, in gleicher allgemeiner Wahrheit und gesetzlicher Giltigkeit hervorzubringen." Daß Schinkel den griechischen Monolithenbau vom griechischen Formenprincip untrennbar glaubte, war sein Irrthum, daß er uns aber jenes Formenprincip wieder erweckte, sein unsterbliches Vermächtniß, das wir festhalten, auf das wir bauen wollen und müssen, wenn anders wir die Lösung der uns gestellten Aufgabe wahr zu sein, um schön zu werden, versuchen wollen.

Grund aller Kunst und insbesondere der Baukunst ist Wahrheit. Wahr

ſoll die Baukunſt ſein in der Darſtellung und Behandlung des gebotenen Materials, wahr aber auch in der Charakteriſtik des Bauwerks, in der Art und Weiſe, wie ſie deſſen inneres Weſen in den äußern Formen zur Anſchauung bringt. Die Ueberzeugung, daß das Wahre der ſchönen Darſtellung fähig ſei, muß den Muth und die Kraft geben, wahr ſein zu wollen.

Das dem Norden Deutſchlands von Natur wie Tradition zugewieſene Material iſt der Backſtein. Das Kriterion des Backſteinbaues aber iſt die auf dem geringen Volumen des gebrannten Steines und ſeiner Fähigkeit ſich in ſeinen einzelnen Theilen durch Mörtel zu einem continuirlichen Ganzen zu verbinden, beruhende Möglichkeit, ein jedes Planſchema frei und ungebunden in beliebigen Breiten- und Höhenverhältniſſen zu realiſiren. Die Ueberſpannung aller Wandöffnungen bewerkſtelligt der Backſteinbau durch den Bogenbau, die Ueberſpannung aller Raumöffnungen durch den fortgeſetzten Bogen-, den Gewölbebau. Gewährt nun aber der Bogenbau dem Starren, Bedingten des Monolithenbaues gegenüber einerſeits die größte Freiheit, weil Unabhängigkeit vom Material in mechaniſcher Beziehung, ſo geſtattet er auch andererſeits in Rückſicht auf die künſtleriſche Darſtellung die umfaſſendſte Charakteriſtik des Bauwerks, läßt die ſubtilſten Nüancirungen, die verſchiedenartigſten Verhältniſſe zu, und erhebt die Ausdrucksfähigkeit der Baukunſt zur vollkommenſten Freiheit. Im Bogenbau bietet ſonach der Backſteinbau die Möglichkeit, die verſchiedenartigſten Bauzwecke ihrem Weſen nach charakteriſtiſch zur Erſcheinung zu bringen; im Aeußern aber das Innere eines Gebäudes, ſeinen Zweck, ſeine Bedeutung, mit einem Worte ſeine ganze Individualität auszuſprechen, iſt Grund und Bedingung aller wahren, aller monumentalen Baukunſt. — Die Baukunſt ſoll aber auch wahr ſein in der Darſtellung des Materials, aus dem ſie ihre Werke bildet. „Denn nicht blos in einem gänzlichen Ueberwinden des Stoffes, nicht blos in einem Zwingen deſſelben zum todten Schematismus kann die Größe der Tektonik beſtehen, ſondern vielmehr darin, daß man auch dem Stoff, indem man ihn annimmt, ſein Recht widerfahren läßt und ihm ſelbſt durch Bildung und Fügung den Anſchein eines höhern idealen Lebens für den hohen geiſtigen Zweck, dem er dienen ſoll, aufzuprägen weiß.“ Die Formbildung des Materials, die Darſtellung deſſelben auf ſein Weſen, ſeine techniſche Fähigkeit zu baſiren, ſie darum und demgemäß zu charakteriſiren iſt die Aufgabe; die Löſung derſelben im Sinne und Geiſte griechiſcher Kunſt nach dem helleniſchen Princip, den Begriff und die Weſenheit jedes baulichen Gliedes für ſich wie für das Ganze, deſſen Theil es iſt, in ſeiner Form zur Anſchauung zu bringen, die bleibende Frucht des Studiums griechiſcher Kunſt.

Von der preußischen Grenze.

Es ist eigentlich ein undankbares Geschäft, gegen eine vollendete Thatsache zu protestiren, aber wir können doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß das neue Arrangement im Hause der Abgeordneten uns lästig fällt. Wir haben uns einmal daran gewöhnt, mit der Bezeichnung Rechts und Links bestimmte politische Vorstellungen zu verbinden, und es ist unbequem, daß wir diese Vorstellungen jetzt plötzlich mit andern vertauschen sollen. Wir werden uns schwer daran gewöhnen, wenn von der Linken die Rede ist, uns dabei die Kreuzzeitung und ihre Partei zu denken, und uns selber wird es rechts noch lange ungemüthlich vorkommen. Freilich sind Rechts und Links Relativbegriffe, wir haben schon einmal rechts gesessen, als die Demokratie das große Wort führte, und wir gehören, wenn alle Parteien des Volks gleichmäßig vertreten sind, weder auf die Rechte noch auf die Linke, sondern ins Centrum. Aber wir sehn nicht ein, warum wir die Plätze gradezu vertauschen sollen und wir fürchten, der Grund dieser Aenderung liegt in einem Mißverständniß der preußischen Zustände.

Bekanntlich ist es in England zwar nicht staatsrechtlich, schwarz auf weiß, aber doch durch langen Gebrauch festgestellt, daß die Führer der Majorität im Unterhause die Regierung führen. Die Aristokratie des Landes ist in zwei Familiencoterien getheilt, von denen jede bereit ist, der Krone ihre Dienste anzubieten. Sind die Whigs am Ruder, und die Majorität des Unterhauses spricht sich in einer Frage von Wichtigkeit gegen sie aus, so erfordert es der Gebrauch, daß sie ihre Entlassung einreichen; die Krone — falls sie nicht eine Parlamentsauflösung vorzieht — beruft die Tories ins Ministerium, diese besetzen nun die Ministerbank, die Mitglieder, welche die letzte Majorität zu Stande gebracht, scharen sich um sie herum — gleichviel, aus was für Elementen diese Majorität hervorgegangen war; — die abgetretenen Whigminister gehn auf die andere Seite, und ihre Anhänger füllen die Oppositionsbänke. „Sr. Majestät allergetreueste Opposition" ist eine Bezeichnung, die jenseit des Kanals einen sehr realen Inhalt hat; denn die bisherige Form der Regierung setzt voraus, daß bei jeder Niederlage des gegenwärtigen Ministeriums eine organisirte Partei vorhanden ist, bereit, Sr. Majestät die Majorität des Unterhauses wieder zuzuführen. Wie lange diese Form der Regierung noch fortdauern wird, mag dahingestellt bleiben; bei der gegenwärtigen Zersetzung der alten Familienverbände ist es wenigstens zweifelhaft, ob nicht auch für diesen Gebrauch eine gewisse Modification wünschenswerth wäre.

So ist es in England, im Lande der parlamentarischen Regierung; in allen übrigen constitutionellen Ländern ist die Praxis eine andere. Hier setzt sich rechts die Aristokratie, links die Demokratie, beide Worte in der ausgedehntesten Bedeutung genommen; und je nachdem das Verhältniß dieser Elemente sich ändert, werden die Nuancen der Partei festgestellt: äußerste Rechte, rechtes Centrum, linkes Centrum u. s. w.

So wurde es seit 1848 auch in Deutschland Sitte, und wenn auch in der Regel die Regierung ihre Stütze auf der Rechten suchte, so fand man doch nicht selten eine Opposition von der äußersten Rechten vor, der die Regierung noch zu

liberal war, wie es auch in Preußen vorgekommen ist, ohne daß doch diese Opposition sich links setzte.

Nun soll plötzlich der britische Gebrauch bei uns eingeführt werden; und die Mitglieder derjenigen Parteien, welche — aus sehr verschiedenen Gründen — gegen das Ministerium Manteuffel Opposition gemacht haben, die Liberalen, die Katholiken und die Polen (da die Demokraten auch diesmal keine Vertretung gefunden haben) sollen unter dem neuen Ministerium als „ministerielle Partei" die rechte Seite einnehmen. Die Polen haben glücklicherweise in Bezug auf sich schon anders bestimmt, sie bleiben links, und die weißrothblaue Fahne weht vor den Rittern des Kreuzes, was uns ein höchst erfreulicher Anblick ist. Die bisherigen „Katholiken", die uns über eine Umwandlung ihres Parteinamens im anerkannt „paritätischen Staat" noch im Unklaren gelassen haben, werden vorläufig im Centrum sitzen; der Tausch beschränkt sich also eigentlich auf die bisherige „Rechte" und „Linke".

Diese Form ist insofern nicht gleichgiltig, als sie eine incorrecte Auffassung der historischen und der politischen Verhältnisse in sich schließt.

Wir können die Frage, was in Preußen Rechtens ist, ob eine parlamentarische oder rein königliche Regierung, hier füglich auf sich beruhen lassen, obgleich zwei Umstände eine sehr verschiedene Form der Staatsverfassung, im Vergleich mit der großbritannischen bedingen: einmal die zerstückelte geographische Grundlage der Monarchie, die eine straffe militärische Concentration nöthig macht, so lange sich Preußen als Großmacht behaupten will; sodann die staatsrechtlichen und volkswirthschaftlichen Beziehungen zu den übrigen deutschen Staaten und zum deutschen Bund, die eine parlamentarische Leitung der Politik, wie sie nominell (freilich auch nur nominell) in England besteht, wenigstens in dieser Form ausschließen. Hier kommt es uns nur auf das Thatsächliche an.

Es wäre ein thatsächlicher Irrthum, das gegenwärtige Ministerium als ein parlamentarisches aufzufassen. Es ist seinem Ursprung nach kein parlamentarisches; denn in den vorigen Kammern hatte das abgetretene Ministerium die entschiedene Majorität, gleichviel wie diese Majorität zu Stande gebracht war, und es ist ernannt, bevor die neuen Wahlen (die Appellation ans Land, wie der technische Ausdruck heißt) auch nur ausgeschrieben waren. Der Prinzregent hat sich von seiner Ueberzeugung über das, was die Ehre und das Interesse des Landes erheischt, bestimmen lassen, ohne irgend welche Majorität zu Rathe zu ziehn; — sein Entschluß war ebenso weise als hochherzig, und die Geschichte wird ihn einst richtiger würdigen, als die geschäftige Mitwelt, die im Eifer ihrer Parteiinteressen leicht vergißt, wie schwer ein solcher Entschluß grade in jenen Regionen sein mußte; — aber die Form dieses Entschlusses war gewiß nicht, was man in England parlamentarisch nennt. — Das Ministerium ist auch in seiner Zusammensetzung kein parlamentarisches; es sind zwar einige Führer der bisherigen Opposition darin (v. Bethmann-Hollweg; v. Auerswald; v. Patow), sie sind aber nicht als Führer der Partei darin eingetreten, sondern sofern ihre Persönlichkeiten dem Prinzen Garantie für eine zweckmäßige Verwaltung zu bieten schienen, und neben ihnen sind nicht blos altbüreaukratische Elemente, deren Richtung man noch nicht genau übersehn kann, sondern auch Mitglieder der alten Regierung, von denen es sehr fraglich sein wird, wie weit sie dem neuen Umschwung der Dinge ihre Mitwirkung leihen.

Das wäre der historische Irrthum; wichtiger ist der praktisch-politische. Wir haben stets gegen die Bezeichnung „ministeriell" für die liberale Partei protestirt; wir freuen uns lebhaft, daß der bisherige Führer derselben, Graf Schwerin, darin unsrer Meinung ist. Das gegenwärtige Ministerium erscheint uns viel besser als das vorige, darum werden wir es aus allen Kräften gegen die Anhänger und Einbläser des vorigen unterstützen; es ist eine sehr große, mit tiefgefühltem Dank hinzunehmende freiwillige Concession der Krone an das Volk, darum werden wir uns hüten, ihm irgend welche Verlegenheiten zu bereiten, wir werden mäßig, bescheiden, zurückhaltend in unsern Forderungen sein; aber es ist nicht der reine Ausdruck unsrer Partei, darum wollen wir uns nicht mit ihm identificiren. Wir sind keine Whigs, keine Vettern einer „liberalen" Adelscoterie, wir sind die Vertreter der Interessen des preußischen Bürgerthums, und ebenso unabhängig vom Ministerium, als es das Ministerium von uns ist.

„Wir wollen das Ministerium nicht drängen!" Das ist das allgemeine Stichwort aller liberalen Factionen gewesen, auch der Demokraten, die im Ganzen genommen in dieser Bewegung nicht blos einen sehr richtigen Takt, sondern auch ein warmes vaterländisches Gefühl bewährt haben. Allein dieses Stichwort bedarf einer bestimmtern Erklärung, weil es sonst die Partei zu einer sehr bedenklichen Lethargie verurtheilen würde. — Wir wollen das Ministerium nicht drängen in Bezug auf die organische Gesetzgebung und die auswärtige Politik. Hr. v. Usedom, der, wie man meint, der Regierung nahesteht, hat in dem Schreiben an seine Wähler angedeutet, daß die meisten organischen Gesetze (Gemeindeordnung, Grundsteuer, Reform des Ministeriums) diesmal dem Landtag noch nicht vorgelegt werden dürften. Es sei; die neue Regierung muß sich erst mühsam in die Verhältnisse einarbeiten, und es ist besser, die organische Gesetzgebung nach einem wohlüberlegten Plan durchzuführen, als unruhige Experimente vorzunehmen, die denn doch wieder zu Irrungen Anlaß geben. Wir können warten; das Provisorium kann durch weise Benutzung der bestehenden Ordnung erträglich gemacht werden.

Aber in einem Punkt können wir nicht warten; Pflicht und Gewissen sprechen ein zu kategorisches Wort. Wir müssen von der Regierung verlangen, die bisherige Rechtsunsicherheit gründlich aufzuheben. Es ist viel gesündigt worden, und nicht leicht werden die Folgen der bisherigen Parteiherrschaft in dem innern Organismus des Staats verschmerzt werden. Eine schnelle, allseitige und entscheidende Abhilfe ist dringend nothwendig, und das Ministerium selbst wird sich durch die Worte des erhabenen Fürsten angeregt fühlen: „Wenn in allen Regierungshandlungen sich Wahrheit, Gesetzlichkeit und Consequenz ausspricht, so ist ein Gouvernement stark, weil es ein reines Gewissen hat, und mit diesem hat man ein Recht, allem Bösen kräftig zu widerstehn." Diese Worte des Prinzen haben sich tief in die Brust des Volks eingegraben; sie sollen und werden zur Wahrheit werden. † †

Literatur.

Das Buch der Mutter für Haus und Erziehung. Herausgegeben von Agnes v. Bohlen. Berlin. Verlag von Julius Springer. 1859. 8. 436 S. — An Erziehungsschriften haben wir Ueberfluß, doch haben die wenigsten Mütter Zeit und Luſt ſie zu leſen. Dagegen wird den meiſten ein Buch willkommen ſein, in dem ſie Ausſprüche nicht nur der bewährteſten pädagogiſchen Autoritäten, ſondern auch der größten Geiſter unſerer und anderer Nationen, die ſich auf das ganze Gebiet der Erziehung beziehen, zuſammengeſtellt finden. „Zwar," bemerkt die Herausgeberin in der Vorrede ſehr richtig, „wird eine verſtändige Mutter mit geſundem Sinn und weiblichem Taktgefühl den rechten Weg nicht verfehlen und weder Buch noch Regel werden ein innwohnendes Verſtändniß erſetzen können — wol aber vermögen lebendige geiſtvolle Gedanken anregend und fördernd auf den Geiſt der Erziehung einzuwirken; ſie werden zu Wegweiſern, die leichter und ſicherer zu dem vorgeſteckten Ziele führen." Die Herausgeberin hat zu ihrer reichen Sammlung (ſie zählt 1000 Nummern) ſehr ausgedehnte Studien gemacht. Wir finden nicht nur Niemeyer, Herbart, Peſtalozzi, Dinter, Beneke, Schwarz, Roſenkranz u. ſ. w., nicht nur Goethe, Schiller, Jean Paul, Möſer, Hippel, Arndt, Rückert, Schäfer, Riehl u. a., nicht nur Rouſſeau und Fenelon, ſondern auch Shakeſpeare und gelegentlich ſelbſt die Alten benutzt. Die Auswahl iſt mit großem Takt gemacht, man wird nicht leicht eine Seite aufſchlagen, ohne durch einen bedeutenden Ausſpruch gefeſſelt zu werden. Auch iſt es der Verfaſſerin gelungen, durch eine ebenſo zweckmäßige als überſichtliche Anordnung die Gruppen der gewählten Lehren und Maximen zu einem zuſammenhängenden Ganzen zu verbinden. Gebildeten Frauen ſei dies Buch beſtens empfohlen; es eignet ſich beſonders zum Geſchenk, auch durch ſeine ebenſo zierliche wie ſolide Ausſtattung.

Alterthümer und Denkwürdigkeiten Böhmens. Mit Zeichnungen von Joſef Hellich und Wilhelm Kandler. Text von F. Mikowec. Prag, Kober und Markgraf. — Das erſte Heft dieſes für die böhmiſche Culturgeſchichte ſehr intereſſanten Werks enthält Otokars Grab in der Domkirche zu Prag; die Ruine Kokiren und die St. Stephanskirche auf der Kleinſeite von Prag. — Die Ausführung der Bilder iſt vortrefflich, und die Erläuterungen reich an gelehrten Notizen. —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Buſch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Abonnementsanzeige zum neuen Jahr.

Mit dem Anfange des neuen Jahres beginnen die **Grenzboten** den **XVIII. Jahrgang.** Die unterzeichnete Verlagshandlung erlaubt ſich zur Pränumeration auf denſelben einzuladen, und bemerkt, daß alle Buchhandlungen und Poſtämter Beſtellungen annehmen.

Leipzig, im December 1858. **Fr. Ludw. Herbig.**

Knebel.

Aus K. L. von Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette (1774—1813). Ein Beitrag zur deutschen Hof- und Literaturgeschichte. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Jena, Mauke. —

— Wer ists, der dort gebückt
Nachlässig stark die breiten Schultern drückt?
Er sitzt zunächst gelassen an der Flamme,
Die markige Gestalt aus altem Heldenstamme.
Er saugt begierig am geliebten Rohr,
Es steigt der Dampf an seiner Stirn empor.
Gutmüthig trocken weiß er Freud und Lachen
Im ganzen Cirkel laut zu machen,
Wenn er mit ernstlichem Gesicht
Barbarisch bunt in fremder Mundart spricht.

So schildert Goethe in „Ilmenau" seinen ältesten weimarischen Freund, durch dessen Vermittlung der entscheidende Wendepunkt seines Lebens eingetreten war. In der Sammlung „Freundesbilder aus Goethes Leben" (Leipzig, Dyk) hat Düntzer, was man aus den Actenstücken über diese höchst interessante und liebenswürdige Persönlichkeit wissen kann, mit seinem gewöhnlichen Fleiß zusammengestellt. Die vorliegende Correspondenz ist eine Nachlese, die, im Ganzen von viel geringerem Interesse, doch über den herrschenden Ton der Societät von Weimar und über Goethe selbst einzelne beachtenswerthe Notizen enthält.

Fräulein Henriette v. Knebel, erzählt der Herausgeber, geb. 1755 zu Regensburg, war ganz der weibliche Abdruck ihres Bruders. Derselbe edle Drang, dieselbe Herzinnigkeit, dieselbe Sehnsucht nach geistiger Freiheit und reiner Menschheit, derselbe Ernst der Empfindung, aber auch dieselbe Reizbarkeit, dasselbe rücksichtslose Aufwallen und Uebersprudeln. Auch äußerlich erschien sie dem Bruder gleich, eine hohe, edle Gestalt; ihr Gesicht war leider früh durch Blattern entstellt worden, doch blitzten ihre Augen mit unwider-

ſtehlicher Gewalt und trafen tief in die Seele, wenn ſie auch mehr Verehrung als Liebe zu erwecken wußten. Unter ihrem harten und widerwärtigen Vater hatte ſie viel zu leiden, bis dieſer 1787 die Seinigen durch den Tod von einer ſchweren Laſt befreite.

Als der Bruder ihr 1774 einen Gruß von Goethe ſchickt, antwortet ſie, 19. Dec.: „Die Freude, daß ein Goethe weiß, daß auch ich exiſtire, ſogar an mich ſchreibt — mir iſt noch, als wenn ich träumte, ob ich wol den Brief ſchon ganz auswendig weiß.“ So wirkte ſchon damals der Zauber dieſes Mannes auch in die Ferne. In jedem Brief erkennen wir das unauslöſchliche Gepräge, daß dieſer überlegene Geiſt den Seinigen aufdrückte. Als einmal Henriette über verlornes oder nicht gefundenes Glück klagt, tröſtet ſie der Bruder (28. Nov. 1784) durch Goethes Lebensphiloſophie. „Der Menſch iſt weder zum Glück noch zum Unglück geſchaffen; er iſt geſchaffen, daß er da ſei; die Ordnung der Dinge rief ihn hervor. Das Schickſal, das ihn von außen treibt, legt ihn zwiſchen wechſelſeitige Schalen. Jedem iſt nach ſeinem Maß eine gute Portion Glück zugetheilt, das er ſich nicht gegeben hat; jedem eine faſt unvermeidliche Portion Elend. Selbſt dem Unglücklichſten iſt oft da Hilfe, Glück und Genuß zugetheilt, wo wir es nicht errathen, kaum ſelbſt für ihn fühlen können — z. B. die Zufriedenheit, die ein Mathematiker bei einem ſchwer aufgelöſten Problem findet; während dem Glücklichen ein unvermeidlich Elend kommt, wo er es nicht vorausſehn konnte. Dieſes Geſetz erhält den Menſchen in einer ſteten Achtſamkeit und Spannung. Er hat ſtets Urſache zu hoffen und zu fürchten; das Unwahrſcheinlichſte iſt doch möglich und hat ſich ſchon ereignet, und das Glück, worauf er am ſicherſten baute, iſt vor ſeinen Augen verſchwunden. Durch dieſe Nothwendigkeit zieht ſich ein elektriſcher Faden, der das Gute von den Dingen zu erhalten ſucht und an ſich reißt, und das Böſe von ſich ſtößt. Das iſt die Kraft des Geiſtes. Sie beweiſt ſich darin, daß ſie das Gute fixirt und deshalb, obgleich allem zufälligen Glück bereit, dennoch nichts zuläßt, was ihr das Gefühl davon zu einer andern Zeit benehmen könnte. Dadurch erhält ſie ſich in der glücklichen Flut des Daſeins gemächlich und bewußt, ſind hingegen die Waſſer enger und trüber, und ſinken zur Ebbe, ſo wird ſie nicht ſo leicht mit vom Ufer weggetrieben. Sie hat ſich vieler dauerhaften Dinge bemeiſtert, die ihr das Schickſal nicht nehmen kann, ihr Geiſt ſelbſt iſt frei und thätig, wie Ulyß in den Meereswogen; ſie hat ruhig dulden gelernt und wird alſo zur Zeit des zögernden Schickſals nicht erdrückt, und was ſie nun noch verlieren kann, ſind meiſt nur Spiele, die ſie nie anders betrachtet, und die ſich zur Zeit des Glücks leicht wieder anhängen.“ — „Die Fluten des Lebens ſind in der Jugend weit gefälliger; das Leben wird ſtrenger, je länger es ſich lebt. Es wird immer weniger gleichgiltig gegen das, was man ſich erwirbt, weil es

fühlt, daß es immer weniger zu verlieren hat. Wem es zu sehr durch die Finger sieht zur Zeit, da er sich noch zu erwerben hat, dem ist es nicht gewogen: es arbeitet darauf, vollkommene Greise zu haben." — „Wir sollten nie feste Wünsche des Herzens machen. Das Schicksal hat seine eigne Art zu erfüllen, die oft von der, wie wirs wünschten, sehr verschieden ist, und doch die vortheilhafteste für uns. Fügen in die Nothwendigkeit ist wahrer Gehorsam, und nur dieser kann uns am Ende, zumal bei verwirrter Lage, beruhigen und glücklich machen" (6. Dec. 1784). — Das Leben ist voll eitel Müh und Stückwerk; indem wirs als solches betrachten, kommt uns noch hier und da eine unerwartete stille Freude entgegen" (31. Jan. 1785). — „Wir müssen uns stets mit dem Leben etwas verändern; denn wenn wir stehen bleiben, sind wir zu nichts. . . Leb du nur immer etwas in Leichtsinn und Taumel, wo es möglich ist!" (27. Juni 1786).

Karl äußerte sich der Schwester gegenüber mit unbedingtem Vertrauen; auch Erlebnisse, die sonst unter Männern bleiben, theilte er ihr unbefangen mit. Wie wenig sie der Prüderie anzuklagen war, zeigt die Correspondenz über Ardinghello. „Die Moral des Verfassers, schreibt Knebel 24. Sept. 1787, ist freilich schwankend, aber das Buch ist voll Leben, und das ist genug. Moral ist, denk ich, jedes eigne Sache." „Du wirst mir nicht verargen, antwortet Henriette, daß ich mich über Ardinghello gefreut habe; denn seine Unmoralität kann mich nichts angehn, da ich ihn nicht deswegen, weil ich auch ein Mensch bin, als meines Gleichen betrachten kann, ebenso wenig als ein fremdes vortreffliches Gewächs; denn so müßten mir die Sitten der Einwohner von Otahaite gefährlich sein. Jeden großen, vorzüglichen Menschen sehn wir doch am liebsten als freien Wilden, auf den weder sein Zeitalter noch dessen Sitten viel Einfluß hat. Das Buch hat mir wirklich viel Vergnügen gemacht." Darauf findet Knebel denn doch zu erinnern (12. Nov.): „Nur ist in der innern Vorstellungsart eine gewisse Unmoralität, die sich nicht ganz mit der otahaiteschen oder thierischen vergleichen läßt. Es ist nämlich ein ander Ding, einen Wilden in dem freien Gebrauch seiner blos thierischen Kräfte zu sehn, und ein ander Ding, einen Sophisten mit reizenden und einnehmenden Bildern die Sache so vorstellen zu sehn, als wenn sie wirklich das höchste Glück des Menschen sei. Letzteres ist nicht wahr, und deshalb wirds uns widrig; wir verlangen von erhöhten Denkkräften auch erhöhte Vorstellungsart." Inzwischen haben die glühenden Bilder Heinses doch auf ihn gewirkt: „Wir sollten alle die kalten, spröden Hülsen abstreifen, die uns an dem Genuß des allzukurzen Daseins verhindern." — „Des Menschen Bestimmung ist Erkenntniß und Genuß. Soll ich ewig nach Schatten laufen? Je mehr glückliche Momente er zusammenbringt, um desto mehr hat der Mensch

gelebt." — „Es wird Goethe schwer, Italien zu verlassen, und ich fürchte, daß er sich sobald nicht wieder an deutsche Luft gewöhnen möchte. Freilich ists ja in Deutschland überall schlecht und die Luft wäre noch am ersten zu ertragen. Aber unser elendes Reichssystem, Vorurtheile aller Art, Dumpfheit, Plumpheit, Ungefühl, Unart, Ungeschmack und Unsinn, Stolz und Armuth, das sind Dinge, die noch schlimmer sind als die schlimmste Luft" (18. April 1788).

Mit großer Verehrung spricht er sich durchweg über Frau von Stein aus. „Sie ist diejenige hier unter allen, von der ich am meisten Nahrung für mein Leben ziehe. Reines, richtiges Gefühl bei natürlicher, leidenschaftsloser, leichter Disposition haben sie bei eignem Fleiß und durch den Umgang mit vorzüglichen Menschen, der ihrer äußerst feinen Wißbegierde zu Statten kam, zu einem Wesen gebildet, dessen Dasein und Art in Deutschland schwerlich oft wieder zu Stande kommen dürfte. Sie ist ohne alle Prätension und Ziererei, gerad, natürlich, frei, nicht zu schwer und nicht zu leicht, ohne Enthusiasmus und doch mit geistiger Wärme, nimmt an allem Vernünftigen Antheil und an allem Menschlichen, ist wohlunterrichtet und hat feinen Takt" (April 1788). „Sie ist eine gar seltene gute Frau, und lebt eigentlich blos in der Klarheit, die ihr, bei ihrer reizbaren, feinen Natur, schon die Stelle der Wärme vertritt. Sie lebt eigentlichst im Verstand, und hat doch so gar keine Prätension von Verstand" (Oct. 1788).

Ernsthaftes Nachdenken erregt folgende Stelle über die Zustände von Weimar (Oct. 1788): „Das Seinsollen, mit deutscher Armuth und Elend, ist mir am Hof und in der Stadt nachgrade unerträglich. Aut Caesar aut nihil, sagt das lateinische Sprichwort, und das will nur so viel sagen: Halbheit richtet jeden ehrlichen Charakter zu Grunde." — Das ist doch nicht bloße Hypochondrie!

Im Mai 1791 folgte Henriette der Einladung ihres Bruders nach Weimar, wo sie einige Monate darauf die Erziehung der eben fünf Jahr alten Prinzessin Caroline Luise übernahm. Das gute Verhältniß zwischen den Geschwistern hörte aber auf, als Knebel Ende 1797 sich nach Ilmenau zurückzog und dort die Kammersängerin Rudorf heirathete. Henriette brach vollständig mit ihrem Bruder, und ließ sich erst im Sommer 1801 versöhnen. Im Sommer 1804 nahm Knebel Jena wieder zu seinem Aufenthalt, und von da an wird der Verkehr lebhafter. Einzelne Urtheile über die herrschende Literatur sind interessant, weil sie den Ton der guten Gesellschaft charakterisiren.

3. October 1801. „Maria Stuart ist für das Theater zu lang und ermüdend, und bin ich auch darin unsers Wieland Meinung, der mir unter andern Aeußerungen der Verzweiflung sagte: wenn ein hübscher Mann von fünf Fuß und drei Zoll zu mir ins Zimmer tritt, so kann er mir gefallen;

mißt er aber zehn Fuß sechs Zoll, so laufe ich davon. Man sieht, daß Schiller für das Tragische geboren ist, da er die Menschen so quälen kann, und es ist unbegreiflich, daß er sich gar nichts Arges dabei denkt, und meint, man könnte recht gut bis um elf Uhr Nachts so dasitzen. Ich kann es ihm nie vergeben, wie er mich schon gemartert hat." Aehnliche Klagen über Schiller ziehn sich durch den ganzen Briefwechsel. — 10. Februar 1803. „Man sieht wohl, daß er für sich schreibt und wenig an das Publicum denkt, daher seinen langen Stücken doch immer die Grazie fehlt." — 22. März 1804. „Da ich den großen, man könnte ihn auch den langen Tell nennen, glücklich ausgehalten habe, so kann ich ihn auch loben; denn ich dachte, die Hitze würde mich umbringen, und der größte Spaß an diesem Tag waren die vielen Kutschen und Reiter, auch Fußgänger, welche alle die jenaische Straße herbeikamen. . . . Im zweiten Act der lange Bund der Eidgenossenschaft, wobei in der Wirklichkeit nicht der dritte Theil von Worten nöthig war, dann zwischen Tells Geschichte noch ein langweiliger schweizer Prophet, den man lieber hinter dem Theater sterben sähe — denn sterben muß er, man weiß nicht warum. Dann noch eine Liebesgeschichte eines jungen ausgearteten Schweizers, den eine Geliebte wieder durch viele hohe Worte zur Raison und in sein Vaterland bringt. Und zuletzt wäre es doch schade gewesen, wenn Tell, dessen starker Charakter ziemlich gut gehalten war, da er nur handelt und wenig spricht, nicht auch noch ein langes Monolog halten sollte, woraus, wie aus allem, nur Schiller spricht und nicht der Mann selbst." — 15. Mai 1805 über Schillers Tod: „Meiner armen Prinzeß kam dieser Fall zu unerwartet. Sie weinte und schluchzte und konnte sich kaum fassen, obgleich die Erbprinzeß, der es auch sehr nahe ging, alles that, um sie zu trösten. Wir sind fast täglich bei der Schillern, deren Schmerz zwar tief, aber doch sanft ist. Die Wolzogen ist viel heftiger. Es ist merkwürdig, daß Schiller allein in seinem schön organisirten Kopf gelebt hat. Die Aerzte stimmen darin überein, daß sie nie einen so ganz verdorbenen und aufgelösten Körper angetroffen hätten, alles verknorpelt, nur den kleinsten Rest von Lunge, und — stelle dir vor! — gar kein Herz mehr, nichts als ein Stückchen Haut. Ich glaube, daher kommt es, daß ich Schiller nie anreden konnte, so gern ich ihn auch sprechen hörte; ich habe mich oft über ihn geärgert, aber jetzt muß ich mich selbst entschuldigen. Aber ich glaube, es lebt sich gut ohne Herz, und ich gäbe das meinige um ein Leichtes hin." — 17. December 1807. „Goethe versicherte mich, daß er es selbst bei Schillers Stücken niemals über den vierten Act habe aushalten können. Daß ich ihn für alle Folgezeiten in dieser Meinung bestärkte, glaubst du mir wol."

5. April 1803: „Ich war aufgelegt, die natürliche Tochter gut zu finden, weil mir, im Vertrauen gesagt, die Schillersche Schwere fast unerträglich

wird. Daher haben mir die rührenden Stellen aus der Eugenie, der Jammer des Vaters über seine todtgemeinte Tochter u. s. w. sehr gefallen. Inzwischen hat die Toilette der Eugenie etwas Abgeschmacktes, worin unsre Herrens, wenn sie leicht und zierlich sein wollen, gar bald verfallen."

Die regierende Herzogin hat nicht immer den Beifall ihrer Hofdame; diese schreibt, 16. Sept. 1802: „sie scheint mehr als jemals zu fühlen, daß sie aus einem großen Haus ist, so stolz und unzufrieden sieht sie aus." „Unser hiesiges geistiges Leben hat etwas Aehnliches mit dem physischen im Orient, wo die Großen allein im Besitz der Güter sind, mit denen sie ziemlich despotisch und willkürlich schalten, und die andern auch gar keinen Wunsch noch Bedürfniß nach irgend einem Eigenthum haben." 23. December 1803 (nach Herders Tod): „Unsre Herzogin zeigt sich wie das ewige Schicksal, doch sagt Prinzeßchen, daß sie sehr angegriffen wäre und sich mit ihr mit Wehmuth davon unterhielte. Frau von Staël aber darf nichts davon gewahr werden; von dieser ihrer Lebendigkeit läßt sie sich hinreißen und elektrisiren. Dagegen habe ich nichts, daß sie Geschmack an ihrem Verstand und ihrer schönen Redekunst findet, doch würde ihr es die Staël gewiß nicht übel deuten, wenn ihr die Herzogin auch mehr Gefühl zeigte. Den Herzog ergötzt die Staël auch sehr, und er glaubt einen seltnen Mann zu hören, so schnell, richtig und umfassend ist ihre Rede. . . . Sie hat durchaus nicht das Preciöse und Pedantische, was unsre gelehrten Weiber oft so fatal macht, nichts Ueberspanntes, Halbreifes, sondern gesund bei aller ihrer Freiheit. . . . Ihr Sprechen ist wirklich das seltenste Talent, was mir noch vorgekommen ist; nie etwas Schneidendes, Decidirtes, was eine Frau besonders oft lästig und ungraziös macht; ebenso weit ist sie aber von affectirter Nachgiebigkeit und Koketterie entfernt — und doch weiß niemand besser als sie nachzugeben und einzulenken. Das Kennzeichen ihres Talents ist doch gewiß, daß ihr Gespräch nur ermuntert, nie ermüdet, und wenn unsereins aus Trägheit oder Ungewohntheit sich ihr den andern Tag mit etwas Widerwillen nähern könnte, so fühlt man sich leicht emporgehoben und die innere Unzufriedenheit verschwindet. Diese Wirkung habe ich an der Herzogin öfters beobachtet. . . . Von Goethe sagt sie, qu'il pouvait être aimable, quand il était sérieux, mais qu'il ne doit jamais plaisanter. Eigentlich spricht sie nichts an, als was Wärme und Gefühl hat. Wenn sie leidenschaftlich ist, so ist sie es doch mit Liebenswürdigkeit, auch selbst wenn sie sagt: qu'on est toujours indécis dans tout ce qu'on entreprend, quand on n'est pas entrainé par le passion. . . . (19. Januar 1804): „Die französische Sprache wird sich leicht finden; bei ihr glaubt man, daß es keine andre gäbe. Sie sagte neulich von Lavater, als der Herzog sie fragte, ob er gut französisch gesprochen hätte: il s'exprimait comme tous les gens d'esprit, on se comprend. Sie ist wirk-

lich äußerst gut und liebenswürdig, und ich kann mir kein Jahrhundert denken, das noch so eine Frau hervorgebracht hätte."

Bei der ersten Aufführung von Goethes Tasso, 4. März 1807: „Er hat mich, und wol das ganze Publicum, lebhaft interessirt. Ich hätte selbst nicht geglaubt, daß er bei der Aufführung diese Wirkung hervorbrächte, besonders bei mir; denn ich gestehe, daß ich im Theater fast immer gleich ermüdet bin und öfters sogar einschlafe. Es ist aber ein großer Vortheil, wenn man voraus das Gefühl hat, daß nichts Gemeines gesagt wird. Dann hat Goethe das vor Schiller voraus, daß jeder Charakter sein Eignes behält, und man nicht überall den Autor hören und sehen muß."

Wie unbedingt Goethe seinen Stempel allen seinen Umgebungen aufprägt, zeigt die enorme Theilnahme, mit der (seit December 1807) der verschrobene Zacharias Werner besprochen wird, weil Goethe ihn protegirte. In den abgeschmacktesten seiner Possen findet das gelehrige Dämchen etwas Geistreiches. In grellem Gegensatz dazu heißt es 5. März 1808: „Ein fürchterliches Lustspiel, was wir am vorigen Mittwoch (2. März) haben aufführen sehn, und was einen unverlöschbaren unangenehmen Eindruck auf mich gemacht hat und auf uns alle, ist „der zerbrochene Krug" von Herrn von Kleist in Dresden, Mitarbeiter des charmanten „Phöbus". Wirklich hätte ich nicht geglaubt, daß es möglich wäre, so was Langweiliges und Abgeschmacktes hinzuschreiben. Die Prinzeß meint, daß die Herrens von Kleist gerechte Ansprüche auf den Lazarusorden hätten. Der moralische Aussatz ist doch auch ein böses Uebel. Ich glaube, bei diesen Herrens hat sich das Blut, was sie sich im Krieg erhalten haben, alles in Dinte verwandelt. Im nächsten „Phöbus" tritt dieser selbe Autor auch gleich mit so einer abscheulichen Geschichte auf, lang und langweilig im höchsten Grad." — Diese Geschichte war — Michael Kohlhaas!! — 9. März: „Hier der „Phöbus". Es ist eine freche Gotteslästerung, daß man eine Pfütze so nennt, die wol auch von der Sonne beschienen wird. Für solch eine unverschämte Bettelei sollte man doch gewiß seine Louisdors nicht aufheben."

Sehr interessant werden die Unterhaltungen wieder in der Napoleonischen Zeit, während des Congresses zu Erfurt. — 24. September 1808: „Der gute Napoleon wird sich wol nach dem kleinen Aerger, den ihm die Spanier gemacht haben, etwas ergötzen wollen. Da fürchte ich nur etwas für die Vergnügungen, die er dem Alexander machen wird. In Tilsit schon ließ er ihn gar nicht zum Wort kommen und sagte: Ne parlons pas d'affaires, mon chere frère, ni politique! Je vous assure qu'on m'a beaucoup vanté votre beauté, mais on n'a rien dit, il faut voir cela. Quelle belle taille! quelles belles cuisses! Man sagt, es würde eine französische Truppe nach Erfurt kommen. Wenn wir nur die Ballets nicht auch mittanzen müssen!

Was er sonst mit uns vorzunehmen gedenkt, ist gewiß schon ausgemacht, und nun ist von unserm Verstand, von unserm Betragen gar nicht mehr die Rede. Wenn wir nur nicht ganz schwindlicht werden, wenn er uns so die Köpfe herumdreht! Oder vielleicht besser, wenn wir uns gar nicht besinnen. Doch ne parlons pas politique!" — 12. Oct. 1808. „Den Mittag um sechs Uhr fuhr die Herzogin allein zum Napoleon, ganz ohne Begleitung, und mußte mit allen den Königen und der westphälischen Königin in der Antichambre warten. Sie hörte, daß Napoleon sich im Nebenzimmer laut und streitend mit Alexander unterhielt. Als er herauskam, sagte er zu den beiden Damen: Bon jour, ma reine de Westphalie! bon jour, Madame! Ohne ein anderes Wort ging es gleich zur Tafel und gleich nach der Tafel ins Theater, wo Mahomet gegeben wurde. Bei Tafel war er freundlich gegen die Herzogin, bat sie zu essen und zu trinken, wo er ihr selbst einschenkte. Als sie sich weigerte, sagte er: Mais buvez donc, je voudrais Vous entendre deraisonner! . . . In dem Theater war in einer kleinen Loge eine Estrade gemacht mit zwei kleinen Fauteuils; darauf setzten sich der König und die Königin von Westphalen, doch ohne Kron und Scepter. An der Seite, niedriger, saß unsre Herzogin, und so freundlich die westphälische Dame mit der Herzogin allein war, so sah sie sie nun, im Publicum, nicht mehr an, und sprach kein Wort mehr." — Napoleons Unterhaltungen mit den jungen Damen über die Tanzkunst möge man im Buche selbst nachsehn. — 26. Dec. 1809: „Was sagst du dazu, daß unser Napoleon wieder heirathet? Die ganze Nacht hab ich schon von ihm geträumt. Sollten wir unsre theure Princeß ja einmal verlieren müssen, so wäre es um keinen Preis als daß sie Kaiserin würde. Dann ziehen wir allesammt nach Frankreich und mein Karl lernt Französisch ohne meine Kosten." Bekanntlich wurde der Wunsch nicht erfüllt, Princeß Caroline heirathete den Erbprinzen von Meklenburg, und ihre Erzieherin begleitete sie nach Ludwigslust, wo sie im Sommer 1813 starb.

„Wir leben, schreibt Knebel 4. Mai 1810, zuviel in Gesellschaften, daher wir auch meist immer zerstreut und gleichsam außer uns sind. Bei den Alten, die große Charaktere geliefert haben, war es nicht so. Die Frauen waren mehr auf ihr häusliches Wesen beschränkt, und ihre Gesellschaften mochten wol, wie ihre Feste und Schauspiele, nur etwas Seltenes sein. Nicht daß nicht eine Freundin die andre öfter besucht hätte, aber dergleichen fast tägliche Besuche, wie unsre Theegesellschaften, wären ihnen gewiß etwas Gemeines und unter ihrer Würde gewesen. Wie soll sich ein Charakter bilden, wenn er täglich nur zu sinnen hat, wie er etwa eine langweilige Unterhaltung noch mit einer geringfügigen Erzählung oder Neuigkeit zu unterstützen hat? Dahe bei uns die Nothwendigkeit des öftern Reisens, damit man nur wieder etwa neuen Stoff sammele, wovon doch ihre Frauen nichts wußten."

Im Lauf des September berichtet er seiner Schwester über die Memoiren der Markgräfin von Baireuth. „Ich kann mich nicht enthalten, über die fatalen Memoiren — denn fatal sind sie doch, da sie uns in eine solche Hölle sehn lassen — noch ein allgemeines Wort zu sagen. Unverstand, Roheit, Gemeinheit, Unarten und Launen bringen mehr Unglück in die Welt, als wirkliche Laster. Vielleicht ist durch diese der Untergang der preußischen Monarchie gelegt worden, wogegen alle Talente des großen Friedrich nichts vermochten. . . . Die Memoiren haben mir seit ein paar Tagen den Geist beinahe zerrüttet. Es ist so viel Niedriges und Abscheuliches darin, daß man selbst fast in eine der ewigen Ohnmachten der durchlauchten Schriftstellerin darüber fallen möchte. Welch eine Familie! Man könnte sich die des Atreus und Thyest darunter vorstellen, wenn noch mehr innere Kraft dabei wäre. Die garstigen bösen Zungen — der Frau Schriftstellerin selbst — die Verstellungskunst u. s. w. gehören auch dazu. Gott, was konnte in der Folge daraus werden? — Das, was es geworden ist."

16. Juli 1811. „Es sind jetzt so viel ganz verrückte Bücherschreiber, daß man es nicht denken sollte; alle wollen Originale sein und was Außerordentliches sagen. Goethe seufzt darüber und sagt, ihr Talent bestehe in der Verrücktheit, und wenn man ihnen dieso nähme, so bliebe ihnen fast nichts übrig."

4. November 1811. „Ich hatte gestern mit Goethe eine artige Unterredung, worin er mir sagte, daß er sich nie in seinem Leben eines zufälligen Glücks habe rühmen können, und daß er solches auch im Spiel erfahren, wo ihn das Glück durchaus fliehe. Ich kann ungefähr ähnliches von mir sagen; denn das Glück, das sich zuweilen zeigte, ging wie ein Gespenst vorüber. Aber in der That, die Glücklichsten im Zufall sind nicht immer die Glücklichen in der Wahrheit, und ich habe so manche fallen sehen, die weit, weit fester zu stehn schienen."

Ueber Wielands Tod (1813). „Nur in den ersten Tagen seiner Krankheit, welche in allem zehn Tage dauerte, fühlte Wieland einige schmerzende Angriffe von Kolik, wobei man doch nicht an große Gefahr dachte. Am 16. Januar sagte er mit ziemlicher Laune: „Nun hat wol Huschkes Weisheit ein Ende." Die ironische Laune, die ihm im Leben gewöhnlich war, verließ ihn zu keiner Stunde, so daß die Mädchen meist immer haben lachen müssen. Immer war er heiter und besonnen, und schien, seines Zustandes wohl bewußt, ihn spielend vergessen zu wollen. Den Tag vor seinem Tode perorirte er noch das To be or not to be, und sagte, beides sei ihm nun gleich. Darauf sagte er in seiner gewohnten Manier, die Götter seien etwas grob gegen die Menschen, aber die Menschen seien dagegen vernünftig, um es ertragen zu lernen. Die letzte Nacht, als er nicht schlafen konnte, ver-

langte er von der Person, die bei ihm wachte, sie sollte ihm durchaus etwas erzählen. Als diese nichts wußte, sagte er mit Eifer: „hat sie denn keine Großmutter gehabt, die ihr Märchen erzählt hätte?“ Den andern Morgen wollte er sich heimlich aus dem Bette machen und aufstehen. Die Aufwärterin kam dazu. „Was machen Sie denn, Herr Hofrath?“ rief diese. Er im Zorn: „pack Sie Sich zur Thür hinaus! Sie hindert mich allezeit, wenn ich etwas unternehmen will.“ Amalie, seine Enkelin, mußte ihm fleißig auf dem Clavier vorspielen. Das ergötzte ihn sehr, und er gab genau darauf Acht, lobte und verbesserte sie. Noch am Abend war er sehr heiter, und sagte noch ein hübsches Bonmot. Sie verließen ihn um halb zwölf Uhr, hörten ihn noch ein wenig stöhnen, und als sie nachsahen, war er todt.“ —

Die architektonischen Bestrebungen unserer Zeit.

2.

Wenden wir uns nun zu den Concurrenzentwürfen der berliner Schule: einen Fortschritt über die bisherige berliner Kunstübung zeigen sie nirgend, weder in Rücksicht auf die Behandlung des Materials, noch auf die Charakteristik des Bauwerks, noch endlich auf die Bildung des Grundplans. Die schematische Architekturbehandlung macht die Erfüllung der beiden ersten Anforderungen unmöglich, die Planbildung aber ist eben überhaupt die schwache Seite der berliner Schule. Die Plantheilung fast sämmtlicher Projecte, um mit dieser zu beginnen, ist schon in der Raumbenutzung eine ziemlich willkürliche. Der gegebene Bauplatz, an der Durchkreuzung der Burgstraße und der Neuen Friedrichsstraße gelegen, bietet nach beiden Seiten hin Fronte; die Bebauung des Platzes nach der Straßenflucht ist aber schon ein sehr einfaches baupolizeiliches Erforderniß. Statt nun demgemäß die Fluchtlinie einzuhalten, läßt die Gebäudemasse dieselbe meist unberührt und springt in willkürlichen Sprüngen, Vor- und Rücklagen, mehr oder weniger hinter dieselbe zurück. Das Liegenlassen von Terrain wird aber bei einem so theuern, kostbaren Boden zur Verschwendung, bei einem so beschränkten Terrain, wie das gegebene, gradezu zum Fehler, denn nur das Zusammenhalten der Maße kann bei verhältnißmäßig geringen Längen und der ohnehin durch festgestellte Maße beschränkten Höhenentwicklung eine dem Wesen einer Börse entsprechende monu-

mentale würdige Façade möglich machen. Das Zerschneiden der Fronte, das Anlegen von kleinen Vorgärten zwischen vorspringenden Gebäudetheilen, von Gängen um dieselben ꝛc., alles dies fließt aus einer weniger monumentalen, mehr lyrischen Auffassungsweise. Sie ist ein Grundzug der Schule, und hat die letztere nach dieser Richtung hin unleugbar Bedeutendes geleistet. Die Gärtnerwohnung zu Sanssouci, Charlottenhof u. a. sind Werke von bleibender Mustergiltigkeit, die edelsten Früchte Schinkelscher Kunstthätigkeit überhaupt. Ist nun eine derartige Behandlungsweise bei Villen und ländlichen Gebäuden vollkommen am Platze, so ist sie es überall da nicht, wo es sich um eine strenge Architektur handelt, im Monumentalbau. Das freie, ziemlich willkürliche Spiel mit Form und Maß, das nur die malerische Erscheinung zum Gesetz hat, ist mit der monumentalen Baukunst principiell unverträglich, wol aber einer Richtung zusagend, die in überkommener schematischer Architekturbehandlung vergessen hat, dem Wesen eines Gebäudes gerecht zu werden, in der Architektur eine bloße Decoration sieht, und ebendarum „hübsche Motive“ sucht und findet.

Das Programm verlangte zwei gleich große Börsensäle, den einen für die Fonds-, den andern für die Productenbörse, einen großen Vorraum zum Aufenthalt für Schiffer, Fuhrleute ꝛc., eine Reihe von Nebenräumen für die Administration, die verschiedenen Bureaus ꝛc., von denen man, wie aus dem Programm nicht undeutlich hervorging, je vier in möglichst enger Verbindung mit einem jeden der beiden Säle wünschte, einen Haupteingang nach der Burgstraße, mehre Seiteneingänge, worunter einer für Anfahrende, eine entsprechende Anzahl von Priveten; der etwa verbleibende Raum sollte mit Gartenanlagen versehen und so gelegt werden, daß er von beiden Seiten aus begangen werden könnte. Die Mehrzahl der Projecte wendet die Hauptfronte des Gebäudes der Burgstraße resp. Spree zu, nur zwei verlegen den Haupteingang und damit den Schwerpunkt in eine coupirte Ecke, die durch Verbrechung des Winkels, in dem die Burg- und Friedrichsstraße zusammenstoßen, gewonnen ist; eine Anordnung, die schon in Rücksicht auf die andre im scharfen Winkel geschlossene Straßenseite weniger zu empfehlen ist, die aber auch abgesehen davon der klaren organischen Entwicklung des Grundplans vielfache Hindernisse entgegenstellt, eine großartige Perspective nicht gestattet, eine einheitliche würdige Façade schwer macht, Schwierigkeiten, die auch vom besseren der beiden Projecte „Beuth“ keineswegs überwunden sind. Die Bebauung des Terrains nach der Straßenflucht war bei dieser Auffassung geboten; einer jeden der beiden Straßen entlang war ein Börsensaal zu legen. Verschiedene Eintheilung ließ die andre Auffassung zu, und zwar konnten die Säle entweder parallel miteinander oder im rechten Winkel aufeinander gelegt werden; die erstere Weise erscheint als die richtigere und ist in mehren Projecten

vertreten. Was nun freilich die weitere Anordnung des Plans betrifft, die Anlage von Vestibulen, die Art und Weise, wie die Säle miteinander und den übrigen Räumen in Verbindung treten, so sind auch diese Pläne nicht anders denn ungenügend zu nennen. Den Mangel, den wir oben als den stereotypen des berliner Grundplans erkannten, theilen auch diese Pläne, den Mangel monumentalen Sinnes. Es fehlt ihnen an klarer Uebersichtlichkeit, an organischer Entwicklung, die Räume sind ohne Zusammenhang und Zusammengehörigkeit, wie es eben paßte, ohne viel Kopfzerbrechens zwischen und durcheinander gelegt. Der zu Gartenanlagen, einer sogenannten Sommerhörse, benutzte Raum läßt für entsprechende Vorräume keinen Platz, durch ärmliche Gänge oder über ein kleinliches Vestibule tritt man ohne weiteres in die Säle. Das, was wir im Allgemeinen über den berliner Grundplan sagten, paßt ganz besonders auf diese Börsenpläne.

Im Wesen und Charakter einer Börse liegen große Vorräume. Sie führen zu den Börsensälen hin, wie sie umgekehrt für den geschäftlichen Verkehr als die Erweiterung, Fortsetzung derselben zu betrachten sind; sie gewähren für eine im Freien gelegene unbedeckte Börse, Sommerbörse, die hier ohnehin in nur sehr beschränktem Maße möglich und darum ungenügend wäre, mehr als hinlänglichen Ersatz, da ihre Benutzung von der Gunst des Wetters unabhängig, und bei einer über das ganze Gebäude ausgedehnten Heizungsanlage auch im Winter möglich ist. Ihre hallenartige Construction, das von der Höhe fallende Licht, ein leicht anzubringendes springendes Wasser machen außerdem während der Sommermonate den Aufenthalt in ihnen angenehmer, als im Freien. Vor wenigen Jahren bewogen gleiche Gründe die antwerpner Kaufmannschaft, den offnen Hof ihres jetzt freilich in Trümmern liegenden Börsengebäudes durch Ueberdeckung in einen Saal umzuwandeln. Eine gut eingerichtete Börse verlangt ferner eine organische Theilung des Raums in solchen für die Nebenräume, und in solchen für die Haupträume. Die Räume für die Bureaus, Administration ꝛc. müssen von den Haupträumen getrennt sein und doch in engster Verbindung mit denselben stehen, sie müssen vom Haupteingang aus auch bei deren Schluß, ohne dieselben zu berühren, leicht und bequem zugänglich sein, ein für sich bestehendes Ganzes im Ganzen bilden. Ebenso müssen die Börsensäle mit den verbindenden Vestibulen so angeordnet sein, daß sie vorkommenden Falls zu einem großartigen Fest- oder Versammlungsraum vereint werden können. Die entsprechende Raumausnutzung wird sodann die umfassende Berücksichtigung perspectivischer Linien und Sichten verlangen, die für die Gesammtwirkung des Innenraums von größter Wichtigkeit sind. Daß auf die richtige Anlage von Priveten, versteckt und doch bequem gelegen, von Licht und Luft bestrichen, von Nebentreppen, von Passagen ꝛc. mit all der Finesse und Praktikabilität,

die ein wohldisponirter Plan verlangt, Bedacht genommen werde, ist wol ein selbstverständliches Verlangen, dem freilich in den Plänen wenig Rechnung getragen worden ist. Bei einem Gebäude von so öffentlichem Charakter mußte die Raumeintheilung eine gewisse Großartigkeit der Anordnung zeigen, die diesem Charakter wesentlich entspricht. Die Aufgabe des Architekten war es, selbst bei mäßigen Raumverhältnissen und trotz derselben eine solche Großartigkeit zu erzielen. Ein guter Architekt zeigt sich eben ganz besonders im Grundplan, in der Art und Weise, wie er ihn ordnet. Den klaren Sinn, der das Wesen der Aufgabe durchdringt und ihr aus ihr heraus instinctiv Gewährung schafft auf die den gebotenen Mitteln und gegebenen Verhältnissen entsprechende Weise vermissen wir in diesen Plänen, wie wir ihn in den Plänen der berliner Schule überhaupt vermißt haben. Die Poesie der räumlichen Verhältnisse, die Semper als den Triumph der Architektur bezeichnet, feiert in diesen Plänen keinen Triumph. Daß aber selbst von Laien öffentlich und zu wiederholten Malen die Pläne für ungenügend befunden, verzeichnen wir einfach als eine vox populi, nur mit dem Bemerken, daß wir die Schuld nicht dem Raume, nur den Bearbeitern des Raumes, den Architekten, geben können.

Betrachten wir nun den Aufbau. Mit Ausnahme einer flüchtigen Skizze „Et voluisse juvat", behandelt nur ein Project „Hermes", denselben als ungeputzten Ziegelrohbau. Die Darstellungsgesetze für den Rohbau sind im Material gegeben, Schinkel hat in seiner Bauschule ein Beispiel dafür aufgestellt. Stüler in seiner Marcuskirche, Seller in seiner Michaelskirche sind (jedoch mit entschiedener Hinneigung zur mittelalterlichen Bauweise) im Ganzen glücklich gefolgt; weniger glücklich ist der Verfasser des Hermesprojects gewesen. Nach der Burgstraße zeigt er uns eine langweilige, Fenster an Fenster gerichtete Rundbogenfaçade, eine Kaserne oder Schule könnte ebenso aussehen; nach der neuen Friedrichsstraße dagegen macht sich in der hintern Hälfte der getheilten Fronte in zwei großen Bogenfenstern ein dahinter liegender Börsensaal bemerklich. Ueber den Bogenfenstern zieht sich ein gemauerter Architrav hin, der von gemauerten, mit Fuß und Capitäl versehenen Pilastern scheinbar getragen wird. Ein Epistylion, d. i. einen von Stütze zu Stütze sich frei tragenden Steinbalken, Monolith, aus einzelnen wagrechten Backsteinschichten auf in weiten Entfernungen gestellten Pilastern auflegen zu wollen, ist eine Unmöglichkeit, ein Unsinn. Der Hermesverfasser behandelt den Backsteinbau nach der Schablone des Monolithenbaues; daß es für den gebrannten Stein andre Stilgesetze als für den gewachsenen Stein gebe, scheint ihm nicht klar geworden zu sein. Alle übrigen Projecte führen uns eine durch Putz auf Backstein hergestellte Hausteinarchitektur vor, und was an diesem Bestreben wahr und gut sei, glauben wir im Obigen angedeutet zu haben.

So bleibt uns noch übrig, den Aufbau in Rücksicht auf die Charakteristik,

die er in seinem Aeußern, der Façade, wie in seinem Innern gefunden hat, zu betrachten. Wie die Architekten der in Rede stehenden Pläne einem abstracten Schönheitsideal zu Liebe das gebotene Material verleugnen, ganz ebenso geben sie über demselben die Entwicklung der Façade aus dem innern Wesen, den innern Verhältnissen auf. Wir finden, wenn wir von der Aeußerlichkeit und Unwahrheit der Architektur absehen können, im Einzelnen manches Hübsche, unter sämmtlichen Façaden aber auch nicht eine, die uns nur entfernt auf eine Börse schließen ließe; wir würden bei der Mehrzahl derselben auf ein Etablissement etwa nach Art des Krollschen rathen. Der historische Geist, der seinen Gegenstand im innersten Kern erfaßt, spricht aus diesen Façadenentwürfen so wenig, als er aus den Grundplänen sprach. Die Leistungen der berliner Schule nach Schinkels Tod zeigen im Ganzen und Großen eine gewisse Schüchternheit und Selbstgenügsamkeit, die, eine freie energische Erfassung fliehend, in der Durchbildung des Details ihr Ziel findet, schade nur, daß sich die für Marmor erfundenen Formen mit Gyps, Mörtel und Oelfarbe abfinden lassen müssen. Eng hängt mit dieser Richtung auf das Einzelne das lyrische subjective Moment zusammen, das von Haus aus einen Grundzug der Schule bildete. Daß aber der Monumentalbau einen gesünderen, kräftigeren Boden verlangt, das haben wir in Vorstehendem zu beweisen versucht. Die Schule verbarrikadirt sich hinter der Autorität Schinkels; wahre Schüler, rechte Nachfolger Schinkels sind wir aber nur dann, wenn wir über die zeitlichen Schranken, die doch auch ihm, dem so Hochbegabten, gestellt waren, hinaus fortbauen an dem Werke, zu dem er so herrlichen Grund gelegt hat, und das Wesen der hellenischen Kunst nicht in dem Copiren hellenischer Formen, sondern darin suchen, daß wir im Geiste und nach dem Vorbilde der Hellenen selbstschöpferisch eine Form gestalten, die den Bedingungen unsrer Zeit in ebenso vollendetem Maße entspricht, als die hellenische Form den Bedingungen der hellenischen Zeit entsprach. Soll die Façade nach Vischers treffendem Ausdruck das „Angesicht" sein, „worin der Bau seine Seele nach außen ausspricht", soll sie das „zunächst verborgene Innere des Baues, als Hauptsitz der Schönheit, nach außen dem Herantretenden ankündigen," so muß das dem Innenbau wesentliche Charakteristische im Außenbau klar und deutlich, gewissermaßen als Resumé zusammengefaßt, zur Erscheinung kommen. Die äußeren Formen und Verhältnisse, die ganze äußere Erscheinung liegt in der innern Raumordnung latent, im Keime gegeben. Der Außenbau soll und darf nichts anders sein, als das naturnothwendig gewordene Außenbild des innern Organismus. Daß aber die äußere Erscheinung, weil eine charakteristische, auch eine schöne sein muß, das liegt schon im Wesen der Baukunst als Kunst ausgesprochen. Schönheit ist die Einheit von Inhalt und Form, der Inhalt aber ein individueller, demnach kann die Form, in der der Inhalt

aufzugeben hat, keine absolute sein. Absolute Form schreibt das Schema vor und ist darum mit aller wahren Kunst unverträglich. Von den Verfassern der Börsenprojecte macht nur der Hermesverfasser einen schwachen Versuch, den durchgehenden Saalbau im Aeußern zu zeigen; er fehlte, weil er das Hauptmoment des Baues, den Saalbau, nicht zum Hauptmoment der Façade machte, es nur als untergeordnetes Motiv an der hintersten Partie der zerstückelten Friedrichsstraßenfaçade anwandte. Die übrigen Façaden zeigen besten Falls eine Reihe von durch schwache Schäfte getrennten Fenstern in zwei Stockwerken übereinander; daß sich keines derselben über die conventionellen Formen der berliner Schule erhebt, haben wir oben schon erwähnt.

Für die Bildung des Innenraums ist die Art und Weise der Ueberdeckung maßgebend. Eine Reihe von Plänen construirt das Deckengerüst aus Eisen und wölbt dasselbe mit Stein aus. Beispiele derselben Art der Ueberdeckung gewähren die Deckenbildungen des griechischen Saals im Neuen Museum zu Berlin, wie des Bibliothekssaales von St. Geneviève zu Paris; beide Beispiele geben aber auch den Beleg dafür, daß derartige Constructionen mit den Anforderungen, die wir an ein monumentales Bauwerk stellen, unvereinbar sind. Die Verwendung des Eisens zu solchen Constructionen geschieht in der Form von Stäben, die Construction wird aber um so vollkommener sein, je geringer die Stärke der erforderlichen Stäbe angenommen werden kann. Die architektonische Schönheit aber ist eine rhythmische, in den Verhältnissen ruhende, ein Mißverhältniß zwischen Kraft und Masse darum unschön. Ein solches Mißverhältniß wird aber naturnothwendig da eintreten müssen, wo eine gewaltige Last von wenigen dünnen Stäben gestützt und getragen wird, bei der Eisenconstruction; dem Getragenen fehlt eben das augenfällig Tragende. Dann aber wird der „Grad der Raumeröffnung", der in der Eisenconstruction nicht nur ermöglicht, sondern gradezu bedungen ist, eine Alterirung des Wohlverhältnisses herbeiführen, die, weil den Rhythmus der Verhältnisse störend, der Aufgabe der monumentalen Baukunst diametral entgegenläuft. Dazu kommt, wie Vischer richtig bemerkt, „daß aus dem Eisen sich das decorative Element nicht organisch entwickeln läßt; denn eben weil die Leistung mit so wenig Aufwand von Masse geschieht, eignet sie sich nicht zu einem entsprechenden Ausdruck in kräftig hervorschwellenden und wieder eingezogenen Gliedern; aus den mechanischen Verbindungen durch Schweißen, Schrauben ꝛc. läßt sich keine organisch begründete Symbolik als Ausdruck des Zusammenstoßes entwickeln, und bei der eigentlichen Ornamentik wird die Dünne übel wirken, wie in den structiven Theilen." Die gesuchte und spielende Decoration des berliner Gewölbebinders, die überdies der Zugstange rein äußerlich und willkürlich aufgesetzt ist, liefert für das Gesagte einen schlagenden Beweis. Die Anwendung des Eisens zu Ueberdeckungen in der Form von Stäben scheint demnach, sofern sie in sicht-

barer Weise geschieht, in der schönen Baukunst unzulässig, dagegen mag der Vorschlag Sempers, das Metall nach Vorgang der Alten für monumentale Bauzwecke in Blechform zu verwenden, hier wenigstens eine Erwähnung finden. Der stabförmigen Eisenconstruction verbleibt sonach als sichtbarer Raumüberdeckung das Gebiet der ausschließlich praktischen Baukunst, und hat sie hier gewaltige Werke geschaffen, wie die Industriepaläste, Eisenbahnhallen, Wintergärten. Ueberall, wo Eisenconstructionen sonst in Anwendung kommen, erinnern sie uns durch die primitive, rein praktische Zweckerfüllung unwillkürlich an jene zugigen Hallen und Räume. Daß auch die berliner Börsensäle die Erinnerung daran wecken, liegt eben in der Natur der Sache. — Für die weitere Ausstattung der Säle scheint der Vorsatz „etwas los lassen zu wollen" bestimmend gewesen zu sein; die Mehrzahl derselben gleicht eher Tanzsälen, denn Börsenhallen. Die rechte treffende Charakteristik suchen wir auch hier meist vergebens.

Die breslauischen Verfassungskämpfe bis zu dem Aufstand des Jahres 1418.

Nicht allein die Bedeutung, welche Breslau für den ganzen deutschen Osten hat, sondern vor allem die Eigenthümlichkeit der Bahnen, in welchen sich seine politische Entwicklung bewegt, sichert dieser Stadt eine gewisse Wichtigkeit, und so hofft der Verfasser des nachstehenden Aufsatzes für diesen Versuch, die Geschichte der breslauer Verfassungskämpfe unter den Luxemburgern in kurzen Umrissen zu zeichnen, auch über die Grenzen Schlesiens hinaus ein gewisses Interesse voraussetzen zu dürfen. Es war ihm auch vergönnt, zu dieser Arbeit die reichen Schätze des breslauer Rathsarchives benutzen zu können.

Das alte Breslau hatte schwer gelitten unter den Verwüstungen, die der schreckliche Mongoleneinfall von 1241 über Schlesien gebracht, und um es zu neuer Blüte emporzuheben hatte es unmittelbar nachher die Klugheit und Freundlichkeit der Piastischen Fürsten mit deutschem Recht ausgestattet, d. h. ihm eine Reihe von Freiheiten gewährt, welche geeignet waren, neue Colonisten, vorzüglich deutsche, nach der verödeten Stadt zu locken und neues Leben aus den Ruinen hervorblühen zu lassen. Hiermit war aber ein gewisser Grad von Selbstregierung verbunden, es fiel nun die Hauptsorge für die Verwaltung einem Collegium von Rathmännern zu, welches alljährlich neu sich

constituirte. Die Wahl derselben stand ursprünglich unzweifelhaft der Bürgerschaft zu, indessen bei der Schwierigkeit eines geeigneten Wahlmodus bildete sich noch im 13. Jahrhundert die Praxis aus, daß die abgehenden Rathmänner am Ende ihres Amtsjahres die neuen für das nächste Jahr vorschlugen oder factisch erwählten. Damit war nun die Verfassung schon in gewisser Weise aristokratisch bestimmt, freilich war dabei von einem geschlossenen Adelsregiment nicht die Rede; es konnte ein eigentliches städtisches Junkerthum, das sich auf großen Grundbesitz und auf das Alter der Familien stützte, in einem Gemeinwesen, das als solches von so jungem Datum war, sich nicht wol finden, es gab hier auch kein Gesetz, welches einen freien Bürger von der Wählbarkeit in den Rath ausgeschlossen hätte. Doch wechselte die Würde der Rathsherrn oder Consuln, wie sie auch genannt werden, bei jener Praxis in einem engeren Kreise unter den angesehnern Bürgern, die bei dem schnell aufblühenden Handel Breslaus meistens dem Kaufmannsstande angehörten. Dieses Verfahren stieß aber schnell auf Opposition.

Die Handwerker nämlich, welche in den slavischen Zeiten eine sehr untergeordnete und wenig geachtete Stellung eingenommen, hatten durch den Act, durch welchen sich die Stadt auf der Grundlage des deutschen Rechtes neu gründete, Freiheit und höhere Bedeutung erlangt, und indem nach den Anschauungen der damaligen Gewerbepolitik jedes Handwerk auf eine fest bestimmte Anzahl von Berechtigten beschränkt wurde und zur bessern obrigkeitlichen Controle eine besondere gemeinsame Verkaufsstätte seiner Producte angewiesen erhielt, gab man ihnen einmal durch solche Art von Monopolisirung bei der schnell sich vermehrenden Bevölkerung die Mittel in die Hände, in kurzer Zeit wohlhabend zu werden, anderseits constituirte man sie eben dadurch in ihren Zünften oder Innungen als geschlossene Genossenschaften. Dieselben hatten auch ihre gesetzmäßigen Vertreter, ihre Tribunen in ihren Zunftmeistern und Geschwornen, an welche sich der Rath selbst um sachverständige Gutachten zu wenden pflegte. So war es denn kein Wunder, daß die Handwerker, wohlhabend und dabei fest organisirt, bald eine Macht wurden in der Stadt, und wenn wir sie andrer Orten einem auf bestimmte Privilegien oder wenigstens auf uraltes Herkommen gegründeten aristokratischen Regiment sich verhältnißmäßig lange Zeit geduldig fügen sehen, ohne daß sie einen directen Kampf gegen dasselbe beginnen, so konnten solche Rücksichten sie in Breslau nicht zurückhalten, wo nur eine weder tief gewurzelte noch rechtlich begründete Praxis sie von der Theilnahme an der Regierung ausschloß. So vollzieht sich denn hier jener Proceß der Ständeausgleichung, der anderswo unter blutigen Kämpfen durch Jahrhunderte fortspielt, auffallend schnell und leicht. Schon etwa ein halbes Jahrhundert nach jener Neugründung der Stadt pochen die Zünfte an die Thore des breslauer Rathhauses, Sitz und Stimme

verlangend im Rathe, und ohne daß irgendwie Kämpfe vorangegangen zu sein scheinen, gewährt man ihnen Einlaß. 1314 erscheinen sechs Männer aus den verschiedenen Handwerken erwählt unter den bisherigen acht Mitgliedern im Rathe, ja im folgenden Jahre machen die zünftigen Beisitzer sogar die Hälfte aus. Seltsam daß dieses wichtige Ereigniß in keiner der sonst so trefflichen Darstellungen der breslauer Geschichte eine Erwähnung gefunden hat, obwol die Nachricht, aus einem gleichzeitigen uns noch in einer Abschrift erhaltenen städtischen Rechnungsbuche entnommen, in keiner Weise angezweifelt werden kann.

Freilich war jenes Ereigniß nichts weniger als der Abschluß der innern Kämpfe; es trat vielmehr eine starke Reaction ein, das aristokratische Element begann sich jetzt erst bestimmter und bewußter auszubilden, und daß dies geschah, war im Wesentlichen das Resultat der politischen Verhältnisse und des Einflusses der luxemburger Herrscher.

So wie es nämlich dem Kaiser Heinrich VII. gelungen war, seinen Sohn Johann auf den böhmischen Königsthron zu bringen, strebte dieser danach, einen Einfluß auf das schlesische Nachbarland zu gewinnen, welches unter viele Fürsten getheilt in deren Streitigkeiten eine geeignete Handhabe für derartige Einmischungen darbot. Eben damals regierte über Breslau Herzog Heinrich VI., ein wohlwollender und humaner, aber nicht eben sehr energischer Fürst. Dieser, von seinem habsüchtigen Bruder Boleslaus bedrängt, suchte den Rückhalt eines mächtigen Fürsten und warf sich endlich ganz in die Arme König Johanns, den er 1327 als seinen Lehnsherrn anerkannte und für den Fall seines kinderlosen Todes zum Erben seines Herzogthums einsetzte. Es mußte dies nothwendig von dem größten Einflusse sein auf das Schicksal der Stadt. Der vornehmere Theil der Bürgerschaft, in deren Händen doch noch immer die Summe der Regierung lag, und welcher hautsächlich aus Kaufleuten bestand, mußte in dem voraussichtlichen Heimfall an einen größern Staat ein offenbares Glück sehen, welches ihrem Handel bedeutendere Ausdehnung und Befreiung von manchen Fesseln verhieß. Sie waren also sehr bereit zu einem Arrangement mit dem neuen Herrscher. Und was diesen selbst anbetraf, so gehörte er keineswegs zu den Fürsten, welche in starrer Auffassung des monarchischen Princips die Städte um jeden Preis unter ihren Willen zu beugen und deren Selbstständigkeit zu brechen strebten. Solcher Fürsten hat es überhaupt damals nicht viele gegeben, man ließ sich zu solchem Verfahren hauptsächlich nur in sehr bestimmten Fällen drängen, wenn es z. B. vielleicht die eigne Residenz betraf, wo der Fürst sich in seiner unmittelbarsten Nähe fortwährend gehemmt sah, oder wenn ein fest geschlossenes Patriciat mit stark ausgeprägtem aristokratischem Bewußtsein herausfordernd dem Landesfürsten entgegentrat.

Dies paßte beides auf Breslau nicht, und so galt denn hier der Grundsatz, den wir am allerhäufigsten in der Politik der Fürsten gegenüber den Städten befolgt sehen. Die Städte sind das Element im damaligen Staate, welches die meisten materiellen Mittel, die meiste Steuerkraft hat; diese gilt es möglichst auszubeuten; man gebe ihnen alle möglichen Begünstigungen und Freiheiten, wenn sie es nur dagegen sich angelegen sein lassen, die stets bedürftigen Seckel der Fürsten nach Kräften gefüllt zu erhalten. Und da nun das breslauer Patriciat eben wesentlich ein kaufmännisches war, so war das Geschäft bald abgeschlossen; der König gab Privilegien für den Handel, die Stadt gab Geld. Nun hing aber etwas Andres damit eng zusammen. Damit die Stadt zahlen konnte, mußte die Gewalt des Rathes möglichst erhöht und die Wahl desselben möglichst unabhängig gemacht werden von dem zweifelhaften Schicksal der Wahlurne. Da man die politische Einsicht, daß ein reger Aufschwung des Handels, wie ihn ausgedehnte fürstliche Privilegien herbeiführen konnten, dem ganzen Gemeinwesen zu Gute käme, dem großen Haufen nicht zutrauen konnte, so mußte das Interesse der luxemburger Herrscher ebenso wie das der breslauer Patricier einer Ausbildung der Verfassung nach der demokratischen Seite hin direct entgegen sein; so sehen wir denn, während der breslauer Rath durch mehrfache Gesandtschaften in die innigsten Beziehungen zu Prag noch vor dem Tode Herzog Heinrichs tritt, zu derselben Zeit (1320) die sechs zünftigen Beisitzer wieder aus dem Rathe verschwinden, indem zugleich die bisherige Praxis, den neuen Rath durch den abgehenden wählen zu lassen, im Jahre 1327 gesetzlich sanctionirt wird.

Man darf sich nun nicht wundern, daß diese Vorgänge auf Opposition stoßen, und dies wird um so erklärlicher, wenn wir bedenken, wie sehr damals die Finanzwissenschaft in ihrer Kindheit war, so daß man es nicht anders versteht, als daß, wenn in einem Jahre auf Veranlassung des Landesfürsten eine bedeutende Mehrausgabe nöthig wurde, diese Summe sofort in ihrem ganzen Betrage von den Bürgern eingezogen wurde. Daher konnte es damals vorkommen, daß die Zahl der jährlichen Steuererhebungen von vier bis auf zehn und der Ausgabeetat um das Doppelte, ja das Dreifache der vorjährigen Summe stieg, so daß die Bürger also in manchen Jahren dreimal so viel Steuern zahlen mußten als sonst. Daß solche Verhältnisse Unzufriedenheit hervorriefen, kann kaum befremden, und andrerseits gab es auch unter den Zünften einige, welche besondere Ursache zur Mißstimmung hatten; so die durch die Zulassung ihrer Concurrenten vom Lande gereizten Bäcker und vor allem die Tuchmacher, denen die patricischen Tuchkaufleute den Verkauf ihrer Producte nicht gestatten wollten.

Diese letztern waren es nun hauptsächlich, welche im Jahre 1333 einen

Aufstand erregten. Die Zeit war günstig gewählt, denn eben das Jahr vo
her war eine solche erhöhte Besteuerung der Bürgerschaft, die das Budg
um mehr als ein Drittel steigerte, dadurch nothwendig geworden, daß die Bürg
König Johann bei Gelegenheit seines Aufenthalts in Breslau dreimal hatte
auslösen, d. h. dreimal für ihn die Bezahlung seiner Schulden übernehme
müssen, und die neue Art der Steuererhebung, bei welcher der Rath eine eid
liche Angabe des Einkommens zum Zweck der Schätzung verlangt hatte, e
bitterte noch mehr.

Tumultuarisch zog denn eine Schar, an der Spitze die Tuchmacher, vo
den Herzog, um den Rath anzuklagen wegen Vergeudung der öffentliche
Gelder. „Nicht in Eure Kasse kommt das Geld," sagten sie dem Herzog
„sondern ihre Töchter und Anverwandten statten sie damit aus." Freilic
vermochten sie auf des Herzogs Frage keine andern Beweise vorzubringen
als daß der Stärkste unter ihnen an seinen Dolch schlug, und die Rädels
führer von 900 Bewaffneten sprachen, die ihres Winkes gewärtig ständen
Dann fügten sie zur Drohung die Versprechung, vermaßen sich, dem Herzog
ein Faß gefüllt mit Silber und eins mit Gold zu geben, wenn er ihre Parte
ergreifen wolle.

Es ist dies nicht unerhört in der Geschichte der städtischen Verfassungs
kämpfe, daß die Zünfte den Fürsten durch Geldversprechungen auf ihre Seit
bringen; in Regensburg haben auf diese Weise die Handwerker den Schut
der bairischen Herzöge erlangt. Hier aber mußte eine solche Bestrebung noth
wendig scheitern; Herzog Heinrich hätte, selbst wenn er gewollt hätte, gebun
den wie er war durch sein Verhältniß zu Böhmen, nicht wol ein Bündniß
mit der Revolution eingehen und so tumultuarisch angebotene Vortheile an
nehmen können. Er hielt ernst und fest den Aufstand nieder. Drei der Schul
digsten wurden enthauptet, sechs des Landes verwiesen.

Schon zwei Jahr darauf starb Herzog Heinrich, den Breslauern unver
geßlich durch seine liebenswürdigen, uns urkundlich überlieferten Worte, er
wolle, daß man in Breslau nicht nur lebe und esse, sondern gut lebe und
gut esse.

Nun fiel Breslau definitiv an Böhmen und jene oben angedeuteten Ver
hältnisse entwickelten sich noch deutlicher als früher. Schon die unmittelbar
darauf folgenden Jahre zeigen uns eine Fülle königlicher Privilegien, durch
welche theils Hindernisse des Handels weggeräumt, theils neue Einnahme
quellen der Stadt eröffnet, theils auch die Autorität des Rathes befestigt
werden sollte. Dafür zahlt die Stadt. Der Ausgabeetat erhält sich in diesen
Zeiten auf einer Höhe, die früher nur in ganz außerordentlichen Fällen er
reicht worden war, der König leistete selbst viel im Geldverbrauchen, und sein
Sohn, der spätere römische Kaiser, damals noch Markgraf von Mähren, ließ

ſich auch nicht ſelten in Breslau ſehn und war ſehr geneigt, ſeine kronprinzliche Gnade und Wohlgewogenheit in gutes Silber umzuſetzen. Was die Bürgerſchaft anbetrifft, ſo wiederholen ſich wenigſtens die traurigen Scenen von 1333 nicht, obwol die jährliche Wahl der Conſuln ſicher nicht ohne Aufregung der Bürger vor ſich gehen mochte. Um dieſer zu begegnen, erließ Johann 1343 eine Verordnung, nach welcher das Rathsherrnamt auf lebenslang verliehen werden ſollte. Gegenüber dieſer Verſtärkung des ariſtokratiſchen Elements in der Verfaſſung war es als eine liberale Conceſſion anzuſehn, daß dabei die Zahl der Rathsmitglieder auf 32 erhöht wurde, welche die Bürgerſchaft wählen ſollte, und bei denen man ohne Zweifel auch auf eine Vertretung der Zünfte rechnen konnte.

Ohne daß es für uns aus den Rechnungsbüchern erſichtlich wäre, ob und inwiefern jene Einrichtung einen Syſtemwechſel in der Regierung hervorgebracht, wiſſen wir nur, daß dieſelbe wenig beliebt war, und daß deshalb beim Tode Johanns 1346 einige Conſuln ſich an deſſen Nachfolger wandten, ihm vorſtellend, es habe um den Rath, wie um die ganze Stadt beſſer geſtanden, als die Kur der acht jährlichen Conſuln Brauch geweſen.

Karl willfahrtete dieſen Bitten, und aufs neue eingelenkt in die alten Bahnen bewegt ſich das ſtädtiſche Regiment und nicht zum Nachtheil der Stadt. Es iſt bekannt, daß Karl ein ebenſo guter Regent für ſeine Erblande war, als ein ſchlechter für das Reich. Er hat für Breslau in einer wahrhaft landesväterlichen Weiſe geſorgt. Mit vollem Rechte trägt noch heut eine Straße der Stadt ſeinen Namen; er war es, der, nachdem zwei furchtbare Feuersbrünſte Breslau verwüſtet, mit Klugheit und Verſtändniß den Neubau anordnete, und die alte Südgrenze der Ohlau überſchreitend, die Ringmauern zweckmäßig weiter hinausſchob, auch durch Steuererlaſſe und Schenkungen es der Stadt möglich machte, über die Zeiten der Noth leichter hinwegzukommen. Für den Handel Breslaus ſorgte er in der erſprießlichſten Weiſe, nicht blos äußerlich, durch Ertheilung wohlbezahlter Privilegien, ſondern indem er ſich ſelbſt der Sache annahm, und das Gewicht ſeines Anſehens in die Wagſchale warf. Wir finden, daß er in ſolcher Abſicht ernſtlich mit dem deutſchen Orden unterhandelt, nach Ungarn hin den Breslauern freien Handel verſchafft und den König von Polen, der Schwierigkeiten machen will, durch Drohungen einſchüchtert. Er achtet nicht der Eiferſucht ſeiner Hauptſtadt Prag, welche den Breslauern den freien Durchzug mit ihren Waaren nicht geſtatten will, dabei gibt er dieſen einen neuen jährlichen Markt und hält ſelbſt dem mächtigen Klerus, ebenſo wie den ſchleſiſchen Fürſten gegenüber die Rechte der Bürgerſchaft mit ſtarker Hand aufrecht. Der breslauer Rath nahm unter Karl IV. eine ſo geachtete Stellung ein, daß er mehrfach als gewählter Schiedsrichter erſcheint bei den Streitigkeiten ſchleſiſcher Fürſten.

Die Bürgerschaft konnte ihr Auge solchen Verdiensten nicht verschließen, um so weniger da er auch ein Ueberheben des Rathes zu verhindern suchte und die Consuln nicht nur wiederholt zur strengsten unparteiischen Gerechtigkeitspflege ermahnte, sondern auch sehr bezeichnend beifügte, der Rath solle Unruhen und Streitigkeiten weniger durch Gewalt als durch Klugheit niederhalten. Hatte er doch auch in einer oftmaligen Zuziehung der Vertreter der Zünfte, der Geschworenen, ein Mittel in den Händen, den Wünschen der Handwerker einigermaßen gerecht zu werden, und wir sehen den Kaiser wie den Rath oft davon Gebrauch machen. Und selbst die Geldopfer, die er von der Stadt verlangte, und die nicht unbedeutend waren, wurden nicht mehr so drückend empfunden als früher, indem man es inzwischen gelernt hatte, ganz kunstgemäß Schulden zu machen und städtische Schuldverschreibungen in Cours zu setzen, so daß die ungeheuern Verschiedenheiten des Finanzetats, die früher so sehr den Unwillen der Bevölkerung erregt, nun nicht mehr vorkommen.

Freilich hörte die gute Zeit auf, als nach dem Tode Karls 1378 dessen Sohn Wenzel zur Regierung kam. Zwar nicht augenblicklich ließ sich die Ordnung des Gemeinwesens erschüttern, es ist auch für uns nicht wahrzunehmen, daß etwa besondere Mißbräuche sich jetzt eingeschlichen und das Volk aufgeregt hätten, es zeigte sich aber doch, wie viel Karl, obwol er scheinbar die Stadt sich ganz selbst überlassen, durch eine kluge und für Breslau wahrhaft förderliche Oberleitung zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe beigetragen hatte. Der König Wenzel, wie viel Uebles wußte nicht das Volk immer von ihm zu erzählen, daß er den Beichtvater seiner Gemahlin Joh. v. Nepomuk in der Moldau ertränken lassen, daß er mit dem Scharfrichter enge Freundschaft geschlossen, und ihm die Tilgung seiner Schulden übertragen, auf die allerbequemste Weise, indem er seine Gläubiger einen Kopf kürzer machen ließ, daß er sich entsetzliche Bestien von Hunden gehalten, durch welche eine seiner Gemahlinnen eines Nachts zerrissen wurde. Nun hat zwar die historische Kritik unsrer Zeit unter jenen Geschichten gewaltig aufgeräumt, etwas ist aber doch immer geblieben, man muß immer noch zugestehn, daß Wenzel etwas von einem orientalischen Despoten an sich hatte. Was Wenzels Unglück gewesen ist, war eben jenes Schwanken zwischen auffahrender Gewaltsamkeit und schlaffer Nachgiebigkeit, Eigenschaften, welche, wo immer sie vereint bei einem gekrönten Haupte aufgetreten sind, nie verfehlt haben großes Unglück anzurichten. Man muß sagen, den Breslauern gegenüber war es vor allem die Schwäche Wenzels, die viel Unheil verschuldet hat, weil sie eben dann auch eine sehr berechtigte Strenge im Lichte einer Gewaltthat erscheinen ließ.

Es konnte den Breslauern nicht lange verborgen bleiben, daß nicht mehr die kluge und feste Hand Karls die Zügel der Regierung halte, und daß der Schild der königlichen Majestät, der so lange schützend über dem breslauer

Rath geschwebt hatte, fortan kein sichrer Schirm mehr sein würde, und so wie in Böhmen die ersten Unruhen ausbrachen, regte sich auch in Breslau wieder der Geist der Zwietracht. Zwar suchte der Rath der Unzufriedenheit einen Damm entgegenzusetzen, indem er 1389 die aus den Zünften gewählten Geschworenen zu einer Art von Tribunat, einer eigentlichen Schutzobrigkeit der Bürgerschaft bestellend, diese letztere eidlich sich verpflichten ließ, ihre Beschwerden nur auf diesem gesetzlichen Wege vorzubringen, während ihnen als letzte Instanz immer die Appellation an den König offen stehen sollte; aber es gab doch Elemente in der Stadt, welche sich durch solche Vereinbarung nicht binden ließen. Das war einmal der große Haufen, das niedere Volk, dem es natürlich vollständig gleichgiltig war, ob die verhältnißmäßig kleine Zahl von zunftberechtigten Handwerksmeistern Vertretung im Rath fanden oder nicht, dem aber die unter Wenzel noch gestiegene Steuerlast hinreichenden Grund zur Unzufriedenheit bot, und welches, wie überall, leicht zu entflammen und aufzustacheln war. Dann aber gab es doch auch, wir wir schon sahen, zwei Zünfte, welche ganz speciellen Grund zur Mißstimmung zu haben glaubten, und zu diesen trat jetzt auch die große Zunft der Fleischer, durch den 1387 an einem Tage der Woche zugelassenen freien Fleischmarkt gereizt, doppelt gefährlich sowol durch ihre große Anzahl (an einem einzigen Tage werden 1381 77 Schlächter als Bürger eingeschrieben), als auch durch ihre im ganzen Mittelalter gefürchtete Wildheit und Gewaltthätigkeit; endlich herrschte auch in der Neustadt wie in den Vorstädten große Unzufriedenheit, indem die dortigen Einwohner sich den altstädter Bürgern gegenüber sehr im Nachtheile glaubten.

Diese Verbindung brachte 1390 den ersten Aufstand zu Wege. In demselben Jahre, wo auch in Böhmen sich die Unzufriedenheit gegen Wenzel zuerst Luft machte, begannen auch in Breslau die Kämpfe, die nun fast dreißig Jahre fortdauern sollten. Man setzte tumultuarisch den Rath ab und einen neuen ein. Wie es dieser hätte anfangen sollen, um den widersprechenden Forderungen der Aufrührer gerecht zu werden, ist nicht abzusehn; während der gemeine Mann über zu hohe Steuern klagte, revolutionirten Bäcker und Fleischer blos deshalb, weil sie ihr Brot und Fleisch nicht so theuer verkaufen durften als sie es wünschten. Man verglich sich wol wieder, führte die alte Rathswahl wieder ein, nur daß von jetzt an statt der alten acht Rathsmitglieder deren elf oder zwölf erscheinen, wovon drei aus den Zünften gewählt werden, aber 1494 erneuert sich die Empörung wieder, und Wenzel, der schon durch Gesandte zu vermitteln versucht hat, erläßt nun ein Decret, durch welches er wenigstens die neustädter Bürger, die Vorstädter und das angesehene Gewerbe der Tuchmacher durch Concessionen zu gewinnen sucht; freilich den Brot- und Fleischmarkt konnte er nicht wol aufheben.

Die Hauptsache war, daß er bei den immer bedenklicher werdenden Verwicklungen Böhmens mehr als je Geld brauchte, während auch der breslauer Rath, dem immer die unangenehmste Rolle bei dem Geldeintreiben zufiel, von beiden Seiten gedrängt endlich selbst Schwierigkeiten zu machen anfing, so daß Wenzel 1399 zu dem Mittel griff, der Stadt einen Rath zu octroyiren, mit einigen Beisitzern aus den Zünften. Aber weit entfernt, hierdurch den Aufstand ganz zu dämpfen, entflammte er ihn vielmehr von neuem. Die Breslauer hatten bisher zwar alljährlich ihre Steuern und außerordentliche Contributionen an den König gezahlt, aber dabei doch ihre vollständige Selbstregierung gehabt; ihnen mußte jenes Verfahren wie ein Angriff auf ihre althergebrachte Selbstständigkeit erscheinen, es schien als sollten sie vollständig geknechtet werden, damit man sie in aller Ruhe aussaugen könnte. Wenzel bewirkte durch jene Maßregel nichts, als daß sich der Grimm des schon aufgeregten Volkes von den Patriciern ab jetzt allein gegen ihn wandte. Es fehlt mir an Raum, um die Ereignisse dieser Jahre hier im Einzelnen vorzuführen, ich bemerke deshalb nur, daß von jetzt an fast Jahr für Jahr die Kämpfe sich wiederholen, indem die empörte Menge den von Wenzel ernannten Rath zur Abdankung zwingt und selbst einen neuen erwählt, der dann wiederum von dem König verworfen wird. Dieser letztere sieht auch wol das Bedenkliche seiner Handlungsweise ein und versucht dann zu widerholten Malen, der Bürgerschaft das Wahlrecht zurückzugeben, aber dann zeigt sich ihm immer der neue Rath so ungehorsam, daß er wieder zur Absetzung desselben schreiten muß, und als er 1407 der Stadt eine sehr bedeutende Geldstrafe auferlegt, macht er natürlich das Uebel noch ärger, besonders da man in Breslau sehr wohl weiß, wie sehr dem König durch die böhmischen Wirren die Hände gebunden sind. So verwickeln sich denn die Verhältnisse mehr und mehr. Ein recht helles Licht auf dieselben wirft ein im städtischen Archiv zu Breslau befindliches Actenstück, welches den Verlauf der Ereignisse von 1413—15 schildert. Seit dem Jahre 1412 herrschte in Breslau eine furchtbare Pest, die unzählige Opfer forderte und im Jahr 1413 auch einen großen Theil der Rathsmitglieder und Schöppen wegraffte, weshalb die Bürgerschaft den Rath in einem ihr zusagenden Sinne neu constituirte. Dieser neue Rath trat aber sofort in eine oppositionelle Stellung zum König. „Des Rathes Tisch ist unsern Eltern sauer geworden, ich will diesen Tisch bei Würden behalten", äußerte sich einer derselben. Vergebens wartet der König auf eine Anzeige der getroffenen Veränderungen, man erwählt gegen seinen ausgesprochenen Willen bei Ablauf des Amtsjahres neue Consuln, die noch ungehorsamer sind als die früheren; auf wiederholte Mahnungen ihm Gesandte zu schicken, erhält er lange Zeit gar keine Antwort und endlich nichts als Ausflüchte, es seien die Wege unsicher, der Jahrmarkt

nahe, der Landeshauptmann nicht anwesend. Als Wenzel nun einen neuen Termin bestimmt, für den jene Ausflüchte nicht mehr gelten können, schicken sie endlich zwei Abgeordnete, aber ohne Vollmachten. Es hilft dem König nichts, daß er in besonderen Schreiben die Kaufmannschaft und die Zünfte zum Gehorsam ermahnt, sie erinnernd an den Brief, den sie ihm kurz vorher gemeinsam geschrieben, und worin sie ihn ihrer Treue versichert. Es half dies nichts, denn auch jener Brief hatte, was das Wichtigste war, schwere Klagen enthalten über die hohen Steuern und die Schuldenlast der Stadt und jetzt verbreitete der Rath selbst auf das eifrigste das Gerücht, was der König von ihnen wolle, seien weiter nichts als neue Geldforderungen. So sieht sich Wenzel genöthigt, den Rath abermals abzusetzen, und zugleich befiehlt er, daß der Brief, in dem er dieses anzeigt, allen Kaufleuten und allen Handwerkern vorgelegt werde, damit sie durch Namensunterschrift bekennen, ob sie ihm Gehorsam leisten wollen oder nicht.

Das ganze Document zeigt recht deutlich, wie sich die Verhältnisse geändert haben; die Zünfte erscheinen hier keineswegs mehr feindlich gegenüberstehend der Kaufmannschaft als dem Patriciat, und der König kann sich auf diese nicht mehr verlassen, als auf jene. In dieser Lage, durch die böhmischen Verhältnisse bedrängt und fortwährend in Geldnoth, muß er bald wieder zur Milde greifen; er erläßt eine allgemeine Amnestie, und damit der von ihm ernannte Rath nicht gleich wieder abgesetzt werde, verordnet er 1417, daß vier aus den Kaufleuten, von den Handwerkern gewählt, und vier aus den Zünften, von den Kaufleuten gewählt, zur Controle der Finanzverwaltung zugezogen werden sollten. Ernstlich warnt er zugleich die Jüngeren aus beiden Ständen, nicht ihre Aeltesten und Geschworenen zum Ungehorsam zu reizen oder wol gar zu zwingen.

So kam das verhängnißvolle Jahr 1418 heran; die Verhältnisse waren nicht besser geworden, die Urkunden der letzten Jahre erzählen uns von bedeutenden Schulden, welche die Stadt machen müssen. Es konnte nun wenig mehr helfen, daß Wenzel am Anfang dieses Jahres den Bürgern das Wahlrecht wiedergab, mußte er doch zu derselben Zeit eine neue Steuer ausschreiben, eine Einkommensteuer von mehr als ein Procent. Die Eintreibung dieses Geschosses zu Johanni gab das Signal zu einem abermaligen, aber diesmal mit größerer Erbitterung als je unternommenen Aufstande, nicht gegen die patricischen Kaufleute, sondern gegen den König und die kleine Partei, die ihm unbedingt anhing; jene Leute, welche zum Theil schon bei dem letzten Aufstand entflohen, aber gestützt auf die Drohbriefe Wenzels zurückgekehrt waren und nun durch Gesandtschaften und Briefe mit diesem in engster Verbindung standen. Aber mochte schon die Unzufriedenheit allgemeiner verbreitet sein, die eigentliche Revolution ging, wie es immer zu geschehn pflegt, von

der niedern Classe aus, und an die Spitze der Bewegung traten wieder diejenigen Zünfte, welche schon bei den früheren Aufständen sich hervorgethan, die Tuchmacher und die Fleischer.

Da wo jetzt die Kasernen in der Neustadt sich befinden, stand noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine kleine Kirche, St. Clemens geweiht. Hier war es, wo an einem Sonntag, den 7. Juli, die Aufrührer zusammenkamen, für die Ausführung ihres Vorhabens sich untereinander fest zu gemeinsamem Handeln verbanden und dem frevlen Unternehmen sogar eine religiöse Weihe zu verleihen suchten, indem ein von ihnen gewonnener Priester ihre Beichte hören, sie absolviren und ihnen das Abendmahl reichen mußte.

Für den Ausbruch hatten sie den folgenden Tag und zwar die Stunde des größten Verkehrs, Mittag zwölf Uhr, bestimmt. Das verabredete Signal sollte der Ruf des Hirtenhorns bei St. Mauritius sein. Und so geschah es. Die Tuchmacher und Fleischer an der Spitze wälzte sich um jene Stunde der immer mehr anwachsende Haufen dem Rathhause zu, wo der Rath ohne Kenntniß von dem ihm drohenden Unheil zur Sitzung versammelt war. Auf dem Fischmarkte hatte sich eine mit Speeren bewaffnete Rotte aufgestellt, den Zugang zum Rathhause absperrend, während zu derselben Zeit der Thurm erbrochen und die Sturmglocke geläutet wurde. Die Aufrührer drangen indessen in den Saal, wo der Rath seine Sitzung hielt. Nur einem Theil der Consuln gelang es, durch die Flucht zu entkommen. Das schreckliche Schicksal, welches der Rathsherr Megerlin hatte, der, als er sich vor Angst auf den Rathsthurm geflüchtet, dort gefunden und von seinem eignen Gevatter, einem Schuhmacher, ergriffen und über den Kranz des Thurmes herabgestürzt wurde, müssen noch mehre getheilt haben, vier andere vom Rath, den Bürgermeister Nikolaus Freiberger an der Spitze, zwei der aus der Gemeinde gewählten Mitglieder und drei Schöppen wurden auf dem Ringe vor dem Pranger sofort enthauptet. Eine wüthende Menge durchströmte indessen alle Räume des Rathhauses, erbrach die Schränke, raubte Geld und Kostbarkeiten, zerriß und zerstach die Freiheitsbriefe der Stadt und rüstete sich mit den hier vorgefundenen Waffen. Dann eilte man nach den Gefängnissen und befreite die wegen Gewaltthat oder wegen Schulden Verhafteten.

Damit waren aber auch die Gewaltthaten zu Ende, obwol es fünf Tage lang keine Obrigkeit in der Stadt gab. Weder die Chroniken, noch die officiellen Klagepunkte bei dem spätern Processe erwähnen etwas von einer Gefährdung des Privateigenthums, und doch wenn der Aufruhr wirklich seinen Ursprung in einer Erbitterung der Bürgerschaft gegen die Patricier gehabt hätte, wäre das schwerlich ausgeblieben. Wer hätte die entfesselte bewaffnete Menge zurückhalten wollen, nachdem dieselbe schon durch die Verwüstung des Rathhauses gezeigt, daß sie auch vor dem Raube nicht zurückbebe? Der Haß

gegen das Patriciat, wenn er auch noch vorhanden war, trat ganz zurück vor dem weit mächtiger entflammten gegen den König.

Dieser nun, dem eben damals die hussitischen Streitigkeiten mehr und mehr über den Kopf wuchsen, konnte nicht daran denken, zur Ahndung solcher Gewaltthat, wie es nöthig gewesen wäre, persönlich in Breslau zu erscheinen; er begnügte sich im August 1419 durch seinen Unterhauptmann Joh. v. Wildberg den nach der Revolution eingesetzten Rath durch einen neuen von ihm ernannten ersetzen zu lassen. Wenige Tage nach dieser Anordnung starb Wenzel eines plötzlichen Todes, seinem Bruder Sigismund als unerwünschte Zugabe zur Erbschaft die breslauer und die noch schlimmeren böhmischen Händel überlassend.

Sigismund, der grade in Ungarn verweilte, berief, nachdem es ihm gelungen war, durch den Sieg bei Nissa für eine Zeit lang vor den Türken Ruhe zu erlangen, für den Dec. 1419 einen Reichstag nach Brünn, in der Absicht, von da nach Breslau zu gehen. Auf die Nachricht von dem Tode Wenzels, dessen hilflose Lage die breslauer Rebellen sicher hoch in Anschlag gebracht hatten, und auf die Kunde von den Gesinnungen Sigismunds, der sich entschlossen zeigte, bevor er den eigentlichen Herd des Aufstandes, Böhmen, angriffe, in den Nachbarländern das geschwächte königliche Ansehn wiederherzustellen, sank doch auch hier vielen der Muth. Die Kaufleute konnten unbesorgt sein; sie hatten zugesehn, wie die Zünfte ins Feuer gegangen waren, aber diese selbst faßte Schrecken, von den unmittelbar Compromittirten suchte der größte Theil Sicherheit im Ausland, in Polen oder Ungarn, einige traten Wallfahrten an, um zu den Füßen des Papstes Absolution zu suchen. Ein kleiner Theil blieb trotzig daheim, immer noch hoffend, der neue Herrscher würde doch Bedenken tragen, rechten Ernst zu machen.

Doch Sigismund war in der That dazu entschlossen. Für den Januar des Jahres 1420 hatte er einen Reichstag nach Breslau berufen, um neben mehren Reichshändeln auch Streitigkeiten auswärtiger Fürsten, die einen schiedsrichterlichen Spruch angerufen, zu entscheiden. Er trat hier als Kaiser auf, umgeben von einer äußerst glänzenden Versammlung geistlicher und weltlicher Fürsten, und der Pomp der Majestät, der man hier vor kurzer Zeit so frevelnd Hohn gesprochen, war recht geeignet, den schuldbewußten Gemüthern ihre Vergehn in hellem Lichte erscheinen zu lassen, und jeden Gedanken an Widerstand zu verbannen. Wer hätte es wagen sollen, dem mächtigen Kaiser, dessen Worten hier gekrönte Häupter ehrerbietig lauschten, sich kühn zu widersetzen? Erst nach Erledigung der Reichsgeschäfte schickte er sich an, das ernste Amt strafender Gerechtigkeit zu üben. Es wurde zu diesem Behuf ein besonderer Gerichtshof constituirt, in welchem außer den breslauer Rathsherrn, den Schöppen so wie den gesetzmäßigen Vertretern der Kaufmannschaft und

der Zünfte Deputirte des Rathes aus neun schlesischen Städten saßen. Vor diesen traten acht schlesische und böhmische Edelleute im Namen des Königs als Kläger auf, wegen der Verletzung des königlichen Ansehns, wegen ungerechter Tödtung der vom König eingesetzten Rathmänner, wegen Raub und Gewaltthat. Der Spruch lautete für alle Theilnehmer des Aufstandes auf Tod und Confiscation ihrer gesammten Habe. Die Geflohenen sollten wenigstens das Letztere erleiden.

23 Männer waren es, die das Todesurtheil traf, zum großen Theil angesehn in ihren Kreisen, Zunftmeister oder Zunftälteste. Am Montag nach Reminiscere, den 4. März, ward ihnen ihr Schicksal kund gethan; auf offnem Markte an der Ecke der Oderstraße und Nikolaistraße stand der Tisch der Richter, hier ward ihnen das Urtheil vorgelesen und der Stab über sie gebrochen. Dann wurden sie nach der kaiserlichen Burg geführt, wo die Execution vollstreckt werden sollte. Da wo jetzt die Universität sich befindet, an der Oder stand die alte Burg, hier fielen die 23 Häupter. Aus den Fenstern sah der Kaiser zu und staunte ob der Standhaftigkeit, mit der alle dem Tode entgegengingen. Keiner hatte um Gnade gefleht; voll starken Bürgertrotzes starben sie mit dem festen Bewußtsein, die Gerechtsame ihrer Stadt vertheidigt zu haben gegen die Willkür eines Tyrannen. Ihre Köpfe wurden auf die Stadtmauer gespießt, ihre Leiber unter den breiten Steinen begraben, auf denen man vom Ringe nach der Elisabethkirche geht, und diese geben noch jetzt Zeugniß ab von den traurigen Wirren jener Zeit. Auch zeigt eine im Rathhause aufbewahrte Thür noch heut die Spuren der Axthiebe, durch welche sie damals die Empörer gesprengt. Unser wackerer breslauer Geschichtschreiber Klose bemerkt bei der Besprechung des Aufstandes mißbilligend über Sigismunds Verfahren: „hätte er nicht bald anfangs so hart die Böhmen behandelt, hätte er anstatt der 23 hingerichteten Menschen in Breslau ebenso viel 1000 Mark Groschen zur Buße sich zahlen lassen, so hätten ihn die Prager mit offnen Armen aufgenommen, so würde der Hussitenkrieg, das wildeste und grausamste Schauspiel, das je auf der Erde gespielt worden, nicht erfolgt sein.“ Wir wollen die Wirkungen, die eine solche Politik auf Böhmen hätte üben können, dahin gestellt sein lassen, doch das Eine können wir dreist behaupten, für Breslau wäre es das größte Unglück gewesen, es hätte die klägliche Politik Wenzels fortgesetzt und mit andern Worten die Revolution verewigt; so wie Sigismund den Rücken gewandt, wäre der Aufstand wieder ausgebrochen. Ich kann nichts von Härte in dem Verfahren Sigismunds sehn; nach dem, was geschehen war, konnte er nicht anders handeln. Auch suchte er selbst, nachdem er die unabweisliche Forderung der Gerechtigkeit erfüllt, die Stadt auf alle Weise zu gewinnen, die Anordnungen in Betreff der Zünfte sind so mild, wie sie nur sein können, kaum, daß die Rädelsführer,

die Fleischer, sich einige Beschränkungen gefallen lassen mußten, die Zünfte stellen nach wie vor ihr Contingent zu dem Rath, und die Urkunde, in welcher er die Privilegien der Stadt bestätigt, enthält eine förmliche Lobrede auf seine liebe Stadt Breslau, die recht deutlich zeigt, wie viel Werth er darauf legte, in jener stürmischen Zeit, wo in seiner eigentlichen Hauptstadt der Aufruhr kühn sein Haupt erhob, wenigstens die zweite Stadt sich zur Freundin zu erhalten.

Ueberblicken wir nun noch einmal die ganze Geschichte des Aufruhrs, so müssen wir wiederholen, daß man Unrecht gethan hat, denselben einfach in die Geschichte der Zunftunruhen, wie sie in jener Zeit so vielfach vorkommen, einzuregistriren und ihn aus dem Hasse der Handwerker gegen das kaufmännische Patriciat herzuleiten. Davon habe ich nirgend in den Urkunden Spuren finden können. Nirgend tritt der König als Schützer des Patriciats gegen die Zünfte auf, nirgend klagen diese letztern über jene. Vielmehr richtet Wenzel seine Briefe immer in ganz gleicher Weise an die Kaufmannschaft wie an die Zünfte, und beide vereint machen dem König ihre Vorstellungen; bei allen den Aufständen erscheinen nie die Patricier als solche dem Grimm der Handwerker ausgesetzt, und so wenig wie sie es nöthig haben, den Schutz des Königs anzurufen, so wenig erscheinen sie auch als Ankläger der Uebelthäter. Es konnte ja auch das, um was die Zünfte sonst zu kämpfen pflegen, die Theilnahme an der Regierung, hier nicht der Zweck des Aufstandes sein, da ja schon seit 1390 auch bei den Rathsernennungen Wenzels wenigstens ein Drittel der Mitglieder aus ihrer Mitte genommen wird.

Der Gegensatz war freilich sicher vorhanden, es war auch, wie wir sahn, die Unzufriedenheit einiger der Zünfte mit der Regierung das, was zuerst den Aufstand hervorgerufen, aber im Verlauf der fast dreißigjährigen Kämpfe hatte man die erste Ursache des Streites ganz aus dem Gesicht verloren, und die Kaufmannschaft, mochte sie nun eingeschüchtert sein oder in schweigendem Einverständniß, hielt sich wesentlich neutral und der Kampf wird nur von den Zünften gegen die Anordnungen des Königs geführt, welche als Eingriff in die hergebrachte Selbstständigkeit der Stadt erscheinen. Die Hauptschuld an der Empörung haben aber die halben Maßregeln Wenzels und die Verwicklungen, in welche ihn zu gleicher Zeit die böhmischen Unruhen stürzen, und welche die königliche Autorität allzusehr untergraben, um nicht den Widerstand überhaupt herauszufordern.

Seltsam ist dabei immer der ganze Kampf, diese durch dreißig Jahre immer wiederkehrenden Eruptionen des Volksunwillens, während doch jedesmal die Reaction fast ohne Widerstand eintritt; diese Mischung der hartköpfigsten Verbissenheit und der vollständigsten Blindheit über die nothwendigen Consequenzen, jenes plötzliche und ruckweise Aufflammen eines äußerst reiz-

baren Selbstgefühls, während doch dabei die Energie und Klugheit, die zur Behauptung des eingenommenen Standpunktes nöthig gewesen wäre, durchaus fehlt. Dies alles scheinen bestimmte Züge im Charakter der damaligen Breslauer gewesen zu sein; denn einige Decennien später in den Kämpfen gegen Georg Podiebrad finden sich dieselben in der merkwürdigsten Weise wieder.

C. G.

Von der preußischen Grenze.

Unter den Candidaten, denen der diesmalige Ausfall der Wahlen den Zugang zum Hause der Abgeordneten verschließt, sind es hauptsächlich zwei, die wir sehr ungern vermissen: Herr von Gerlach und Herr von Kirchmann. Die Erscheinung des Erstern gehörte wesentlich zur Physiognomie des Landtags, und es ist für uns nur ein sehr mäßiger Ersatz, daß statt dessen in der Kreuzzeitung der alte „Rundschauer" wieder auftaucht. Wenn man es nicht historisch wüßte, daß diese beiden nur eine Person ausmachen, so würde man es kaum errathen: der Rundschauer mit seiner ewigen Salbung, seinen frommen Mienen und seinem Orakelton hat, wenn man sich einmal an sein seltsames Costüm gewöhnt, etwas Eintöniges und Ermüdendes; während der Führer der äußersten Rechten in der Kammer, ein vollendeter Weltmann, geistvoll, heiter, witzig, fast jeden Tag durch einen neuen Einfall dem Streit der Parteien eine anmuthige Wendung gibt. Was Herrn von Kirchmann betrifft, so bedauern wir es nicht blos um des Princips willen, daß er nicht gewählt ist, sondern weil wir ihn unter allen Mitgliedern der „Nationalversammlung" von 1848 für den vorurtheilsfreisten und originellsten halten. Er ist niemals in die herkömmlichen Phrasen seiner Partei aufgegangen, sondern hat sich durchweg ein selbstständiges Urtheil bewahrt. Wenn seine Reformpläne weiter gingen, als die damalige Sachlage wünschenswerth machte, so verrieth er durchweg ein lebhaftes preußisches Gefühl, und war mit seiner ganzen Persönlichkeit recht dazu geeignet, zwischen der „constitutionellen" und der „demokratischen" Partei ein Verständniß anzubahnen. Denn dieses Verständniß wird keineswegs durch das Auseinandergehn der Ansichten und Ueberzeugungen erschwert, sondern hauptsächlich durch die Leidenschaften, die sich auf bestimmte Stichworte und bestimmte Persönlichkeiten beziehn. Eine politische Reform würde viel einfacher vor sich gehn, wenn man sich der Farben und

Symbole enthalten könnte. So ſtark wir noch immer den Gegenſatz gegen die eigentliche Demokratie empfinden, d. h. gegen diejenigen Männer, die in des Volkes Stimme Gottes Stimme ſehn und die das ſouveräne Volk in jedem Haufen wahrzunehmen glauben, der ſich auf den Straßen umhertreibt, ſo würde es uns ſchwer fallen, zwiſchen demjenigen Theil der preußiſchen Preſſe, der ſich heute demokratiſch nennt, und der unabhängigen conſtitutionellen Preſſe einen principiellen Unterſchied zu entdecken, ſobald wir nur von dem Dogma des allgemeinen Wahlrechts abſehn, das ja von beiden Seiten auf längere Zeit vertagt worden iſt. Im Jahr 1848 pflanzten die Grenzboten die Fahne der „conſervativen Demokratie" auf; damals fand dieſe Verbindung zweier Begriffe, die ſich dem Anſchein nach widerſprechen, wenig Beifall; heute taucht ſie in allen demokratiſchen Zeitungen wieder auf. In der That iſt das Streben nach rechtlicher Gleichheit der Staatsbürger und nach Selbſtverwaltung in der Geſchichte des preußiſchen Staats tief begründet, und ſo verſtanden, hat ſelbſt der frühere Miniſterpräſident Herr v. Manteuffel die Demokratie als ein weſentliches Moment des preußiſchen Staatslebens bezeichnet.

Der Landtag iſt freilich nicht der Ort, wo ſich dogmatiſche Gegenſätze hart aneinander reiben ſollen; es iſt vielmehr der Ort der praktiſchen Politik, d. h. der Compromiſſe. Inſofern ſind wir ganz damit einverſtanden, daß im Gegenſatz zur Paulskirche, wo die Gelehrten und Staatskünſtler das Wort führten, diesmal der Landtag faſt ausſchließlich aus Männern des praktiſchen Lebens zuſammengeſetzt iſt, die aus Erfahrung wiſſen, daß alle reale Thätigkeit eine bedingte iſt. Indeſſen wäre es ein ungerechtfertigtes Vorurtheil, anzunehmen, daß ein Vertrag nur zu Stande kommt, wenn von allen Seiten conciliante Naturen, die in ihren Anſichten wenig auseinandergehn, vorhanden ſind. Zuweilen iſt es im Gegentheil nöthig, daß, um einen dauerhaften Frieden zu ſchließen, vorher ein recht lebhafter Krieg entbrennt, hier natürlich nur ein theoretiſcher. Das theoretiſche Moment iſt diesmal zu wenig vertreten, und es gereicht uns zur beſondern Genugthuung, daß ein Mann wie Profeſſor Gneiſt ſeine von dem herkömmlichen Liberalismus ſehr abweichenden Ueberzeugungen in der Legislatur zu vertreten Gelegenheit findet.

Bekanntlich hat Gneiſt im Anhang zu ſeinem Werk über das engliſche Verfaſſungs- und Verwaltungsrecht, einer der bedeutendſten Leiſtungen der letzten Jahre auf dem Gebiet der Rechtsgeſchichte, ſeine Anſicht über die gegenwärtige Entwicklung des parlamentariſchen Lebens in Preußen auseinandergeſetzt. Er findet den wahren Keim der preußiſchen Verfaſſung in der den richterlichen Collegien nachgebildeten Form der Verwaltungsbehörden, und ſtellt eine conſtitutionelle Parteiregierung, welche auf dieſe „Amtsgentry" keine Rückſicht nehme, als einen Abweg von dem wahrhaft geſchichtlichen Fortſchritt dar.

In der Rede an seine Wähler, wenn wir anders den etwas unklaren Bericht der Stettiner Zeitung richtig auffassen, stellt er es als die wichtigere Aufgabe des gegenwärtigen Landtags dar, für die organische Gesetzgebung zu sorgen, da die Verwaltung, deren Controle außerdem den Ständen zukommt, vorläufig in guten Händen sei.

Wir sind der entgegengesetzten Ansicht: wir glauben, daß wenigstens in dieser Session der Landtag sich nicht zu viel mit der organischen Gesetzgebung zu befassen haben wird, daß es aber wol seine Aufgabe ist, das Ministerium in seinem Bestreben, die Ausführung der Gesetze dem Sinn der Gesetze entsprechend zu machen, durch mehr als blos passiven Beistand zu unterstützen.

Was die organische Gesetzgebung betrifft, so pflegt ein Parlament, das im Allgemeinen in die Regierung Vertrauen setzt, dieser die Initiative zu überlassen. Wir glauben nicht, daß die Regierung gegenwärtig schon die hinreichende Zeit gefunden haben wird, in dieser Hinsicht umfassende Vorlagen vorzubereiten, und wir glauben, daß unter allen Umständen das Provisorium einer übereilten Gesetzgebung, die nachher doch theilweise wieder zurückgenommen werden müßte, vorzuziehn ist.

Dagegen ist nicht rasch genug für eine wirkliche Constituirung der obersten Regierungsgewalt Sorge zu tragen, und wir glauben, daß darin der Landtag dem Ministerium wesentlich zu Hilfe kommen kann. Zwar halten wir ebenso wie Professor Gneist eine Parteiregierung im strengern Sinn den preußischen Zuständen nicht angemessen, aber wir dürfen nicht übersehn, daß wir seit wenigstens sechs Jahren eine solche wirklich gehabt haben. Bis dahin war die gutgeschulte, an regelmäßige Arbeit gewöhnte und in ihre Amtspflichten ganz aufgegangene Bureaukratie oder, wenn man will, „Amtsgentry" der neutrale Boden gewesen, auf welchem die einseitigen Parteibestrebungen sich paralysirten. Seitdem aber Herr von Westphalen am Steuerruder saß, ist die Gesinnung und der Diensteifer an Stelle der Amtsfähigkeit und der Amtsehre getreten, und ein großer Theil der heutigen Bureaukratie hat von dem alten preußischen Beamtenthum nichts weiter als den Namen. Zwar würde die Sache dadurch keineswegs gebessert, wenn jetzt, wo der Begriff der guten Gesinnung sich geändert hat, die altministeriell gesinnten Beamten durch neuministeriell gesinnte Beamte ersetzt würden; seine ganze Stellung nöthigt das Ministerium, auch in dieser Beziehung so schonend und conservativ als möglich zu verfahren: aber diese Enthaltsamkeit muß gewisse Grenzen haben, wenn nicht die ganze Regierung in Stocken gerathen soll.

Einmal war mit der guten Gesinnung nach den Begriffen des Herrn von Westphalen eine gewisse Rücksichtslosigkeit gegen die bestehenden Gesetze verbunden, dagegen war sie unabhängig von der technischen Vorbildung und von der Fähigkeit zu Staatsgeschäften. Es ist in der Reinigung des Beamten-

landes in dieser Beziehung schon manches geschehn, was wir mit um so mehr Dank anerkennen, je überraschender es den Betheiligten selbst gekommen ist. Nichts charakterisirt so sehr die Situation, als die naive Sicherheit, mit der einige der am schwersten Compromittirten auch nach dem Ministerwechsel an die Fortdauer ihrer Stellung glaubten. Es ist manches Gute geschehn, aber noch nicht genug.

Viel ernsthafter ist ein zweiter Umstand. Die diesmaligen Wahlen haben gezeigt, daß ein großer Theil der Bezirks- und Kreisregierungen die Sache so auffassen, als seien sie die eigentlichen Vertreter der Staatsgewalt, das Ministerium dagegen eine vorübergehende Erscheinung, auf die man möglichst wenig Rücksicht zu nehmen, oder gegen die man wol gar energisch vorzugehn habe. Es ist vorgekommen, daß Regierungspräsidenten nicht blos im Namen der Regierung sich für Candidaten, die sich offen gegen das Ministerium aussprachen, erklärten, sondern daß sie sogar diejenigen Wähler, die für das Ministerium stimmten, als „Feinde der Regierung" in der alten Weise des Herrn von Westphalen zu benachtheiligen suchten. Könnte man für einen solchen Zustand die Möglichkeit der Fortdauer voraussetzen, so wäre es die ausgesprochne Anarchie, und für das Gedeihn des Staats viel nachtheiliger, als ein Ministerium im alten Stil.

Endlich fehlt noch sehr viel daran, daß man dem Ministerium eine einheitliche Zusammensetzung zuschreiben könnte, und diese wird doch wol nöthig sein, wenn Preußen mit größerer Energie als in den letzten Jahren seine Stellung innerhalb der Großmächte und namentlich innerhalb des deutschen Bundes vertreten will.

Die Frage ist nun, wie der Landtag, ohne in die königliche Prärogative einzugreifen, der einheitlichen Organisation des Staates zu Hilfe kommen soll? — Es wäre ein entschiedener Eingriff in die königliche Prärogative, und, einer Regierung gegenüber, die den besten Willen zeigt, höchst taktlos, wenn man diesen oder jenen Regierungsbeamten als mißliebig bezeichnen und auf anderweitige Besetzung dringen wollte.

Es wäre noch taktloser, diese Forderung einer Epuration des Verwaltungspersonals allgemein zu halten. Aber schon dadurch, daß die Majorität des Landtags nicht blind dem Ministerium als solchem anhängt, sondern eine unabhängige politische Ueberzeugung vertritt, wird sie denjenigen Elementen der Regierung, die diese Ueberzeugung theilen, eine sehr mächtige Stütze geben. Die Hauptsache ist, daß der Landtag den Weg betritt, der schon dem alten „Vereinigten Landtag" als der naturgemäße, als der völlig loyale vorgezeichnet war: den Weg der Beschwerde über bestimmte Uebelstände.

Dieses scheint uns die Hauptaufgabe der gegenwärtigen Legislatur und

die wesentlichste Unterstützung des Ministeriums zu sein. Denn von den Mißbräuchen, deren Kunde sich als allgemeine Sage im Volk verbreitet, ist der Regierung als solcher officiell so manches noch gar nicht bekannt. Ein großer Theil der höchsten Verwaltungsbehörden, auf deren Gutachten sie nothwendig recurriren muß, sind dem neuen System entschieden feind, und die Presse kann als eine authentische Interpretation nicht betrachtet werden. Mit Recht hat es unter der vorigen Regierung den größten Anstoß erregt, daß die Polizei auf Denunciationen der sogenannten gutgesinnten Blätter einschritt, die neue Regierung muß sich sehr ernstlich hüten, diesem Beispiel zu folgen. Die Presse ist für das Publicum, nicht für die Regierung. Der gesetzliche Ort, den Beschwerden, die im gewöhnlichen Instanzenzug nicht durchgehn, einen unumwundenen Ausdruck zu geben, ist der Landtag, und die Ueberwachung der Gesetze ist seine heiligste Pflicht. Um aber die unbequeme Form der Interpellationen möglichst zu vermeiden, gibt es ein sehr einfaches Mittel. Nur in den seltensten Fällen ist eine offne Gesetzesübertretung der Grund zu solchen Beschwerden, meistens liegt eine falsche Interpretation der Gesetze vor. Die Beschwerde wird also fast durchweg dazu dienen können, für das Gesetz eine bestimmte, unzweideutige Fassung zu beantragen, und für künftige Fälle eine falsche Auslegung zu verhüten. So werden zwei Zwecke zu gleicher Zeit erreicht: das Gesetz wird verbessert und das Ministerium wird in den Stand gesetzt, da, wo eine persönliche Abhilfe Noth thut, auf Documente gestützt einzuschreiten. Je loyaler und rücksichtsvoller im Uebrigen die Haltung des Landtags ist, desto mehr wird seine Stimme bis zu dem höchsten Träger der Staatsgewalt dringen, dessen Vertrauen man am würdigsten dadurch erwiedert, daß man ihm seinerseits mit unbedingtem Vertrauen d. h. mit Offenheit entgegenkommt. † †

Neue Novellen.

Jahrbuch deutscher Belletristik auf 1859. Fünfter Jahrgang. Herausgegeben von Siegfried Kapper. Mit dem Bildniß A. E. Brachvogels in Stahlstich. — Prag, C. Bellmann. — Auch diesmal zeichnet sich das Jahrbuch durch Mannigfaltigkeit tüchtiger Leistungen rühmlich aus. — In der Novelle „Sechs Tage sollst du arbeiten" hat Robert Waldmüller das alte beliebte Thema von der Bekehrung eines leichtsinnigen Verschwenders durch plötzliche Armuth zum gesunden Leben auf die modernen pariser Verhältnisse übertragen und durch sauber ausgeführte Genrebilder illustrirt. — „Der Glasfabrikant" von Leopold Schefer

ist nicht arm an jenen feinen psychologischen Beobachtungen, auf die des Dichters Ruhm sich hauptsächlich gründet; das Ganze macht einen trüben Eindruck. Schefer besitzt eine unheimliche Virtuosität in der Zeichnung schwacher Männer, die zu gutmüthig sind, um Haß, zu unmännlich, um wirkliche Theilnahme einzuflößen. Man hat ein Gefühl, wie beim Fallen der Herbstblätter nach einer plötzlich eingetretenen kalten Nacht. — Sehr gut erzählt ist von Ida von Düringsfeld „Der Mann des Wollens;" der spukhafte Ausgang, die Vertauschung zweier Seelen durch Willensmacht, hätte um so mehr vermieden werden können, da die Dichterin selbst sich ihm gegenüber skeptisch verhält. Ein Fragezeichen ist kein guter Schluß einer Novelle. — Max Ring charakterisirt im „Actienkönig des vorigen Jahrhunderts" den berühmten Law. — Außerdem enthält das Taschenbuch ein Märchen von Adolf Glaser in Braunschweig, und Gedichte von Fr. Bodenstedt, Brachvogel, L. Foglar, Hansgirg, Hieronymus Lorm, Julius Rodenberg, L. Seeger und Adolf Stern. —

Vor Tagesanbruch. Erzählungen und Lieder von Amara George. — Frankfurt a. M., Meidinger. — Was der ominöse Titel sagen will, was die Widmung noch weiter ausführt („Nacht war es einst um mich, sternlose dunkle Nacht. Es war jedoch auch mir ein Morgen zugedacht. Das Glück des Seins, es hat auch mir gelacht.") — ist bekannt. Die Verfasserin (Gemahlin des Dichters Alexander Kaufmann) ist dem Beispiel ihres Pflegevaters Daumer, der sich wirklich allen Ernstes vom Islam zur katholischen Kirche bekehrt hat, gefolgt, und hat sich dem alleinseligmachenden Licht ergeben, das alle müden Wanderer an sich lockt. — In ihrer Lyrik erkennt man Daumer leicht heraus:

Wenn Liebe für die Ewigkeit
Sich bindet, und so bald erwacht,
So ist gleichwohl ein Sinn darin,
Der nicht in eitel Trug besteht.
In jeglicher Berührungsgluth,
In jeglichem Verschmelzungheil
Unsterblich edler Wesen ist
Was Ewiges, das nicht verloren geht.

In den Novellen ist eine große Mannigfaltigkeit; die meisten erinnern an den Ton der Gräfin Hahn, aber es ist auch eine Humoreske und sogar eine guterzählte Dorfgeschichte darin. Ueberall zeigt sich ein poetischer Hauch, überall aber auch etwas Krankhaftes, Hysterisches, das sich in seltsamen, unvermittelten Sprüngen äußert. Als Beispiel diene die erste Novelle „ein Wort, ein Mord." Ein Lumpenhund, Albert, ist mit einem Fräulein Franke verlobt; er läßt sie im Stich, sobald er erfährt, daß sie arm sei, und heirathet ein reiches Mädchen. Nachher begegnet sie ihm wieder als elegante Salondame, er entbrennt in wüthender Leidenschaft, treibt seine Frau zur Scheidung, und dringt endlich nächtlich auf sie ein; um ihn fortzutreiben, ruft sie ihm zu: „eine reiche Frau ist bequemer zu lieben, als ein armes Mädchen," was ganz in der Ordnung ist. Er springt ins Wasser, und sie — begegnet uns wieder im Büßergewande, barfuß, wirft sich vor dem Vorübergehenden auf der Straße nieder, und schreibt: „Mein Name ist ausgelöscht aus den Reihen der Lebendigen, ich selbst wandle nur noch scheinbar unter ihnen als ein

schweigender Schatten; ich bin erdrückt unter der Last meiner Schuld ..... als die Aermste der Armen, als die Friedloseste unter den Friedlosen suche ich nach der Ruhe im Grabe" u. s. w. — Warum, das mag Gott wissen! — Eine andere Geschichte, sehr artig erzählt, charakterisirt eine neue Mignon (Ada); eine dritte, Viola, ist zu viel von Harfentönen und Veilchenduft angefüllt und schließt mit einem spiritualistisch-materialistischen Wunder. — Aber ganz unpoetisch ist keine dieser zierlichen Arabesken. —

An der Grenze. Aus dem Nachlaß von Moritz Reich. — Herausgegeben von Alfred Meißner. — Zweite Auflage. — Die Dorfgeschichten dieses Nachlasses nehmen in der Gattung einen anerkennenswerthen Platz ein; am meisten aber hat uns gerührt, was A. Meißner aus dem Leben des armen jungen Dichters erzählt. — M. Reich ist 1831 in einer Judengemeinde zu Rokilnitz, an der böhmisch-preußischen Grenze, geboren. Schon früh zeigten sich Spuren von Schwindsucht. „Arm und in Gedanken schon dem Tode geweiht, hatte es Reich unternommen, den Fachstudien Lebewohl zu sagen und allein der Poesie und durch die Poesie leben zu wollen." „Ein Freund, der ihm von Herzen zugethan und selbst ein poetisches Gemüth war, beschloß, ihn gewissermaßen durchs Leben zu tragen. Er wollte, da nach seinem Dafürhalten Reich durch seine Kränklichkeit unfähig war, durch Stundengeben für sich zu sorgen, den Freund ernähren. Er, selbst mittellos, gab fortan doppelt so viel Lectionen, die eine Hälfte für sich, die andere für den Freund, der sich inzwischen ungestört zum Schriftsteller ausbilden sollte!" Freilich ward ihm die Last zu schwer, Reich ging Herbst 1853 nach Wien, wo er einige Novellen schrieb, die natürlich für seinen Lebensunterhalt nicht ausreichten. A. Meißner suchte ihn in einer jüdischen Familie als Hauslehrer unterzubringen, aber Reich „wollte lieber frei sein und darben, als gebunden sein und in sorgenfreien Verhältnissen leben!" „Angestrengtes Arbeiten untergrub seine Gesundheit immer tiefer, er zwang sich zu einer Anstrengung, der seine zarte Natur nicht gewachsen war. Oft fanden ihn die Freunde Morgens mit funkelnden Augen und erhitzten Wangen übernächtig vor dem Schreibtisch sitzen, auf dem das Licht herabgebrannt war. Er zeigte freudig und wie berauscht auf die Bogen, die er vollgeschrieben, und machte sich in seiner Begeisterung gleich daran, das Product der Nacht vorzulesen." Im Februar 1857 wurde seine Krankheit bereits sehr bedenklich. Er konnte das Zimmer oft wochenlang nicht verlassen. Seine Reizbarkeit verscheuchte die Freunde, der Erwerb stockte, seine finanzielle Lage ward immer peinlicher. „Der letzte Funke, schrieb er in dieser Zeit an A. Meißner, fürchte ich, ist erloschen, das Herz ist ein Prophet, sein eigner Arzt, Priester und — Henker! Ich mache an mir Beobachtungen, die mir, wenn ich wieder gesund würde, wenn ich wieder schreiben könnte, freilich sehr zu Statten kämen! Ich steige gleichsam nach und nach die Stufenleiter der Menschheit herab und versetze mich nun täglich in eine andere Menschenseele und finde sie so am klaren Tage liegend, während sie mir, da ich noch unendlich höher war als sie, ein Räthsel blieb; ich sehe täglich einem andern gleich, aber nur mir selbst nicht! Ich fürchte, ich fürchte, ich werde das letzte Stadium durchmachen müssen, ehe der Tod diesem Gerädertwerden von Unten nach Oben mit einem Gnadenstoß ein Ende macht. Wir leben in einer Zeit, in der die Temperaturen unausgeglichen sind wie nie! Man kommt so leicht in die Zugluft und er-

kältet sich, wenn man zarter als andere vom lieben Gott construirt ist. . . Wie habe ich Angst gehabt vor dem furchtbaren Wort „zu Grunde gehn?" das man so leicht hinspricht, wie habe ich dagegen mich durch philosophische, sprachliche und andere Studien zu verbarrikadiren gesucht! . . . Und doch hat mich die Metze Delila verrathen! . . Wenn man nicht gradezu ein Goethe ist, kann man heutzutage nichts gegen den Wall von Hindernissen ausrichten, die sich einem poetischen Streben entgegensetzen . . . Das natürliche Verhalten eines poetischen Menschen, wenn es mit der Convenienz, die sich, da sie keine innere Sittlichkeit hat, mit einem Eispanzer von Regeln rüstet, sich nicht verträgt, wird als gemein, als charakterlos verschrien!" u. s. w. — Gleich darauf: „Ich bin schon innerlich zu sehr aufgerieben, zu tief in den Grund der Seele hinein verwundet, um noch zu empfinden . . . Ich habe eine entschiedene Abneigung gegen alle Bücher, mögen sie ernst oder belletristisch, philosophisch, historisch oder poetisch sein! es ist mir alles unsäglich fade! auch Menschen wirken nicht mehr auf mich! . . . Es ist arg, sich immer mit sich selbst beschäftigen müssen, und verschlimmert den Zustand." — Ende Februar verließ er Wien und kehrte in seine Heimath zurück. Der Empfang war nicht der, den er gehofft. Das Mädchen hatte sich von ihm abgewandt. Die Bekannten zürnten ihm, daß er das Dorf und den und jenen in seinen Novellen wie zum Greifen geschildert; directe Beleidigungen kamen ihm zu Ohren. Endlich verließ er 26. März 1857 heimlich das Haus seines Bekannten und gab sich in einem einsamen Waldplatz den Tod; in einem zurückgelassenen Brief sind folgende Stellen: „Schwach und reizbar wie ich war, mußte ich meine Natur überspannen, um von der poetischen Production leben zu können; da aber geistiges und körperliches Hervorbringen an einer und derselben Quelle fließt, schwächte ich dadurch auch meinen Leib, der eben nicht im Stande war, der auflösenden wiener Luft, der sitzenden Lebensweise und andern Einflüssen zu widerstehn. So kam es, daß ich mit der Zeit mein Schöpfervermögen nach und nach eingehn sah, was mich traurig und ärmer machte. Unnatürliche Verhältnisse, in die ich gerieth, reizten mich zum Aeußersten, brachten eine ewige Unruhe in mein Gemüth und hinderten es, sich zu concentriren. Ich tastete stets umher und fischte im Trüben. Meine Thätigkeit war keine geregelte, wiewol ich fleißig war. Jeder Postbrief, den ich erwartete, zehrte an meinem Leben. Die Unsicherheit meines Erwerbmittels machte mich stets an die Zukunft denken, anstatt ruhig die Gegenwart zu genießen. Als ich meine Naturkraft schwinden sah, strengte ich mein Denkvermögen aufs äußerste an, um auf dem Wege der Reflexion das zu erreichen, was nur aus dem Born der Natur lauter fließt. Dann dichtete mein Verstand ins Leben hin, was nicht darin war, und die Phantasie ward überspannt. So kam ich um mein Bestes und suchte es dann in der Welt herum, natürlich vergebens, wodurch ich das Wenige verlor, was mir übrig geblieben." — Eine so klare Einsicht in seine Natur, und doch ein so verfehltes Leben! Unser tiefstes, herzlichstes Mitleid dem Unglücklichen, aber die Stimme seines Schmerzes möge zugleich eine Stimme der Warnung sein! —

Verloren und gefunden. Roman in 2 Bänden von Theodor Mügge. Frankfurt a. M., Meidinger. — Mügge hat ein ungewöhnliches Talent, gut zu erzählen, und die äußere Physiognomie der Figuren und Zustände anschaulich zu machen. Auch der vorliegende Roman liest sich leicht, gefällig, man wird angenehm

unterhalten und mitunter gespannt. Wenn es aber einen starken Effect gilt, nimmt er es mit der innern Wahrheit nicht genau; er hat seine Figuren mehr in ihrer sinnlichen Erscheinung als in dem innern Treiben ihres Gemüths gegenwärtig und wenn es ihm gelingt, oberflächliche Menschen gut zu schildern, so scheitert er fast jedesmal, wo er in die Tiefe eindringen will. —

Ausgewählte Erzählungen von Robert Heller. — Frankfurt a. M. Meidinger. — Der zweite Band dieser Sammlung enthält die Novelle: „Das Geheimniß der Mutter", ein Nachtstück aus dem Wiener Salonleben. Der Charakter der ehrgeizigen Aristokratie ist vortrefflich ausgemalt. —

Dichter und Apostel. Roman in vier Büchern von Ernst Willkomm. — Frankfurt a. M., Meidinger. — Der Roman behandelt das Leben des unglücklichen Dichter Günther und des Grafen Zinzendorf, mit Genrebildern aus dem damaligen gesellschaftlichen Leben. Das Material ist reichlich, die Composition läßt manches zu wünschen übrig. Das liederliche Genie soll Mitleid erwecken, aber dies Mitleid ist zu sehr mit Verachtung zersetzt, wovon die Schuld freilich mehr dem Helden als seinem Biographen zufällt. —

Aus dem Volksleben. Erzählungen von Fr. Friedrich. 2. Bd. — Prag, Bellmann. — Erzählungen im alten wohlmeinenden Stil, wonach jede Schuld ihre Buße fordert, mit den Localfarben der modernen Dorfgeschichten schärfer ausgemalt; lebhaft erzählt, voll von guten Schilderungen, wenn auch zuweilen ins Blaue gemalt. Daß das Moorland sich von Westfrankreich bis nach Sibirien durch die norddeutsche Ebne ziehn soll, ist doch wol geographisch kaum nachzuweisen. Die Geschichten heißen: Im Moore; ein Bauer; Gesühnt; der alte Soldat; Wassermüllers Friedel; Ueberwunden; die Wilddiebe. —

Das Lied vom Ewigen. Phantasie über ein unbeliebtes Thema von Robert Hartmann. — St. Gallen, Scheitlin. — Der Titel sollte eigentlich heißen: wunderliche Einfälle eines vernünftigen Mannes. —

Walpurg. Eine Geschichte aus der Zeit Max Emanuels. Von Carl Heigel. — Hannover Rümpler. — Die gut erzählte Geschichte behandelt eine Episode aus dem bairischen Aufstand Plinganſers und Meindls während des spanischen Erbfolgekrieges. —

Die kleine Millia und ihre Dienste. Aus dem Englischen der Miß Brewster frei übersetzt von F. T. — Berlin, Schultze. — Das Original, das bekanntlich in England sehr viel Beifall gefunden hat, haben wir bereits besprochen; die gute Gesinnung und die warme Theilnahme für die untern Classen des Volks verdient eine Anerkennung, die durch den theologischen Beischmack der Schrift nicht wesentlich verkümmert wird.

Fes und Tschako. Soldatengeschichten von Julius Gundling. Leipzig, F. L. Herbig. — Enthält: Türkische Schiffe (aus den ersten Tagen der östreichischen Flotte); Tyrols Erhebung 1809 und das Ende der Tortur (unter Maria Theresia, durch Sonnenfels Vermittlung). Gut erzählt, und von lebendiger Anschauung eingegeben.

Vermischte Literatur.

Schiller-Galerie. Charaktere aus Schillers Werken, gezeichnet von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg. In Stahl gestochen von Fleischmann [illegible] Geyer, Goldberg, Gonzenbach, Jaquemot, Lämmel, Merz, Preisel, Raab, [illegible], Schultheiß, Sichling u. s. w. Mit erläuterndem Text von Fr. Pecht. [illegible] Lieferungen zu je fünf Blatt nebst dem dazu gehörigen Text. Leipzig, [illegible]haus. — Wenn wir nach der ersten Lieferung urtheilen dürfen, die uns vor[illegible] wird sich das Unternehmen in Deutschland sehr zahlreiche Freunde erwerben. [illegible]ächst verdient die schöne Ausführung der Stahlstiche alles Lob; es ist nicht Stich [illegible] der eleganten aber charakterlosen englischen Manier, sondern feste, kräftige Züge, [illegible]arakteristisch und bedeutend, und die Bilder verdienen auf diese Weise der Phantasie [illegible]eprägt zu werden. Den Preis verdient der mürrische Geßler, ein bedeutendes, [illegible] innerer finstern Brutalität kräftig aufgefaßtes Gesicht; Max Piccolomini und [illegible]ie Miller sind, wie man sich diese Herrschaften etwa vorstellt; dagegen ist Gertrud [illegible] ein sinnig und gemüthvoll ausgeführtes Porträt, und Lady Milford sehr fein [illegible]acht, obgleich Schiller seine Heldin nicht wieder erkennen würde. Der Ausleger [illegible]at die Auffassung der charakterlosen, wankelmüthigen Kokette sehr geistvoll zu [illegible]erwirklichen; der Dichter hat sich offenbar eine Juno vorgestellt, die mit einer leisen [illegible]andbewegung im Stande war, das gesammte Hofgesinde wegzuwehen. — Das [illegible]anze gehört nicht in die Classe der Modebilder, sondern in das Gebiet der echten [illegible]unst, und wir werden uns über den Erfolg aufrichtig freuen. —

Deutsche Ehrenhalle. Die großen Männer des deutschen Volks in ihren [illegible]enkmalen, mit geschichtlichen Erläuterungen von W. Buchner. Darmstadt, [illegible]). — Die beiden ersten Hefte enthalten: Albrecht Dürer in Nürnberg; Friedrich Wilhelm IV. im Thiergarten; Gutenberg, Schöffer und Fust in Frankfurt a. M. [illegible]chiller und Goethe in Weimar. Die Ausstattung verdient Lob. Das Ganze erscheint in 25 zweimonatlichen Lieferungen, jede Lieferung (zwei Stahlstiche mit Text) [illegible] zehn Ngr. —

Von kleineren Monographien auf dem Gebiete der Kunst erwähnen wir noch: [illegible]eutsche Kunstbriefe von Adolf Helfferich (Berlin, Springer); l'ecole d'Anvers [illegible] 1858 par Adolphe van Soust (Leipzig, Emil Flatau), und Leonardo da [illegible]inci von Prof. Stark (aus dem Album des pädagogischen Seminars zu Jena). —

Neues allgemeines deutsches Adelslexicon, im Verein mit mehren Histo[illegible]ern herausgegeben von Dr. E. H. Kneschke (Verfasser des Werkes: Deutsche [illegible]rafenhäuser der Gegenwart.) Leipzig, Voigt. Das Werk ist auf sechs Bände, [illegible]er zu vierzig Bogen, berechnet, der Band kostet 5½ Thlr. —

Chronik der Residenzstadt Hannover von den ältesten Zeiten bis auf [illegible]e Gegenwart. — Nach den besten Quellen bearbeitet von Dr. W. Andreä. — [illegible]Hildesheim, Fincke. — Das Buch erscheint in etwa fünf Heften, das Heft zu [illegible]⅓ Thlr. —

Allgemeine Weltgeschichte in zusammenhängender Darstellung für gebildete [illegible]er aller Stände von J. F. Faber. 3 Bände. Stuttgart, Metzler. — Die

Darstellung ist gedrängt, übersichtlich, sehr zweckmäßig gruppirt; die Thatsach vollständig und sorgfältig gesichtet; die Gesinnung entschieden liberal. —

Das norddeutsche Bundescorps im Feldzug von 1815, mit besonder Rücksicht auf die kurhessischen Truppen. Nach handschriftlichen Originalien und ande Quellen bearbeitet vom Hauptmann Renouard. Mit zehn Beilagen und ein Uebersichtskarte. Hannover, Rümpler. — Daran schließt sich: Aus dem Leben d Offiziers; Anschauungen und Urtheile betreffs militärischer Verhältnisse und Leistu gen vom Hauptmann Renouard (Hannover, Rümpler); und: Junge Generä und alte Soldaten; zwei Vorträge, vom Oberstleutnant Hartmann. (Erfur Keyser). —

Die Götter und Heroen des classischen Alterthums. Populäre M thologie der Griechen und Römer. Vom Conrector Stoll. 2. Bde. Leipzig, Teul ner. — Die neuen, mit wissenschaftlicher Strenge durchgeführten Handbücher d alten Mythologie haben überwiegend einen kritischen Charakter; das vorliegende Buc wird also für das größere Publicum eine willkommene Ergänzung bilden, da es i der Weise Ramlers, aber mit dem Resultat der neuen Forschungen ausgestattet, i einer anziehenden Darstellung und in edlem Stil als fertiges Bild gibt, was de Kritiker in beständigem Fluß der Begriffe auflöst. Die Ausstattung ist vortrefflich. —

Shakspersche Dramen. Uebersetzt von Rittmeister Heinichen. (Bonn Marcus). 1. Heft: Cymbeline. 2. Heft: Coriolan. — Wir behalten uns vor, übe diese talentvolle Uebersetzung einen eingehenden Bericht abzustatten, sobald meh davon erschienen sein wird. —

Dante Alighieri, sein Leben und seine Werke. Von Hertwig Floto. Stuttgart, Besser. — Die Schrift zeichnet sich in der unabsehbaren Danteliteratur dadurch aus, daß der Verfasser die allegorischen Grübeleien möglichst bei Seite läßt und ein sinnlich klares und psychologisch verständliches Bild herzustellen sucht. —

Raymund Lull und die Anfänge der catalonischen Literatur. Von A. Helfferich. Berlin, Springer. — In dem kleinen Büchlein steckt eine Fülle fruchtbarer Gelehrsamkeit, und es ist nur zu bedauern, daß der Verfasser, der doch schon durch die blühende Diction verräth, er habe neben den Fachgelehrten auch auf das größere gebildete Publicum sein Augenmerk gerichtet, demselben den Zugang nicht durch eine größere Vollständigkeit der Erzählung erleichtert hat. —

Abonnementsanzeige zum neuen Jahr.

Mit dem Anfange des neuen Jahres beginnen die **Grenzboten** den **XVIII. Jahrgang.** Die unterzeichnete Verlagshandlung erlaubt sich zur Pränumeration auf denselben einzuladen, und bemerkt, daß alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen annehmen.

Leipzig, im December 1858. **Fr. Ludw. Herbig.**

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Frankreich und Italien.

La république Française et l'Italie en 1848, récits, notes et documents diplomatiques par Jules Bastide, ancien ministre des affaires étrangères de France. — Leipzig, A. Dürr. —

Die neulichen Vorfälle in Serbien, den Donaufürstenthümern und Montenegro verrathen augenscheinlich, daß trotz der pariser Conferenzen — um mit Kaiser Nikolaus zu reden — „der Mann" noch immer krank ist; kränker als je. Trotz des Falles von Sebastopol, und obgleich alle Welt weiß, daß Rußland in den nächsten Jahren an keine aggressive Politik denken kann, ist bei den „christlichen" Unterthanen der Pforte Rußlands Einfluß in beständigem Steigen, und zur Abwechselung ist es einmal die Demokratie, die serbische wie die rumänische, die ihre Fahne erhebt. Vor fünf Jahren wurde Rußlands Uebergewicht hauptsächlich durch den französischen Kaiser paralysirt, den eigentlichen Führer des orientalischen Kreuzzugs; und jetzt wirft Napoleon III. das Gewicht seiner Waffen und seiner Diplomatie für Rußland in die Wagschale. Da es ihm schwerlich um das Seelenheil der Tschernagorzen, der Raitzen und der Walachen zu thun ist, da man ebenso wenig vermuthen darf, er denke an einen neuen Krieg im Orient, der Frankreich wenig Ruhm und Beute verheißt, so liegt der Grund dieser Politik wol nur in dem Wunsch, eine Gelegenheit zu einem Conflict mit Oestreich offen zu halten, der keine französische, sondern eine weltbürgerliche Färbung habe. Nebenbei läßt sich voraussehen, daß für die guten Dienste, die ihm Frankreich im Orient leistet, Rußland zu Gegendiensten in Italien bereit sein werde.

Ebenso bestimmt wie Rußland, ist Oestreich durch die Natur der Dinge seine orientalische Politik vorgezeichnet. Was die Pforte an Macht verliert, gewinnt Rußland, und jeder Fortschritt Rußlands verringert die Garantien, die den östreichischen Ländercomplex zusammenhalten. Ist Rußland erst vollständig Herr in Serbien, Montenegro und Rumänien, so ist auch Galizien, das Banat, Kroatien — kurz das ganze Vorland Oestreichs in Gefahr, von dem mächtigen Nachbar absorbirt zu werden. Es muß Oestreich also alles

daran gelegen sein, den Zerfall des türkischen Reichs zu hintertreiben, es hat auch in der That in den meisten Fällen die Pforte zu stützen ge

Freilich ging es in schwachen Stunden von dieser Idee ab; es k an die Möglichkeit, mit Rußland die Beute zu theilen, so namentlich 1 Metternich sah zu klar, um sich auf eine so abenteuerliche Politik einzul aber sein Wille war nicht stark genug, der offnen Gewalt etwas mehr diplomatische Intriguen entgegenzusetzen. Das junge, wiedergeborne Oest das nicht mehr an Erhaltung des Bestehenden, sondern an Eroberung d arbeitete durch die Sendung des Fürsten von Leiningen entschieden Russen in die Hände; ja vielleicht war diese Sendung der Umstand, den Kaiser von Rußland, im voreiligen Vertrauen auf Oestreichs Zustimm zu dem herausfordernden Vorgehn gegen die Pforte bestimmte. War vom wiener Cabinet Machiavellistische Politik? sehnte es sich, wie f Schwarzenberg sagte, wirklich nach einer Gelegenheit, um an dem Ueberwi Ungarns einen „Act eclatanter Undankbarkeit" auszuüben? Es ist nicht w scheinlich; vielmehr war es die nachträgliche, besonnene Ueberlegung, die reich zu der Rolle veranlaßte, die es in den folgenden Jahren gespielt. auch da blieb es nicht streng conservativ; zu deutlich ließ es merken, da in den Donaufürstenthümern mehr begehrte als die bloße Sicherung des stehenden. Dem Anschein nach hatte es von den sämmtlichen am orientali Krieg betheiligten Mächten mit den geringsten Opfern das Meiste erre in der That aber war grade durch den Verdruß der andern über diesen Er seine Stellung eine sehr bedenkliche geworden.

Es hatte Rußland nicht blos Schaden, sondern eine Kränkung zuge die man nicht wieder vergibt. Die englisch-französische Politik begriff in St. Petersburg als natürlich, die östreichische empfand man als ei Treubruch; dort hatte man es mit einem offnen Feind zu thun, der Gut Blut für seine Sache einsetzte, hier mit einem Gegner, der, ohne einen satz zu wagen, durch geschickte Schachzüge seine Sache förderte. Mit Westmächten konnte wieder eine Verständigung erfolgen, sobald es der theil erheischte; mit Oestreich nicht.

In dem leidenschaftlichen Eifer, aus dem Bündniß mit den Westmäch allein in Deutschland Vortheil zu ziehen, hatte man Preußen, dessen schw kende unselbstständige Politik allerdings zu dem gerechtesten Tadel Anlaß auf eine Weise bruskirt, die es immer feindseliger stimmen mußte. Währ vor dem orientalischen Krieg der Einfluß Rußlands entschieden für Oestr gegen Preußen in die Wagschale fiel, hatte sich nun das Verhältniß umgekel

Eine innige Allianz mit den Westmächten war nicht zu Stande geko men. Die öffentliche Stimmung in England, schon früher dem östreichisc Absolutismus entschieden abgeneigt, war durch die Haltung Oestreichs w

end des Krimfeldzugs keineswegs verändert. Die Volksstimmung, die sich Haynau gegenüber so nachdrücklich ausgesprochen hatte, wäre sehr leicht in eine andere Fährte gelenkt worden, wenn sich die östreichischen und britischen Feldzeichen zur Seite gestanden hätten. Das war nicht geschehn, das Publicum sah in Oestreich noch immer das Vaterland der Haynaus, und das Publicum hat dort einen sehr erheblichen Einfluß auf den Gang der auswärtigen Politik.

Gegen das Ende des Krieges war es dem Königreich Sardinien gelungen, sich durch das active Bündniß mit den Westmächten eine Position in Europa zu erwerben, die weit über seine Kräfte hinausging. Zum Schluß der pariser Conferenzen durfte Graf Cavour es wagen, im Angesicht Europas eine offne Anklage gegen die östreichische Politik in Italien zu erheben. Damit war gegen den wundesten Fleck Oestreichs die Spitze der europäischen Waffen gekehrt.

Die italienische Frage spielt unzweifelhaft in der Zukunft Europas eine ebenso wichtige Rolle als die orientalische, eine wichtigere als die polnische, weil diese, was auch sentimentale Politiker dagegen sagen mögen, im Grund der Sache bereits abgeurtheilt ist. Und sie hat in den letzten Jahren für Oestreich eine um so bedrohlichere Wendung genommen, da sie aus dem Gebiet der Wünsche und Träume in das Gebiet des planmäßigen Wirkens übergetreten ist.

Wenn man die Befähigung Italiens, einen unabhängigen Staat zu bilden, untersucht, so muß man zweierlei unterscheiden. Wie der Italiener, wenn er einen sogenannten Volkskrieg unternimmt, sich fast durchweg schlecht schlägt, als Soldat dagegen in einer disciplinirten Armee Glänzendes leistet, so ist es auch in der Politik. Dem Italiener die politische Fähigkeit abzusprechen, wäre gradezu ein Wahnsinn; die größten Politiker Europas sind aus Italien hervorgegangen, ja Italien ist das eigentliche Vaterland der modernen Politik. Aber das staatenbildende Princip Italiens leidet an einem Mangel, den es mit dem classischen Alterthum überhaupt theilt: so viele und verschiedenartige Völker die Flut der Zeit über den Boden Italiens hinweggeweht hat, in dieser Beziehung steht es noch immer auf dem Standpunkt Roms und Griechenlands.

Das staatenbildende Princip des classischen Alterthums ging nicht über das Weichbild der Stadt hinaus. Zwar haben sich die Städte erweitert, indem sie die Heiligthümer der eroberten Städte mit den vorzüglichsten Adelsgeschlechtern in ihre eignen Mauern einführten und das unterworfene Land colonisirten, aber auch der so erweiterte Staat blieb immer nur die Stadt. Als Rom die Welt eroberte, diente die Welt nur dazu, während der Republik den Adel der römischen Stadt zu bereichern, und nachdem das Kaiserthum

hergestellt war, den hauptstädtischen Pöbel zu unterhalten. In Griechenland, wo genau dasselbe Verhältniß stattfand, hatte man das System der Symmachien: diese hatten ein wirkliches Leben, so lange ein Vorort in der Bundesgenossenschaft despotisch regierte, Athen, Sparta, Theben; sie verloren sich in eine leere Abstraction, als sie sich zu gleichberechtigten Eidgenossenschaften veredeln wollten, wie im achäischen Bunde. So ist im Mittelalter Italien der glänzendste Boden für alle politischen Fähigkeiten; man kann sagen, daß in diesem Wirbel der italienischen Politik Talent und Genie auf eine unerhörte Weise vergeudet wurden; aber immer ist der Staat nur die Stadt, bis endlich die Entstehung großer Militärmächte außerhalb Italiens die Unterwerfung Italiens herbeiführt. Als glänzender Ueberrest des alten staatenbildenden Princips bleibt bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts nur noch Venedig bestehen. Endlich fällt auch dieses als letztes Opfer für den Frieden der beiden rivalisirenden Mächte.

Italien ist seit dem Zuge Karls VIII. der Schauplatz für die Rivalität der Häuser Frankreich und Oestreich. Bald geht man darauf aus, es ganz oder theilweise dem eignen Ländergebiet einzuverleiben, bald macht man daraus eine Entschädigung für seine apanagirten Prinzen. Diese Beziehung zu Italien, und was damit zusammenhängt, zum Papstthum, ist kein unwesentlicher Grund dafür, daß die beiden Dynastien katholisch blieben. Das Uebergewicht scheint sich mehr und mehr für das Haus Bourbon zu entscheiden, bis endlich der Erbe dieses Hauses, Napoleon I., ein geborner Italiener, den Plan seiner Vorgänger in großartigem Maßstabe ausführt: der größere Theil Italiens wird dem französischen Kaiserthum einverleibt, der Rest wird zu militärischen Lehen umgestaltet.

Der Sturz Napoleons gibt Oestreich in Italien das Uebergewicht; doch wendet es dasselbe insofern mäßiger an, als es sich nur das lombardisch-venetianische Königreich einverleibt, und daneben eine Reihe von Secundogenituren einrichtet. Mit dem stammverwandten Neapel bleibt die französische Restauration in Beziehungen.

Aber den Haupteinfluß übt Oestreich in Italien als Vorfechter der Legitimität aus. Legitim ist nach dem Princip Metternichs der durch den wiener Frieden garantirte Besitzstand der Mächte; wer denselben in Frage stellt, ist ein Jakobiner, ein Communist, ein Königsmörder: Jakobiner, Communisten, Königsmörder sind die Griechen, die Polen, die deutschen Unitarier, die Italiener. Metternich lehrt und für Europa wird es ein Glaubensartikel, daß die Fortdauer des östreichischen Besitzstandes in Italien das Symbol des monarchischen Princips überhaupt ist. In Griechenland 1829, in Belgien 1831 muß man freilich ein Auge zudrücken; desto strenger wird das Princip in Italien festgehalten. Und in der That, die Partei der Einheit und Unabhängig-

Italiens rekrutirt sich hauptsächlich in den unterirdischen Werkstätten der heimen Gesellschaften, die mit den französischen Jakobinern in enger Verbindung stehn. Ein Phantast im größten Stil, Mazzini, gründet für Europa eine revolutionäre Propaganda, die ihren Sitz in Italien hat. Wenn man seitdem auf einem beliebigen Bilderbogen einen Italiener abmalt, so hat er stets den spitzen Federhut tief in die Stirn gedrückt, den Mantel fest zusammengefaltet, doch so daß ein Dolch daraus hervorblickt. Alle Legitimisten träumen von italienischen Banditen, und nicht am wenigsten besorgt Karl Albert, König von Sardinien. Als junger Prinz hat er das Treiben der Carbonari genau kennen gelernt, er ist selber Carbonaro gewesen; als König bietet er jeder Repressivmaßregel die Hand, die von Oestreich gegen die Einheitsträumer ausgeführt wird; ja er ist in seinen Anforderungen noch strenger, in seiner Repression noch härter. Im Uebrigen dauert die alte Rivalität zwischen Oestreich und Frankreich fort: Oestreich findet mehrfach Gelegenheit, den Papst zu retten, und zu diesem löblichen Zweck päpstliche Legationen militärisch zu besetzen; Ludwig Philipp, der dem Ruhm seiner Nation doch auch etwas schuldig ist, rückt seinerseits in Ancona ein. Es will zwar nicht viel sagen, aber es ist doch immerhin eine Demonstration. Unter den Führern der Carbonari zeichnen sich in jenen Jahren zwei Gebrüder Bonaparte aus, die Neffen des großen Kaisers: der eine von ihnen trägt jetzt die französische Krone.

Es folgt die Aufregung über einen liberalen Papst, dann die Revolution von 1848: die geheimen Gesellschaften ergreifen in Frankreich das Ruder, ihre Freunde stehn in Mailand und Venedig auf, der östreichische Feldmarschall muß weichen, es liegt nahe, daß die revolutionäre französische Regierung ihren Glaubensgenossen in Italien zur Hilfe kommt. Dann geschieht das Unerhörte: Karl Albert, der alte Verbündete Oestreichs gegen die Carbonari, rückt mit seiner Armee schnell entschlossen in die insurgirten Provinzen ein und sie huldigen ihm als ihrem König. Zwar wird er zum ersten Mal und zum zweiten Mal geschlagen, Oestreich gewinnt seinen Länderbestand wieder und Karl Albert selbst muß abdanken, aber die Zukunft Italiens hat eine andere Physiognomie angenommen. Was bisher nur von stillen Gelehrten geträumt wurde, die Einheit Italiens durch Absorption in einen bereits organisirten Staat, ist heute das Stichwort der gebildeten Classen Italiens. Der Anhang Mazzinis besteht zwar fort, aber er ist in den Hintergrund gedrängt; das neue constitutionelle Königreich Sardinien, welches auch den päpstlichen Ansprüchen gegenüber die Interessen seines Volkes vertritt, ist jetzt der Mittelpunkt der italienischen Einheitsidee; nicht mehr der Dolch der geheimen Gesellschaften, sondern das Schwert der piemontesischen Armee ist gegen Oestreich gerichtet. Diese Armee hat den orientalischen Feldzug mitgemacht, der Leiter

der ſardiniſchen Politik hat in Paris im Rath der Großmächte geſeſſen, und ſo hat der kühne Entſchluß Karl Alberts doch ſeine Früchte getragen. Es iſt für den Credit eines Staats beſſer, geſchlagen zu werden, als in feiger Unthätigkeit die Ereigniſſe abzuwarten. Die Piemonteſen haben gezeigt, daß ſie unter Umſtänden das Schwert zu ziehn bereit ſind, gleichviel ob für Italien oder für ihren eignen Ehrgeiz, und mit vollendeten Thatſachen muß man rechnen, wie der Fürſt Metternich ſich ausdrückt.

Welche Stellung hat nun während jener Bewegungen die franzöſiſche Republik eingenommen? —

Graf Cavour, deſſen leitender politiſcher Gedanke die enge Allianz mit dem Kaiſer Napoleon iſt, hat ſie der Gleichgiltigkeit beſchuldigt; dieſe Beſchuldigung hat Baſtide, den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten unter der proviſoriſchen Regierung und unter Cavaignac, veranlaßt, in einer ausführlichen Denkſchrift zu antworten, die hauptſächlich durch die mitgetheilten Documente ſehr beachtenswerthe Aufſchlüſſe über dasjenige gibt, was Italien von Frankreich überhaupt zu erwarten hat.

Gleich nach dem Ausbruch der Unruhen in der Lombardei zog die franzöſiſche Republik an der Grenze ein Beobachtungscorps zuſammen. Den 24. Mai beſchloß der König von Sardinien den Einmarſch in die öſtreichiſchen Provinzen, um, wie der Marcheſe von Pareto an den großbritanniſchen Geſandten ſchrieb, die Bewegung zu hindern, republikaniſche Formen anzunehmen und dadurch über ganz Italien eine bedenkliche Kriſis zu beſchwören. Cette forme, heißt es in dem Schreiben, aurait été fatale à la cause italienne, à notre gouvernement, à l'auguste dynastie de Savoie. Gleichzeitig proteſtirte der ſardiniſche Geſandte in Paris, Marquis von Brignoles, im Namen ſeines und aller übrigen Höfe gegen jede franzöſiſche Einmiſchung: Italia farà da se, war das Stichwort der Patrioten. Den 29. Mai erklärte die proviſoriſche Regierung zu Mailand, mit Einwilligung des Volks, die Einverleibung der Lombardei in das Königreich Sardinien; in Parma und Modena war es bereits geſchehn, Venedig folgte. „Ich wollte nicht, erzählt Baſtide, den Degen ziehn, um eine monarchiſche Einheit Italiens zu Gunſten eines Fürſten herzuſtellen, deſſen Ehrgeiz nicht einmal die andern Fürſtenthümer reſpectirte; der ihnen vielmehr bedrohlicher erſcheinen mußte, als eine lombardiſch-venetianiſche Republik.“ In ähnlichem Sinn ſchrieb Mazzini an „ſeinen lieben Baſtide“. Der Miniſter ſelbſt richtete an ſeinen Geſchäftsträger in Turin, Bixio, ſchon im Juni folgende Vorſtellungen: Nous ne voulons certainement pas faire de la politique sentimentale; mais nos principes et nos intérêts nous commandent d'être en garde contre ceux qui voudraient fonder au delà des Alpes une monarchie italienne . . . Il ne faut pas que Charles-Albert s'imagine qu'il peut se faire roi de Lombardie; il ne faut

pas qu'il se flatte de pouvoir traiter avec l'Autriche, qui lui céderait volontiers le Milanais à condition qu'il l'aiderait à conserver Venise . . . Que le Piémont reste monarchie, puisque telle est sa volonté; mais que la Lombardie, que Venise soient maîtresses d'elles-mêmes. Ausführlicher ſind die Inſtructionen an den neuen Bevollmächtigten, Bois-le-Comte, 19. Juli. „Wir wünſchen aufrichtig die Befreiung Italiens, aber wir können nicht zugeben, qu'il s'y établît, au profit d'une puissance italienne, une domination peut-être plus inquiétante pour la péninsule que ne l'était celle de l'Autriche elle-même. Wir können nicht ruhig die ehrgeizigen Pläne Karl Alberts mit anſehn. Ce serait déjà, pour la France et pour l'Italie, un fait assez grave, que la création, au pied des Alpes, d'une monarchie de 11—12 millions d'habitants, appuyée sur deux mers, formant à tous égards une puissance redoutable, sans que ce nouvel état, ainsi constitué, dût encore absorber le reste de l'Italie. (Alſo ganz wie Kaiſer Nikolaus zu Sir Hamilton Seymour in Bezug auf den Plan eines griechiſchen Kaiſerthums!) Nous pourrions admettre (man höre!) l'unité italienne, mais sous la forme et sur le principe d'une fédération entre états indépendants (wie im deutſchen Bunde, oder wie — bereits in Italien!), ayant leur souveraineté propre, s'équilibrant (d. h. ihre Macht paralyſirend) autant que possible, et non point une unité qui placerait l'Italie sous la domination et le gouvernement d'un seul de ces états, le plus puissant de tous!*) (Wie fein! die lombardiſche Nation ſoll nicht unter die Botmäßigkeit der piemonteſiſchen kommen! die deſſauiſche Nation nicht unter die Botmäßigkeit der preußiſchen!)

Um das nun richtig zu verſtehn, vergleiche man die Anmerkungen über Deutſchland. Der republikaniſche Miniſter betrachtet die frankfurter Nationalverſammlung mit dem höchſten Mißtrauen. Nachdem er ihre ſonſtigen Eroberungspläne aufgezählt, ſchließt er: Pour couronner ses travaux, l'assemblée se résuma tout entière dans le vote qui élevait à la présidence de la confédération, c'est-à-dire, dans sa pensée, à l'empire d'Allemagne, empire

*) Noch viel naiver ſpricht ſich Lamartine in Le passé, le présent et l'avenir de la république darüber aus; er geſteht offen, daß der Sieg der Oeſtreicher über Karl Albert im Intereſſe und in den Wünſchen Frankreichs lag. „Die Republik ſah voraus, daß der König von Sardinien in der Lombardei eine große Niederlage erleiden werde. Wäre es ihm gelungen, die Oeſtreicher aus Oberitalien zu vertreiben, und Mailand, Venedig, Parma, Modena und vielleicht Toscana zu ſeinen Staaten zu fügen, ſo hätte Frankreich nicht dulden können, daß ſich eine Macht zweiten Ranges, die an ſeiner Schwelle ſtand, in eine Macht erſten Ranges verwandelte. Die Grenze dieſes neuen italieniſchen Königreichs würde ſozuſagen die Thore von Lyon berührt haben. Im Fall eines Bündniſſes zwiſchen dieſer neuen Macht und Oeſtreich wäre die Vertheidigungsſtellung Frankreichs gänzlich verändert worden. Frankreich hätte in dieſem Fall die Auslieferung von zwei Pfäydern, Nizza und Savoyen, verlangen müſſen." —

qu'elle voulait héréditaire, (im Juli!) un prince de la maison d'Autriche. Un tel vote équivalait à une déclaration éventuelle de guerre contre la France!! — Wir haben immer die öſtreichiſche Reichsverweſerſchaft für einen Act falſcher Politik gehalten, aber eine ſolche Sprache im Mund eines Fremden zeigt doch, wie nöthig es war, alle conſervativen Kräfte um jeden Preis zu vereinigen. — In dieſem Sinn inſtruirt der Miniſter, 5. Auguſt, den Geſandten in Berlin: L'unité allemande est un excellent principe tant qu'il se renferme dans les limites de la fraternité démocratique entre les differents peuples (!) qui composent la grande famille germanique. (Wie patriarchaliſch!) Mais, si sous prétexte d'unité et de fraternité, on veut absorber le Sleswig, qui est danois, le Limbourg, qui est hollandais (alſo der Boden der wiener Verträge!), la Lombardie et Venise, qui sont italiennes, Posen, qui est polonais (alſo der Boden der Nationalität!), et peut-être, l'Alsace et la Lorraine (wem iſt das eingefallen?), l'unité allemande devient un fait qu'il faut combattre. Or, comme cette tendance est manifeste, il faut, quant à prèsent, encourager (doch wol mit dem Verſprechen eventueller Hilfe) la Prusse et la Bavière et les autres états (nur Oeſtreich fürchtete man) à conserver leur indépendance et leur nationalité. Je ne pense pas qu'il y ait lieu de notre part à écrire aucune note à cet égard; mais parle dans ce sens. Ce sera bien. (Es liegt in der diplomatiſchen Sprache eines republikaniſchen Miniſters doch etwas erſtaunlich Gemüthliches! Daß aber Diplomatie Diplomatie bleibt, lehrt das Folgende:) Continue à maintenir les principes en ce qui regarde la Pologne (Theorie). Mais, comme l'a n'est point la vraie question en ce moment, use d'une grande modération; (Praxis; denn:) il ne faut point jeter la Prusse dans cette grande confédération de 45 millions d'Allemands qui ne se fondera pas, mais qui pourrait, en s'essayant, nous faire du mal. (Alſo: um die Einheit Deutſchlands zu hintertreiben, wird Polen im Stich gelaſſen!)

Eine Intervention in Italien war unthunlich; alle Welt war dagegen. Es blieb alſo die Mediation übrig. — Den 24. Mai hatte der öſtreichiſche Bevollmächtigte in London, Hummelaer, folgende Vorſchläge ſeines Cabinets übergeben: „Oeſtreich verzichtet auf die Lombardei, die ſich nach Belieben einem andern Staat anſchließen darf, dafür aber einen Theil der öſtreichiſchen Nationalſchuld übernimmt; Venedig bleibt bei Oeſtreich, erhält aber eine ſelbſtſtändige Verwaltung und Volksvertretung. Auf dieſe Grundlagen kam 9. Aug. zwiſchen Frankreich und England ein Vertrag zu Stande, und es wurden Unterhandlungen eröffnet, die von England ernſt gemeint waren, von Frankreich aber nicht. Baſtide erklärt wiederholt, er beſtehe keineswegs auf jenen Bedingungen; er ſetzt hinzu, daß er ſie nicht einmal billige. Cavaignac er-

klärte, 3. Auguſt, offen den italieniſchen Abgeordneten, que la France républicaine ne pouvait voir d'un bon oeil ce royaume de la haute Italie, qu'on voulait établir sur ses frontières; car on avait lieu de craindre qu'une fois les Autrichiens expulsés, le roi de la haute Italie ne se liguât avec eux au détriment de la république française. — Baſtide fordert Parma und Modena auf (29. Auguſt), ſich lieber mit Toscana zu vereinigen, als mit Sardinien. Mittlerweile hatte Mailand capitulirt (5. Auguſt), Sardinien hatte Waffenſtillſtand geſchloſſen (9. Auguſt). Den Franzoſen kam es nicht darauf an, den Italienern jetzt, wo ſie es bedurften, Hilfe zu leiſten; Baſtide ſpielte vielmehr den Beleidigten*); es kam ihm nur darauf an, die Regierung des Reichsverweſers von den Unterhandlungen auszuſchließen. Zu dieſem Zweck, erzählt er, il nous fallait, sans éveiller les susceptibilités de l'Allemagne, éclairer cependant les puissances germaniques et le cabinet de Vienne lui-même (dahinter war man endlich gekommen!) sur le danger résultant pour eux de cet empire de Francfort, qui, présidé par un archiduc (das gilt Preußen!), voulait tout absorber au nom de la démocratie (das gilt Oeſtreich!) et de l'unité allemande. In Preußen erlebt Baſtide ſeine Freude; der Waffenſtillſtand von Malmoe erfüllt ihn mit Jubel; er ſchreibt 20. September an den Geſandten in London, es ſei ihm gelungen, de détacher la Prusse de l'Allemagne, dont elle serait la plus grande force, et de l'engager à ne point se faire plus longtemps l'instrument de la confédération de Francfort contre le royaume de Danemark. (Daran wenigſtens war Oeſtreich unſchuldig!) Le cabinet de Berlin a montré une résolution à laquelle on ne s'attendait point . . . La Prusse s'est montrée, et cet empire germanique, qui menaçait de peser sur nous du poids de 45 millions d'hommes, se trouve désormais réduit aux proportions d'une confédération mal unie et sans danger sérieux pour la France . . . Lorsque le cabinet de Vienne nous a proposé, il y a quelques jours, d'admettre l'envoyé de l'archiduc Jean aux conférences, j'ai pu lui répondre que je ne savais pas ce que c'était que l'empire de Francfort . . . ! So wurde die deutſche Einheit vertreten! — Oeſtreich trat jetzt, 16. September, durch

*) 29. Auguſt: L'Italie a compromis, pour ne pas dire perdu, sa cause pour un vaniteux entêtement à repousser une assistance généreusement offerte . . . elle doit s'estimer heureuse que la république consente à oublier l'accueil qui a été fait à ses manifestations généreuses! . . . 10. October: Eh bien, maintenant, nous disons à notre tour: Attendez notre convenance et ne croyez pas que nous compromettrons criminellement le sort de la France pour tenter d'agrandir les domaines de la maison de Savoie. 18. October: Quand la crise sera passée, l'avantage sera pour ceux qui auront eu la sagesse d'attendre, par cette raison qu' à la guerre la victoire appartient toujours aux dernières troupes fraîches. Je désire donc que notre pays possède les troupes fraîches quand tout le monde sera fatigué; c'est-là l'esprit de notre politique. (Iſt es nicht, als ob man Herrn von Manteuffel hörte?)

Weissemberg mit andern Vorschlägen auf: die Lombardei und Venedig sollten zu einem „Staat" vereinigt werden: Constitution, die Armee und Verwaltung mit Italienern besetzt, getrenntes Budget, das Vicekönigreich eines Erzherzogs. Diese Vorschläge begrüßte Bastide als einen wichtigen Fortschritt gegen die des 24. Mai! Und als Grund dieser Befriedigung führt er in der Depesche vom 11. October an den Gesandten in London ausdrücklich an, daß unter diesen Umständen eine Vergrößerung des Hauses Savoyen vermieden wird.

Von minderem Belang sind die Verwickelungen von Venedig und Sicilien. Nachdem Venedig durch den sardinisch-östreichischen Waffenstillstand seinem Schicksal überlassen war, schrieb Lord Palmerston, in dessen Absicht es nie gelegen hatte, dies Gebiet von Oestreich loszureißen, den 16. October an den Dictator Manin, daß er von England nichts zu erwarten habe. Bastide versprach noch am 17. November, freilich unter der Bedingung, daß seine Regierung am Ruder bleibe, den Venetianern jede Hilfe; offenbar aber war es eine Absurdität, auf die Länge Venedig gegen Oestreich behaupten zu wollen, wenn Mailand verloren war. Was Sicilien betrifft, so haben beide Mächte ein falsches Spiel getrieben. Freilich ist Englands Rolle dabei noch gehässiger als die Frankreichs, da das letztere wenigstens einige Anstalten machte, den Angriffen Neapels zu widerstehn. Uebrigens gingen auch hier die Interessen beider Staaten auseinander. England hätte am liebsten gesehn, wenn Sicilien unter seiner Protection einen eignen Staat bildete, während Frankreich die Fortdauer der neapolitanischen Oberherrschaft, doch mit zu Grundelegung der Verfassung von 1812, vorzog. Eventuell schlug es den Sicilianern wie den Einwohnern von Parma und Modena die Vereinigung mit Toscana vor.

Am schlechtesten ist die Rolle, welche die Republik in Rom gespielt hat. Wie man auch über den Charakter Pius IX. denken mag, er hatte für Italien sehr viel gethan und sein vollständiger Abfall von der Sache des Vaterlandes war die gerechte Reaction gegen eine Folge von Schandthaten. Die Ermordung Rossis war der schändlichste Frevel, mit dem sich der italienische Aufstand befleckt hat, und diese Ermordung war wenigstens indirect durch die Agenten der französischen Republik hervorgerufen. Die Erhebung Rossis in das Ministerium war die glücklichste Wahl, die Pius treffen konnte, und als die französische Republik diese Wahl für eine offene Beleidigung erklärte, 4. August, that sie damit den ersten Schritt, der endlich zum gewaltsamen Einmarsch in Rom führte.

Der Eindruck dieses ganzen Berichts ist deutlich genug. Welche Regierungsform sich Frankreich geben mag, die auswärtige Politik, namentlich gegen Italien, bleibt dieselbe. Die Zertheilung Italiens in eine Reihe unbedeutender Staaten, deren gegenseitige Eifersucht ein gemeinschaftliches Wirken aus-

schließt, liegt ebenso im französischen wie im östreichischen Interesse; es handelt sich nur darum, welche von den beiden Mächten über diesen Staatencomplex die Hegemonie führen soll. Die Bildung eines mächtigen, freien und einheitlichen Staats, zunächst in Ober- und Mittelitalien, um dann für alle conservative Elemente Italiens das Centrum zu bilden, ist Frankreich ebenso unbequem als Oestreich, gleichviel ob in Frankreich die Bourbons, die Jakobiner oder die Bonapartes herrschen. Das weiß Oestreich jetzt sehr gut, und daher seine sonst völlig unbegreifliche Gleichmüthigkeit dem Unwetter gegenüber, das sich immer näher und drohender von allen Seiten zusammenzieht.

Allein es könnte sich doch verrechnet haben. Es liegt in dem Charakter des französischen Kaisers etwas, das sich dem gemeinen Maß entzieht. Napoleon III. wird unter Umständen eine That, die ihm und der französischen Armee Ruhm bringt, ausführen, auch ohne einen unmittelbaren Nutzen davon zu haben; er wird ferner, sobald er einen Zweck will, auch mit großer Entschiedenheit die angemessenen Mittel wollen. Es kann sein, daß der Ruhm eines siegreichen Feldzugs gegen Oestreich ihm wichtiger ist, als ein unmittelbarer Ländergewinn; will er aber in Italien etwas erreichen, so muß er einsehn, daß dies nur im Bunde mit Sardinien geschehn kann. Der Entschluß würde ihm erleichtert, wenn Sardinien sich zur Abtretung von Savoyen verstände.

Mit Recht hebt man an ihm seine Verschlossenheit hervor; aber zugleich versteht er es sehr geschickt, auf die kommenden Ereignisse durch dunkle Gerüchte vorzubereiten. Daß im December 1851 ein Staatsstreich bevorstand, war mehre Monate voraus angezeigt; Napoleon selbst stellte es freilich in Abrede, und niemand wollte es glauben. Jetzt hört man von allen Seiten, daß in den Monaten März und Mai ein Feldzug gegen Oestreich vorbereitet wird; der Kaiser sagt bei einer Festlichkeit, wo man es am wenigsten erwarten sollte, dem östreichischen Botschafter unangenehme Dinge, und läßt es auch sonst an Demonstrationen nicht fehlen. Eine Absicht hat das gewiß, welche, das ist freilich schwer zu bestimmen, aber möglicherweise ist der Zweck, eine passende Gelegenheit zu einem Bruch zu finden. Die Entschlüsse des Kaisers werden schnell ins Werk gesetzt und Oestreich hat alle Ursache auf der Hut zu sein. Unter den Großmächten hat es keine, auf die es mit Bestimmtheit rechnen könnte, auch England nicht, wie das schon die Verhandlungen über die Donaufürstenthümer gezeigt haben. Kein englisches Ministerium wird es wagen, in einem Unabhängigkeitskampf der Italiener, namentlich wenn Frankreich auf jeden directen Gewinn verzichtet, Partei für Oestreich zu nehmen. Rußland steht entschieden auf Seiten Frankreichs und Sardiniens, und so bleibt nur noch Preußen übrig, der natürliche Verbündete Oestreichs. Wie sehr sich Frankreich zu allen Zeiten bemüht, durch ein Bündniß mit

Preußen und durch Vortheile, die es diesem in Aussicht stellt, die Einigung Deutschlands zu hintertreiben, zeigt die ganze Geschichte von 1795 bis auf den heutigen Tag; wie erheblich die Vortheile sind, die Preußen aus dieser Combination erwachsen können, liegt auf der Hand. Seit zehn Jahren hat Oestreich alles, was in seinen Kräften stand, gethan, um sich Preußen feindlich zu stimmen; wird es nun zu der Einsicht kommen, daß seit der Regierungsveränderung die Mittel, auf Preußen zu wirken, nicht mehr dieselben sind, und daß es seinerseits sich zu Zugeständnissen bequemen muß, wenn es von dorther Zugeständnisse erlangen will? † †

Zur Literatur des deutschen Gaunerthums.

Das deutsche Gaunerthum in seiner social-politischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande von Friedrich Christian Benedict Avé-Lallemant. Leipzig, Brockhaus. 1858.

Das Werk wird aus drei Theilen bestehen, von denen bis jetzt zwei ausgegeben sind. Der erste enthält eine Uebersicht der geschichtlichen Entwicklung des Gaunerthums und seiner Literatur seit dem funfzehnten Jahrhundert; der zweite das moderne Gaunerthum: Praxis, Künste und Hilfsmittel. Der dritte soll die Sprache behandeln. Der Verfasser dieses Werkes besitzt zwei Eigenschaften, deren Vereinigung nicht häufig zu sein scheint, er hat durch seine amtliche Stellung eine umfassende Kenntniß der Aufgaben unsrer Criminalpolizei erworben und hat sich mit Liebe und Ausdauer auch um die Sprache und die Geschichte der deutschen Gauner gekümmert, so hat sein Werk nicht nur für Polizeibeamte und untersuchende Juristen, sondern auch für Historiker und Sprachforscher Interesse. Der zweite Theil, welcher die modernen Zustände ausführlich charakterisirt, die einzelnen Thätigkeiten der Verbrecher mit ihren Handwerksnamen und Kunstgriffen darstellt, und schätzenswerthe Winke über Reformen unserer Entdeckungspolizei gibt, hat sicher auch für den Laien keine geringe Bedeutung, uns fehlen die Kenntnisse, welche zu kritischer Beurtheilung nöthig sind; wir müssen uns mit dem Bekenntniß begnügen, daß uns die zahlreichen Abbildungen z. B. der Nachschlüssel und Sicherheitsschlösser durchaus imponirt haben. Der dritte Theil,

welcher Lexikon und Grammatik sowol der jüdisch-deutschen Sprache, als des Rotwelsch enthalten soll, verspricht nach der häufig sichtbaren Dialektkenntniß des Verfassers der Haupttheil des Werkes zu werden, er wird, zweckmäßig angeordnet, unsrer Sprachwissenschaft eine nicht selten fühlbare Lücke ausfüllen.

Für den Zweck dieser Blätter war der erste Theil, Geschichte und Literatur, der ausgiebigste. Der Verfasser hatte nicht die Absicht, die frühern Jahrhunderte und ihre Literatur ausführlich zu behandeln, und dankbar für das, was er gegeben, wird der Leser schwerlich mit ihm darüber rechten, daß er einiges übergangen oder daß ihm nicht alles Findbare bekannt war. Hier sollen einige Bemerkungen folgen, welche zur Ergänzung seiner Mittheilungen dienen können.

Unzweifelhaft ist eine zunftmäßige Verbindung der Gauner mit bestimmten Erkennungszeichen und Eigenthümlichkeiten der Sprache so alt, als die Staaten des Mittelalters. Möglich, daß schon die Römer den Fahrenden und Gehrenden eine Erbschaft von Kunstgeheimnissen und stillen Bräuchen hinterlassen haben. Seit dem neunten Jahrhundert sind die ehr- und rechtlosen Kinder des Elends über das ganze bekehrte Deutschland verbreitet, eine bunte, wilde Genossenschaft, vom lustigen Spielmann und seiner Dirne bis zum ungeselligen Räuber der Landstraße, vielfach mit seßhaften Menschen verbunden, von denen einzelne Classen, Hausirer, Roßtäuscher, Reisige, sogar unheilige Pilger und räuberische Edelleute, später Bettelmönche, fahrende Schüler und Lohnsoldaten manches aus ihrer Sprache und Sitte angenommen haben. Am frühesten aber und innigsten war ihre Verbindung mit den Juden, den vielgeplagten Hehlern des gestohlenen Gutes, denn jüdische Worte bilden von je einen Hauptbestandtheil ihres Jargons. Dagegen ist die Verbindung der deutschen Gauner mit den Zigeunern, so weit sich aus der Sprache schließen läßt, wenigstens vor dem dreißigjährigen Kriege nicht so innig gewesen, als man im siebzehnten Jahrhundert glaubte. Denn die Zigeuner waren in der Minorität und haben mehr aus der Gaunersprache aufgenommen, als die Landfahrer aus dem indischen Dialekt der Zigeuner.

Die Zigeuner nun sind nicht, wie der Verfasser annimmt, erst im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts nach Deutschland gekommen.*) Die sprachlichen Untersuchungen von Pott haben ergeben, daß sie ein Stamm des nördlichen Vorderindiens sind, der Heimath und Zusammenhang mit seinen indischen Stammverwandten erst zu einer Zeit verloren hat, wo die Umbildung des Sanskrit in die jüngern Völkersprachen bereits erfolgt war, und ferner, daß

*) In den Grenzboten Jahrgang 1852 Nr. 11 eine Charakteristik ihrer Sprache und Nr. 13. eine Zusammenstellung der ältesten Nachrichten über sie und ein kurzer Abriß ihrer Geschichte.

ſie auf ihrer Wanderung nach Europa mit Völkern des vordern Aſiens, Arabern, Perſern, Griechen in dauerndem Verkehr gelebt haben müſſen, weil die Sprachen derſelben ſichtlich auf die ihre eingewirkt haben. Dies wird durch hiſtoriſche Nachrichten beſtätigt. Sie ſind möglicherweiſe um 430, wahrſcheinlich um 940 in Perſien. Sie zeigen ſich um 1100 als „Ismaeliten“ und „Kaltſchmiede“ in Oberdeutſchland, ſie ſind im vierzehnten Jahrhundert auf Cypern, im Jahr 1370 in der Walachei (als Unfreie) angeſiedelt. Der Name Zigeuner iſt aus ihrer Sprache verderbt, ſie nennen ſich noch heute Sinte, Indusbewohner; auch ihre Angabe (im Jahr 1417 und den folgenden, wo ſie in größern Banden durch Deutſchland ziehen), daß ſie aus Kleinägypten kämen, mag richtig ſein, da Kleinägypten damals nicht das Nilthal, ſondern die aſiatiſchen Grenzländer bezeichnet zu haben ſcheint.

Im 15. Jahrhundert beginnen ausführlichere Aufzeichnungen über Treiben und Sprache der deutſchen Gauner. Es iſt mit Dank hinzunehmen, daß der Verfaſſer die beiden älteſten Quellen, das basler Rathsmandat gegen die Gilen und Lamen (wahrſcheinlich Anfang des 15. Jahrhunderts) und die erſte erhaltene Ausgabe des Liber Vagatorum, eine berühmte Bibliothekſeltenheit, wortgetreu abdruckt. In dieſen Berichten erſcheint die Thätigkeit der deutſchen Gauner ſo raffinirt, ausgebildet und vielſeitig, und ihre Sprache bereits ſo ſicher und den Laien ſo intereſſant, daß man wol berechtigt iſt, auf eine lange und thatenreiche Vergangenheit jeder Art von Schurkerei zu ſchließen. Schon vor Luthers Ausgabe war der Liber Vagatorum eine beliebte, oft aufgelegte Lectüre, die Literatur des merkwürdigen Werkes iſt vom Verfaſſer faſt vollſtändig zuſammengeſtellt.*)

Wenn Kaiſer Maximilians Landfrieden und das Reichskammergericht im 16. Jahrhundert den Räubereien adliger Wegelagerer und ihres Geſindels allmälig ein Ende machten, ſo erhielt das Gaunerthum in den fahrenden Fußſöldnern einen neuen Zuwachs und noch lange vermochte der neue Polizeiſinn der deutſchen Territorialherren wenig gegen das gewaltthätige Treiben auf der Heerſtraße. Die Unſicherheit der Perſonen und des Eigenthums blieben noch durch zwei Jahrhunderte bedenklich groß. Auch ein zeitweiliger Wechſel in der Hauptthätigkeit der Frevelnden iſt bereits zu erkennen, wie bei

*) Die zweite (dritte) Ausgabe von Erh. Oeglin, welche der Verfaſſer (nach Hoffmann) S. 146 als wahrſcheinlich erwähnt, beſteht aus zwölf Blättern 4°. von 32 Zeilen, Bogen a und b von je 6 Blättern. Der (ſchwarz gedruckte) Titel lautet: Liber Vagatorum. Der Bettler orden. Darunter derſelbe Holzſchnitt wie in den Ausgaben No. 3 und 4: Bettler mit Stelzfuß, Knabe und Weib, im Hintergrund eine Stadt. Schluß: Laus Deo Getruckt zu Augſpurg durch Erhart öglin. — Wahrſcheinlich iſt No. 3 ebenſo ein Oeglinſcher Druck, wie No. 4 a und b. — Die letzte Ausgabe von 1668, welche der Verfaſſer unter No. 14 anführt, iſt nach der Ausgabe Luthers von 1528 gedruckt, und enthält von S. 79: Hiſtoriſche Zugabe auserleſener, wahrhaftiger Geſchichten, von mancherlei Thun und Vornehmen falſcher und gottloſer Bettler. — Dies Letztere iſt unbedeutend.

der herrschenden Krankheiten. Am merkwürdigsten ist die Mordbrennerzeit von 1540—42. Im mittleren Deutschland, besonders in dem Gebiet der protestantischen Häupter, des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen erschien plötzlich fremdes Gesindel. Kassel, Nordheim, Göttingen, Goslar, Braunschweig (damals im Streit mit dem Herzog), Magdeburg wurden angezündet, Nordhausen zum Theil, Einbeck bis auf den Grund verbrannt, dabei viele Menschen, Dörfer und Scheunen wurden überall angezündet, freche Brandzeichen und Drohung regten die Bevölkerung auf, endlich auch die Fürsten. Allgemein wurde das Geschrei, die katholische Partei habe mehr als 300 Mordbrenner gedungen, Papst Paul III. sollte den Rath gegeben, Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig sollte das Gesindel nach Sachsen und Hessen gesandt haben. Allerdings war dem gewissenlosen Herzog vieles Arge zuzutrauen, Papst Paul III. aber, hatte grade damals kaum ein näheres Interesse, als die Protestanten schonend zu behandeln. Denn ernsthaft wurde von beiden Seiten an einer großen Aussöhnung gearbeitet, und in Rom die Sendung des Cardinal Contarini zum großen Religionsgespräch in Regensburg vorbereitet. Es konnte sicher den Römern in diesem Jahr nichts Ungelegneres kommen, als neues Mißtrauen und Zorngeschrei der Protestanten. Doch Angst und Zorn war anhaltend und groß. Ueberall spürte man nach den Brennern, überall fand man ihre Spuren, viele Haufen Gesindel wurden gefangen, peinlich verhört und gerichtet. Luther beschuldigte den Herzog Heinrich öffentlich des ruchlosen Frevels, der Kurfürst und der Landgraf verklagten ihn wegen Mordbrennens auf dem Reichstag vor dem Kaiser, und umsonst vertheidigte er sich mit seinen Getreuen in seiner heftigen Weise. Zwar dem Kaiser, der damals vor allem innern Frieden und Hilfe gegen die Türken suchte, galt die Schuld für unerwiesen, aber in der öffentlichen Meinung blieb dem Fürsten der Makel. Uns sind außer Luthers bekannter Invective auch zahlreiche Zeitungen, Pamphlete, Anklage- und Vertheidigungsschriften erhalten, und es ist möglich, aus ihnen belehrende Schlüsse auf das Wogen und Wandern der damaligen Fahrenden zu machen.*) Die Aussagen der Verhafteten sind in ihnen

*) Einige dieser Flugschriften seien hier verzeichnet:

Der Mordbrenner Zeichen und Losunge, etwa bei dreihundert und vierzig, ausgeschickt. 1540. 4°. 8 Bl. Enthält Zinken in Holzschnitt und Signalements.

Newe zeittung von Rom, Woher das Mordbrennen kome. 1541. 4°. 8 Bl. — Mit einem Pasquillus in Versen.

Supplication: an Kaiserliche Maiestat, der Mortbrenner halben, auff dem Reichstag, zu Regenspurg, kaiserlicher Maiestat vberantwort ꝛc. Wittemberg. 1541. 4°. 54 Bl. — Die Anklageschrift des Kurfürsten und Landgrafen, enthält noch zwei andere Anklageschriften gegen den Braunschweiger.

Hertzog Heinrichs von Braunschweig Antwort, der Keiserlichen Maiestat, auff die vbergebene Supplication, der Mordbrenner halben, gegeben. 1541. 4°. 14 Bl.

Warhafftige entschüldigung vnd verantwortung, der Erbaren vnd Vesten Chri-

unvollständig und ungenau mitgetheilt, und es ist nicht zu entscheiden, wie viel die Folter in die Bekenntnisse hineingedichtet. Aber Einiges ist sehr deutlich, die erschreckende Menge des fahrenden Gesindels, ferner daß sie zum Theil mit ihren Genossen in festem Zusammenhange stehn, daß sie keine stetigen Banden bilden, sondern für die einzelnen Unternehmungen geworben werden, und zwar, wie sie mehrfach aussagen, von nicht zu ermittelnden Unbekannten um Geld, endlich daß ihr geheimer Verkehr durch Zeichen vermittelt wird, welche sie an auffallenden Orten, Wirthshäusern, Wänden, Thüren u. s. w. einkratzen oder einschneiden. Diese Zeichen sind zum Theil dieselben uralten deutschen Personenbezeichnungen, welche Michelsen in seinen sehr dankenswerthen Untersuchungen „Hausmarken" genannt hat, zum Theil aber auch besondere Spitzbubenzinken. Vor allem das charakteristische Zeichen der Fahrenden: der Pfeil, einst das ankündigende Symbol der Feindschaft; die Richtung seiner Spitze zeigt den Weg, den der Zeichner genommen, kleine Striche senkrecht auf ihm, oft mit Nullen darüber geben wahrscheinlich die Personenzahl an. Noch heute sind dieselben Zeichen zuweilen an Bäumen und Mauern der Landstraße zu sehen, und sie bezeichnen noch jetzt wie damals dem Mitglied einer Bande, daß der Eingeweihte mit seiner Kawrusse den Weg gegangen sei.

Der große „deutsche" Krieg im 17. Jahrhundert war die goldne Zeit aller Vagabunden, Diebe, Einbrecher, Wegelagerer. Die schnelle, fürchterliche Demoralisation der Heere ist zum großen Theil dem Einströmen der Gauner in die Heerhaufen zuzuschreiben. Wir besitzen vortreffliche Gaunererzählungen aus jener wilden Zeit von Grimmelshausen: „den lustigen Springinsfeld" und „die Landstörtzerin Courage", zwei Biographien, deren Helden zwar mit freier Laune von dem weltkundigen Verfasser des Simplicissimus ausgeschmückt, deren Einzelheiten aber sämmtlich charakteristisch für jene Zeit und von einer furchtbaren realistischen Wahrheit sind. Besser, als in Philander und den spätern Schelmenromanen, erkennt man aus ihnen, wie innig das Soldatenleben und das Treiben der Gauner zusammenhing. — Es sind die Nachkommen jener alten Landstörzer, welche bis in den Anfang dieses Jahrhunderts die deutschen Landschaften unsicher machten.

Seitdem haben Eisenbahnen, der künstlichere Geldverkehr und die Anstrengungen der Sicherheitspolizei auch dem Gaunerthum eine andere Physiognomie gegeben; die größten Gauner sind nicht mehr, welche in der alten Spitzbubensprache zueinander reden.

Möge das Werk Lallemants die Theilnahme finden, welche der fleißige und wohlunterrichtete Verfasser zu beanspruchen vorzüglich berechtigt ist. ♀

stoffeln von Oberge und Christoffeln von Wrisberg. — der Mortbrenner halben. 1542. 4°
Zwei Parteigänger des Braunschweigers, welche als Mitschuldige bezeichnet waren.
Andere Notizen über die Mordbrenner von 1540 in Bechstein, Museum I. und II.

Eine Nacht bei den Pyramiden.

Die Nilreiſe hinauf nach Theben und den nubiſchen Höhlentempeln und wieder ſtromab war vollendet, und unſre Dahabie ankerte wieder im Angeſicht der Minarets von Kairo. Wir hatten uns in den letzten Wochen der Fahrt ungeduldig nach den Genüſſen der Civiliſation zurückgeſehnt. Das Heimweh war von Tage zu Tage brennender, die Langeweile, welche das beinahe wechſelloſe Einerlei der Niloaſe hervorruft, mit jedem Morgen unerträglicher geworden. Widrige Winde, Sandbänke, die uns feſthielten, unfreundliches Wetter hatten ein Uebriges gethan, um die Stimmung der Geſellſchaft auf der Barke niederzudrücken und ſie dem Tage, wo ſie den Strom verlaſſen und die enge Kajüte mit einem guten Gaſthaus vertauſchen ſollte, als einem Tage der Befreiung entgegenblicken zu laſſen. Jetzt, wo es uns nur eine Nachenfahrt quer über den Fluß koſtete, um zu jenen Genüſſen zu gelangen, war die Sehnſucht nach ihnen erloſchen. Wir fanden plötzlich, daß wir warten könnten, daß der wunderliche kleine Hausſtand, der ſich in unſerer Kajüte herausgebildet, ſeine Reize habe, und daß es unverſtändig ſein würde, den Becher der Freuden, den wir uns eingeſchenkt, als wir uns zu der Tour vereinigt, nicht bis auf die Neige zu leeren. Unſer Contract mit dem Beſitzer der Dahabie lautete auf ſechzig Tage. Achtundfünfzig waren verfloſſen. Keiner von uns hätte eine Woche vorher geglaubt, daß wir nach der Ankunft vor Kairo auch nur eine Minute zweifelhaft ſein könnten, ob es in der Stadt angenehmer als auf dem Schiffe ſei. Jetzt geſtanden wir uns gegenſeitig, daß wir ungern von der guten alten Barke und ebenſo ungern von dem halbwilden Leben unſrer Streifzüge am Ufer ſchieden, und das Ergebniß der hieraus ſich entſpinnenden Berathung war, daß dem Rheder nur der letzte Tag unſres Vertrags geſchenkt, der vorletzte aber zu einem Ausflug nach den Pyramiden von Giſeh verwendet werden ſollte.

Für meine beiden Gefährten war dies ein paſſender Schluß der Nilfahrt. Ich hatte die Pyramiden bereits früher beſucht und beſtiegen. Indeß laſſen ſie ſich recht wohl zweimal ſehen, und da ein romantiſch geſtimmtes Gemüth unter uns den Vorſchlag machte, des Nachts dahin aufzubrechen, um ſie zuerſt im Mondſchein zu haben und dann auf der Spitze der Cheopspyramide den Aufgang der Sonne zu genießen, ſo war ich um ſo lieber von der Partie.

Geſagt, gethan. Unſer Schiffsvolk machte zwar ſaure Geſichter, als ihnen die Chowadſchi die Ausſicht eröffnen ließen, noch vierundzwanzig Stunden vor den Schenken von Bulak und Masr Atika und vor der Thür ihrer Frauen

oder Schätzchen liegen zu müssen, ohne hinein zu dürfen. Indeß fanden sie sich bald in dieses trübe Geschick, da sie wußten, daß es ihnen bei den Chowadschi nichts geholfen hätte, wenn sie sich nicht hineingefunden hätten. Allah ist groß und der Chowadschi freigebig — mit Bakschisch, wenn er Gehorsam, mit dem Kurbadsch, wenn er Ungehorsam findet. Mit dem Oel dieser einfachen Philosophie ebneten sie die anfangs ziemlich hochgehenden Wogen ihres Zornes und halfen uns und dem Dragoman die nöthigen Vorkehrungen zu möglichst bequemer Ausführung unsres Planes treffen. Zwei von ihnen ruderten hinüber nach Altkairo, um Reit- und Packesel zu holen. Andere trugen uns, nachdem diese gekommen, durch die seichte Flut, in der das Schiff vor Giseh lag, aufs Trockne. Wieder andere schafften Betten, Decken, Gewehre und Eßwaaren ans Ufer. Zum Mitgehen wollte sich anfänglich keiner entschließen, ich vermuthe, weil sie die Pyramiden für Geisterwohnungen hielten und die Gespenster fürchteten, welche der Aberglaube der Araber dort die Schätze Salomos hüten läßt. Endlich ließen sich zwei von ihnen durch den Dragoman, dem das Unternehmen selbst nicht geheuer schien, überreden, der Gefahr, von einem Dschin zerrissen zu werden, Trotz zu bieten, holten aus dem Schiffsbauch die Prügel, mit denen bewaffnet die Matrosen der Nilbarken an den Orten, wo angelegt wird, Nachtwache halten, und stellten sich uns zur Verfügung. „Bismillah!“ — in Gottes Namen — rief ihnen der alte Steuermann nach, schüttelte den Kopf und breitete seinen Ueberwurf zum Nachtgebet aus, in das er die thörichten Chowadschi schwerlich eingeschlossen haben wird.

Es war nach neun Uhr Abends. Die Pyramiden liegen zwei starke Stunden westlich von Giseh und zwar hart am Saume der Wüste. Der Weg dahin ist für den, der dort gewesen ist und einiges Ortsgedächtniß hat, leicht wieder zu finden. Zudem war der Himmel wolkenlos, und es gab Mondschein nicht blos im Kalender. Gefahren konnte die Unternehmung keine mit sich bringen. Dragoman Hassan sprach zwar, da Geister bei uns nicht verfingen, von räuberischen Bidauis, und in der That wäre zehn Jahre vorher Leuten, die es vorziehen, ihren Kopf zwischen den Schultern statt zwischen den Beinen zu haben, eine nächtliche Tour nach den Pyramiden kaum zu rathen gewesen. Jetzt war nichts zu befürchten. Der aufgeklärte Despotismus der Vicekönige, von den Consuln gelegentlich durch einen gelinden Rippenstoß zu größerer Energie ermuntert, hält in Aegypten auf gute Polizei; die Beduinen sind bei jeder Ueberschreitung ihres Wüstengebiets mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden, die Fellahin endlich, welche in den Dörfern unter den Pyramiden wohnen, sind sicherlich keine Muster der Bescheidenheit und Ehrlichkeit, aber friedfertiger Natur. Sie sind es schon deshalb, weil Gewaltthaten an Europäern verübt, ihnen von Kairo her Bastonaden ohne

Ende zuziehen würden, sodann weil Ungebührlichkeiten von ihrer Seite die Ausflüge hierher vermindern und so ihre Einnahme als Führer und als Händler mit Mumienschmuck, alten Münzen und ähnlichem Leichenraub schmälern müßten, endlich aber, weil sie den Unterschied zwischen ihren Waffen und denen der Franken zu gut kennen, um erst durch Proben lernen zu müssen, daß ein Revolver seinen Besitzer reichlich sechsmal so gut vertheidigt, als eine jener gichtbrüchigen, vom Rost des Alters zerfressenen Bundukien, mit denen sie ins Feld rücken könnten.

Nach meiner Rechnung mußten wir kurz vor Beginn der Geisterstunde am Fuße der Erhöhung anlangen, auf der sich die Pyramiden erheben. Wir hatten dann noch sechs Stunden bis zum Aufgang der Sonne, und da es der Hunde und Flöhe wegen nicht gerathen war, in einem der Dörfer ein Nachtlager zu suchen, so hatte ich den Vorschlag gethan, eines der Felsengräber, welche sich in langer Reihe vor den Pyramiden hinziehen, als Schlafgemach zu benutzen. Dieselben eignen sich zu diesem Zwecke vortrefflich. Die Mumien, welche früher hier schliefen, sind längst herausgeholt und bruchstückweise verkauft worden. Der Wind hat in die Höhlen den feinsten Sand geweht, den man sich zum Unterbett wünschen kann. Die Eingänge sind schmal und mit einer Decke leicht gegen die Nachtluft zu verwahren. Außerdem, welch ein prächtiger Gedanke für unsern romantisch gestimmten Gefährten, die Nacht in einem mit Hieroglyphen verzierten Bett, in der Gruft eines Hofraths, Geheimen Finanzraths oder Oberappellationsrathes oder gar eines erlauchten Prinzen vom Hofe des Königs Cheops zuzubringen! Denn man muß wissen, daß der Theil des großen Friedhofs von Memphis, der die unmittelbare Umgebung der Pyramiden bildet, nur Mumien von Geblüt und Rang in sich barg.

So war denn alles, wie es schien, aufs beste bestellt, und als die Esel beladen waren, brachen wir auf.

Ich ging, mit einer Büchsflinte, die in dem gezogenen Lauf eine Spitzkugel, in dem glatten eine Ladung Rehposten hatte, und mit einem Stockdegen bewaffnet, als Führer voraus. Dann folgte mit seinem Prügel der eine Matrose, der Esel mit den Betten und Eßwaaren und der eine der Eselsbuben. Das Gros der Karavane bildeten die beiden Gefährten, beide zu Esel, der eine ebenfalls mit einer Büchsflinte, der andere mit zwei Revolvern ausgerüstet, der zweite Eselsjunge, der zweite Matrose und Hassan Hasenfuß, unser braver Dragoman.

Der Markt von Giseh war noch hell erleuchtet und voll Leben, die Kaffeeschenken noch dicht mit Gästen besetzt. Auch die griechischen Wein- und Aquavitbändler lockten noch mit ihren im Lichte der Lampen strahlenden Flaschenreihen, und sie lockten nicht vergebens. Ich war eben in eine der dunklen Gassen

eingebogen, welche aus dem Orte hinaus und nach dem erſten Dorfe auf den Wege nach den Pyramiden führen, als ein „Halt!“ hinter mir erſchallte. Der Romantiker kam an mich herangeritten und bat mich zu warten. Er habe gefunden, daß unſer Weinvorrath — er beſtand in vier Flaſchen — nicht ausreichen werde, und zudem halte er es für ſchicklich, den Moment des Sonnenaufgangs wenigſtens mit einem Glaſe Champagner zu begrüßen. Haſſan ſei bereits abgeſchickt, das Fehlende zu beſorgen. Ich möge mit meinem Eſel und meinen beiden Arabern langſam vorausziehen und die Uebrigen bei der erſten Wegſcheide erwarten. Einwendungen waren vergebens, unſer Romantiker litt keinen Widerſpruch, am wenigſten hier gegen den Einfall, auf dem Gipfel der Pyramide in ſeinem Lieblingsgetränk der Sonne von Memphis ein Trankopfer zu ſpenden. Umſonſt ſtellte ich ihm vor, daß die Nacht keines Menſchen Freund ſei, daß ich zwar den Weg zu kennen glaube, aber in der Dunkelheit der Palmenpflanzungen, die wir zunächſt zu paſſiren hätten, ſchwerlich jeden Kreuzweg bemerken werde, daß Haſſan, auf deſſen Kenntniß der Gegend er baue, ebenſo einfältig als furchtſam ſei. Er bat, ihm ſeine ſchöne Idee nicht zu ſtören, verſprach den Weinkauf möglichſt zu beeilen, zu ſchießen, wenn ſie ſich verirrt — und damit lenkte er um, in das Marktgewühl hinein, ohne auf meine Erwiederung zu hören, in der ich ihm wenigſtens mit geflügelten Worten die Hauptmerkzeichen der Straße, ſo gut ich ſie ſelbſt noch im Gedächtniß hatte, angegeben haben würde.

Etwas verdrießlich trieb ich meine Araber zum Weitergehen an. Wir kamen vor den Ort hinaus auf den breiten Dammweg, der, links von Tamarisken und Sykomoren beſchattet, am Saume der Palmenpflanzungen hinter Giſeh hinführt. Der Mond ſchien mit weißem Licht durch die Wipfel. In der Ferne flackerte die rothe Flamme eines Herdfeuers zwiſchen den Palmenſtämmen. Es war das erſte Dorf. Da war der Baumſtumpf, an dem mich beim erſten Beſuch der Pyramiden ein mit der Elephantiaſis Behafteter um eine Gabe gebeten. Dort die kleine ſumpfige Wieſe, auf der ich den erſten Ibis erblickt. Am Dorfe wurden wir von einem Rudel wüthender Hunde angefallen, die von ihren Eigenthümern nicht eher zurückgerufen wurden, als bis der Prügel eines Matroſen den einen niedergeſchlagen hatte. Eine Unzahl von Schimpfworten und Verwünſchungen aus kreiſchenden Weiberkehlen folgte uns in die Finſterniß der Palmenſchatten nach, in die uns der weitere Weg führte. Ich wußte, daß ich die rechte Straße ging. Allein in der Verwirrung, welche der Angriff der Hunde verurſacht und bei dem blendenden Scheine des Feuers, welches aus der Dorfgaſſe herausſtrahlte, hatte ich überſehen, daß ſowol rechts als links andere Wege abzweigten, und das Unglück wollte, daß meine Freunde, als ſie eine halbe Stunde ſpäter hier eintrafen, grade einen dieſer Seitenpfade wählten.

Nichts ahnend von der Möglichkeit dieses Mißgriffs, der, wie man sehen wird, eine gute Anzahl von Verlegenheiten im Gefolge hatte, ging ich mit meinen Arabern weiter, überschritt den großen Kanal, bei welchem der erste Palmenwald ein Ende nimmt und gelangte nicht weit von hier an eine Wegbiegung. Ringsum beschien der Mond Saatfelder. In einiger Entfernung dunkelte der Palmenwald des zweiten Dorfes. Hier wollte ich warten. Ich setzte mich auf einen Erdhügel, hielt die Hand ans Ohr und horchte nach der Richtung hin, aus der die Gefährten kommen mußten. Alles war still. Plötzlich schlug fernes Hundegebell an mein Ohr. Es waren mehre Bestien, vielleicht dieselben, die uns angegriffen. Ein andrer Ton folgte — das Yahaho eines Esels. Eine Viertelstunde nachher Getrappel schneller Hufe — es kam näher, und ich war getäuscht. Es waren Fellahin, die vom Markte heimkehrten. Wieder verfloß eine Viertelstunde in banger Erwartung. Die Nacht fing an kalt zu werden. Nebel stiegen aus dem Boden. Thau fiel auf das Gras am Wege. Meine Araber hatten die Kaputzen ihrer Mäntel über den Kopf gezogen und hockten schweigend neben mir. Der Esel, jedenfalls den Tag über tüchtig benutzt, hing traurig den Kopf, schnoperte ein wenig an dem Grase herum und legte sich dann mit sammt dem Gepäck seiner ganzen Länge nach auf die Seite.

Ich rief ein Halloh in der Richtung, von wo die Freunde kommen mußten. Keine Antwort. Ich veranlaßte meine schlaftrunkenen Begleiter, sich mit mir, zu einem zweiten zu vereinigen. Keine Antwort als ein schwaches Echo. Ich schoß den einen Lauf des Gewehres ab und horchte, ob das Zeichen erwidert werde. Hundegebell erschallte von drei, vier verschiedenen Seiten, und ein Schwarm Tauben brauste, aus den Wipfeln der Palmen aufgescheucht, über uns hin, aber ein Schuß war nicht zu vernehmen. Mißmuthig befahl ich den Arabern, mit denen ich mich nur durch abgebrochene Worte und Geberden verständigen konnte, weiter zu gehen. Murrend gehorchten sie, und ich folgte, nachdem ich den abgeschossenen Lauf vorsichtig wieder geladen. Eine Viertelstunde weiter ein zweiter Kreuzweg und dasselbe Verfahren wie am ersten. Wieder hüllten sich die Araber in ihre Kaputzen. Wieder legte sich der todmüde Esel mit sammt seiner Last. Wieder Halloh ohne Antwort, wieder ein Signalschuß, der von den Gefährten ungehört blieb, wieder Hundegebell von allen Richtungen her und das Aufflattern eines in seiner Nachtruhe gestörten Taubenvolkes.

Ob sie sich verirrt hatten, die Freunde? Ob sie in einem der Sümpfe steckten geblieben waren, welche die Ueberschwemmung des Nil hier zurückließ? Oder hatten sie ein anderes Unglück gehabt? Oder waren sie, überzeugt von der Unmöglichkeit, Hassan als Führer zu brauchen, nach dem Schiff zurückgekehrt?

So kamen wir über das zweite Dorf und den letzten Palmenwald

hinaus. Die Pyramiden erſchienen wie dunkelgraue Rieſenzelte am matblauen Horizont vor uns. Rechts und links ſtreckten ſich einſam im falben Mondlicht weite dämmernde, weißen Dunſt aushauchende Gefilde. Ich dachte daran, daß die Araber die Pyramide des Cheops den Thron des Pharao nennen, und ich ſah den alten König, das Antlitz mir zugekehrt, in Gigantengeſtalt droben ſitzen, und mir mit dem ägyptiſchen großen Auge drohen. Ich dachte auch an den Geiſterkönig Salomo und ſeine Dſchinnen. Ich erinnerte mich an die Heiligkeit der Todten bei den Aegyptern, und an Geſchichten aus der Kindheit, in denen es als Vermeſſenheit beſtraft wurde, des Nachts ſich Gräbern zu nahen. Dann drängten ſich wieder proſaiſchere Befürchtungen in Betreff der Freunde auf. Ich feuerte wiederholt mein Gewehr ab, ließ ein Halloh nach dem andern erſchallen. Alles vergebens. An dem letzten großen Kanal angelangt, der bei unſerm erſten Beſuch mit Waſſer gefüllt geweſen, jetzt aber ausgetrocknet war, beſchloß ich, die Flinte noch einmal rufen zu laſſen. Ich ſchoß, — ſchoß dann in der Haſt unvorſichtig auch den zweiten Lauf ab, den ich bisher geſpart, lud wieder, und ſiehe da, das lange nicht gereinigte Rohr gab den Ladeſtock nicht wieder heraus. Umſonſt zog ich mit aller Macht daran, umſonſt zogen und zerrten die Araber. Der Ladeſtock rückte keinen Zoll von der Stelle, und ich war wehrlos. Allein mit zwei Burſchen, mit denen ich mich nur halb verſtändigen konnte, und die mir in der letzten Stunde nur mit Widerwillen gefolgt waren, eine unnütze Flinte auf der Schulter und einen Degen in der Hand, der höchſtens gut war, die Hunde abzuwehren, dachte ich jetzt auch an Räuber. Wie geſcheidt kam mir Haſſans Einfalt vor, und wie einfältig die Klugheit, die ſeine Warnungen in den Wind geſchlagen! Wie ingrimmig verwünſchte ich die durſtige Kehle des Romantikers, und wie unbehaglich erſchien mir alle Romantik überhaupt!

Einen Augenblick meinte ich umkehren zu müſſen. Aber im nächſten begriff ich, daß dies nicht blos feig, ſondern auch thöricht ſein würde. Feig unter anderm, weil ich dann möglicherweiſe die Freunde im Stich ließ, thöricht, weil der Weg von hier nach der Barke zurück dreimal ſo lang, als der nach dem Grabe unter den Pyramiden war, in dem wir ſchlafen wollten. So ſchritten wir denn weiter. Bisher hatte mir die Aufregung und die Aufmerkſamkeit, mit der ich nach einem Zeichen von den Gefährten horchte, meine Ermüdung nicht fühlen laſſen. Jetzt, wo ich alle Hoffnung aufgegeben, begann ich ſie doppelt zu empfinden, und zu der Abſpannung der Nerven geſellte ſich nun auch ein heftiger Durſt. Ich fragte, ob man Waſſer mitgenommen. Die Gullis (langhalſige, irdene Waſſergefäße) wären bei den andern Flaſchen, antwortete verdroſſen der Eſelsbube. Bei den andern Flaſchen! und das ſo gelaſſen — ich hätte vier Hände haben mögen, um

ihn genugsam zu prügeln, den Schlingel — nicht für seine Vergeßlichkeit, sondern für diese impertinente Gelassenheit. Bei näherem Nachdenken fand ich indeß, daß es edler und nebenbei weit praktischer sei, seine Ruhe mir selbst anzueignen, und der Versuch gelang recht leidlich.

In dieser Stimmung kamen wir über die allmälig sandig werdenden Felder nach El Kom El Aswed, dem letzten Dorfe, welches noch etwa fünfhundert Schritt von dem Rande des Plateaus liegt, auf dem die Pyramiden sich erheben. Es mochte um die Mitte der Geisterstunde sein. Die Hunde schwiegen hier, als wir vorüberzogen. Wir konnten glauben, ganz allein zu sein. Da schlich etwas hinter einer Lehmwand hervor. Es war eine weiße Gestalt. Sie kam auf uns zu, und unser Eselein trat scheu einen Schritt zurück.

Wars einer aus den Grüften? Dann half der Stockdegen, den ich unwillkürlich locker gemacht, nicht viel. Es war indeß nicht so übel gemeint. Der Geist hatte noch sein Leibliches, grüßte artig mit „Salam Alejkam!“ und sprach, als er des Chowadschi ansichtig wurde, sogar ein erträglich gutes Englisch. Es war einer der Bewohner des Dorfes, die sich als Anwohner der Wüste schon in die weißen Gewänder kleiden, welche die Beduinen tragen. Weshalb er so spät noch wach war, blieb unerklärt. Vielleicht wars der Nachtwächter, vielleicht auch war er früh aufgestanden, um den Nachbarn, die sämmtlich aus dem Führerhandwerk ein Geschäft machen, den Rang abzulaufen. Letzteres schien das Richtigere, da er sich mir sofort zum Führer antrug, im Mondschein ohne Verzug einen Handel mit Münzen und Mumienschmuck, den er aus dem Busen zog, zu beginnen sich anschickte und, ganz in der Weise seiner Genossen, die mich bei dem ersten Ritt hierher bis zum Tollwerden gepeinigt, nicht eher loszuwerden war, als bis ich das letzte „Bukra“*) mit einem Griff nach der Flinte begleitete. Vor diesem Mittel entwich der Geist eiligen Fußes. Es war indeß angenehm, daß er uns auf den Fersen blieb. Ich hatte im Aerger über seine Zudringlichkeit vergessen, daß er uns in der That schon heute einen Dienst leisten konnte. Wir brauchten Wasser, und als er sich, rasch wieder dreist geworden, uns von neuem zu Diensten stellte, wurde ihm der Auftrag, einige Gullis herbeizuschaffen. Er ging und brachte in Kurzem das Verlangte, und mit dieser Erfrischung kam auch meine gute Stimmung wieder. Der Geist verlangte ein Trinkgeld, wurde aber auf den Morgen verwiesen, da der Chowadschi selbst kein Geld bei sich haben wollte, womit jener sich zurückzog und wir aller nächtlichen Besuche von ihm und andern vielleicht weniger friedsamen Geistern des Dorfes von vornherein entledigt waren. Wir stiegen den sandigen Ab-

*) Eigentlich „morgen“, dann aber das gebräuchliche Wort, wenn man eine Bitte oder einen Antrag abweisen will.

hang nach den Pyramiden hinauf und gewahrten bereits die schwarzen Höhlenöffnungen in der Gräberwand, als der Esel erschöpft zusammenbrach. Meine Araber schienen das als ein „bis hierher und nicht weiter" zu betrachten. Emsig lösten sie dem Thiere die Stricke, welche die Last auf seinem Rücken hielten, bauten mir ein Bett in den Sand und legten sich, unbekümmert um meine Geberden, mit denen ich ihnen die Gräber wies und den Esel wieder zu beladen befahl, neben das Grauchen in den Wüstensand hin. Mit Gewalt war hier nichts auszurichten, und so versuchte ichs im Wege der Güte, gab jedem ein Brot und eine Orange, ließ sie eine Viertelstunde essen und ausruhen und wiederholte dann meinen Befehl. Etwas willfähriger gestimmt, gehorchten sie jetzt, weckten den Esel, der mit einem ungeheuren lautschallenden Gähnen auffuhr, beluden ihn und folgten mir die noch übrigen zweihundert Schritte nach den Grüften. In der ersten hatten, wie wir beim Schimmer der Sterne sahen (der Mond war inzwischen in die Wüste hinter den Pyramiden versunken) Reisende gekocht und der Boden war voll Kohlen. Aber schon die zweite war ganz für meinen Zweck geeignet. Es war eine schöne Doppelhöhle, hoch genug, um darin aufrecht zu stehen, und mit dem feinsten, reinlichsten Sande bestreut. Rasch war die eine Kammer in ein Schlafgemach für mich verwandelt, in der andern nahmen der Esel und meine arabischen Begleiter Platz. Meister Burrito*), dem es klar geworden, daß hier für heute seine Noth ein Ende nehmen sollte, stieß ein dankerfülltes Yahaho-o-oh aus, welches von nachbarlich angesiedelten Eulen und Schakalen mit schauerlichem Geheul und Gekreisch beantwortet wurde, und fiel auf die Seite. Die Araber baten noch um einen Trunk Wasser und schnarchten sich dann gegenseitig in Schlaf.

Ich war ermüdet, aber nicht schläfrig, und so hörte ich noch geraume Zeit das Concert der Käuze und Fledermäuse, welche bei den benachbarten Grabgrotten aus und einschwirrten, und in deren Piepen und Kreischen sich bisweilen ein Schakal mit seinem heisern Geheul mischte. Einmal kam das Geheul näher, ich vernahm, wie etwas vor der Gruft trockne hohle Gegenstände klappernd durcheinanderwarf, und als ich die Decke, die als Vorhang diente, wegschob und hinaustrat, huschte von einer etwa drei Schritt entfernten Erhöhung des Bodens, wie es schien, einem Holzhaufen, ein Etwas wie der Schatten eines kleinen Hundes weg. Die Nacht war bitter kalt geworden, und ich dachte an die Möglichkeit, daß die Gefährten sich in der Nähe befinden und sehnlich nach den Decken verlangen könnten. Eine Weile horchte ich auf ein Signal. Dann beschloß ich, einen der Schutthügel über unserm Lager zu besteigen, und durch Halloh meine Ankunft anzuzeigen. Ich

*) Name der Esel bei den Eselbuben Aegyptens, das arabische Wort ist Chamar.

ließ es indeß, da nach dem Untergang des Mondes Wolken den Himmel überzogen hatten, und ich mich zu rechter Zeit erinnerte, daß ich in der Finsterniß in einen der tiefen Mumienbrunnen stürzen konnte, deren wir früher in dieser Gegend mehre angetroffen.

Wieder legte ich mich hin zu einer Art Halbschlummer mit Phantasien, die halb Träume, halb Gedanken waren. Wie ein langsam gedrehtes Rad mit Figuren glitt eine Reihe von Bildern mir durch den Sinn. Sie tauchten auf aus der Tiefe, senkten sich zum Verschwinden und kehrten bald deutlicher, bald nebelhafter wieder. Der Traum wies mir die Gefährten unter dem Yataghan Abdurachmans, des Räubers, vor dem Hassan in Oberägypten gewarnt. Vergebens krachten die sechs Läufe des Revolvers. Hohnlachend warf der schwarze Beduine, durch einen Talisman geschützt, die sechs Kugeln in die Höhe.

Der Traum führte mich auf die Barke zurück und dann stromaufwärts zu der Sandbank, wo wir die ersten Drachen des Nil erblickt, vor den gelben Tempel von Luksor, vor die grauen Pylonen von Karnak und auf das Inselparadies von Philä. Ueberall suchte ich die Freunde umsonst.

Ich war in Theben, sah die mit Grabgrotten zu Tausenden durchbrochnen Felswände des Westufers, durch deren Thüren das Volk der Pharaonen zu Osiris hinübergewandert, sah den Gott der Unterwelt selbst, ernst, steif, ein Steinbild, wie ich ihn auf den Wänden der Königsgrüfte des Biban El Moluk wirklich gesehen. Da waren die 48 Todtenrichter und dort die Seelenwage, auf welche eben ein sperberköpfiger Gott ein Herz legte. Niemand naht dem Herrscher der Todten, er sei denn todt. Mir war, als ob es mein Herz sei, und siehe da, es war das meine. Hassan sagte es, der als getreuer Führer dem Chowadschi in das Reich der Abgeschiedenen gefolgt war, und die Achtundvierzig nickten Bestätigung.

Und ich war wieder am Lichte des Tages und stand vor dem klingenden Memnon und fragte nach den Gefährten. Er schwieg, aber von ferne stöhnte eine Sakiah das Klagelied, das wir während der Stromfahrt allabendlich gehört, und ich wußte, daß sie mir geantwortet.

Der Traum entrückte mich aus der Wehmuth, in die ich versunken, und ließ mich wieder auf die Pyramiden zuwandern. Ich feuerte mein Gewehr ab, die Freunde herbeizurufen. Deutlich sah ich den Pulverblitz vor der Mündung des Rohres, aber ein Knall war nicht zu hören. Ich schoß wieder, und wieder ein Blitz ohne Knall. Noch einmal, und jetzt löste sich die Stimme der Büchse, und wie Kanonendonner krachte der Schuß über die Ebne hin. Es war, um die Todten zu wecken, und ich hatte die Todten geweckt. Der Sphinx erhob sich auf seine vier Füße und stieß aus seiner steinernen Riesenlunge ein rauhes Gebrüll aus. Die drei Pyramiden klafften auseinander

und zeigten in ihren Grabkammern goldstrahlende Särge, in denen sich Gekrönte aufrichteten. Ich blickte hinab nach den Pyramiden von Sakkarah und Daschur, und auch sie glühten von Auferstehungsfeuer. Ich sah wieder nach der Cheopspyramide. Der alte König hatte sich seiner Mumienhülle entwunden und saß auf seinem Sargdeckel. Vor ihm aber stand — wahnwitzige Komik des Traumgeistes, der uns Austern singen und Krokodille Walzer tanzen lassen kann — unser Romantiker und schenkte ihm in ein hohes Kelchglas von dem in Giseh gekauften Champagner ein. Deutlich hörte ich den Pfropf knallen.

Da wehte ein Windstoß, der den Vorhang der Höhle lüftete, das Wundergespinnst hinweg. Ich rieb mir die Reste des Traumes von den Augen, und trat hinaus, um mich vollends zu ermuntern. Es war der lebhafteste Traum gewesen, den ich je geträumt. Vielleicht träumt man nur so in Gräbern, in Mumiengrüften, vielleicht hatte der alte Aegypter, der vor mir hier geruht, in seinem Sarkophag ähnliche Wunder geträumt. Ich war in Schweiß gebadet, und das fast hörbar klopfende Herz bewies, daß es erst seit wenigen Minuten wieder an der rechten Stelle saß. Draußen wars noch immer kalt, und noch immer führten die Eulen und Schakale ihre gespenstische Symphonie auf.

Ich ging wieder auf mein Lager und suchte mir die Bilder des Traumes zu fixiren. Es fiel mir ein, daß er weniger, als ich anfänglich geglaubt, ein bloßes Gewebe der Einbildungskraft und der Erinnerung gewesen sein könne. Ein Rest von Aberglauben, der sich vielleicht in vielen bei ähnlicher Lage geregt haben würde, ließ mich aus dem Bilde des Romantikers vor dem Sarge des Königs Cheops schließen, daß die Freunde in der Nähe seien. Der Donnerschuß, den ich nach zweimaligem stillem Feuer gethan, selbst das Gebrüll des Mannlöwen und das Knallen des Champagnerpfropfens konnte Wirklichkeit gewesen sein, die Gefährten konnten ihren Weg hart an unserm Lager vorbeigenommen und dabei wiederholt geschossen haben. So erhob ich mich nochmals, um durch Rufen unsre Anwesenheit zu verkünden. Aber mein Halloh wurde vom Winde verweht, niemand antwortete — es war ein bloßer Traum gewesen.

Jetzt forderte die Natur energisch ihre Rechte, und ich fiel in einen Schlaf, den Phantasie und Erinnerung mitschliefen, und aus dem ich erst erwachte, als die Gelegenheit, die Sonne vom Gipfel der Pyramide aufgehen zu sehen, vorüber war.

Noch war aber das Abenteuer, in das der Romantiker uns gestürzt, nicht ganz vorüber. Als ich hinaustrat, fand ich, daß wir mitten unter Todtengebeinen unser Lager aufgeschlagen hatten. Die Erhöhung, von der ich des Nachts den Schatten des kleinen Hundes aufgescheucht, war ein Haufen von Menschenknochen und Schädeln, der kleine Hund ein Schakal gewesen. Unter

meinem Kopfkissen und weiter hinten in der Höhlengruft lagen ebenfalls derartige Memento Mori. Es war gut, daß der Mond nicht heller geschienen, mein Traum würde düsterer gewesen sein. Beim Sonnenlicht nahm sich das leichter, und zu Hamletsgedanken hatte ich nicht mehr die Stimmung und noch viel weniger Zeit. Die Freunde mußten sich, wenn sie überhaupt da waren, jetzt finden, und sie fanden sich. Ich durchstrich die Vertiefungen zwischen den Sandwehen und Schutthaufen der Nachbarschaft, wobei ich bei einem Haar in einen jener Mumienbrunnen gestürzt wäre, deren ich mich, vielleicht zu meinem Glück, des Nachts erinnert. Er war mindestens vierzig Schuh tief, und als ich hinabsah, funkelten mir von dem Absatz in der Mitte die unheimlichen gelben Augensterne des Concertmeisters der nächtlichen Musikanten, ungeheuren Uhus entgegen. Ich kam in die Nähe des Sphinx, wo ein paar andere Concertgeber der Nacht, zwei graue Schakale, aufgejagt wurden. Da hörte ich deutlich einen Schuß von der großen Pyramide her. Rasch arbeitete ich mich durch Schutt und Steinbrocken dorthin, und als ich den letzten Hügel passirt, erblickte ich, was ich gesucht. Es waren die Freunde, munter und wohlbehalten um ein lustig flackerndes Feuer gelagert und bereits umgeben von den Fellahin, welche uns auf die Cheopspyramide führen sollten. Ein freudiges Hurrah gab das andere. Dann kam das Warum und Um Gotteswillen wie nur und das So und Darum. Die Gefährten hatten nichts mit Abdurachman und vorläufig auch noch nichts mit König Cheops zu thun gehabt. Auch Ehren-Hassan war nicht bei Osiris gewesen. Man hatte sich, wie schon gemeldet, bei dem ersten Dorfe links, statt rechts gewendet und war dann einige Stunden in der Irre herumgeritten, durch Sümpfe, durch Klee- und Gerstenfelder, endlich grade auf die große Pyramide zu, an deren Nordostecke man gegen zwei Uhr eingetroffen war. Mein Schießen hatte man nicht gehört, noch weniger natürlich mein Rufen, und da Hassan nicht gewußt, wo die Felsengräber sich befinden, so hatte die ganze Gesellschaft ohne Betten und Mäntel unter freiem Himmel campirt.

Bei einigen Tassen vom besten Mokka, zu dem Hassan der Weise ein Glas sehr trinkbaren Cognacs kredenzte, wurde das Ungemach der Nacht bald vergessen. Ich erzählte meinen Traum, um den der Romantiker mich natürlich beneidete, und dann machten wir uns in der heitersten Laune bereit, die Pyramide zu besteigen. Dieselbe war ursprünglich auf allen vier Seiten mit polirten Steinplatten belegt, von denen man an der zweitgrößten oben noch beträchtliche Spuren sieht. Jetzt sind diese Platten von der größten ganz abgefallen, und so präsentiren sich ihre Kanten aus nicht zu großer Entfernung betrachtet, gezähnt wie eine Säge, ihre Seiten wie nach oben zu schmaler werdende Freitreppen. Die Spitze ist heruntergestürzt, oder wie böse Zungen wissen wollen, von großbritannischen Kiselacks, die allenthalben ihren werthen

Namen einschneiden und überall ein Stück Alterthum als Andenken mitnehmen müssen, allmälig abgeschnitzelt worden. Die Procedur, durch die man in der Regel auf das solchergestalt entstandene kleine Gipfelplateau gelangt, ist ziemlich dem Verfahren ähnlich, durch welches der Reisende an den Seiten des Aschenkegels des Vesuv emporbefördert wird. Zwei Fellahin fassen den Chowadschi bei den Händen, steigen voran und ziehn, ein dritter schiebt von hinten, und so geht die Klettertour über die durchschnittlich drei Fuß hohen Stufenblöcke mit ziemlicher Schnelligkeit von Statten. Der Weg ist, da die Stufen mehr als fußbreit und das Material rauher Stein ist, welcher den Sohlen einen festen Halt bietet, zwar für kurz gespaltene Menschenkinder beschwerlich und ermüdend, aber nichts weniger als gefährlich. Sollen ihn doch wiederholt englische Damen ohne Unfall zurückgelegt haben. Ueberaus peinlich ist dagegen die dreiste, durch nichts zurückzuschreckende Bettelhaftigkeit der Führer, die sämmtlich ein wenig französisch und englisch sprechen, und deren behende Zudringlichkeit ich bereits früher übler als sie mir beschrieben worden, gefunden hatte.

Wie früher bedurfte es vor dem Aufbruch nach oben eine reichliche halbe Stunde, ehe wir ihre Ansprüche hinsichtlich des Führerlohnes auf das, was die Gewohnheit als Recht festgestellt hat, das heißt, auf einen Thaler für den Mann, herabgehandelt hatten. Wie früher verlangten sie beim ersten Ausruhen auf der Hälfte des Weges erst schmeichelnd, dann ungestüm ein Extrabakschisch. Wie früher wiederholte sich das bei der zweiten Raststelle und bei der dritten. „Was geben Sie, wenn Araber laufen in fünf Minuten Pyramid auf, Pyramid ab?“ fragte das eine Roß, das mich zog. „Was geben Sie, wenn Araber Hurrah schrein für Chowadschi, wenn oben stehn?“ erkundigte sich, den Kopf auf die Seite gelegt und das eine Auge zukneifend, der andere Gaul. „Mich nicht vergessen, o Chowadschi, ich armer Mann, o so arm, und du reicher Lord!“ stöhnte kläglich der dritte, dem das Amt des Schiebens zugefallen war. Oben wurde das alles wiederholt. Unbegehrt wurde das angebotene Hurrah auf uns ausgebracht, und nachdem es honorirt worden, noch eins für jeden einzelnen von uns. Einer bot mir an, auch „das Geheimniß meines Hauses“ d. h. meine Frau mit einem Hurrah zu ehren, ein anderer meinte, ich solle wenigstens meiner Mutter eins gönnen. Ein Knabe brachte Wasser um Bakschisch, ein zweiter stellte sich, den gleichen Zweck im Auge, mit Hammer und Meißel ein, damit der Chowadschi seinen Namen in den großen Kalender der Kiselacks eintragen könnte, in den die Thorheit der Reisenden den Gipfel der Pyramide verwandelt hatte. Endlich kam noch ein steinalter Derwisch keuchend heraufgeklettert, der für das Bakschisch, welches er beanspruchte, nichts als sein ungewöhnlich verwittertes Aussehn und den Einfall zu bieten hatte, sich auf dieser Höhe ein Almosen zu holen.

Für den Verdruß, den diese unersättliche Bettelei verursachte, entschädigte die Aussicht von der Höhe, die man uns endlich, nachdem wir die immerwiederkehrenden Quälgeister jeder ein halb Dutzend Mal zum Teufel gehn geheißen, zu genießen gestattete. Man überblickt im Osten zunächst eine grüne Ebene, zwischen deren Feldern und Palmenhainen großen Ameisenhaufen gleich graue Fellahdörfer liegen — das Siegesfeld der Schlacht, in welcher der General Bonaparte am 21. Juli 1798 den glänzenden Triumph erfocht, der das Heer der Mameluken vernichtete. Jenseit des Nil, den man nur in der Zeit der Ueberschwemmung sieht, zieht sich fast geradlinig die gelbe Wand des Mokattamgebirgs unter dem Blau des Horizonts hin, zeigt sich neben dem röthlich schimmernden Dschebel Achmar die Citadellenmoschee mit ihren Kuppeln und ihren nadeldünnen Minarets, leuchtet unten mit seinen dreihundert Moscheen das weiße Kairo. Flußaufwärts, auf diesseitigem Ufer begegnen dem Auge des Rundschauers die dunklen Palmenhaine der Stätte, wo Memphis stand. Mehr nach Süden erheben sich gleich den Dächern versunkener Thürme einer Riesenzeit die Pyramidengruppen von Sakkarah, Abusir und Daschur. Unmittelbar zu unsern Füßen streckt sich die große Trümmerstätte hin, zwischen deren Schutthügeln sich im Süden Kopf und Rücken des Sphinx, im Südwesten die Pyramide des Chephren und hinter dieser die des Mykerinos Herodots erheben, während sich ringsum auf der mit Sand und Steinen bedeckten Felsenplatte die Grabmale der Hofbeamten aneinanderreihen, welche nicht in den weiter nach Osten gelegenen Felsengrüften beigesetzt wurden. Es sind gestreckte, aus mächtigen Quadern zusammengefügte Gebäude mit plattem Dach und pyramidal geneigten Wänden, bald größer, bald kleiner, alle felderweis geordnet. Westwärts endlich schweift der Blick über eine in Rostbraun und Gelb gekleidete, von allem Pflanzenwuchs entblößte Einöde, den Anfang der lybischen Wüste.

Von fern gesehen, erscheinen die Pyramiden so ungeheuer, wie sie wirklich sind. Näher kommend und nun gewahrend, daß man zuerst ihre natürliche Unterlage mit veranschlagt hat, die sich etwa hundert Fuß über die Nilebne erhebt, glaubt man sich getäuscht zu haben. Hart vor und noch mehr auf ihnen wird man staunend wieder inne, welche Riesenwerke sie sind. Die genauen Maße mag der geneigte Leser im Conversationslexikon nachschlagen. Es genüge hier, zu bemerken, daß wir, wie man uns gerathen, den Versuch machten, von oben einen Stein nach dem Fuß der Pyramide zu werfen, und daß derselbe, obwol wir nicht zu den Schwächsten zählten, bereits auf dem dritten Theil der Stufen niederfiel; daß ferner der Thurm des straßburger Münsters in das Innere der Pyramide gesetzt, mit seiner äußersten Spitze noch nicht bis zu dem Plateau gereicht haben würde, auf dem wir standen; daß die gewaltige Peterskirche Roms im Kern der Pyramide vollkommen Platz fände;

daß die Grundfläche des Wunderbaus faſt ein Viertel des Raumes einnimmt, welchen die innere Stadt Leipzigs bedeckt, und daß die Pyramide nicht hohl (die kleinen Grabkammern und der zu ihnen führende Gang kommen kaum in Betracht), ſondern von der Baſis bis zum Gipfel maſſiv iſt. Man könnte von den Steinen eine Mauer von dreißig Fuß Höhe und ſechs Fuß Dicke um ganz Berlin bauen, und es würde, wenn man nur die äußern Lagen wegnähme, noch immer eine Pyramide übrig bleiben, die mit ihrer Grundfläche vier bis fünf preußiſche Morgen bedeckte.

Das Hinabſteigen war leichter, als das Hinaufklimmen, und während ich zur Erreichung des Gipfels elf Minuten bedurft, brauchte ich, um wieder an den Fuß zu gelangen, nur etwas mehr als ſechs, der eine der Gefährten ſogar nur fünf Minuten. Nachdem wir ein zweites Frühſtück eingenommen, bereiteten wir uns vor, das Innere der Pyramide zu beſuchen. Die mitgebrachten Stearinkerzen wurden ausgepackt und an die Araber, welche vorangehn ſollten, vertheilt. Dann brachen wir nach dem in der Mitte der Nordſeite befindlichen Eingang auf. Es iſt ein pyramidal geneigtes Portal, gedeckt von einem gewaltigen Querblock, über dem ſich andere faſt ebenſo große giebelförmig gegeneinander ſtemmen, um die obere Laſt zu tragen — eine Art zu bauen, die ich ſpäter am Thor der Burg von Mykenä und am ſogenannten Schatzhaus der Atriden wiederfand. Die Lichter wurden angezündet, und nun ging es in einen Stollen von etwa 4 Fuß Höhe und 3½ Fuß Breite hinab, deſſen Wände von Kerzen- und Fackelrauch geſchwärzt ſind und deſſen Fußboden ſtark geneigt und von den Tritten der Reiſenden in ſehr unbequemer Weiſe abgeſchliffen iſt. Nachdem wir auf dieſem Wege etwa dreißig Schritt bergab geſtiegen waren, begann ſich der Schacht links aufwärts zu winden. Wir kletterten, halb gezogen, halb geſchoben von den Fellahin, über glatte unregelmäßige Blöcke mit Händen und Füßen weiter, bis ſich der ſchmale niedrige Gang plötzlich zu einer großen, faſt dreißig Fuß hohen und ſechs Fuß breiten Galerie erweiterte, die in derſelben Richtung wie der Stollen unter ihr nach oben führt, während rechts von da, wo ſie beginnt, ein wagerecht laufender Gang nach der ſogenannten Kammer der Königin abzweigt. Es iſt ein mit Granitquadern ausgelegtes Gemach von doppelter Manneshöhe, gegen 20 Fuß lang und etwa 16 Fuß breit. Die Königin lag nach neuern Forſchern nicht darin, ſondern es war der Raum, wo der letzte Act der königlichen Leichenfeier ſpielte. Die Luft war hier überaus dick und ſchwül, kaum zum Athmen und überdies mit dem penetranten Duft von Fledermäuſen geſchwängert, welche ſich familienweiſe hier wie in allen alten Tempeln Aegyptens angeſiedelt hatten und ineinander verbiſſen oder verkrallt als greulige Bündel, ungeheuren Trauben vergleichbar, von Schleim tropfend, von der Decke herabhingen.

In die Galerie zurückgekehrt, gelangten wir endlich durch eine schmale niedrige Thür in die Königsgruft. Dieselbe ist beträchtlich länger als die geschilderte, ebenfalls mit Granitblöcken ausgesetzt undebenfalls voll Fledermausgeruch. Man befindet sich in ihr fast 140 Fuß über der Basis der Pyramide. Das Gemach enthält nur den einfachen, sehr zerkratzten Sarkophag des Königs Cheops, auf dem sich selbstverständlich wieder eine Unzahl von Schülern Kiselacks verewigt haben.

Den König selbst ließ schon das neunte Jahrhundert unsrer Zeitrechnung auferstehn. Der Khalif Mamun hatte gehört, daß in der Pyramide ein großer Schatz verborgen sei, und ließ nachgraben. Mit unsäglicher Mühe arbeitete man sich, da der alte Gang zur Königskammer damals noch durch den Mantel von polirten Platten verborgen war, welchen der Bau einst trug, von einer andern Seite hinein, stieß endlich auf eine hohle Stelle, brach durch und kam in den Stollen, die Galerie und die Grabkammer, wo der Sarkophag stand. Was man hier gefunden, ist zweifelhaft. Nach Abd El Hokm war darin eine Statue, die einem Menschen glich, und in der Statue (dem hölzernen Mumienkasten) ein Leichnam mit einer goldnen Brustplatte, auf welcher unbekannte Zeichen (Hieroglyphen) standen. Andere lassen die Brustplatte mit Juwelen besetzt gewesen sein. Noch andere erwähnen einer kostbaren Smaragdurne von ausgezeichnet schöner Arbeit. Prosaischer, aber glaubwürdiger klingt ein andrer Bericht, nach welchem der Schatzgräber Mamun, das Vorbild aller der Tausende von Resurrection-Men, welche sich jetzt den Nil entlang von Gräberraub nähren, in dem Sarge gar nichts fand, da man schon früher in die Pyramide eingebrochen und alles Werthvolle geraubt hatte, und nach dem Khalif Mamun, um das Volk zu beschwichtigen, welches über seine Habgier, oder vielleicht richtiger über die Kosten murrte, die es verursacht, die taube Nuß zu öffnen, heimlich eine Summe Geldes in die Pyramide schaffen und dann als werthvollen Fund wieder herausfördern ließ.

Aehnliche Täuschungen erlebten die, welche sich als erste Entdecker der Königsgräber bei Theben betrachteten, und ein noch näheres Beispiel bietet die zweite Pyramide. Lord Munster fand in dieser die Knochen eines Ochsen, die er sorgfältig verpacken und nach England schaffen ließ. Es waren die heiligen Reste eines Apis, wie man annahm, und vielleicht werden sie noch jetzt in irgend einem Museum mit ehrfurchtvoller Bewunderung vor ihren viertausend Jahren gelegentlich angestaunt. Niemand aber hat bewiesen, daß sie wirklich von einem jener göttlichen Stiere sind. Für den Glauben ist das, wie unsre Reliquienschreine zeigen, gleichgiltig, verehrt der doch mit Inbrunst Sprossen der Leiter, die Jakob im Traume sah. Die Archäologie aber nimmt es genauer, wenn auch in ägyptischen Angelegenheiten noch man-

cher Schwindel und manche Selbsttäuschung mit unterläuft. Die Wissenschaft hat sich bei jenen Ochsengebeinen zu fragen, ob sie nicht auch einem modernen profanen, prosaischen Gliede der Familie Rindvieh angehört haben könnten, welches, in einem der benachbarten Kleefelder gefallen, von Schakalen und Hyänen fortgetragen und respectwidrig in dem Königssarkophag, in dem die Bestien Quartier gemacht, geborgen wurde. Die beiden andern Pyramiden zu besteigen oder gar in ihr Inneres einzudringen, hatten wir weder Zeit noch Neigung. Sie sind, von der geringern Größe abgesehen, der Cheopspyramide fast ganz ähnlich. Die zweitgrößte ist gegenwärtig einige zwanzig Fuß höher als die des Cheops, da ihr nicht wie dieser die Spitze genommen worden ist. Sie hat, wie bereits bemerkt, vom Gipfel herab noch ein beträchtliches Stück ihres glatten Plattenmantels, und ist deshalb nur mit Mühe bis zur obersten Steinlage zu erklimmen. Auch in das Innere zu dringen ist nicht jedermanns Sache, da der Gang zum Kern so niedrig ist, daß man nur kriechend emporkommt.

Die dritte Pyramide ist nicht ganz halb so hoch, als die erste. Um sie zu bauen, hat man den nach Nordosten abfallenden Felsboden mit riesigen Quadern zur Terrasse umgestalten müssen. Der Sarkophag, der von Oberst Vyse, welcher 1837 hier Forschungen anstellte, in der Königskammer gefunden wurde, war von braunem Basalt und kunstreich gearbeitet. Neben ihm lag die Mumie des Königs Mykerinos in Stücke gerissen. Sie ist jetzt im britischen Museum, der Sarg aber mußte, um das in Noth gerathene Schiff, das ihn nach England bringen sollte, zu erleichtern, über Bord geworfen werden, und dient jetzt vielleicht einem Mittelmeerpolypen, einem stachligen Rochen oder Klippenfisch zur Wohnung.

Ueber die Bestimmung der Pyramiden herrscht jetzt wol kein Zweifel mehr. Während man sie früher für Sonnenuhren, für Göttertempel, für Wasserschöpfmaschinen hielt, während die hebräische Volkssage in ihnen die Kornspeicher Josephs, die arabische Schatzhäuser des Geisterkönigs Salomo oder Suleiman erblickt, weiß man jetzt, daß diese künstlichen Berge von Königen aufgethürmt wurden, welche damit ihre Mumie und in dieser, dem Glauben der Zeit gemäß, die Existenz ihres Ich zu sichern beabsichtigten. Was sonst über Cheops, Chephren und Mykerinos (Neuere schreiben sie Chufu, Chafra und Mencheren), über die Zeit des Baues der einzelnen Pyramiden, über die Kosten des Arbeiterheeres, welches sie aufschichtete, berichtet wird, ist Sage und Fabel. Man weiß mit ziemlicher Bestimmtheit nur das Eine, daß die Pyramiden um mehr als funfzehn Jahrhunderte älter als alle beglaubigte Geschichte sind, und daß also der General Bonaparte einmal nicht übertrieb, als er seinen Soldaten vor jener Mameluckenschlacht zurief, daß von der Spitze dieser Pyramiden vier Jahrtausende auf sie herabschauten.

Nachdem wir uns aus der Königskammer der Cheopspyramide herausgearbeitet, wo die Araber uns mit einer „Fantasia“ d. h. einem gurgelnden Gesang, bei dem sie im Kreise hockten und mit den Händen den Takt klatschten, regalirt hatten, füllten wir zunächst die Lungen mit einigen Zügen frischer Luft und machten dann eine Promenade durch die Gräberzeilen bei der großen Pyramide. In mehren derselben finden sich Abbildungen aus dem Leben der alten Aegypter, die im Stil denen in den Gräbern und an den Säulen und Wänden der Tempel und Paläste von Theben vollkommen gleich sind, obwol ein Jahrtausend zwischen diesen und jenen sich ausdehnt. Es sind dieselben ungeheuren Augen, dieselbe falsche Profilstellung, dieselben zu hoch stehenden Ohren und dieselbe steife Haltung. Man trifft diese Bilder, die zum Theil noch sehr deutliche Reste ihrer bunten Färbung zeigen, namentlich an den kleinen Todtenkapellen, die auf der Ostseite der Grabmale angebracht sind. Hier erscheint der Todte stehend oder sitzend in erhabener Arbeit auf der Wand, und hat vor sich auf einem Haufen verschiedene Opfer, gerupfte Gänse, Ochsenkeulen u. a. Eine weibliche Gestalt, die hinter ihm steht und seine Gemahlin sein mag, legt den Arm um ihn, sie ist gelb, er als Aegypter braunroth von Gesicht. Hieroglyphen, welche der eine Gelehrte so, der zweite anders, ein dritter wieder anders liest, mögen seine Würden und Titel oder die ihm dargebrachten Todtenopfer aufzählen. Andere Räume zeigen Scenen aus dem gewerblichen Leben und aus dem Landbau des alten Aegypten. Der Raum, wo die Mumie selbst beigesetzt war, befindet sich stets im Westen des Grabmals; denn der Todte war zu Osiris eingegangen, dessen Reich man sich — durch die Wüste und den Sonnenuntergang darauf gelenkt — im Westen dachte.

Von den Felsengräbern unter dem Plateau der Pyramiden ist das interessanteste das sogenannte Grab der Zahlen. Der Mann, den man hier begrub, scheint nicht zu den Hofräthen und Kammerherren gehört zu haben, sondern ein reicher Landedelmann gewesen zu sein, schwer tragende Furchen pflügend und breitwandelnde Rinder hütend. Jedenfalls war er ein Liebhaber der Viehwirthschaft, sonst hätte er sich wol nicht in sein Grab stellen lassen, umgeben von seinem Herdenbesitz. Er steht in großer Figur auf seinen Stab gelehnt, hat einen Hund neben sich und läßt seine vierfüßigen Lieblinge, wie es scheint, Revue passiren. Die Herden sind in verschiedenen Reihen übereinander sehr klein dargestellt, und gelehrte Männer haben aus den daneben stehenden Hieroglyphen herausgelesen, wie viel Stück jede Herde hat, 834 Ochsen und Kühe, 760 Esel u. s. w.

Andere Gräber, die drei kleinen Pyramiden östlich von der größten, die Reste der Chaussee oder des Dammwegs, auf welchem die Steine zu den Bauten dieser Gegend herbeigeschafft wurden, gewährten nur ein flüchtiges

Interesse. Dagegen wurde vor dem Sphinx auf diesmal länger verweilt. Auch er gibt keine Räthsel mehr auf. Man weiß, daß er ein Bild des Sonnengottes Ra oder Re war, man weiß sogar seinen vollen Namen: Ra Ma Schoi, der Sonnengott am Horizont. Man glaubt endlich zu wissen, daß der Erbauer der zweiten Pyramide auch der Schöpfer des Sphinx gewesen ist. Die Schlüsse, die dahin führten, gehören nicht hierher. Auch eine ausführliche Beschreibung des Kolosses möge mir erlassen sein. Es möge genügen, zu erwähnen, daß das Antlitz des Mannlöwen (der Sphinx hat einen Bart gehabt, daher der ungewöhnliche Masculinartikel) 28 Fuß in der Höhe mißt, und daß das ganze Steinbild eine Länge von 172 Fuß hat, daß das Gesicht, jetzt sehr verstümmelt, einst braunroth bemalt war, daß nur der Kopf ein Werk des Meißels, alles Uebrige aber natürlicher Fels, oder, wie eine griechische Inschrift auf einer der Tatzen des Ungeheuers sagt, ein Bildwerk der Götter ist.*)

Eine wichtige Entdeckung, die nicht allen Lesern bekannt sein möchte, hat im Jahre 1852 der Franzose Mariette gemacht. Derselbe fand, daß der Sand rings um den Sphinx eine große Mauer und mehre größere und kleinere Gänge bedeckt, welche nach einem vor dem Sphinx gelegenen Tempel führen. Das Material dieser jetzt wieder verschütteten Bauten besteht aus rosenfarbenem Granit und Tafeln von gelblichem Alabaster, dessen Politur das Licht der Kerzen in zauberhafter Weise abspiegelte. Leider war nirgend eine Inschrift oder ein Basrelief zu finden, welches über das Alter dieses Prachtbaus Auskunft gegeben hätte.

Das Bewußtsein, auf unterirdischen Geheimnissen zu wandeln, wirkt fast noch mehr, als das was man sieht, auf die Stimmung, die dieser Friedhof mit der Riesenhaftigkeit seiner Grabmonumente und seinen Erinnerungen an das Uralterthum erweckt. Alles so antediluvianisch, so unverständlich vorzeitlich. Alles solch ein gigantisches Aufthürmen von Wehren und Wällen gegen die Vergänglichkeit, und doch überwunden und versunken! Sie kannten einen Gott am Horizont, aber es war der Horizont des Sonnenuntergangs. Noch lagert er als Wächter an den Königsgräbern, aber die Gräber sind leer, ohne daß ihre Todten auferstanden wären, wie die Todten von Juda und Hellas, und die Araber nennen ihn Löwe der Nacht!

*) *Σον δεμας εκπαγλον τευξαν θεοι αιεν εοντες.*

Von der preußischen Grenze.

Seit den ersten Anläufen zum parlamentarischen Wesen in Preußen, also seit dem Vereinigten Landtag von 1847, ist keine Landesvertretung mit einem so entgegenkommenden Vertrauen des Volks begrüßt worden, als die gegenwärtige. Zu andern Perioden — 1847 und 1848 — war die Hoffnung und Erwartung gespannter, aber sie war mit Unruhe und Mißtrauen zersetzt, die Zustände selbst waren problematisch und das Volk sah sich einer in gewissem Sinn fremdartigen Macht gegenüber, die es zu prüfen noch keine Gelegenheit gehabt. Die Majorität der heutigen Kammer hat bereits eine ausgeprägte Physiognomie, man weiß ziemlich genau, was und wie viel man von ihr zu erwarten hat; und die Veränderungen in der Regierungssphäre haben eine so allgemeine Zufriedenheit hervorgerufen, daß selbst alle gerechten Wünsche mit Geduld und Mäßigung überkleidet sind.

Es ist das für die Wirksamkeit des Landtags eine höchst günstige Voraussetzung; indeß sind auch einige Umstände vorhanden, die seine Aufgabe erschweren. Auf diese gleich von vornherein hinzuweisen, scheint uns um so nöthiger, da nichts die politische Entwickelung so stört, als eine sanguinische Stimmung, der die Enttäuschung folgt.

Zunächst müssen wir noch einmal auf einen Punkt kommen, den wir schon vor einigen Wochen erwähnt haben, der aber viel böses Blut machen wird, obgleich — oder weil er blos die Form betrifft. Wir meinen die Sprachverwirrung in Bezug auf Rechts und Links. Der Landtag verliert dadurch sehr an Popularität, denn populär ist nur, was dem Volk in handgreiflicher Bestimmtheit entgegentritt. Was bis jetzt rechts und links war, hatte es sich ganz wohl gemerkt; nun soll es seine Vorstellungen plötzlich umschmelzen; und warum? Es ist wieder der leidige Nachahmungstrieb der Deutschen; sollen wir etwa von den Engländern auch die Sitte annehmen, daß eine Erbschaft den Namen verändert? daß bei dem Todesfall eines Verwandten aus Lytton Bulwer ein Bulwer Lytton wird, aus Lord Stanley ein Lord Derby? Wir Deutsche sind einmal gewöhnt, uns bei einem Namen auch eine bestimmte Person zu denken, und unser Gemüth hält den Namen fest, wie die Person. Weil wir die Männer lieb haben, wollen wir auch die Namen Vincke, Schwerin u. s. w. beibehalten, und weil wir links nicht unrühmlich den Uebergriffen des Feudalismus und des Polizeiregiments Widerstand geleistet haben, wollen wir links bleiben. Dem Kind kostet es einige Mühe, rechts und links zu unterscheiden; warum will man uns wieder in die politische Kinderstube schicken? — Und es liegt noch mehr darin. Wenn wir auf einmal die ministerielle Partei sein sollen, so macht man das Ministerium für das verantwortlich, was wir sagen (es geschieht ohnehin schon mehr als genug!), und uns macht man für das verantwortlich, was das Ministerium thut und nicht thut. Es wird für beide Theile bequemer und wahrer sein, wenn wir unabhängig bleiben. Bis jetzt wissen wir von dem, was das Ministerium denkt und will, nur durch das Organ der „Preußischen Zeitung", und ob man nun die Grundsätze derselben für richtig oder unrichtig hält, jedenfalls sind es nicht

die Grundsätze, die Graf Schwerin, Wentzel, Kühne und andere Führer der „Linken“ so oft und so klar ausgesprochen haben. Die Ansichten stehn sich nahe, aber sie sind nicht identisch.

Leider kommt der Rath zu spät; wenn dieser Brief gedruckt ist, werden die Abgeordneten schon ihre Plätze eingenommen haben. Vielleicht lassen sie sich doch durch das Mißvergnügen des betheiligten Publicums, das ziemlich allgemein zu sein scheint, bestimmen, ihr unzweckmäßiges Vorhaben wieder aufzugeben.

Ueber einen andern Uebelstand spricht sich die „Preußische Zeitung“ mit aner kennenswerther Offenheit aus.

„Die Landesvertretung wird in den allgemeinen Ergebnissen einen Grund nich finden, das Ministerium, indem sie ihm mit Vertrauen entgegenkommt, nicht in de Bahn der Politik, die es betreten hat, die es aber zugleich bei der kurzen Zeit seines Bestehens in vieler Beziehung kaum erst mit einem Blic hat ins Auge fassen können, zu beirren.“ „Das Ministerium gibt sicher einen Beweis seiner Gewissenhaftigkeit, wenn es sich enthält, vor den Landtag mi Vorlagen zu treten, deren Vorbereitung in wenigen Monaten unter dem Andran aller Geschäfte nicht in der erforderlichen eingehenden und umfassenden Weise hätt stattfinden können.“ Die Feststellung größerer Organisationen soll also einer spä tern Zeit vorbehalten werden. „Wenn aber die Regierung die ihr zustehend Initiative der Gesetzgebung, welche die naturgemäßeste ist, in Bezug auf die be sondere Lage, in welcher sie sich befindet, für diese Session nur in eingeschränkte Weise üben dürfte, so steht gewiß auch zu erwarten, daß die Landesvertretung in Vertrauen zu dem Ministerium von ihrem Recht der Initiative nicht einen Gebrauc machen wird, welcher die Regierung mit einer Masse verschiedenster Aufgaben un Anforderungen überhäuft und, ohne wirkliche Resultate für das Land erzielen z können, der Regierung nur Schwierigkeiten in den Weg legt.“

Das ist eine offne, ehrliche Sprache, die eine ebenso offne Antwort verdient

Was zunächst das jener Ermahnung zu Grunde liegende Princip betrifft, s können wir mit demselben nicht einverstanden sein. Wenn das Ministerium noc nicht Muße gefunden, über einen bestimmten Punkt eine Gesetzvorlage auszuarbeiten diese Muße ist aber Mitgliedern der dem Ministerium nahestehenden Partei zu The geworden, und es ist ihnen gelungen, einen verständigen Entwurf zu Stande z bringen: so ist es nicht immer eine Verlegenheit für die Regierung, sondern zuweile eine sehr erhebliche Unterstützung, wenn dieser Entwurf zur Berathung komm Das geschieht in England nicht selten; aber selbst in Preußen hat zuweilen da Ministerium Manteuffel einem Gesetzentwurf, der von der „unabhängigen“ Rechte eingebracht wurde, nachträglich seine Zustimmung gegeben. Aber auch wenn de Entwurf nicht durchgeht, ist dadurch die Einsicht des Landes in die Sache, vielleic auch die der Regierung vermehrt, und dadurch die spätere Initiative der Regierun erleichtert. — Indeß soll dieser Einwurf nur dem Princip gelten; in praktische Beziehung stimmen wir mit dem Wunsch der „Pr. Ztg.“ überein: der Landta möge für diese Session von seiner Initiative in der organischen Gesetzgebun keinen Gebrauch machen, weil er etwas Wichtigeres zu thun hat. Er hat nämlic wie wir bereits auseinandergesetzt haben, auf die Mißbräuche hinzuweisen, die abge stellt werden müssen, wenn das hochherzige Wort des Prinzregenten von dem Gou

vernement, das conſequent iſt und ein reines Gewiſſen hat, eine Wahrheit werden ſoll. Möchten ſich die Abgeordneten zu dieſer heiligen Pflicht gehörig vorbereitet haben!

Wenn man aber den Vorlagen der Regierung, auch wenn ſie ſich bis zur nächſten Seſſion verziehen, mit Geduld und Vertrauen entgegenſieht, ſo wäre es ein großes, ein verhängnißvolles Unglück, wenn ſie einen Geſetzentwurf einbrächte, dem die Landesvertretung ihre Zuſtimmung verſagen müßte. Wir enthalten uns, auf das, was von dem neuen Ehegeſetz verlautet, näher einzugehen, weil uns das bekannte Material dazu nicht genügt; aber die Regierung muß bereits erkannt haben, daß es, abgeſehen von ſeiner innern Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit, nach allen Seiten hin unpopulär iſt. Und grade auf einem Gebiet, wo es am nothwendigſten iſt, dem Inſtinct des Volks Rechnung zu tragen! Noch iſt es Zeit, die Sache ruhen zu laſſen; hat man ſich bisher mit den vorhandenen Beſtimmungen begnügt, ſo kann es auch noch länger geſchehen; eine Niederlage der Regierung in dieſer Frage aber wäre für ſie ein Stoß, der ſchwer zu überwinden ſein würde.

Mit großer Anerkennung haben wir die Auseinanderſetzung der officiöſen Zeitung über die Angelegenheit der Herzogthümer Schleswig-Holſtein geleſen. Vielleicht wird dieſe Frage früher in den Vordergrund treten, als man glaubt. Was auch die Erörterungen zwiſchen Frankreich und Italien zu bedeuten haben mögen, ſo viel ſteht feſt, daß überall reichlicher Zündſtoff verbreitet liegt, daß man mit dem Licht ſehr unvorſichtig umgeht, und daß plötzlich der Augenblick eintreten kann, wo Preußen ſein Wort mitzuſprechen hat. Die Aufgabe Preußens iſt weder, den Italienern die Freiheit zu ſichern, noch den Oeſtreichern ihre italieniſchen Beſitzungen zu garantiren; es wird aber auf deſſen Seite treten müſſen, der ihm ſeine eigne Aufgabe erleichtert. Preußens Ehre iſt durch den däniſchen Krieg von 1848—50 verpfändet, und die einzige befriedigende Löſung dieſer Frage iſt: Aufhebung des londoner Protokolls, durch welches die Großmächte, im gemeinſamen Haß gegen Deutſchland, ein politiſches lebensunfähiges Monſtrum geſchaffen haben; jenes Protokoll, das Preußen in einer böſen, ſehr böſen Stunde nachträglich unterzeichnet hat! Preußen wird in der Macht ſeinen Freund erkennen, die ihm hilft, dieſes Blatt Papier, das Zeugniß ſeiner ſchlechteſten Stunde, zu beſeitigen; und ſeine Freundſchaft iſt ein vollwichtiger Preis. Alles andere, was in Bezug auf die Herzogthümer geſchieht, iſt von untergeordneter Wichtigkeit. † †

Neue Reiſeliteratur.

Aus dem Wanderbuche eines öſtreichiſchen Virtuoſen. Von M. Hauſer. 2. Bd. Leipzig, Fr. L. Herbig. 1859. Wir haben vor einigen Wochen bereits auf dieſe Schilderungen als dictirt von einem guten Auge und verſtändiger Betrachtungsweiſe aufmerkſam gemacht. Auch dieſer zweite Theil, der die Erlebniſſe

und Beobachtungen des Verfassers in Australien enthält, ist reich an interessanten Mittheilungen. Besonders gelungen sind die Schilderungen aus dem Minendistrict, aus Melbourne und aus Adelaide. Wir geben als Probe eines der Bilder aus letzterer Stadt:

Adelaide — wie schon der schöne Name zeigt — von Deutschen gegründet, steht wie ein junger, lebensfrischer Baum in der Maienblüte vielversprechender Entwickelung. Noch hat der Ort nicht die Ausdehnung und Zahl der Bevölkerung wie Melbourne und Sidney erreicht — die Attraction des Goldes macht diese Städte zu Centralpunkten des Landes — aber als Hauptstadt von Südaustralien, wo die Macht des tropischen Himmels alle Reichthümer der Erde segnet, wo außer den Herrlichkeiten des Südens auch alle Früchte der gemäßigten Zone gedeihen, und der Ackerbau sich rascher und blühender entfaltet, wie im nördlichen Theil des Landes, genießt Adelaide eine schönere Bedeutung, als ihre Schwesterstädte, und auch die Bevölkerung, die viele deutsche und nicht gar so abenteuerliche Elemente zählt, hat schon eine höhere Stufe der Cultur erstiegen.

Die Stadt liegt malerisch schön, an der Schwelle des Südens, im Hintergrunde von himmelnahen Höhen begrenzt, die bis zum Rande des Oceans sich hinziehen, und mit den Blue Mountains vereinigt nach Norden laufen. Die Straßen, nach amerikanischer Art mit schattenkühlen Norfolkpalmen bepflanzt, sind größtentheils mit Stein gepflastert; einzelne imposante Gebäude, Kirchen mit Kuppeln und Thürmen, wachsen stolz und fabelhaft schnell aus dem Boden, der vor kurzem nur Bretterhäuser und Leinwandzelte trug; deutscher Fleiß und britische Gediegenheit walten hier in überraschend günstiger Weise und die zierlichen ein- auch zweistockhohen Wohnhäuser, nach moderner Bauart sehr geschmackvoll mit Balkonen, Blumengärtchen und grünen Jalousien geschmückt, blicken mir so traulich entgegen, daß ich, heiter gestimmt, die entlegenen Freunde und das Heimweh vergesse. Ist es doch das erste Mal in diesem Welttheile, daß ich deutsches Leben, ein Schiff voll reicher Ladung auf offener See, bei günstigem Winde, mit geschwellten Segeln stolz dahinfahren sehe, denn überall auf meinen Wanderungen fand ich das vaterländische Element gleich einem gebrechlichen Fahrzeuge schlecht gesteuert und entmastet von den schwankenden Wellen, getragen hin in das Ungewisse, unter sich den Abgrund, hinter sich die Launen des Windes, immer umherirrend, zerstreut und ohne Ziel. Und Adelaide ist der Zufluchtshafen der über den Ocean gewehten Volksthümlichkeit. Man findet hier ein Thusnelda-Casino, ein Friedrich Schiller-Theater, mehre Lesevereine, Handels- und Assecuranzgesellschaften, kurz es ist hier, wie nach den classischen Phantasien des Astronomen Gruithuisen, als ob ein Stück Deutschland plötzlich vom Monde herabgefallen wäre.

Alle Mundarten des deutschen Reiches klingen durch das schnarrende Straßengeschwätz, und wen sollte es nicht freudig überraschen, wenn ihn zwölftausend Meilen fern vom Vaterlande so liebe heimathliche Erinnerungen umschmeicheln? Wandelt man durch das meist von deutschen Gastwirthen, Kaufleuten und Handwerkern bewohnte Germaniaviertel, wo das Völkchen der Krämer und Mäkler mit Bienenemsigkeit durch die Straßen wimmelt, so glaubt man sich im Traume in irgend ein handelsbeflissenes Seitengäßchen der freien Stadt Frankfurt versetzt. Was das merkantilische Genie des vaterländischen Soll und Habens nur Erfinderisches aus-

zudenken vermag, und was das löbliche deutsche Zunftwesen nur Drolliges aufzuweisen hat, findet sich da beisammen. Vor den ärmlichsten Kaufbuden, in welchen selbst das anspruchsloseste wiener Stubenkätzchen mit Mühe ihren Sonntagsputz finden dürfte, prahlen große Aushängeschilder, wie: „Modebazar der fashionablen Welt von James Mayer und Adolf Parieser"; „Erste deutsche Goldwechselstube und elegante Waarenhalle des William Stern und Moritz Stieglitz", oder „Gasthaus des Hermann Fink zur deutschen Treue". In der Eingangspforte des letzteren, unter farbigen Draperien, Nationalflaggen und patriotischen Allegorien hängt ein grell gemaltes „Willkommen", unter welchem mit großen Lettern wörtlich geschrieben steht: „Alle soliden Landsleute können hier zu jeder Zeit kalt und warm gespeist werden." Gleich daneben hält der Chirurg und Haarkräusler „Fritz Schelble" aus Berlin seinen Laden. Eine fürchterliche Maria Stuart, auf dem Schaffotte kniend, dient ihm als artistisches Waarenschild, das, von erläuternden Randbemerkungen uud vielen Anzeigetafeln umgeben, bald deutlicher erklärt, was das Schild denn eigentlich im Schilde führt. Der Haarkräusler nämlich hat es selbst gemalt, und mit Bescheidenheit gibt er zu verstehen, daß er einer der geschicktesten Porträtkünstler im Lande sei. Er macht die billigsten Bedingnisse: wer ein halbes Jahr lang im vorhinein aufs Frisiren abonnirt, den will er umsonst malen, und jeden, der sich malen läßt, verspricht er eine Zeit lang unentgeltlich zu frisiren. Nebenbei versichert er mit classischer Bildung, er sei ein geflüchteter Patriot, deutscher Demokrat, und als ehemaliger Freischarenführer der badischen Bürgerwehr, will er allen deutschen Brüdern das Fechten und Turnen lehren. Der consequente Windbeutel fährt noch lange fort, seine wunderlichen Tausendkünste anzupreisen; aber zum Schluß läßt ihn seine angestammte deutsche Aufrichtigkeit nicht länger ruhen, und in einem merkwürdigen Manifeste an alle Krämer und Geschäftsfreunde der Stadt warnt er: seiner Frau, die wegen häuslicher Liederlichkeit von ihm getrennt lebe, in keinem Falle auf seinen Namen etwas zu borgen, da er ihre etwaigen Schulden niemals bezahlen werde.

Stundenlang streifte ich vergnügt umher und fand in allen Straßen das regste Leben. Es lachte und hüpfte zwar nicht immer dieses Leben, es seufzte auch zuweilen und stöhnte unter den Lasten schwerdrückender Armuth, aber es lebte und bewegte sich. Denn in diesem Lande, wo das Glück gutgelaunt bei offener Tafel mit jedem kecken Spieler würfelt, wo der Besitz eine Laune des abenteuerlichen Zufalls und die Hoffnung eine Schmeichlerin des Mangels ist, verliert das Elend jene angeborne bleiche Farbe der Ohnmacht, die Noth hilft sich auf, der Hunger scherzt, die Armuth wird vergoldet.

Als ich meine Wanderungen durch die Stadt beendet hatte, miethete ich ein Kabriolet und fuhr nach „Cumberland-Park". Cumberland-Park, ein englischer Garten voll pittoresker Scenerie mit gigantischen Wäldern, brausenden Sturzbächen und schattenkühlen Luftlauben, ruhte im Strahlenglanze der Abendsonne. Eine weite Allee reizender Baumgänge führte mich durch das bunte Gewimmel der Spaziergänger, die von allen Seiten herbeiströmten, um das Geburtsfest des englischen Gouverneurs dieser Colonie zu feiern. Schöne und geputzte Damen, von galanten Dandys umschwärmt, spazierten durch die duftenden Blütenbüsche, fröhliche Knaben und Mädchen in lichten Sommerkleidern hüpften spielend im Grase umher, Springquellen rauschten, die Luft wurde kühler, tausend tropische Wohlgerüche duf-

teten durch den abendlichen Garten, und in dunklen, abgelegenen Lauben seufzten mondscheindurstige Verliebte. Das holde zauberische Lied Beethovens an Adelaide kam mir nicht aus dem Sinne; ich trillerte es den ganzen Abend vor mir her, und fortgezogen von Erinnerung zu Erinnerung, schlenderte ich vergnügt durch das fröhliche Treiben.

Vermischte Literatur.

Perle del Parnaso Italiano, date in luce dal cav. Fabio Fabbrucci. Berlin, Enslin. — Eine geschmackvolle Sammlung italienischer Lyrik von Petrarca bis auf unsere Zeit. —

In der Verlagshandlung von O. Spamer in Leipzig und mit ebenso reicher Ausstattung erschien: Hellas. Das Land und Volk der alten Griechen. Bearbeitet für Freunde des classischen Alterthums, insbesondere die deutsche Jugend von Dr. Wilhelm Wägner. 1. Bd., 150 Abbildungen, 5 Tonbilder. — Umfaßt Schilderung des Landes, Sagen der hellenischen Vorzeit, Geschichte: Zeit der Staatenbildung, Leben und Cultur, Zeit der Blüte, höchste Blüte (bis zum peloponnesischen Krieg); aus dieser Periode vieles Culturgeschichtliche, Poesie, bildende Kunst, sociale Verhältnisse, sogar Proben der Dichtkunst in zweckmäßiger Auswahl. Die Holzschnitte (zum Theil recht gut) geben in bunter Reihe Landschaften, componirte Bilder aus dem griechischen Culturleben, z. B. Wagenrennen bei den olympischen Spielen, Opferscenen, Theater (wobei die malerische Wirkung natürlich in erster Reihe stand). Ferner aber auch Umrisse nach antikem Grundriß, Säulenordnungen, Porträts nach Büsten ꝛc. Es ist eine reiche Auswahl, anziehn für das Auge, nicht ungefällig auch dem Lesenden, immerhin nützliches Geschenk für Kinder. Ferner von demselben Verleger eingesandt:

Das Buch vom Feldmarschall Radetzky. Mit Benutzung eines hinterlassenen Manuscripts v. Dr. F. J. A. Schneidawind, bearbeitet von Dr. Wilhelm Wägner. 1859. 8. — Viele Illustrationen, Tonbilder ꝛc., Schlachtscenen, Porträts, vorn ein Stahlstich, gutes Porträt Radetzkys. Das Buch ist für Oestreicher geschrieben.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Oestreich unter Metternich.

Zeitgenössische Geschichten von Dr. Adolf Schmidt, Professor an der Universität Zürich. — 1) Frankreich von 1815 bis 1830. 2) Oestreich von 1830 bis 1848. — Berlin, Duncker und Humblot. —

Diese Mittheilungen gehören zu dem Anziehendsten und Geistvollsten, was in den letzten Jahren über den Gegenstand veröffentlicht worden ist. Zu Grunde liegen die Berichte der eidgenössischen Bevollmächtigten in Wien und Paris, die manches enthüllen, was der Presse unbekannt oder unverständlich blieb; doch hat der Verfasser dabei auch die übrigen zum Theil seltenen Quellen zu Rathe gezogen und namentlich über die Zustände Oestreichs von 1830—1848 ein abgerundetes Gemälde zu Stande gebracht, so weit das möglich ist, wo die Hauptquellen noch immer unzugänglich sind. Den ersten Abschnitt des Buchs, die französischen Zustände vor der Julirevolution, übergehn wir, da diese bereits vielfältig anderwärts beleuchtet sind.

Wie sich noch in unsrer aufgeklärten Zeit der Oeffentlichkeit Mythen bilden, zeigt die populäre Vorstellung über das Verhältniß Metternichs zu Kaiser Franz. Fast allgemein sieht man in Metternich eine dämonische Natur, einen Mann von eisernem Willen, der den Kaiserstaat ungefähr in der Weise des Cardinal Richelieu regierte, in Kaiser Franz dagegen einen schwachen aber gutmüthigen Fürsten, der seinen Minister gewähren ließ. In der Wirklichkeit war es anders: Kaiser Franz erinnert in mancher Beziehung, freilich nicht durch den Glanz seiner Herrschaft, an einen stammverwandten Monarchen, den König Philipp II. von Spanien, nur daß sich in Bezug auf die Form die spanische Grandezza in wiener Gemüthlichkeit auflöste. Kaiser Franz war der Herr und Metternich der Diener; freilich ein glänzend begabter Diener, der sich aber doch nur dadurch an der Spitze hielt, daß er in allen ernsthaften Collisionsfällen dem Willen seines Herrn sich fügte. Durch seine Anlage und seine Erziehung ein Diplomat im größten Stil, war er die rechte Hand des Kaisers in Bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten, aber selbst hier war

sein Wille nicht souverän, sondern nur so weit seine Ideen mit denen des Kaisers übereinstimmten, was nicht durchweg der Fall war. Schon im Charakter bestand ein scharfer Gegensatz. In sittlicher Beziehung hegte Franz die allerstrengsten Grundsätze, Metternich dagegen die allerlaxesten, deren Anwendung zuweilen ans Frivole streifte. Der Kaiser war von Gemüth bis zur Unbeugsamkeit herbe und hart, der Minister bis zur Weichheit biegsam und elastisch. Sagte doch Franz einmal selbst, „im Verzeihen bin ich ein schlechter Christ, es kommt mir gar schwer an; der Metternich ist darin viel milder." — Der Kaiser war ein strenger Katholik, geneigt sich jeder Forderung der Kirche zu fügen, und den Jesuiten zugethan; Metternich hatte gar keine Religion, er war entschieden gegen alle Uebergriffe der kirchlichen Gewalt und betrachtete die Jesuiten mit Mißtrauen. Was zu seiner Zeit in diesen Beziehungen geschah, war einer höhern Willensmeinung, was nicht geschah, war ihm zu danken. Der Kaiser war aus Instinct ein unerbittlicher Feind jeder Neuerung, gleichviel welcher Art; Metternich, dem das Interesse über alles ging, bekämpfte nur diejenigen Neuerungen, die man als abgetrotzt ansehn konnte. Metternichs Hauptfehler, wie der Verfasser ganz richtig bemerkt, war die moralische Schwäche in der Durchführung dessen, was er als nothwendig oder zweckmäßig erkannte. Auf diese Schwäche sind die wichtigsten Motive seiner Politik zurückzuführen: seine übertriebene Revolutionsangst, seine Liebe zum Frieden um jeden Preis; durch sie wurde seine Besorgniß vor ernsten Conflicten mit seiner Umgebung bedingt. Was seiner Stellung Dauer gab, war nicht blos die tief eingewurzelte Meinung, daß er der Unentbehrliche oder der Unvermeidliche sei, sondern eben die Schwäche seiner Natur, vermöge deren er, zumal bei Anlässen, wo jedes Mitglied der kaiserlichen Familie mitreden zu können glaubte, ebenso rasch im Angriff als im Widerstand erlahmte. Er war seiner Natur nach weder Intrigant noch Despot; dazu war er geistig und sittlich viel zu wenig straff geartet, viel zu sehr ein galanter, entgegenkommender und redseliger Lebemann. In der innern Verwaltung wurde er selten gehört und absichtlich fern gehalten. Das war das Gebiet, worin der Kaiser selbst wie ein Bureauchef arbeitete, so emsig, daß er sich das Zeugniß gab, er hätte wol ein brauchbarer Hofrath werden können.

Das politische Princip, das bei dem Kaiser aus der Ueberzeugung, dem Herzen und dem Gewissen hervorgegangen war, entsprang bei Metternich aus der Reflexion, der Erfahrung. Um Oestreichs Integrität und seine Fortdauer als Großmacht sicher zu stellen, lag ihm vor allem daran, den Bestand der Dinge, die vertragsmäßig geordneten Territorialverhältnisse unverbrüchlich aufrecht zu erhalten, keinerlei Versuche einseitiger Veränderung zu dulden, auch dem leisesten Trachten der Cabinete nach einer Vermehrung ihrer Macht Widerstand zu leisten. An einem einzigen Punkt der europäischen Verhältnisse rüt-

teln, hieß nach seinem System, Oestreichs Integrität in Frage stellen. Als Diplomat von Fach übertrug er alle Gesichtspunkte seiner auswärtigen Politik auf die innere: er betrachtete die Parteien im Verhältniß zur Staatsgewalt ebenso als rivalisirende Mächte wie die auswärtigen Staaten. Wie jeder Krieg in Europa als ein wenn auch nur indirecter Angriff auf Oestreichs Machtstellung, so wurde jede revolutionäre Bewegung auf irgend einem Punkt von Europa als ein wenn auch nur indirecter Angriff auf die Regierungsgewalt in Oestreich betrachtet. Metternich war nicht eigentlich Absolutist wie sein Herr, sondern nur conservativ. Er spricht sich selbst in einem Brief dahin aus: „Das Ziel in unsern Zeiten ist nichts mehr und nichts weniger als die Aufrechthaltung dessen, was vorhanden ist; darunter verstehn wir nicht nur die alte Ordnung der Dinge, sondern auch alle neuen gesetzlich geschaffenen Institutionen. Die Rückkehr vom Neuen zu dem, was nicht mehr vorhanden, ist mit ebenso viel Gefahr verbunden als der Uebergang vom Alten zum Neuen, beides kann den Ausbruch von Unruhen herbeiführen, welche um jeden Preis zu vermeiden sind." So unternahm die Regierung zu seiner Zeit niemals, die doch sehr unbequemen Freiheiten Ungarns zu beeinträchtigen.

Allein der consequenten Durchführung seines künstlichen Friedenssystems war seine eigene Friedensliebe hinderlich. Dem russischen Eroberungszug in der Türkei von 1829 setzte er sehr geistvolle Doctrinen — wie er denn überhaupt gern über sein System sich vernehmen ließ — aber keine Thaten entgegen. Ebenso war es mit der Julirevolution. Schmidt theilt über diese Periode einige sehr bemerkenswerthe Depeschen des schweizer Bevollmächtigten mit. Kaiser Nikolaus war im Anfang zu strengen Maßregeln geneigt; seine Gereiztheit war „hauptsächlich durch die bittern Gefühle veranlaßt worden, welche die zu Anfang des Sommers in Sebastopol ausgebrochene Verschwörung in seinem Gemüth zurückgelassen hatte, eine Insurrection, die mit einiger Mühe gedämpft wurde und tiefere Wurzeln gefaßt zu haben scheint, als man im Ausland überhaupt ahnte." Metternich ging in der Anerkennung des neuen gesetzlichen Zustandes in Frankreich den übrigen Mächten voran, weil die Legitimität des Thrones nur „bis an die Grenzen der Möglichkeit" zu vertheidigen sei. Dies war fortan sein Stichwort. Als nach der polnischen Insurrection Kaiser Nikolaus den constitutionellen Staat Polen dem russischen Absolutismus einverleibte, und damit ein russisches Heer hart an die offene östreichische Grenze führte, ließ es sich Metternich in mürrischem Schweigen gefallen.

Warschau war eben gefallen, als Ludwig Napoleon, dessen Entwürfe in Italien gescheitert waren, auf sächsischem Gebiet auf einer Reise nach Polen begriffen war. Ueber die Umtriebe des Bonapartismus, die sich in jener Zeit noch an die Person des Herzogs von Reichstadt knüpften, gibt die schwei-

zer diplomatische Correspondenz, wenn man Montbels Bericht damit vergleicht, beachtenswerthe Aufschlüsse. — Der Zweck des östreichischen Cabinets war, den Sohn Napoleons als östreichischen Prinzen, vielleicht als künftigen Eugen zu erziehn. Er zeigte entschieden kriegerische Neigungen; der Ruhm seines Vaters war der Leitstern seines Lebens. Als man ihn vor den Umtrieben der Bonapartisten warnte, erwiederte er: „Niemals kann der Sohn Napoleons zur verächtlichen Rolle eines Abenteurers herabsteigen." Die alten Generale Napoleons wagten es, selbst mit Metternich zu unterhandeln; sie legten ein Programm des projectirten Kaiserreichs vor, das ungefähr der Wirklichkeit von 1852, durchaus aber nicht den offnen Verheißungen der Partei entsprach. Metternich hörte sie an, ging aber nicht darauf ein. „Ohne Bonaparte Bonapartismus machen, ist eine durchaus falsche Idee . . . Geblendet durch die Stetigkeit seiner Triumphe, glaubte Napoleon an sich selbst; aber eine derartige Gewalt konnte nur vorübergehend sein, eben weil sie durch die Beständigkeit der Erfolge bedingt war." Der Herzog von Reichstadt, von Unruhe und Ehrgeiz verzehrt, versuchte vergebens bei dem Ausbruch der italienischen Unruhen ein Commando zu erhalten, man ließ ihn nicht aus Wien. Als er am 21. Juli 1832 starb, war der schweizer Artilleriecapitän, der Verfasser der „politischen Träumereien", Chef der Familie Bonaparte.

Mit besonderer Wachsamkeit verfolgte Metternich alle Nationalitäts- und Einheitsideen; ein Staat schien ihm um so sicherer und mächtiger, je schwächer seine Nachbarn. — Sehr geistvoll setzt A. Schmidt diese Ideen weiter auseinander. — Wo sich große staatliche Massen in antagonistischer Stellung entwickeln, da waltet immer die Tendenz, zwischen sich, an den Kanten und Ecken, schwächere Schöpfungen liegen zu lassen oder zu bilden, die als territoriale Bröckel, als staatliches Geröll, als weiches Geschiebe die Zwecke der Fütterung oder der Polsterung versehn und die harten Zusammenstöße der großen Massen verhindern oder abstumpfen sollen. Darum bedauerte Oestreich von jeher die Beseitigung des polnischen Polsters; darum war es immer gegen eine Zusammenschließung des staatlichen Gerölls an der Donau zu einem compacten und kräftigen Dasein; darum schien ihm nichts erwünschter, als daß in Deutschland die Lockerheit der territorialen Bröckel, in der Schweiz das weiche cantonale Geschiebe aufrecht erhalten bleibe. Dort oder hier eine größere Centralisation zulassen, galt für Oestreich als eine doppelte Beeinträchtigung seiner Sicherheit und seines Einflusses, und Metternich war entschlossen, wie den deutschen Einheitsbestrebungen so auch den schweizerischen die wiener Verträge als unwandelbare Normen entgegenzuhalten. Der Schweiz gegenüber machte er in einer Circularnote vom 5. Juni 1832 an die Großmächte diese Ansichten geltend; um diejenigen Cantone, welche gegen die herrschenden Centralisationsbestrebungen auf Erhaltung der alten Bundes-

einrichtungen bedacht sind, in ihrem Widerstand gegen Neuerungen zu schützen sollte man der Schweiz erklären: wenn sie sich herausnähme, durch Tagsatzungsbeschlüsse die Grundbestimmungen der Verträge von 1815 zu ändern, so würden die Großmächte diesen neuen Zustand als einen rechtlichen nicht anerkennen. — So war im Voraus der „Sonderbund" unter den Schutz der Großmächte gestellt.

Der Kaiser wie sein Diener beobachteten seit der Julirevolution die Entwicklung der öffentlichen Meinung mit immer größerer Furcht. Das Charakteristische dabei ist, wie A. Schmidt sehr treffend hervorhebt, der Unglaube Metternichs an sein eignes Princip. Lautete doch seine Devise: „die Zeit rückt unter Stürmen vorwärts; ihren Ungestüm aufhalten zu wollen, würde vergebliches Bemühen sein." Unaufhörlich sprach er von dem „Tage der Gefahr;" die „Rettung" galt ihm, selbst wo er „hoffen" zu können glaubte, doch nur als eine Möglichkeit, mehr als einmal sprach er die Behauptung aus, daß es bei diesem oder jenem Anlaß „nur einer unbedeutenden politischen Verwicklung bedurft hätte, um die gesellschaftliche Ordnung völlig umzustürzen." Nach der Julirevolution bezeichnete er die Zeit als eine solche, die zur gänzlichen Niederlage der königlichen Gewalt führen könne. Ein paar Jahre später, überall nur eine gegen die monarchischen Institutionen anringende Partei erblickend, rief er den Fürsten zu: „wird den hier und da schon errungenen Erfolgen dieser Partei nicht ein hemmender und rettender Damm entgegengesetzt, so könnte in kurzem selbst das Schattenbild einer monarchischen Gewalt in den Händen mancher Regierungen zerfließen." Am Bundestag ließ er mit dürren Worten die Ueberzeugung verkünden: „in Deutschland gehe die Revolution mit starken Schritten ihrer Reife entgegen."

Noch charakteristischer war, daß, wo ein Feuer wirklich brannte — in Belgien, in Polen, in der Türkei — die „Löschanstalten" ausblieben, daß dagegen, wo ein Schornstein rauchte, die ganze Gegend unter Wasser gesetzt wurde. Ueber das hambacher Fest erklärte Metternich (Mai 1832) dem Bundestagspräsidium, es könne, gut benutzt, das Fest der Guten werden! Das abgeschmackte frankfurter Attentat (3. April 1833) führte zu den karlsbader Beschlüssen, dem Culminationspunkt der Reaction. Metternich, den man in Andenken der napoleonischen Zeit an den deutschen Höfen in allen diplomatischen Angelegenheiten als Orakel ansah, hat der Monarchie mehr geschadet als alle Jakobiner, weil er ihr das Selbstgefühl, den Glauben an ihre Wahrheit nahm.

Vor der Julirevolution hatte Oestreich die kleinen deutschen Fürsten auf das eindringlichste vor dem Eintritt in den preußischen Zollverein gewarnt, obgleich es mit Preußen darin übereinstimmte, daß von Bundeswegen für die

organiſche Geſetzgebung nichts geſchehn könne; nach 1830 gab es ſeine Oppoſition auf, um Preußen zu beſtimmen, ſich allen Repreſſivvorſchlägen Oeſtreichs auf dem Bundestag anzuſchließen, was ihm in der That gelang. Die Theilnahme Oeſtreichs an dieſen Beſtrebungen behandelte man als eine Chimäre. Der Grund war die Furcht vor jeder Berührung mit dem „Ausland"; der Glaube, daß das commercielle Prohibitivſyſtem eine nothwendige Ergänzung und eine Stütze des geiſtigen ſei, und das angenehme Gefühl, in aller Ruhe und Behaglichkeit für ſich ſein und bleiben zu können, ohne ſich in einen Strudel unabſehbarer Geſchäfte, peinlicher Zweifel und langer Unbequemlichkeiten ſtürzen zu müſſen.

Die Furcht vor allem Neuen, der Argwohn, daß es unvermerkt in ſeine eigenſten Handlungen hereinſchlüpfen könne, bewirkte, daß Kaiſer Franz überzäh im Erwägen und mehr als langſam im Entſchließen wurde. Daher der ſchleppende Gang der Staatsmaſchine; daher die unzähligen endloſen Verzögerungen kaiſerlicher Entſcheide, ohne daß die Verzögerung an ſich einer beſondern Ungunſt beizumeſſen war. Von Tag zu Tag koſtete es ihn immer größere Mühe, über irgend eine Angelegenheit zum Entſchluß zu gelangen; die Zahl der Geſchäfte, bei denen ſeine Unterſchrift nothwendig war, grenzte ans Unglaubliche, und da er aus Gewiſſenhaftigkeit alles auf das genaueſte prüfen wollte, ſo reichte ſelbſt ſeine unermüdliche „hofräthliche" Arbeitſamkeit für den Bedarf bei weitem nicht aus. Die Nummern der auf Erledigung harrenden Anträge hatten ſich im Beginn des Jahres 1829 zu vielen Tauſenden aufgehäuft, und bei allen Behörden waltete die Klage, daß die dringendſten Maßregeln unterbleiben müßten, weil die kaiſerliche Unterſchrift nicht zu erlangen ſei. Die Maſchine gerieth endlich ſo ſehr ins Stocken, daß der Kaiſer in der höchſten Noth (März 1829) ſich entſchließen mußte, einen Theil der Regierungsgeſchäfte auf den Kronprinzen zu übertragen.

Von abſoluter Regierungsgewalt konnte in den meiſten Kronländern nicht wol die Rede ſein; die Stände hatten wenigſtens die Befugniß, die Regierung in jeder freien Bewegung zu hemmen. Andererſeits ſchnitt die Regierung den Ständen jede freie Wirkſamkeit ab. Zwiſchen den patriarchaliſchen und abſolutiſtiſchen Neigungen der Staatsgewalt ergaben ſich ſehr bedenkliche Widerſprüche. Die Scherereien der Cenſur und die Plackereien im Paßweſen wurden ebenſo wenig als gemüthlich empfunden, als die Pedanterien im Schulfach und das Gezänk mit den Ständen; dagegen führte die patriarchaliſche Maxime zu einer ſo laxen Obſervanz in der Handhabung vieler Gebote und Verbote, daß dadurch der Polizei alle Augenblicke ein Schnippchen geſchlagen wurde. Darauf bedacht, alles zu beeinfluſſen, bei den geringfügigſten Angelegenheiten mit ihrer Autorität zu interveniren und ſelbſt die perſönlichen Intereſſen zu bevormunden, erſchöpfte die Regierung im Schweiß ihres

Angesichts ihre beste Kraft in den kleinlichsten Vorschriften aller Art, die dann doch großentheils nicht gehandhabt wurden und unbeachtet blieben, oder gar Spott und Murren erregten. — Der Regierungsorganismus begriff das bunte und weite Getriebe eng unter sich verschlungener Aemter und Behörden, die nach verschiedenen Seiten hin in die Leitung der innern Angelegenheiten eingriffen. Neben dem Staatsrath und den Ministerialconferenzen standen sieben Hofstellen, die collegialisch eingerichtet waren und nach Stimmenmehrheit entschieden; doch konnte durch den Präsidenten die Entscheidung des Collegiums umgangen und die des Kaisers unmittelbar eingeholt werden. Später stellte Kaiser Franz den persönlichen Verkehr mit den Chefs der Hofstellen mehr und mehr ab, ließ sich alles schriftlich vorlegen und zog nur nach Belieben bald diesen bald jenen Conferenzrath zu Rathe. So sanken die Hofstellen zu bloßen Verwaltungsbehörden herab, und jede bewegte sich in ihrem Kreise, ohne Rücksicht auf die Bewegung der andern. Ebenso zerfiel der Staatsrath in seine Sectionen. Die Idee des Gesammtstaatsraths war einzig und allein in der Person des Kaisers vertreten; nur er konnte alles wissen; nur er konnte die Anträge der verschiedenen Hofstellen und die Gutachten der verschiedenen Staatsrathssectionen vermitteln, wenn sie untereinander abwichen oder gar unverträglich waren. Der Kaiser sollte und wollte alles sein und alles allein sein, und das war selbst für die größte Capacität zu viel.

Die seltsamen Abgrenzungen in den Competenzen der Hofstellen führten zu einer mehr als peinlichen Ueberwachung ihrer Protokolle durch den Kaiser. Die Weise der allerhöchsten Handbillete war vollends darnach angethan, die Hofstellen scheu und unsicher in ihrer Haltung zu machen. Weil es mit der absoluten Herrschergewalt nicht für verträglich erachtet wurde, Rechenschaft über die Motive eines kaiserlichen Beschlusses zu geben, so wußten die Hofstellen in allen Fällen, wo ihre Anträge gar nicht oder nur mit Abänderungen angenommen wurden, nicht den Grund der Verwerfung oder Amendirung, und waren auf die Vollziehung dessen beschränkt, was ihnen in dem todten Buchstaben des Befehls zu liegen schien. Mißverständnisse, Gleichgiltigkeit gegen die Folgen der Ausführung, Kränkung des Selbstgefühls, ja manchmal Schadenfreude über den nicht günstigen Erfolg eines gegen ihren Antrag an sie gelangten unmotivirten Entschlusses blieben nicht aus, so daß oft die Hofstellen in moralischer Opposition gegen ihren Herrn standen. — Von alter Zeit her war das Volk gewohnt, jede väterliche Fürsorge für sein Wohl dem geliebten Herrscher, jede mißliebige Maßregel dagegen den Ministern und denjenigen Beamten beizumessen, mit denen es in unmittelbare Berührung kam.*) —

*) „Die Beamten, heißt es in einem handschriftlichen Bericht jener Zeit, bilden in Böhmen und den deutschen Provinzen den einzigen Stand, der den Grundsätzen der Revolution

Der Recurszug war durch alle Instanzen offen. In rein administrativen Dingen konnte man sich von der Entscheidung der Ortsbehörde an das Kreisamt, vom Kreisamt an die Landesstelle, von der Landesstelle an die Hofstelle, von der Hofstelle an den Kaiser wenden. Fand dieser sich veranlaßt, die Beschwerde zu signiren d. h. behufs seiner eignen Entscheidung Aufklärung zu begehren, so ging sie wieder die ganze Stufenleiter der Behörden hinab, behufs der Beilegung sämmtlicher Acten oder auch neuer Erhebungen; und dann wieder bis zum Thron herauf, um endlich mit der kaiserlichen Schlußfassung denselben Weg zurückzunehmen. Metternich selbst sah ein, daß mittelst dieser Staatsmaschine gar nicht regiert würde, und daß in diesem Nichtregieren das Hauptübel des Staats liege. Aber die legislativen Arbeiten wurden in eine Masse divergirender Anträge zersplittert, welche im Centrum der Entscheidung die Uebersicht erschwerten, und da auch hier kein leitender Gedanke vorherrschte, so blieben die durchdachtesten Vorschläge in den Archiven aller Verwaltungsbehörden eingesargt.

Als Kaiser Franz, 2. März 1835 starb, hinterließ er ein politisches Testament, in welchem er seinen Nachfolger ermahnte, sich in keiner Weise auf Veränderungen einzulassen und ohne den Fürsten Metternich nichts zu unternehmen. Ferdinand folgte den Rathschlägen seines Vaters; neben Metternich blieb an der Regierung hauptsächlich sein Rival Graf Kollowrat, ein vornehmer Aristokrat, der dem Staat umsonst diente, die innern Angelegenheiten leitete, und sich ebenso zu fügen wußte als Metternich, und der mißliebigste aller Minister, Sedlnitzki, der allmächtige Chef der Polizei, betheiligt. Der neue Kaiser, geb. 1793, zeichnete sich durch eine seltene, man kann sagen rührende Herzensgüte aus; leider war seine Gesundheit seit 1829 durch epileptische Zufälle angegriffen, die auch auf seine Geisteskräfte sehr nachtheilig einwirkten. Da nun sein Wohlwollen vielfältig gemißbraucht wurde, indem man ihm in unbewachten Augenblicken seine Namensunterschrift ablockte, mußte ein Weg gefunden werden, die entscheidende Stelle in der Regierung auf eine ordnungsmäßige Weise zu ergänzen. Nach sehr lebhaften Kämpfen zwischen Metternich und Kollowrat einigte man sich endlich Dec. 1836 über die Bildung einer Staatsconferenz, bestehend aus jenen beiden Ministern und dem Erzherzog Ludwig, der in allen Collisionsfällen die entscheidende Stimme hatte. Da er im Princip ganz mit dem verstorbenen Kaiser übereinkam, blieb im Wesentlichen der Gang der Regierungsmaschine ungeändert.

---

von jeher nicht abhold war, und der bei vorkommender Gelegenheit wol geneigt sein möchte die Einführung dieser Grundsätze zu befördern. Bei dem hohen Adel würde er keine Unterstützung finden; ebenso wenig bei dem gemeinen Mann, der gegen die Angestellten, die ihn oft mit Uebermuth behandeln, im Ganzen die bittersten Empfindungen im Herzen trägt. Eher möchte jener Haß gegen die allzuzahlreichen Beamten bedenkliche Ahnungen hervorrufen." —

doch wurde in den Geschäften manches verbessert. Die Entscheidungen wurden nicht mehr so verschleppt, in den Bureaus zeigte sich eine größere Thätigkeit, es traten viele Begnadigungen ein und die bestehenden Gesetze wurden mit großer Milde gehandhabt. Die alte mehr persönliche als principielle Rivalität zwischen den beiden Ministern dauerte fort, doch so, daß Erzherzog Ludwig meistens auf Metternichs Seite stand. Wenn die streng kirchliche Partei sich bemühte, das verlorene Terrain wiederzugewinnen, und darin von drei hohen Damen, der Erzherzogin Sophie, ihrer Schwester der Kaiserin Mutter und der regierenden Kaiserin beschützt wurde, so scheiterten doch im Großen ihre Bestrebungen an dem vereinigten Widerstand Metternichs und Kolowrats; wie denn überhaupt bei jeder Reform, gleichviel ob nach rechts oder nach links, derjenige sicher war, sein Ziel zu erreichen, der der Neuerung Widerstand leistete. Auch bei der Staatsconferenz wurde bald das schriftliche Abstimmen üblich, und so war sie im Grunde nichts weiter als ein neues Rad in der Staatsmaschine, die sich nach dem Gesetz der Trägheit fortbewegte.

Dagegen fing in den einzelnen Provinzen eine kräftigere Regsamkeit der Stände an. In Ungarn forderte und erlangte man nicht unerhebliche Concessionen; die niederöstreichischen Landtage folgten diesem Beispiel, und es schien, als ob sich das politische Leben aus der Centralgewalt in die einzelnen Gliederungen der Monarchie zurückzöge.

Um die Kraft des Staats zu conserviren, sah Metternich ein, daß man auf zeitgemäße Reformen denken müsse. Ja so seltsam es klingt, es ist Metternich, der jetzt als Mann des Fortschritts auftritt, und der an der Durchführung seiner Entwürfe nur durch die Schwäche seines Charakters oder, was vielleicht ebenso wichtig ist, durch seine Arbeitsscheu gehindert wurde.

Zuerst dachte man an einen Anschluß Oestreichs an den deutschen Zollverein. Metternich verfolgte dabei vorzugsweise einen politischen Zweck, er wollte gegen Preußen in die Schranken treten, er fand aber eine wesentliche Stütze an Kübeck, dem Schneidersohn, der seit 1840 als Präsident der allgemeinen Hofkammer die östreichischen Finanzen zu reguliren suchte. Beide veranlaßten zu Ende des Jahres 1841 die Niedersetzung einer Commission, um die Möglichkeit eines Anschlusses zu untersuchen. Als Gegner des Entwurfs traten hauptsächlich Kolowrat und Graf Hartig auf, und es gelang ihnen, der Staatsconferenz die Unmöglichkeit des Anschlusses darzuthun, wobei hauptsächlich geltend gemacht wurde, daß man die ungarischen Stände niemals zur Annahme der Regierungsentwürfe werde bewegen können. Fast ebenso wichtig war der Widerspruch der östreichischen Handelskammern. So mußten sich denn Metternich und Kübeck mit einigen Reformen des Tarifs begnügen, die in der Hauptsache nichts entschieden. Man tröstete sich mit der Idee, in

einer unbestimmten Zukunft nicht blos einen deutschen, sondern einen deutsch-italienischen Zollverein gründen zu können.

Nachdem Metternich auch bei Gelegenheit der griechischen Constitution genöthigt war, von seinem Princip der Legitimität abzuweichen, veranlaßten ihn die galizischen Unruhen zu einem noch bedenklicheren Schritt. Durch die Einverleibung Krakaus wurden thatsächlich die wiener Verträge zerrissen, das Recht der Eroberung anerkannt und damit alles in Frage gestellt, was Metternich so mühsam aufgebaut hatte.

Aber Metternich sollte mit den Concessionen an den Zeitgeist noch weiter gehn. Mit großem Mißtraun betrachtete man die Versuche König Friedrich Wilhelms IV., auf Grundlage der Provinzialstände wenn auch nur allmälig eine organische Verfassung für Preußen hervorgehn zu lassen. Auf der Conferenz zu Koblenz, September 1842, suchte Metternich den König zu warnen, aber ohne Erfolg. Schon im August 1844 hatte die östreichische Regierung vom Inhalt des königlichen Entwurfs Kenntniß, der 1847 wirklich in Ausführung kam. Obwol man zugab, daß die Verfassung durchaus conservativ gehalten sei, fanden die Entwürfe doch bei dem Cabinet keinen besondern Anklang; vielmehr riefen sie sofort wohlmeinende Vorstellungen hervor über die Schwierigkeit, auf der einmal begonnenen Bahn sich nicht von den Umständen fortreißen zu lassen, und überdies noch andere Bedenken. Man sagte sich nämlich, daß die unwiderrufliche Einführung des constitutionellen Princips in Preußen, sie möge in noch so durchaus conservativem Sinn geschehn, eine außerordentliche Rückwirkung auf ganz Deutschland ausüben müsse. Ungeahnte Erscheinungen dürften in den öffentlichen Zuständen auftauchen und das constitutionelle Deutschland darauf hingewiesen werden, sich vorzugsweise an Preußen anzuschließen, das auf diese Weise mit dem überwiegenden Ansehn, das ihm der Zollverein verleihe, noch eine andere Art von Suprematie verbinden würde. Um so mehr setzte man in Verbindung mit dem petersburger Cabinet alle Hebel ein, um die Verwirklichung dieser Verfassung zu verhindern.

In der That ließen die Eindrücke auch in Oestreich nicht auf sich warten. Es traten angesehene Schriftsteller auf, welche die Regierung in dieselbe Bahn zu lenken suchten, die man in Preußen mit so viel Erfolg zu betreten schien, und diese Wünsche fanden im niederöstreichischen Landtag einen kräftigen Ausdruck. Ablösung der Grundlasten, Milderung der Censur, Veröffentlichung des Staatshaushalts, Beirath der Stände in allen wichtigen Landesangelegenheiten und Vertretung des Bürgerstandes in den Ständeversammlungen, das waren die Stichworte der Opposition. Als das Februarpatent von 1847 erschien, wurde die Regierung selbst stutzig. Die Berichte des eidgenossischen Bevollmächtigten sind voll von Eröffnungen über das Bestreben Metternichs

auch nach dieser Seite hin mit Preußen zu rivalisiren. Oestreich schloß sich den Absichten Preußens an, von Seiten des Bundestags den einzelnen Staaten das Recht zur Einführung der Preßfreiheit zuzugestehn. Zugleich sprach Metternich im Februar 1847 in der Staatsconferenz offen die Ueberzeugung aus, daß Oestreich dringende Veranlassung habe, nunmehr auch in Verfassungsangelegenheiten dem Beispiel Preußens zu folgen. Er legte zwei von ihm selbst entworfene Pläne vor, die beide darauf ausgingen, sowol die Rechte der schon seit Jahrhunderten bestehenden Ständeversammlungen der deutschen Provinzen als die der italienischen Congregationen von 1815, und besonders ihre innere Selbstverwaltung nach einem allgemeinen System auszudehnen, um dadurch die Grundlagen zu erhalten, auf denen in einer spätern Periode eine allgemeine Reichsverfassung sich aufbauen lasse. Vom finanziellen Standpunkt unterstützte Kübeck diese Anträge; sein Verlangen ging dahin, sämmtliche Provinzialstände aufzufordern, aus ihrer Mitte Deputirte nach Wien zu senden, um dort über den Zustand der Finanzen die vollständigste Aufklärung zu erhalten, und mit der Finanzverwaltung die Mittel und Wege zu berathen, welche zur Herstellung des Gleichgewichts zwischen den Einnahmen und Ausgaben führen dürften. — Diese Vorschläge fanden bei der Staatsconferenz keinen Anklang; Erzherzog Ludwig wies nach, daß Reform und Revolution Bundesgenossen seien, und Metternich — fügte sich.

Die Bemühungen der Kirche, die Josephinische Gesetzgebung zu beseitigen, scheiterten an Metternichs Widerstand. Siegte er aber im Princip, so war er zu schwach, an allen Consequenzen desselben festzuhalten. Vielmehr war er bedacht, die principielle Entfremdung durch ein Entgegenkommen in der Praxis abzustumpfen, die Spannung zwischen ihm und der Gegenpartei durch Concessionen bei bestimmten Anlässen nach Möglichkeit zu lösen. Die Jesuiten wurden, freilich unter sehr drückenden Bedingungen, zugelassen, und Mitte 1845 wurde ihnen selbst die Concurrenz in den Erziehungsanstalten geöffnet. Der Widerspruch seines conservativen Princips gegen seinen Jesuitenhaß trat in bedenklicher Weise in den schweizer Sonderbundsangelegenheiten hervor.

Im Princip war Metternich entschieden auf Seiten des Sonderbunds, und suchte alle Großmächte zu einer gemeinsamen Einwirkung auf die Eidgenossenschaft zu vermögen, um diese zu verhindern, auf gesetzlichem Wege gegen die renitenten Cantone einzuschreiten. Es war ihm auch gelungen, bis die Berufung der Jesuiten nach Lucern erfolgte. Vergebens suchte er nach allen Seiten hin abzumahnen; die Jesuiten bestanden auf ihrem Recht, und nach langem, sehr ernstlichem Schwanken, auf welche Seite er sich wenden solle, entschloß er sich endlich, dem conservativen Princip zu Liebe die Jesuiten mit in den Kauf zu nehmen (20. Mai 1845). Aber es gelang ihm nicht, England und Frankreich mit fortzureißen, und zwischen Drohungen und Nach-

giebigkeit ſchwankend, wurde er endlich dadurch erlöſt, daß die krakauer Frage die Schweizer in den Hintergrund drängte. Den 20. Juli 1847 erfolgte der entſcheidende Schritt, die Auflöſung des Sonderbunds durch die Tagſatzung, und als Metternich einen neuen diplomatiſchen Sturm vorbereitete, kam den 4. Dec. die officielle Nachricht von der militäriſchen Ausführung dieſes Beſchluſſes. Selbſt der petersburger Hof erklärte, durch verſpätete Demonſtrationen würden die Mächte nur ihrer Würde vergeben; die Maſchine war einmal im Gang, und noch viele Wochen hindurch wurde an den abzugebenden Noten ſorgfältig corrigirt.

Es hatte in den Regierungskreiſen nicht an Stimmen gefehlt, welche die vollſtändige Aufhebung der ſtändiſchen Verfaſſungen anriethen, beſonders ſeit dem ſtürmiſchen Reichstag zu Preßburg 1844. Aber noch zu Ende 1844 hatte Metternich erklärt, der richtigſte Weg, den Ungarns König einzuſchlagen habe, ſei nicht, daß er die freie Repräſentativverfaſſung zu Gunſten des Abſolutismus aufzuheben ſuche, ſondern daß er die Initiative ergreife und ſelbſt mit Reformvorſchlägen vorangehe. Bisher habe man den Ständen die auszuarbeitenden Vorſchläge überlaſſen; dieſe Paſſivität ſei ungehörig und gefährlich. Jedes Land bedürfe vor allem, regiert zu werden: verſiege die Regierungsgewalt in den oberſten Regionen, ſo bilden ſich Gewalten in den untern. Vor allem drang er auf materielle und juriſtiſche Verbeſſerungen. Ein in dieſem Sinn redigirtes Programm erhielt Januar 1847 die königliche Sanction: es ſollte u. a. auch die Zolleinigung, die Metternich noch immer nicht aufgegeben hatte, anbahnen.

In den erſten Tagen des Februar 1848 wurden auch die alten Projecte in Bezug auf ſtändiſche Ausſchüſſe der Provinzialvertretungen wieder aufgenommen, diesmal mit mehr Ausſicht auf Erfolg. Die Schwierigkeiten waren freilich groß. „Schon jetzt, ſchreibt der ſchweizer Bevollmächtigte 13. Februar 1848, bedürfe es großer Gewandtheit, um ſo verſchiedenartige Nationen zu einem Ganzen zuſammenzuhalten. Die Aufgabe würde ſich weit ſchwieriger geſtalten mit einer Menge von beſondern Verfaſſungen, die jedem Volksſtamm eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit verleihen, das nationale Bewußtſein erhöhen, Rivalitäten erzeugen und die monarchiſche Gewalt ſchwächen müßten.“ Trotzdem wurde der Plan vom Erzherzog Ludwig genehmigt, ſämmtliche Provinzialſtände aufzufordern, Deputirte aus ihrer Mitte nach Wien zu ſenden, um mit den Behörden zu berathen. Da trat plötzlich, unerwartet, ein Zögern ein.

Auf die Kunde von der franzöſiſchen Revolution erklärte Metternich, jetzt dürfe man keine Conceſſionen machen, die als abgedrungen erſcheinen würden. Der Erzherzog Ludwig trat ihm bei; vergebens eiferten Kollowrat, Kübeck und der herbeieilende Erzherzog Johann dagegen. Mit den letztern verbanden ſich jetzt diejenigen Mitglieder des Hofes, die früher auf Seite der klerikalen Partei gegen

Metternich gestanden hatten. Ihr Wortführer, Erzherzog Franz, eröffnete Unterhandlungen mit der ständischen Opposition, und als ihre Meinung im Familienrath nicht durchdrang, wurde schon am 6. März, gemeinschaftlich mit jener Opposition, eine Adresse entworfen, die einem Mißtrauensvotum gleichkam. Aus dem Ständesaal pflanzte sich die Bewegung auf die Straße fort, und Metternich war schwach genug, sich am 12. März zu Concessionen, und zwar zu ungenügenden zu verstehn. Eine Nachgiebigkeit folgte der andern; aber sein Sturz war beschlossen — nicht blos auf der Straße! Er schied mit den Worten: „Ich sehe voraus, daß sich die falsche Meinung verbreiten werde, ich hätte die Monarchie mit mir davongetragen. Dagegen lege ich feierlichen Protest ein. Weder ich noch irgend jemand hat Schultern breit genug, um einen Staat davonzutragen. Verschwinden Reiche, so geschieht es nur, wenn sie sich selbst aufgeben." Er schied mit der Haltung eines vollkommnen Gentleman, äußerlich gefaßt und noch das Lächeln auf seinen feinen Lippen; aber innerlich gebrochen, denn er hatte seine Rolle nicht zu Ende gespielt. ††

Oestreichs militärische Stellung in Italien.

Indem wir im Folgenden eine Mittheilung geben, welche uns aus dem östreichischen Feldlager in Mailand zuging, bemerken wir, daß dieselbe aus der Feder eines Offiziers dieses Lagers stammt. Wie weit wir mit den politischen Ansichten des Verfassers übereinstimmen, wie weit etwa nicht, brauchen wir den Lesern der „Grenzboten" nicht auseinanderzusetzen. Wir glaubten sie nicht weglassen zu dürfen, weil sie zeigen, wie sich der eine und der andere denkende Militär im Heere des Kaiserstaates zu der vom wiener Cabinet in den letzten Jahrhunderten innegehaltenen Politik verhält, wie der eine und der andere bei aller Loyalität und allem Eifer für die Erhaltung des nun einmal Feststehenden der Meinung sein kann, diese Politik hätte von Anfang an einen andern Weg einschlagen sollen.

Unser Correspondent glaubt, Oestreich hätte, statt nach Erweiterung seines Einflusses und Besitzes im Süden zu streben, vielmehr seinen Beruf darin erblicken sollen, sich nach Osten hin auszudehnen. Werfen wir, sagt er im Ver-

lauf seiner Darstellung, einen Blick auf die Entwicklung des Kaiserstaates zu einer europäischen Großmacht, so sehen wir, daß nebst der Erlangung der deutschen Kaiserkrone hauptsächlich die Erwerbung Ungarns den Grund zur Machtstellung des Hauses Habsburg legte: denn der Besitz des großen Königreichs verlieh dem östreichischen Staat jenen materiellen Zuwachs an Land und Leuten, der im Beginn allerdings von nicht sehr großer Bedeutung schien, in der Folge aber, als die deutsche Krone sich immer mehr als eine bloße Würde erwies und endlich ganz abgelegt werden mußte, Oestreich seine Stellurg als Staat ersten Ranges im europäischen Staatencomplex sicherte. Man braucht hiebei nur auf die Anstrengungen hinzuweisen, welche Oestreich unter Maria Theresia und später gegen Napoleon machte und zu denen es nur durch die beinahe unerschöpflichen Hilfsquellen befähigt wurde, die es in seinen östlichen Besitzungen fand. Das Reich war zwar aus den heterogensten Elementen zusammengesetzt, erfreut sich aber trotzdem, wie die letzten Jahrhunderte bewiesen haben, eines ziemlich hohen Grades von Lebensfähigkeit. Es stand Ferdinand I. nach Erwerbung Ungarns frei, den Schwerpunkt Oestreichs nach diesem eben gewonnenen, großen, halbcivilisirten Lande zu verlegen oder seine Größe in der Behauptung der deutschen Kaiserwürde zu suchen. Er hatte ein Königreich gewonnen, dessen Besitz zwar wie der der deutschen Krone nicht vollkommen erblich, noch vollkommen sicher war, welcher aber seine übrigen Erbländer an Ausdehnung nahezu um das Doppelte übertraf und Oestreich die entscheidende Rolle im Osten Europas zuwies. Hätte Ferdinand die Idee aufgefaßt, Ungarn als sein Hauptland zu betrachten, so wäre seine Aufgabe gewesen, die Factionen im Lande und die Türken, die sich damals nach der unglücklichen Schlacht von Mohacs in Ungarn auszubreiten anfingen, mit Hilfe seines im Zenith seiner Macht befindlichen Bruders zu bekämpfen, niederzuschlagen und die Größe Oestreichs dort zu begründen, wohin es ja schon sein Name wies. Der deutschen Kaiserwürde, der Suprematie in Deutschland hätten die Nachkommen Ferdinands allerdings entsagen und diese Rolle einer anderen Macht überlassen müssen. Ferdinand, welchem der Besitz Ungarns nur als ein zweifelhafter erschien, zog es vor, dasselbe nur als einen secundären Theil seiner Hausmacht zu betrachten und alle Anstrengungen auf die Behauptung und Vermehrung des Einflusses seines Hauses in Deutschland zu verwenden. Die größere Hälfte des Landes, selbst die Hauptstadt fällt in die Hände der Türken, fünfundzwanzig Meilen von Wien sind türkische Grenzfestungen; Wien wird zweimal belagert; Oestreich selbst steht in größter Gefahr in ein Paschalik verwandelt zu werden; und der Kaiser von Deutschland und König von Ungarn zahlt einen Tribut nach Konstantinopel um Frieden zu erhalten, und mit Muße wegen einer Grenzfestung am Rhein oder wegen des Hoheitsrechtes über irgend eine entfernte Besitzung lange und blutige Kriege zu führen, oder diejenigen Deutschen zu unterdrücken

welche die Unfehlbarkeit des Papstes zu bezweifeln wagen. Dies das Wesen der von Oestreich eingeschlagnen Politik, die in der Vermehrung der östreichischen Hausmacht durch wenig bedeutende Erwerbungen und in der möglichsten Ausbeutung des Schattens der kaiserlichen Gewalt ihr Ziel suchte, und durch diese kleinlichen, theilweise falschen Bestrebungen sich und Deutschland in Religionswirren und zahllose Fehden stürzte, welche die Kräfte einer edlen Nation aufrieben und zur Uneinigkeit Deutschlands den Grund legten. In den Kriegen mit Schweden, Holland und Frankreich vergaßen die Regenten Oestreichs, daß im Osten ein weites Feld für die Befriedigung des größten Ehrgeizes offen stand. Unter Leopold I. am Ende des siebzehnten Jahrhunderts war noch einmal ein besonders günstiger Augenblick, der Politik des Hauses Oestreich diese Richtung zu geben. Nach der zweiten Belagerung Wiens 1682 wurden durch eine Gesammtanstrengung der Christenheit die Türken aus dem größten Theil Ungarns endlich vertrieben und Ofen wiedergenommen. Alles forderte dazu auf und einen Augenblick schien auch das wiener Cabinet den Plan zu hegen, die Vernichtung der schon in ihrem Verfall begriffenen osmanischen Macht in Europa zu vollenden, durch die Eroberung aller Provinzen an der Donau die Herrschaft im Osten sich anzueignen und so ein mächtiges Reich zu schaffen, welches auch im Stande gewesen wäre, der damals immer drohender werdenden Ausbreitung der französischen Macht in Mitteleuropa Schranken zu setzen. Dies unterblieb, Leopold I. und Josef I. verwendeten alle ihre Kräfte, um das Uebergewicht in Deutschland und Italien zu behaupten, und die ganze spanische Erbschaft ihrem Hause zu erwerben. Dem letzteren Bestreben kann die Anerkennung nicht versagt werden, daß es einigermaßen begründet war durch die gegründete Hoffnung, die sich das Haus Habsburg machen konnte, seine Macht im Fall der Durchführung dieses Planes auf eine Höhe zu bringen, die ihm, wenn sich die Interessen der beiden Linien des Hauses nicht getrennt hätten, das entschiedene Uebergewicht in Europa zugewiesen und dasselbe befähigt hätte, dann auch die angedeutete Rolle im Osten zu übernehmen. Die im spanischen Erbfolgekrieg gemachten Anstrengungen verschafften jedoch Oestreich nur den wenig Segen bringenden Besitz Italiens, der es fortwährend abhielt, seinen wahren Interessen nachzugehen. Noch einmal, unter Karl VI., wäre es möglich gewesen, die Rolle des Eroberers im Osten zu übernehmen. Es war immer klarer geworden, daß der Glanz der alten Kaiserkrone allein dem Oberhaupt des deutschen Reiches diesen Rang nicht mehr sichere, daß sich Oestreich, um den moderneren und kräftigeren westlichen Staaten gleich zu sein, eine eigne selbstständige Macht schaffen müsse. Ohne genöthigt zu sein, seine Bedeutung als Staat Mitteleuropas ganz aufzuopfern, höchstens auf das entfernte Belgien und die italienischen Besitzungen verzichtend, hätte Oestreich die Gelegenheit ergreifen können, den

Sturz der türkischen Herrschaft zu vollenden, die sämmtlichen Donauländer und mit ihnen sich eine Stellung zu gewinnen, in welcher dem Kaiserstaat jener Rang zugefallen wäre, den Rußland jetzt in der Reihe europäischer Staaten einnimmt. Weder Polen, noch Rußland, noch die Seemächte, noch endlich Frankreich hätten damals Oestreich gehindert, dem Erzfeind der Christenheit diese Provinzen, die außerdem großentheils früher der Krone Ungarn gehört hatten, abzunehmen; keine Westmächte würden wegen der Integrität des osmanischen Reiches einen Krieg begonnen haben. Karl VI. ließ diese günstige, nie wiederkehrende Gelegenheit vorübergehn; am Ende seiner Regierung unternahm er zwar einen Krieg gegen die Türken, aber ohne die erforderliche Energie, und so endigte dieser mit dem Verlust Belgrads und der kleinen Walachei. Unter Maria Theresia wäre es noch möglich, wiewol schon viel schwieriger gewesen, diesen Projecten nachzugehen; die Beute hätte jetzt schon mit Rußland getheilt werden müssen, und die übrigen europäischen Mächte würden einer solchen Störung des Gleichgewichtes auch nicht ganz ruhig zugesehen haben. Maria Theresia zog es jedoch vor, wegen Schlesien einen siebenjährigen Krieg zu führen, der zwischen den zwei deutschen Großstaaten eine Spannung erzeugte, die noch nicht verschwunden ist. Joseph II. hatte, wie mit seinen andern Unternehmungen auch mit seinem Türkenkrieg wenig Glück. Die französischen Revolutionskriege und die Kämpfe gegen Napoleon zogen Oestreich von dieser Richtung ganz ab, und in unserm Jahrhundert ist es zu spät, im Osten erobernd auftreten zu wollen. Ebenso sehr fast wie durch Deutschland wurde Oestreich durch Italien von der ihm durch die Natur vorgeschriebenen Bahn abgelenkt. Wir sehen es zum ersten Mal in die Schicksale der Halbinsel entscheidend eingreifen, als infolge des Aussterbens der habsburgischen Linie in Spanien der größere Theil Italiens der östreichischen Linie zufiel. Der Besitz Neapels, Toscanas und Mailands sicherte dem Einfluß Oestreichs in Italien das entschiedene Uebergewicht, das weder von dem Papst, noch von der Republik Venedig angefochten werden konnte; selbst gegen einen Angriff von außen konnte man Italien vertheidigen, ohne die Hilfe der andern Provinzen in Anspruch zu nehmen. Das Land, von Gouverneuren regiert, wie es noch unter der spanischen Oberhoheit der Fall gewesen war, empfand keinen Widerwillen dagegen, von einem Fürsten beherrscht zu werden, der in Wien residirte. Es befand sich in einem ruhigen, wiewol etwas erschlafften Zustand, und man kann behaupten, der Besitz Italiens verlieh damals Oestreich einen wirklichen Zuwachs an Macht. Diese günstige Machtstellung gab Karl VI. freiwillig auf. Man könnte es billigen, wenn er einen Theil seiner Länder aufgeopfert hätte, um im Uebrigen stark zu sein, das Erbtheil seiner Tochter zu sichern und im Osten sich zu befestigen und auszubreiten. Statt dessen sehn wir ihn bemüht, seinen Einfluß in Deutsch-

land ängstlich zu bewahren und wenigstens einen Fuß in Italien zu behalten. Warum gab er die Stellung in Italien nicht ganz auf? Warum behielt er südlich von den Alpen das einzige Mailand, durch welches Oestreich in alle Verwicklungen der Halbinsel hineingezogen wurde, und fortwährend eine Armee daselbst zu unterhalten gezwungen war? Toscana wurde ebenso inconsequent von der Monarchie getrennt. Warum gab man nicht auch Mailand an diese Secundogenitur des Hauses Habsburg-Lothringen und entsagte damit jedem directen Besitz in Italien? Oestreich wäre dann auf einem andern Schauplatz stärker und dennoch mächtig genug gewesen, um einer Ausbreitung der französischen Macht in Italien mit Hilfe seiner stammverwandten italienischen Linie Schranken zu setzen. Oder wenn Oestreich Italien nicht aufgeben wollte, wäre es nicht weiser gewesen, nebst Mailand auch Toscana zu behalten und den jüngern Sohn mit einem andern Fürstenthum auszustatten, was in dieser Epoche, wo das Tauschen der Länder Mode war, ohne Anstand auszuführen gewesen wäre? Dann wäre der Besitz in Italien bedeutender geworden, und die Anstrengungen zur Behauptung desselben würden sich eher haben rechtfertigen lassen. Sich aber auf Mailand allein zu beschränken, in diesem den Keim unaufhörlicher Unruhen zu übernehmen und zugleich die Suprematie in Italien behaupten zu wollen, war eine der beliebten halben Maßregeln östreichischer Politik, die überall sein wollte und nirgend stark war. Daß in diesem Umstand auch bei weitem die größte Schuld an den Unglücksfällen zu suchen ist, welche Oestreich in seinen Kriegen gegen Frankreich erlitt, kann kaum geleugnet werden; nach Italien wurden ebenso starke Armeen gesendet als an den Rhein, und die Behauptung dieser einen Provinz absorbirte die Kräfte, welche zum Schutz Deutschlands und Wiens nöthig gewesen wären.

Nach der auf dem wiener Congreß bewirkten Ordnung der Gebietsverhältnisse in Europa finden wir Oestreich im Besitz des lombardisch-venetianischen Königreiches, aber trotz des Zuwachses an Land weniger sicher und stark als vorher. Im vorigen Jahrhundert ertrug Italien die im Ganzen ziemlich milde, dem italienischen Charakter angemessene Herrschaft der Fremden so willig als die der einheimischen Fürsten. Für Toscana war sogar das Ende des vorigen Jahrhunderts eine Epoche des Glanzes gewesen, und in der Lombardei sind noch jetzt die Zeiten von Maria Theresia unvergessen. Erst durch die Republiken, die von der französischen Mutterrepublik gegründet wurden, um dann in französische Königreiche umgewandelt zu werden, wurde der Factionsgeist im Volke geweckt. Es tauchten Demagogen auf, an denen Italien jetzt ebenso reich ist als im Mittelalter. Der Haß gegen Fremdherrschaft und Absolutismus, der Republikanismus, die Idee des einigen Italiens entwickelte sich, und in der Revolution Neapels und in der Carbonariverschwörung machte sich dieser

Geist zuerst Luft. Oestreich fand sich durch die Umtriebe, welche die ganze Halbinsel umfaßten, bald gefährdet, es mußte, um die aufgeregte Stimmung niederzuhalten, in Italien stets gerüstet stehn. Ohne dem vormärzlichen System eine Lobrede halten zu wollen, darf man behaupten, daß das Schicksal der italienischen Provinzen Oestreichs weder absolut genommen, noch verglichen mit dem anderer Länder, ein drückendes war. Italien wurde immer mit einer gewissen Rücksicht behandelt; im Gebrauch der eignen Sprache ungestört, die bis in die höchsten Stellen Amtssprache blieb, in allen Anstalten gepflegt, von den schlechten Valutaverhältnissen, die auf Oestreichs übrigen Provinzen lasteten, verschont, in Kunst und Wissenschaft und nicht minder in den materiellen Interessen gefördert, hatte es kaum Grund zu klagen; lediglich der Wunsch nach Unabhängigkeit von fremder Herrschaft konnte als Grund geltend gemacht werden, wenn man gegen Oestreich erbittert war. Dieses beruft sich dagegen auf sein durch Verträge geheiligtes Recht auf den Besitz dieses Landes, welches mit dem Blute seiner Soldaten erworben, und das es nicht aufgeben wolle. Allerdings liegt hierin ein unheilbarer Widerspruch, und macht sich der dem östreichischen Kaiserstaat angehörende Theil der italienischen Nation nicht mit der Idee vertraut, daß es besser sei, von einem deutschen Fürsten gut, als von einem italienischen schlecht regiert zu werden, so ist an eine günstigere Gestaltung des Verhältnisses zwischen Oestreich und seiner italienischen Provinz nicht zu denken.

Das Jahr 1848 ist in frischem Gedächtniß. Italien erhob sich zur Vertreibung der Fremden. Das Heer Oestreichs, durch Radetzki sorgsam gepflegt, und in Voraussicht dieser Ereignisse tüchtig ausgebildet, rettete durch seine Tapferkeit und Ausdauer Italien für Oestreich. Oestreich beschloß seine Stellung in dem zurückeroberten Lande noch energischer zu behaupten: militärisch, indem es ein starkes, stets schlagfertiges Heer in Italien unterhielt, indem es verschiedene neue Befestigungen anlegte, und indem es einige fremde Gebietstheile besetzte; auf dem Civilwege, indem es die Besiegten durch Milde und Mäßigung zu gewinnen strebte. Italien litt infolge seiner von so vielen Ausschreitungen begleitet gewesenen Erhebung nur wenig. Das von der Regierung befolgte System zeigt keinen Versuch, die Nationalität anzugreifen, wie in Galizien und Ungarn. Trotz der in Oestreich herrschenden Sucht alles zu centralisiren und zu nivelliren, bleiben die Eigenthümlichkeiten der Provinz unangetastet. Mit Munificenz wird jeder Wunsch nach Förderung der materiellen Interessen erfüllt. Das Land erhält sogar eine Art ständischer Vertretung, deren die treugebliebenen Provinzen nicht werth gehalten werden. Das Schicksal, sich nicht aller constitutionellen Freiheiten zu erfreun, welche der Geist der Gegenwart fordert, theilt es mit dem übrigen Oestreich und manchen andern Staaten.

Trotz alledem ist ein nicht geringer Theil des Volks in Oestreichisch-Italien der Regierung feindlich gesinnt, und die Stellung der letztern unsicher. Oestreich kann gegenwärtig in Italien bedroht werden, entweder blos durch eine revolutionäre Erhebung, die entweder ganz Italien umfaßt oder sich nur auf Oestreichisch-Italien beschränkt; oder durch einen Angriff Sardiniens, der eine nationale Erhebung in der Lombardei unterstützte, ohne eine solche kaum recht möglich wäre; endlich drittens durch Frankreich mit Sardinien verbunden, wenn das französische Cabinet sich zu einer Einmischung in die italienischen Angelegenheiten entschlösse, in welchem Falle auch ein Theil der italienischen Nation mitzubekämpfen sein dürfte.

Gegen eine Erhebung der Bevölkerung allein, wozu diese infolge des leicht erregbaren, sanguinischen Nationalcharakters, der die Italiener zu schlechtrechnenden Politikern macht, geneigter ist, als man glauben sollte, und welche, begünstigt von Piemont, durch die italienische Emigration angezettelt würde, ist die in Italien befindliche Militärmacht, besonders nach der soeben erfolgten Verstärkung der Armee mehr als genügend. Die Festungen sind mit starken Garnisonen versehen, die meisten offnen Städte, wie Mailand, Brescia, Bergamo, Pavia haben überdies feste Citadellen, aus frühern Zeiten stammende Schlösser, jetzt zu dem Zwecke hergerichtet, den Truppen ein Reduit gegen etwaige Aufruhrsversuche der Bevölkerung zu verschaffen, um die Stadt aus ihnen wirksam zu beherrschen, selbst, wenn die Garnison für einige Zeit weggezogen werden müßte und nur eine kleine Besatzung zurückbleiben könnte. An der Spitze der Militär- und Civilbehörden stehen Männer, welche die Gefahr kennen, auf selbe vorbereitet sind, und ihr zu begegnen wissen werden. Die ackerbautreibende Bevölkerung (die Colonen) hat Oestreich nicht gegen sich. Nur der Adel und der Bürgerstand, überhaupt die Städtebewohner sind gegen die Regierung entschieden feindlich gesinnt, und diese Classen allein wiegen nicht schwer genug, um ernste Befürchtungen einzuflößen. Isolirt, ohne einer Unterstützung von außen sicher zu sein, werden sie gewiß auch nicht den Versuch eines Krawalls machen; denn gegen die starke militärische Stellung Oestreichs hätte ein Aufstand nicht die geringste Aussicht auf Erfolg, und an jenem Ueberfluß von Muth, der die Vorsicht aus den Augen läßt, leidet der Italiener durchaus nicht

Anders stellt sich die Frage, wenn Sardinien, der erklärte Gegner Oestreichs, die Stütze und Hoffnung aller die Befreiung von den Deutschen hoffenden Lombarden, abermals einen Versuch macht, Oestreich aus Italien hinauszudrängen, wobei wir den für Piemont günstigern und in der That auch wahrscheinlichern Fall annehmen, daß dieser Versuch von Sardinien ebenfalls nicht isolirt, sondern in Uebereinstimmung mit der nationalen Partei in Oestreichisch-Italien und in einem für die Ausführung geeigneten Moment

unternommen wird, wo möglich, wenn Oestreich — etwa wie 1848 und 1849 — auch anderwärts beschäftigt und nicht alle seine Kräfte zur Behauptung Italiens aufzubieten in der Lage ist.

Die gegenwärtige Lage bietet einen solchen günstigen Fall nicht. Oestreich ist auf einen Krieg, den die Organe Cavours täglich predigen und zu dem das turiner Cabinet sich möglicherweise verleiten lassen könnte, gefaßt. Die in Italien stehende Armee ist zwar nicht auf dem Kriegsfuß, aber der Art mobil organisirt, daß sie jeden Augenblick in Bewegung gesetzt werden kann (Beweis der eben erfolgte, in wenigen Tagen bewirkte Einmarsch eines Armeecorps von Wien nach der Lombardei), und sodann genügend stark, um selbst nach Besetzung aller wichtigen Punkte des Königreiches im freien Felde für einige Zeit den Piemontesen die Spitze bieten zu können. Durch Einberufung der Urlauber und Reservisten können sich die in Italien stehenden Regimenter mit Benutzung der Telegraphen und der Eisenbahnen binnen 14 Tagen auf den Kriegsstand ergänzen, und dies nicht mit Rekruten, sondern mit gutgeübten Mannschaften. In noch kürzerer Zeit können aus den an Italien anstoßenden, so wie aus den innern Provinzen Truppen auf dem etwaigen Kriegsschauplatz erscheinen und der östreichischen Armee eine numerische Ueberlegenheit verleihen, die jede Aussicht auf einen selbst nur ephemeren Erfolg Sardiniens schwinden macht. Allerdings hat nun Sardinien den Vortheil für sich, daß es kaum zu fürchten braucht, selbst angegriffen zu werden, sondern den Moment für die Eröffnung der eignen Offensive sich auswählen und so die Aussichten, welche eine Ueberraschung des Gegners bietet, benutzen kann; während Oestreich, zu einer fortwährenden Wachsamkeit genöthigt, eine Abspannung seiner Kräfte erleiden muß. Hierauf ist denn auch das Benehmen Sardiniens berechnet; sein Angriff wird den Charakter eines Ueberfalls tragen, der Piemont im Beginn das Uebergewicht verleiht, und den plötzlich auszuführen es in seinem außerordentlich richtig angelegten Eisenbahnnetz das Mittel findet. Sind wirklich in Turin schon Vorbereitungen für einen Krieg getroffen, und ist der Entschluß zu einem Kampf mit dem Aufgebot aller Kräfte gefaßt, so kann Sardinien seine ganze Armee in wenigen Tagen an der Grenze concentriren und vom Ticino Mailand bedrohen, welches so nahe der Grenze liegt, daß die italienische Armee bei ihrer gewöhnlichen Dislocation nicht zeitig genug concentrirt sein dürfte, um den Uebergang über den Grenzfluß zu vertheidigen. Nun hat für Oestreich in militärischer Beziehung die Behauptung Mailands wenig Werth, aber in politischer Hinsicht ist dieser Besitz von hoher Bedeutung, da eine auch nur temporäre Räumung der Hauptstadt dem Feinde einen immensen Zuwachs an moralischer Stärke verleihen, die Bewegung über das ganze Land verbreitenund endlich die Hilfsquellen einer reichen Provinz dem Feind überliefern würde. In militärischer Beziehung wären die Stellungen am Ticino, an der

Adda, oder an einem andern der Flüsse, welche von den Alpen herabströmend die Lombardei bewässern und in den Po münden, nicht zu vergleichen mit der sorgfältig vorbereiteten, außerordentlich festen Aufstellung in dem Festungsviereck: Verona, Mantua, Peschiera, Legnago; hätten demnach nur militärische Rücksichten Einfluß auf den Entschluß des Feldherrn, so würde dieser bei erfolgter Kriegserklärung Mailand und die Lombardei räumen, sich bis an den Mincio zurückziehn, dort seine Kräfte sammeln und entweder in diesem Bollwerk, in welchem die beste Garantie für den Besitz Italiens liegt, den Angriff des Feindes erwarten oder von dieser Operationsbasis aus selbst die Offensive gegen denselben ergreifen, um sich der für einige Zeit aufgegebenen Lombardei wieder zu bemächtigen. Wie erwähnt, erscheint es aber wünschenswerth, auch nicht einen Theil des Landes selbst nur für kurze Zeit räumen zu müssen; die Armee muß also Mailand halten und zu dem Ende, da Mailand eine offene Stadt ist, eine Aufstellung am Ticino nehmen und an dieser Linie den Feind aufhalten. An eine der übrigen Linien zwischen Ticino und Mincio ist nicht zu denken, weil die Aufstellung an einer derselben schon ohnehin die Räumung Mailands bedingt, und weil es dann mehr als unnütz wäre, diese halten zu wollen, wenn sich wenige Meilen rückwärts eine der besten Positionen der Welt vorfindet. Um Mailand gegen einen plötzlichen, mit überlegenen Streitkräften unternommenen Angriff Sardiniens zu decken, dachte man einen Augenblick daran, die Stadt mittelst detachirter Forts zu befestigen und so einen großen Waffenplatz an der Grenze zu schaffen; man kam aber von dieser Idee ab, theils wegen der Kosten, welche die Ausführung erfordert hätte, theils deshalb, weil die Zahl der großen Festungen Oestreichs auf dem kleinen Raum in Oberitalien zu sehr vermehrt worden wäre, und endlich, weil dieses verschanzte Lager zu seiner Behauptung auch wieder eine bedeutende Armee erfordert hätte. Hat Oestreich aber eine solche Armee bei Mailand stehn, so braucht auch die Stadt nicht geräumt zu werden; denn man kann alsdann bis zum Eintreffen der Verstärkungen versuchen, die Ticinolinie zu vertheidigen. Die wesentliche Schwierigkeit für Oestreich besteht nur darin, die Streitkräfte an der piemontesischen Grenze, welche den ersten Stoß des Feindes gegen Mailand abzuwehren haben, zeitig genug auf eine solche Stärke zu bringen, daß eine Defensive am Ticino möglich ist. Um dies zu erreichen, muß in die Städte der Lombardei stets ein großer Theil der Armee verlegt bleiben, und man muß diese Orte, so wie auch die Garnisonen im Venetianischen für einige Zeit ohne Gefahr räumen können, um die Truppen mit Hilfe der Eisenbahn in kürzester Frist an die Grenze disponiren zu können. Wird der zwischen civilisirten Staaten übliche Termin von einigen Tagen zwischen der Kriegserklärung und der Eröffnung der Feindseligkeiten beobachtet, so hat Oestreich Zeit, die Truppen aus dem Lande herbeizuziehn,

um vor Mailand Widerstand leisten zu können; in wenigen Tagen können Regimenter aus Kärnthen, Krain, Steiermark u. s. f. nachrücken, die Ergänzungen da sein und die Armee die Offensive ergreifen. Von einer Erhebung des Landes oder vielmehr der Städte im Rücken der Oestreicher ist unterdessen wenig zu befürchten; so lange die sardinische Armee keinen Erfolg errungen hat und Mailand noch in den Händen der Oestreicher sich befindet, würden Versuche kaum gemacht und, würden sie gemacht, durch die Besatzungen der Citadellen, so wie die fortwährend nachrückenden Verstärkungen leicht niedergeschlagen werden.

Die Stellung am Ticino, welche wir hier hervorheben, und die für Oestreich bis zum Moment, wo es selbst die Offensive ergreifen kann, von höchster Wichtigkeit ist, erstreckt sich von dem langgestreckten, in das schweizer Gebiet reichenden Lago maggiore bis an den Po, in einer Ausdehnung von etwa zwölf Meilen. Als Hauptübergangspunkte, über welche eine sardinische Armee in das östreichische Gebiet debouchiren muß, können bezeichnet werden: Sesto Calende, am See selbst, die Brücke bei Buffalora, auf welcher die Hauptstraße nach Mailand in die Lombardei tritt und die auch von der nahezu vollendeten Eisenbahn benutzt werden wird, dann Vigevano und Pavia; übrigens bietet der Ticino für den Uebergang nirgend unüberwindliche Schwierigkeiten. Das Debouchiren auf der kürzesten nach Mailand führenden Linie wird durch eine, auf dem mit dem Flusse parallellaufenden Niveau, zu beiden Seiten der Eisenbahn vorbereitete Stellung vor Magenta verhindert; die in derselben concentrirte östreichische Armee kann von hier aus dem an einer andern Stelle über den Fluß gegangenen Feinde entgegengehen und muß überhaupt durch Beweglichkeit in der Vertheidigung die anfängliche Ungleichheit der Kräfte zu ersetzen und jede Blöße, die sich der Feind bei seinem Hauptübergang, eine im Angesicht des Feindes immer etwas gefährliche Operation, geben sollte, mit Blitzesschnelle zu benutzen suchen. — Pavia, in dem Winkel gelegen, den Po und Ticino bei ihrer Vereinigung bilden, ist für die östreichische Armee wichtig und muß wegen der Deckung Mailands gehalten werden, was, obschon es nur eine offne Stadt ist bei der festen Bauart italienischer Städte für einige Tage nicht unmöglich sein wird. Den weiteren Lauf des Po deckt Piacenza, wo Oestreich bekanntlich das Besatzungsrecht besitzt und wo durch einige, einem unvollendet gebliebenen Befestigungssystem angehörende Forts eine Art Brückenkopf am rechten Poufer gebildet wird, der den Uebergang an diesem Punkt zu sichern geeignet sein dürfte. Am rechten Flügel der östreichischen Stellung könnten Diversionen, welche die piemontesische Armee in das Gebirge zwischen den Seen versuchen würde, in kurzer Zeit kaum von entscheidenden Folgen begleitet sein. Die Besatzung des Castells in Mailand, so wie eine daselbst zurückgelassene Reserve würden Mailand bis zur Ankunft

anderer Truppen nicht nur gegen jeden Handstreich sichern, sondern, wie bemerkt, auch Aufstandsversuche der Bevölkerung zu unterdrücken im Stande sein.

Will der östreichische Feldherr sich mit einem Theil seiner Truppen nicht der Gefahr aussetzen, am Ticino geschlagen zu werden, und dann den Rückzug über Mailand nehmen zu müssen, sondern zieht er es vor, dem Feind einiges Terrain einzuräumen, um ihn dann mit vollkommner Aussicht auf Erfolg anzugreifen; oder treten andere Umstände ein, welche Oestreich zwingen, die Lombardei aufzugeben, oder wird endlich die Ticinolinie von der piemontesischen Armee forcirt, und die östreichische Armee zurückgedrängt, so findet diese noch eine zweite bessere, d. i. jene Aufstellung, in welcher sie schon einmal ganz Italien Widerstand leistete. Gegen eine von dem Süden etwa ausgehende Bewegung ist Oestreich durch die Besatzungen einiger Punkte der päpstlichen Staaten wie Ferrara, Bologna gedeckt, welche hauptsächlich dadurch die Stellung Oestreichs zu verstärken geeignet sind, weil sie den Herd der revolutionären Umtriebe auf dieser Seite von der Grenze mehr entfernt halten. Venedig, von einem Gürtel in weitem Umfang angelegter Werke umgeben, unter denen nur eine mäßige Zahl bedeutender ist, hat einen hohen strategischen Werth für die Operationen einer Landarmee, welche dort ihre Verbindung mit dem Meere, ihre Magazine, Depots und Marineetablissements gesicherter hat, als es in einem gewöhnlichen Seeplatz der Fall wäre, der nicht so wie Venedig durch die Lage auf den Lagunen fast unnahbar ist. Venedig im feindlichen Besitz, würde die Verbindungen der in Italien stehenden Armee auf das höchste gefährden, und diese zu einer langwierigen Blockade auf der Landseite zwingen; es darf daher unter keiner Bedingung der Insurrection oder einem von der Seeseite angreifenden Feind überlassen werden. Der letzte in der Reihe der festen Plätze des lombardisch-venetianischen Königreiches ist endlich Palmanuova, eine kleine Festung, auf der Straße von Görz in das Venetianische gelegen, Zwischenpunkt und Depotplatz auf der Straße aus den innern Provinzen, welche von dem Nachschub an Ergänzungen, Verstärkungen u. s. f. meist eingeschlagen zu werden pflegt.

Fassen wir die Bedeutung der Festungsgruppe näher in das Auge, von welcher wir sagten, daß sie der Hauptstützpunkt der östreichischen Stellung in Italien sei, so werden wir finden, daß dieselbe auch einer schwächeren Armee die Möglichkeit bietet, in ihrem Schutze einen Angriff, der von Westen oder von Süden kommen sollte, abzuwarten und den Feind hier so lange aufzuhalten, bis es die Verhältnisse wieder möglich machen, aus der Defensive in eine kräftige Offensive überzugehen, um den Feind aus dem eigenen Gebiet hinauszuwerfen. Eine Armee, welche zwischen den Flüssen Etsch und Mincio auf die Festungen gestützt eine Stellung einnimmt, versperrt einer sardinischen oder französischen Armee nicht nur den directen Weg aus Italien nach den deutschen

Provinzen Oestreichs, sondern beherrscht auch die Straße nach Tirol und sichert somit die so wichtige Verbindung mit Deutschland. Diese Festungsgruppe, in einem Terrain gelegen, welches am Fuße der Gebirge von drei bedeutenden Flüssen, Po, Mincio und Etsch durchflossen wird, besteht aus folgenden Plätzen, welche wir in allgemeinen Umrissen zu skizziren versuchen wollen.

Den Kern des Systems bildet Verona, auf beiden Ufern der Etsch, nahe der Stelle gelegen, wo diese aus dem Gebirge tritt, eine starke Festung, deren einzelne Theile aus den verschiedensten Epochen, theilweise noch aus dem Mittelalter stammen; das Meiste jedoch von dem jetzt noch Bestehenden wurde erst in diesem Jahrhundert, in der nachnapoleonischen Zeit gebaut. Der Platz erhielt seine wahre Stärke durch das im Jahre 1848 am rechten Etschufer im Drange der Ereignisse begonnene und seitdem vervollständigte verschanzte Lager, welches von einer Kette großer detachirter Forts gebildet wird, die im permanenten Stil ausgeführt, auf dem bekannten Plateau von Santa Lucia sich hinziehn und beiderseits an den Fluß anschließen. Am linken Ufer läuft die Umfassung des Platzes um die sogenannte Veronena herum und schließt das citadellartige Castell mit ein; die diesem vorliegenden, Einsicht nehmenden Anhöhen sind mit vorgeschobenen Werke besetzt; ein verschanztes Lager für 50,000 Mann wird auf diesem Ufer auch projectirt, um die Wirksamkeit des Platzes gegen diese Seite zu vervollständigen, von welcher unter den Umständen, die jetzt hauptsächlich in das Auge gefaßt worden, keine Gefahr zu befürchten ist. Verona, als der militärisch wichtigste Punkt Oberitaliens von Oestreich gewürdigt, alle Depots, Magazine der italienischen Armee enthaltend, Sitz der Militärbehörden, ist auf diese Art ein großer moderner Manövrirdepotplatz, genügend stark gegen einen regelmäßigen Angriff, und ebenso fähig einer Armee, die ihren Rückzug hierher genommen hat, die Gelegenheit zu geben, sich zu erholen, zu verstärken, und von hier aus gegen den Feind zu manövriren, oder denselben doch vor dem Platze festzuhalten. Durch seine günstige Lage in der Nähe des Debouchés der aus Tirol kommenden Hauptstraße vertheidigt es endlich nicht nur hauptsächlich den Weg in das Venetianische, sondern in Verbindung mit den in dem Etschthal (bei Rivoli, der Etschklause) angelegten Befestigungen beherrscht es auch die für Oestreich außerordentlich werthvolle Communication nach Tirol.

Mantua, durch seine Lage an einer seeartigen Erweiterung des Mincio und in einem Terrain, welches vollkommen überschwemmt werden kann, sehr fest und fast nur durch Aushungerung zu nehmen, ist der zweitwichtigste Platz des Festungssystems. Wiewol eben die Unnahbarkeit des Platzes auch seine Offensivwirkung lähmt, indem ein Debouchiren aus demselben ziemlich erschwert ist, so kann doch der Werth Mantuas nicht genug geschätzt werden.

Allein hält es schon ein der Garnison überlegenes, zur Einschließung erforderliches Corps vor sich fest; für die auf die Defensive beschränkte eigne Armee, welche im Schutz des großen verschanzten Lagers bei Verona vorausgesetzt wird, bietet aber Mantua einen gesicherten Uebergangspunkt über den Mincio und die Möglichkeit, sich in den Offensivoperationen gegen die feindlichen, zwischen dem Mincio und der Etsch befindlichen Streitkräfte auf diese Festung zu basiren, von dort aus im Verein mit der innern, ziemlich bedeutenden Garnison Mantuas die Stellung des Feindes in der Fronte zu fassen. Die Kriegsbegebenheiten des Jahres 1848 zeigen, wie ein geschickter Feldherr diese Festungen zu benutzen vermag; wir erwähnen nur noch, daß seit 1849 die Wichtigkeit des Festungssystems zur Verstärkung der militärischen Stellung Oestreichs immer mehr anerkannt wird, und dasselbe seitdem eine Vollendung erhielt, welche es befähigt, wirklich der Haltpunkt der östreichischen Herrschaft in Italien zu sein.

Peschiera, der dritte Platz unserer Festungsgruppe, eine kleine Festung an dem Austritt des Mincio aus dem Gardasee, ist als Uebergang über den Mincio, der übrigens an sehr vielen andern Stellen leicht zu passiren ist, dann zur Beherrschung des Sees und der Straße nach Tirol (Trient) einigermaßen wichtig, doch auf die Kriegsoperationen schwerlich von entscheidendem Einfluß. In den letzten Jahren hat man es durch einige detachirte Forts verstärkt, die im Halbkreis beiderseits an den See sich anlehnend angelegt sind und ein kleines verschanztes Lager bilden; dies ermöglicht, daß ein Theil der Armee bei dem Rückzug über den Mincio sich in dasselbe zieht, um von da aus gegen den Feind zu manövriren und ihn in seiner Flanke zu bedrohen, wenn er an Peschiera vorbeigehn sollte, oder ihn schon vor Peschiera festzuhalten. Ob es aber ganz rathsam ist, die operirende Armee in die einzelnen verschanzten Lager zu vertheilen, statt sie in Verona concentrirt und zu einem großen Schlage bereit in der Hand zu behalten, ist sehr in Zweifel zu ziehn; der Werth des verschanzten Lagers bei Peschiera dürfte sich also nur auf den momentanen Schutz beschränken, den es der eignen innerhalb des Festungsvierecks manövrirenden Armee zu bieten geeignet ist, und daß es den Feind zu einer Vermehrung seiner Belagerungsarbeiten zwingt.

Der vierte Platz des veroneser Festungssystems ist Legnago, an der Etsch, etwas unterhalb Veronas, der unbedeutendste und schwächste Punkt der Gruppe, im Verein mit Peschiera ein Beleg, wie wenig nütze die zahllosen kleinen Plätze sind, welche unsere Vorfahren auf Stellen hinbauten, an denen sie häufig sehr überflüssig waren. In der jetzigen Kriegführung sind nur große Plätze, wie Verona, von Bedeutung und von entscheidendem Einfluß. Legnago wird bei-

behalten, weil es eben da ist, allein es ist ein werthloser Platz, selbst in Verbindung mit den drei vorhergenannten Festungen wenig brauchbar. Es gibt wol einen gesicherten Uebergang über die Etsch, es kann jedoch ein solcher eine Meile ober- oder unterhalb der Stadt mit der größten Leichtigkeit gewonnen und derselbe mittelst Feldschanzen zu einem Brückenkopf gestaltet werden, der für die Dauer des Feldzugs bessere Dienste leistet als Legnago. Dieses selbst ist einen kräftigen Angriff auszuhalten kaum im Stande; übrigens welcher Feind könnte Mantua, so wie Verona bei Seite lassen, um Legnago zu nehmen. Sind aber Mantua und Verona gefallen, so ist auch Legnago, so wie ganz Italien verloren. Bei Verona ist also die Entscheidung über den Besitz Oberitaliens auszukämpfen; der Feind muß die östreichische Armee in dem verschanzten Lager vor Verona aufsuchen, diese dort schlagen, Verona und Mantua nehmen — eine für die piemontesische Armee gewiß nicht allzuleichte Aufgabe.

Es erübrigt noch, den dritten, für die Behauptung der Stellung Oestreichs in Italien jedenfalls gefährlichsten Fall zu betrachten, daß Oestreich in Italien einem Volksaufstand, der nicht nur von Piemont, sondern auch von Frankreich unterstützt würde, entgegenzutreten hätte. Es setzt dieser Fall, wie wir die Dinge hier auffassen, einen allgemeinen europäischen Krieg voraus, in welchem nicht blos Oestreich, sondern auch Deutschland gegen Frankreich stände. Es hätte dann Oestreich in Deutschland die Aufgabe, das Donauthal zu behaupten, während am Rhein Preußen die Hauptrolle zufiele, die Operationen der östreichischen Armee in Oberitalien und in Deutschland müßten dann im Einklang erfolgen. Bliebe Deutschland bei dieser Entwickelung der politischen Verhältnisse neutral, so wäre Oestreich um so mehr darauf angewiesen und hätte auch mehr die freie Hand hierzu, alle seine Kräfte in Italien zusammenzufassen. Es könnte dies, da es nur hier mit Frankreich unmittelbar in Berührung kommen kann, und sonach hier die Entscheidung des Kampfes erfolgen muß. Höchst kritisch würden sich die Verhältnisse für Oestreich gestalten, wenn die Kriegserklärung Frankreichs an Oestreich nicht nur die italienische Emigration mit Hoffnungen erfüllte, sondern zugleich in den übrigen Provinzen der Monarchie oder auch nur in Serbien und der Walachei revolutionäre Bewegungen hervorriefe, indem es dann nothwendig sein würde nach allen diesen Seiten hin militärische Vorsichtsmaßregeln anzuordnen, die nur durch Schwächung des italienischen Heeres zu ermöglichen wären.

Bei einem Kriege mit Frankreich hat Oestreich, da die Eröffnung desselben nicht so überraschend plötzlich erfolgen kann, zweifellos Zeit, seine militärischen Kräfte auf jenen höchsten Stand zu bringen, den die Verhältnisse dem Ausland gegenüber und im Inlande gestatten. Einen von Sardinien vor dem Eintreffen französischer Hilfe isolirt unternommenen Angriff, um die Lor-

beeren allein zu pflücken, würde Oestreich, wie wir bei Betrachtung des vorigen Falles gezeigt zu haben glauben, zurückzuweisen im Stande sein. Oestreich kann sogar seine Macht zeitig genug am Ticino concentriren, um dem französischen Heer entgegenzugehen und den Krieg in das piemontesische Gebiet hinüberzuspielen, und es würde sich dann das Schicksal des Krieges in den Ebenen Piemonts entscheiden, wo schon so viele Schlachten zwischen Oestreich und Frankreich geschlagen worden sind. Will sich aber Oestreich in Italien nur auf eine kräftige Defensive beschränken, oder ist es im Fall eines unglücklichen Ausganges seiner Offensive gezwungen zurückzugehn, so findet es in dem Festungsviereck Verona, Mantua, Peschiera, Legnago eine Stütze, und es wird dieses seinen Werth bewähren, die östreichische Armee wird unter diesen Umständen jenen großen Nutzen daraus zu ziehn im Stande sein, den ein wohldurchdachtes Festungssystem zu bieten fähig ist. Innerhalb des Raumes von einigen Quadratmeilen, den die vier Festungen einschließen, befindet sich die Armee wie in einem Bollwerk, das ihre Stärke verdoppelt, frei und sicher in allen ihren Bewegungen, stets im Besitz der innern Operationslinie, während der Feind sich auf dem äußern Umfang eines Kreises bewegen muß, dessen Mittelpunkt die Vertheidigungsarmee einnimmt. Das feindliche Heer wird durch diese Stellung gefesselt und verliert dem Vertheidiger gegenüber alle seine bisherige Ueberlegenheit; greift es eine der Festungen an, so muß es die Belagerung durch Corps gegen Unternehmungen der in dem Rayon der Gruppe befindlichen feindlichen Armee schützen, und da die zwei Hauptplätze des Systems, Mantua und Verona, nie vollständig eingeschlossen werden können und immer nach der einen Seite hin ihre Verbindung offen behalten, so hat der Angriff wenig Aussicht, den einen oder den andern der Plätze bald zum Fall zu bringen. Oder greift die vom Westen gekommene Armee die östreichische im verschanzten Lager selbst an, so hat letztere alle Vortheile für sich, die eine stark befestigte Stellung und der gesicherte Rückzug unter die Kanonen einer Festung ersten Ranges zu bieten vermag. B.

Die architektonischen Bestrebungen unserer Zeit.

3.

Zwei Entwürfe: „Suae quisque fortunae faber“ und „Semper floreat architectura“, denen als dritter im Bunde der Plan: „Sic voluere fata“ anzureihen wäre, gehören der dresdner Schule an. Gründer und Meister dieser Schule ist Gottfried Semper, von dessen Berufung nach Dresden im Jahre 1834 dieselbe datirt. An Stelle der Weinbrennerschen Schule, die bis dahin die herrschende in Dresden gewesen, legte Semper seinen Schöpfungen den Renaissancestil zu Grunde. Die gewonnene Ueberzeugung, daß der Renaissancestil als der architektonische Ausdruck einer unseren Tagen geistig verwandten Zeit auch den Ausgangspunkt für die modernen Bestrebungen bilden müsse, wird ihn hierbei geleitet haben.

Die Renaissance erscheint als das architektonische Resultat jener in der Frühzeit des 15. Jahrhunderts vollzogenen Sinneswandlung, die sich gleichmäßig über alle Gebiete des Lebens, über Kirche und Staat, Wissenschaft und Kunst erstreckte. — Das Mittelalter war eine Zeit des unvermittelten Gegensatzes einer rohen, gewaltsamen Sinnlichkeit auf der einen, eines überschwenglichen, weltvernichtenden Spiritualismus auf der andern Seite. Im ruhelosen Kampfe bäumte sich die niedergetretene Natur gegen die Herrschaft eines in starrer Objectivität sich selbst äußerlich gewordenen Geistes auf, ohne daß das Zeitalter in sich selbst die Kraft zur Ueberwindung dieses Dualismus gefunden hätte. Der dem germanischen Geiste ureigene Individualismus tritt in Widerspruch theils mit sich selbst, theils mit dem Staat. In freier, genossenschaftlicher Vereinigung sucht er die Macht zu energischer Vertretung gleicher Interessen zu gewinnen, in Mönchswesen, Ritterthum und Zünften. Der Staat selbst aber baut sich solcher Gestalt aus einzelnen freien Gliedern auf, die, weil ohne einheitliche Staatsgewalt, im permanenten Kampfe aufeinander prallen. „Ueberall finden wir den Geist des Individualismus in seiner mächtigen, gruppenbildenden, isolirenden Thätigkeit, stets neu und unerschöpflich in seinen Gestaltungen. Aber diese Gruppen stehn dem tiefer Blickenden nicht lose und vereinzelt nebeneinander. Ein gemeinsames Bewußtsein, dasselbe Gesammtziel verbindet die scheinbar Getrennten nur um so inniger, und über das Gewirr luftig und kühn aufsteigender Glieder und Theile legt sich vor allem in

imposanter einheitlicher Ruhe wie ein schirmendes Dach die Kirche." Seinen vollendetsten Ausdruck, seine höchste künstlerische Verklärung fand der mittelalterliche Geist in der gothischen Architektur. „Je weniger das Mittelalter in seinen mannigfachen Lebensäußerungen zu einem befriedigenden, festen Abschlusse gelangte, je spröder sich unter dem Kampfe die geschilderten Gegensätze, die verschiedenen Elemente zueinander verhielten, um so bedeutsamer gestaltete sich das architektonische Schaffen. Daß eine Zeit wie jene, voll subjectiven Gefühles, aber auch voll inneren Widerstreites, gerade in der Architektur am meisten Gelegenheit fand, ihrem kühnen aber dunklen Ringen einen Ausdruck zu geben, liegt nahe." „Frei und unabhängig von den Gesetzen der organischen Natur wandelt sie ihren eignen Weg nach eignen Gesetzen." Allen früheren Bauweisen diametral entgegen löste der gothische Stil „die strenge Mauerumgürtung, welche bei allen früheren Stilen den Innenraum umschloß und in deren künstlerischer Durchbildung sich der Geist der verschiedenen Bausysteme offenbarte; statt der Mauer ordnete er eine Anzahl vereinzelter Pfeilermassen an, welche nur durch dünne Füllwände zum Theil verbunden, den Rahmen für die ungewöhnlich großen und weiten Fenster abgeben und dem Bau den Charakter eines ungeheuren Glashauses verleihen. Dasselbe Gesetz macht sich auch bei Ueberdeckung der Räume geltend. Diese werden durch ein System kräftiger Gewölbrippen geschlossen, zwischen welche als leichte Füllungen dreieckige, dünn gemauerte Kappen eingespannt sind. An diesem Streben, die Massen aufzulösen, die Einheit des Baues in eine Unzahl freier selbstständiger Einzelglieder zu zerlegen, den Horizontalismus, diese unerläßliche Grundbedingung der Architektur, zu verleugnen und durch einen extremen Verticalismus zu verdrängen, ja den Gesetzen der Natur gleichsam zum Trotz, durch einen auf die äußerste Spitze getriebenen Calcül ein wie durch ein Wunder aufschießendes Bauwerk hervorzuzaubern, in dieser ganzen schrankenlosen Vergeistigung der Materie kommt der naturfeindliche Spiritualismus des Mittelalters zur architektonischen Erscheinung. In dieser Hinsicht ist der gothische Stil unbedingt die Spitze der mittelalterlichen Bauentwicklung. Er spricht die erdverachtende Ueberweltlichkeit jener Epoche in glänzendster Consequenz, aber auch in schroffster Einseitigkeit aus."

Das Mittelalter hat sonach das vollbracht, was die Antike zu erreichen nicht vermochte: die Ueberwindung der Schranken, die das Material der freien Ueberspannung beliebiger Raumgrößen setzte, im Gewölbebau. Und hierin haben wir das Dauernde und Giltige der mittelalterlichen Baukunst zu suchen. Erscheint nun aber der gothische Stil als der vollendetste Ausdruck des christlich-mittelalterlichen Geistes, so muß das Formenwesen jenes Stils, in dem sich eben jener mittelalterliche Geist aussprach, ein nur dem Mittelalter entsprechendes, angehöriges sein; denn es ist das einseitige Spiegelbild einer ein-

seitigen Geistesrichtung. Die Höhe und Größe einer Tektonik erkannten wir aber darin, daß sie auch dem rohesten Naturstoff ein höheres Sein, ein kosmisches Leben einzuhauchen wisse. Jene Formensprache hat das Mittelalter nicht gefunden; „dem Mechanismus fehlt die Spiegelung der ewig wahren Natur." Die hellenische Kunst, im Monolithenbau befangen, schuf eine vollendete, ewig giltige Formensprache, die mittelalterliche Kunst überwand die Materie im Gewölbe, ohne jedoch über einen conventionellen Schematismus hinauskommen zu können. Die Verklärung des Gewölbebaues durch eine auf dem hellenischen Princip ruhende Formensprache, das ist die Aufgabe der modernen Baukunst.

Das Bestreben aber, das neuerdings mit so großer Prätension aufgetreten ist, die gothische Kunst als solche für unsere baulichen Zwecke wiederzuerwecken, muß als ein durchaus abenteuerliches mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen werden. Wenn wir in der Versöhnung von Geist und Natur das Princip des modernen Ideals finden müssen, werden wir unmöglich den architektonischen Ausdruck dieses Ideals in einer Bauweise suchen können, die ihrer innersten Wesenheit nach auf dem Widerstreit beider beruht. Wol vermögen wir es, uns vermittelst der Reflexion jenen mittelalterlichen Geist begreiflich zu machen, nun und nimmer aber in jenem Geiste selbstschöpferisch thätig zu sein. Erlosch aber schon gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts jene Flamme hinreißender Begeisterung, übermächtigen Spiritualismus', welche die lebendige Seele des gothischen Stils ist, und verfiel eben darum der gothische Stil unaufhaltsam und unwiderruflich seiner Auflösung, so wird eine Wiederbelebung desselben um so weniger gelingen können, als die Zeit seiner Auflösung eben diejenige war, die das moderne Ideal ins Dasein rief. — Die patriotischen und praktischen Gründe aber, mit denen die Vorkämpfer für gothische Bauweise Proselyten zu machen suchen, können nur als haltlose Scheingründe bezeichnet werden. Denn wenn schon die Gothik in Deutschland ihre consequenteste, darum aber auch einseitigste Ausbildung erhielt, so gehört sie doch ihrem Ursprung nach nicht Deutschland, vielmehr Frankreich an. Ob aber, in architektonischer Beziehung, Werke wie die Kathedrale von Rheims ohne weiteres deutsch-gothischen Bauten unterzuordnen sind, das ist eine Frage, die nur der voreilig bejahen möchte, der jene Monumente gar nicht oder doch nur durch die gefärbte deutsch-gothische Brille gesehen hat. Was nun jene praktischen Gründe betrifft, um deretwillen man uns die Gothik anpreist, so finden wir zwar die horizontale Gliederung nach einem steilen Winkel abgeschrägt, auch mit tiefen Unterschneidungen und Einkehlungen versehen, können aber hierin nur eine Consequenz des verticalen Stilprincips erkennen, um so mehr, als jene Abschrägungen und Unterschneidungen auch im Innern und hier doch wol nicht aus Rücksicht auf das nordische Klima an-

gebracht sind. Daß es der Gothik nicht darum zu thun war, klimatischen Erfordernissen Rechnung zu tragen, das beweisen die unzähligen Einzelglieder mit ihren Thürmchen und Giebeln, Spitzen und Blumen, in die der gothische Bau sich auflöst, die ohne schützendes Dach in ihrer endlosen Zerklüftung dem unvermeidlichen Verderben entgegenstreben. Durchbrach man doch selbst, ohne auch nur die mindeste Rücksicht auf Zweckmäßigkeit und auf die Natur des Materials zu nehmen, den steinernen Thurmhelm nach geometrischen Mustern, dem zerstörenden Einfluß der Witterung eine willkommene Stätte bereitend. Ob aber der gothische Stil in dem auf dem künstlichsten Gleichgewicht der Gegensätze beruhenden, hart an die Grenze des technisch Möglichen streifenden Bogen- und Pfeilerbau Zweckmäßigkeitsrücksichten erfüllt oder auch nur verfolgt, möchten wir um so mehr bezweifeln, als durch das Schadhaftwerden eines baulichen Gliedes, das überdies durch seine Formation gradezu provocirt wird, die Existenz des ganzen Organismus in Frage gestellt ist. Der Brand des Dachstuhls hat schon oft die ganze Kirche in Trümmer geworfen. Daß sich aber die Gothik zu Ermöglichung ihrer steinernen Effecte des haltenden und klammernden Eisens bedienen muß, darf hier um so weniger verschwiegen werden, als eben das Eisen durch Oxydation zum gefährlichsten Gegner des Steines wird.

Die freie Raumüberdeckung im Gewölbebau war die technische Errungenschaft des Mittelalters. Den Bogen- und Gewölbebau hatten wir aber schon oben als ein unerläßliches Moment der monumentalen Baukunst erwiesen. Erkennen wir aber im gothischen Spitzbogen den bedeutendsten Factor zur Verwirklichung des mittelalterlichen Baugedankens, so sind wir doch weit entfernt, in ihm die absolute Vollendung des Wölbprincips finden zu wollen. Im Spitzbogen ist jener rücksichtslose Verticalismns gegeben und bedingt, der wol das nothwendige Ergebniß der mittelalterlichen Geistesrichtung, darum aber auch der zweifellose Ausdruck jener schroffsten Einseitigkeit geworden ist. Der Rundbogen dagegen gestattet, wie wir oben darzulegen bemüht waren, nach allen Seiten hin eine freie, ungehinderte Bewegung; im Rundbogen liegt aber auch das allgemeine, statisch natürliche Princip der Raumüberspannung durch Fügung einzelner Theile ausgesprochen. Drückt sich aber im Architrav der Horizontalismus, im Spitzbogen der Verticalismus in seiner ganzen Entschiedenheit aus, so liegt im Rundbogen die Synthesis gegeben, die eine Verschmelzung des Giltigen und Berechtigten in beiden Stilprincipien ermöglicht. Hierin aber erkennen wir eben die Aufgabe der modernen Baukunst.

Dauerndes aber entsteht nur im Anschluß an das Wesenhafte der Vergangenheit, ein Abweichen vom historischen Boden führt zur Willkür. Darum müssen auch wir nach einem Anknüpfungspunkt suchen, um jenen mittelalter-

lichen Baugedanken der antiken Formensprache zu vermählen. Diesen Anknüpfungspunkt bietet uns Italien im dreizehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert.

Von der preußischen Grenze.

Der Landtag hat sich nun constituirt und, wenn wir die äußere Physiognomie des Hauses der Abgeordneten ins Auge fassen, so könnten wir uns zu den schönsten Hoffnungen berechtigt glauben. Die bisherige Opposition, bestehend aus dem Centrum, den Liberalen und den Katholiken, gebietet über eine ungeheure Majorität des Hauses. Das Präsidium ist aus den drei Führern der drei Fractionen zusammengesetzt, und zwar ist der Führer der Liberalen, Graf Schwerin, mit 274 Stimmen zum Präsidenten, der Führer der Katholiken, Reichensperger, mit 232 Stimmen zum ersten, der Führer des Centrums, Matthis, mit 217 Stimmen zum zweiten Vicepräsidenten ernannt. Der Gegencandidat des Grafen Schwerin, von Arnim-Heinrichsdorf, hat nur 39 Stimmen erhalten; auf diese Zahl ist also die ehemalige Rechte reducirt, die im vorigen Jahr aus mehr als 200 Mitgliedern bestand! Das Zahlenverhältniß der drei verbündeten Fractionen ist für die liberale Partei sehr günstig. Wenn man die Katholiken davon aussondert, deren Verbindung mit den übrigen eine mehr zufällige ist, so bleibt immer eine Zahl von wenigstens 200 Abgeordneten übrig, die in den Principien zusammen gehören, und die sich nur nach dem Grade der Selbstständigkeit voneinander unterscheiden, welche sie dem neuen Ministerium gegenüber behaupten. Wenn unter den Vorsitzenden der sieben Abtheilungen, in welche das Haus zerfällt, fünf der liberalen Partei, einer den Katholiken und einer dem Centrum angehört, so drückt das wenigstens annäherungsweise die Stärke der verschiedenen Fractionen aus.

Wenn aber dieses Resultat allgemeine Befriedigung hervorruft, so halten wir es doch in politischen Dingen für nothwendig, sanguinische Hoffnungen zu bekämpfen. Die Geschichte unserer Ständeverfassung, obgleich sie erst acht Jahre umfaßt, ist doch im Ganzen wenig in das Bewußtsein des Volks eingedrungen und es dürfte daher nicht unzweckmäßig sein, auf einige Thatsachen der früheren Periode zurückzuweisen.

Wir lesen in den stenographischen Berichten vom 22. Novbr. 1850 folgendes Ergebniß der Präsidentenwahl. Graf Schwerin wurde mit 209 Stimmen zum Präsidenten, Simson mit 195 zum ersten, Lensing mit 197 Stimmen zum zweiten Vicepräsidenten ernannt. Der Gegencandidat des Grafen Schwerin, Graf Arnim-Boitzenburg, erhielt 68 Stimmen, außerdem stimmten gegen ihn noch 14 Katholiken. In seiner Antrittsrede sagte Graf Schwerin unter anderem: „Es

geht ein fester, kühner Geist durch unser Vaterland. . . . In diesem Hause werden sich die Parteistandpunkte zu dem höheren vaterländischen Standpunkte erheben und Deutschland wird inne werden, daß in dem großen Vaterlande eine neue Zeit angebrochen ist, die Zeit der Freiheit, seitdem Preußen, dieses Land so fest gewurzelt in Treue und Anhänglichkeit an seinen Thron, in die Reihe der verfassungsmäßig regierten Staaten eingetreten ist."

In derselben Kammer lesen wir eine u. a. vom Vicepräsidenten Simson unterzeichnete Interpellation folgenden Inhalts:

Der Redacteur der Constitutionellen Zeitung, ein preußischer Staatsbürger, ist gestern aus Berlin ausgewiesen worden. „Es scheint für seine Ausweisung kein anderer Grund zu bestehen, als daß man ihn als den Redacteur eines oppositionellen Blattes hat entfernen wollen: eine Maßregel der Willkür, die um so auffallender ist, da die Constitutionelle Zeitung sich stets in den Grenzen gehalten hat, welche Recht und öffentliche Sitte vorschreiben, und eine politische Richtung vertritt, welche im Volk und in den Kammern von einer zahlreichen Partei getheilt wird. Die polizeiliche Ausweisung des Redacteurs stellt sich unter diesen Umständen als ein gegen die Preßfreiheit gerichteter Angriff dar, welcher gegen den Grundsatz verstößt, daß der Mißbrauch der Presse nur durch die Gerichte zu ahnden ist; als eine Beschränkung der persönlichen Freiheit, welche selbst im Sinn der polizeilichen Ausnahmegesetze nur gegen nahrungslose oder unsittliche, gemeingefährliche Personen in Anwendung gebracht werden könnte."

Der Vertreter des Ministeriums des Innern, von Puttkammer, äußerte u. a., daß jener Redacteur (ein preußischer Staatsbürger!) sich durch Annahme einer Aufenthaltskarte selbst in die Qualität eines Fremden gestellt habe! Er schloß seine Auseinandersetzung mit folgenden Worten: „Der dritte Punkt der Interpellation enthält die Frage, ob das Ministerium den jetzt versammelten Kammern einen Gesetzentwurf über die polizeilichen Ausweisungen vorzulegen beabsichtige. Die Ansichten der Herren Minister sind in dieser Beziehung nicht definitiv festgestellt und ich kann mich in diesem Augenblick nicht bestimmt aussprechen; ich muß aber glauben, daß es nicht der Fall sein wird, weil es so viele wichtige und dringende Dinge gibt, über welche Gesetzvorlagen nothwendig sind, daß dieser Gegenstand, der schon durch Gesetze begründet ist, zunächst keiner legislatorischen Maßregel bedürfen wird."

Damit war nach dem Wortlaut der Geschäftsordnung die Sache vorläufig erledigt. Mit Bezugnahme auf denselben Fall nahm man am 15. Januar 1851 den Antrag des Abgeordneten Simson auf sofortige Vorlage der provisorischen Verordnung über die Presse vor, der am 2. Decbr. gestellt war. Von Seiten der liberalen Partei wurde sehr lebhaft dafür gekämpft. Auf den Antrag des Abgeordneten Geppert dagegen ging die Kammer mit 166 gegen 127 Stimmen zur Tagesordnung über. Zur Minorität gehörten unter andern Graf Schwerin und Simson.

Der Grund, warum wir auf diese alte Thatsache hinweisen, ist leicht ersichtlich. Das Centrum, welches damals über die Majorität entschied, stimmte in den Principien mit der liberalen Partei im Wesentlichen überein, und drückte diese Uebereinstimmung auch bei der Präsidentenwahl aus; sobald es aber darauf ankam, eine freiheitsfeindliche Maßregel des Ministeriums offen zu bekämpfen, stimmte es für das Ministerium, fest überzeugt, durch ein entgegengesetztes Verfahren demselben Verlegen-

heit zu bereiten und dadurch die Bildung einer reactionären Regierung zu befördern. So ging man Schritt für Schritt weiter, unter fortwährenden Seufzern und Versicherungen seiner guten Gesinnung, bis endlich 1855 auch im Landtag die streng reactionäre Partei, dieselbe Partei, die 1850 nur über 68 Stimmen verfügte, und die heute auf 39 herabgesunken ist, die Führung übernahm.

Freilich ist heute die Lage besser. Wir können dem heutigen Ministerium mit mehr Vertrauen entgegenkommen, als dem Ministerium vom November 1850. Aber es handelt sich eben doch vorläufig nur um Vertrauen d. h. um eine unbestimmte Vorstellung, denn ein klares Bild von seiner künftigen Haltung hat das neue Ministerium noch nicht gegeben. Nun ist unter den Mitgliedern der Majorität eine nicht kleine Zahl, welche sich ihr Verhältniß zum Ministerium Hohenzollern ungefähr ebenso vorstellt, wie das Centrum von 1850 sein Verhältniß zum Ministerium Manteuffel; eine Fraction, deren Glaubensbekenntniß ungefähr durch die „Preußische Zeitung" ausgedrückt wird. Die vorläufige Fractionsbildung stellt zwar bessere Resultate in Aussicht, da sich um Matthis nur 41, um Schwerin über 100 Abgeordnete versammelt haben, aber das alles ist nur vorläufig, und erst die Abstimmungen werden zeigen, was wir an den Einzelnen haben.

So arge Dinge wie 1850 werden hoffentlich nicht wieder vorkommen, aber Uebelstände gibt es noch genug abzuschaffen, und namentlich liegen die Angelegenheiten der Presse noch sehr im Argen. Jener Grundsatz, daß man einen preußischen Staatsbürger durch Ertheilung einer Aufenthaltskarte ohne Weiteres zum Fremden stempeln, und ihn, wenn er Schriftsteller ist, ohne Weiteres durch Polizeiverfügung in seine Heimath, vielleicht in ein masurisches Dorf an der russischen Grenze, ausweisen kann, jener unerhörte Grundsatz besteht noch heute fort. Noch heute würde man Herder, sobald er unbequem wäre, ohne Weiteres aus Berlin nach Morungen ausweisen können.

Also ganz abgesehen von Gemeindegesetzen und ähnlichen organischen Einrichtungen bleibt dem Landtag noch sehr viel zu thun übrig, und diejenigen Abgeordneten, die überall dem Ministerium die Initiative lassen wollten, würden dem Lande sehr schlechte Dienste leisten.

Auch das Preßgesetz selbst bedarf einer Revision; das haben die kürzlich erfolgten Verurtheilungen zweier berliner Zeitungen gezeigt. Wenn wir die Referate richtig verstanden haben, so ist eine strenge Beurtheilung von Anordnungen der Obrigkeit auch in dem Fall unerlaubt, wenn man mit Bestimmtheit voraussehen kann, daß sie in der nächsten Zeit durch eine besser berichtete Obrigkeit werden aufgehoben werden. Das preußische Preßgesetz hat manche Vorzüge vor den Preßgesetzen anderer deutschen Länder, aber dieser Punkt widerspricht doch dem Begriff jeder naturgemäßen Entwickelung, da die Uebelstände der bestehenden Zustände der Presse nothwendig früher in die Augen springen, als der Legislatur.

Werfen wir noch einen Blick auf die Zusammensetzung des Hauses der Abgeordneten. Den Stamm bilden 106 Grundbesitzer; in einem nicht ganz richtigen Verhältniß schließen sich 27 Kaufleute und Fabrikanten, 9 unabhängige Privatleute an. Sehr stark ist die Justiz vertreten: neben 95 Justizbeamten ist die Zahl der 41 Regierungsbeamten, 28 Landräthe und 19 Communalbeamten in dem richtigen Verhältniß. 10 katholische, 6 protestantische Geistliche, 4 Professoren, 4 Lehrer und

3 Aerzte geben eine ziemlich spärliche Vertretung des Gelehrtenstandes. Von diesen Abgeordneten sind 183 seit Feststellung der Verfassung noch nicht in den Kammern gewesen. 19 polnische Abgeordnete gehören nach der officiellen Erklärung keiner Partei des preußischen Staatslebens an, sondern beschränken sich auf die Vertretung der Interessen ihrer Provinz. Je entschiedener wir der Ansicht sind, allen politischen Träumereien der Polen entgegenzutreten, desto wichtiger scheint es uns, ihren gerechten Anforderungen Rechnung zu tragen, damit wir mit gutem Gewissen an sie die Forderung stellen können, sich als preußische Staatsbürger zu betrachten, gleichviel ob sie diese Forderung erfüllen oder nicht. Die bisherige katholische Fraction geht wol, seit der preußische Staat als ein paritätischer anerkannt ist, einer Neubildung entgegen, was wir schon im Interesse der katholischen Kirche wünschen, da es für diese kein günstiges Vorurtheil erweckt, wenn sie durch 50 gegen 300 vertreten wird. Was die reactionäre Partei betrifft, die ehemalige Rechte, so hat sie in der neuen ausführlichen Rundschau, in der Predigt Hengstenbergs und in dem Streit zwischen Wagener und Mone über das neue Gesellschaftslexikon einige interessante Kundgebungen von sich ausgehn lassen, auf die wir ausführlich zurückzukommen gedenken. Vorläufig sind ihre gefährlichsten Mittelpunkte das Herrenhaus und die Landrathsämter, und es ist uns noch nicht ganz deutlich, wie diese Klippen bei der Entwickelung unserer Verfassung umschifft werden können. Weit geringere Schwierigkeiten bietet das Institut des Oberkirchenraths, das in seine natürliche Grenze zurücktreten wird, sobald die bürgerlichen Einrichtungen eine zweckmäßige Grundlage erhalten.

Die Thronrede verräth wieder den edlen Sinn des Prinzen, ohne in politischer Beziehung etwas wesentlich Neues zu bieten. Es hat uns gefreut, daß von den deutschen Herzogthümern des Königreichs Dänemark die Rede ist, da wir unter dieser Bezeichnung auch Schleswig verstehen. Mit Recht haben die holsteinischen Stände sich nicht auf ihre localen Beschwerden eingeschränkt, sondern auf ihren Zusammenhang mit Schleswig hingewiesen. Zwar wird man in Dänemark auf diesen Hinweis keine Rücksicht nehmen, aber darauf kommt es eben an, daß kein voreiliger Compromiß eingegangen wird, bis eine günstigere europäische Constellation uns erlaubt, auf den Kern der Sache, auf eine Revision des londoner Protokolls einzugehn. In dieser Beziehung könnten sich schon jetzt die östreichischen Blätter ein großes Verdienst erwerben. Wenn sie sich jetzt fortwährend über Preußen sehr schmeichelhaft ausdrücken und uns auffordern, die alten Zwistigkeiten zu vergessen, so sind wir mit diesem Wunsch ganz einverstanden, aber es handelt sich nicht blos um alte, der Geschichte angehörige Zwistigkeiten, sondern um Uebelstände, deren Folgen noch fortdauern. Oestreich hat uns mit Hilfe seiner Verbündeten, namentlich Rußlands, in den schimpflichen Vertrag von Olmütz getrieben, dessen Hauptpunkte waren, daß Schleswig-Holstein an Dänemark, Hessenkassel an Hassenpflug ausgeliefert wurde. Oestreich hat bis jetzt noch nichts gethan, diese Versündigung an der deutschen Ehre wieder gut zu machen. Wenn Oestreich jetzt in der festen Hoffnung lebt, daß in der italienischen Verwickelung, deren Aussichten seit der letzten Woche durch die Thronrede des Königs von Sardinien und die Verlobung des Prinzen Napoleon sich keineswegs aufgehellt haben, Preußen der blinde Schildträger der östreichischen Politik sein werde, so ist das wenigstens naiv. Erst bethätige Oestreich

seine deutsche Gesinnung, es verfechte mit Preußen gemeinschaftlich die Rechte der deutschen Herzogthümer gegen Dänemark und es lasse von den kleinen Intriguen gegen Preußen in Deutschland ab, dann wird ein für beide Theile fruchtbares Bündniß auch nach der andern Seite hin zu Stande kommen. † †

Neue Reiseliteratur.

Altes und Neues aus den Ländern des Ostens. 2. Bände. Von Onomander. — Hamburg, Perthes, Besser und Mauke. 1859. — Schilderungen einer Reise durch einige Theile Indiens, Aegyptens und Kleinasiens, vermischt mit geschichtlichen Abhandlungen: über den Aufstand in Bengalen, über den Kampf Mehemed Alis mit der Pforte u. a. Eigentlich Neues vermochten wir mit Ausnahme einer Anzahl entschiedener Unrichtigkeiten in dem gutgemeinten Buche nicht zu finden, wol aber trafen wir auf manches Veraltete, was darauf hinweist, daß der Verfasser seine Reise schon vor geraumer Zeit gemacht hat. Ein besonders gutes Auge, und die Gabe, das Gesehene so wiederzugeben, daß der Leser sich vor den Gegenstand versetzt findet, treffen wir bei ihm auch nicht, und so wird sein Buch Andern schwerlich die Befriedigung gewähren, die es ihm gewährt zu haben scheint. —

Südafrika. Geschildert durch die neuesten Entdeckungsreisenden. Herausgegeben von Karl Andree. — Leipzig, Verlag von C. B. Lorck. 1859. — Der erste Theil eines auf vier Bände berechneten Werkes über Afrika, welches das enthalten wird, was die Entdeckungsreisen der letzten achtzig Jahre in Betreff dieses Welttheils erschlossen haben. Hier erhalten wir einen Auszug aus dem bekannten Werke Livingstones über die Landschaften des innern Südafrika, an welchen sich Mittheilungen über Madagaskar, wir vermuthen nach dem Buche von Ellis, knüpfen sollen. Dann wird der Herausgeber die Länder der Westküste, Guinea, die Gegenden am Niger und die Reiche der Fellatah nebst Bornu schildern. Hierauf gedenkt er eine Beschreibung der Osthälfte des Erdtheils, Aegyptens, Nubiens, Abyssiniens, der Striche am rothen Meer und am indischen Ocean, und zuletzt eine Uebersicht von Nordafrika und der Sahara zu geben. Wir behalten uns eine ausführliche Besprechung für die Zeit nach Erscheinen der ganzen Compilation vor und bemerken nur noch, daß jedem Band eine Karte beigegeben werden soll. —

Nordische Reise. Sommer- und Winterbilder aus Schweden, Lappland und Norwegen. — Leipzig, Voigt u. Günther. 1858. — Der Verfasser hat sich durch ansprechende Schilderungen indischer und afrikanischer, centralamerikanischer und anderer Landschaften einen guten Namen gemacht, und auch diese Reise liest sich so angenehm, als es die dürftige Natur der in ihr beschriebenen Gegenden erlaubt.

Ob die Mittheilungen ganz zuverläſſig ſind, ob nicht bisweilen auch hier, wie in der Tour durch Aegypten und Nubien Flüchtigkeiten und Verwechſelungen der Wahrheit mit der Dichtung vorkommen, laſſen wir dahingeſtellt. Es gibt liebenswürdige Leute, denen man das nicht zu hoch anrechnen darf, und der Verfaſſer ſelbſt macht wol mehr Anſpruch darauf zu unterhalten, als zu belehren. —

Eine Reiſe durch die neapolitaniſche Provinz Baſilicata. Von Dr. C. W. Schnars. — St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1859. — Das Gegentheil des obigen Buches von Taylor, ein wenig trocken, nichts oder wenig von Abenteuern, nichts von Flug der Phantaſie, aber augenſcheinlich getreue Schilderungen von Land und Leuten, vermiſcht mit archäologiſchen Unterſuchungen. Beides hat um ſo mehr Werth, als nur ſehr ſelten Reiſende in dieſe Gegenden kommen und die Provinz ſelbſt vielen Neapolitanern faſt ganz unbekannt iſt. —

Naturſtudien am Seeſtrande. Küſtenbilder aus Devonſhire, den Scillyinſeln und Jerſey. Von G. H. Lewes. Ueberſetzt von J. Freſe. — Berlin, Verlag von Franz Duncker. 1859. — Daß ein Schriftſteller, der uns mit dem viel und in vielen Beziehungen mit Recht gelobten Buch über Goethe beſchenkt, auch als Naturforſcher thätig ſein könne, und zwar nicht in der Weiſe eines Dilettanten, wie etwa Michelet, erklärt ſich vielleicht aus einer gewiſſen geiſtigen Verwandtſchaft mit dem, in deſſen Leben er ſich einſt vertieft. Das Buch iſt nicht, was man nach dem Titel in Verbindung mit dem Namen des Verfaſſers erwarten mag, eine Schilderung von Landſchaften und dergleichen, ſondern ein ſehr in die Details eingehender Verſuch, die Wunder des oceaniſchen Thierlebens und beſonders die Organiſation einzelner Gattungen zu ſchildern. Dieſer Verſuch iſt, da dem Beobachter mehr das Streben, in die verwickelten Geſetze des Lebens einzudringen, als die Freude an den ſinnlichen Dingen leitete, auf ernſte Arbeit und angeſtrengte Forſchung (namentlich auch auf anatomiſchem Wege) begründet, und ſo wendet ſich das Buch mit ſeinen Ergebniſſen nicht ſo ſehr an das größere Publicum, als an Phyſiologen vom Fach.

— u —

Vermiſchte Literatur.

Wiſſenſchaftliche Vorträge, gehalten zu München im Winter 1858. — Braunſchweig, Vieweg. — Die Sammlung iſt dem König Maximilian, „dem Schöpfer und Lenker einer neuen wiſſenſchaftlichen Aera in Baiern“ gewidmet. — Mit aufrichtiger Anerkennung und Verehrung begrüßen wir den Eifer des Königs für die Wiſſenſchaft, der die erfolgreichen Beſtrebungen König Ludwigs für die Kunſt rühmlichſt fortſetzt. Möchten die Männer, die wir in dieſem edlen Verein verſammelt finden, die Aufmerkſamkeit des wohlgeſinnten Fürſten auf einen Punkt hinlenken, der im übrigen

Deutschland den guten Eindruck dieser wissenschaftlichen Bestrebungen nicht wenig beeinträchtigt. Die bairischen Gerichte verfolgen der deutschen Presse gegenüber eine Praxis, die, ganz abgesehn von ihrem materiellen, rechtlichen Inhalt, in den Formen etwas Verletzendes hat. Das neuliche Verfahren gegen E. M. Arndt, den „Schriftsteller in Bonn", ist nicht geeignet, die deutsche Gesinnung Baierns in ein vortheilhaftes Licht zu stellen. Es mag sein, daß es sich hier nur um ein einzelnes Gericht handelt, allein jedermann weiß, daß bei Preßverfolgungen die Regierung durchweg ein Wort mitzusprechen hat und dieses Recht auch ausübt. Den neunzigjährigen Sänger des Vaterlandsliedes, den Mann, der vielleicht unter allen deutschen Schriftstellern nach seinem Altersgenossen Alexander von Humboldt die meiste Verehrung genießt, zu zwei Monat Gefängniß zu verurtheilen — hier hört der Spaß auf! — Die vorliegende Sammlung enthält eine Reihe interessanter und werthvoller Beiträge. — Heinrich von Sybel setzt seine Untersuchungen über die Geschichte der Kreuzzüge fort; an diese schließt sich die Abhandlung des Fr. von Voelderndorff über die Assisen des Königreichs Jerusalem. Die Literaturgeschichte ist vertreten durch Bodenstedt (Marlowe und Green), Paul Heyse (Vincenzo Monti), Franz Löher (Hrosvitha); die Rechtswissenschaft durch Bluntschli und Windscheid; die Physik durch Justus von Liebig, L. Seidel, Bischoff, Jolly, Pettenkofer und Knapp. Die übrigen Vorträge sind von Riehl, Franz v. Kobell und Moritz Carriere; ein stattlicher Verein, dessen Beiträge dem guten Ruf der Redner völlig entsprechen.

Auch von dem wissenschaftlichen Verein zu Berlin, der für die münchner Vorlesungen das Vorbild gewesen zu sein scheint, ist Einzelnes im Druck erschienen; wir zeichnen darunter den Vortrag des Prof. Erdmann „über Gewohnheiten und Angewohnheiten" aus. (Berlin, W. Hertz). — In dieselbe Kategorie gehört „die Schule des Willens", ein Beitrag zur Erziehungslehre von Adolf Helfferich (Berlin, Springer); „Wiclef als Vorläufer der Reformation," Antrittsvorlesung des Superintendenten Dr. Lechler zu Leipzig (Leipzig, Fleischer), und „ein Streifzug in die Bilderwelt" (die im Volk verbreiteten Illustrationen und ihren Einfluß auf die Sitte) von F. Oldenberg (Hamburg, Agentur des rauhen Hauses.) — In der Schrift: „Die hohe Schule. Ein Traum. Den Jugendfreunden zum Willkommen und Andenken" (Berlin, Schneider) scheint Maßmann den so oft wiederholten Vorwurf Heines, er verstehe kein Latein, entkräften zu wollen; die Hälfte derselben besteht aus lateinischen Citaten. Von den sonstigen Beziehungen ist uns vieles entgangen.

Nach dem Vorbild der englischen Essays haben einige Schriftsteller ihre Aufsätze aus Zeitschriften gesammelt; der eine derselben, Hermann Grimm (Hannover Rümpler) hat sogar den englischen Titel beibehalten (Essays); es fehlte nur, daß er sagte: Essays und Etudes von H. Grimm! Man lasse sich aber durch den sonderbaren Titel nicht abschrecken, die Sammlung enthält sehr beachtenswerthe Aufsätze, gut geschrieben und zuweilen tief gedacht: Alfieri und die Ristori; die Venus von Milo; Lord Byron und Leigh Hunt; die Erwartung des jüngsten Gerichts von Cornelius; die Bearbeitung von Shakespeares Sturm durch Dryden und Davenant; deutsches Theater im 16. Jahrhundert; Rafael und Michelangelo; Macaulays Friedrich der Große; Schiller und Goethe. (Damit vergleiche man die Abhandlung des

Oberlehrer Wiedasch über Schillers Glocke im Osterprogramm des Lyceums zu Hannover). In den Ansichten Grimms über Goethe und Schiller freuen wir uns, eine fast völlige Uebereinstimmung mit den unsrigen anzutreffen. Nur Einzelnes wäre zu berichtigen. Daß in den Freiheitskriegen diejenigen Männer, welche den Kern des Volkes bildeten, in Goethes Schule gebildet sein sollen, ist ein factischer Irrthum. Körners Freundschaft ist viel zu gering angeschlagen, Schillers Bescheidenheit gegen Goethe übertrieben. Je länger die Freundschaft dauerte, desto selbstständiger fühlte sich Schiller, und er hatte Ehrgeiz genug, sich mit seinem großen Freunde zu messen. Wir sind vielmehr der Ueberzeugung, daß Goethes Neigung zu Schiller inniger war als umgekehrt, und daß er durch den Tod desselben mehr verloren hat, als der Verfasser meint. Im Uebrigen ist das Verhältniß der beiden Dichter sehr schön und richtig gewürdigt.

Eine ähnliche Tendenz verfolgen die Studien von Karl Frenzel: Dichter und Frauen (Hannover, Rümpler). Sie enthalten Monographien über Dante, Tasso, Camoëns, Calderon, Bertram de Born, Regnard und einige berühmte Damen aus den beiden vorigen Jahrhunderten; gut geschrieben und in der Hauptsache richtig aufgefaßt.

Mehr in das wirkliche Leben greifen die Lebensbilder und Erfahrungen von Fr. von Schönholz. Geschichtliches, Novellistisches und Humoristisches (Berlin, Gubitz). Die Schilderung einer Heirath nach der Mode, eines Balles mit seinen Vorbereitungen und Aehnliches ist ganz vortrefflich durchgeführt mit gesundem Humor und richtigem Gefühl, hin und wieder merkt man die Schule Börnes. — t.

Deutsche Geschichte für das deutsche Volk. Von K. A. Mayer, Prof. in Mannheim. Zweiter Band. Leipzig, Verlag von G. Mayer. 1858. — Wir haben bereits nach Erscheinen des ersten Bandes dieses Werkes Gelegenheit genommen, dasselbe warm zu empfehlen als dictirt von einem hellen Verstand und einem warmen Gefühl für Volk und Vaterland. Nachdem das Buch jetzt beendigt ist, können wir diese Empfehlung nur wiederholen. Männliche Gesinnung, ein politisches Bekenntniß, welches im Wesentlichen das Bekenntniß dieser Blätter ist, Nüchternheit und Schwung, Lob und Tadel an rechter Stelle, geschmackvolle, für alle Classen lesbare Darstellung, geschickte Vertheilung des Stoffes machen das Buch zu einem der besten seiner Art. Ansprüche auf den Werth eines gelehrten Werkes, auf neue Entdeckungen macht es nicht, wol aber befriedigt es alle Anforderungen, die wir an die populäre historische Literatur stellen. Möchte es recht viele Freunde finden, möchte namentlich in recht vielen Schulen darnach vorgetragen werden.

Statistik des zollvereinten und nördlichen Deutschlands. In Verbindung mit dem Herrn Berghauptmann von Dechen, Prof. Dove, Akademiker Klotzsch und Prof. Ratzeburg unter Benutzung amtlicher Aufnahmen herausgegeben von Dr. Georg v. Viebahn. Erster Theil: Landeskunde. Berlin, Georg Reimer. 1858. — Daß dieses Werk ein Bedürfniß unserer Zeit erfüllt, bedarf keines Beweises; daß der Herausgeber für das Unternehmen als Finanzmann, als früherer Director der deutschen Gewerbeausstellung, als Vorsteher der Commission der Zollvereinsregierungen bei der londoner Ausstellung und als langjähriger Reteur des preußischen Handelsarchivs vorzugsweise befähigt war, konnte vorausgesetzt werden, und das Buch selbst bestätigt es. Es verspricht durch seinen ersten Theil ein echtes Ra-

tionalwerk zu werden, basirt auf die gründlichsten Untersuchungen und die umfassendste, genaueste Kenntniß des Einzelnen, auch des Kleinsten, gefördert durch das Zusammenwirken von Kräften ersten Ranges. Wir behalten uns für die Zeit nach Vollendung des Ganzen eine ausführliche Besprechung vor und begnügen uns für jetzt mit einer einfachen Anzeige. Der uns vorliegende erste Theil zerfällt in zwei Bücher, von denen das eine den Gebietsbestand des Zollvereins und der nicht zu demselben gehörigen norddeutschen Staaten, die Entwickelung derselben zu ihrer gegenwärtigen Größe und Gestalt, die Geschichte und Verfassung des Zollvereins und anderer Verbände u. a. schildert, während das zweite die Naturbeschaffenheit und Erzeugungsfähigkeit der betreffenden Landstriche, deren Oberflächengestalt, Stromsysteme, nutzbare Mineralien, deren Witterungsverhältnisse, deren Pflanzenreichthum und deren Thierwelt behandelt. Ein zweiter Theil, der bereits gedruckt wird, enthält die Statistik der Bevölkerungsverhältnisse, der Land- und Viehwirthschaft, der Forsten, Bergwerke und Gewerbe. Ein dritter und letzter soll sich mit einer Darstellung des Handels, der Verkehrsanstalten, der Rechtspflege, der Verfassungs- und Verwaltungsverhältnisse, der Institute von Kirche und Schule beschäftigen. Für die, welche noch ausführlichere Nachweise (der erste Theil enthält über tausend zum Theil enggedruckte Seiten gr. 8) bedürfen, ist die betreffende Literatur beigefügt. Wir empfehlen das Werk allen, die es angeht, und es geht alle an, welche das rechte Interesse am Wohle Deutschlands nehmen. Nur wer bei jeder Frage sich genau bewußt ist, welche Nebenfragen dabei ins Spiel kommen, weiß, welche Antwort auf sie zu geben ist, und nur der wird sich dessen bewußt sein, welcher, so weit dies möglich ist, das Gebiet der Statistik übersieht, die ihm sagt, was wir sind und was wir bedürfen, was wir können und was wir nicht können. —

Der Bau des Himmels. Oder anschaulichste Darstellung des Weltsystems in Bildern. Nach Prf. Smith in Neuyork bearbeitet von Mayer-Meng. Zweite Auflage. — Stuttgart, W. Nitzschke. — Eine Reihenfolge von Tafeln mit Abbildungen aus dem Reiche der Stern- und Himmelskunde, begleitet mit kurzen, sehr faßlich gehaltenen Erklärungen in Frage und Antwort. Der Titel sagt nicht zu viel, es ist in der That eine außerordentlich praktische, höchst anschauliche, in jeder Beziehung für Schule und Haus zu empfehlende Darstellung des Gegenstandes, ebenso gefällig für das Auge als klar für das Verständniß.

Notiz.

In Nr. 1. des Artikels über die architektonischen Bestrebungen der Neuzeit haben sich folgende Druckfehler eingeschlichen: Seite 31, Zeile 8 von unten Versinken statt Versenken, S. 33, Z. 12 v. u. Anbau statt Aeußern, S. 33, Z. 5 v. u. in mächtiger Anrede statt in mächtigem Accorde, S. 33, Z. 3 v. u. gibt statt raubt.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Schriftstellerinnen.

Unvergessenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Helmina von Chézy. Von ihr selbst erzählt. 2. Bd. — Leipzig, Brockhaus. —

Erinnerungen für edle Frauen von Elisabeth von Stägemann. 2. Auflage. Mit einer Einleitung von G. Kühne. — Leipzig, Hinrichs. —

Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen. Von Bogumil Goltz. — Berlin Janke. —

Die Frauen in der Kunstgeschichte. Von Prof. Ernst Guhl. — Berlin, Guttentag. —

Das Morgenblatt gibt unter der Ueberschrift: „Aus dem Leben einer Dichterin" biographische Mittheilungen über Frau von Chezy aus der Feder ihres eignen Sohnes. Diese Mittheilungen zeigen uns deutlicher als die unsittlichsten Romane unsrer Zeit, wie nothwendig es ist, der heillosen Verwirrung in unsern sittlichen Begriffen ein Ziel zu setzen; nicht was hier erzählt wird, sondern daß es der Sohn ist, der so über seine Mutter zu sprechen wagt, bringt jenen peinlichen und widerwärtigen Eindruck hervor, dem man die stärksten Worte leihen möchte.

Gleichzeitig erscheinen nun die eignen Denkwürdigkeiten der Dichterin, die sie kurz vor ihrem Tode (28. Februar 1856) in Genf ihrer Muhme Bertha Borngräber dictirt hat. Sie war schon lange blind und lebte von einer kleinen Pension des Königs von Preußen. Varnhagen hat das Manuscript durchgesehn, aber nichts Wesentliches zu ändern gefunden. Das Buch verbreitet über manche Seitenpfade der Literaturgeschichte ein dankenswerthes Licht, aber es macht einen sehr trüben Eindruck. Es ist nicht blos ein verfehltes Leben, das uns in demselben entgegentritt: derselbe Grundirrthum zieht sich durch drei Generationen hindurch. Frau von Chezy ist zweimal geschieden, ihre Mutter ist zweimal geschieden, ihre Großmutter, die berühmte Karschin, ist zweimal geschieden. Es sieht wie eine Art Prädestination aus; wenn man aber genauer aufmerkt, so findet man, daß überall gleiche Ursachen gleiche Wirkungen erzeugen. Und grade darum sind diese Memoiren

lesenswerth, denn sie weisen auf ein Uebel hin, das weit über den Kreis dieser Familie hinausgeht.

Der Vater der Karschin, der Schenkwirth Dürrbach, lebte auf einer einsamen Meierei zwischen Züllichau und Krossen, nahe der niederschlesischen Grenze. Anna Louise, geboren den 1. December 1722, verlor ihn schon im sechsten Jahre, ein Großoheim nahm sie zu sich auf seine Landbesitzung Tirschtiegel, wo das junge Mädchen Gelegenheit fand, sich in der Bibliothek zu thun zu machen, sehr zum Mißfallen ihrer Großmutter, die zu sagen pflegte: „ein Mädel muß nicht schreiben können, das führt sie nur zu Liebesbriefen, zu weiter nichts Gutem." Als sie gar anfing, Latein zu lernen, wurde es ihrer Mutter zu viel; sie nahm sie wieder zu sich. „Kein Cherub war es, der das wehrlose Kind aus ihrem Paradiese vertrieb; es war das verjährte Vorurtheil, das feindlich den Frauen jedem geistigen Aufschwung entgegenwirkte. In der Wüste des Lebens sollte das Weib nur Kameel und Dromedar sein, das ging, so lange es seine eigenste Bestimmung nicht kannte." Es war für sie eine Zeit großer Entbehrungen; der Wohlstand des Hauses ging zu Grunde und sie war zuweilen genöthigt, das Vieh zu hüten. Doch las sie nicht blos heimlich, sie versuchte sich auch eifrig in Versen.

Als sie 16 Jahr alt war, verheirathete man sie an einen jungen Tuchmacher Namens Hirsekorn. Er hatte auf eine Mitgift gerechnet, und war verdrießlich, darin getäuscht zu sein. „Dazu kam noch ihre Unerfahrenheit in der Haushaltung und ihr zerstreutes Wesen, welches sie nicht überwinden konnte. Das arme junge Weibchen war zu bedauern. Bei dem besten Willen konnte sie doch nicht das Geringste handhaben, wobei sie nicht etwas verschüttet im Wege liegen ließ, auf etwas trat, oder etwas verkehrt machte. Das verdroß ihren Mann sehr." Bald kamen Kinder. „Ihr Mann störte sie mürrisch, wenn sie beim Warten des Kindes in einem Buche las." Er veranlaßte sie, ihn bei seiner Profession zu unterstützen, „indeß ihre Gefühle in tausend poetischen Bildern herumflatterten." Nur Sonntags, wenn ihr Mann ausgegangen war, „nahm sie, ihre Kleinen neben sich, eine Feder oder Buch in die Hand und erleichterte ihren Geist in dem freien Felde der Ideen." Die Nachbarschaft in Schwibus, wo sie wohnten, erfuhr sehr bald, daß die Hirsekorn Verse machen könne. Einen höhern Aufschwung nahm ihre Muse, als Friedrichs Thaten das Vaterland aufregten, und namentlich als ein alter Jugendfreund nach Schwibus zog und sie mit Büchern versorgte. Ihr Mann warf zuweilen die Bücher ins Feuer. „Tief gekränkt, wurde nun auch sie nachlässiger in ihrer sonst so rastlosen Sorge ihm zu genügen, und versäumte in schmerzlicher Zerstreuung die Sklavenarbeit, welche er ihr täglich auflegte."

Eines Tages kam er von seinem Ausgang mit einem Räuschchen zurück, welches ihn sonst immer guten Muthes machte. Er warf beim Hereintreten

mit lustiger Geberde den Hut auf den Tisch, schwang sich auf einem Bein herum, und rief: „Vivat, es lebe der König von Preußen! Höre, Louise! weißt du was Neues? Der König hat in seinen Landen die Erlaubniß zur Ehescheidung gegeben; was meinst du, wenn wir die ersten wären, die sich scheiden ließen?“ Seine äußerst erschrockene Frau konnte ihm hierauf nicht antworten, und er fuhr fort: „Na du hast doch nichts dawider, wenn wir den Anfang machen.“ „Ach Gott, du wirst doch das nicht thun!“ war ihre Antwort. „Ja ja das werde ich wol thun!“ erwiederte er. „Und was ist denn für ein Unglück dabei, wenn man einander nicht leiden kann, ists nicht besser als davon.“ Die Frau weinte jämmerlich, aber er sagte: „Höre Louise, weine nur nicht, das Weinen kann zu nichts helfen, es wird nicht anders, ich habe meinen Sinn darauf gesetzt.“

Kurz die Scheidung erfolgte; 11 Jahr hatte die Ehe gedauert. Als sie, ohne zu wissen wohin, zum nächsten Thore hinausging, begleitete sie ihre Schwiegermutter dreiviertel Meilen weit, schluchzte und weinte neben ihr her, streckte oft ihre gefalteten Hände vor sich aus und rief: „ach meine liebe Schwiegertochter! daß Gott sich erbarme! du wirst recht aus dem Hause gestoßen!“ Sie lebte dreiviertel Jahr hauptsächlich von den Almosen, die ihr ihre Gedichte eintrugen, als ein junger Schneidergesell Namens Karsch ihr seine Hand antrug. Sie willigte ein und zog mit ihm nach Fraustadt. „Sie überwand den Widerwillen, den ihr Mann ihr vom ersten Augenblick eingeflößt hatte;“ er fand keine Arbeit und „sein Mißmuth wurde durch die unverkennbare Kälte seiner Frau vermehrt.“ Er nahm seine Zuflucht zum Trinken und es kam zu heftigen Schlägereien. Mittlerweile verbreitete sich ihr poetischer Ruf nach Großglogau und auf den Rath ihrer Freunde zog sie 1755 mit ihrem Mann und ihren Kindern dorthin. Sie fand Zugang in vornehmen Häusern, in ihrem eignen Hause war Noth und Elend. Ein Feldprediger, der sie 1758 besuchte, erzählte: „Wir fanden sie in einer armseligen Wohnung. Zwei ihrer Kinder, die ältesten, gingen in zerrissenen Kleidern in der Stube umher. Das dritte saß vor ihr, und das vierte ganz kleine auf ihrem Schoß. Sie selbst aber saß unter dem Getümmel dieser Kinder und brachte eben eine Predigt, die sie in der reformirten Kirche gehört hatte, in Verse. Indeß wir uns mit ihr unterhielten, hatte sie einen halben Bogen ergriffen, mit dem sie uns beschenkte. Hier ist sein Inhalt:

Ihr Freunde von den Wissenschaften!
Ihr kamet mich zu sehn, von der ihr viel gehört.
Ihr saht die Dürftigkeit. — Ich wurde nie belehrt,
Und keine Regel bleibt mir im Gedächtniß haften,
Ich bin nur von Natur der zweiten Schöpferin,
Von ihr allein aus bin ich, was ich bin.

Vier Kinder stören mich; doch das Geräusch von Kindern
Kann nicht den Trieb in mir und nicht das Feuer mindern.
Mein Glück ist klein, doch groß genug für mich,
Und im Gesang ist mir der Gram nicht hinderlich.
Ihr Freunde, die ihr euch die große Mühe nahmet,
Und mich so niedres Weib zu sehn nach Glogau kamet,
Euch geb' ein solches Glück freundschaftlich das Geleit,
Als euer Herz verdient und eure Redlichkeit,
Die ich aus euren Augen kenne,
Und die ich mich bereit zu euren Diensten nenne."

Wir können uns bei diesem Bericht doch der Bemerkung nicht erwehren, daß Frau Karschin lieber die zerrissenen Kleider ihrer Kinder hätte flicken sollen, statt eine Predigt in Verse zu bringen. — Ein edler Freund brachte es dahin, daß Karsch von Glogau entfernt wurde. „Die Vermittlung ging zwar nicht den Weg Rechtens, allein die Karschin wurde dadurch frei und der schwersten Sorgen entladen." Obgleich ihr Mann wieder zurückkehrte, fand sie Gelegenheit, ein Gedicht an einen Baron Kottwitz zu richten, der sie reich beschenkte und ihr eine Bitte frei stellte. Sie antwortete augenblicklich, ihr heißester Wunsch wäre, nach Berlin zu kommen. Bald darauf kam ein stattlicher Reisewagen sie abzuholen. Ihr Mann machte unterwegs eine leidenschaftliche Scene, aber Kutscher und Bedienter achteten nicht darauf. So kam sie 25. Jan. 1761 in Berlin an, wo sie von der Aristokratie und der Literatur als berühmte Dichterin glänzend empfangen wurde. Ihre Kinder wurden durch die Fürsorge der Freunde anderwärts untergebracht. Am thätigsten nahm sich Gleim in Halberstadt ihrer an. Er gab eine Auswahl ihrer Gedichte auf Subscription heraus, die einen Reinertrag von 2000 Thlr. abwarf. Den 24. Oct. 1763 erhielt sie Audienz beim König. Sie hat dieselbe in einem langen Gedicht beschrieben, von dem wir hier einiges mittheilen.

Er frug: wer lehrte dich Gesang?
Wer unterwies dich in Apollos Saitenzwang? —
Held! sprach ich, die Natur und Deine Siege machten
Mich ohne Kunst zur Dichterin. —
Er lächelte und wollte wissen,
Woher ich Nahrung nähm; da sagt ich: Freunde müssen
Mich nähren, täglich geh ich hin
Zum niemals stolzen Stahl, der stets mich gerne siehet
Und eine zweite Sängerin
In meiner Tochter Dir erziehet. —
Ich sprachs, und Friedrichs Blick schien meinen Freund zu loben.
Nach meiner Wohnung frug er mich.
Monarch, sprach ich, die Sterne grenzen nachbarlich
Mit meinem Winkel unterm Dache hoch erhoben! —

. . . . Der König lachte laut, und ich beherzt und frei
Wie eine Römerin, ich zog der Stirne Falten
Sanft auseinander, lachte so
Wie einer, den ein Bret hat in dem Meer erhalten
Und jetzt die Sonne sieht, und ihren Strahlen froh
Entgegenblickt, und vor Entzücken
Das Lächeln auf der Lippe trägt. . . .
Des Vaterlandes Vater sprach
Zuletzt, er würde mir das Leben sorglos machen,
Und alle Musen sprachens nach.

Leider hielt der König sein Versprechen nicht, so unablässig sie ihn daran erinnerte; einmal schickte er ihr zwei Thaler, die sie mit dem bekannten Spruch: „Zwei Thaler gibt kein großer König u. s. w." zurücksandte; im Januar schickte er ihr drei; sie quittirte mit folgendem Gedicht:

Seine Majestät befahlen,
Mir anstatt ein Haus zu baun,
Doch drei Thaler auszuzahlen.
Der Monarchbefehl ward traun
Prompt und freundlich ausgerichtet,
Und zum Dank bin ich verpflichtet.
Aber für drei Thaler kann
In Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes Haus erbauen,
Sonst bestellt' ich ohne Grauen
Heute mir ein solches Haus,
Wo einst Würmer Tafel halten
Und sich ärgern übern Schmaus
Bei des abgegrämten alten
Magern Weibes Ueberrest,
Das der König darben läßt.

Als der König starb, richtete sie an seinen Nachfolger eine poetische Schuldforderung. Sie wurde in das Haus des Oberhofdruckers Decker beschieden, die Flügelthüren sprangen auf, und mitten in einer glänzenden Gesellschaft „trat ein ältlicher Herr im schwarzsammtnen Kleide, woran ein Kreuz flimmerte, ihr entgegen und rief ihr zu:

Freu dich, Deutschlands Dichterin,
Freu dich hoch in deinem Sinn!
Der König hat befohlen mir,
Ein neues Haus zu bauen dir.

Es war — der Staatsminister v. Wöllner!" — Die Dichterin genoß nicht lange ihres neuen Hauses, sie starb 12. Oct. 1791, und wir finden es nur schicklich, daß mit ihrem Tode, wie ihre Enkelin berichtet, mehrere Wunder-

zeichen verknüpft waren. — Aus ihren letzten Jahren sind indeß noch einige weniger erfreuliche Züge nachzuholen.

Ihres ältesten Sohnes, Christian Hirsekorn, hatte sich ein unbekannter Wohlthäter angenommen. Unglücklicherweise hatte Christian, im Briefschreiben wenig geübt, seiner Mutter einen Brief geschrieben, der ihr nicht gefiel; und sie schrieb dem unbekannten Wohlthäter: „sie hätte ein Billet von ihrem Sohn empfangen, wo weder Stil noch Gedanke darin wäre, und sie könnte sich nicht entschließen, einen Menschen von 16 Jahren, der noch kein Billet an seine Mutter schreiben könnte, auf fremde Kosten studiren zu lassen" —! Infolge dessen ward der Sohn ihr zurückgeschickt, und „keines Menschen Güte hat sich ferner um ihn bekümmert" —! Es war derselbe Sohn, dessen Kleider sie ungeflickt ließ, weil ihr Genius sie trieb, Predigten zu versificiren!

Caroline, ihre Tochter aus zweiter Ehe, geb. 1754, scheint in der Pension schlecht gehalten zu sein: „nie wurde die kleine Karsch an Festtagen nach Hause geladen!" Ihre Mutter mußte dichten! 1769 ließ die Karschin sich bereden, „sie ihrem Oheim (Dürrbach) zu verloben . . die Kleine brachte mit blutendem Herzen das Opfer, das ihr tyrannisch abverlangt wurde." „Nach einer neunjährigen Ehe (1778) gelang es ihr, die Kette von sich zu wälzen, unter der sie hilflos geschmachtet hatte." 1782 heirathete sie einen Herrn v. Klencke, der sterben wollte, wenn sie ihn nicht erhörte; die Tochter Helmina (Wilhelmine) wurde 26. Januar 1783 geboren; gleich darauf wurde auch diese Ehe gelöst. „Ich ziehe, erzählt Helmina, einen Schleier über diese Begebenheit, die mich im Mutterschoß zur Waise machte — doch nicht verschweigen will ich hier ein Lied der Karschin an den Schwiegersohn," (doch wol im Namen ihrer Tochter?) „den sie mit solcher Muttertreue geliebt."

Wiederkehren willst du nun?
Denkst der Tochter zu genießen
Und in meinem Arm zu ruhn,
Wenn du erst zu meinen Füßen
Hundertmal gesunken wärst, und dich
Einem Wurme gleich gekrümmet,
Bis du endlich mich
Hättest umgestimmet?
O du Falscher! schäme dich,
Kannst du neue Schwüre finden,
Meinen Abscheu jetzt zu überwinden
Der so unauslöschlich ist? u. s. w.

Die Heftigkeit der alten Dichterin scheint viel dazu beigetragen zu haben, das Verhältniß zwischen den beiden Eheleuten zu verwirren; als wenigstens später Helmine mit ihrem Vater wieder anzuknüpfen suchte, erwies er sich liebenswürdig genug.

Aus ihrer berliner Kindheit erzählt Helmine einige bezeichnende Züge. Schon früh gab es Liebesbriefe; dann hatte man eine Freundin, mit der Theater gespielt wurde. „Eines von Gellerts Schäferspielen wurde einstudirt. Wir zwei Mädchen trugen weiße Reifröcke mit Rosenguirlanden und grüne Kränze in den Haaren, die in ungepuderten Locken um unsere Schultern flatterten. Unsere zwei Schäfer hatten uns schöne Stäbe geschnitzt. Wir sagten unsere Verse mit Grazie her, unser Publicum war überaus mit uns zufrieden. Wir hatten auch Schäferhunde mit rothen Halsbändern." „Minchen hatte zwar wenig oder gar keine Ideen, aber viel natürlichen Verstand . . . Ich verlangte, sie möchte mit mir über verschiedene Gegenstände disputiren; es geschah im Garten. Wir vertheidigten jede unsere Meinung wegen der Trauer um geliebte Verwandte: Minchen wollte die Trauer, ich verwarf sie. Ich erinnere mich noch, daß ich einmal wegen öffentlichen Hinrichtungen auftrat, zuweilen auch im Ernst eine Predigt hielt. Minchen predigte gegen meinen Satz." „Bei allem, was ich vornahm, schwirrten die Bilder aus den Büchern, die ich gelesen, um mich herum, und ich lebte durchaus nicht in der wirklichen Welt. Das gewöhnliche Leben war mir nackt und dürr; ich ersehnte Menschen und Dinge, wie sie in meinen Büchern standen." Ihre Lieblingsbücher waren — Karl von Karlsberg!! Hippels Lebensläufe; Karl Ferdiner; Jean Pauls unsichtbare Loge und Hesperus; dann „Karl Pilger, Roman meines Lebens" (von K. Spazier, später Jean Pauls Schwager). Chodoviecki, der Freund ihrer Großmutter, gab ihr Unterricht im Zeichnen, ohne erheblichen Erfolg. — Bei der Einsegnung wollte sie in Thränen zerfließen: „mein einfaches Kleid dünkte mich ein Staat, die Glasperlen um Hals und Nacken waren mir königlicher Schmuck. Mein von Thränen überschwemmtes Angesicht schien mir im himmlischen Glanz zu leuchten. O, dachte ich, wenn mich die Welt so sehn könnte, wie würde mich alles bewundern!"

Den 19. August 1799 — 16 Jahr alt — heirathete sie einen Baron Hastfer. „Er verschwendete unsinnig, Schulden wurden gemacht und nicht bezahlt. Ich sah die Gefahr dieses Treibens nicht ein. Die Bälle und Picknicks gefielen mir; ich kam mir in meinem weißen Ballkleid, mit dem Kranz in meinen braunen Locken, wie eine blendende Schönheit vor. Ueber meine Gedichte hörte ich Schmeicheleien." Allmälig stellte sich heraus, daß der Herr Baron ein vollständiger Gauner war. Frau von Genlis, die sich damals, 52 Jahr alt, in Berlin aufhielt*) und für Helmine ein mütterliches Interesse

*) Ein Gast in Berlin war damals auch der bekannte Leuchsenring, der für Rahel Levin eine glühende Leidenschaft im Herzen trug, während für ihn ein 16jähriges bildschönes Fräulein, Elise v. Bielefeld, schwärmte. Als er aus Berlin ausgewiesen wurde, ließ sie sich von ihm entführen. „Gold und Juwelen, die sie besaß, hatte sie mitgenommen. Berlin war von dieser Begebenheit ganz erfüllt."

hegte, trieb lebhaft zur Scheidung. Helmine floh zu ihrer Mutter (Mai 1800), die Gerichte verordneten eine Probezeit, die sie bei ihrem Mann zubringen mußte; nach Ablauf derselben wurde 28. Oct. 1800 die gerichtliche Scheidung ausgesprochen. Frau von Genlis, die kurze Zeit nach Paris zurückkehrte, forderte sie auf, ihr dahin zu folgen und als Kind bei ihr zu leben.

Schon 1799, nach der Lectüre des Hesperus, hatte Helmine an Jean Paul geschrieben; als er nun nach Berlin kam, begann zwischen ihnen ein sehr lebhafter poetischer Verkehr. Noch lange Zeit darauf bewahrte sie sorgfältig seine kleinen Billette auf; hier einige davon: „Rose, Lilie, Nelke, Vergißmeinnicht! Ich komme zwar, aber um eine Fünfviertelstunde später, da ich die Freude habe, bei Ihnen eine Stunde länger zu sein, weil ich nicht ins Schauspiel gehe. Man muß die Freude verkürzen, um sie zu verdoppeln. Ich bin eigentlich schon bei Ihnen, aber auf dem Parnaß — unter Ihren Versen." „Warum müssen selbst unsere Himmelsträume Lichter und Farben bei der Erde borgen? Warum müssen die Engel eine Leiter haben, um zu Jakob herunterzusteigen?" Auch mit Jean Pauls Freundinnen, der Hofdame Karoline v. Berg, Auguste v. Haake, Minna v. Knebel u. s. w. wurde Helmine bekannt. Seine Verlobte, Karoline, die Tochter des Tribunalraths Meyer (die ältere Schwester Minna heirathete den Hofrath Spazier), „sah so streng auf die Form in allen Lebensverhältnissen, wie Minna in dieser Hinsicht nachlässig war; sie übte großen Ernst und gefiel sich im Beifall der Welt, an welchen die Schwester gar nicht dachte."

Auf die „Schwestern von Lesbos" von Amalie v. Imhoff machte Jean Paul die junge Freundin aufmerksam. „Im antiken Silbenmaß und im antiken Geist, doch kalt vor lauter Vollendung. Aber sie ließ uns nicht kalt, als sie die Dichterin las. Alles was Weimar von geistigen Größen in sich faßt, war um sie her versammelt; Amalie war noch sehr jung, wol noch nicht zwanzig. Sie trat in den Dichterkreis im weißen griechischen Kleide, mit goldenen Spangen, ihr braunes wunderreiches Haar geflochten, gescheitelt, griechisch gewunden, ihre großen blauen Augen strahlend vor innerer Bewegung, die Wangen glühend, der Busen flog und wallte; welch ein Marmor war lebendig geworden? Sie hatte ein Gesicht so classisch wie ihre Dichtung. Man sah die schöne Hofdame sonst ruhig abgemessen; heute erschien uns die Sängerin wie die griechische Muse selbst. Der Olymp war offen, und seine anmuthstrahlendste Göttin lebte!"

Der nicht so ernst gemeinten Einladung der Frau v. Genlis folgend, verließ Helmine 23. Mai 1801 Berlin und ihre Mutter, die für diese Reise schwere Opfer gebracht hatte, und kam 2. Juni in Paris an, offenbar ihrer neuen Beschützerin unerwartet, deren Hoffnungen nicht erfüllt waren. Sie sah wenig Gesellschaft, darunter Kosciusko und andere Polen, Leclerq und Fiévée;

mit dem ersten Consul führte sie eine geheime Correspondenz, wurde aber nicht in seine Cirkel gezogen. Helmine hatte sich verpflichtet, für Feßlers „Eunomia" „Empfindungen und Erfahrungen einer jungen Deutschen in Paris" „in Sternes Manier" zu schreiben; Frau v. Genlis lächelte über diese Naivetät, indessen wurden die Sachen doch gedruckt. Außerdem übersetzte sie die Novellen ihrer Beschützerin, die der Ersparniß wegen auf einige Zeit nach Versailles zog, bis ihr März 1802 der erste Consul eine Wohnung im Arsenal anwies. Helmine, die sich mittlerweile mit dem jungen Philologen Schweighäuser verlobt hatte, war ihr immer unbequemer geworden; es kam zwischen den beiden Damen zu ziemlich unangenehmen Scenen, bis Helmine endlich (Juli 1802) eine Zuflucht bei dem Grafen Escherny in Versailles fand. Hier lernte sie u. a. Mesmer kennen, der sie in die Geheimnisse des Magnetismus einweihte. Ihr Bräutigam war ihr untreu geworden. „Die empörenden Umstände dieser Begebenheit werden mir zartfühlende Leser gern erlassen, sie gehören nicht für das unentweihte Auge der blühenden Jugend. Ich glaube jedoch eine ernste Warnung nicht zurückhalten zu dürfen und einer Unthat erwähnen zu müssen, von der ich viele Opfer weiß, an deren Möglichkeit aber nur wenige glauben: es ist die Bereitung eines Getränks, dessen Genuß die vortrefflichsten Menschen sich selbst entfremdet, die Sinne verwirrt und die heftigste Leidenschaft für die Vergifterin erzeugt, die es ihrem Opfer beigebracht hat. Möge niemand diese Warnung belächeln, sie ist auf Wahrheit begründet und so wichtig, daß ich es für Gewissenspflicht halte, noch öfters darauf zurückzukommen. Mögen verdienstvolle Aerzte sie beherzigen und als Menschenfreunde eine neue Spur zu Maßregeln entdecken für Wissenschaft und Sittlichkeit!"

Im Hause des Grafen Escherny erhielt sie Besuch vom Kapellmeister Reichardt und lernte den Grafen Schlabrendorf kennen, wie denn überhaupt die Anhänger der Frau v. Staël sich hier zusammenfanden. Von dem wichtigsten Einfluß wurde für sie der Umgang mit Fr. Schlegel, der im Sommer 1802 mit seiner neuen Gemahlin Dorothee und seiner Schwägerin Henriette Mendelssohn nach Paris kam. Die Töchter Mendelssohns hatten natürlich an der Enkelin der Karschin großes Interesse, und der Umgang wurde bald sehr intim. Als Helmine vor zwei Jahren Fr. Schlegels Fragmente im Athenäum kennen lernte, rief sie aus, das müsse ein Wahnsinniger geschrieben haben: „und ich blieb dabei, bis ich ihn in Paris kennen lernte und nach und nach begriff, daß es eine andere Welt der Ideen gebe, als die in meinem Dunstkreis lag." „Ich fand Menschen, wie ich mir noch keine geträumt hatte." „So schnell als Dorothea sah Fr. Schlegel ein, was mir fehlte und es ergötzte ihn. Meine Unkunde aller Dinge des Lebens war ihm neu und erfreulich, er drehte mich gleichsam in seiner Hand herum, wie

ein Bildhauer den Marmorblock, den er beschauen will." „Er selbst war einklanglos: weich wie ein Kind und schroff wie ein Gigant, hinwogend im Aether und wühlend im Boden nach Vergnügungen, die ganz irdischer Natur waren. Er war zu sehr von Selbstgefühl erfüllt, zu fleißig und zu bequem, um Schritte zu machen, die ihn zur Erreichung einer Absicht hätten führen können." „Er sagte zu Dorothee, der Alarkos sei noch lange nicht undurchdringlich genug dargestellt und er hätte beim Dichten nur mehr Opium nehmen sollen, so würde er das erreicht haben, was er gewollt. Er sagte vieles aus reiner Ironie; er sagte auch mit vollem Bewußtsein und absichtlich viel Unverständiges. Ueberhaupt war das Eckige und Schroffe, das öfters bei ihm hervortrat, Willkür; denn wenn er irgend Lust hatte, konnte er die feinste und anmuthigste Haltung annehmen und durchweg behaupten."

Zum Verkehr gehörte damals auch Achim von Arnim, „einer der wenigen, die mich mit einem Bruderherzen liebten, meine unbeschirmte Lage nie durch selbstische Anmaßungen kränkten." „Im Umgang suchte er seinem tiefen Gefühl hier durch Spott, der selten anmuthlos war, dort durch Ernst einen Damm zu setzen." „Er gerieth oft in Streit mit Fr. Schlegel, und kam mir alsdann etwas bitter vor; sein schönes Herz glich jedoch bald alles wieder aus." Ferner Charles Villers, der Schlegels Vorlesungen besuchte.

Bekanntlich nahm Schlegel Unterricht im Sanskrit bei Hamilton, täglich drei Stunden; Persisch lernte er bei Chézy (geb. 1773, Schüler von S. de Sacy und Langlès, seit 1799 Conservator der orientalischen Handschriften bei der Nationalbibliothek), der die Damen zuweilen in der Bibliothek umherführte und Helminen sofort ein lebhaftes Interesse einflößte. — Im Hause, wo Schlegels wohnten, wurden einige Zimmer frei; sie lagen im Garten, den ein Treibhaus und zwei Reihen hoher Bäume schmückten. Diese Zimmer nahm Helmine ein; sie führten alle gemeinsamen Haushalt. Dazu kamen im Herbst 1803 auf neun Monate noch drei Gäste aus Köln, die Gebrüder Boisserée und ihr Freund Bertram (geb. 1776), die bei Schlegel ein Collegium bestellten und es in vollwichtigem Gold vorausbezahlten; an diesem Collegium nahm auch Helmine Theil. Sehr häufig besuchte sie Frau von Krüdener, die alte Freundin Jean Pauls, damals die gefeierte Weltdame, deren eben erschienenen Roman Valérie Dorothee und Helmine gemeinschaftlich übersetzten. „Dorotheas vorsorglicher Sinn wußte die Häuslichkeit angenehm zu gestalten. Immer wars bei ihr heimlich und traulich; noch heute verstehe ich nicht, wo sie Zeit zum Schreiben fand. Allein die Getreue, deren flinke Hand Friedrichs Wäsche nähte und in Stand erhielt, war auch die Copistin aller seiner Schriften. Sie arbeitete damals vieles vom (nicht erschienenen) zweiten Theil des Florentin aus, schrieb für die Europa (wie auch Helmine), übersetzte den Merlin, führte eine ausgebreitete Correspondenz

und fand noch Zeit, die merkwürdigsten Gegenstände in Paris zu betrachten, Concerte und Theater zu besuchen, neue Schriften zu lesen, die Abende durch Geselligkeit zu erheitern, durch Vorlesungen zu beseelen. Hinreißend las sie, und war immer stark, freudig und heiter." Zu den Arbeiten der Damen in jener Zeit gehören auch die Uebertragungen der „Euryanthe" und anderer altfranzösischer Romane. — Ein wesentliches Mitglied des Kreises war Henriette Mendelssohn. — Inzwischen blieben auch Störungen nicht aus. Helmine schwärmte für Bonaparte, den sie im Nov. 1803 in einem großen Heldengedicht zu feiern unternahm, während Schlegel, der vergebens nach einer Anstellung suchte, sich immer mißtrauischer über ihn aussprach. Zudem wurde seine Vorliebe für den Katholicismus immer heftiger.

Im Frühling 1804 ging Schlegel mit seinen drei Freunden nach Köln; Dorothee folgte in einigen Wochen. Sein Bruder wurde, wie Helmine versichert, nur durch Frau v. Staël abgehalten, sich ihm anzuschließen. Einen Abend hatte, wie Helmine versichert, das Urbild zu Goethes natürlicher Tochter, in die Verschwörung Pichegrus verwickelt, bei Schlegels Zuflucht gesucht.

Einen Ersatz fand Helmine an Frau von Wolzogen; auch mit Frau von Genlis knüpfte sie wieder Verbindungen an. Nach Dorothees Abreise lebte sie bei Madame Recamier in Clichy; man suchte ihr, nach Gründung des neuen kaiserlichen Hofhalts, eine Stelle in dem selben als Gouvernante zu verschaffen, doch schlug es fehl. Anfang November, als Madame Recamier Clichy verließ, miethete sie sich in einer englischen Pension ein; in derselbn Zeit kehrte Fr. Schlegel nach Paris zurück, und erklärte, daß er des Aufenthalts in Köln herzlich satt wäre, so edel seine Freunde für ihn gesinnt seien. Er hoffte noch auf einen Wirkungskreis in Paris, allein es war keiner zu ermitteln, obgleich er den ganzen Winter daselbst blieb. Damals schrieb Helmine ihre Schrift, „Kunst und Leben in Paris seit Napoleon I."

Im folgenden Jahr (1805) heirathete Helmine ihren orientalistischen Freund v. Chezy. Dieser hatte „Medschnun und Leila" ins Französische übersetzt; eine deutsche Uebertragung des Gedichts von Hartmann (1807) wurde von Helmine recensirt. Sie hatten einige Kinder, aber das Glück in der Ehe war der Familie einmal nicht bestimmt; schon im Sommer 1808 hatte Chezy „vergessen, was ich vor wenig Jahren noch seinem Herzen, seinem Geist und seinen Mußestunden gewesen!"*) Sie zog von ihm nach Montmo-

*) Helmine findet die Ursache hauptsächlich in der Schwiegermutter, die sie selbst „ein Muster der Weiblichkeit und Häuslichkeit" nennt. „Ich war nur für die Poesie erzogen worden, mein redlichster Wille konnte die Einübung in das häusliche Getriebe nicht ersetzen. Ich hätte mich total umschaffen müssen, um ihrem Begriff von einem Weibe wie es sein sollte, zu entsprechen. Glauben Sie mir, schrieb sie einmal, hören Sie mit Ihren Schreibereien auf

rency, wo sie von Chamisso, Z. Werner, Oehlenschläger und ander
sucht wurde (1809); auch Henriette Mendelssohn blieb ihr treu; endlich
hatte sie alle Hoffnung aufgegeben, sie verließ ihren Mann mit dessen
willigung und begab sich nach Heidelberg. Sie hat ihn nicht wiederge
„Schwer war mein Schicksal; blutarm kam ich nach Deutschland." In
selben Zeit war ihre Mutter gestorben.

In Heidelberg war das angesehenste Haus das der Generalin He
(ehmals Amalie von Imhoff), deren Schönheit auch diesmal einen mächt
Eindruck auf sie machte. „Ihre Gesichtszüge waren antik, sie glich der
riette Herz." In diesem reichen Hause fand sich die Aristokratie des Ge
zusammen, die Boisserée und Bertram, die ihre Galerie nach Heidelberg
pflanzt, Frau v. Schiller, die sich vorübergehend daselbst aufhielt, Car
Rudolphi, die bald darauf starb, Karl Thorbecke, der Dichter von „Beat
Graf Haugwitz, Karl von Raumer und die Professoren Daub, Cre
Nägele u. s. w. Wichtiger noch für den allgemeinen Ton Heidelbergs
die Ankunft des Prof. Zachariä. „Sein Haus stand allen Studirenden o
er zog sie nach und nach in die Familienkreise der Stadt und entfernte
Scheidewand, die den Studenten vom Philister trennte. Ehedem konnte
achtbares Mädchen unbeschimpft über die Gasse gehen oder sich auf den S
ziergängen sehen lassen." — Schlosser und Frau v. Guaita (Meline B
tano) beredeten Helmine (die in Fouqués Musen über die Boisseréesamml
referirte) auf einem Besuch in Heidelberg, nach Frankfurt zu gehn; von
begab sie sich (1811) nach Aschaffenburg, wo ihr Windischmann die eben
tigen Originalzeichnungen Cornelius' zum Faust vorlegte, und wo der F
Primas ihr Beschützer wurde. „So hatte mich das Schicksal gleichsam
das Sterbelager der Aristokratie geführt; denn man lese nur den Gothais
Kalender, so wird man sehen, daß sie nur noch ein Scheinleben hat."
Auftrag des Fürsten mußte sie den durchreisenden Napoleon ansingen; in
nem Auftrag dichtete sie das Drama „Eginhard und Emma", das erst
Aschaffenburg, dann im Privattheater des Fürsten von Leiningen vor höch
Personen aufgeführt wurde. Zugleich legte sie sich aufs Spanische und üb
setzte den Calderon. — In den Unruhen des Jahres 1812 verließ sie Aschaff
burg und ging nach Darmstadt, wo sie wieder im Schoß der Aristokratie leb
ihre vertrauteste Freundin war Henriette v. Montenglout, Schauspielerin u
Sprachlehrerin. Die Noth der durchziehenden Verwundeten trieb sie, sich thätig
Hilfe anzunehmen: dies wurde nun das große Geschäft ihres Lebens. Sie un
suchte im Juni 1815, durch eine Art Cabinetsordre autorisirt, die belgischen La

und flicken Sie Ihre Sachen!" — Doch ist zu bemerken, daß auch nach dem Tod se
Mutter Chézy keine Veranlassung fand, sein Weib zurückzurufen, ja nur ihr die Sache
zutheilen: Chézys Charakter ließ keinen Entschluß in ihm reif werden, bemerkt Helmine
dieser Gelegenheit.

rethe, und richtete über den schlechten Zustand derselben (10. Jan. 1816) eine Beschwerde an den General Gneisenau, infolge deren sie der Verleumdung angeklagt und vor das Criminalgericht citirt wurde. Sie ging (Febr. 1816) nach Berlin, wo sie sehr kalt empfangen wurde — wie es scheint, nicht blos wegen ihres Processes, den T. A. Hoffmann führte, und in dem sie endlich (Juli 1817) vollständig freigesprochen wurde. In Berlin verkehrte sie hauptsächlich in dem Hoffmann-Hitzigschen Kreise, und schrieb den Roman „Emmas Prüfungen": „Ich hatte den stolzen Gedanken gehegt, Deutschland zu schildern, wie die unsterbliche Staël in Corinna Italien geschildert." Ihre Gönnerin war die Princeß Wilhelm, die sich später auch der Frau Paalzow so huldvoll annahm.

7. Oct. 1817 siedelte Helmine nach Dresden über, wo sie von der romantischen Schule sehr ehrenvoll empfangen wurde: Louise Brachmann, Therese aus dem Winckel, Ernst v. Malsburg, Graf Löben, der sie schon 1814 auf einer Rheinreise begleitet hatte: eine weiche Seele, Aristokrat aus Romantik, Herrnhuter und zugleich Lobsänger der Jungfrau Maria, Graf Kalkreuth u. a. Dazu kam der Liederkreis: K. M. v. Weber, Theodor Hell, Karl Förster, Fr. Kind, A. Kuhn, E. Gehe, Böttiger u. s. w. Es war eine seltsame Reihe wohlwollender, sentimentaler und verkümmerter Persönlichkeiten. Später kam Tieck dazu. „Im Gegensatz zu Fr. Schlegel, der am liebsten das Gespräch auf politische und religiöse Zustände lenkte, blieb aus Tiecks Unterhaltungen Religion und Politik weg. Sie enthielten nur Ansichten über Poesie und Literatur, und zwar nicht von der ernsten Seite, sondern von der erheiternden und spöttischen. Ein Freund und Verehrer der Frauenpoesie war er nicht. Er hatte mit Fr. Schlegel gemein, daß er seine Opfer erbarmungslos schlachtete, ohne ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen." — In dieser mit Calderon geschwängerten Atmosphäre wurde die Euryanthe gedichtet. Auch der alte Freund Jean Paul fand sich zuweilen ein. Doch wurde auch in Dresden Helmine zuletzt unruhig, sie ging 1823 nach Wien. Dort schrieb sie für Franz Schubert die Oper Rosamunde, die aber nicht durchdrang, weil der junge Componist durch die Webersche Partei angefeindet wurde, und das Lustspiel „der Wunderquell". Auch ihr Sohn Wilhelm trat bereits als Dichter auf. — Von neuem ließ sich Helmine in Dinge ein, die ihr verdacht wurden: auf ihren Reisen durch das Salzkammergut sammelte sie die Beschwerden der Bewohner über die Verwaltung; man witterte demagogische Umtriebe und stellte eine Untersuchung an, die indeß mit ihrer Freisprechung endete. Aber ihr Sohn Wilhelm hatte sich bei der Gelegenheit „von den Einflüsterungen gewissenloser Menschen hinreißen lassen, und sah die Sache in einem schiefen Licht an." Als sein Hauptverführer wird Spindler angegeben, der seine eigne Natur in „Boa Constrictor" geschildert haben soll. Ein anderes seiner Opfer,

der Philolog Braun, äußerte in Heidelberg im Wirthshaus in ihrer und ihres Sohnes Gegenwart (bald nach der Geschichte mit dem heiligen Rock): „Der Kampf wird jetzt ernster als je, und es ist hohe Zeit, daß er es werde! Wir haben den Protestanten große Concessionen gemacht, diese müssen alle aufhören. Bald wird sie schlagen, die große Stunde, wo die neue Bartholomäusnacht gefeiert wird: keine pariser Bluthochzeit, keine europäische — o nein! die Bartholomäusnacht der Welt. Und da will ich zuschlagen, so lange ich den Arm rühren kann. Vertilgt müssen sie werden bis auf den letzten Mann, Gott wird seine heilige Sache schützen." „Mir schauderte, erzählt Helmine weiter, ich war keines Wortes fähig. Ich sah auf meinen Sohn Wilhelm hin, ich hoffte ein tröstliches Wort von ihm, er schwieg mit der ruhigsten Miene." Als sich nachher lebhafter Widerspruch erhebt, entfernen sich die beiden Herrn schweigend, sie rächen sich dadurch, daß sie ihre starke Weinrechnung unbezahlt lassen.

Im März 1831 hatte sie Oestreich verlassen und war ihrem Sohn nach München gefolgt, wo sie der Hof sehr huldreich empfing. Hier traf sie ein Mißgeschick „wie ein Donnerschlag aus heiterer Luft. Das Bubenstück war mit der größten Schlauheit entworfen. Als ich die Grundfäden des Gewebes durchschauen konnte, erfaßte mich ein Ekel; meine Kraft, dagegen zu kämpfen, erlag, denn die Verfolgung gegen mich kam von einer Seite her, wo man es nicht erwarten konnte. Man wollte mich vernichten. Was davon gelang, konnte nur durch die schnödesten Mittel erreicht werden." „Ich ersehnte und erstrebte mit Recht volle Genugthuung, und würde sie erlangt haben, wenn ich gewußt hätte, wer mich verfolgte. Die wahren Urheber und Leiter des Angriffs waren und blieben verborgen, sie standen hinter ihren Werkzeugen, die durch eine höllische List einen höhern Schutz zu erlangen gewußt. Es ist nicht Mangel an Muth, wenn ich schweige .... Noch immer sind dieselben Hände thätig, bittere Tropfen in die Neige meines Lebensbechers zu schütten, aber ich murre nicht."

1832 starb Chézy an der Cholera; Helmine eilte nun nach Paris, um seine Bücher und Manuscripte zu verkaufen und sich eine Pension auszuwirken; mit was für Schwierigkeiten sie zu kämpfen hatte und wie wenig sie im Ganzen ausrichtete, mag man im Buch selbst nachsehn. — Daß es im Ganzen eine trübe Lectüre ist, hat der Leser wol gefühlt; sie legt uns zugleich die Frage nahe: worin wol das Vorurtheil gegen Schriftstellerinnen seinen Grund hat? — Die Scheu vor der Concurrenz, wie man zuweilen meint, ist es wol nicht; auch handelt es sich nur um ein Vorurtheil, d. h. um ein Bedenken, das im bestimmten Fall die Erfahrung aufheben kann und öfters wirklich aufhebt. — Jenes Bedenken stützt sich auf zweierlei. Einmal liegt in dem specifisch „literarischen Leben" an und für sich etwas Ungesundes, Ungeordnetes;

eine Richtung auf das Persönliche im Menschen und eine Verwechselung desselben mit den Gegenständen, welche der Mann, an Kämpfe jeder Art gewöhnt und dazu geschaffen, leichter ins rechte Geleise bringt als das Weib, das oft nur auf Kosten der Weiblichkeit jene Schwierigkeiten überwindet, in seinem Gefühl sie übertreibt und dadurch von der Welt und der eignen Bedeutung eine falsche Auffassung sich bildet. — Dann fehlt dem Weib jene Beobachtung der Wirklichkeit (wir möchten sie die historische nennen), die nur dem Mithandelnden möglich ist: sie ist darauf angewiesen, entweder das eigne Herz zu öffnen, oder ihre ganz äußerlichen Beobachtungen zu copiren. Beides geschieht nicht ohne Gefahr. Um Stoff zu haben, forcirt man leicht die Regungen des Herzens, man setzt sich vor sich selber in Positun, man kokettirt; und jene rein äußerliche Beobachtung, die nicht im Sinn der Charaktere *schafft*, sondern nur daguerreotypirt, ist zuweilen vom Klatsch schwer zu unterscheiden. — Freilich gibt es starke oder edle weibliche Naturen, die das überwinden; freilich gibt es männliche Schriftsteller, die sich weibischer geberden als alle Weiber — und wie viele haben wir jetzt in Deutschland! aber daß die Gefahr für das Weib näher liegt als für den Mann, wird niemand bereitwilliger zugestehn, als ein edles Weib. — Nirgend aber ist uns der Gedanke so widerwärtig entgegengetreten, als in den „Erinnerungen für edle Frauen", die der modernste Herausgeber als ein Ideal bezeichnet!

Elisabeth Fischer, geb. 11. April 1761 in Königsberg, heirathete 1780 den Juristen *Graun*, den Sohn des bekannten Kapellmeisters; zu ihren Freunden und Verehrern daselbst gehörte ein älterer Herzog von Holstein-Glücksburg und zwei jüngere Leute, *Gentz* (geb. 1764; bis 1786 in Königsberg) und v. *Stägemann* (geb. 1763). Der Letztere erzählt in seinen „Erinnerungen" (1840): „Eine junge Frau in der Blüte einer anerkannten Schönheit, ging sie wie die Dame von Fayel streng und still an der Schar ihrer Verehrer vorüber, wenn sie auch, wie jene, mit zartem Sinn eines schönen Liedes sich freuen mochte. Der Eindruck des ersten Herzschlages (1785) milderte sich in der nächsten Zeit, da ich anfangs nur selten Gelegenheit fand, sie zu sehn, auch bei meinem fast gleichzeitigen Eintritt in den Staatsdienst nicht Muße hatte, einer Leidenschaft nachzuhangen, die dennoch im Anfang des Jahres 1786 in vollen Flammen stand. Erst im folgenden Jahr wagte ich an sie zu dichten, meistentheils in einer Gattung bald längerer bald kürzerer Episteln, deren eine ziemliche Zahl von ihr selbst noch aufbewahrt worden ist. In demselben Jahr (1787) ward ihr Mann nach Berlin versetzt, ließ sie aber mit den Kindern in Königsberg zurück, um zuvor seinen Haushalt gehörig zu ordnen. Elisabeth, die sich mit ihrer Mutter zu einer gemeinschaftlichen Oekonomie vereinigte, fing nun ein Stillleben an, worin sie sich, nächst der Sorge für die Erziehung der Kinder, ihrer Neigung zur Kunst,

zur Musik, Malerei und Literatur mit Bequemlichkeit überließ. Dies unfreiwillige Stillleben währte, von keiner Seite in solcher Dauer geahnt, fast acht Jahre; erst 1795 folgte sie ihrem Mann nach Berlin. Eine höhere Hand fügte es hier anders, als sie dachte. Bei der entschiedensten Abneigung gegen eine Trennung ihrer Ehe, auf deren Glück sie früh verzichtet hatte, sah sie sich dennoch bald nach ihrer Ankunft zu diesem Schritt unausweichlich gezwungen. Sie hatte, wie sie mir schrieb, nur zwischen Wahnsinn oder Tod zu wählen. Sobald ihr Entschluß ausgeführt war, kehrte sie nach Königsberg zurück, und im Sept. 1796 erhielt ich ihre Hand, die sie mir bereits in Berlin zugesagt hatte." Nach einer langen glücklichen Ehe starb sie 12. Juli 1835; Stägemann folgte ihr 1840.

Um der Farbe willen, theilen wir unter den zahlreichen Briefen von Gentz an Elisabeth einen aus dem December 1793 mit; wobei wir daran erinnern, daß Gentz ein Jahr vor ihrem Mann nach Berlin abreiste.

„Es gab einst (also vor 1786) eine furchtbare Verabredung unter uns, die meine Verdammniß, meine unwiederbringliche Verdammniß entschied, wenn ich in einem Termin, den ich längst gar weit überschritten habe, Ihrer zu vergessen scheinen sollte. . . Es war eine Zeit (also vor 1786), wo unsere Herzen sich verstanden, auf leise Winke sich verstanden, eine Zeit, wo Sie in meinem Umgang fanden, was Ihnen rund um Sie her versagt war, und wo ich mein Dasein nur achtete, weil ich es wagen durfte, Sie grenzenlos zu lieben. . . Sie wissen, daß wir tausendmal (vor 1786!), wenn wir unsere Verhältnisse berechneten, dem unerbittlichen Schicksal vorhielten, daß es uns nicht füreinander geschaffen hatte." — „Nach einem Stillschweigen von zwei Jahren klingt es fast wahnsinnig, was ich Ihnen sagen werde, aber ich sage es doch: wenn Sie meine Stelle in Ihnen irgend einem andern vergeben hätten, es wäre eine unaussprechliche Ungerechtigkeit gewesen." — „Graun war Ihnen nie werth; er ist es hier, bei Gott, nicht mehr geworden. Ich mag sein Ankläger nicht sein. Es gibt weniger Uebel, es gibt auch weniger Fehler als man denkt. Sie nicht zu achten, ist ein ungeheurer, weil er so in die Mitte trifft, so unleugbar das im Menschen voraussetzt, als tausend einzelne Vergehungen, die den edelsten Charakter beflecken können. Diese Sünde ist ihm längst im Gericht der besten Menschen angerechnet. Was er hier gethan, ist im Grunde nur eine andere Form dieser alten Sünde, nach meiner Berathung eben deshalb nicht wichtig, und ganz unbedeutend, wenn die Welt nicht anders rechnete, anders urtheilte, und in ihrer Blindheit je über das Kleid wegsehn könnte. Blos in der letzten Betrachtung hat sein jetziges Leben — eine gewisse widrige Wichtigkeit." — So schreibt — Gentz! so darf er an Elisabeth schreiben, drei Jahre bevor sie ernsthaft an Scheidung denkt! — Sie antwortet in einem sehr langen Brief „mit gerührtester Freude":

„Was meine Plane betrifft, so muß ich Ihnen bekennen, daß ich gar keine habe . . . Was die Gründe betrifft, warum Graun immer noch meine Herüberkunft (nach Berlin) verzögert, so glaube ich, sind die hauptsächlichsten — Cajone gegen seine Mutter und die Idee, bei seinen jetzigen Einkünften kein Haus etabliren zu können — wenigstens sind diese allein in seinen Briefen. Vielleicht handelt er nach seiner besten Erkenntniß — ungeachtet es freilich schlimm ist, daß er so sieht und nicht anders. Rochefoucauld sagt u. s. w."

Aus den Reminiscenzen dieser Ehe, vielleicht zum Theil aus den wirklichen Briefen, ging 1799 das vorliegende Buch hervor. Die vollständigen Briefe können es (Gott sei Dank!) nicht sein, denn die Hauptumstände sind anders, obgleich die drei Hauptanbeter kenntlich genug gezeichnet sein mögen. Der Titel ist von Huber, dem Elisabeth 1804 das Manuscript zur beliebigen Benutzung mittheilte; ihre „Fragmente" erschienen schon 1800. Vollständig wurden die „Erinnerungen" erst nach Stägemanns Tod 1846 von Lorow herausgegeben.

Es ist (Gott sei Dank!) nur ein Roman; obgleich eine Masse persönlicher Anspielungen, die für das Romaninteresse werthlos sind, sich erhalten haben; auch Namen oder Chiffern, die nur auftraten, um wieder zu verschwinden. Es sind zerstreute Papiere, hingeworfne Selbstbetrachtungen im Reich der Möglichkeit. Die wirkliche Elisabeth hatte keine Freundin: „und so schuf sich meine Phantasie ein Wesen, dem ich meine innersten Empfindungen und Gedanken mittheilen konnte. Ich suchte Dichtung und Wahrheit, so gut sichs thun ließ, in der Unterhaltung mit ihr zu verschmelzen, und fand eine sonderbare Befriedigung darin, über meine Gefühle mich aussprechen zu können, ohne von mir selbst zu reden." „Ich lebte in meiner erdichteten Welt, und liebte die Freundin, welche meine Phantasie sich schuf, oft die Stimme der Vernunft hören, während ich mich ganz den Eingebungen und Ergießungen meines Herzens überließ." — Mit Recht können wir daher annehmen, daß die wirkliche Elisabeth besser war, als die Elisabeth des Buchs.

„Ich ward frühe vor dem Egoismus der Männer gewarnt, ihre Anbetung konnte mir kein Vertrauen, ihre Bemühungen keine Liebe einflößen; dennoch schlossen sie sich mir an, und ich konnte mich dem Antheil und Einfluß, den sie auf mein Leben hatten, nicht entziehn." „Ich ward Gattin und Mutter, aber die Thätigkeit in einem idealischen Wirkungskreise blieb immer noch Bedürfniß für meinen Geist, der zwischen seiner selbstgeschaffenen Welt und den Forderungen, die nun in der Wirklichkeit von allen Seiten auf ihn eindrangen, eine Art von Vergleich zu stiften hoffte; denn ich konnte meine gewohnten Beschäftigungen nicht entbehren und auch die Grenze nicht finden zwischen dem, was ich lassen müßte und was ich mir zugestehn dürfte. Ich quälte mich in einem vergeblichen Streit meiner Kräfte und Neigungen."

Schon der Bräutigam erscheint, obgleich brav und rechtschaffen, als eine prosaische Natur. „Selbst wenn er der Gegenstand nicht wäre, tröstet die verständige Meta, der von Seiten des Herzens dich befriedigte, glaubst du nicht, daß dir das Verdienst vorbehalten sein könne, etwas von dem Reichthum deiner Empfindung auf ihn zu übertragen?“ „Du wirst finden, daß die Männer gewöhnlich nur bei sogenannten reellen und recht in die Augen fallenden Anlässen an unsern Bekümmernissen Theil nehmen; von den stillen Leiden, denen uns unser zarterer Sinn unsere Phantasie aussetzt, und die unendlich schwerer und schmerzhafter zu ertragen sind, nehmen sie meist gar keine Notiz.“ „M. fühlt deine Zurückhaltung und Kälte, diese gibt ihm bei aller Liebe einen Depit gegen dich, und diesen aufzuheben, gibt es nur ein Mittel: jene Kälte, wenn auch mit einiger Anstrengung, zu überwinden oder zu verstecken.“ —!— Nebenbei ist zu bemerken, daß die Anbeter fortdauern und sich ziemlich viel herausnehmen. Elisabeth ist unordentlich und läßt sich in der Sorge für ihren Mann selbst von andern Frauen beschämen. Einmal gesteht sie doch: „Ich bin weit entfernt, mich davon freizusprechen, daß nicht auch in mir selbst der Grund des Mißmuths liege, der mich drückt. Ich bin zu wenig Herr meiner Empfindungen und jedes augenblicklichen Eindrucks; man hat vielleicht meine Fehler zu sehr geschont.“ — Sie ist in der That so wenig Herr darüber, daß sie einem fremden Mann Gelegenheit gibt, ihr unter Händedruck zuzurufen: „Theure Frau, Sie sind nicht glücklich!“ — Dieser Vorfall gibt denn doch der verständigen Meta zu der Bemerkung Gelegenheit: „Ueberhaupt fürchte ich nur zu sehr, daß bei dem Beifall, den deine Gestalt, dein ganzes Benehmen finden, du leicht die Theilnahme irgend eines Freundes gewinnen könnest, der deinen Zustand verschlimmert, indem er ihn zu verbessern denkt, und doch ist wol selten einer von diesem Geschlecht, der nicht gegen sein eignes Weib sich eben der Vernachlässigungen schuldig machte, über die er bei jeder andern liebenswürdigen Frau Augen und Hände zum Himmel erhebt.“ Als ihr Elisabeth den feurigen Brief eines Verehrers mittheilt, bemerkt Meta: „Gebe der Himmel, daß die Liebe deiner Freunde dir nicht einst noch mehr Leiden bereite, als die Kälte und Scheelsucht deiner Neider . . . Mich dünkt, du wirst eine gewaltige Sophistin, meine Elisabeth, aber es kostet dich keine Mühe, mich alles glauben zu machen was du willst. Gewiß bist du immer zuerst getäuscht, ehe du andere täuschest.“

Endlich stirbt der Mann plötzlich, am Schlagfluß; Elisabeth, herbeigerufen, steht an der Leiche und hebt die Augen zum Himmel. „O wie wohl thut es mir jetzt, sagte sie, indem sie wieder auf ihn niedersah, immer sanft und nachgebend gegen dich gewesen zu sein. Wenn er nicht immer gut gegen mich war, fuhr sie fort, indem sie sich gegen uns wendete, so war es ja mehr die Schuld seiner Kränklichkeit als eines bösen Willens; er hat mich gewiß nie absichtlich gekränkt.“

Möchte man vor dieſer Heiligen nicht gleich anbetend niederfallen? Und es geſchieht in der That! — Es war doch ein ſchönes Zeitalter, das Zeitalter der ſchönen Seelen!

„Wie der Sklave, der ſeiner Ketten entledigt," kehrt ſie jetzt zu ihren frühern Beſchäftigungen zurück; ſie nimmt von den verſchiedenſten Seiten Huldigungen an, prüft und erwägt vielfach. „Ich kann mir das Unbehagliche eines ſolchen Zuſtandes denken; die Seele nimmt darin nur ſchwankend und undeutlich die Umriſſe der Gegenſtände auf, die ſich uns darſtellen. Die Gründe, welche unſere Handlungen beſtimmen ſollen, verſchwinden mit den wichtigſten Zweifeln; wir können uns auf die Wahrheit der Bilder, welche dieſer Spiegel zurückwirft, ſo wenig als auf die verlaſſen, die eine bewegte Quelle uns zeigt." — Ein gewiſſer Gerſon, der Hingebendſte unter den Anbetern, wird vorgezogen; aber auch ihn behandelt Eliſabeth zweideutig. „Auch die beſten Männer, ſchreibt Meta, verblendet der Egoismus in ihren Forderungen, und die vorzüglichſten Menſchen haben Seiten, die wir nicht gern gegen ſie ſelbſt und noch weniger gegen andere berühren mögen. Indeß hätteſt du ihm bei der jetzigen Lage der Dinge die Eiferſucht gegen einen andern billig erſparen ſollen. O meine Eliſabeth, kannſt auch du dich ganz von dem Tadel deines eignen Herzens freiſprechen? Haſt du, indem du blos den Eingebungen einer ſchmerzlich errungenen Klugheit gefolgt, dir nicht vielleicht das Anſehn der Eitelkeit, des Leichtſinns gegeben?" Der Bruch erfolgt, aber noch nach demſelben ſchreibt Gerſon an Eliſabeth: „Werden Sie etwa je in eine Lage geworfen, in der Sie einen Freund brauchen, der Leben, Glück und Ruhe für Sie aufzuopfern im Stande ſein muß, ſo vergeſſen Sie nicht, daß ich, ſo lange meine unſterbliche Seele dauert, Sie höher ſchätze als Ehre, Glück und Leben." — Mehr als die Ehre! Das iſt der Rechte.

Noch Einiges aus den Fragmenten.

„Es liegt in der menſchlichen Seele, daß wir nur für das Intereſſe gewinnen, wovon wir uns ſagen können, es iſt unſer Werk. Ueberall aber fordert der Mann, überall greift er unſern Einrichtungen vor; er denkt für uns und oft ohne Erklärung, warum er ſo und nicht anders denkt, verlangt er, daß wir ſeinem Willen den unſrigen unterwerfen. Die Herrſchaft der Männer macht uns ſorglos; außerdem lieben wir nie, wo wir beherrſcht werden, (??) denn hier kann weder unſere Neigung noch unſere unterdrückte Ehrbegierde wirken, und wir müßten mehr Philoſophie haben, oder weniger als Menſchen ſein, um unſere Pflichten mit Freudigkeit zu erfüllen."

„Warum ſind ſo viele Frauen ſo wenig häuslich? Vielleicht weil ſie — wenn ſie ihre Männer zu lieben fortfahren — doch eine Zeit lang durch die Ergießungen eines immer vollen Herzens ſo verwöhnt werden, daß ſie ſpäter-

hin eine Leere fühlen, welche sie durch innern Stoff nicht auszufüllen im Stande sind. Da der Zustand der ersten Liebe, auch der vernünftigsten, nicht ohne Spannung ist, so kann er schon seiner Natur nach nicht dauern." —

Wenn uns vor zu viel Patschuli schlimm und weh wird, greifen wir in der Noth zu allem was herzhaft riecht, wenn auch nicht schön, allenfalls zum Knoblauch. Nach Elisabeths Bekenntnissen hat uns die Naturgeschichte von Bogumil Goltz, einen erfrischenden Eindruck gemacht, der wol hauptsächlich aus dieser Zusammenstellung herrührt. Ist auch die grobe Form zu mißbilligen, an Humor und Beobachtung fehlt es nicht, wie die folgende Scene zeigen mag, die gewiß komisch ist — komisch nach zwei Seiten!

„Der Mann kann reden was er will: das Wort ist für ein richtiges Frauenzimmer keine geistige Macht. So lange sie leidenschaftlich bewegt ist, scheinen ihr die Vernunftgründe, welchen das Wort dient, eine von den Männern erfundene Schulpedanterie zu sein. Gründe gelten ihr als unausstehliche Zumuthung, als eine Beeinträchtigung ihres Gefühls. Ihre Logik ist der Affect, sie fühlt nur ihre Stimmung, ihr Interesse; sie bezieht Dinge und Verhältnisse nur eben auf ihre Person. Während der bündigsten Auseinandersetzung ist die Zuhörerin nur mit ihrer Alteration und Opposition beschäftigt, nicht mit dem Gegenstand. Das Wort ist ihr, sobald es absolute Geltung haben soll, nur Schall. Sie läßt höchstens Pathos, Emphase und Declamation an sich kommen, wie in einem Schauspiel. Die Darlegung wirkt auf sie allenfalls rednerisch, mimisch, plastisch, selten als überzeugende Macht. Wenn alle Beweisgründe erschöpft sind, und der Sprecher die Wirkung entgegenzunehmen vermeint, um derentwillen er all seine Logik in beide Hände genommen hat, so kommt Madame auf denselben Punkt zurück, von dem sie ausgegangen war. Nun geräth der Mann außer sich: die geharnischten Gründe werden nochmals an zitternden Fingern, mit bebender Lippe, mit blitzenden Augen, mit von Ingrimm gepreßter Stimme hergezählt; jedes Wort wird so betont, als wenn es Geister beschwören und Gestorbene erwecken soll. Die Argumente werden der Hartnäckigen in Daumschrauben angesetzt; die ganze Beweisführung wie eine Pistole auf die Brust gehalten; die Vernunft wird ihr auf den Kopf zugesagt und gleichwol wieder abgefordert, wie man einem Menschen, der im Verdacht des Irrsinns steht, die Beglaubigung seiner fünf gesunden Sinne abverlangt. Madame soll sich kurz und deutlich erklären, ob sie begriffen hat; sie soll gar nicht sagen was sie thun oder lassen will, das Object des Streits und dessen Erfüllung soll Nebensache bleiben: der Mann will nur die Satisfaction haben, daß er Recht hat, daß seine Ehehälfte Menschenvernunft besitzt und respectirt. Es gilt nicht mehr ein materielles Interesse, Frau Gemahlin sollen factisch ihr Stück durchsetzen: es soll nur im Interesse der Wahrheit, der Logik, der Menschen-

würde eine Erklärung abgegeben werden! Das aber ist zu viel gefordert, es bricht ihr das Herz. Sie hat vor Alteration nur Worte gehört und ist als Tragödin nur mit ihren Leidenschaften beschäftigt gewesen. Sie begreift nur ihr grenzenloses Elend, die dialektische Barbarei der Männer. Jetzt brechen auch die langverhaltenen Thränen hervor und schwemmen alle Rhetorik, Logik und Erörterung fort."

Das Büchlein von Guhl enthält eine zweckmäßige Zusammenstellung der Frauen, die sich in der Kunstgeschichte ein wirkliches Verdienst erworben haben.

Die letzte Philologenversammlung in Wien.

Eine Philologenversammlung in Wien: das war etwas mehr als eine jener sich fortwährend häufenden jährlichen Zusammenkünfte von Fachgenossen, denen sich die Theilnahme des größern Publicums immer mehr entzieht — es war ein Ereigniß. In frühern Zeiten ließ Oestreich mit instinctiver Einseitigkeit einzig und allein den Naturwissenschaften eine aufmerksamere Pflege angedeihen, neuerdings schien es durch das Concordat sein kaum aufblühendes Schulwesen dem Erbfeind aller Geistescultur Preis gegeben zu haben, und jetzt sollten in dem Herzen desselben Oestreich die Vertreter der Wissenschaft sich vereinigen, welche ebensowol den Ausgangspunkt aller geschichtlichen Forschung bildet wie sie naturgemäß die Herrschaft über den Jugendunterricht nicht aufgeben kann. Als ein dem östreichischen Unterrichtsministerium nahestehender Gelehrter auf der vorangehenden Versammlung in Breslau die Wahl Wiens für das folgende Jahr mit warmen Worten empfahl, fühlte jedermann die Bedeutung einer solchen Einladung. Offenbar wollte die Partei, welcher die Einbürgerung deutscher Wissenschaft und deutscher Gymnasialeinrichtungen in Oestreich am Herzen liegt, aus der Verbindung mit ihren auswärtigen Freunden neue Kraft schöpfen und zugleich ihren Gegnern deutlich vor Augen führen, daß sie noch nicht ganz machtlos sei. Darum aber kamen auch wol die meisten der fremden Gäste in einer ungewöhnlichen Stimmung nach Wien. Die Erwartung eines unbestimmten Etwas, sei es Furcht vor einer Störung des ganzen Unternehmens von feindseliger Seite, sei es Hoffnung auf spannende Kämpfe, lag so nahe, daß sie nicht in Erfüllung ging, mag die Hauptursache der unbefriedigten Aeußerungen sein, die wol hier und da über die

Versammlung laut geworden sind. In den Debatten der pädagogischen Section wurden durch die geschickten Anordnungen des Präsidiums solche Erörterungen vermieden, welche den Gegensatz zwischen philologischer und klerikaler Pädagogik in principieller Schärfe zum Ausdruck hätten bringen müssen; daß es aber an einem direct gegen die Versammlung als solche gerichteten Versuch nicht gefehlt hat, hat man nachträglich erst erfahren. An den im October und November vielfach verbreiteten Gerüchten über ein kaiserliches Verbot zukünftiger Gelehrtencongresse hat sich als der wahre Kern ergeben, daß der Reichsrath, jene dem östreichischen Staatsorganismus eigenthümliche Zwischenbehörde zwischen Ministerium und Krone, über den Antrag des Unterrichtsministers, für die Zwecke der Philologenversammlung siebentausend Gulden aus Staatsmitteln zu bewilligen, ein ablehnendes Gutachten abgegeben hatte und dieses dem Minister mitgetheilt worden war.*) Kein Unbefangener wird glauben, das Gutachten verdanke blos der ängstlichen Sorge für die östreichischen Finanzen und dem Gedanken an die bei früheren ähnlichen Gelegenheiten vorgekommene Verschwendung seinen Ursprung. Auch war die Frage des Staatszuschusses in dem besonderen Falle keineswegs eine untergeordnete. Für die Zukunft ist es ohne Zweifel sehr wünschenswerth — wir wenigstens bekennen uns auf das entschiedenste zu dieser Ansicht —, daß die Gelehrtencongresse den Staaten, auf deren Gebiete sie zusammenkommen, keine kostspieligen Ausgaben mehr verursachen; allein ebenso sehr wäre es zu bedauern gewesen, wenn grade hier der Reichsrath mit seinem ablehnenden Vorschlage durchgedrungen wäre. Die östreichische Regierung hatte die deutschen Philologen nach Wien eingeladen, um offen vor aller Welt ihr Interesse an der Sache der Wissenschaft und des höheren Unterrichts zu bekunden, und wäre in eine eigenthümliche Stellung gerathen, hätte sie zuerst sie nicht als ihre Gäste empfangen und behandelt. Eine solche Niederlage ist dem Grafen Thun erspart worden: die geforderte Summe, zu welcher die Stadt Wien noch eintausend Gulden hinzufügte, wurde an höchster Stelle zugestanden, und die Philologenversammlung blieb, wie beabsichtigt, eine Demonstration im Sinne der von ihm in das Leben gerufenen und beschützten Bestrebungen.

Durch letzteren Umstand erhielt sie ihr unterscheidendes Gepräge, indem unwillkürlich ihre festliche Seite als die Hauptsache hervortrat, die Verhandlungen verhältnißmäßig zur Nebensache wurden. Eine Anzahl der trefflichen Männer, welche mit der Bestimmung die philologischen Studien zu heben durch den gegenwärtigen Unterrichtsminister nach Oestreich berufen waren, darunter der um das dortige Schulwesen hochverdiente Bonitz, war in dem Comité thätig und gab ihre Freude über den fremden Besuch in jeder Weise

*) Ohne Zweifel enthält die wiener Correspondenz der Kölnischen Zeitung vom 23. Nov. den genauen Sachverhalt.

auf das unzweideutigste zu erkennen. Wie das Comité um seine Gäste sich bemühte, kann der eine Umstand beweisen, daß es an dem ersten Tage der Versammlung und den zunächst vorhergehenden bei allen ankommenden Zügen auf den Bahnhöfen vertreten war, was in Wien etwas Anderes heißen will als in einer deutschen Mittelstadt. Ließen auch bei der Schwierigkeit des Terrains, den grade in Wien so mannigfach sich durchkreuzenden Rücksichten, die zu nehmen waren, den die Geschäftsführung auf das äußerste erschwerenden weiten Dimensionen des Ortes einzelne Versäumnisse sich nicht vermeiden, so hat es doch den Dank aller nicht ganz unbilligen Mitglieder der Versammlung in reichem Maße sich erworben; auch wurde der Festcharakter des Ganzen würdig gewahrt und den Fremden eine Reihe edler Genüsse geboten.

Daß unter diesen eine Fahrt nach dem Semmering nicht fehlte, war natürlich; denn Oestreich läßt nicht gern eine Gelegenheit vorübergehen, auf die gewaltige Eisenstraße hinzuweisen, mit deren Anlage es bis jetzt in Europa unerreicht dasteht. Auch handelte es sich nicht blos um eine Befriedigung des östreichischen Stolzes, sondern zugleich um eine Gelegenheit, Auge und Herz an dem Anblick großartiger Naturschönheiten zu erlaben, die als Erholung von dem betäubenden großstädtischen Treiben um so willkommener war. Am Morgen des zweiten Versammlungstages, eines Sonntages, traf man auf dem Südbahnhofe zur festgesetzten Zeit zusammen und vertheilte sich in die bereitstehenden Waggons, welche bald, da ein Zug für die große Zahl nicht hinreichte, in zwei Züge geordnet sich in Bewegung setzten. Erbarmungslos rauschten die Züge an den Stationen vorüber, von denen mancher sehnsüchtige Blick ihnen folgte, bis nach zweistündiger Fahrt Halt gemacht wurde. Gesang ertönte zur großen Ueberraschung der Gäste, denn keiner hatte in der Eile des Einsteigens auf dem wiener Bahnhof bemerkt, daß der erste Waggon den wiener Männergesangverein aufgenommen hatte, dessen geübte Stimmen jetzt durch heitre Lieder die Pause verschönten. Gleichzeitig wurden auch Zunge und Magen der Luftfahrer durch köstliche Früchte erquickt, die in reicher Auswahl an den Waggons herumgereicht wurden. Nicht lange, so bliesen die gigantischen Locomotiven wieder stöhnend ihre Dampfwolken aus und traten ihren mühsamen Weg in das Gebirge an. Der Himmel, der bis dahin trübe darein geschaut und ängstlichen Gemüthern Besorgnisse eingeflößt hatte, wurde heiterer und gestattete zuletzt den freiesten Umblick in die herrliche Gegend. Die Schienen führten merklich aufwärts; den kleinen Hügeln folgten hohe Berge; hier sah man in lieblich grünende Thäler, dort in steile Felsschluchten; dann wandte sich die Straße wieder, nach der entgegengesetzten Seite den Blick in die jüngst verlassene Ebene gewährend. Immer höher und höher stieg sie, in rascher Folge bald durch nächtlich dunkle Tunnel bald über riesenhohe Viaducte führend, von denen aus vor dem entzückten Auge die großartigste Rundsicht

sich ausbreitete. Wahrlich, hier mochte manches Philologenherz im Stillen der modernen Industrie das ihr gethane Unrecht abbitten und anerkennen, daß auch sie zur Erfrischung und Erhebung des menschlichen Geistes ihr Theil beitragen könne. Nach vierstündiger Fahrt war der höchste Punkt der ganzen Strecke, die Station Semmering, erreicht. Von da durchflog man nur noch den langen Tunnel, der unter der Paßhöhe fort auf die steirische Seite hinüberführt, um einen Blick in das weithin sich erstreckende freundliche Mürzthal zu gewinnen, und machte dann den Rückweg über den Berg zu Fuße. Inzwischen waren unter und neben der Halle des einsamen Stationshauses zu Semmering gedeckte Tische aufgeschlagen worden, an denen jeder einen Platz suchte, um durch Speise und Trank sich für die Heimfahrt zu stärken. Die Conjectur einiger mehr gastronomischen als philologischen Kritiker, es möchte der auf diesem Raume unumschränkt gebietende Restaurateur den Wünschen des gastfreien Comités nicht ganz entsprochen haben, störte den Frohsinn der Gesellschaft nicht: wußte man doch, daß man dreitausend Fuß über dem Meer in abgelegener Gebirgsgegend sich befand, und hob doch der Reichthum der vorangegangenen Eindrücke die allgemeine Stimmung. Wieder ließ der Männergesangverein seine kräftigen Lieder erschallen, in welche allmälig die ganze Versammlung einfiel: so ertönte aus mehren hundert vollen Kehlen ein heitres Lied nach dem andern, unter denen weder des Deutschen Vaterland noch das Gaudeamus fehlte. Unversehens schlug die Abschiedsstunde, und der einbrechende Abend fand die reich befriedigten Lustfahrer wieder in Wien.

Führte der zweite Versammlungstag den Philologen eine der besten Schöpfungen Oestreichs vor, so wurde am dritten die Glanzseite Wiens benutzt, sie würdig zu unterhalten: denn am Abend dieses Tages wurde für sie eine Festvorstellung im Kärnthnerthortheater veranstaltet. Wol schüttelte mancher den Kopf, als er hörte, daß auf den dringenden Wunsch des Grafen Thun, der den einheimischen Dichter geehrt sehn wollte, Halms Iphigenia in Delphi Gegenstand der Aufführung sein solle; jedoch zeigte sich, daß die Wahl in einer Beziehung keine ungeschickte war. Das an dramatischer Entwicklung arme Stück bot den Kräften der Schauspieler im hohen Grade Gelegenheit, sich zu entfalten. Schwerlich hat einer der ältern Festgenossen jemals einer vollendeteren, schwerlich einer der jüngern einer auch nur annähernd so gelungenen Darstellung beigewohnt. Besonders traten die Damen Frau Rettig (Elektra), Frau Hebbel (Pythia) und Fräulein Rudloff (Iphigenia) hervor, von denen letztere von Prag gekommen war, um mitzuwirken. Neben dem unvergleichlichen Klange des Organs, wodurch namentlich Frau Rettig sich auszeichnet, war es nicht allein die Sicherheit und Angemessenheit des Vortrags, nicht allein die saubere Stilisirung der einzelnen Rollen, was die Zuschauer entzückte; es war vor allem die plastische Rundung der Gruppen, in

denen die Darsteller der jedesmaligen Situation körperlichen Ausdruck gaben. Keine sinnvollere Huldigung konnte den Kennern des Alterthums dargebracht werden als das Hervorkehren dieser plastischen Seite der Schauspielkunst: war sie doch ohne Zweifel diejenige, welche auf der Bühne Athens am höchsten ausgebildet war und am meisten geschätzt wurde.

Der Vorstellung im Theater ging das Festdiner im Sophienbadsale unmittelbar vorher, eine Einrichtung, die mannigfachen Tadel erfuhr, aber vielleicht nicht abzustellen war. Bei ihm kam die Bedeutung der ganzen Vereinigung am reinsten zum Ausdruck. Die Ausbreitung der wissenschaftlichen Bewegung Deutschlands über den Kaiserstaat, die Nothwendigkeit warmer Förderung dieses Zieles von beiden Seiten, die Anerkennung des dafür Geschehenen bildeten den Grundton, der alle Trinksprüche durchdrang. Zuerst sprach ihn Brüggemann aus Berlin aus, indem er in wohldurchdachter Rede den Grafen Thun feierte, der ein ungleich schwierigeres Werk begonnen und durchgeführt (? d. Red.) habe als der Bau der gestern bewunderten Semmeringbahn gewesen, das Werk der geistigen Wiedergeburt Oestreichs; vor allem wies er auf den diesem Lande durch Berufungen von Gelehrten erwachsenen Gewinn hin, der ihm von Herzen gegönnt werde, obwol grade Preußen dadurch manche treffliche Kraft entzogen sei. Allein der Glanzpunkt des Festes war die Erwiederung Thuns. In würdig einfacher Sprache hob er die Bedeutung der Philologie für die Gegenwart, die Bedeutung der Philologie für Oestreich insbesondere hervor und schilderte die Vortheile, welche die methodisch ausgebildete deutsche Wissenschaft dem vielsprachigen Kaiserstaat und dieser mit seinen mannigfach noch unerforschten monumentalen Schätzen der Wissenschaft gewähren könne. Er warf einen kurzen Rückblick auf die Geschichte Oestreichs, erinnerte an die enge Gemeinschaft, in der dasselbe früher mit dem übrigen Deutschland auch auf geistigem Gebiete gestanden, an die unglückliche Isolirung der Metternichschen Periode, und begrüßte in dem zahlreichen Besuche der Versammlung ein Unterpfand dafür, daß die seitdem reger gewordene Gemeinsamkeit wissenschaftlicher Bestrebungen in beiden Ländern allseitige Theilnahme finde. Seine Rede ist nachher in der Wiener Zeitung vom 2. Oct. und in dem Verhandlungsbericht der östreichischen Gymnasialzeitung abgedruckt worden; aber freilich ließ sich dem Abdruck die Hauptsache nicht mittheilen, der Ton der Wahrheit, durch den die gesprochenen Worte des Ministers in der Versammlung zündeten. Ob die von ihm erfaßte und ausgesprochene Aufgabe nicht eine allzu schwierige sei, ob er nicht sogar durch eigne Schuld die Hindernisse ihrer Lösung erhöht habe, diese Bedenken kühlerer Momente verstummten in den Herzen der Festgenossen und machten ganz dem Hochgefühl Platz, das uns allemal ergreift, wenn wir einem rein auf ein würdiges Ziel

gerichteten menschlichen Dasein begegnen. In dem lautesten, kaum endenden Beifall äußerten sich die Empfindungen aller.

Aus der großen Zahl der übrigen Trinksprüche heben wir noch einen heraus, der als charakteristisch für das, was die Versammlung bewegte, besonders lebhafte Beistimmung fand: es ist der Halms aus München auf die philologischen Seminare Oestreichs. Nachdem er an das Große erinnert hatte, das die Seminare der verschiedenen deutschen Universitäten gewirkt haben, wandte er sich zu den kürzlich in Oestreich begründeten ähnlichen Anstalten und wünschte ihnen frisches, blühendes Gedeihen. Auch hier waltete der Grundgedanke: Einbürgerung der Lebensformen der Wissenschaft, die in Deutschland sich bewährt haben, in dem Kaiserstaat.

Wir würden von der geselligen Seite der Versammlung nur ein unvollständiges Bild geben, wollten wir nicht mit einem Worte der beiden andern Zusammenkünfte im Sophienbadsale gedenken, wo man auch am Tage der Eröffnung und am Tage des Schlusses der Verhandlungen gemeinschaftlich zu Mittag aß. Hier, wo jeder für sein Geld war und die Mitglieder sich nur unter sich bewegten, fielen alle Rücksichten des officiellen Festes fort; und doch, welch ein Unterschied zwischen beiden Tagen! Während am ersten ein ziemlich steifer Ton die sich vielfach fremde Gesellschaft auseinanderhielt — saßen doch deutsche Schulmänner und Professoren unter unbekannten Oestreichern von theilweise geistlichem Stande und theilweise slawischer Abstammung, — herrschte am letzten volle Ungezwungenheit und gemüthliche Wärme, ein deutliches Zeichen, daß man durch die Versammlung einander näher geführt worden war. In der Reihe der Toaste, die in raschem Wechsel aufeinander folgten, wurde Schleswig-Holsteins nicht vergessen; ein Schulmann aus Siebenbürgen sprach den Wunsch aus, es möge auch in seinem Lande, das standhaft im äußersten Osten deutsche Gesittung aufrecht halte, einmal eine Philologenversammlung tagen; und allseitig trennte man sich mit Ausdrücken der Gesinnungsgemeinschaft und der Hoffnung auf künftiges Wiedersehen.

Was die wissenschaftlichen Debatten der Versammlung betrifft, so war die dafür verfügbare Zeit, die Vormittage des ersten, dritten und vierten Tages bis gegen die vierte Stunde, zu ziemlich gleichen Theilen für die Sectionsarbeiten und für die allgemeinen Sitzungen bestimmt. Ueber die Verhandlungen der orientalischen Section wird man es uns wol erlassen, etwas zu berichten; aber auch die der pädagogischen enthielten nichts, was sie von denen anderer Jahre unterschied, da alle speciell das östreichische Gymnasialwesen angehende Fragen ausgeschlossen blieben, ein Umstand, der ihnen den nöthigen neutralen Charakter wahrte. Dagegen verdient das Hauptsächliche der allgemeinen Sitzungen um so mehr eine Erwähnung, als doch auch darin die Tendenz des ganzen Unternehmens erkennbar war. Sie wurden in dem-

ihren Sorgen gehäuften, verschied 1845 unter dem Namen der weimar'schen eine so eigenthümliche Berühmtheit erhalten hat, dem gegenwärtigen Festjaal der Minister des Weltverkehrs: Graf Thun wohnte schon von Anfang die Ehre bei. Die Großmuthsgroße des Präsidenten, das räthselhaft bekannten Glanzlichen Mitglieds, bewegte sich mit den Verhältnissen der Gäste, die sich in den inneren Philologien und hob den reichen Gemüth heraus, welchen die erfreut ein über sich aufgezogenen freisich-heranwachsenden Methoden ihren jüngeren Mitarbeiten bringe. Hermann berichtete dann aus München über den Thomasius-Linguae latinae, der unter der Überleitung eines auch ihm, Ritschl und Fleckeisen befreundeten Comitees von Franz Bücheler herausgegeben werden soll. Die Verbindung eines auf neuer selbständiger Durcharbeitung der Schriftsteller begründeten, gegen Inhalt und Sprache sich kritisch verhaltenden Lexikons des mit die Mitte des sechsten Jahrhunderts nach Christus umfassenden Lexikons ist wichtig ein Bedürfniß der sorgfältigeren wissenschaft; freund sich, um es erfüllen, die Bedürftigkeit und Gelehrsamkeit einer großen Anzahl wissenschaftlich tüchtiger Mitglieder ist die Beschaffung der ersten wenigstens in so weit gesichert, daß der Beginn der Ausführung gemacht werden kann, indem der regierende Fürst Hermann Ernst einer Summe von ansehnlicher Höhe zu diesem Zweck Genehmigung hat und die Gewinnung eines thätigen Verlegers in Aussicht steht, daß die Legaten zu Stande kommen, muß vor allem durch rasche einzelne Theilung der Arbeit unter den Zeitgenossen erreicht werden. Auf Vollständigkeit in wichtigeren Fällen wird nicht verzichtet, aber Vollständigkeit erreicht es zunächst an; für manche sind auch noch örtliche Vorarbeiten vorhanden. Vorgelesen theils schon zu überreichen, theils noch Möglichkeit anzugeben und zu fördern, damit doch große Gange gelinge, legte der Redner den Versammelten bringend an das Herz und verband damit den sehr berechtigten Wunsch, daß auch das Beispiel des Königs von Baiern anderweitig in Nachahmung finden möchte. Ein solches Werk, wie Ziemlich vorhanden liegt, kann es dem gemachten Plane gemäß zur Ausführung gelangt, das bedeutendste Denkmal ge wenden, das die deutsche Philologie bis 19. Jahrhunderts sich stiftet; ohne Zweifel war seine Empfindung der weitest möglichen Gegenstand, der einem Philologenvereigt vorgelegt werden konnte, um so mehr da dabei an einer gut gegrabten Vereinigung der Kräfte nicht mehr aus alles gelegen ist. Nichts natürlicher dabei, als daß das Bedürfniß der Zeitlage führen vor allen anderen den Wunsch gab, und bewährt haben wir soll gewünscht, es wäre nicht geschehen. Wenn schon alle Versammlungen einer gewissen Zeit bedürfen, um die erste Spendegrist zu überwinden und Gemeinschaftsfreudigkeit und Empfänglichkeit in sich aufzubauen, so war das doch in besonders hohem Grade nothwendig bei einer Zeit, die innerlich so bunt gemischten ganz besonders der Fall. Wir meinen nicht, daß die frie-

schen und warmen Worte Kamals einbrachtest verhalf sind, aber wie möchten glauben, daß sie in einer hohen Versammlung lebhafter gewirkt haben würden.

Abgesehen von der hohen Bedeutung seines Inhaltes übte seine Beredsamkeit eine Macht aus, der auch die eigentümlichsten Geschäftsordnungen in den nachfolgenden Verhandlungen nicht wieder verlieren wurde, indem die sogenannte formale Seite der Philologie, welcher das ganzliche Unterwerfen der lateinischen Tradition angehört, an den beiden ersten Versammlungstagen den entscheidenden Vorrang behauptete. Einzig der letzte, wegen Mangels an Zeit nicht zu Ende gebrachte Vortrag, der über die Naturverhältnisse der Barbarinen handelte, wurde durch Vorzeigen von Bildern und Gegenständen lebhaft in die Gebiet der Realien des Alterthums. Denn den vorangehenden beschäftigten sich zwei, von Schmitt aus Innsbruck und Leopold Schmidt aus Wien gleichfalls am letzten Versammlungstage gehaltene, mit literargeschichtlichen Fragen und einen Vortrag Hochegger's über Homer, welcher, sowie Hochegger's Vortrag über die Sprache Homer's, wie auch der folgende Vortrag Linker aus Wien und Lange aus Prag Gegenstände der Sprachbetrachtung enthielten, welche nur wenig Interesse zu erregen vermochten. Die lange Ausdehnung dieser Debatten wurde den Eifrern durch die Gelegenheit, eine Lanze für ihre Ansichten zu brechen, und durch die Neugierde, einen Lorbeerzweig für sich zu erhaschen, ermöglicht. Wenn ich nun auf diese Debatten einen Rückblick thue, so geschieht dies nicht in der Absicht, sie in Allgemeinen gibt es wohl keinen ungeeigneteren Gegenstand für große Versammlungen als solche sprachliche Erörterungen. Dann sie wie überhaupt durch das völlige Uebertragen der einen Seite der philologischen Thätigkeit auf die Versammlungen der Beredsamkeit Verhandlungen bedingt. Hierbei ist nicht etwa an eine Aehnlichkeit des Redestromes zu denken, das mit Andauer des den Philologen geläufigen Vorzuges sich in der Anordnung der Gedanken, in der Wahl der Wendungen, in der Verwendung der Bilder und Vergleiche, wie sie jeder Redner, der Begeisterung für seine Sache besitzt, sich zu eigen macht, sondern es ist nur die Thatsache gemeint, daß die Redner, welche sich der Sprache bedienen, welche sie gewohnt sind, in der Regel nicht in der Lage sind, ihre Gedanken mit dem Interesse, das sie der Sache haben, in der Form

praktisch anerkannt wird. Was der Unterrichtsminister und der Präsident Miklosich in ihren Reden andeuteten, was Halm in seinem Toast auf die östreichischen Seminare aussprach, wirkte unwillkürlich auch als Triebfeder in dem Eifer, mit dem man in den Sitzungen Proben einer methodischen Behandlung der Schriftsteller zu geben suchte.

So begreiflich dies ist, so lag doch darin eine Einseitigkeit. Wie die Verhandlungen waren, ruhten sie auf der mehr oder minder bewußten Voraussetzung, daß bei der erstrebten Gemeinsamkeit Oestreich einzig der empfangende, das philologisch geschulte Deutschland der gebende Theil sei, und es sollte uns nicht wundern, wenn das hier und da verletzt hätte. Die Festrede des Grafen Thun ließ die Sache mehr im Lichte der Gegenseitigkeit erscheinen, indem sie auf die noch unausgebeuteten Schätze römischer Alterthümer in Siebenbürgen, Ungarn, Dalmatien, Istrien hinwies, welche Oestreich neben seinem Sprachenreichthum der Philologie gleichsam als Aequivalent biete. Trifft auch der Begriff eines Aequivalents nicht durchaus zu, so ist der monumentale Reichthum des östreichischen Bodens jedenfalls ein Moment, das schon um des daran sich knüpfenden Interesses der Bewohner willen nicht außer Augen gesetzt werden darf, wenn das Ziel erreicht werden soll; aber für die wiener Sitzungen war er nicht vorhanden. Und doch kam es auch in Halms Bericht zur Erwähnung, welche Erweiterung die Kenntniß des lateinischen Sprachschatzes von Ritschls und Mommsens bald vollendeten epigraphischen Arbeiten zu erwarten habe, und Mommsen hatte vor weniger als Jahresfrist einen großen Theil des Kaiserstaats durchwandert, um Inschriften zu sammeln. Sollte außerdem die hier und da gemachte Beobachtung, daß Süddeutsche vermöge der in ihnen stärker wirkenden Anschauung verhältnißmäßig einen lebhafteren Zug zu archäologischer Beschäftigung haben als Norddeutsche, nicht vielleicht auch auf die Oestreicher Anwendung finden? Und wenn, läge dann nicht auch darin ein Mittel, das selbstthätige Studium des Alterthums bei ihnen zu wecken? Wir wünschen auf das dringendste, daß im Laufe einiger Jahre einmal wieder in einer östreichischen Stadt eine Philologenversammlung sich vereinigt und das auf der vorigen mit so vieler Wärme hingestellte Ideal der Verwirklichung um einen Schritt näher gerückt findet: als ein erfreuliches Zeichen davon würden wir es begrüßen, wenn dann neben geschulten Erklärern alter Schriftsteller aus beiden Ländern geborene Oestreicher aufträten, die im wissenschaftlichen Geiste von den Museen Ungarns, den Inschriften Siebenbürgens oder den architektonischen Resten Salonas und Polas berichteten.

Fürst Miloſch und die Serben.

I.

Die ſerbiſche Revolution — wenn man will, Reſtauration — iſt vollendet, gegen den Willen Oeſtreichs, halb zur Zufriedenheit Frankreichs, ganz nach dem Wunſch und Intereſſe Rußlands. Fürſt Alexander hat ſeiner vom Volke beſchloſſenen Abſetzung durch ſeine Abdankung das Siegel beigedrückt, das Land geräumt und ſich mit den erſparten Millionen nach Wien zurückgezogen. Die Pforte hat nach einigem Zögern die Wahl ſeines Nachfolgers gut geheißen. Die Großmächte werden nichts dawider haben, Oeſtreich wenigſtens nichts dawider thun.

Der ganze Vorgang war kurz charakteriſirt folgender: Fürſt Alexander, ſchwach an Verſtand, noch ſchwächer an Willen, in auswärtigen Fragen zur Neutralität geneigt, inconſequent und überdies zu nachgiebig gegen die Anſprüche ſeiner Verwandten auf gute Stellen, hatte ſich allgemein unbeliebt gemacht. Eine Partei unter den Vornehmen ſtrebte ihn zu entfernen, um den einen oder den andern ihrer Führer, den alten echtſerbiſchen Wutſchitſch, den franzöſiſch geſinnten Garaſchanin, den reichen Salzhändler Miſcha Barlowetz, oder vorläufig alle drei zuſammen an ſeine Stelle zu bringen. Der Verſuch mißlang anfangs, er wurde wieder aufgenommen, und das Volk, der Bauer, ſollte dabei helfen. Er half und gab den Ausſchlag, aber nicht nach dem Wunſche der Herren im Senat. Die Skupſchtina kam zuſammen, ſie forderte, wie es im Senat gewünſcht war, den Fürſten zur Abdankung auf und ſetzte ihn, als er ſich weigerte, ſich zum Convent geſtaltend, ab, aber ſie gab ihm zum Nachfolger auf dem Fürſtenſtuhl weder Garaſchanin, noch Wutſchitſch, noch einen andern der Senatoren, ſondern den alten, ſeit ziemlich zwei Jahrzehnten in der Verbannung lebenden, einſt von ihr ſelbſt verſtoßenen Miloſch Obrenowitſch.

Ein Blick auf das Leben des alten Herrn, namentlich auf die Jahre, wo er den ſerbiſchen Fürſtenſtuhl innehatte, ſcheint eher das Erſtaunen über dieſe Bevorzugung erhöhen zu müſſen, als ſie zu erklären.

Fürſt Alexander hatte im Ganzen und ſo weit das überhaupt auf ſerbiſche Angelegenheiten Anwendung leidet, conſtitutionell regiert. Wutſchitſch war eine rein ſerbiſche Natur — kann er, der Senator und Appellationsgerichtspräſident, doch nicht einmal ſchreiben — er hatte den Freiheitskampf mitgekämpft und ſich verſchiedene Verdienſte erworben, die auch in den Augen der Bauern ſchwer wiegen. Garaſchanin hatte als Miniſter mancherlei zur Hebung des Landes gethan, er galt für ſehr klug und gewandt, er erfreute ſich des Wohlwollens und der Unterſtützung des franzöſiſchen Conſuls. Andere

konnten andere Verdienste für sich anführen, und wenn sie deren keine hatten, so hatten sie Dukaten, mit denen man in Slawen- und Türkenlanden auch heute noch erfolgreicher speculirt, als mit anderm Verdienst. Miloſch hatte, ſo weit er konnte, als Paſcha regiert, die Verfaſſung, ſo lange er vermochte, von ſich fern gehalten, den Adel beſchränkt, das Volk durch Monopole beeinträchtigt. In ſeiner Jugend Ochſenhändlerknecht, hatte er ſich, als er ins Exil ging, ein Vermögen erübrigt, welches auf mindeſtens zwanzig Millionen Gulden veranſchlagt wird — alles Dinge, die nach unſern Begriffen einem Staatsoberhaupt nicht wohl anſtehn. Serbiſche Begriffe aber ſind ungleich den Begriffen civiliſirter Völker. Der ſlawiſche Geiſt, insbeſondere der Geiſt jener Halbwilden an der untern Donau, welche Jahrhunderte unter türkiſcher Zucht ſtanden und dabei bis auf den Glauben und die Sprache zu Türken wurden, empfindet ein Paſcharegiment, wenn es von einem Glaubens- und Stammgenoſſen geübt wird, keineswegs übel, er findet es ſogar in der Ordnung. Er ſieht nichts Unanſtändiges darin, wenn ein Machthaber ſich „die Hand vergolden läßt", nichts Ungehöriges, wenn er ſie andern vergoldet. Wenn gegen Willkür Oppoſition gemacht wird, ſo iſt es nur aus perſönlichen Gründen, nur, um einen Paſcha, einen Despoten durch einen andern zu erſetzen. Eine Verfaſſung hat hier ſtets zur Folge einen polniſchen Reichstag. Der Bauer verſteht ſie nicht, mag ſie nicht, mag ſie ſo wenig wie vom Staat unterhaltene Schulen und Spitäler und andere geldkoſtende Neuerungen und Störungen ſeiner primitiven Exiſtenz. Die Woiwoden betrachten ſie lediglich als Mittel zur Anknüpfung und Förderung von Intriguen zu Zwecken der Selbſtſucht. Von der Bedeutung eines Staats, von Pflichten gegen denſelben weiß man ſo gut wie nichts, und ſo findet man auch an dem Beſtreben eines Fürſten ſich zu bereichern nichts auszuſetzen, es wäre denn, daß er allzu direct und gar zu tief in den Beutel des Volkes griffe. So war es im alten Polen, ſo im neuen Hellas, ſo im Rumänenlande, ſo früher und bis heute in Serbien.

Iſt damit nur erklärt, weshalb die Serben dem alten Miloſch ſeine frühere Mißregierung verziehn, oder weshalb ſie ihm eigentlich nichts zu verzeihen hatten, ſo kommt dazu noch ein anderes Moment. Miloſch hat, nachdem die vom ſchwarzen Georg errungene Befreiung vom Türkenjoch wieder verloren worden, dem Lande die Unabhängigkeit von neuem erkämpft. Er iſt der nationale Held der Serben, die perſonificirte Türkenfeindſchaft in den Augen des orthodox und national geſinnten gemeinen Volkes. In ſeinem Namen ſieht dieſes ſeinen eignen Ruhm. Es iſt ihm, um Großes mit Kleinem zu vergleichen, in gewiſſem Sinn ergangen wie der Dynaſtie Napoleon. Faſt nur die Maße ſind kleiner, die Formen roher. Hier wie dort waren es die untern Claſſen, das allgemeine Stimmrecht, die Bauern, welche den Aus-

schlag gaben. Hier wie dort vergaß man über dem Ruhm des Feldherrn die Wunden, welche der Herrscher durch seine Verwaltung geschlagen. Hier wie dort war es mehr das Gefühl als der Verstand, welcher die Wahl bestimmte. Hier wie dort, dürfen wir hinzufügen, gingen der Entscheidung Jahre lang Ränke von Seiten des Prätendenten, dem Erfolg mehr unglückte Versuche voraus. Daß Miloſch seine Dukaten dabei nicht gespart hat, ist bekannt, aber doch nur Nebensache.

Der eine und der andere weitere Erklärungsgrund wird sich im Nachstehenden finden. Der letzte und wichtigste endlich, vor dem diese ganze reactionäre Revolution zur bloßen Scene im zweiten Act des großen Schauspiels der orientaliſchen Frage zuſammenſchrumpft, iſt in der Hand zu ſuchen, welche die Drähte lenkt, an denen ſich bewußt und bezahlt oder unbewußt und getäuſcht die Puppen des großen panſlawiſtiſchen und griechiſch-orthodoxen Puppenſpiels von der ſerbiſchen Donau bis zum ſchwarzen Meer und von den öſtlichen Ausläufern der Karpathen bis zu den Küſten der Adria drehen.

Man hat die Türkei den kranken Mann genannt und mit Recht. Sie iſt todtkrank und Oeſtreichs und Englands Bemühungen werden ſie nicht heilen. Ein Serben- oder Südſlawenreich aber, wie es im Plan [illegible] einen und der andern Großmacht liegen mag und wie man ſichs in Belgrad träumt, würde von vornherein ebenſo krank ſein. Die Rohheit des Volkes, die Selbſtſucht der Knesen und Wojwoden bliebe, an der Stelle des panſlawiſtiſchen Einheitsgefühles würde, wenn der Gegenſatz wegfiele, der im Islam und dem Türkenvolk liegt, ſofort die Stammeseiferſucht hervortreten, und das Streben Oeſtreichs nach dem ſchwarzen, das Streben Rußlands nach dem Mittelmeer fände keinen andern Damm, als den es ſchon jetzt im Widerſtand der andern Großmächte findet. Die Zeiten Stefan Nemanjas und Stefan Duſchans, des Serbenkaiſers, ſind vorüber. Auch dieſes neue Reich wäre keine Löſung der orientaliſchen Frage, ſondern nur der letzte Act vor der Kataſtrophe.

Serbiens Befreiung begann 1801 mit einem Aufſtande, der nicht direct gegen die Pforte, ſondern wie der im verfloſſenen Jahre von den Bosniern verſuchte, gegen die Willkürherrſchaft eines türkiſchen Soldatenadels, der Dahi, gerichtet war. Führer war der Schweinehändler Kara oder Czerny Georg, ein Naturmenſch tapferſten, aber zugleich rückſichtsloſeſten und wildeſten Sinnes. Schon früher hatte er eine Erhebung verſucht; dieſe war fehlgeſchlagen, er hatte über die Save nach Oeſtreich fliehen müſſen und dabei ſeinen Vater, der nicht mehr fortkonnte, ohne Weiteres niedergeſchoſſen — aus Mitleid, damit er nicht den Türken in die Hände fiele. Später ließ er ſeinen Bruder, der einem Mädchen Gewalt angethan, ſofort an ſeiner eignen Thür aufhängen und unterſagte ſeiner Mutter, den Todten zu beweinen. Die Dahi wur-

den von den Serben im Einverständniß mit dem Pascha von Belgrad bekämpft. Nachdem sie aber besiegt und vertrieben waren, nahm die Pforte ihre Partei. Die Dahi kehrten zurück; verstärkt durch Freunde aus Bosnien und Albanien, schlugen sie die Gegner in mehren Gefechten, nöthigten sie in die Wälder zu fliehen, spießten und köpften, wen sie betrafen, und plünderten die von ihren Bewohnern verlassenen Gehöfte. Bald indeß erholten sich die Serben von ihrem Schrecken, jagten die Dahi abermals aus dem Lande und nahmen auch die Festungen ein. Vergeblich beauftragte Sultan Selim erst den Pascha von Nisch, dann die Paschas von Skutari und Bosnien mit ihrer Unterwerfung. Kara Georg gewann den großen Sieg bei Schabatz, und als bald nachher Rußland der Pforte den Krieg erklärte, kam zwischen dem Sultan und den Serben ein Vertrag zum Abschluß, in welchem den letztern beinahe die volle Unabhängigkeit, das Recht, die Festungen zu besetzen und eine eigne Regierung zugestanden wurde. Ein jährlicher Tribut von 1800 Beuteln (400,000 Thlr.) und die Suzeränetät war alles, was der Unterhändler der Pforte dieser vorbehielt. Der Vertrag wurde in Konstantinopel zwar nicht ratificirt, aber die Serben wußten sich selbst zu helfen, und im Juni 1807 waren sie im Besitz nicht blos des platten Landes, sondern auch aller Festungen des Pascha-liks Belgrad.

Weniger glücklich war man mit der Aufgabe, dem Lande eine feste Organisation zu geben. Kara Georg war thatsächlich Herrscher, außerdem gab es einen Senat, der aus Vertretern der zwölf Kreise des Landes bestand, und eine Wojwodenversammlung, die alljährlich zusammentrat, um über wichtigere Fragen ihre Stimme abzugeben. Aber die Eifersucht der Wojwoden weigerte sich, Kara Georg als Fürsten anzuerkennen, und dieser wieder hielt sich nur da, wo er mußte, an den Willen der Landesvertretung. Ein Kriegszug nach Bosnien, den Kara Georg 1809 unternahm, lief unglücklich ab und würde mit der Vernichtung des serbischen Heeres geendigt haben, wenn ihnen nicht ein neuer russisch-türkischer Krieg zu Hilfe gekommen wäre. Der Friede von Bukarest ordnete auch die serbische Frage: er verbürgte den Serben die wesentlichsten Forderungen innerer Unabhängigkeit, doch mußten sie sich bequemen, in ihre Festungen türkische Garnisonen aufzunehmen.

Wie früher war es der Druck Rußlands gewesen, der Serbien die Anerkennung seiner Unabhängigkeit von Seiten der Pforte verschafft hatte. Als dieser Druck bei Napoleons Einrücken in Rußland aufhörte, bereute der Sultan seine Nachgiebigkeit. Ein starkes Türkenheer zog gegen Serbien heran, und nach einem viermonatlichen Kampfe war das ganze Land in seiner Gewalt. Die Wojwoden, auch Kara Georg, flohen auf östreichischen Boden; nur einer blieb zurück, Milosch Obrenowitsch, der in der Folge die Erbschaft Kara Georgs anzutreten bestimmt war.

Miloſch, der Sohn eines Tagelöhners Teſcho im Dorfe Dobrinje und einer Frau Wiſchnja, die früher mit dem Bauer Obren verheirathet geweſen, wurde im Jahre 1779 oder 1780 geboren. Als Knabe mußte er ſich mit ſeinen Brüdern Jefrem und Jowan ſein Brot durch Viehhüten erwerben. Später diente er bei ſeinem Stiefbruder Milan Obrenowitſch als Knecht, und als dieſer, ein wohlhabender Ochſenhändler, beim Ausbruch des Kampfes mit den Dahi den Befehl über einige Kreiſe erhielt, folgte ihm Miloſch ins Feld, wo er ſich bald durch Klugheit und Tapferkeit einen Namen machte. Milan ſcheint eine friedlichere Natur und wenig zum Kriegshandwerk geeignet geweſen zu ſein, und ſo ging ſeine militäriſche Stelle in kurzer Zeit an Miloſch über, und als der Bruder 1810 im ruſſiſchen Lager, wohin er als Unterhändler gegangen, ſtarb, wurde Miloſch, der inzwiſchen Wojwode geworden war und nun den Namen Obrenowitſch annahm, auch der nichtmilitäriſche Theil der Geſchäfte des Verſtorbenen übertragen. Im Jahre 1811 entzweite er ſich mit Kara Georg, und da er ſich, vermuthlich im Vertrauen auf die mit dem Türken Aſchin Bej geſchloſſene Bundesbrüderſchaft, die beide verpflichtete, ſich gegenſeitig zu warnen, vielleicht auch in der Hoffnung, durch Vergolden der Hände des Paſcha von Belgrad Amneſtie zu erlangen, ziemlich ſicher wußte, ſo flüchtete er 1812 nicht mit nach Oeſtreich, ſondern legte nach kurzem Widerſtand beim Flecken Rawanje die Waffen nieder. Die Türken, die durch einen Vertrag mit ihm das Land raſcher beruhigen zu können glaubten, nahmen ſeine Unterwerfung an und ließen ihm ſelbſt ſeine Stelle — zweifelsohne mit dem ſtillen Vorbehalt, ihm bei paſſender Gelegenheit doch noch den Kopf zu nehmen, wogegen Miloſch ſich vorbehalten mochte, ihnen zu geeigneter Zeit das Prävenire zu ſpielen. Dieſe Zeit trat bald ein. Die Türken verübten in dem eroberten Lande zahlreiche Greuel: ſie führten alle Maßregeln der früheren Bedrückung wieder ein, hohe Steuern, ſchwere Frohndienſte, köpften, pfählten, brieten gelegentlich den einen oder den andern Verdächtigen am Bratſpieß, mißhandelten die Frauen und jagten eine große Anzahl vermögender Leute von Haus und Hof in die Wälder, wo ſie Räuber wurden. Miloſch wartete noch ſeine Zeit ab, hielt es offen mit den Türken, heimlich mit den Serben, verſuchte ſcheinbar eine Verſöhnung zwiſchen beiden zu vermitteln und ſchritt ſogar einmal mit den Waffen gegen ſeine Landsleute ein. Endlich ſah er aber ein, daß auch für ihn der Säbel oder der Pfahl bereit war, und ſo erhob er Oſtern 1815 von neuem die Fahne des Aufſtandes. Derſelbe war von Erfolg begleitet. Die Türken waren uneinig, ihre Paſchas beſtechlich. Miloſch wußte beides klug zu benutzen. Er verſtand es, ſich bei den Gegnern einen Reſt von Vertrauen zu bewahren, ließ manchen Türken, den er hätte tödten können, entſchlüpfen. Wo es ſein Säbel nicht that, that es ſein Beutel, der durch den Pacht von Steuern und Mono-

polen schon damals in den Stand gesetzt war, harte Herzen durch Dukatenregen zu nützlichen Entschlüssen zu befruchten. Und während er sich auf diese Weise mit den Türken zu stellen wußte, gelang es ihm zugleich, seine Anerkennung als Oberknes bei seinen Landsleuten durchzusetzen — natürlich auch hier nicht blos mit Gold, sondern auch mit Eisen. Mancher Nebenbuhler büßte seine Opposition mit dem Leben, unter andern auch Kara Georg, der 1817 in das Land zurückgekehrt war, um die Türken vollends zu vertreiben. Milosch meldete seine Pläne nach Belgrad, der Pascha verlangte seinen Kopf. Milosch, der Biedermann, schickte ihn.

So standen die Angelegenheiten Serbiens bis zum Vertrag von Akjerman. Die Pforte schien den Zustand des Landes, eine Art Waffenstillstand, stillschweigend gut zu heißen; eine förmliche Anerkennung war zwar nicht zu erlangen, indeß hatte man, schon wegen der Aufstände im Rumänenlande und in Griechenland, auch keine kriegerischen Maßregeln von Stambul her zu fürchten. Milosch befestigte sich den Knesen gegenüber mehr und mehr in seiner Stellung und war nebenbei fleißig, Dukaten zu ernten. Der Vertrag zu Akjerman wiederholte die den Serben im bukarester Frieden ertheilten Zusicherungen, der Friede von Adrianopel stellte sie als endgiltige Ordnung des Verhältnisses Serbiens zur Pforte fest. Milosch, zwei Jahre vorher von einer Skupschtina in Kragujewatz zum erblichen Fürsten Serbiens erwählt, erhielt jetzt die Bestätigung seiner Würde von Seiten des Sultans. Er ließ nun, um eine Verfassung angegangen, eine Nationalversammlung berufen und von dieser eine Commission ernennen, welche eine Constitution entwerfen sollte, und zu gleicher Zeit wurde nach dem Muster des Code Napoleon ein Gesetzbuch für das Land geschaffen. Die Verfassung wollte geraume Zeit nicht zu Stande kommen, und das Gesetzbuch schien für alle da zu sein, nur nicht für den Fürsten. Die Bauern allerdings waren ihm zugethan. Er schlug zwar verschiedene Gemeindewaldungen zu seinem Privatbesitz und machte den Schweinehandel, einen der Haupterwerbszweige des Landes, zum Monopol, aber er hatte die Frohnden aufgehoben, und das entschädigte für diese Beeinträchtigungen. Dagegen wuchs die Unzufriedenheit der Knesen und Wojwoden über die Nichtbeachtung ihrer Ansprüche auf Mitregierung und Mitgenuß der pecuniären Vortheile der fürstlichen Herrschaft von Jahr zu Jahr. 1835 erhoben sie unter der Führung von Wutschitsch, Petroniewitsch, Protitsch und Simitsch die Fahne der Empörung. Der Aufruhr hatte zur Folge, daß Milosch nachgab. Er wollte erst das Land verlassen. Die Häuptlinge aber, die befürchten mochten, sich über die Beute nicht verständigen zu können, erklärten, so arg sei es nicht gemeint, man verlange nur die versprochene Verfassung. Milosch gab sie, und er gab mit vollen Händen. Volkssouveränetät, verantwortliche Minister, Preßfreiheit und dergleichen stand auf dem Papier, welches er

Ende 1835 der Pforte zur Bestätigung vorlegte. Die Pforte versagte ihre Zustimmung, da Oestreich und Rußland es widerrathen, und schickte erst 1836 eine verbesserte Auflage in Form eines Hatischerif zurück. Auch diese Verfassung war sehr freisinnig, wurde indeß von Milosch so wenig gehalten, als jene erste von ihm gehalten worden wäre. Er regierte nach Belieben, vernachlässigte die Pflicht, die Skupschtina zu berufen und verwandelte noch mehr Handelszweige als früher in Monopole. Rußland, das ihm stets wohlgewollt, ließ ihn warnen, den Bogen nicht zu straff zu spannen. Er indeß beachtete die Warnung nicht, vielleicht weil er sich sehnte, auf dem ersparten und außer Landes geschafften goldnen Segen seines bisherigen Regiments ein paar Jahre auszuruhen.

In letzterem Falle wurde seinem Wunsche Erfüllung. 1839 ging vom Senat eine Bewegung aus, die ihn zur Abdankung zwang. Wutschitsch, der 1835 das Land verlassen hatte und jetzt zurückgekehrt war, kündigte ihm kurz und bündig an, man wolle ihn nicht mehr. Milosch erwiderte ebenso kurz angebunden, dann werde er gehen, übertrug die Regierung seinem ältesten Sohne Milan und verfügte sich zu seinen Dukaten nach Wien und später auf seine Güter in der Walachei.

Von der preußischen Grenze.

Die Abgeordneten haben nun zum größeren Theil einen Platz in den Fractionen gefunden: die liberale Partei zählt 148 Mitglieder (wir erlauben uns den verehrten Präsidenten noch immer dazu zu rechnen, obgleich er formell an den Sitzungen nicht mehr Theil nimmt), das bisherige protestantische Centrum 41, das neue katholische Centrum 56, die Polen 17, die reactionäre Partei 39. Wie sich nun diese Fractionen zu den bestimmten staatswirthschaftlichen Fragen verhalten werden, bei denen es sich mehr um eine concrete Einsicht in die Sache als um eine allgemeine politische Farbe handelt, kann man noch nicht ermessen. Die Wahlprüfungen haben wenigstens ein sehr erfreuliches Resultat gehabt: der Minister des Innern hat das vielfach angefochtene Verfahren einiger unter den Wahlcommissarien, die sich wenigstens indirect auf seine Autorität den andern Ministern gegenüber beriefen, entschieden gemißbilligt und Abhilfe und Untersuchung versprochen. Diese Einigkeit innerhalb des Ministeriums, die von unsern Gegnern so häufig angezweifelt wurde, verspricht eine gedeihliche Entwickelung unseres Rechtszustandes.

Mit großer Freude haben wir auch in diesen Vorverhandlungen eine Stimme begrüßt, die leider seit drei Jahren verstummt war. Wir haben uns von der Zweckmäßigkeit des Platzwechsels, den, wie es heißt, hauptsächlich der Freiherr v. Vincke angeregt, nicht überzeugen können, und wir werden vielleicht noch manchmal in

die Lage kommen, einzelnen Ansichten desselben zu widersprechen, und doch bleibt er unter all den ehrenwerthen Männern, die im Allgemeinen unsere Sache vertreten, unser Stolz und unsere Freude. Wenn das freie Wort einer der wichtigsten Vortheile ist, die sich an das parlamentarische Wesen knüpfen, so muß uns eine Stimme unschätzbar sein, die sich im Ernst vernehmlich macht. Im vereinigten Landtage handelte es sich zuweilen um politische Fragen, die dem deutschen Ausland nicht ganz verständlich waren; was aber Vincke sagte, war allen vollkommen deutlich, prägte sich allen tief ins Gedächtniß ein; und so wars wiederum in der Paulskirche, so wars in der zweiten Kammer seit der Einführung unserer Verfassung, und schon in den wenigen Tagen, die seit der Einberufung des neuen Landtags verstrichen sind, hat sich gezeigt, wie viel ein rücksichtsloser und unumwundener Ausdruck dessen, was alle Welt im Stillen denkt, werth ist. Mehr als irgend ein anderes Volk sind wir Deutschen zur Undankbarkeit geneigt, und so hat man auch an dieser schroffen eckigen Natur vielfach Anstoß genommen; man sollte aber nicht vergessen, daß eine solche Natur dazu gehört, dem Unrecht überall ins Gesicht zu schlagen, wo es sich zeigt und daß man es einem kräftigen Arm, dessen man in den Zeiten der Noth bedarf, schon nachsehen muß, wenn er mitunter unnöthige Kraftproben anstellt.

Die erste Handlung des neuen Landtags ist der Entwurf einer Adresse gewesen. Wenn wir uns im Allgemeinen der Ansicht derjenigen anschließen, die gegen die französische Manier einer jährlichen Adreßdebatte protestiren, so war sie diesmal nicht blos erlaubt, sondern geboten. Es handelte sich zunächst darum, dem Regenten den Dank, den heißen Dank der Nation auszusprechen für das, was er gethan. Er hat bereits sehr viel gethan, viel mehr als man jetzt anerkennen will, da es sich in einzelne kleinere Zeiträume zerspaltet; und er hat es gethan ohne irgend einen äußern Drang, nach seiner eigenen fürstlichen Ueberzeugung von Recht und Pflicht. — Es handelte sich ferner darum, im Namen des gesammten Landes feierlich zu erklären, daß alle Insinuationen gegen die liberale Partei, die Majorität des jetzigen Landtags, als gehe sie darauf aus die Rechte der Krone zu verkürzen, auf Lüge und Verleumdung beruhen; daß niemand eifriger darauf bedacht ist, den altpreußischen Geist, die altpreußische Tradition zu erhalten und die Macht und das Ansehn der preußischen Krone zu erhöhn als wir.

Es zeugt von dem richtigen Takt der Mehrheit, daß sie für diese Erklärung eine Form gefunden, der sich alle Parteien anschließen können. Die Herrn von der Kreuzzeitung gaben sich in der letzten Woche das Ansehn, als habe sie die Thronrede völlig befriedigt, als sei sie eine schlagende Widerlegung all der Hoffnungen, welche das Land auf die neue Regentschaft gesetzt. Wir finden vielmehr, daß diese Worte im vollkommenen Einklang mit den Thaten stehn, über die wir uns gefreut haben. Freilich spricht und sieht ein Fürst anders, als wir, die Bürger sehn und sprechen; sein Standpunkt ist ein anderer und muß ein anderer sein. Es ist aber eben ein Glück für Preußen, daß wir von diesen verschiedenen Standpunkten aus das nämliche Ziel vor Augen haben. Die Macht und das Ansehn der Krone ist nicht blos der Stolz des preußischen Bürgers, sondern die Garantie für sein Wohl, und die Freiheit und Zufriedenheit des Bürgers, der zugleich das Heer Preußens bildet, ist die sicherste Bürgschaft für die Macht der Krone. Wir haben angekämpft gegen jenen bösen Geist des Mißtrauens, der aus blöder Gespensterfurcht vor der

Revolution unsere Freiheit beeinträchtigte, unser Rechtsgefühl abstumpfte, der in hastigem, unruhigem Experimentiren fortwährend an den Grundfesten des Staats rüttelte, die bestehenden Verhältnisse nach romantischen Doctrinen umzuformen suchte, und zu dieser Umformung Mittel und Werkzeuge anwendete, die noch schlimmer waren als der vorgestellte Zweck. Dieser böse Geist ist jetzt gebannt, und mit vollem Vertraun stehn wir dem Fürsten gegenüber, der uns so reiches Vertraun geschenkt hat, und der in seinem strengen Pflichtgefühl, was er für recht und nothwendig hält, uns frei gewähren wird, ohne zu glauben, der Krone etwas zu vergeben. Thun wir nun auf unserm Standpunkt unsere Pflicht, wie er die seinige thun wird.

In der Thronrede waren die Beziehungen zu den auswärtigen Mächten als freundlich bezeichnet. Diese Erklärung hat im Ausland um so mehr Sensation gemacht, da sie in einem Augenblick gegeben wurde, wo der politische Horizont von schweren Wetterwolken bedroht schien. Zwar sind diese jetzt im Begriff sich zu verziehen, aber nur für den Augenblick, und grade die momentane Ruhe macht es möglich und wünschenswerth, uns offen über ein Verhältniß auszusprechen, mit welchem die Ehre des preußischen Staats, das Wohl aller seiner Bürger aufs innigste verknüpft ist.

Die öffentliche Meinung hat sich bereits laut dahin ausgesprochen, daß dem, was in den letzten Wochen vorging, ein schwerer Frevel zu Grunde liegt. Was für eine Absicht vorlag, die Leidenschaft der Italiener aufzustacheln, wenn man doch entschlossen war, nicht Ernst zu machen, können wir nicht entscheiden, vielleicht hat das Börsenspiel einen nicht unerheblichen Antheil daran. Der vorläufige Erfolg ist eine Befestigung der östreichischen Herrschaft in Italien, die man diesmal dem kräftigen Auftreten der Oestreicher wol gönnen mag. Indeß ist dieser Erfolg nur ein vorübergehender, da die Ursachen des Zerwürfnisses, die Unzufriedenheit der Italiener, der anarchische Zustand der Donauländer und die Eifersucht Rußlands und Frankreichs auf Oestreich fortbestehn. Preußen hat sich also klar zu machen, welche Stelle in diesem Conflict, der früher oder später ausbrechen muß, seiner Ehre und seinem Interesse zukommt.

Preußen hat an dem Ruhm des siebenjährigen Krieges ein reiches politisches Capital, aber auch eine Last. Durch das Gefühl dieses Ruhmes hat es namentlich innerhalb Deutschland Ansprüche und Befürchtungen rege gemacht, die über den wahren Sachverhalt hinausgehn. Es ist namentlich seit 1814 officiell in den Rath der Großmächte aufgenommen, und hat damit nicht blos das Recht, sondern auch die Pflicht übernommen, auch in denjenigen europäischen Angelegenheiten seine Stimme abzugeben, die mit seinen unmittelbaren Interessen nichts zu thun haben. Der wiener Congreß hat einen Staat geschaffen, der in seiner geographischen Grundlage auseinandergerissen ist, und daher nothwendigerweise das Streben haben muß, sich abzurunden, seis in der Form der alten Arrondirung, oder durch organische Bündnisse, kurz durch eine Union in der Weise von 1849, wenn wir auch keineswegs gemeint sind, die ungeschickte Form dieses Versuchs zu vertreten. Durch eigne Kraft kann Preußen nicht daran denken, sich zu erweitern: seitdem die Eisenbahnen erfunden sind, würde auch ein Friedrich der Große durch die Uebermacht in einem halben Jahr erdrückt werden. So ist es auf Allianzen angewiesen und es liegt

nahe, daß es seine Stellung als Großmacht zu seinen Privatzwecken ausbeutet, daß es in Angelegenheiten, die seinen eigenen Vortheil nicht berühren z. B. in Italien oder im Orient, denjenigen Großmächten seine Stimme gibt, die ihm einen realen Gewinn in Aussicht stellen.

So und nicht anders wird jedes preußische Ministerium die Sache auffassen, so hat sie auch das Ministerium Manteuffel aufgefaßt, nur daß es von dem falschen Princip ausging, es auf die Entscheidung des Zufalls ankommen zu lassen. Diese Art von Politik empfiehlt sich der Furchtsamkeit, da man sich stets überreden kann, der letzte entscheidende Augenblick sei noch nicht gekommen; wie gefährlich sie aber ist, lehrt das Beispiel von 1805 und 1806. Oestreich konnte 1812 eine solche Politik verfolgen, weil es stark genug war, dem Anprall ohne Gefahr des völligen Untergangs Widerstand zu leisten; Würtemberg weil es zu schwach war, um Neid zu erregen; Preußen ist in der gefährlichen Mittelstellung, die den Neid herausfordert ohne zum letzten entscheidenden Widerstand zu befähigen. Wenn Preußen aus seiner Lage Vortheil ziehen will, so darf es den letzten Augenblick nicht abwarten.

In der gegenwärtigen Gruppirung der Großmächte treten nun unter den preußischen Staatsmännern drei verschiedene Ansichten hervor.

Die eine, bis jetzt die Minorität, räth zu einer Wiederaufnahme der altenfritzischen Politik, d. h. zu einem Bündniß, welches, auf die Erweiterung des eignen Staats gerichtet, die Spitze gegen Oestreich kehrt. Die Möglichkeit eines solchen Bündnisses wird niemand bestreiten, ebenso wenig die Gefahren, die es für Deutschland hat, denn als letztes Resultat einer solchen Combination hätten wir einen Krieg, wie wir ihn seit 45 Jahren nicht gekannt haben und der Ausgang entzieht sich der Berechnung.

Die zweite Ansicht fordert einen strengen Anschluß an Oestreich. Wenn wir von den Gefühlspolitikern absehn, die sich vom bloßen Instinct leiten lassen, so wird der letzte Zweck eines solchen Bündnisses durch die Broschüre „Politik der Zukunft" ausgedrückt. Der Verfasser geht zwar weiter, als man bei nüchterner Auffassung der Dinge gestehn mag, aber der Sinn bleibt doch immer, daß Preußen ohne Widerspruch Oestreichs etwas in der Art der Union einrichtet und seinerseits Oestreich überläßt, die ihm angehörigen Elemente an sich zu ziehen. Auch hier liegt die Möglichkeit auf der Hand. Freilich ist die Wahrscheinlichkeit gering, daß Oestreich, so lange es sich nicht um seine Existenz handelt, zu einem solchen Vorschlag die Hand bieten werde. Darum war grade im gegenwärtigen Augenblick Preußens Lage so schwierig. Daß es absurd gewesen wäre, von Preußen zu verlangen, es solle über seine Bundespflicht hinausgehn und Gut und Blut daran setzen, um den östreichischen Besitzstand in Italien zu sichern, ohne irgend eine Gegenleistung von Seiten Oestreichs, sieht jeder ein: aber diese Gegenleistung genau zu formuliren, wäre keine leichte Aufgabe gewesen.

Es gibt für Preußen noch einen dritten Weg. Die norddeutsche Union liegt so sehr im Interesse aller Betheiligten, daß nur das Mißtrauen der deutschen Fürsten gegen weitere Uebergriffe Preußens sie zu Feinden derselben macht. Dieses Mißtraun bezieht sich hauptsächlich auf die Zwitterstellung Preußens. Preußen hat ein schlagfertiges Heer, das über seine natürlichen Kräfte hinausgeht, bei dem man also weitere Zwecke voraussetzen muß, wenn man der preußischen Regierung nicht eine falsche

Rechnung zutraun will. Dieſes Mißtrauen würde aufhören, ſobald Preußen ſich eines Theils ſeiner kriegeriſchen Rüſtung entkleidete und eine offne und conſequente Friedenspolitik verfolgte. Sobald die mittlern und kleinern Staaten Deutſchlands aufhören würden Preußen zu fürchten, ſobald ſie an ihm einen Schutz gegen jede Unruhe fänden, ſo würde der Zollverein in ſeinem ganzen gegenwärtigen Umfang nicht blos in Handelsbeziehung eine Wahrheit werden, und ſo lange Preußen ſich im Verein mit den übrigen deutſchen Regierungen bereit erklärt, ſeine Bundespflichten zu erfüllen, die über den Umfang des deutſchen Bundes nicht hinausgehn, ſo würde auch Oeſtreich keinen rechtlichen Einſpruch dagegen erheben können. Vielleicht iſt dieſer Weg der ſicherſte, allein ihm widerſprechen die altpreußiſchen Traditionen. Es ſcheint eine Erniedrigung, ſich aus dem großen europäiſchen Congreß in die beſcheidene deutſche Reichsverſammlung zurückzuziehn und Gefühle ſind zuletzt ein Factor, der bei politiſchen Combinationen auch in Rechnung kommen muß.

Jeder dieſer drei Wege iſt möglich, jeder hat ſeinen Vortheil, jeder ſeine ernſten Bedenken. Für heute machen wir, ohne uns auf eine nähere Unterſuchung einzulaſſen, nur auf eins aufmerkſam: Preußen kann nur dann fortſchreiten, wenn es einen dieſer drei Wege wählt und dann mit rückſichtsloſer Entſchiedenheit ohne irgend einem Bedenken Gehör zu geben, auf demſelben verharrt. Das Abſpringen von einem Weg auf den andern, welches Preußens Politik namentlich ſeit 1848 charakteriſirt, hat dem Staat keinen Segen gebracht, und würde bei jedem ernſteren weltumfaſſenden Conflict die Gefahr des Untergangs nach ſich ziehn. ††

Literatur.

Die deutſche Trachten- und Modenwelt. Von J. Falke. 2 Theile. — Leipzig, Verlag von G. Mayer. 1858. — Eine Geſchichte der deutſchen Kleidertrachten von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart, die ſich dadurch vor andern auszeichnet, daß der Verfaſſer die Moden nicht als bloße Geſchöpfe des Zufalls, ſondern als Züge der geiſtigen Phyſiognomie der jedesmaligen Zeit, als Ausprägung des Charakters der einzelnen Entwicklungsperioden anſieht und demgemäß behandelt. Neben vielem Treffenden läuft bei dieſer Auffaſſung manches Willkürliche mit unter. Im Ganzen aber muß das Werk als eine fleißige und geſchickte Arbeit und als ein willkommener Beitrag zur deutſchen Culturgeſchichte bezeichnet werden, der den Beſtrebungen, welche ſich an das germaniſche Muſeum in Nürnberg knüpfen, Ehre macht. —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Buſch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Bulwer.

What will he do with it? By Pisistratus Caxton (Sir Edward Bulwer Lytton). Copyright Edition. 4 Bd. Leipzig, Tauchnitz. (Collection of British Authors.)*)

Der neue Roman Bulwers, der ungefähr in der nämlichen Zeit erschien, als sein Verfasser Minister wurde, veranlaßt uns, über den Dichter, der eine Zeit lang in Deutschland unbillig erhoben, dann ebenso unbillig herabgesetzt wurde, eine wenn auch nur kurze allgemeine Charakteristik zu geben. Einen großen Dichter wird ihn wol niemand mehr nennen, aber er vertritt eine wesentliche Stufe unserer europäischen Culturentwicklung, und er vertritt sie mit Anstand. Er hat viel Verfehltes geschrieben, aber auch in seinen schlechtesten Schriften erkennen wir den gebildeten Mann heraus und haben das Gefühl, uns in guter Gesellschaft zu bewegen. Er besitzt ferner eine Eigenschaft, die man heutzutage zu gering anschlägt, die aber nothwendig ist, wenn man eine nachhaltige Wirkung auf seine Zeit ausüben will, im hohen Grade: die Fruchtbarkeit. Er ist jetzt 56 Jahre alt und hat 20 große Romane geschrieben, außerdem epische und lyrische Gedichte, Theaterstücke, weitläufige politische und gelehrte Werke u. s. w.; daneben sitzt er seit seinem 28. Jahr mit geringen Unterbrechungen im Parlament und lebt in Mitte der feinsten Gesellschaft. Unter seinen zahlreichen Schriften sind wenigstens einige, die im Augenblick ihres Erscheinens ein außerordentliches Aufsehn machten und die noch jetzt mit Interesse gelesen werden können; fast durchweg regen sie zum Nachdenken an und verrathen ernsthafte Studien. Das alles sind Eigenschaften, die ihm in der Literaturgeschichte einen Platz sichern, und in der That, so reich die englische Romanliteratur ist und so groß die Zahl talentvoller

*) Die Bemühung der Tauchnitzischen Buchhandlung, stets das Beste der neuesten englischen Literatur dem deutschen Publicum mitzutheilen, ist nicht genug anzuerkennen. Unter den neuerschienenen Novellen machen wir hauptsächlich auf die Scenes of clerical life von George Eliot aufmerksam. Sie enthalten in 2 Bänden: The sad fortunes of the Reverend Amos Barton; Mr. Gilfil's Love-story und Janet's repentance.

Schriftsteller, so sind es doch nur vier, die man als eigentliche Führer bezeichnen muß und zu diesen ist unzweifelhaft Bulwer zu rechnen. Die drei andern sind Scott, Dickens und Thackeray; jeder von ihnen versinnlicht eine neue Physiognomie der Gesellschaft und des Lebens.

Bulwer ist 1803 geboren, aus einer sehr ansehnlichen, wenn auch bürgerlichen Familie. Seine ersten Gedichte und Erzählungen erschienen 1826, von ihnen ist nur die eine Erzählung, Falkland, von Interesse, weil sie den Kernpunkt seines Schaffens im Gegensatz zu seinem nächsten Vorgänger W. Scott, charakterisirt. Es betrifft die Theorie der „gemischten Charaktere", von der auch in Deutschland viel die Rede gewesen ist, ohne daß man sich indeß klar gemacht hätte, was diese Bezeichnung heißen soll. Wenn man einfache Charaktere im tadelnden Sinne diejenigen nennt, die nur eine abstracte Eigenschaft ausdrücken, so läßt sich dieser Vorwurf auf W. Scott gewiß nicht anwenden. Wir dürfen nur auf seinen Ludwig XI. oder auf seinen Alterthümler aufmerksam machen, um zu zeigen, wie mannigfaltige, ja anscheinend entgegengesetzte Eigenschaften er in seinen Figuren zu einer lebensvollen Einheit zu verknüpfen versteht. Aber grade auf diese Einheit bezieht sich der Vorwurf. W. Scott, der die Farben seiner Schilderungen fast durchweg aus der Beobachtung des wirklichen Lebens oder aus der Geschichte nimmt, weiß sich sehr schnell und entschieden in den innersten Kern eines Charakters zu versetzen, oder was bei der Dichtung dasselbe sagen will, diesen Kern zu erfinden. Von diesem Kern aus versteht er seinen Charakter in allen scheinbaren Widersprüchen, in allen labyrinthischen Windungen seines Handelns vollkommen, es bleibt ihm nichts in seinem Herzen unklar, und diese Klarheit verbreitet er auch über seine Leser. Damit hängt aufs engste zusammen, daß ihm sein Sittengesetz feststeht; in hohem Grade mild und tolerant, ist er doch keinen Augenblick zweifelhaft, ob und wie weit eine bestimmte Handlung zu loben oder zu tadeln sei. Darum legt man fast durchweg seine Romane, auch wo sie einen greulichen Ausgang haben, mit einem versöhnten Gefühl aus der Hand, denn dem unverbildeten Leser kommt es doch hauptsächlich darauf an, daß Recht Recht bleibt. Mit einem Wort, W. Scott ist ein gläubiger, oder was dasselbe sagen will, ein innerlich geordneter Geist, der nicht erst nöthig hat, sich beim Anfang seines Schaffens ein Register aufzusetzen, um jedesmal nachzusehn, ob er nicht gegen seine ursprüngliche Anlage einen Verstoß begehe. So wie äußerlich seine Landschaften in seiner Phantasie so feststehn, daß man sie nicht blos abzeichnen, sondern in einem Grundriß bis auf alle Details wiedergeben könnte, so ist es auch mit dem innern Leben seiner Menschen, und darum hat man oft den Uebermuth mißverstanden, mit dem er sich selber über den Leichtsinn seines Schaffens ausspricht.

Gegen diese Ordnung des Geistes hat man neuerdings einen schweren

Vorwurf erhoben: man klagt ihn des Mangels an Tiefe an. Es soll eine gewisse Nüchternheit und Beschränktheit verrathen, sowol wenn man über einen Charakter vollkommen klar ist, als wenn man an die Festigkeit des Sittengesetzes glaubt. Bis zu dem Hexenspruch „schön ist häßlich" erhebt man sich zwar selten, aber je näher ein Dichter demselben kommt, für desto tiefer sieht man ihn an. Schon zu den Zeiten W. Scotts gab es in England eine Schule, die darauf ausging, in der wohlgeschaffensten Seele den Abgrund nachzuweisen, in dem der Böse sein Spiel treibt, und auf das Sittengesetz Goethes Worte anzuwenden: „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage; weh dir, daß du ein Enkel bist!" Der Führer dieser Schule war Godwin, Shelleys Schwiegervater; sein Hauptroman Caleb Williams erschien 1794, und W. Scott, der sonst in seinen Recensionen außerordentlich mild ist, bekämpfte ihn mit jener Bitterkeit, die aus dem Bewußtsein eines entgegengesetzten Princips hervorgeht. Erst durch Bulwer gewann diese Schule einen Platz in der allgemeinen Literatur, wobei freilich in Anschlag zu bringen ist, daß vorher bereits Lord Byron das Publicum daran gewöhnt hatte, beim Urtheil paradoxe Gesichtspunkte geltend zu machen.

Der erste Erfolg, durch den sich Bulwer Bahn brach, bezog sich freilich mehr auf das äußerliche als auf das innere Leben. Sein Pelham oder die Abenteuer eines Gentleman erschien 1828, also in einer Zeit, wo Scott den Culminationspunkt seines Ruhms bereits überschritten und wo Cooper mit seinen Indianerbildern den Reiz der Neuheit verloren hatte. In Bezug auf Composition war der Roman ebenso schwach wie später das Erstlingswerk von Dickens, „die Pickwickier"; überhaupt ist es bemerkenswerth, daß nicht grade die künstlerische Form über den Erfolg eines Werks entscheidet, das eine neue Richtung einschlägt; auch Vanity-Fair läßt in dieser Beziehung sehr viel zu wünschen übrig. Was bei Pelham die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, war die neue Form, in welcher sich die sociale Aristokratie dem bürgerlichen Publicum vorstellte. Zwar hatten schon in früherer Zeit die Damen aus der feinern Gesellschaft dafür gesorgt, Enthüllungen über ihre Kreise dem uneingeweihten Auge mitzutheilen, und so finden sich namentlich bei Lady Charlotte Bury und der Gräfin Blessington Dinge, die man in dem Roman einer Dame kaum erwarten sollte. Aber einmal waren diese Werke nicht recht durchgedrungen, und dann waren es doch nicht grade die idealen Figuren, die man als gemischte Charaktere darstellte. Pelham enthält nicht blos eine Satire gegen die vornehme Welt im Allgemeinen, die übrigens zum Theil sehr treffend ist, sondern der Held selbst, das Ideal des Dichters, trägt eine Maske und zwar die Maske eines Gecken; sieht man freilich näher zu, so kommt man bald dahinter, daß es nicht blos Maske ist. Ueber diese Bilder gerieth nun das lesende Publicum in ein un-

geheucheltes Entzücken. Zum Theil galt dies der unverkennbaren Naturwahrheit, zum Theil aber auch dem glückseligen Gefühl, wie leicht es sei, sich als vornehm zu zeigen. Die Welt erfüllte sich seitdem mit Pelhams, die sich nach der neuesten Mode kleideten, der Gesellschaft bald durch ungeheure Fadäsen, bald durch Citate aus dem Horaz imponirten, die sich nicht blos im Rapier, sondern auch im Knittel übten, und die möglichst viel Unverschämtheit zur Schau trugen. Bulwer hatte für Recepte gesorgt; wie z. B. die Geschichte mit der Uhr, daß ein Gentleman keine Uhr brauche, weil die Dame, die ihn zum Rendezvous bestelle, auch auf ihn warten könne. Der alte englische Gentleman aus der Schule W. Scotts war schwerer nachzuahmen, denn um vornehm zu scheinen, mußte er auch vornehm sein. Guy Mannering (1815) ist zwar ein entschiedener Tory, er gibt sehr viel auf's Blut, hat für alte Familiensitze eine romantische Vorliebe und behandelt unverschämte Lakaien wirklich als unverschämte Lakaien; aber nicht darin liegt seine Vornehmheit, sondern in der Abwesenheit alles leeren Scheins, in jener Mischung von Stolz und Bescheidenheit, die jede offene ehrliche Natur anerkennt und nur der Heuchelei gegenüber ihre Verachtung nicht verhehlt. Ueberhaupt ist es ein sonderbares Vorurtheil, wenn man W. Scott der aristokratischen Gesinnung beschuldigt, wenigstens wenn man diese Beschuldigung im schlechten Sinn nimmt. Grade als offener gläubiger Tory ist er in dieser Beziehung viel unbefangener, als manche moderne Demokraten, die zwar gern den gesammten Adel ausrotten möchten, denen aber nicht blos jeder Edelmann, sondern jeder Stiefel eines Edelmanns imponirt. Man stelle einmal Sir Robert Hazlewood neben Sir Leicester Dedlock. Beide sollen den einfältigen hochmüthigen Landjunker darstellen, aber W. Scott, der Anhänger der Aristokratie als einer gesellschaftlichen Einrichtung, der die Bedeutung des Adels keineswegs an die Gentilität aller Landjunker geknüpft sieht, schildert ihn ganz unbefangen als einen Hanswurst, während Dickens, der leidenschaftliche Feind der Aristokratie, der von demselben Bestreben ausgeht, wider seinen Willen endlich dahin getrieben wird, den Baronet, dessen Stand ihm mehr imponirt als er selber glaubt, zuletzt als den einzigen Gentleman inmitten der Canaille darzustellen. So ist der Unterschied. Früher hielt man auf die Einrichtung der Aristokratie, ohne an eine mystische Einwirkung derselben zu glauben. Gottfried Bertram ist ein Dummkopf, Robert Hazlewood ein Einfaltspinsel; gleichviel! ihre Söhne sind so gute Edelleute, als wenn sie die geistreichsten Eltern von der Welt gehabt hätten. Heute haßt man die Aristokratie, hat aber eine abergläubische Scheu vor ihrer Wirkung. Und es ist namentlich dem Vorbild Pelhams zu danken, daß man, wie schon bemerkt, in jedem Stiefel eines Edelmanns ein „je ne sais quoi“ entdeckt, welches der Roturier trotz des geschicktesten Schusters nie erreichen wird. In

Frankreich hat namentlich Balzac, in Deutschland die Gräfin Hahn-Hahn für diesen Cultus des aristokratischen Scheins Propaganda gemacht.

Auf Pelham folgten 1829 zwei Romane, die zwar auch Beifall fanden, aber doch ihren Vorgänger lange nicht einholten: der Enterbte und Devereux. Im ersten ist eigentlich nur ein Nebencharakter von Interesse, Talbot, der als ein vortrefflicher Mann dargestellt wird, der aber doch vor Eitelkeit fast den Verstand verloren hat. In diesen und ähnlichen Charakterproblemen zeigt sich recht deutlich, wie einseitig Bulwers gemischte Charaktere gedacht sind. Den springenden Punkt des Lebens hat er freilich nicht gefunden und insofern bleibt etwas Räthselhaftes, aber die Form der Seltsamkeit, des Widerspruchs ist so mit dem Verstande ausgeklügelt, daß das Ganze aussieht wie eine Reihe von Variationen über ein gegebenes Thema. Im Devereux begibt sich Bulwer auf das historische Gebiet, er schildert die Zeit der Königin Anna und bemüht sich, von den Berühmtheiten jener Periode ein vollständiges Gemälde zu entwerfen. Hier ist nun freilich viel mehr historische Localfarbe als bei W. Scott, der immer nur Fresco malt und sich damit begnügt, die Celebritäten, die nicht wirklich zur Handlung gehören, flüchtig zu erwähnen. In neuerer Zeit ist das Raffinement viel weiter gegangen. Vergleicht man z. B. Thackerays Henry Esmond mit Devereux, so merkt man ebenso wenig, daß man sich in derselben Periode befindet, als wenn man Kingsleys Westward Ho neben Kenilworth stellt. Die jüngern Romanschreiber sind viel genauer im Detail, sie versinnlichen viel schärfer den Abstand der Zeiten, aber, wie uns scheint, nicht zum Vortheil des Kunstwerks. Im Bulwerschen Roman ist der Held im Ganzen ein in eine frühere Periode verlegter Pelham; charakteristisch für den Dichter ist der jüngste des Geschlechts, in dessen anscheinend schöner Seele sich ein Abgrund von Schlechtigkeit versteckt, der doch wieder nicht ganz schlecht sein soll.

Das folgende Jahr 1830 brachte den Paul Clifford. Hier sind wir in jener Verbrecherromantik, die unter den spätern Novellen namentlich der Engländer so viel Unheil angerichtet hat. Das Interesse der Romanschreiber für die Spitzbuben geht aus verschiedenen Gründen hervor. Zum Theil ist es der Reiz des Fremdartigen, das phantastische Colorit, dasselbe Motiv, welches Scott unter die Zigeuner und Hochländer, Cooper unter die Indianer und die modernste Literatur in die Dorfgeschichten führt; ferner der angenehme Schauer vor gräßlichen Dingen, die Spannung und das Geheimniß, das mit einer Criminalgeschichte verbunden ist. Aber es kommt noch ein anderes, weniger unbefangenes Motiv dazu: der geheime Krieg gegen den Organismus der Gesellschaft, der zuerst den Pharisäern d. h. den Scheinheiligen gilt, sich dann aber auf den innern Kern des sittlichen Lebens erstreckt. Das ist ja schon im Grunde das Motiv bei Schillers Räubern. Individuell aufgefaßt

ist gegen Schillers Urtheil nichts einzuwenden; Karl verdient wirklich in seinen schwersten Verirrungen, selbst als Räuber und Mörder, unsere Theilnahme mehr als sein Bruder, der kalte heuchlerische Schurke. Inzwischen liegt solcher individuellen Darstellung gewöhnlich die heimliche Neigung zu Grunde, den Fall zu verallgemeinern. Karl und Franz sollen Typen sein, der eine für die aufbrausende Jugend, welche die Eingebungen ihres Herzens über das geschriebene Recht stellt, der andere für die verdorbene Civilisation, die sich mit dem Schild eben dieses Gesetzes deckt. Was bei Schiller in jener Sturm- und Drangperiode wie ein lyrischer Stoßseufzer aussah, wird in den Jahren, die unmittelbar der Julirevolution vorausgingen, zu einem ganz ernsthaft gemeinten Kampf gegen das bürgerliche Recht. Durch die Socialisten war die Leidenschaft, auch wo sie über die Grenze des Rechts hinausging, ja bis zu einer gewissen Grenze das Laster selbst rehabilitirt, und V. Hugo, damals noch im vollen Feuer der Jugend, schrieb 1829 den letzten Tag eines Verurtheilten, angeblich nur gegen die Todesstrafe, in der That aber gegen das Recht der Gesellschaft überhaupt, den Verbrecher zu richten. Auf dasselbe geht Bulwer im Paul Clifford aus. Noch härter als Schiller stellt er den Straßenräuber dem Mann der guten Gesellschaft, den Verbrecher dem Richter gegenüber: jener ist ein liebenswürdiger Mann, der, als er der Todesstrafe entgeht, in Amerika ein sehr nützliches Glied der Gesellschaft wird; dieser ist ein Schurke. Bei Schiller sind es zwei Brüder, hier ist es Vater und Sohn. Aber Bulwer ist weit raffinirter als der deutsche Dichter. Bei ihm sollen wir nicht blos mit dem Verbrecher Theilnahme empfinden, sondern auch für den Schurken, seinen Vater und Richter. Dieses Charakterproblem ist sehr interessant angelegt, aber die Ausführung ist mißlungen, weil der Dichter den springenden Punkt des Charakters nicht entdeckt hat. Es wird uns fragmentarisch eine Reihe bedeutender Züge mitgetheilt, die aber einander widersprechen und für die wir vergebens nach einem Leitton suchen. Wenn schon dieser Charakter keinen Glauben in uns erweckt, so ist die Räuberbande vollständig eine phantastische Spielerei; hier ist nicht einmal der Schein der Wahrheit gegeben. Uebrigens enthält der Roman einzelne vortrefflich ausgeführte Nachtstücke, wie wir sie in Bulwers Werken nicht leicht wieder antreffen, so namentlich der Anfang.

Auf die Spitze getrieben ist die Verbrecherromantik im Eugen Aram 1832. Künstlerisch betrachtet ist es Bulwers gelungenstes Werk, und verdient von Seiten der Composition noch heute das Studium jüngerer Dichter. Der Inhalt aber ist ebenso abscheulich als unwahr. Bekanntlich hat Bulwer einen wirklichen Criminalfall zu Grunde gelegt, der seine Phantasie so beschäftigte, daß er ihn früher schon einmal dramatisch zu behandeln versuchte. Aber indem er diesen empirischen Fall idealisirte, hat er ihm die Wahrheit genommen

und sein eignes Rechtsgefühl in ein sehr zweideutiges Licht gestellt. Denn wenn er auch den Raubmord Eugen Arams keineswegs billigt, so gibt er ihm doch eine so starke moralische Rüstung und zeigt seine Verfolger in einem so schlechten Licht, daß man deutlich sieht, auf welche Seite seine Neigung sich wendet. Er mißbilligt das Verbrechen, aber er mißbilligt ebenso die Strafe. Sein Gefühl würde befriedigter sein, wenn der Mörder straflos ausginge. Eugen Aram bleibt verstockt bis zum letzten Augenblick, wenn ihm seine That leid thut, so sind es ganz zufällige Umstände, die ihn dazu bewegen. Dem Recht beugt er sich nicht, der Welt gibt er keine Genugthuung, ja er entzieht sich noch im letzten Augenblick der Strafe durch einen Selbstmord: das alles mit Beifall seines Dichters. Die psychologische Unwahrheit liegt darin, daß ein Mann von so erhabenen Empfindungen und einem so weiten wissenschaftlichen Blick, wie Eugen Aram geschildert wird, niemals auf die Idee eines Verbrechens kommen kann, welches die öffentliche Meinung wie das Gesetz mit dem Makel der Infamie behaftet. Mit unsichtbarer Gewalt dringen durch die ästhetische Vermittlung die sittlichen Principien bei uns ein: ein Mann von der Bildung Eugen Arams kann vielleicht einen Mord, aber ebenso wenig einen Raubmord als einen Diebstahl begehn.

Seit 1831 saß Bulwer im Parlament. Er fand als Redner keinen Beifall und seinem skeptischen Geist genügten auch die organisirten Parteien nicht, obgleich er sich im Allgemeinen zu den Liberalen hielt. Ein Ausdruck dieser Verstimmung ist das Buch „England und die Engländer", das freilich einen sehr unbefriedigenden Eindruck macht, aber heute vielleicht auch in Deutschland mehr gewürdigt werden würde, als zur Zeit seines Erscheinens, weil es zuerst die Schattenseiten der britischen Politik aufdeckte, die sich heute nicht mehr verhehlen lassen.

Bulwers folgende Versuche im phantastischen Genre „die Pilger des Rheins" 1834 und Zanoni 1842 sind entschieden mißlungen. Das letztere, in dem sich starke Reminiscenzen an unsern Hoffmann finden, ist gradezu abgeschmackt. Ueberhaupt ist der Einfluß der deutschen Literatur auf ihn nicht grade wohlthätig gewesen. Die beste Frucht derselben ist seine Uebersetzung der Schillerschen Gedichte 1844, obgleich er es sich darin zu leicht gemacht hat und von treuern Uebersetzern bei weitem übertroffen ist.

Bei weitem anerkennenswerther sind seine historischen Romane: die letzten Tage von Pompeji 1834, Rienzi 1835, die Belagerung von Granada 1840, der letzte der Barone (Warwick der Königsmacher) 1843, Harold der Sachsenkönig 1848. Sie verrathen durchweg sehr respectable Studien, aber die Romane W. Scotts erreichen sie bei weitem nicht, weil Bulwer über dem Bestreben, geistreiche und ungewöhnliche Gesichtspunkte aufzufinden, dasjenige übersieht, was auf der Hand liegt. Und dabei ist er weit

mehr als Scott von seinen unmittelbaren Vorgängern abhängig. So erinnert z. B. Rienzi sehr stark an Manzonis Verlobte, und durchaus nicht zum Vortheil des britischen Nachahmers. Außer diesen Romanen hat Bulwer auch eine Culturgeschichte Athens geschrieben 1837, und den alten König Arthur in einem sehr langweiligen Heldengedicht bearbeitet 1848.

In seinem wahren poetischen Gebiet war er wieder im Maltravers angelangt 1837—38. Der leichtfertige Pelham ist jetzt durch ein anderes Ideal ersetzt. Maltravers, Parlamentsmitglied und berühmter Schriftsteller, hat alle Philosophien durchstudirt und hegt für das Menschengeschlecht im Allgemeinen eine ausgezeichnete Vorliebe, während er allen bestimmten Menschen mit dem ganzen Stolz und der Unnahbarkeit einer in ihren heiligsten Empfindungen mißverstandenen Seele entgegentritt. Zwar wird er zuletzt bekehrt, aber von dem Zustand nach seiner Bekehrung erfahren wir wenig; seine ideale Schilderung fällt in die Periode seines Hochmuths. In der äußern Erscheinung hätten wir wieder unsern Guy Mannering, aber das Wohlwollen, das bei diesem Natur ist, geht bei Maltravers aus der Reflexion hervor, und der literarische Ruhm ersetzt, was die Farbe betrifft, die Feldzüge in Ostindien nur sehr unvollständig. Uebrigens finden sich in diesem Roman wieder sehr feine Züge über die gute Gesellschaft Englands, und wenn das Bild des Helden selbst starke Lücken zeigt, so ist dagegen der raffinirte Egoist, der kalte, herzlose Weltmann (Lord Vargrave) musterhaft geschildert, es ist ein Charaktertypus, der bleiben wird.

Der folgende Roman: Nacht und Morgen 1841 ist im Ganzen eine schwache Reminiscenz aus Bulwers frühern Werken. Die Falschmünzerbande ist viel weniger amüsant als die frühern Straßenräuber, und Philipp, der sich aus einem Lehrling derselben zu einem vollkommnen Gentleman heraufarbeitet, noch viel unwahrscheinlicher als Paul Clifford. Was sich Bulwer vollends dabei gedacht hat, in den Kindern der Nacht eine ganze Giftmischerbande dem Publicum vorzuführen, ist schwer zu sagen. Der Roman fiel vollständig durch und der Dichter, der überhaupt gegen jeden Tadel außerordentlich empfindlich war, fand sich veranlaßt, an das Publicum ein sehr heftiges Nachwort zu richten.

Bulwer hatte mittlerweile sehr ernsthafte Schicksale durchgemacht, er war von seiner Frau geschieden, und wenn diese auch durch die Bosheit ihres Romans Cleveley 1839 hinlänglich zeigt, daß es ihm an Veranlassung nicht gefehlt hat, so bleibt doch sein späteres Verhalten gegen sie unverantwortlich. Seit dem Tod seiner Mutter 1843 im Besitz eines fürstlichen Vermögens, ließ er sie doch in bittrer Noth, und sein Versuch, sie im vorigen Jahr ins Irrenhaus sperren zu lassen, obgleich sie vollständig bei Sinnen war, gibt einen schlimmern Einblick in das, was in England möglich ist, als

all seine Romane. Sein Reichthum setzte ihn in den Stand, der Mäcen aller Künstler und Schriftsteller zu werden und in der Gesellschaft eine sehr angesehene Stellung zu behaupten, zugleich trieb er ihn aber in das Lager der Tories. Diese Parteistellung hat ihn gegenwärtig zum Minister gemacht, und da ihm für das Unterhaus die Gabe der Rede abgeht, so zweifeln wir nicht daran, daß er als Lord enden wird.

Von seinen Theaterstücken sind zu erwähnen: die Dame von Lyon, Richelieu und die Herzogin von Lavallière. Außerdem ein Lustspiel „Not so bad as we seem, or Many sights of a caracter," 1851, welches seinen alten Grundsatz von den gemischten Charakteren nicht eben glücklich versinnlicht. Noch blieb ihm aber vorbehalten, auf dem Gebiet des Romans eine neue Bahn und zwar mit entschiedenem Erfolg zu betreten.

Trotz der großen Zahl sehr talentvoller Schriftsteller, die für die Bedürfnisse des Lesepublicums arbeiteten, war Bulwer bis zum Erscheinen der Pickwickier 1835 entschieden in der ersten Reihe geblieben; seitdem war Dickens der Held des Tages. Man kann sich nicht leicht zwei entgegengesetztere Naturen denken. Was Bulwer gleistet hat, verdankt er fast durchweg der Beihilfe der Reflexion und die Bildung ist seine achtungswertheste Eigenschaft; wo Dickens dagegen mit der Reflexion arbeitet, mißlingt ihm seine Aufgabe fast durchweg. In moralischer Beziehung steht er ganz auf dem Standpunkt W. Scotts. Trotz seines Abscheues vor allen Pharisäern, die fast in jedem seiner Romane verhöhnt werden, versteht er in Bezug auf die Gebote des allgemeinen Sittengesetzes keinen Scherz; ja er ist zuweilen härter als W. Scott, vielleicht weil ihm der Sinn für Geschichte abgeht. Trotz seines Radicalismus in politischen Dingen ist er ein echter Engländer aus der alten Schule, und wenn man von seinen spätern Romanen absieht, die leider eine gereizte ungesunde Stimmung zeigen, so lernt man aus ihm vielleicht mehr als aus irgend einem andern Schriftsteller die Gemüthlichkeit des englischen Herdes lieben. Es gab eine Zeit, wo man die Gemüthlichkeit für ein Vorrecht des Deutschen ausgab, wer aber nicht vollständig blind ist, muß durch Dickens widerlegt werden, wenn er auch den Landprediger von Wakefield vergessen haben sollte. In der Zeichnung ist Dickens weniger correct als seine beiden Vorgänger; man läßt sich nur dadurch täuschen, daß er so viel Details und so helle Farben gibt, in der That aber hat man bei ihm es nur mit Phantasiegemälden zu thun, bei denen das eigentlich Poetische die Stimmung ist. So unvereinbar indeß die beiden Naturen schienen, so war doch Bulwer viel zu beifallslüstern und viel zu bestimmbar, um nicht auch von Dickens Eindrücke zu empfangen, und in der That enthalten seine neuen Romane ganze Scenen, die von einer unbewußten Nachahmung Dickens' ausgehn, nur daß der Hauptreiz des jüngern Dichters, die Gemüthlichkeit fehlt.

Einer verwandteren Natur begegnete Bulwer in d'Israeli, dessen Conningsby 1844 wol ohne das Vorbild von Pelham und Maltravers nicht geschrieben worden wäre. Hier wurde nun ein Programm für die jüngere Schule der Tories gegeben, wie im Pelham für die jüngere Schule der Whigs. Die beiden Standpunkte haben sich später vereinigt und die beiden Novellisten gehören gegenwärtig zu den einflußreichsten Führern der sogenannten conservativen Partei.

Noch viel auffallender war die Verwandtschaft mit Thackeray, dessen Vanity-fair 1847 der Poesie eine neue Bahn öffnete. Jetzt erst wurde die Theorie der gemischten Charaktere von einem glänzenden Talent verwirklicht. Was bei Bulwer aus einer gewissen Doctrin hervorging, ist bei Thackeray Natur: ein Virtuos in der Zersetzung, wie ihn vielleicht die Literaturgeschichte noch gar nicht kennt, weiß er die kleinen Niedrigkeiten im Gemüth des Guten und Edlen mit einem Scharfsinn aufzuspüren, der etwas Bezauberndes, aber auch etwas Unheimliches hat. Auch Thackeray ist trotz seines gewaltigen Realismus ein subjectiver Dichter, denn sein psychologischer Reichthum dient nur dazu, seine melancholische Stimmung zu illustriren. Daher ist der Eindruck dieses Dichters ein so sehr abweichender: er erregt entweder Abscheu oder Entzücken, je nachdem der Leser ihm eine verwandte oder widersprechende Stimmung entgegenbringt. Aber schon aus diesem wechselnden Eindruck sollten seine Bewunderer erkennen, daß ihm doch jene höhere Dichterkraft abgeht, welche die Herzen zwingt.

Aus dem doppelten Einfluß dieser beiden jüngern Schriftsteller ist die neue Phase in Bulwers Schaffen zu erklären. Die drei neuesten Romane „The Caxtons 1847—49; My Novel or varieties of human life“ 1851 und der soeben erschienene Roman erinnern in der äußern Form durchweg an Thackeray. Bulwer hat seine alte künstlerische Methode vollständig aufgegeben und bemüht sich geflissentlich, die Elemente seiner Erzählung so viel als möglich durcheinanderzuwerfen, ja sie durch Excurse, die gar nicht hineingehören, zu unterbrechen. Wenn die Symmetrie seiner frühern Schriften mitunter nach der Schablone aussah, so strebt er jetzt vielmehr nach einer reizenden Verwirrung, der man freilich auch wieder die Kunst ansieht. Gleich Thackeray späht er jeden Augenblick nach den kleinen Schwächen seiner Lieblinge, wobei ihn freilich sein Scharfsinn nicht im gleichen Grade unterstützt. Und dann findet man wieder einen Humor und eine Localfarbe, die offenbar einen Wetteifer mit Dickens ausdrückt. Grade wegen dieser verschiedenen Bestandtheile reichen die neuen Werke nicht an seine früheren besseren Leistungen. Aber sie enthalten doch einen nicht geringen Schatz feiner und selbst bedeutender Beobachtungen. Trotz der Nachahmung im Aeußern erkennt man die Physiognomie seiner alten Charakterbildung wieder heraus, und wenn

z. B. der alte Herr, der mit seiner Enkelin in der Welt umherzieht, wenn die Jahrmarktsbuden und Aehnliches an bekannte Scenen aus Dickens erinnern, so haben wir in dem eigentlichen Helden des Romans (Lionel ist nur eine Figur zweiter Classe, wie man sie allenfalls auch in W. Scotts sogenannten Romanhelden wiederfindet) das alte Ideal des Dichters. Guy Darrell ist wiederum Maltravers im höheren Alter, ja fast in dem Alter seines Dichters; aber ebenso jugendkräftig, liebesfähig, und stolz als Maltravers in seiner aristokratischen und menschenfeindlichen Periode; seine Umgebungen zittern ebenso vor ihm als vor seinem Vorgänger und seine Menschenscheu ist ebenso eine Folge versetzter Sentimentalität. Jasper Losely ist Lord Vargrave in einer niedern Sphäre; wiederum vortrefflich gezeichnet und ein Bild, das sich der Einbildungskraft einprägt, ebenso wie seine liebende Verfolgerin, die dämonische Arabella. Ganz verfehlt ist dagegen der „gemischte Charakter", Jaspers Vater, von dem eine Reihe der widersprechendsten Charakterzüge mitgetheilt werden, ohne daß man auch nur eine Ahnung erhält, wie sie untereinander zusammenhängen. Der neue Roman bestätigt also den Eindruck, den eine unbefangene Lectüre der frühern Werke hervorbringt: Bulwer hat seinem eigentlichen Talent durch seine Doctrin und durch sein Haschen nach geistreicher Paradoxie sehr geschadet. Sein Talent ist groß in dem Entwurf einseitiger Naturen, seine Beobachtung scharf in Bezug auf die gemeine Welt. Wäre er also bei seinen Charakterproblemen von einfachen Charakterbestimmungen ausgegangen, und hätte dieselben durch den Reichthum des Lebens, so wie durch durchgreifende Bildung zu vertiefen gesucht, so wäre es ihm besser gelungen als jetzt, wo er schon über sein eignes Problem erstaunt und dasselbe durch noch erstaunlichere Motive zu erklären sucht. Wie er nun aber wirklich vor uns steht, gibt er uns das Bild einer skeptischen Periode, welche die drei Culturvölker gleichzeitig durchgemacht haben, einer Periode, die wir hoffentlich bald überwunden haben werden, die sich aber aus unserem Bildungsgang nicht wegwischen läßt, und der daher in der Literatur eine Vertretung gebührt.

Die Zerstörung des alten Rom.

Im Anfang des 12. Jahrhunderts schrieb Bischof Hildebert von Tours, der 1106 oder 1107 in Rom war, eine rührende lateinische Elegie auf den damaligen Zustand der Stadt. Darin kommen folgende Verse vor:

Ach die Stadt ist gefallen, von der, um würdig zu reden,
Das nur sagen ich darf: Roma wars, die du schaust!
Doch nicht hat der Jahre Gewalt, nicht Schwert und nicht Flamme
Diese Herrlichkeit je ganz zu vernichten vermocht:
So viel steht noch, so viel ist gefallen, daß beides unmöglich,
Tilgen was steht, und zu baun, was in die Trümmer versank.

Auch wer gegenwärtig durch die alten Theile von Rom wandelt, mag sich wol zweifelnd fragen: ob er mehr die Größe und Herrlichkeit bewundern soll, deren stumme Zeugen die erhaltenen Reste jener alten Zeit sind, oder ob er mehr staunen soll über die Gewalt der zerstörenden Kräfte, denen so mächtige und kolossale Werke haben erliegen müssen. Solche Fragen werden uns leicht beschleichen, wenn wir nach langer und einsamer Wanderung unter Wein- oder Kohlpflanzungen, zwischen verlassenen Kirchen und einsam stehenden Klöstern plötzlich durch die majestätischen Thürme und die vereinzelte Wache eines antiken Thores daran erinnert werden, daß wir uns nur innerhalb der alten und gegenwärtigen Stadtgrenze bewegt haben. Steigen wir hinauf auf den Thurm des Capitols oder eine andere emporragende Höhe, und verfolgen den schmalen Streifen Leben, der sich durch den ummauerten Riesenkörper der ewigen Stadt zwischen Gärten und Trümmern hinzieht. Hier zeigen sich unseren Blicken neben bewohnten Bezirken und neugebauten Häusern, neben belebten Plätzen, glänzenden Palästen und prachtstrahlenden Kirchen nicht nur Reste der Republik und der Kaiserzeit, Ruinen aus allen Jahrhunderten des Untergangs und des Mittelalters, Werke der zerstörenden Zeit bürgerlicher Unruhen und barbarischer Raubsucht der Einwohner; wir nehmen auch verlassene und verödete Häuserreihen aus den letzten Jahrhunderten wahr; und neben vielen Zeichen frischen und gegenwärtigen Lebens sehen wir die verfallenden Schöpfungen der Pracht des 16. und 17. Jahrhunderts, hier die zerstörten Anlagen der Barberinischen Gärten beim Vatican, dort die nackten und einsinkenden Wände der fürstlichen Anlagen der Farnese auf dem Palatin, dort endlich die nur nothdürftig gegen Wind und Wetter geschützte Masse des wüsten Herrschersitzes Sixtus V. im Lateran. Oder werfen wir endlich von der Höhe der anmuthigen Albaner- oder Sabinerberge einen Blick auf

die weite Ebene der Campagna, die sich bis ans Meer erstreckt. Einst zeigte sich hier dem Blick des stolzen Römers ein unübersehbarer, von dem Abhang der Berge bis zum Meer hinlaufender Kranz bebauter Hügel und Thäler, die Wiege welterobernder Krieger und Feldherrn, die Heimath glücklicher Bürger, die Erholung reicher Städter, der Spielraum für die Bauluft und Prachtliebe der Großen und der Kaiser, denen alle Schönheiten der italischen Natur offen standen. Die Villen unter den tusculanischen Höhen (jetzt Frascati) stießen vor 1800 Jahren an die Häuserreihen, welche nach der kaum erkennbaren Grenze der Stadt hinliefen, während sie sich fast gleich ununterbrochen auf der andern Seite bis zum Meere hinzogen; zum Theil erbaut auf den Trümmern uralter Städte, die einst Roms Nebenbuhlerinnen waren. Die zerstreuten Landhäuser gleichsam durchschneidend waren längs der von Schiffen wimmelnden Tiber ähnliche Linien von Häusern mit reichbebauten Feldern, Gütern und prächtigen Denkmalen der Gestorbenen umgeben. Und was sieht das Auge jetzt an der Stelle dieses regen Lebens? Am Morgen die schönen natürlichen Linien einer ungeheuern leishügeligen Ebene, die im Sommer aus dem Nebel wie der Grund eines Landsees aus dem Wasser hervorsteigt, am Tage den Rauch und am Abend den Glanz rings umher angezündeter Feuer, die wie hohe Opferflammen auf diesem großen Altar brennen, die spärlichen Bewohner gegen die verderbliche Fieberluft zu schützen. Mit geringen Ausnahmen ist die ganze vom Meer und Gebirg begrenzte Ebene um Rom nur von Hirten in Kleidern aus rohen Schaffellen und von Herden herrlichen Viehes durchzogen und spärlich von fieberbleichen Menschen bewohnt, die sich meistens in die Reste der Warten und Raubburgen des Mittelalters oder in die thurmartigen Massen der alten Gräber eingenistet haben. Ja oft sind in langen Strecken, z. B. auf der via Appia selbst, die unvertilgbaren Trümmer der ehemaligen Weltstraße, die an derselben entlang liegenden Gräber und die noch in ihrer Zerstörung Staunen erregenden malerisch durch die Campagna zerstreuten Bogen der alten Wasserleitungen die einzigen Spuren, daß je menschliches Leben hier gewaltet habe. Und doch ist Rom nicht, wie andere einst blühende Weltstädte, wie Ninive und Babylon, nur eine Stätte des Todes und der Verwüstung. Zerstört und neu auflebend steht es da, eine versunkene Weltstadt und ein glänzender Fürstensitz und Mittelpunkt der katholischen Christenheit; neben Augusteischen Tempelsäulen und Hallen die größte und geschmückteste Kirche der Welt, die reichen Trümmer antiker Kunst neben den herrlichen Schöpfungen eines Raphael und Michel Angelo. Die riesenhaften Bogen des Colosseums sind mit üppiger Vegetation überwuchert, aber durch sie zieht sich der elektrische Drath, der die Verbindung zwischen Rom und Neapel vermittelt; neben den Trümmern der alten aqua Claudia braust die Locomotive auf dem Schienenweg hin, der jetzt freilich erst Rom mit

Frascati, aber bald wol mit Neapel verbinden wird. Nirgend auf der bekannten Erde ist ein so unaufhörlicher Kampf des Lebens mit dem Tode sichtbar als hier, wo trotz unaufhaltsamer Verödung des Bewohnten sich immer wieder im Laufe der Jahrhunderte frische Versuche zeigen, neue Mittelpunkte des städtischen Lebens zu bilden, ja wo selbst der Umfang der Kaiserstadt auf dem rechten Tiberufer im Mittelalter und in der neuern Zeit noch erweitert worden ist.

Hier sei nur von dem Geschick die Rede, welches auf Rom seit dem Ausgang der alten Welt, das ist seit dem Beginn der christlichen Zeit gelastet hat. Denn wie furchtbar auch immer z. B. der große Neronische Brand in Rom gewüthet haben mag, welcher ununterbrochen sechs Tage währte, und als man ihn eben gelöscht glaubte, von neuem ausbrach, und dann wahrscheinlich noch drei Tage gedauert hat, und in welchem von den damaligen vierzehn Regionen Roms drei bis auf den Grund zerstört, sieben andere so vollständig verwüstet wurden, daß von ihnen nur wenige halbverbrannte Häuser stehen blieben, während nur vier Regionen größtentheils erhalten wurden — so war damit freilich die Vernichtung manches ehrwürdigen republikanischen Denkmals verbunden; doch im Großen und Ganzen führte dies nur zu einer prächtigeren und glänzenderen Wiederherstellung der Stadt. —

Bekanntlich ist Rom im fünften und sechsten Jahrhundert wiederholt von germanischen Völkern erobert und geplündert worden, viele neuere, namentlich italienische Schriftsteller haben die Gothen und Vandalen lange als die eigentlichen Zerstörer der Herrlichkeit Roms angegeben, so daß Vandalismus eine allgemeine Benennung geworden ist, um fühllose Vernichtung von Monumenten und Alterthümern zu bezeichnen. Allein eine unbefangene Betrachtung zeigt, daß die Römer selbst viel größeren Vandalismus geübt haben, als jene Scharen des Alarich und Genserich. Der Schaden, den die sogenannten Barbaren Rom zufügten, bestand nicht sowol in Zerstörung von Gebäuden und öffentlichen Denkmälern, und nicht in der Wegschleppung von Kunstwerken und Statuen, für die sie in der That wenig Sinn und Geschmack haben mochten, als vielmehr in Plünderungen der Geldschätze und Kostbarkeiten. — Die erste Eroberung Roms durch germanische Völker geschah durch den großen König der Westgothen. Als Alarich zuerst im Jahr 408 vor Roms Mauern erschien, glückte es für diesmal den Einwohnern, die längst des römischen Namens unwürdig waren, ihn durch eine Contribution zum Rückzug zu bewegen, die außer einigen anderweitigen Lieferungen aus 5000 Pfd. Gold und 30,000 Pfd. Silber bestand. Um aber bei dem erschöpften Zustand des öffentlichen Schatzes diese Summe aufzubringen, wurden goldene und silberne Götterbilder und das Gold und Silber von den Zierrathen der bronzenen und marmornen Tempelstatuen eingeschmolzen, wie der heidnische Zosimus mit

Wehmuth berichtet; vor allem beklagt er die Vernichtung der Bildsäule der längst von Rom entwichenen Tugend der Tapferkeit als eine böse Vorbedeutung. Doch jene Opfer gewährten der Stadt nur eine kurze Frist. Denn zwei Jahre darauf, im Jahr 410, ward Rom, weil der Kaiser Honorius Alarichs Forderungen nicht bewilligen wollte, von den Gothen erobert und geplündert. Doch verfuhr nach allen gleichzeitigen Nachrichten, namentlich des Orosius und Zosimus, Alarich menschlicher, als die Römer selbst es mochten erwartet haben. Außer einigen vom Feuer zerstörten Gebäuden, heißt es in den glaubwürdigsten Berichten, war bald nachher von jenem Vorfall keine Spur mehr zu bemerken. Die Gebäude, die bei dieser Gelegenheit zerstört wurden, standen ohne Zweifel größtentheils in der Nähe des salarischen Thores; denn von Nordwesten her kamen die Gothen und bei der Porta Salaria erstürmten sie Rom (die Mauer und Stadtthore schon damals dieselben wie jetzt). Procopius, der im 6. Jahrhundert nach Rom kam, berichtet, daß damals bei dem Sturm des Alarich das im Alterthum berühmte Haus des Sallust und dessen Gärten, wovon noch jetzt einige Reste in der Vigna Barberini sichtbar sind (nahe bei Porta Salaria), verwüstet worden seien, er fand die Gärten des Sallust noch in verwüstetem Zustand. Im Allgemeinen jedoch scheinen die Gothen sich mit der Plünderung von Schätzen und Kostbarkeiten begnügt, aber nicht viel zerstört zu haben. Auch blieben sie im Ganzen nur sechs, nach andern nur drei Tage in Rom, und wenigstens aus dem äußern Ansehn der Stadt war die Spur ihres Besuches gewiß bald wieder verwischt.

Ein weit härteres Unglück traf Rom im Jahr 455, als es durch die Vandalen unter Genserich eingenommen wurde. Die Feinde, ungleich roher und wilder als die Gothen, verweilten vierzehn Tage in Rom; die Kirchen, die Alarich verschont hatte, wurden ihrer goldenen und silbernen Geräthe beraubt, der kaiserliche Palast auf dem Palatin ward rein ausgeplündert, die Hälfte der vergoldeten Bronze vom Dache des Tempels des capitolinischen Jupiter weggenommen, und unter einer Masse von andern Schätzen auch der von Titus im Tempel zu Jerusalem erbeutete goldene siebenarmige Leuchter (im Bogen des Titus im Relief) nach Afrika geführt, von wo ihn im folgenden Jahrhundert Belisar nach Konstantinopel brachte. Ein Schiff mit geraubten Statuen — vermuthlich goldenen, silbernen oder bronzenen, da wol nur das Material, nicht der Kunstwerth die Begierde der Feinde reizen konnte — ging auf der Fahrt nach Karthago unter. Doch ließ Genserich — wie es heißt auf Bitten des Papstes Leo I. — kein Feuer anlegen, und die Gebäude Roms litten daher auch bei dieser Plünderung gewiß nur verhältnißmäßig geringen Schaden. — Daß Genserich Rom den Flammen übergeben habe, ist eine ganz unbegründete und erst spät aufgekommene Behauptung. Wie wenig davon zu halten sei, beweist zur Genüge das glänzende Bild,

welches gleich nachher Cassiodorus von dem Zustand der Stadt zur Zeit des Theodorich hinterlassen hat. Er schildert die kostbaren Säulen ihrer Gebäude, die Menge bronzener Bildsäulen auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen, die öffentlichen Bäder und Brunnen, den Cirkus Maximus mit seinen beiden Obelisken und andern Verzierungen, insbesondere aber das Capitol und das Forum Trajans als Wunderwerke, die alle menschliche Einbildung überträfen. —

Es folgt die Zeit der ostgothischen Herrschaft in Italien, die namentlich so lange Theodorich regierte, eine glänzende und glückliche Epoche für das Land zu begründen schien. Auch für die Stadt Rom war die Zeit des Theodorich günstig, obwol er selbst seine Residenz meistens in Ravenna oder Verona hatte. Als er in Rom einzog, ließ er sich in der Curie mit einer zierlichen Rede von Boëthius bewillkommnen, er schien selbst noch einige Achtung vor der freilich zum Schattenbild gewordenen alten Majestät des römischen Volkes zu haben. Aber in der That war er erfüllt von Bewunderung von Roms alter Größe, und eifrig bemüht um die Erhaltung und Wiederherstellung der öffentlichen Gebäude und Denkmäler, zu deren Schutz er nicht allein Gesetze erließ, sondern auch bedeutende Geldsummen aussetzte. Seine Tochter Amalasunda folgte solchem Beispiel; und wir dürfen mit Recht behaupten, daß die Herrschaft dieses ostgothischen „Barbaren" die letzte Zeit war, in welcher Rom, wenigstens in der äußern Erscheinung, in seinem alten Glanze bestand, wo mit Sinn und Verständniß für die Erhaltung der alten Monumente gesorgt wurde. —

Um die Mitte des 6. Jahrhunderts aber folgte eine Zeit des äußersten Elends, jener lange Krieg (536—553) der Ostgothen mit Justinian, welcher mit der Vernichtung der ostgothischen Herrschaft in Italien endigte. Während dieses Krieges ward Rom fünfmal erobert; zweimal von Belisar, zweimal ward es von dem Gothenkönig Totila zurückgewonnen. Zuletzt ward es den Gothen wieder durch Narses abgenommen. Von den Verwüstungen während dieses erbitterten Kampfes haben wir nur äußerst unvollständige Nachrichten. Aber aus einzelnen Zügen läßt sich auf die allgemeine Wirkung dieses Ereignisses schließen. Bei jener denkwürdigen Belagerung (537), in welcher Belisar mit einer geringen Macht Rom über ein Jahr gegen 150,000 Gothen vertheidigte, war es, wo zuerst das Grabmal des Hadrian als Festung benutzt wurde, eine Bestimmung, die es seitdem behalten hat, da es bekanntlich die jetzige Engelsburg ist, und bei dieser Gelegenheit wurden die zahlreichen Statuen, mit denen dieser Prachtbau des kunstliebenden Kaisers geziert war, zerstört, indem die belagerte Besatzung die Bildsäulen auf die belagernden Gothen herabstürzte. Um den Belagerten das Wasser abzuschneiden, ließ der Gothenkönig die Aquäducte unbrauchbar machen; doch wird man hierbei nicht an eine völlige Zerstörung derselben zu denken haben, da für die Zwecke der

Gothen schon die Durchbrechung eines Bogens von jeder Wasserleitung genügte. — Nachdem Totila im Jahr 546 Rom erobert hatte, beschloß er die gänzliche Zerstörung der Stadt; zwar schreckte er vor der Ausführung seines Vorhabens zurück, und vielleicht mag ein noch erhaltenes Schreiben Belisars, worin dieser ihn warnt, sich nicht durch die Vertilgung der Königin der Städte zum Fluch der kommenden Geschlechter zu machen, nicht ohne Einfluß auf die Entschließung des Gothenkönigs geblieben sein. Doch damit die Feinde sich nicht wieder in Rom festsetzen könnten, ließ der Gothenfürst die Stadtmauern an vielen Stellen niederreißen, ungefähr den dritten Theil derselben. Während dieser verschiedenen Belagerungen wütheten außerdem auch Pest und Hungersnoth in Rom, und am Ende dieses Krieges mag die Stadt schon in hohem Grade entvölkert und verwüstet gewesen sein.

Neben diesen Zerstörungen durch die nordischen germanischen Eroberer Roms läuft gleichzeitig in der ersten Zeit des christlichen Roms eine andere Art der Verwüstung, die nicht in einzelnen großen Ereignissen hervortritt, aber durch ihre Dauer um so wirksamer gewesen ist, nämlich eine Verwüstung durch das Christenthum. Der Hauptgrund war nicht ein frommer Eifer gegen die Denkmäler des heidnischen Götterdienstes. In der Regel begnügte man sich, die Statuen aus den Tempeln zu entfernen und sie der öffentlichen Verehrung zu entziehen, dagegen benutzte man sie als Verzierung der öffentlichen Plätze und Gebäude. Allein die alten Christen zerstörten die antiken Gebäude, zwar nicht weil sie zu zerstören wünschten, wol aber aus Bedürfniß, weil sie Baumaterial, namentlich Säulen und architektonische Ornamente brauchten. Dazu wenige Worte über die Geschichte des ältesten christlichen Kirchenbaues.

Versteht man unter Kirchen Gebäude, die in einem eigenthümlichen, durch Disciplin und Liturgie bestimmten Stil erbaut waren, an welche die Verrichtung des Gottesdienstes mit innerer Nothwendigkeit geknüpft war, und die deshalb als dem Herrn geweihte Stätten betrachtet wurden, so muß man verneinen, daß es vor Konstantin in Rom Kirchen gegeben habe. Denn es fehlte der christlichen Gemeinde die Ruhe und Sicherheit, die zur Entwicklung einer eigenthümlichen Bauform nothwendig ist. Auch kann von den römischen Kirchen keine einzige urkundlich höher hinauf verfolgt werden. Mit Konstantin aber beginnt die Periode des eigentlichen Kirchenbaues, und eine Reihe der bedeutendsten Kirchenbauten fällt der ursprünglichen Anlage nach bereits in seine Zeit, so S. Giovanni in Laterano, S. Pietro in Vaticano (natürlich die alte Peterskirche; die jetzige ist aus dem 16. Jahrhundert), S. Paolo fuori le mura, S. Croce in Gerusalemme, S. Lorenzo fuori le mura, S. Maria in Trastevere und andere. Als nun nach der Einführung des Christenthums als Staatsreligion das Bedürfniß, gottesdienstliche Gebäude zu besitzen, sich

fühlbar machte, sollte es scheinen, daß zumal in der damaligen Zeit, wo die schöpferische Kraft in der Kunst fast ganz erloschen war, es das Natürlichste gewesen wäre, schon vorhandene Gebäude, die jetzt nutzlos gewordenen heidnischen Göttertempel, zu christlichen Kirchen umzugestalten. Allein dies ist nur in äußerst seltenen Fällen geschehen. Das bekannteste Beispiel ist das Pantheon (im Jahr 608 zur christlichen Kirche umgestaltet, und wol deshalb so vollständig erhalten), allein das Pantheon ist auch als antiker Tempelbau eine durchaus eigenthümliche und von der Regel abweichende Erscheinung. Außerdem sind mir nur der Tempel der Fortuna virilis und der des Antonin und der Faustina bekannt, welche beide durch ihre Umwandlung in Kirchen zugleich greulich verunstaltet sind. Denn die Kirche S. Stefano rotondo und S. Teodoro, welche häufig auch für Umgestaltungen antiker Tempel gehalten werden, sind ursprünglich christliche Bauten. Sonst hat man es immer vorgezogen, selbstständige neue Anlagen zum Zweck der christlichen Kirchen zu machen. Der Grund hiervon liegt einfach darin, daß die antiken Tempel als christliche Kirchen unbrauchbar waren. Der alte heidnische Tempel hatte eigentlich nur den Zweck, dem im Bilde anwesenden Gegenstand religiöser Verehrung, der Götterstatue, als Obdach und Wohnung zu dienen, er hatte nicht den Zweck, eine Gemeinde zu gemeinsamer Andacht und Erbauung in sich zu versammeln; daraus erklärt sich ganz leicht manche uns bei der ersten Beschauung antiker Tempelbauten oft auffallende Erscheinung, namentlich die außerordentliche Kleinheit des innern Raumes, der sogenannten Cella, wo das Götterbild stand, im Verhältniß zu der dieselbe umgebenden meistens großartigen Säulenstellung. Einen ganz andern Zweck hatte die christliche Kirche von Anfang an. Hier war ein Gebäude erforderlich, in welchem sich eine im Glauben verbundene Gemeinde zu gemeinsamer Andacht und Gottesverehrung versammeln konnte. Für diesen Zweck war in den Wohnungen der alten Götter kein Raum, und man mußte nach einer andern Bauart für die Kirchen suchen. Nun war aber andrerseits die schöpferische Kraft in der Kunst zu Konstantins Zeit bereits so vollständig erloschen, daß man nicht im Stande war, eine eigenthümliche, aus der Idee des christlichen Gottesdienstes hervorgegangene Bauart zu erfinden. Man war deshalb genöthigt, eine andere zu einem ganz fremdartigen Zweck bestimmte Sorte von Gebäuden zum Muster beim ältesten Kirchenbau zu nehmen. Dies sind die Basiliken, die im alten Rom hauptsächlich als Gerichtshallen, zum Theil auch als Versammlungsort der Kaufleute und als Börse dienten. Der gebräuchlichen Form dieser Basiliken wurden die meisten ältesten Kirchen in Rom und überhaupt in Italien bis gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts nachgebildet. In Rom hat sich noch eine große Anzahl von den in dieser Form gebauten Kirchen erhalten, freilich keine ohne mannigfache spätere Veränderung und

Umgestaltung; doch läßt sich durch eine Vergleichung der einzelnen basilikenartigen Kirchen und durch Combination der einzeln in ihnen erhaltenen alterthümlichen Bestandtheile mit ziemlicher Genauigkeit und Vollständigkeit der älteste christliche Basilikenstil wieder herstellen. — Nun aber entlehnte man von den antiken Gebäuden nicht allein den Baustil, sondern auch das Baumaterial. Die Staatskasse, der Hof und die Privatpersonen waren bei weitem nicht mehr reich genug, Säulenmarmor über das Meer herkommen zu lassen; abgesehn davon war die schöpferische künstlerische Kraft und auch die künstlerische Technik in Konstantins Zeit bereits fast völlig verloren gegangen, und sank natürlich immer mehr in den folgenden Jahrhunderten. Also man hatte nicht die Mittel sich Marmor zu verschaffen, und man war nicht mehr im Stande, aus dem Marmor Säulen und architektonische Ornamente zu bilden. Es war daher nichts natürlicher, als daß man die jetzt verlassenen Tempel als herrenloses Gut betrachtete, und den in ihnen befindlichen Baustoff für die Kirchen verwendete. Schon im Zeitalter Konstantins war es in Gebrauch gekommen, vorhandene Gebäude zu zerstören, um mit den Ornamenten derselben neue Gebäude zu zieren. Der schlagendste uns noch vor Augen liegende Beweis dafür ist der Triumphbogen des Konstantin selbst, errichtet nach seinem Sieg über den Maxentius, zu welchem die zahlreichen schönen Reliefs von dem Bogen des Trajan genommen sind (auch beziehen sie sich auf Trajans dacische Feldzüge und andere Ereignisse aus dem Leben dieses Kaisers), während die wenigen, aus Konstantins eigner Zeit herrührenden Sculpturen an diesem Bogen von unglaublicher Rohheit der Arbeit sind. Um so mehr mußte diese Praxis herrschend werden, als man bei den ältesten Kirchenbauten wünschte, den Gotteshäusern der neuen Religion eine den Tempeln der alten ähnliche Pracht zu verleihen. Die Zahl der antiken Säulen, welche zu diesen Bauten gebraucht ward, ist ganz unglaublich groß; fast alle alten basilikenartigen Kirchen Roms sind angefüllt mit antiken Säulen; alle Beschreibungen der im Jahr 1823 abgebrannten alten Basilika S. Paul sprechen mit Bewunderung von dem Säulenwald dieser herrlichen Kirche; von den noch jetzt stehenden Kirchen will ich nur nennen S. Maria Maggiore, S. Maria in Trastevere, S. Sabina auf dem Aventin, S. Agnese fuori le mura, S. Lorenzo und viele andere. Zuweilen sind die sämmtlichen Säulen einer Kirche von gleicher Form und Arbeit, und sind daher ohne Zweifel von demselben antiken Gebäude genommen. So ruht z. B. in S. Sabina das Mittelschiff auf 24 schönen cannelirten Säulen von parischem Marmor, alle von gleicher Form und Arbeit. Ebenso wird in S. Maria Maggiore das Mittelschiff von 42 schönen ganz gleichen Säulen von ionischer Ordnung getragen. Dagegen in andern Kirchen hat man von verschiedenen alten Gebäuden ganz unzusammengehörige Baustücke ohne allen Sinn für Symmetrie zusammengerafft. So sind z. B.

die 22 Säulen, welche in S. Maria in Trastevere das Mittelschiff tragen, theils aus rothem, theils aus grauem Granit, von ganz verschiedener Dicke, mit ganz ungleichen zum Theil korinthischen, zum Theil ionischen Kapitälen und mit ganz ungleichen Basen. Am buntesten sieht es in dieser Hinsicht in der auch sonst sehr interessanten Kirche S. Lorenzo fuori le mura aus. Hier ist eine kleinere sehr alte Kirche durch ein vorgebautes größeres Schiff in eine größere Kirche umgewandelt, in der Weise, daß die ältere Kirche jetzt den Chor der größeren bildet. Beide Theile dieses sonderbaren Baues aber sind aus bunt zusammengewürfelten antiken Architekturstücken gebaut. Die hintere kleinere und ältere Kirche wird von einer doppelten Säulenreihe, eine über der andern, auf drei Seiten umgeben. Die obere Kirche bildete ohne Zweifel ursprünglich eine Emporkirche, wie wir sie noch jetzt in S. Agnese sehen. Die Säulen der unteren Reihe stehen bis weit über die Hälfte in dem erhöhten Fußboden und sind erst in diesem Jahrhundert wieder bis an ihre Basen ausgegraben; sie sind sämmtlich schöne cannelirte Säulen von Paonazzetto (phrygischer Marmor); die ihnen aufgesetzten Kapitäle aber gehören ursprünglich nicht zu ihnen und sind aus verschiedenen Zeiten und von verschiedenem Werthe der Arbeit, zum Theil von korinthischer, zum Theil von ionischer Ordnung; die viel kleineren Säulen der obern Reihe sind von weißem Marmor und theils gerade, theils gewunden cannelirt; zwei von ihnen aber sind von grünem Serpentin. Das reich verzierte Gebälk zwischen diesen beiden Säulenreihen ist gleichfalls aus verschiedenen, meistens sehr schön gearbeiteten, aber ganz unzusammengehörigen antiken Architekturstücken zusammengesetzt. Auf ähnliche Weise wird das vordere größere Schiff der Kirche von 22 antiken Säulen, theils von Granit, theils von Cipollin (karystischer Marmor) getragen, die auch sämmtlich von ungleicher Stärke und Arbeit sind. Aus dieser Beschreibung kann man sich ein annäherndes Bild davon machen, von wie vielen antiken Gebäuden man diese Baustücke genommen haben mag. Ich will nicht mit der Aufzählung andrer Kirchen ermüden. Nur das will ich noch erwähnen, daß von den mehr als 300 Kirchen des gegenwärtigen Rom fast alle diejenigen, deren Anlage in die frühern Zeiten des Mittelalters hinaufreicht, von antiken Architekturstücken angefüllt sind. Außerdem baute man noch einen Porticus von der alten Peterskirche bis zur Engelsbrücke, und einen andern sogar von S. Paul bis zum Thor, gleichfalls natürlich aus antiken Säulen. Man mag daraus schließen, wie außerordentlich groß die Zahl der also verwandten Säulen gewesen sein muß. Waren nun die Säulen von dem antiken Gebäude weggenommen, so stürzte dasselbe natürlich früh oder spät zusammen; und die noch übrigen Baumaterialien eines solchen herrenlos untergehenden Gebäudes griff dann jeder an und benutzte sie, wie er konnte und mochte. Auf diese Weise haben die alten Christen Jahrhun-

derte lang still und unbemerkt an der Zerstörung des alten Roms gearbeitet; und gewiß viel nachhaltiger und wirksamer die antiken Gebäude vernichtet, als es die Gothen und Vandalen in einer Plünderung von wenigen Tagen haben thun können. —

Die Zeit, welche wir bisher betrachtet haben, und welche wir etwa von Konstantin bis auf Karl den Großen und dessen Kaiserkrönung in der Peterskirche rechnen können, dürfen wir ansehen als den Uebergang des antiken Roms in das des Mittelalters. Das wahre Mittelalter der Stadt dürfen wir rechnen von Karl dem Großen bis auf das Ende des großen Schisma oder bis zur Wiederkehr der Päpste aus Avignon im Jahr 1417. Dieser Zeitraum hat nicht minder zerstörend gewirkt, als der eben besprochene. Trotz aller Zerstörungen der vorangegangenen Zeit war doch noch vieles vorhanden, was jetzt entweder spurlos verschwunden, oder doch nur trümmerhaft erhalten ist, und Karl der Große wird Rom noch in einem viel glänzenderen Zustand gesehen haben, als es uns jetzt vergönnt ist. Das Colosseum muß damals noch wenig gelitten gehabt haben; die Kaiserpaläste auf dem Palatin, wo jetzt Kohl wächst, müssen damals noch in einem so weit bewohnbaren Zustand gewesen sein, daß Karl der Große dort Hof halten konnte; und in den Beschreibungen seiner Krönung werden noch manche Gebäude erwähnt, die jetzt spurlos verschwunden sind. Aus dieser Zeit, aus dem Anfang des 9. Jahrhunderts stammt eine unsrer wichtigsten Quellen zur Kenntniß des alten Roms, nämlich der sogenannte Anonymus von Einsiedeln. Hierunter versteht man zwei im Kloster Einsiedeln erhaltene Handschriften, in welchen ein Unbekannter, der wahrscheinlich im Anfang des 9. Jahrhunderts Rom besuchte, topographische Notizen doppelter Art zusammengestellt hat. Die eine ist eine Sammlung von Inschriften von öffentlichen Bauwerken und Denkmalen, auch von christlichen, aber vorzugsweise von altrömischen, in topographischer Ordnung zusammengestellt. Die andere Handschrift ist eine Beschreibung verschiedener Wege durch die Stadt. Der Verfasser gibt jederzeit den Punkt an, von dem er ausgeht, und das Ziel seiner Wege und nennt nun die auf demselben zur Rechten und Linken am Wege liegenden bedeutenderen Gebäude, namentlich die antiken Bauwerke. Wir sehen daraus, daß er noch viele jetzt verschwundene Denkmale gesehen haben muß, und manche schwierige topographische Frage ist nur durch die Angabe des Anonymus von Einsiedeln mit Sicherheit zu entscheiden. Namentlich ist die richtige Benennung mancher am Forum liegenden Gebäude erst durch seine Angaben festgestellt; so der Ruinen der acht Säulen (Tempel des Saturn), der drei Säulen (Tempel des Vespasian), und der daneben liegende jetzt verschwundene Tempel der Concordia, dessen Inschrift er noch abgeschrieben hat. Ueberhaupt muß damals das Forum noch eine ganz andere Gestalt als jetzt gehabt haben. Denn während es in spätern Jahrhunderten bis zu

einer Höhe von etwa dreißig Fuß verschüttet ist und zu einem Aufenthaltsort für Schweine, Kühe und Büffel wird (Campo Vaccino), hat zur Zeit Karls des Großen und auch noch einige Jahrhunderte später noch das antike Pflaster des Forums blosgelegen. Denn bei Ausgrabungen, durch welche in diesem Jahrhundert wenigstens ein Theil des Forums wieder aufgedeckt ist, hat man unmittelbar auf dem alten Pflaster Münzen aus den Zeiten der fränkischen Kaiser, also aus dem 11. Jahrhundert gefunden. —

Betrachten wir nun kurz die zerstörenden Ursachen während des Mittelalters. Auch während dieser Zeit ward Rom mehrmals von fremden Truppen eingenommen und geplündert. Die furchtbarste Verwüstung der Art erlitt die Stadt gegen das Ende des 11. Jahrhunderts während der Streitigkeiten zwischen Papst Gregor VII. und dem Kaiser Heinrich IV. Nach wiederholten vergeblichen Versuchen drang Heinrich IV. im Jahr 1084 in Rom ein, belagerte den Papst in der Engelsburg, zerstörte das Capitol, wo sich die Corsi, eine adlige Familie von der Partei des Papstes, festgesetzt hatten, und verwüstete einige andere Theile der Stadt. Endlich mußte er sich aus Rom zurückziehn, als Robert Guiscard, der normannische Herzog von Apulien, dem Papst zu Hilfe eilte. Robert Guiscard drang in Rom von der Porta Flaminia (del Popolo) herein, und als die Römer sich ihm widersetzten, bahnte er sich durch Feuer den Weg, wobei ein großer Theil des Campus Martius vom Thore bis etwa zur Kirche St. Agostino eingeäschert wurde. Dann setzte er sich beim Lateran fest; und als die Römer nun noch die Belagerung der Engelsburg fortsetzten und selbst die Soldaten des Robert Guiscard beunruhigten, steckte dieser alle Gebäude vom Lateran bis zum Colosseum und von da westlich bis zum Aventin in Brand, und zerstörte so fast das ganze Gebiet des Caelius und Aventin. Es ist dies die furchtbarste Zerstörung, die Rom seit Totila betroffen hat, und seit jener Zeit ist der ganze südliche Theil von Rom, der Caelius und Aventin, die bis dahin noch städtisch bebaut waren, fast durchaus unbewohnt, und es finden sich dort nur noch einige Landhäuser oder Vignen und einige einsame Kirchen und Klöster. Ueberhaupt ist die Zeit, welche von der Zerstörung des Robert Guiscard bis zur Rückkehr der Päpste aus Avignon folgte, die dunkelste und traurigste der römischen Stadtgeschichte. —

Doch viel mehr als solche einzelne, wenn auch furchtbare Zerstörungen wirkte auch in diesem Zeitraum der allgemeine Charakter der Zeit. Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter beruhte auf der Wechselwirkung der drei Gewalten des Papstthums, des Kaiserthums und der städtischen Gemeinde. Der Gegensatz des Papstthums und Kaiserthums stellte sich in Italien bekanntlich in den Parteien der Guelfen und Ghibellinen dar. Diese Parteien finden sich auch in Rom wieder und bekämpfen sich Jahrhunderte hindurch mit äußerster Erbitterung. Namentlich theilten sich die Familien des

höheren Adels, die großen Barone in die päpstliche und kaiserliche Partei. Vom Ende des 10. bis etwa zum Ende des 13. Jahrhunderts und selbst bis ins 14. bestand nun in Rom das System, daß man die großen antiken massiven Gebäude, so weit sie noch erhalten waren, als Festungen benutzte. Jede der großen adeligen Familien wußte sich entweder durch eigenmächtige gewaltsame Usurpation, oder zuweilen auch durch päpstliche Verleihung in den Besitz eines oder mehrer solcher Gebäude zu setzen, brachte dann auch die zunächst liegenden Straßen und Stadttheile in ihre Gewalt, und suchte sich nun hier so viel als möglich zu befestigen. So enthielt Rom im Mittelalter innerhalb seiner Mauern eine Menge von einzelnen Raubburgen und Festungen, welche sich alle gegenseitig bekämpften und befehdeten.

Vor allen andern ragte damals an Bedeutung das Geschlecht der Colonna hervor. Bei diesem zeigt sich durchgehends eine antipäpstliche Gesinnung, und sie waren stets eine Hauptstütze der kaiserlichen oder ghibellinischen Partei in Rom. Zu besonderem Glanze gelangte dieses Geschlecht durch Steffano Colonna, den Freund des Petrarca und von diesem vielfach gefeiert. Der Mittelpunkt der Macht der Colonna und ihr hauptsächlichster Waffenplatz war Palestrina (Präneste); in Rom selbst erstreckten sich die befestigten Wohnungen der Colonna von der Piazza St. Marcello bis nach Santi Apostoli gegen den Quirinal hin, da wo noch jetzt der Palazzo Colonna liegt. Auch scheint es, daß sie sich in den Thermen des Konstantin verschanzt hatten, die in jenen Kämpfen wol meist verwüstet sein mögen. Anfangs besaßen sie auch das Mausoleum des August (damals Augusta sc. domus genannt); aber diese wichtige Feste, die an Bedeutung allein dem Mausoleum des Hadrian oder der Engelsburg nachstand, ward zweimal von den Römern zerstört, im Jahr 1167 und 1241. Jetzt wird die Grabstätte des ersten römischen Kaisers als Theater benutzt, und gar oft erschallt darin der plausus, den sich Augustus sterbend erbeten haben soll. — Nächst den Colonna wären das wichtigste Geschlecht die Orsini, die im Gegensatz zu den Colonna meistens zur päpstlichen guelfischen Partei gehörten. In Rom hatten diese ihre Wohnsitze auf dem Monte Giordano, einem aus altem Schutt und Trümmern in der Nähe des Ponte S. Angelo gebildeten Hügel (wo noch jetzt am Eingang des Palastes Gabrielli die beiden Bären als Wahrzeichen der Orsini stehn), ferner in dem seitdem zerstörten Theater des Pompejus, wo jetzt der Palazzo Pio steht, und überhaupt auf dem Campo di fiore. Auf dem rechten Tiberufer hatten sie einen Palast bei St. Peter, und außerdem war meistens die wichtige Engelsburg in ihrer Gewalt. Wie also die Colonna den Theil Roms von dem Corso bis nach Porta del Popolo hin beherrschten, so die Orsini den Theil der Stadt, welcher sich vom Campo di fiore nach Ponte S. Angelo zieht und von da an den Weg nach St. Peter. — An Macht standen

diesen beiden Familien zunächst die Gaetani, ein Geschlecht, dem Papst Bonifacius VIII. angehörte; ihre wichtigsten Festen in Rom waren die Torre delle milizie (oder Torre di Nerone) und außerdem das Grabmal der Caecilia Metella (oder Capo di Bove). — Anfangs sehr bedeutend, aber seit den Zeiten des Kaisers Friedrich II. (im 13. Jahrhundert) sehr geschwächt war die Macht der Frangipani, welche das Colosseum, den Triumphbogen des Titus, den sogenannten Janusbogen, den Circus Maximus, das Septizonium des Severus, den Bogen des Konstantin und den Tempel der Venus und Roma besaßen, also die ganze Gegend zwischen Palatin, Esquilin und Caelius. — Demnächst sind die Savelli zu nennen, welche eine Burg auf dem Aventin, eine andere hinter der Cancelleria hatten, wo noch jetzt der Vicolo dei Savelli ist; aber ihre Hauptfestung war das Theater des Marcellus, welches jetzt den Orsini gehört und in dem Niebuhr gewohnt hat, als er preußischer Gesandter in Rom war. — Ich könnte noch die Conti, die Annibaldi und manches andere minder bedeutende Geschlecht nennen, welche alle die Denkmäler des Alterthums, wegen ihrer festen Bauart, als Verschanzungen benutzten. — So bildeten die Wohnungen der einzelnen großen Geschlechter ebenso viele besondere Festungen innerhalb Rom. Diese waren dann meistens noch durch Gräben und durch ein ringsumherlaufendes Pfahlwerk (fossatum und steccatum) vertheidigt, und bei Kämpfen wurden die angrenzenden Straßen durch Ketten, Holzwerke und aufgeworfene Barrikaden gesperrt. So herrschte durch das Mittelalter hindurch in Rom der Zustand des wildesten Faustrechts; in fortdauernden blutigen Kriegen befehdeten sich die Barone untereinander, und rücksichtslos ward von ihnen die Stadtbevölkerung beleidigt und verletzt. Aus den fortwährenden Streitigkeiten des Adels untereinander und aus dem Haß der Volkspartei gegen den Adel erklärt sich auch die furchtbarste Gewaltthat, welche je gegen die Denkmäler des alten Roms absichtlich verübt worden ist. Dies ist die bekannte Verwüstung des Senators Brancaleone aus Bologna. Als nämlich vorübergehend einmal im 13. Jahrhundert die Volkspartei in Rom die Oberhand gewonnen hatte, übertrug diese die höchste städtische Gewalt unter dem Namen eines Senators dem Brancaleone, und dieser faßte im Jahr 1257, um die Macht des Adels durch Vernichtung seiner Burgen zu brechen, den Entschluß, die sämmtlichen festen Gebäude des Adels in Rom niederreißen zu lassen. Und dies ward in der Hauptsache ausgeführt. Durch Brancaleone wurden 140 bis 150 feste Gebäude, gewiß zum großen Theil aus dem Alterthum, vollständig niedergerissen. Wahrscheinlich ist, daß er auch einen Theil des Colosseums niedergeworfen hat; und wahrscheinlich rühren von seinem Vorhaben, das Ganze zu schleifen, die vielen von oben bis unten eingebrochenen Löcher her, die jedem Beschauer dieses Baues so räthselhaft sind. Offenbar sind diese Löcher durch die heraus-

gebrochenen eisernen Klammern entstanden, und es war das Natürlichste, hiermit das glücklicherweise nicht vollendete Zerstörungswerk zu beginnen. — (Jedenfalls nicht die Gothen und Vandalen). Am tiefsten ist Rom gesunken und verödet in dem Jahrhundert von der Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Avignon (1305) bis zum Ende des großen Schisma (1417). Die anschaulichste Schilderung des damaligen Zustandes der Stadt finden wir in den rührenden Klagen Petrarcas, der im Jahr 1335 nach Rom kam. Er hatte sich schon in früher Jugend mit feuriger Begeisterung dem Alterthum zugewandt. Wie sein Geist hingerissen war von der Sprache und Denkweise der classischen Schriftsteller, so erhob sich derselbe auch von der Zerrissenheit, der Verderbtheit, dem Elend und der Schwäche der Gegenwart über Jahrhunderte hinweg in das Gebiet des Alterthums, wo er mächtige Thatkraft und die edelsten Tugenden der Großmuth, des Edelsinns und der Vaterlandsliebe, welche in dem damaligen Italien erstorben zu sein schienen, erblickte. Aus den Schilderungen in den Briefen Petrarcas und den Darstellungen der Revolution des Cola di Rienzo läßt sich annäherungsweise ein Bild des damaligen Rom gewinnen. Die Stadt schien einer völligen Entvölkerung entgegenzugehn; fast alle Kirchen waren verlassen und standen mit eingestürztem Dach und sinkenden Mauern da; unregelmäßig zerstreute Hütten bildeten den bewohnten Theil von Rom; nach einer Notiz, deren Glaubwürdigkeit freilich bestritten ist, betrug die Einwohnerzahl von Rom kurz vor der Rückkehr der Päpste von Avignon nur 17,000. Mit Ausnahme des Capitols, wo schon damals der Sitz der Municipalität war, waren die andern Hügel des alten Roms gänzlich verödet, besonders auch wol infolge der Zerstörung der Wasserleitungen, welche früher das Wasser auf die Höhen geführt hatten. — So darf man auch wol behaupten, daß damals die Denkmäler des Alterthums im Wesentlichen denselben Zustand der Verlassenheit und Zerstörung zeigten, in welchem wir sie bei der Wiederherstellung der Päpste im 15. Jahrhundert finden. Petrarca hat keine andern hervorragenden Gebäude des Alterthums mehr gesehn, als die auch noch jetzt existiren; wenigstens nennt er keine mit Ausnahme des Septizonium des Septimius Severus, welches erst Sixtus zerstört hat. Auch an Bildwerken hatte sich nur weniges über der Erde erhalten; die Bronzestatuen waren längst eingeschmolzen; die Marmorwerke waren zu Kalk verbrannt, oder in Stücke geschlagen und als Bausteine verbraucht, und die Sarkophage dienten als Wassertröge für das Vieh. Die Meisterwerke der Sculptur, welche wir jetzt in Rom bewundern, hatte damals zum größten Theil ein günstiges Geschick unter der Erde vergraben. Von bedeutenderen Kunstwerken wird aus jener Zeit nur die schöne bronzene Reiterstatue des Marc Aurel erwähnt, welche jetzt auf dem Platze des Capitols steht, und die damals beim Lateran stand. Und diese hat wahrscheinlich nur die

im Mittelalter verbreitete irrthümliche Meinung, daß es eine Statue des Konstantin, des christlichen Kaisers sei, vor dem Schicksal des Einschmelzens bewahrt. —

Mit der Rückkehr des damals unermeßlich reichen päpstlichen Hofes nach Rom (1417) beginnt freilich für die Stadt ein neues Leben; die wieder zunehmende Bevölkerung machte das Bedürfniß von Wohnungen fühlbar, und alle jetzt bewohnten Stadttheile sind erst seit jener Zeit und namentlich erst seit dem 16. Jahrhundert entstanden. Aber da die Römer damals im höchsten Grade barbarisch waren, so ward die Herstellung des Verfallenen wieder eine neue Ursache der Zerstörung. Nämlich man benutzte jetzt wieder die antiken Bauwerke einfach als Baumaterial. Um zu zeigen, in welchem Umfange dies geschah, genügt es die eine Thatsache anzuführen, daß in der nächstfolgenden Zeit drei der größten Paläste des gegenwärtigen Rom zum großen Theil aus Steinen gebaut sind, die man vom Colosseum weggenommen hatte, nämlich der venetianische Palast, die von Bramante gebaute Cancelleria Vecchia und der Palast Farnese. Um bei dieser Gelegenheit die Geschichte des Colosseums gleich zu Ende zu führen, will ich noch erwähnen, daß Sixtus V. in demselben eine Tuchfabrik anlegen wollte, eine Absicht, an deren Ausführung ihn nur der Tod hinderte. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts kam Clemens XI. auf den Einfall, das alte Mauerwerk des Colosseums zur Gewinnung von Salpeter zu benutzen; er ließ deshalb die unteren Bogengänge zumauern und zur Erzeugung des Salpeters mit Mist anfüllen. Auch wurden die Steine des Colosseums noch zum Bau des Hafens an der Ripetta verwandt. Erst dem gelehrten Papst Benedict XIV. gebührt der Ruhm, die trotz aller Verwüstung noch gewaltigen Trümmer dieses riesenhaften Baues vor weiterer Zerstörung bewahrt zu haben. Aehnliche Züge von Barbarei, wie die eben erwähnten, ließen sich noch manche einzelne aus den letzten Jahrhunderten anführen. So ist z. B. das Pantheon, der schöne und in der Hauptsache gut erhaltene Bau des Agrippa, noch im 17. Jahrhundert unter Papst Urban VIII. schmählich verunstaltet und beraubt. Dieser Papst nämlich ließ vorn an beiden Seiten der Kuppel die beiden geschmacklosen Glockenthürme aufführen, deren Angabe von Bernini herrührt, und die der römische Volkswitz deshalb die Eselsohren des Bernini nennt. Ebenderselbe Urban VIII. ließ aus der Vorhalle des Pantheon den aus mächtigen Balken von vergoldeter Bronze gebildeten Dachstuhl — etwa 450,000 Pfund Metall — wegnehmen, um daraus theils Kanonen für die Engelsburg zu gießen und theils daraus das ebenso kolossale als geschmacklose Tabernakel über dem Hauptaltar der Peterskirche zu verfertigen. Dieser am Pantheon verübte Raub gab zu dem noch jetzt im Munde der Römer lebenden Spottverse des Pasquino Veranlassung „Quod non fecerunt Barbari, fecerunt Barberini“

mit Beziehung darauf, daß Urban VIII. aus der Familie der Barberini war. —

Doch so durchgreifende Zerstörungen, wie in früheren Jahrhunderten, haben die Reste des Alterthums seit der Rückkehr der Päpste aus Avignon nicht wieder erfahren. — Im Anfang des 16. Jahrhunderts, unter den kunstliebenden Päpsten Julius II. und Leo X. war die glänzendste Zeit des modernen Rom; in dieser Zeit war Rom der Sitz der höchsten Blüte, welche die bildende Kunst je wieder seit den Zeiten des Alterthums gehabt hat. Natürlich hatte man damals auch Sinn und Interesse für das Alterthum; und Rafael selbst machte den großartigen Entwurf zu einem planmäßigen Aufgraben der alten Stadt; wir besitzen noch das ausführliche Schreiben, welches Rafael zur Motivirung seines Planes an Leo X. richtete. Leider kam dieser Plan damals nicht zur Ausführung, und das große Unglück, welches bald darauf Rom betraf, als es von den Truppen Karls V. unter dem Connetable von Bourbon erstürmt und geplündert wurde (im Jahr 1527), ließ den ganzen Plan in Vergessenheit gerathen. An eine umfassende planmäßige Ausgrabung ist in Rom seitdem nur noch im Anfang dieses Jahrhunderts unter der Napoleonischen Herrschaft gedacht worden. Sonst beschränkt man sich in neueren Zeiten auf Erhaltung dessen, was noch nicht zerstört oder verschüttet ist.

Fürst Miloſch und die Serben.

2.

Aehnlich erging es drei Jahre später dem Nachfolger Miloschs. Milan konnte, da er auf den Tod krank lag, die Regierung nicht übernehmen. So folgte Michael, der zweite Sohn, dem Vater auf dem Fürstenstuhl. Die Pforte bestätigte ihn, aber nur auf Lebenszeit. Er ließ sich, auf abendländische Weise erzogen, weniger grobe Willkürlichkeiten zu Schulden kommen, als sein Vater, der „alte Wolf der Wälder"; versuchte, nachdem er sich mit Ministern von seiner Bildung umgeben, Ordnung in die Verwaltung zu bringen und wußte sich durch geschicktes Laviren sowol mit der Pforte, als auch mit den auswärtigen Mächten, welche jetzt immer mehr directen Einfluß auf die serbischen Angelegenheiten übten, in gutem Vernehmen zu erhalten. Er unterließ jedoch, die Skupschtina zu berufen, stellte verschiedene Fremde an und sah sich überdies genöthigt, die Steuern zu erhöhen. So machte er sich den Wojwoden und zugleich dem Volke mißliebig. Wutschitsch, das personificirte böse Verhängniß der serbischen Fürsten, erhob seine Stimme gegen ihn, es entstanden Unruhen, Michael sah sich auf dem Wege gegen die Empörung von seinen

Truppen verlassen und mußte abdanken. Im September 1842 fuhr ihn der Fährmann von Belgrad nach Semlin, von wo er sich zu seinem Vater und später auf Reisen nach Norddeutschland, Italien, Frankreich, England und Rußland begab. In letzterem lebte er 1847, und es ist bezeichnend, daß er von hier im Revolutionsjahre nach den Südslawenländern übersiedelte.

Nachdem er sich entfernt, erklärte eine Versammlung der Notabeln des Landes in Uebereinstimmung mit dem Pascha von Belgrad, die Erblichkeit der Fürstenwürde in der Familie Obrenowitsch für aufgehoben, und nun wählte man Alexander, den Sohn Kara Georgs, zum Fürsten. Ein Versuch der Anhänger Miloschs zu einer Gegenrevolution mißlang, und Alexander erhielt die Bestätigung der Pforte, wenn auch nicht als Fürst, sondern nur als Baschbeg, d. i. oberster Herr. Rußland legte nun Einsprache gegen den Umschwung der Dinge ein und verlangte mit Berufung auf die Verträge und das Princip der Legitimität die Wiedereinsetzung Miloschs. Der eigentliche Zweck des Protests war jedoch die Entfernung der nationalen, wenigstens nichtrussischen Partei Wutschitschs und Petroniewitschs und Zugeständnisse des neuen Fürsten. Nachdem Rußland beides erreicht, gab es seinen Widerstand auf, und Alexander, nun von einer Skupschtina nochmals zum Fürsten gewählt, erhielt die Bestätigung der Pforte. Neue Erhebungsversuche zum Zweck einer Zurückführung der Familie Obrenowitsch scheiterten. Das Land begann sich allmälig zu erholen, die Regierung machte einige Anstrengungen, Verbesserungen einzuführen, und das Volk ließ sie sich gefallen, ohne grade dankbar dafür zu sein. Nach außen hin lavirte der Fürst, indeß schien er sich zu Oestreich hinzuneigen. Die Bewegung von 1848 pflanzte sich nach Serbien nur in so weit fort, als der Fürst den Oestreichern — genauer den östreichischen Serben — gegen die Ungarn ein Hilfscorps unter Knischanin sandte. Diese Mannschaften haben sich tapfer geschlagen, aber noch tapferer gestohlen und gewürgt. Ihre Betheiligung an dem Racenkampf währte übrigens nicht lange, da sie schon im Februar 1849 vom Fürsten den Befehl zur Heimkehr erhielten. Indeß war dieser Krieg für Serbiens Entwicklung nicht ohne Bedeutung, indem sich die panslawistische Partei durch ihn verstärkte und sich deutlicher ihrer Verbindung mit Rußland, dem stamm- und glaubensverwandten, bewußt wurde. Die Regierung dagegen suchte die alten Verbindungen mit der Pforte zu befestigen und die Civilisation des Landes, die Ausbeutung seiner Hilfsquellen durch Fremde, namentlich Deutsche, zu fördern.

Der Krieg der Pforte mit Montenegro erweckte in Serbien lebhafte Sympathien für die letztern, aber die Regierung enthielt sich der Parteinahme. Mit Elias Garaschanins Ernennung zum Ministerpräsidenten kam französische Bildung an das Ruder der Verwaltung. Garaschanin machte sich durch Ein-

schreiten gegen russische Agenten und überhaupt durch antirussische Gesinnung unangenehm in Petersburg, und so mußte der Fürst ihm schon im März 1853 seine Entlassung geben. An seine Stelle trat Alexander Simitsch. Auch mit diesem war, als bald darauf der russisch-türkische Krieg ausbrach, vom Fürsten nicht mehr, als eine strenge Neutralität zu erlangen, worüber der russische Consul das Land verließ. Die Neutralität wurde energisch bewahrt und durch sie eine Umgehung der Stellung Omer Paschas bei Widdin verhindert. Das Volk war entschieden auf Seiten der Russen, seine Führer aber mochten einerseits fürchten, daß der alte Milosch, der unter den Augen der russischen Generale in der Walachei ein Freicorps gegen die Türken organisirte, damit zugleich die Wiedereroberung seines Fürstenstuhles in Belgrad beabsichtige, andererseits, daß, sobald Serbien Front gegen die Pforte machte, Oestreich das Land besetzen und womöglich behalten werde. Letztere Macht zog im Frühjahr eine so beträchtliche Streitkraft an der Donau und Save zusammen, daß die serbische Regierung sich veranlaßt fand, in einer an die Pforte gerichteten Denkschrift zu erklären, sie werde einen Einmarsch der Oestreicher nicht dulden, und zu gleicher Zeit die Mobilisirung des serbischen Volksheeres anzuordnen. Da sich indeß die Russen jetzt aus der kleinen Walachei zurückzogen und Oestreich die Erklärung abgab, es werde nur in dem Falle einer Störung der legitimen Ordnung in Serbien einrücken, so stellte man die Rüstungen wieder ein, und es war fortan von diesem Theil der türkischen Lehnsländer während des Kriegs nicht mehr die Rede.

Nach wiederhergestelltem Frieden begannen die Parteien im Innern wieder ihr Spiel. Es gab eine Wojwodenpartei, die ihr Organ im Senat fand und nach Beschränkung des Fürsten durch den Willen der Aristokratie hinarbeitete. Es gab eine nationale Partei, welche sich hauptsächlich gegen die „Schwaben", d. h. die Deutschen im Lande kehrte. Es fanden sich ferner: eine Partei, die sich nach den Obrenowitschs nannte, eine russische, eine französische, eine kleine östreichische Partei. Endlich hatte auch Fürst Alexander einige Anhänger. Eine wirklich patriotische Partei existirte nicht. Alle hatten das Vaterland und die Freiheit im Munde und sich, ihren Vortheil und ihren Ehrgeiz im Sinne. Der erste Angriff auf den Fürsten ging von der Opposition im Senat aus. Die aristokratische Coterie, die hier das Wort führte, nahm ihm einen Theil seiner Rechte und versuchte ihn dann durch einen Meuchelmörder zu beseitigen. Der Plan wurde entdeckt, die Urheber bestraft, und einen Augenblick schien es, der Fürst werde die ihm entzogenen Rechte und Machtvollkommenheiten sich wieder aneignen können. Der Senat indeß wußte unter Wutschitschs Führung mit solchem Geschick zu operiren, daß die neue Organisation seiner Körperschaft die Macht des Fürsten noch mehr beschränkte. Jetzt wurde der Ruf nach einer Skupschtina laut, zuerst im Senat,

wo namentlich Wutschitsch und Garaschanin an einen Entscheid des Volkes gegen den Fürsten Hoffnungen für sich knüpften, dann im ganzen Lande, wo die Partei Miloschs in der letzten Zeit ganz in der Stille eine große Thätigkeit entwickelt hatte. Der Fürst schwankte einen Augenblick, ob er in die Berufung der Skupschtina, welche ihm offenbar feindlich sein mußte, willigen sollte, ebenso die Pforte, welche die Hand Rußlands im Spiele sehn mochte. Beide gaben indeß nach, und am Andreastag 1858 fanden sich die Vertreter des Volkes, nach Landesgebrauch bis an die Zähne bewaffnet und von zahlreichem ebenfalls bewaffneten Gefolge begleitet, zu Belgrad ein, um zu berathen, was zu thun sei.

Der Präsident der Versammlung, die beiläufig in einem Brauhause tagte, war der zu Anfang erwähnte Senator Mischa Barlowetz, der Vicepräsident, Stephtsche Michailowitsch, ein entschiedener Anhänger der Familie Obrenowitsch. Die Verhandlungen begannen damit, daß Mischa ein langes Sündenregister des Fürsten vortrug. Er habe, hieß es, sich zu den Schwaben und Türken hingeneigt, dem Lande willkürlich verfahrende Beamte gegeben, sich in die Verwaltung gemischt, die ihm nichts angehe, sich schwach und ängstlich bewiesen, die Familie seiner Gemahlin ungehörig bevorzugt u. a. m. Die Skupschtina rief zu allen diesen Anklagen: Ja wol, so ist es. Ein zweiter Sprecher belehrte sie, daß in ihr die oberste Gewalt des Staates vertreten sei, was ihr zwar kaum ganz verständlich gewesen sein wird, trotzdem aber wohl gefiel und sofort zur Anwendung gebracht wurde, als der Vicepräsident jetzt den Namen Miloschs nannte. Man beschloß, dem Fürsten seine Stelle zu kündigen, ihn aufzufordern, er möge abdanken, und zu dem Zweck unverzüglich eine Deputation an ihn abzuordnen. Alexander antwortete erst ausweichend, dann willigte er in das Verlangte, dann, von seiner energischen Gemahlin wieder umgestimmt, schwankte er von neuem zu dem Entschlusse zurück, sich zu behaupten. Letzteres war nicht unmöglich, da der größere Theil des Militärs anfangs treu bleiben zu wollen schien. Aber der arme Fürst verlor wieder den Muth, und so floh er in der Nacht in die Festung Belgrad, die zwar mitten in der Stadt liegt, aber als türkischer Boden betrachtet wird. Tags darauf verurtheilte ihn die Skupschtina in contumaciam zur Entfernung von seiner Stelle und zur Verbannung. Garaschanin, der ihn fortgebracht, Wutschitsch, der die Agitation gegen ihn geleitet, Mischa Barlowetz, der ihn vor der Volksversammlung angeklagt, mochten noch hoffen, an seinen Posten zu gelangen. Aber schon die nächste Stunde sollte sie eines Bessern belehren. Umsonst verwendete sich des Essards, der französische Generalconsul, für Garaschanin. Er stattete den Herren Volksvertretern einen Besuch ab, versicherte sie des Wohlgefallens seines Kaisers an ihrer Revolution und schloß mit einer förmlichen Liebeserklärung an das serbische Volk, „ich liebe und schätze euch

so sehr, daß ich selbst ein Serbe sein und euren Glauben annehmen könnte." Es half nichts: die Bauern wollten keinen Aufklärer, keinen Freund des (nichtslawischen, nichtorthodoxen) Auslandes, keinen Doctrinär. Ebenso täuschte sich Wutschitsch. Die Bauern wollten auch keinen andern Senator, keinen andern Aristokraten. Sie wollten Milosch, und da dieser nicht zugegen war, so wählte man eine provisorische Regierung, um das Land bis zu seiner Ankunft und seiner Bestätigung durch die Pforte zu verwalten.

Der Senat, das Militär blieb noch einen Tag hindurch schwierig. Letzteres ging truppweise über, nachdem es einmal fast zum Kampf zwischen ihm und den Anhängern der Skupschtina gekommen wäre. Der Senat dagegen erklärte erst, daß er mit der Absetzung Alexanders einverstanden sei, dann, daß er diese Erklärung als durch Einschüchterung abgedrungen widerrufe, bald darauf wieder, daß ihm dieser Widerruf durch die Bayonette der Soldaten, welche hartnäckig die Sache des Fürsten festhielten, abgepreßt worden. Endlich ging auch er einzeln zur Partei Miloschs über. Damit war die Revolution zu Ende, und die Skupschtina konnte sich jetzt andern Geschäften widmen. Die Verhandlungen über Reformen, die sie pflog, sind überaus bezeichnend für den Geist der Versammlung und für die Culturstufe des Volkes, welches sie vertritt. Alles läuft echt bäuerisch auf eine wohlfeile Regierung hinaus. Es wurden — allerdings nur in Vorberathungen — Anträge gestellt auf Abschaffung der Pockenimpfung als einer kostspieligen und zugleich gottlosen Einrichtung, Abschaffung der mit öffentlichen Mitteln gegründeten und erhaltenen Krankenhäuser, Absetzung der aus der Staatskasse besoldeten Aerzte, Entfernung aller Gehalt beziehenden Beamten von ihren Stellen und Ersetzung derselben durch vom Volke gewählte unentgeltlich dienende Freiwillige, endlich auf Eröffnung eines geeignet großen Credits bei der Staatskasse, um jedem Skupschtinar den Dank des Vaterlandes für seine patriotischen Bemühungen durch Bescheerung eines Weihnachtsschweinchens ausdrücken zu können.

Was die nächste Zukunft bringen wird? Milosch wird zurückkehren und etwas weniger als Pascha regieren. Aber Milosch ist ein Mann von fast achtzig Jahren, und „des Menschen Leben währet siebzig Jahr, wenns hoch kommt, achtzig." Dann wird sein Sohn Michael ihm folgen oder auch nicht folgen; denn noch ist sein Erbrecht von der Pforte nicht restituirt. Milosch könnte sich geneigt finden lassen, einen Streit mit der Pforte vom Zaun zu brechen. Michael vielleicht ebenfalls. Sie werden sich aber dann beeilen müssen. Schon jetzt beginnen die durch den Ausgang der Revolution getäuschten Parteien gegen die Obrenowitsch zu intriguiren. Gegen den Vater suchen sie bei den Türken Befürchtungen rege zu machen. Gegen den Sohn wenden sie sich an das Slawenthum. Die Gemahlin des letztern ist keine Serbin, nicht griechischen Glaubens und obendrein kinderlos. Er selbst ist durch den langen Aufenthalt

in der Fremde entnationalisirt. Er wurd eeinst mit Recht vertrieben, er wird sich zurückgekehrt rächen wo er kann. Das sind Momente genug, um Argwohn zu erregen und dem Fürsten von vornherein einen schlimmen Stand zu bereiten. Indeß sind sie vorläufig wenigstens der russischen Unterstützung sicher, und sie werden bedacht sein, sie sich nicht zu verscherzen, dafür aber auch den russischen Interessen dienen müssen.

Die Zustände in Oestreichisch-Italien.

Ob die sardinischen Rüstungen ernst gemeint sind, ob die Heirath in Turin ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Frankreich und Piemont bedeutet, wird die nächste Zeit zeigen. Wir glauben hier (der Verfasser ist in Mailand), daß zunächst Friede bleiben wird. Auf alle Fälle ist die Lombardei jetzt vollkommen ruhig, und das möchte bei dem sanguinischen Wesen der Italiener bedeuten, daß sie sobald noch nichts zu hoffen haben. Ich benutze diese Pause, die mich Ihnen nichts von Ereignissen berichten läßt, noch einmal auf die Zustände hier zu Lande zurückzukommen. Die Unzufriedenheit war in den letzten Monaten des verflossenen Jahres fast allgemein geworden. Das strenge Rekrutirungsgesetz, die Herabsetzung des Werthes einiger Münzsorten, die Verwirrung, welche mit der Einführung der neuen Währung verbunden war, in der alle Zahlungen an den Staat geschehen sollten, während keine andern Werthzeichen sichtbar wurden, und bei den alten ein nicht unbedeutender Verlust stattfand; dies alles traf die gewerbetreibenden und ärmeren Classen der Bevölkerung relativ am härtesten und erzeugte in der Masse des Volks große Erbitterung gegen die Regierung. In den andern Provinzen Oestreichs hatte man die mit dem Uebergang zu einer andern Währung verbundenen Verluste leichter verschmerzt, weil man dadurch eine Regelung der Valutaverhältnisse und eine Besserung der Finanzlage des Staates angebahnt sah; in Italien fiel das Interesse an dem Wohle Gesammtöstreichs weg. Die piemontesischen Journale thaten das Ihrige, die Gemüther aufzustacheln; dazu kam die Sprache der französischen Blätter, welche eine Betheiligung Frankreichs an den italienischen Angelegenheiten in Aussicht stellte, und indem sie Illusionen weckte, der anfänglichen Unzufriedenheit mit einzelnen Regierungsmaßregeln einen revolutionären Charakter gab. Die Aufregung war besonders bemerkbar in Mailand, so wie in den Städten der Lombardei; geringer war sie im Venetianischen, das Landvolk blieb theilnahmlos. Hervorzuheben ist bei dieser Stimmung der Bevölkerung, daß sie besser disciplinirt war als in den Jahren 1853 und 1854; es erfolgte kein unzeitiger, unüberlegter Ausbruch, die Bewegung war organisirt, und erhielt ihre Leitung aus Piemont; dahin blickten die mailänder Italianissimi, nur wenn sie eines Beistandes von dorther und von Frankreich sicher waren, wollten sie losschlagen; bis dahin galt es durch Demonstrationen die Haltung der östreichischen Regierung zu erproben und die Gemüther für die kommenden Ereignisse vorzubereiten.

Die verschiedenen Demonstrationen, die sich manche Journale die Mühe geben zu verheimlichen und zu leugnen, indeß andere sie übertreiben, waren der Art, wie sie eben in Italien häufig vorkommen, und es wird ihnen an Ort und Stelle durchaus nicht jene Wichtigkeit beigelegt, wie in der Ferne. In erster Reihe sind die Vorfälle von Pavia zu nennen, einer Stadt, die, hart an der Grenze gelegen, von jeher die unruhigste Bevölkerung hatte, welche mit den Flüchtlingen in Piemont in fortwährender Verbindung steht und in der zahlreichen Studentenschaft der Universität ein turbulentes Element besitzt. Man machte hier wiederholt (beiläufig sehr ungeschickte) Versuche, durch mit Pulver gefüllte Flaschen das Castell und Magazin in die Luft zu sprengen. Ernster war die Ermordung eines Professors, der seine Studenten ermahnt hatte, die Opposition gegen das Rauchen aufzugeben, und einem derselben die jetzt allgemein übliche weiße Thonpfeife wegnahm. Am nächsten Tage wurde der Professor auf offner Straße erdolcht, ohne daß es möglich gewesen wäre, den Thäter zu entdecken. Doch nimmt man an, daß es kein Student, sondern ein mit der Ausführung von Mazzinis Einschüchterungsmaßregeln beauftragter Mörder war. Im weitesten Umfang verbreitet war die Demonstration gegen das Rauchen der Cigarren; fast durchgehends enthielt sich die Bevölkerung deren, namentlich in Mailand war die Cigarrenfeindschaft, die anfangs nur Verdruß über die Preiserhöhung schien, sehr bald als patriotische Kundgebung organisirt, denn es wurden Personen verhaftet, welche auf der Gasse rauchende Personen aufforderten, wenn sie gute Italiener wären, die Cigarren wegzuwerfen, wofür sie ihnen Tabak und Pfeife anboten. Einzelnen Soldaten, meist jedoch nur unbewaffneten Offiziersdienern, wurden sogar die Cigarren aus dem Munde geschlagen. Am meisten Aufsehen machte der auch in französischen Zeitungen erwähnte Vorfall am Weihnachtsfeiertage, wo in der Nähe einer Kaserne Soldaten von Civilpersonen Cigarrenrauchens halber insultirt wurden. Jene arretirten die Beleidiger, und es entspann sich eine Schlägerei, welche in dem belebten Stadtviertel nicht verfehlte, den Zusammenlauf von einigen hundert Menschen zu veranlassen. Als aus der nahen Kaserne eine kleine Abtheilung Militär herbeirückte, ging das Volk auseinander, und die Individuen, welche den Vorfall veranlaßt hatten, wurden auf die Wache geführt. Die Civilbehörden behandelten diese und ähnliche Fälle als Acte öffentlicher Gewaltthätigkeit und bestraften sie mit Gefängniß. Die Militärbehörden verhielten sich bei allen Vorfällen dieser Epoche passiv; ein Einschreiten des Militärs war bei den nur geringfügigen Excessen nirgend nothwendig; ja es war nicht einmal statthaft, wenn es von der Civilbehörde nicht angesucht wurde. Der östreichische Soldat aber ist zu gut an Disciplin gewöhnt, um gegen die Bevölkerung übermüthig aufzutreten und Händel zu suchen; in der That hört man auch in Italien äußerst selten von Schlägereien der Soldaten mit Leuten vom Civilstand. Nur wenn er, wie jetzt hin und wieder, herausgefordert und angegriffen wird, antwortet er, wie es dem Soldaten ziemt, und vertheidigt sich. Andrerseits haben aber auch weder Offiziere noch Mannschaften mit der Bevölkerung geselligen Umgang. Sie wissen, daß sie gehaßt sind als Stützen der kaiserlichen Gewalt im Lande und verzichten darauf, sich Sympathien zu erwerben als auf ein Ding der Unmöglichkeit. Zweifelsohne gibt es eine zahlreiche Classe der Bewohner, welche gegen Oestreich nie etwas unternehmen werden, welche selbst der Regierung den Vorzug vor einer andern geben; aber selbst diese haben keine Sympathien für

den östreichischen Soldaten, und wenn sie deren hätten, so dürften sie sie nicht zeigen, um nicht als unpatriotisch zu gelten; denn hierin findet, wie es bei politischen Bewegungen immer geschieht, eine Terrorisirung der großen gleichgiltigen Mehrzahl durch die lauten Wortführer statt. Ueber ihre Stellung gegenüber der Einwohnerschaft des Landes also macht sich die Armee keinerlei Illusionen. Um der Regierung insbesondere unter den jetzigen Umständen keine Schwierigkeiten zu bereiten und sich nicht mit Recht noch verhaßter zu machen, vermeidet sie es sorgfältig, Anlaß zu Reibungen zu geben; andrerseits vergißt sie nie, daß es in letzter Instanz ihre Aufgabe sein wird, diese Provinz der Monarchie zu erhalten. —

Der kaiserliche Hof ist in den letzten Jahren beharrlich bemüht gewesen, den höhern Adel der italienischen Provinzen, welcher sich im Jahre 1848 zum größten Theil stark compromittirt hatte, und seit damals eine feindselige Haltung gegen die Regierung beobachtete, durch Entgegenkommen zu gewinnen. Zahlreiche landesflüchtige Nobili wurden amnestirt, in den Besitz ihrer Güter wieder eingesetzt, alle an den Hof gezogen, dort mit der größten Zuvorkommenheit behandelt, ja ausgezeichnet. Kaiser Franz Joseph that in dieser Beziehung bei Gelegenheit seines Besuches in Italien 1857 alles, was dem Monarchen entfremdeten Unterthanen gegenüber zu thun möglich war. Erzherzog Ferdinand Max bot nicht minder die größte Artigkeit auf, die Aristokratie günstig zu stimmen, er war vielleicht nur zu artig. Der Versuch schlug fehl. Die Nobili setzten, indem sie erkannten, daß man einen ganz besondern Werth darauf lege, sie bei Hofe erscheinen, und dadurch ihre Aussöhnung mit dem gegenwärtigen Zustand der Dinge beurkunden zu sehen, den Höflichkeiten des Erzherzogs fast ohne Ausnahme einen hartnäckigen Trotz entgegen, schmollten, erschienen selten und dann mit sichtbarem Widerwillen bei Hofe, und verriethen ein ängstliches Bestreben, ja nicht für kaiserlich und unpatriotisch gesinnt gehalten zu werden. Der venetianische Adel benahm sich bei dieser Art Opposition doch gemäßigt und mit Anstand, der mailänder hingegen beobachtete sehr wenig Takt. Zwar nur ein geringer Theil der Aristokratie zog sich ganz und beharrlich von dem Hofe und der Regierung zurück; die meisten erschienen an den Empfangstagen und bei den Bällen des in Mailand residirenden Erzherzogs, doch fuhren sie fort, mit den andern der Regierung offen entgegenstehenden Standesgenossen Opposition zu machen, der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten und durch kleinliche Demonstrationen, von denen man wußte, daß die Regierung dagegen nicht mit Strenge einschreiten werde, sich den wohlfeilen Ruf von kühnen Patrioten zu erwerben. An der Spitze dieser Coterie stehn die jungen Elegants Mailands, die Söhne der ersten Familien des Landes, welche, während in andern Provinzen der Monarchie die Glieder der höchsten Familien in der Armee oder dem Staate in der Verwaltung dienen, hier ihre Jugend ohne irgend eine Beschäftigung so rasch als es in Italien möglich ist, zu verleben trachten. Nur äußerst wenig Italiener von vornehmer Abkunft dienen als Offiziere oder im Civil, sie ziehn das Theater und Kaffeehausleben Mailands vor, wo sie nun bei dem Mangel jeder Beschäftigung Politik und Revolution machen, sich in Unarten gegen den Erzherzog gefallen (den auf der Straße nicht zu grüßen, eine besondere Force der „Giavonottos“ ist) die statt der Cigarren eingeführten weißen Thonpfeifchen rauchen und endlich ohne grade zu conspiriren, mit den Italianissimi anderer Kategorien mitwirken, Italien als aufgeregt erscheinen zu las-

sen. Die italienische Frage ist für sie, wie für viele andere, etwas Unbestimmtes, Schwankendes; eigentlich wissen sie kaum, was sie wünschen und wofür sie sich bemühen sollen; es gilt ihnen nur Opposition zu machen, und hierin werden sie von dem schönen Geschlecht wirksam unterstützt. Um aufrichtig zu sein, sind die sogenannten gutgesinnten, sich offen zur östreichischen Partei bekennenden Damen meist nicht mehr in der ersten Blüte ihres Alters. Die Jugend der weiblichen Aristokratie steht an der Spitze der für Italiens Freiheit Schwärmenden, leidenschaftlich in der Vaterlandsliebe, wie die Italiener es in allem sind. Eine der elegantesten derselben äußerte sich bei einer Gelegenheit, sie bedauere, Frau zu sein und für die Freiheit nicht auch kämpfen zu können, worauf man ihr erwiederte: ihre schönen Augen wären auch gefährliche Waffen, mit denen sie viel Unheil stiften könne, welchen Rath sie, wie die böse Welt behauptet, in der That befolgte. Eine andere Dame erhält die Einladung zu einem Diner bei Hofe; um ihrer Partei zu zeigen, wie unangenehm ihr dieselbe gewesen sei, und daß sie für die Folge dem Erscheinen bei Hofe ausweichen wolle, fährt sie unmittelbar von dem Diner auf das Land. Fürst Porcia, einer der ersten Adeligen Mailands, der viel bei Hofe erschien, sich dort als sehr gutgesinnt darstellte, überdies Kämmerer war, aber trotzdem auch mit der Oppositionspartei in Verbindung stand, kam eben zur Zeit der höchsten Aufregung gegen Ende des vorigen Monats in die für ihn unangenehme Lage, daß er mit mehren jungen Leuten der eben geschilderten Clique vor einem Kaffeehause stand, als der Erzherzog Generalgouverneur mit seiner Gemahlin vorüberging. Fürst Porcia, genirt durch die Gesellschaft, in der er sich befand, hatte nicht den Muth, die einfache Pflicht der Artigkeit, die für ihn als Kämmerer übrigens Schuldigkeit war, zu erfüllen, und den Erzherzog, wie es sich ziemt, zu grüßen; er rückte verlegen etwas an seinem Hut und kehrte sich um. Infolge dieser Ungezogenheit, welche für ihn viel unangenehmere Folgen hätte haben können, wurde ihm bedeutet, Mailand binnen 24 Stunden zu verlassen.

So waren und so sind noch theilweise die Zustände im lombardisch-venetianischen Königreich beschaffen; eine starke Aufregung war unleugbar vorhanden und dieselbe hatte ihren Höhepunkt in den ersten Tagen des neuen Jahres erreicht. Einen Zusammenhang zwischen der Bewegung in Italien und der gleichzeitigen kriegerischen Stimmung, welche in Paris ihren Ursprung hatte, zu constatiren, würde vielleicht nicht unmöglich sein. — Mailand wimmelte an diesen Tagen von allerlei aus Piemont herübergekommenem Gesindel; die bekannten Italianissimi verhehlten ihre Hoffnungen gar nicht, daß die Revolution in den nächsten Tagen ausbrechen werde, und für den 6. Januar war Ermordung der Offiziere, Ueberfall der Garnison und eine Erhebung der Stadt angesagt. Von Seite der Behörden beugte man einem solchen Versuch, der von einigen hundert verzweifelten Leuten doch hätte unternommen werden können, und bei einer Anzahl leichtgläubiger Italiener vielleicht Unterstützung gefunden haben würde, durch zahlreiche Arretirungen, Consignirung der Truppen in den Kasernen und Aufführung von Geschützen am Castell vor. Es erfolgte am 6. Januar nichts; am andern Tage ward bekannt, daß das dritte Armeecorps aus Wien zur Verstärkung in die Lombardei rücke, am 10. Januar trafen die ersten Truppen dieses Corps in Mailand ein, denen täglich andere Regimenter folgten und in die Städte der Lombardei einrückten. Gleichzeitig wurden

Abtheilungen nach Pavia zur Verstärkung der dortigen Garnison, dann nach M genta, an die Brücke von Buffalora vorgeschoben, andere rückten nach Como z Beobachtung der Grenze gegen den Canton Tessin, nach Laveno, einem befestigt Punkt am langen See, endlich nach Piacenza. Alle diese Bewegungen, so wie d Factum, daß am 20. Januar die italienische Armee durch ein vollständiges Arm corps von 25,000 Mann mit completer Artillerie verstärkt war, blieben weder f die Bevölkerung noch für Sardinien ein Geheimniß: in der Lombardei selbst w die Bewegung mit dem 7. Januar wie abgeschnitten, die unruhige Physiognon Mailands gänzlich umgewandelt, zahlreiche Trupps verdächtig aussehender Indi duen hatten die Stadt verlassen, und als friedlichere Nachrichten aus Paris ei trafen, fiel die Siegeszuversicht der Italiener ganz und gar, und die sardinis Thronrede machte hier, so weit wir sehn konnten, nicht den geringsten Eindruck.

Oestreich hat jetzt zwei Armeecorps in Mailand und in der Lombardei weni Tagemärsche von der Grenze und um Mailand herum concentrirt stehn; ein dritt befindet sich in Verona, Mantua und Umgegend, ein viertes im Venetianische Diese vier Armeecorps sind zwar nur auf dem Friedensstand, und gegenwärtig der Gesammtstärke von etwa 90,000 Mann; durch Einberufung der Ergänzunge welche in acht bis vierzehn Tagen aus beinahe allen Theilen der Monarchie Italien eintreffen können, ist es aber möglich, die Regimenter zu completiren u die Armee auf einen Stand von 140,000 Mann zu bringen. Endlich kann e fünftes Armeecorps aus den deutschen Provinzen mit derselben Leichtigkeit auf d italienischen Schauplatz disponirt worden, als soeben geschah.

Oberitalien ist jetzt vollkommen ruhig, und wird es auch für einige Zeit bl ben; denn wir wiederholen es, und legen einen besonderen Nachdruck darauf, d nur die Aussicht auf fremde Hilfe die Gährung der letzten Zeit gefährlich erschein ließ. Die Vorfälle in Pavia sind vereinzelt geblieben, und nirgend weiter die Or nung gestört worden. B.

Bettina.

Immer mehr lichten sich die Reihen jener Veteranen, die uns an die gute Z unserer Literatur erinnern. In kurzen Zeiträumen nacheinander sind Eichendorf Varnhagen und Bettina gestorben; alle drei derselben Generation angehöri der erste von 1788, die beiden andern von 1785. Herr von Varnhagen und Fr von Arnim haben so lange gemeinsam in Berlin eine nicht unerhebliche Rolle g spielt, daß es uns hier erlaubt sein mag, mit einigen Worten auf ihre gemei schaftliche Beziehung hinzudeuten.

Beide zeigen uns, was eine bedeutende und anziehende Persönlichkeit auch ob productives Talent in der Literatur vermag. Herr v. Varnhagen stellt uns in s nem Leben in schönster Harmonie jene Geistesrichtung dar, die Goethe in Wilhel Meister schildert, nur mit dem Unterschied, daß er ein vollendeter Gentleman wa Von frühster Jugend war es sein Trachten, Herz und Geist nach allen Seiten glei mäßig auszubilden. Er hat medicinische, juristische und philologische Studien g

trieben, er ist in Kriegsdiensten und Staatsgeschäften gewesen, er ist der Entwicklung der deutschen Dichtkunst und Philosophie mit unablässiger Aufmerksamkeit gefolgt und bekannte sich als Hegelianer, obgleich er sich weder den Stil dieser Schule aneignete noch sich überhaupt auf metaphysische Speculationen einließ. Wie sein Verhältniß zur Poesie mehr ein empfangendes war, so erscheint er auch Rahel, dem angebeteten Weibe gegenüber, und wenn uns der Bericht in seinen Denkwürdigkeiten über seine Liebe rührt — der beiläufig in dieselbe Zeit fällt, in der Bettina mit Goethe correspondirt — so zeigt uns sein Cultus der Verstorbenen, ein wie richtiger Instinct seine Wahl geleitet hat. Varnhagens Haus war in Berlin der Sammelpunkt aller alten und jungen Freunde der Literatur; hier fand jedes, auch das abweichendste Streben seine Geltung und Pflege, wenn es nur von einer eigenthümlichen Persönlichkeit getragen war. Seine Denkwürdigkeiten sind für die Periode von 1803—1814 unschätzbar; wir hoffen, daß man sie aus seinen Papieren ergänzen wird. Im Uebrigen ist seine schriftstellerische Bedeutung von seinen Freunden überschätzt, namentlich müssen wir dagegen protestiren, daß man seinen Stil für classisch ausgibt. Im Gegentheil zeigt sich nirgend so deutlich das Unheil, welches Goethes spätere Manier angerichtet hat.

Auch Bettina hatte einen zahlreichen Kreis von Verehrern, und wenn es einem derselben gelingen würde, uns von der hochbegabten Frau, die mit den bedeutendsten Männern Deutschlands in Verkehr stand, ein einfaches und schlichtes Lebensbild zu entwerfen, so würde er sich um die Literaturgeschichte ein wahrhaftes Verdienst erwerben. Es wäre namentlich jetzt, wo alle persönlichen Rücksichten schwinden, an der Zeit, urkundlich festzustellen, ob wir in dem Briefwechsel eines Kindes Wahrheit oder Dichtung haben.

So entgegengesetzt sich Bettina und Varnhagen waren, dieser milde und ausgleichend, jene schroff und excentrisch, so hatten sie doch eine große Vorliebe füreinander. In einem frühern Jahrgang der Grenzboten findet sich ein Aufsatz: ein Abend bei Rahel, in welchem sich der Verfasser — Varnhagen selbst — geflissentlich in Schatten stellt, um die mächtige Persönlichkeit seiner Gemahlin im vollsten Licht hervortreten zu lassen. In dieser Erzählung tritt auch Bettina auf, noch immer als geniales Kind, aber trotz ihrer Wunderlichkeiten mit herzlicher Theilnahme geschildert. Und so werden wol auch wir ihrer gedenken müssen, mit dem Vorbehalt, daß die Gattung der Bettinen eben nur in einer bestimmten Individualität gedacht werden kann und sich zur Nachahmung nicht eignet. Vor dem Erscheinen ihrer Briefe hatte man Goethe zwar schon lange verehrt und ihn als Deutschlands größten Dichter begrüßt, aber Bettina hat zuerst gezeigt, wie er geliebt worden ist und wie man ihn lieben muß. Es ist ein sehr allgemeines Vorurtheil, Goethe in der Unnahbarkeit eines kalten, antiken, aus Marmor gebildeten Gottes zu betrachten, den man nur aus der Ferne anschauen dürfe. Und so malt man ihn namentlich im Gegensatz zu Schiller aus. Seine Porträts stammen fast durchweg aus seinem Alter, und die Mitlebenden haben ihn meistens nur als Minister gesehn. In der Zeit seiner Jugend war es aber anders; kein Dichter hat so viel Liebe empfangen und so viel Liebe verdient, wenn man einem herzlichen, warmen und offenen Entgegenkommen dies Verdienst zuschreiben darf. Es ist Bettinen nicht gering anzurechnen, daß sie dies Gefühl in der spätern Generation wieder aufgefrischt hat und

Goethes neueſter Biograph, Lewes, der vorzugsweiſe darauf ausgeht, Goethes allgemein menſchliche Liebenswürdigkeit und ſeine Herzensgüte an den Tag zu bringen, ſollte weniger hart über Bettina urtheilen, die doch, wenn auch in ſehr excentriſchen Formen daſſelbe gethan hat. Seitdem der Briefwechſel mit Jacobi, Lavater u. ſ. w. veröffentlicht iſt, haben wir freilich über dieſe Liebenswürdigkeit beſſere Urkunden, aber auch durch dieſe Urkunden wird die reizende Phantasmagorie des Kindes nicht in den Schatten gedrängt.

Von der preußiſchen Grenze.

Vor dem Jubel, der ſich in dieſem Augenblick durch ganz Preußen erhebt, und überall wiederklingt, wo man an Preußens Zukunft glaubt, verſtummen vorläufig alle politiſche Streitigkeiten. Das Volk hat ein neues Unterpfand für die Fortdauer des Königshauſes, unter dem es groß geworden, und die Freude konnte um ſo reiner ſein, da das Vertraun ſtärker iſt als ſeit langer Zeit. Nur wenige Tage früher, ſo wäre das freudig erſehnte Ereigniß an dem Geburtstag Friedrich des Großen eingetreten. Die Menge liebt ſolche ſymboliſche Beziehungen, und, um ihr einigen Erſatz zu geben, hat ein gelehrter Herr dem jungen Prinzen das Horoskop geſtellt und nachgerechnet, welchen Platz um jene Stunde das Sternbild Friedrichs Ehre am Firmament einnahm.

Denn noch immer regt ſich von Zeit zu Zeit das dunkle Gefühl im Volke, der Staat, der durch die gigantiſche Kraft eines Einzelnen in die Reihen der Großmächte eingeführt iſt, müſſe durch eine neue überlegene Kraft in ſeiner Stellung befeſtigt werden: es harrt auf die Ankunft eines neuen Friedrich. Aber darin liegt eben die Größe jenes Königs, daß er einen Staat mit einem wirklichen Schwerpunkt geſchaffen hat, mit einem Schwerpunkt, den er zuweilen im Taumel zu verlieren ſcheint, den er aber ſofort wieder findet, ſobald die naturgemäße Bewegung eintritt. Es war nicht blos die Krone, ſondern das geſammte Volk, das dieſen Schwerpunkt 1808, das ihn 1812 wiederfand; und wir glauben, daß für den gegenwärtigen Zeitpunkt die richtigſte Bezeichnung die iſt, daß Preußen ſeinen Schwerpunkt wieder gewonnen hat.

Man überlegt nicht recht, was man wünſcht, wenn man die Geburt eines neuen Friedrich erwartet. Iſt es ein Unglück, wenn dem Träger einer weltgeſchichtlichen Krone die Kraft fehlt, ſie mit Würde zu tragen, ſo iſt es zuweilen ein nicht geringeres Unglück, wenn er zu ſtark für ſie iſt. Das Jahr 1740, das Jahr 1756 gab der überſchwellenden Kraft, dem ſouveränen Entſchluß, und ſagen wir es nur grade heraus, der Willkür einen großen Spielraum; heute ſind nicht nur die Naturbedingungen, ſondern auch die ſittlichen Bedingungen enger, feſter, poſitiver. Ein Geiſt von den Dimenſionen Friedrichs würde vielleicht von ihnen erdrückt werden, wenigſtens iſt es zweifelhaft, ob eine ſolche Erſcheinung der Zeit zum Heil gereichen würde. Noch lebt in unſerm Andenken die Geſchichte des Gewaltigen, der auf St. Helena endigen mußte. Spätere Jahrtauſende werden dieſe Geſtalt verherrlichen, wenn unſere kleinen politiſchen Streitig-

keiten und Bestrebungen längst vergessen sein werden; wir, die Zeitgenossen aber dürfen sagen: es ist ihm sein Recht geschehn!

Gleichviel wie groß oder wie gering der Grad der Freiheit sein mag, den das einzelne Volk erlangt, die Völker sind jetzt eine Thatsache, sie sind die Factoren der Weltgeschichte, und derjenige König wird nicht blos der beste, sondern auch der größte sein, der eins ist mit seinem Volk. Besser vielleicht als diplomatische Schlauheit, als kriegerischer Glanz steht einem Regenten unserer Tage ein reines Gewissen, ein strenger sittlicher Ernst, der mit den Worten, der mit den Pflichten nicht spielt, dessen Leben eins ist mit seiner Ueberzeugung.

Die Antwort des Prinzregenten auf die Adresse der zweiten Kammer hat, wie der Präsident sich ausdrückte, bei den Abgeordneten allgemeine Begeisterung hervorgerufen. Begeisterung ist wol nicht der rechte Ausdruck; wir möchten es eher eine mit Ehrfurcht gepaarte ernste Rührung nennen. Der Prinz hat den innersten Kern seiner Gedanken blosgelegt, und nur der böse Wille kann ihn noch ferner mißverstehn. Zwar hat der Regent sich die Freiheit des Handelns ausbedungen, die sein Gewissen erheischt, er will das Unrecht beseitigen, das Recht schirmen, er will die Fahne Preußens hoch halten, und die Tage, an denen diese Fahne gedemüthigt wurde, z. B. den Tag von Olmütz, aus dem Andenken wegwischen. Aber in dem Vollgefühl dieser Freiheit erinnert er sich an seinen Bruder, den kranken König, und hat den festen Entschluß, in den Verhältnissen, die nicht unbedingt durch das Gewissen und durch die Ehre Preußens vorgeschrieben werden, so zu handeln, daß der König, wenn er im Stande ist, den Thron wieder zu besteigen und ihm die Verhältnisse klar gemacht werden, sagen muß: mein Bruder hat Recht gethan! So will der Prinz handeln, auch wenn dieses Ereigniß nie eintreten sollte.

Gewiß wird es eifrige Freunde des Fortschritts geben, denen diese Form des Gewissens zu zart, zu ängstlich erscheint. Aber diese mögen bedenken, daß derselbe Ernst, der an den Pflichten gegen den König festhält, uns auch die Treue gegen die Verfassung verbürgt. Die Familienpietät des Hauses Hohenzollern ist nicht blos eine schöne Erscheinung, sie ist auch eine Bürgschaft für die Einheit der Familie mit dem Volk. Die Hohenzollern haben Preußen geschaffen — der Ausdruck ist nicht zu stark; aber das Volk Preußens ist auch von der Art, daß jetzt das stolzeste Geschlecht mit Stolz die Krone dieses Volkes tragen darf.

Auf eine Stelle in der Rede des Prinzen möchten wir noch besonders hinweisen: „Und jetzt, meine Herren, gehn Sie hin und thun Sie Ihre Pflicht!“ Es war schicklich, daß der Landtag seine Thätigkeit mit Worten des Dankes und der Freude einleitete, aber jetzt ist es genug. Volk und Fürst haben sich über ihren guten Willen verständigt, sie haben ihr gegenseitiges Vertrauen ausgesprochen: „jetzt, meine Herren, gehn Sie hin und thun Sie Ihre Pflicht!“

Diese Pflicht ist einfacher und bestimmter als man sich vorstellt. Es handelt sich darum, die Vorlagen der Regierung gewissenhaft zu prüfen, es handelt sich aber zugleich darum, die Regierung mit den gerechten Beschwerden des Landes bekannt zu machen. Wir haben bereits darauf aufmerksam gemacht, daß die Besprechung der eingegangenen Petitionen dazu die passendste Gelegenheit bietet. Hier ist der Regent und seine Verwaltung in der vollsten Sphäre der Freiheit. Das Unrecht soll abgeschafft werden; dazu ist aber nöthig, es vorher aufzudecken und zu

prüfen. Für die Partei, welche seit sechs Jahren oder länger Opposition gemacht hat, ist es nicht blos ein Recht, sondern eine Pflicht, die bestehenden Uebelstände aufzudecken; denn wenn ihr das nicht gelingt, so war ihre Opposition eine frivole. Wenn es sich blos darum handelte, ob der Vorsitzende des Ministeriums Manteuffel oder Auerswald heißt, so kann kein preußischer Staatsbürger Interesse daran nehmen, der nicht etwa ein persönlicher Freund eines dieser Herren ist. Es ist freilich eine Pflicht der Courtoisie, wenn Herr v. Patow die Verdienste seines Vorgängers, den er so lange und lebhaft bekämpft hat, hervorhebt, aber hoffentlich wird er sich nicht damit zufrieden geben, er wird nachweisen, was besser zu machen sei, um seine frühere Opposition nachträglich zu rechtfertigen. Die jetzige Opposition, die, obgleich im Ganzen nur 39 Mitglieder stark, doch noch in drei Fractionen zerfällt, scheint sich auf ein verdrossenes Stillschweigen zu beschränken, vielleicht weil ihr das Sprechen sauer wird, denn auch ihre Führer, Herr v. Arnim und Herr v. Manteuffel sind keine Redner; vielleicht auch, um außerhalb des Landtags besser zu wirken. Es ist gut, von Zeit zu Zeit auf das zu achten, was draußen vorgeht. Ein wenig beachtetes Actenstück ist der Streit innerhalb der bisherigen Redaction des neuen Gesellschaftslexikon, welches bekanntlich von Herrn Wagener, dem ehemaligen Redacteur der Kreuzzeitung und späteren Führer der äußersten Rechten unternommen ist, um die angeblich conservative Partei mit den für eine Partei nöthigen Kenntnissen zu versehn. Herr Wagener erbietet sich in seiner Replik, jedem beliebigen Schriftsteller die Manuscripte seines jetzigen Gegners und frühern Mitarbeiters Mone vorzulegen und nachzuweisen, daß derselbe nicht schreiben könne. Das ist unnöthig, denn was Herr Mone selbst hat drucken lassen, genügt vollkommen: so etwas ist wirklich noch nicht dagewesen. Aber Herr Wagener vergißt, daß er diesem Mann selbst einige der wichtigsten Artikel übertragen hat, die dazu bestimmt waren, seine Partei mit Kenntnissen zu versehn; und er ist in seiner Antwort in einen rühmlichen Wetteifer mit seinem Gegner getreten. Seine Entgegnung fängt folgendermaßen an: „Der Dr. Mone, Privatdocent der Geschichte in Heidelberg — wie er sich nennt — hat sich uns seiner Zeit als Mitarbeiter für unser Staatslexikon angeboten und nahmen wir sein Anerbieten an, weil es uns daran lag, auch die katholische Anschauung in der Redaction vertreten zu sehn, uns weil wir in seinem Titel als Privatdocent genügende Garantien zu finden glaubten." — Das ist für den Herausgeber eines Gesellschaftslexikons eine wahrhaft bezaubernde Gemüthsverfassung! Und dieser Mann hat wirklich eine Reihe von Jahren hindurch die Junkerpartei mit souveränem Willen beherrscht — man sieht, mit wie wenig Verstand die Welt regiert werden kann!

Ein andrer Führer der äußersten Rechten, Hr. v. Bismark-Schönhausen, bekanntlich eifriger Anhänger der französisch-russischen Allianz, soll für den Gesandtschaftsposten zu St. Petersburg bestimmt sein; eine Stellung, für welche ihn seine Persönlichkeit und selbst seine politische Gesinnung (in Rußland sind die großen Städte nicht zahlreich) in hohem Grade befähigen würden, falls wir nur voraussetzen dürften, daß innerhalb des Ministeriums und seiner bedeutendsten Beamten in der Haltung nach außen Einigkeit herrscht; daß der leitende Gedanke durch seine Organe auch wirklich ausgeführt wird. Denn wenn auch in diesem Jahr durch das Spiel des Zufalls der Friede erhalten wird: das Schiff Europas treibt unaufhaltsam dem Kriege entgegen; jeder Augenblick kann ihn bringen, und Preußen kann nicht schnell genug sich klar machen, was in diesem allgemeinen Gewirr seine Stelle sein muß. ††

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Der Kampf der adeligen und bürgerlichen Ritterschaft in Mecklenburg.

Der letzte, im November und December 1858 abgehaltene mecklenburgische Landtag ist von großer Bedeutung geworden, weil auf ihm die langjährigen frühern Zwistigkeiten zwischen dem adligen und bürgerlichen Theil der Ritterschaft wieder aufgenommen worden sind, welche sich vornehmlich über die Corpseigenschaft des Adels und gewisse mit derselben zusammenhängende Rechte (das Recht der Reception ins Adelscorps, die ausschließliche Wählbarkeit zu Landesämtern, den ausschließlichen Genuß der Landesklöster u. a. m.) entsponnen hatten. Kurz vor dem Schlusse des Landtags war von dem Gutsbesitzer Maneke der Antrag gestellt, „daß Ritter- und Landschaft die der Corporation des Adels zu Grunde liegende Vereinsacte einer genauen Prüfung unterziehen, eventuell Schritte ergreifen möge, damit dieselbe annullirt werde." Weil nun aber theils der nahe Schluß des Landtages diesen Antrag in seiner Bedeutung nicht hervortreten ließ, theils es dem mit der Specialgeschichte unsers Landes minder Vertrauten überall nicht möglich ist, dessen Tragweite genau zu erkennen (wie u. a. die Referate verschiedener Zeitungen beweisen), wollen wir im Folgenden eine historische Uebersicht der betreffenden Verhältnisse geben. Wir werden nicht nur eine interessante Episode des mecklenburgischen Staatslebens darzustellen haben, sondern auch eine solche, aus welcher sich mannigfache Lehren für unsre Zeit gewinnen lassen; wir werden das Endziel einseitig aristokratischer Bestrebungen kennen lernen. — —,

Die mecklenburgischen Landtage sind entstanden aus den frühern öffentlichen Rechstagen; schon im Jahre 1277 fand ein „Tag" vor Sternberg statt. Seit den ersten beglaubigten Zeiten (Anfang des 16. Jahrhunderts) nahmen an ihnen die Prälaten, die Lehnmänner und die Vertreter der Städte (Vögte, Bürgermeister) Theil, und die Gesammtheit dieser drei Stände hieß*) die „Ritterschaft". Ihr Zweck war „über wichtige Gerichtshändel zu entscheiden und

*) Hegel, Geschichte der mecklenburgischen Landstände (bis 1755).

über nothwendige Gegenstände, welche beide Fürsten (die Herzöge von Mecklenburg-Schwerin und Güstrow) und deren Regierung, Land und Leute beträfen, einmüthig zu berathschlagen.*) — Als aber infolge der Reformation unruhige Bewegungen in den deutschen Ländern entstanden („weil sich nun zur Zeit im heiligen Reiche viel Aufruhr und Beschwerungen begaben, und künftig täglich mehr zu besorgen")**), fürchteten die Landstände, daß dieselben sich auch nach Mecklenburg hin ausbreiten möchten; sie traten deshalb — wahrscheinlich auf besonderen Betrieb der Prälaten — zusammen und gründeten in Anerkennung des kürzlich auf dem Reichstage zu Worms (1521) bestätigten Landfriedens vom Kaiser Maximilian (v. J. 1495) eine, unter dem Namen der Union für Mecklenburg höchst wichtig gewordene Verbindung. Es lag im Geiste der damaligen Zeit, daß diese Verbindung nur den persönlichen Schutz zum Zweck hatte (öffentliche und Staatsrücksichten kannte man damals noch nicht) und daß der ausdrückliche Zweck dahin ging, „jedem, der sich über Verletzung seiner Rechte beklagen würde, gemeinsame Hilfe zu Theil werden zu lassen." Zur Erleichterung dieses Zweckes wurde ein beständiger Ausschuß von 23 Personen (drei Prälaten, zwölf Lehnmännern und acht Stadtdeputirten) erwählt, welcher in wichtigen Fällen sofort die ganze Ritterschaft zusammenzurufen befugt und verpflichtet war. Hierin sehen wir die erste Gestaltung der Landtagsverhältnisse nach der Weise, wie sie noch heute bestehen; aus dem gedachten Ausschusse entstand später der aus neun Personen bestehende „Engere Ausschuß".

Der Prälatenstand trat infolge der Reformation bald aus, er wurde seit dem Jahre 1552 nicht mehr zu den Landtagen gerufen. Es bildeten jetzt Lehnsmänner und Vertreter der Städte allein die Ritterschaft und die Union. Als aber Mecklenburg in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges namenlos litt, als die Herzöge sich immer von neuem genöthigt sahen, zur Entrichtung der Kriegslasten und ihrer persönlichen Schulden die Hilfe der Landstände in Anspruch zu nehmen, da gewöhnten sich diese — besonders der für seine Hufen rechtlich immune Grundadel — an den Widerstand gegen die fürstlichen Forderungen, und beständige Streitigkeiten waren die Folge. Der adlige Landstand wurde dabei offenbar von der Absicht geleitet, die principiell freiwilligen Beiträge, welche er hier und da bewilligt hatte, nicht zu nothwendigen werden zu lassen, zu welchen er verpflichtet sei, und war insofern — angesehen jene Zeit — in seinem guten Rechte. Indessen haben jene langwierigen Geldverhandlungen und Streitigkeiten dem Lande doch großen Nachtheil gebracht. Es war schlimm, daß die Stände sich durch sie an eine systematische Wider-

*) Neubrandenburger Vertrag. Urk. b. Franz, Altes und Neues Mecklenburg. IX., S. 87.

**) Wahrhafftige Erzählung[1] dessen, was seit angetretener Landesregierung des Herrn Herzogs Christian Ludewig ꝛc. sich zugetragen. Beil. S. 128 enthält die Unionsurkunde.

seßlichkeit gegen die Landesherrn gewöhnten und noch weit schlimmer, daß sie bald den Vortheil ziehen lernten, nur gegen Bewilligungen zu ihren Gunsten größere Summen zu Landeskosten herzugeben. Den ersten größern Vortheil dieser Art hatten sie schon errungen, als im Jahre 1572 der gesammten Ritterschaft für eine Summe von 400,000 fl. die drei Landesklöster Dobbertin, Malchow und Ribnitz überlassen wurden. Mit dem Erringen solcher Vortheile trat das Streben nach weiteren und nach besonderen Privilegien natürlich um so mehr ins Leben, genährt durch die Rechtslosigkeit der damaligen Zeit. So wurde im Jahre 1607 auf dem Landtage zu Güstrow entschieden, „daß die Bauern im Lande überall bloße Colonisten seien, welche dem Grundherrn auf Verlangen ihre Aecker abtreten müßten, „selbst wenn sie auch seit undenklichen Zeiten im Besitze gewesen wären." Diese Entscheidung kam natürlich ausschließlich den Lehnsbesitzern, welche damals durchweg Personen vom Adel waren, zu Gute. Und hier erkennt man nun auch zum ersten Mal historisch klar, wie hartnäckig ein einmal gefaßter Gedanke festgehalten wurde; denn als es sich nun wieder um eine Geldzahlung an die Landesherrn handelte, wurde den Ständen wirklich im Jahre 1621 das bekannte Recht der „Legung der Bauern" (d. i. deren Verdrängung aus ihren Hufen), welches rechtlich (!) noch heute besteht, zugestanden. Aber es ereigneten sich Umstände, durch welche die durch die Union geschlossene Vereinigung der Stände zum Selbstschutz direct gegen den Landesherrn selbst geübt wurde. Der Herzog Christian (Louis I.)*) nämlich, welcher 1658 zur Regierung von Schwerin gelangte, trat sehr souverän auf, weigerte sich die Rechte der Landstände anzuerkennen, berief keine Landtage, schrieb einseitig Abgaben aus und trieb solche gewaltsam ein, brach die Verhältnisse mit dem Güstrowschen Hofe ab — kurz, schien mit dem Plane einer völligen Trennung Schwerins und Güstrows umzugehen. Da traten die Landstände**) am 6. Juli 1659 ungerufen zusammen und erneuerten ihre Union in der offen ausgesprochenen Absicht, jeder Trennung des Landes entgegentreten zu wollen. Hier nun war dies Bündniß von gro-

*) Der Herzog hieß Christian, trat aber in Paris zur katholischen Kirche über und nahm zu Ehren Ludwigs XIV. dessen Namen mit an.

**) Es war vornehmlich der Adel; wir vermeiden aber den Ausdruck „Adel", um nicht Anlaß zur Identificirung desselben mit dem Worte „Ritterschaft" zu geben. Früher verstand man unter letzterem unzweifelhaft die Gesammtheit der Landstände. Später aber hießen die Lehnsmänner „Ritterschaft" und die Vertreter der Städte bildeten die „Landschaft". Dies hat zu vielen Mißhelligkeiten Veranlassung gegeben, indem das wahre Sachverhältniß erst in neuester Zeit erkannt wurde, inzwischen aber die adligen Gutsbesitzer, weil sie früher allein die Lehnsmannschaft bildeten, den Begriff „Ritterschaft" auf sich, den Adel, bezogen und beide Worte gleich gedeutet hatten. So kam es, daß die jüngste Ritterschaft (der Adel) die der älteren Ritterschaft zukommenden Rechte ausschließlich für die ihrigen hielt. Das wurde z. B. bei den Klöstern der Fall, welche in den Besitz des Adels übergingen. — Es liegt hier ein historischer Irrthum vor, welcher eigentlich die Grundlage aller späteren Differenzen bildet und sich beseitigen ließe, wenn — man ihn anerkennte!

ßem Segen und erhielt nicht nur den Gesammtbestand des Landes, sondern auch später (1701), als sich Schwerin und Strelitz trennten, deren noch bestehende Gemeinschaft in Verfassungsangelegenheiten. Die nächste Folge der erneuerten Union zeigte sich darin, daß der Herzog — freilich erst auf eine Beschwerde der Stände beim Reichshofrathe — deren Gerechtsame (1662) anerkannte, und nun zeigten sich auch diese durch Bezahlung seiner sämmtlichen Schulden dankbar. Freilich übernahmen sie damit keine Verpflichtung des Beitrages zu den Staatskosten, so daß die eben beseitigten Streitigkeiten gleich wieder beginnen mußten. Diese aber gereichten ihnen zum Vortheil: sie erkannten und befestigten ihre Machtstellung mehr und mehr, vorzüglich dadurch, daß sie sich bei jedem Zwiste an den Reichshofrath wandten, von welchem sie — im Besitz größerer Mittel als die Fürsten — ihre Zwecke leicht erreichten. Blieb aber der ständische Beitrag zu den Staatskosten ein freiwilliger, der ohne Kampf nie geleistet wurde, so mußte hieraus ein Bruch früher oder später nothwendig entstehen. Der Herzog Friedrich Wilhelm erhielt die Sachen noch einigermaßen in der Schwebe; unter seinem Bruder und Nachfolger Karl Leopold aber trat jener Bruch ein, welcher, da man von beiden Seiten an ein Nachgeben nicht dachte, und der Herzog höchst willkürlich und eigenmächtig verfuhr, im Jahre 1732 mit dessen Absetzung und der Einsetzung seines Bruders Christian Ludwig (zunächst als kaiserlicher Commissarius) endigte. Dieser Fürst war unter den obwaltenden Umständen ein wahres Glück für das Land, da er große Willensfestigkeit und hinreichende Klugheit besaß. Er stand in der kaiserlichen Gunst und operirte so weise, daß im Jahre 1755 zwischen ihm und den Ständen der sogenannte landesgrundgesetzliche Erbvergleich zu Stande kam, welcher noch heute das Staatsgrundgesetz Mecklenburgs ist. Der Herzog gab zwar in demselben den Ständen in manchen wesentlichen Punkten nach; wer das aber tadeln will, der bedenke, welche Lehren ihm Karl Leopolds Schicksal hatte geben müssen, und berücksichtige, daß dieser Erbvergleich lange Zeit hindurch dem Lande zum großen Segen gereicht hat.

So bildete und festigte sich die Macht der Stände, oder — was hier gleichbedeutend ist — des Adels in Mecklenburg. Mit dem Anfange des 18. Jahrhunderts trat aber ein neues Element ins Staatsleben, welches in schneller Folge anwachsen und sich dem Bestehenden in mancher Hinsicht feindlich zur Seite stellen sollte, wir meinen die bürgerlichen Gutsbesitzer, deren es 1703 schon 30 gegen 680 adlige gab. Man muß es als einen Beweis von der staatsklugen Voraussicht des Adels erkennen, daß ihm schon jetzt die Möglichkeit einer Gefahr von dieser Seite vorgeschwebt zu haben scheint. Wir schließen das nämlich daraus, daß schon auf dem Landtage des Jahres 1706 der Antrag gestellt wurde, „es solle niemand zu den Landtagen zugelassen werden,

welcher nicht entweder zum eingebornen Adel gehöre, oder in das Corps desselben recipirt sei." Und hier treten denn auch die Begriffe eines eingebornen und recipirten Adels, welcher ein Corps bilde, zum ersten Mal in unsrer Landesgeschichte auf. Jener Antrag selbst war von vornherein ganz unhaltbar; denn so wie ein Bürgerlicher in den Besitz eines Gutes trat (alle mecklenburgischen Güter sind ursprünglich Lehne oder werden doch als solche betrachtet), so hatte er damit die am Gute haftenden Rechte gewonnen, und daß das Recht der Landstandschaft an dem freien Gute, nicht aber an der Person des Besitzers hafte, das weiß seit ältester Zeit niemand so gewiß und daran hält niemand so fest, als eben der Adel selbst, wenn er es auch immerhin hinsichtlich andrer Rechte (z. B. der Immunität) nicht zugesteht. Sogar in einem fast ausschließlich adligen Landtage konnte also jene Forderung nicht anerkannt werden; aber wäre sie es auch, es hätte sie niemals ein Fürst bestätigt. Indessen ist diese Frage hier an sich nur insofern von Bedeutung, als sie erklärt, wie man nun, da das Mißtrauen einmal erregt war, eine Unterscheidung in dem Indigenat festzustellen suchte, welche in ihrer Consequenz die vielleicht noch in den Besitz von Gütern gelangenden Bürgerlichen von der Ausübung wesentlicher Vorrechte ausschloß. Indem man diese Unterscheidung feststellte, mußte man sich damals in den Bestrebungen, welche rein adlige Gerechtsame umfaßten, genügend gesichert glauben. Im Jahre 1703 konnte vernünftigerweise niemand ahnen, daß 150 Jahre später die Mehrzahl der mecklenburgischen Gutsbesitzer aus Bürgerlichen bestehen werde.

Das sogenannte Indigenat, welches in dieser Weise kein anderer deutscher Adel besitzt, entstand auf Anregung des hannoverschen Ministers von Bernstorf und des dänischen Ministers von Plessen, welche beide in Mecklenburg begütert waren, nach dem Muster des dänischen Indigenats. Es wird durch dasselbe ein alter eingeborner Adel festgestellt, welcher das Recht besitzen soll, aus dem später eingewanderten und mit Gütern ansässig gewordenen Adel nach seiner Willkür solche Familien, welche die Ahnenprobe bestehen, in seine Zahl aufzunehmen (das Receptionsrecht). Damit der alte Adel dann auch etwas Reelles voraus habe, was zum Eintritt in ihn reize, beschloß man auf dem Landtage 1714, daß er das ausschließliche Recht an die 1572 der gesammten Ritterschaft überlassenen Landesklöster habe, „weil er dieselben acquiriret, gestiftet und beneficirt habe." Anfänglich mag das Receptionsrecht in den gleich folgenden turbulenten Zeiten*) unter Karl Leopold wenig geübt worden sein; indessen ist es doch ins Leben getreten und die dadurch hervorgerufene Unterscheidung fand auch ihren Weg in den L. G. G. Erbvergleich, wo der §. 167 wörtlich lautet: „Bei erledigten Landrathsstellen wollen Wir der Ritter- und Landschaft und

*) Dies soll nur heißen, daß die voraufgehenden Zeiten verhältnißmäßig ruhiger waren; an und für sich betrachtet sind sie immerhin rechtlos genug gewesen.

zwar desjenigen Herzogthums, in welchem sich die Vacanz ereignet, den unterthänigsten Vortrag dreier im Lande angesessenen Personen von dem eingebornen oder recipirten Adel zu jeder vacirenden Stelle gnädigst gönnen und aus solchen Praesentatis jedesmal einen zum Landrath sofort hinwiederum ernennen" ꝛc.

Nach welchem Modus die frühesten Receptionen geschahen, ist unbekannt; erst auf dem Landtage 1771 wurde beschlossen, daß derjenige, welcher sechzehn Ahnen nachweisen könne, für die Aufnahme mindestens 4000 Thlr., wer das aber nicht vermöge, mindestens 8000 Thlr. zum Besten der drei Landesklöster zahlen solle. Es versteht sich von selbst, daß die Ausführung dieses Beschlusses sich als unmöglich erweisen mußte. Unser sehr altes Fürstenhaus slawischer Abstammung stand damals in der neunzehnten Generation seit dem Jahre 1130, der mecklenburgische Adel aber ist, mit wenigen unsichern Ausnahmen, im Laufe des 13. Jahrhunderts und später mit den Voreltern der heutigen Bevölkerung sächsischen Stammes eingewandert und brachte es damals in seinen ältesten Familien höchstens auf vierzehn Ahnen. So war man denn zu einer Aenderung jenes Beschlusses bald genöthigt und schon auf dem Landtage des Jahres 1774 wurde festgestellt, daß diejenigen Familien, welche im Jahre 1572 (dem Ueberweisungsjahre der Klöster an die Landstände) mit einem Gute angesessen waren, zum alten Adel gehören sollten. Von nun an wurden die Receptionen zahlreicher, wurden jedoch nicht lange ohne Anfechtung ausgeübt. Der erste Angriff begann im Jahre 1778 aus der eignen Mitte des Adels durch den Baron von Langermann auf Spitzkuhn, welcher jedoch, da er bei seinem Streit ganz allein stand, schließlich sich beruhigte und sich die Reception gefallen ließ.

Man berücksichtige jetzt, welche Machtstellung der Grundadel schon errungen hatte, und man wird sich nicht wundern, daß eine specielle Anerkennung des Receptionsrechtes von Seiten der Fürsten niemals stattfand. In dem angeführten §. des L. G. G. Erbvergleichs, der einzigen Stelle desselben, in welcher sich der eingeborne und recipirte Adel erwähnt findet, ist von jenem Rechte nicht die Rede. Heute beruft man sich auf ihn und schließt aus der Erwähnung des recipirten Adels, daß deshalb die jetzige Art der Reception die Bedeutung eines uralten rechtlichen Herkommens habe. Interpretiren wir den gedachten §. aber genau nach seinem Wortlaut, so finden wir Folgendes (wobei zu berücksichtigen ist, daß der Landtag schon 50 Jahr vor Abschließung des Erbvergleichs die Unterscheidung zwischen eingebornem und recipirtem Adel beschlossen hatte, das beregte Verhältniß also ein thatsächliches war): „Bei erledigten Landrathsstellen wollen wir der Ritter- und Landschaft . . . den Vorschlag dreier . . . Personen von dem (zur Zeit der Abfassung dieses Vergleiches) eingebornen oder recipirten (nicht: in Zukunft zu recipirenden!) Adel . . . gnädigst gönnen" ꝛc.

Es ist hier offenbar einer vorliegenden Thatsache als solcher, nicht aber der Reception als eines Rechtes gedacht. Freilich ist es bekannt, daß die im Lauf der Zeit gewonnenen sogenannten historischen Rechte als wirkliche Rechte betrachtet werden müssen, wenn ihnen nicht wesentliche Rechtsmerkmale nachweisbar fehlen. Dies ist aber hier doch der Fall, es fehlt nicht blos die Anerkennung der Fürsten*), es steht vielmehr fest, daß diese der Ausübung des Rechtes mehrfach entgegentraten und überdies war es ein altes Herkommen nicht. Wahrscheinlich wurde vielmehr der Modus der Reception, zum ersten Mal nach Abschluß des Erbvergleichs festgestellt, durch die Erwähnung in ihm angeregt. —

Wir fahren jetzt in dem historischen Ueberblick fort. Im Jahre 1785 kam der Herzog Friedrich Franz I. zur Regierung; in die ersten Jahre seiner Herrschaft fiel die vom Baron von Langermann erregte Streitigkeit. Vielleicht hierdurch zu einer Meinungsäußerung veranlaßt, erklärte der Herzog 1789 das Indigenat gradezu für „ein Unding, welches in seinen Landen nicht bestehe." Er suchte vielmehr die bürgerlichen Gutsbesitzer zur Ausübung ihrer ständischen Rechte zu ermuntern, und erließ am 18. Nov. 1793 ein Rescript, worin er dem Engeren Ausschusse**) der Ritterschaft ausdrücklich untersagte, sich als Organ eines Theiles der Ritterschaft zu betrachten und als solches zu handeln. Er erklärte ferner, daß landesgrundgesetzlich jeder Gutsbesitzer das Recht habe, an allen landständischen Handlungen Theil zu nehmen und daß es nur eine untheilbare Ritterschaft gäbe. Damit trat also eine Gefahr nahe, welche gradezu auf das Corps des Adels abzielte. 1795 hatte sich die Zahl der bürgerlichen Gutsbesitzer schon auf 77 vermehrt; jetzt wollten auch die adligen auf Kräftigung durch Vermehrung ihrer Zahl und festes Zusammenhalten jenen gegenüber bedacht sein. Sie vereinigten sich also nach einem schon auf dem Landtag 1794 gefaßten Beschluß am 3. Dec. 1795 dahin, daß (nur noch) die hundertjährige Ansässigkeit adliger Voreltern zur Aufnahme jedes mit einem Gute angesessenen Adligen (auf den Landtagen waren nur diese von Werth) in das Corps des eingebornen Adels erforderlich sei, und daß für die Aufnahme eine Recognition von (nur noch) 1500 Thalern an die Landesklöster erlegt werden solle. Man setzte ferner unter demselben Datum eine

*) Seit der Zeit von 1706—1755 hat sogar nicht einmal eine Anerkennung der Gerechtsame aller Landstände, wie sie sonst der Fürst beim Regierungsantritt erläßt, stattgefunden, da Karl Leopold eine solche hartnäckig versagte und Christian Ludwig sie mit dem Erbvergleich selbst niederlegte.

**) Der Engere Ausschuß, constituirt nach §. 177 des L. G. G. Erbvergleichs, besteht aus zwei Landräthen, drei ritterschaftlichen und vier städtischen Deputirten. Er hat seinen beständigen Sitz in Rostock, repräsentirt das Plenum für die Zeit, wo es nicht versammelt ist, und hatte eine exclusiv adlige Färbung angenommen, so daß der Adel seine ausschließliche passive Wählbarkeit in ihn lange behaupten konnte, obwol solche landesgrundgesetzlich nicht besteht.

Vereinsacte auf, welche sämmtliche anwesende Adlige für sich und in Vollmacht des ganzen Adels unterschrieben, „um die Rechte des Corps der mecklenburgischen Ritterschaft (d. h. hier des Grundadels) gegen alle Angriffe und Einflüsse (!) so viel möglich sicher zu stellen." In dieser Acte, welche der Adel so geheim hielt, daß sie erst 1843—44 allgemein bekannt wurde, stellte man zunächst den Begriff der Körperschaft des eingebornen Adels fest, alsdann wurden die eben erwähnten „Grundreguln und Formen der Aufnahme" in jene erwähnt, und schließlich unterschrieben und besiegelten „sämmtliche (95) Anwesende für sich und ihre Nachkommen, so wie in Vollmacht des ganzen Adels, diese Vereinsacte, versprachen auch für sich und ihre Erben, darob nicht nur stets fest und unverbrüchlich zu halten, sondern auch allem demjenigen willig die Hand zu bieten und mit Person und Gut mitzuwirken, was nach gemeinsamer Beliebung zur Aufrechthaltung der Gerechtsame des Standes die Zeitläufte erheischen werden, wowider sie dann keine Ausflucht oder Einwendung, keine Rechtswohlthat schützen soll, weil sie ihnen allen, gleich als wären sie hier namentlich benannt, sammt der Rechtsregul, die eine solche allgemeine Verzicht ungiltig machen könnte, entsagen und die genaueste Erfüllung bei adeligem Wort und Ehren sich wechselsweise zusichern."

Diese Acte mußte jeder zu Recipirende vor der Aufnahme unterzeichnen. Man beschloß zwar, die Sache dem Landesherrn zu „entamiren und hoffte sie durch dessen Beifall beglückt zu Ende zu bringen." Ob aber Ersteres geschehen, ist zweifelhaft, Letzteres ist nicht behauptet, viel weniger nachgewiesen, also wol sicher nicht erreicht. — Auf diesem Landtage gaben einige Gutsbesitzer vom Adel zugleich auf die schon erwähnten Rescripte des Herzogs Friedrich Franz I. von 1789 und 1793 folgendes, im Hinblick auf spätere Verhandlungen sehr interessante Dictamen zu Protokoll: „Der Schutz, dessen sich diese Herrn (die bürgerlichen Gutsbesitzer) abseiten der hohen herzoglichen Regierung zu rühmen wagen (!), und der nach den vorgelegten und sonst bekannten Actenstücken nur zu wahrscheinlich ist, kann für sie nicht die mindeste und keine andere Wirkung haben, als daß er die Ritterschaft (soll heißen: den adligen Theil derselben!) mit einem betrübten Staunen erfüllt und in ihr ein in den Geist öffentlicher Handlungen eindringendes nachtheiliges Mißtrauen erregt. Rechtliche Wirkungen kann dieser Schutz nicht haben. Die herzogliche Regierung ist kein Justizcollegium. Sie muß ihre Handlungen da schließen, wo Erörterung streitiger Rechte unter den Landeseinwohnern anhebt. Dies gebieten ihr die Gesetze." ꝛc.

Abgesehen von der Ausdrucksweise ist der Inhalt dieses Dictamens natürlich dahin richtig, daß die Regierung nicht einseitig einem Theil der Stände Rechte verleihen kann, welche derselbe bis dahin nicht besaß oder ausübte; sie kann aber ältere Rechte in Erinnerung bringen. Beim Streit

über rechtliche Befugnisse steht ihr eine Entscheidung nicht zu, sie kann nur vermitteln und muß, wo dies nicht hilft, die Rechtsentscheidung den Gerichten überlassen.

Die Streitigkeiten, welche — wie wir gezeigt haben — jetzt im Entstehen waren, wurden durch die Nachwirkungen der französischen Revolution und die folgende Kriegszeit unterbrochen. Der Adel blieb zwar bei der Reception nach dem neuern Modus, aber es geschah dies jetzt längere Zeit hindurch ohne allen Widerspruch. Nach dem pariser Frieden schien der Landesherr nicht geneigt, neue Weiterungen hervorzurufen, zumal auch die bürgerlichen Gutsbesitzer hinsichtlich ihrer landständischen Pflichten und Rechte völlig in Indolenz versunken waren. Indessen nahmen sie fortwährend an Zahl zu und gegen Ende der dreißiger Jahre waren sie den adligen numerisch beinahe gewachsen. Zu dieser Zeit war denn auch durch die Bemühungen des Gutsbesitzers Pogge auf Zierstorf, welcher fast zufällig durch ein Mitglied des recipirten Adels, zum Zweck einer speciellen Abstimmung, auf den Landtag gerufen wurde, das ständische Bewußtsein der bürgerlichen Ritter wieder geweckt worden. Eine nähere Erforschung der Verhältnisse war die Folge und so kam es, daß namentlich seit den Jahren 1836 und 1838 letztere sich in immer steigender Zahl auf den Landtagen einfanden. 1843 waren sie den adligen Rittern fast, 1844 völlig gleich, 1845 an Zahl überlegen; in diesen Jahren nahmen denn auch die merkwürdigen Verhandlungen ihren Anfang, welche, damals nicht zum Abschluß gelangt, wie es scheint, in nächster Zukunft wieder aufgenommen werden dürften.

Die oben erwähnte Vereinsacte des Adels hatte nämlich zunächst den Zweck, daß durch sie eine Corporation zur Wahrung bestimmter Gerechtsame gebildet wurde. In der Gesammtvereinigung lag zugleich die Kraft des Widerstandes gegen jegliche Opposition sowol, wie die Garantie der Wahrung aller jener — wirklichen oder angemaßten — Gerechtsame. So wie man dann seit 1844 auch officiell von einem „Corps der Ritterschaft vom eingebornen und recipirten Adel" sprach, so wurde auch die Reception mehr und mehr zu einem wirklich rechtlichen Herkommen äußerlich gestaltet, die eine untheilbare Ritterschaft zerspaltete sich in zwei Theile und — wie bei jedem Parteistreben — mußte die endliche Folge nicht blos die Erhaltung der alten, sondern auch die Erringung neuer Gerechtsame sein. Bedachten die bürgerlichen Gutsbesitzer dies nur oberflächlich, so mußte ihre Opposition direct die Vereinsacte, die Corporation selbst, die Grundlage der exclusiv adligen Anschauung angreifen. Bestritten sie einzelne Rechte, so waren sie fortdauernd zu kostspieligen Processen genöthigt. Jene Vereinigung aber konnten sie bekämpfen, weil dies eine nothwendige Vorbereitung für den Rechtsweg sein mußte und — wie das oben angeführte Dictamen so schön sagt — eine Ent-

scheidung konnte ja nur auf diesem kommen. Um so bemerkenswerther mußte es sein, daß trotzdem eine anderweitige Entscheidung wenigstens versucht wurde; wahrhaft wundern mußte man sich aber, daß der Adel diese — nicht richterliche — Entscheidung mit aller Kraft als solche darzustellen sich bemühte.

Als nämlich die bürgerlichen Gutsbesitzer in größerer Zahl die Landtage besuchten, glaubten sie bald zu erkennen, daß ihnen einige Berechtigungen wiederrechtlich vom Adel vorenthalten würden. Dahin gehörte u. a. die passive Wählbarkeit in den Engeren Ausschuß, der Mitgenuß an den Revenuen der Landesklöster ꝛc. Hieraus entstanden seit 1838 hartnäckige Kämpfe; 1843 hatten die bürgerlichen Gutsbesitzer erreicht, daß die adligen auf das von ihnen bisher in Anspruch genommene Vorrecht der ausschließlichen passiven Wählbarkeit zu den Deputirtenstellen des Engeren Ausschusses verzichteten. Man gab sich schon einer gewisseren Zuversicht auf Erringung aller landständischen Rechte, so weit sie nicht durch den L. G. G. Erbvergleich ausdrücklich dem Adel vorbehalten waren, hin, als ein regiminelles Rescript einlief, welches den ganzen Streit mit doppelter Gewalt entzündete, als es den bürgerlichen Landständen 1844 bekannt wurde. Dies Rescript (d. d. 23. Nov. 1843, seinem wesentlichen Inhalt nach wiederholt d. d. 18. Sept. 1844) acceptirte durchgehends die Bezeichnung „Gutsbesitzer vom eingebornen und recipirten Adel“ und erkannte die Reception in die Gemeinschaft desselben als ein herkömmliches Recht an. Es stellte ferner hin und erkannte an 1) die ausschließliche passive Wählbarkeit des Adels zu den Landrathsstellen, ein Vorrecht, welches in Beihalt des unbestreitbaren Wortlautes im §. 167 des L. G. G. Erbvergleichs gar nicht war angefochten worden; 2) den ausschließlichen Genuß der Klosterstellen und die ausschließliche Administration der Klöster von Seiten des Adels, ein bestrittenes Vorrecht — freilich unter Vorbehalt des Rechtsweges für die bürgerlichen Gutsbesitzer; 3) die Befugniß des eingebornen und recipirten Adels, „nach wie vor andere adlige Personen und Familien in herkömmlicher Art durch Agnition oder Reception zur Gemeinschaft an den dem eingebornen und recipirten Adel ausschließlich zustehenden Rechten (d. i. in die Corporation des eingebornen ꝛc. Adels, deren Kennzeichen eben jene ausschließlichen Vorrechte bilden — s. die Vereinsacte, welche übrigens diesem Rescript zu mehrer Beglaubigung unserer Auffassung beilag) aufzunehmen.“ —

Hätte noch ein Zweifel über die wirkliche Meinung und Tragweite dieses Rescriptes stattfinden können, so mußte derselbe durch eine weitere Verfügung vom 2. Dec. 1843 gehoben werden, in welcher die Regierung, „um der Schlußbestimmung des Rescriptes vom 23. Nov. (sub 3) Folge zu geben,“ den eingebornen ꝛc. Adel zur Wahl von Deputirten aufforderte, mit denen sie die gedachte Berechtigung (der Reception) und deren Ausübung wolle be-

rathen und feststellen (!) lassen. Die erwähnten sind Rescripte der schwerinschen Regierung, von der strelitzschen gingen gleichlautende ein. Auf sie übergab der Adel ein Verzeichniß der zum eingebornen ꝛc. mecklenburgischen Adel gehörigen Mitglieder, jedoch mit Vorbehalt der Vervollständigung desselben. — Die gedachten Rescripte hatten gewiß den Zweck, die in der Ritterschaft entstandenen Streitigkeiten auszugleichen; es ist aber leicht ersichtlich, daß ihre Anerkennung des Adels als politischer Corporation mit besondern Vorrechten, in Grundlage der die Verbindung zusammenhaltenden Vereinsacte, jede Ausgleichung erschwerte oder gar unmöglich machte. Durch die Anerkennung des Selbstregierungsrechtes wurde eine Corporation nicht nur auf ungemessene Dauer conservirt, sondern zugleich der Geist gekräftigt, welcher eben diese Dauer verbürgt. Durch Anerkennung einer Gemeinschaft, welche politische Gerechtsame und Vorrechte zu erhalten verbunden ist, hat man eine politische Macht im Staate sanctionirt, ein zu allen Zeiten gefährliches Unternehmen; da die einzelnen Mitglieder dieser Gemeinschaft sich aber bei adligem Worte und Ehren nicht nur für sich, sondern auch für ihre Nachkommen verpflichten, so hat man eine erbliche politische Macht anerkannt, ohne zu berücksichtigen, daß deren Corporationspflichten und Zwecke mit den Staatspflichten und Staatszwecken in Conflict gerathen müssen. Jene Corporation ist überdies eine solche, welche dem Bundesbeschluß vom 5. Juli 1832, in dem sub 2) politische Vereine untersagt sind, gradezu entgegensteht.

Ehe jedoch diese Regierungsrescripte allgemein bekannt wurden (es ist schon gesagt, daß dies erst im Jahre 1844 geschah) trat noch ein anderes aufregendes Moment zwischen die bürgerlichen und adligen Gutsbesitzer. Die Veranlassung gab ein scheinbar geringfügiger Umstand, die Berathung darüber, ob im Deliberations- oder im Directorialzimmer verhandelt werden solle. Durch mancherlei Zwischenfälle wurde dieselbe sehr stürmisch und schließlich enthielten sich die bürgerlichen Gutsbesitzer der Abstimmung. Dies gaben drei von ihnen zu Protokoll „im Namen aller zur Vertheidigung ihrer verfassungsmäßigen Rechte verbundenen bürgerlichen Gutsbesitzer“. Dadurch aber wurde ein adliger Gutsbesitzer zu dem Antrage bewogen, „das Landtagsdirectorium möge den großherzoglichen Commissarien eine Anzeige hierüber mittheilen, damit die Landesherrn erführen, daß sich eine Verbindung zwischen jenen herausstelle.“ Wer hätte nun glauben sollen, daß das Directorium sich auf diesen rein privaten Antrag einlassen würde? Aber es geschah und schon in der nächsten Sitzung machte dies dem Plenum die Anzeige — dasselbe Directorium,*) welches damals die Corpsanerkennung des Adels sammt der

*) Das Directorium besteht aus drei adligen Erblandmarschällen, acht adligen Landräthen und dem Deputirten der Stadt Rostock. Seine Stellung ist vielfach streitig; manche behaupten, es sei nur zur Leitung und Ordnung der Verhandlungen da, während es selbst mehr-

Vereinsacte schon kannte, während die denuncirte Vereinigung der bürgerlichen Gutsbesitzer durchaus keine Verbindung, sondern nur ein durch Besprechung ihrer Interessen hervorgerufenes, vorübergehendes, einmüthiges Streben und Handeln war! Das gab natürlich zu manchen Protesten und Reprotesten Anlaß, wobei sich die gesammte Landschaft den bürgerlichen Gutsbesitzern anschloß und erklärte, das Directorium habe seine Befugniß überschritten. Es erfolgte aber doch unterm 5. Dec. ein landesherrliches Rescript, welches jene aufforderte, sich über die denuncirte angebliche Verbindung zu erklären, dagegen bald darauf am 8. Dec. ein weiteres Rescript producirt wurde, welches eine Vervollständigung des Verzeichnisses der Eingebornen und Recipirten forderte, implicite also abermals die Corporation des Adels anerkannte (wenige Tage nach der Denunciation eines thatsächlich gar nicht einmal bestehenden Vereines der Bürgerlichen und während landesgrundgesetzlich alle Landstände gleichberechtigt sind!). Aber der Adel schlug auch noch dem alten Herkommen eine Wunde, indem am 9. Dec. von drei adligen Gutsbesitzern ein Antrag zur Beschlußnahme für den nächsten Landtag (1845) intimirt wurde, welcher eine Erleichterung der Reception bezweckte. Es wurde nämlich vorgeschlagen und demnächst angenommen, daß — ohne grade den frühern Modus (hundertjährige Ansässigkeit u. s. w.) umzustoßen — 1) „eine funfzigjährige ununterbrochene Ansässigkeit mit einem und demselben Gute den Anspruch auf Agnition hinfort begründen solle; 2) der Besitz eines von einem verstorbenen Vorgänger zu dauerhaftem Fideicommiß errichteten Gutes Anspruch auf Agnition begründe, auch wenn das Gut noch nicht 50 Jahre in der Familie gewesen sein sollte; 3) daß bei der Reception das Erforderniß der Unterschreibung der Vereinsacte vom 3. Dec. 1795 für die Zukunft aufgehoben werde“ (womit aber nicht gesagt ist, daß jene Acte nicht mehr bindend sein soll, und noch weniger ein Verzicht auf die Corporationseigenschaft ausgesprochen ist); 4) daß von jeder Agnition und Reception Anzeige an die Landesherrn gemacht werden solle.*)“

---

sache Vorrechte beansprucht, z. B. die Entscheidung, ob ein Antrag vorgelegt werden solle oder nicht, über die Aufnahme ins Protokoll, das Recht einen Landtagsbeschluß zu sanctioniren resp. umzustoßen u. a. m.

*) Auch diese Aenderungen sind noch nicht die letzten, welche das „alte Herkommen“ erlitten hat. Heute kann jeder adlige Gutsbesitzer, dessen Vorfahren nachweisbar wenigstens seit 100 Jahren im Lande angesessen waren, die Agnition verlangen und diese darf nicht versagt werden (agnoscirter Adel). Ueber die Giltigkeit der Nachweise entscheiden der alte und schon agnoscirte Adel allein. — Adlige, welche 50 Jahre angesessen gewesen sind (aber auch jüngere) können um Reception nachsuchen. Hierüber entscheidet der ganze Adel gemeinschaftlich und kann das Gesuch event. abgelehnt werden. Die Erlegnisse betragen 1000 Thlr., doch gibt es und gab von jeher auch eine selten geübte Reception propter bene merita, welche natürlich kostenfrei geschah. — Der Unterschied zwischen Agnition und Reception ergibt sich hieraus zugleich mit. —

Man fragt vielleicht verwundert, warum der Adel überhaupt in den allgemeinen Landtagsverſammlungen und nicht vielmehr privatim dieſe Angelegenheiten verhandelt? Darüber gibt ein Generalproteſt des Adels, welcher am Schluß des Landtags 1844 auf die Proteſtationen der bürgerlichen Gutsbeſitzer erfolgte, Aufſchluß. Es heißt in dieſem nämlich sub 1): „Wenn Einzelne der Anſicht ſind, daß Beſchlüſſe über Receptionen in den eingebornen Adel auf den Landtagen nicht vorgenommen werden dürfen, weil dadurch die Stimmberechtigung derer, welche über Receptionsangelegenheiten nicht mitſtimmen, beſchränkt werde, ſo widerſpricht dies dem klaren (?) Inhalt des §. 147 des Erbvergleichs, nach welchem bei Ausübung von Stand und Stimme auf den Landtagen die Beobachtung des Herkommens nicht ausgeſchloſſen, vielmehr ausdrücklich vorgeſchrieben iſt. Daß aber das Herkommen, wonach über Receptionen nur die Mitglieder des eingebornen ꝛc. Adels ſtimmen können, ganz abgeſehen von ſeiner viel ältern (?) hiſtoriſchen (??) und rechtlichen (???) Begründung, ſchon zu Zeiten des Erbvergleichs beſtanden (!) hat, erhellt aus den klaren (!!) Worten des §. 167 deſſelben, welcher Begriff (!!!) und Namen (ja, aber nur dieſen) des eingebornen und recipirten Adels anerkennt.“ Vergleiche man nun den oben angeführten §. 167 mit dem §. 147 des L. G. G. Erbvergleichs, welcher letztere lautet: §. 147: „Geſtalt dem zu Folge alle und jede eingeſeſſene Landſtände aller dreier Kreiſe zu den Landtagen durch landesfürſtliche Ausſchreiben berufen und auf den Landtagen, dem Herkommen gemäß, bei den darauf vorfallenden Handlungen ungehindert Stand und Stimme haben und behalten ſollen.“

Wir interpretiren dieſen §. nun freilich nach der Auslegung, welche ihm der Adel gibt, dahin, daß alle Handlungen, welche auf den Landtagen bisher vorgenommen waren, dem Herkommen gemäß auch ferner geſchehen dürfen, obwol eine andere Art der Auslegung nahe liegt. Aber weiter kann das Zugeſtändniß nicht gehen; die Reception war im Jahre 1755 weder ein Herkommen, noch ein altes rechtliches Herkommen, ſelbſt — wie ſchon erwähnt — wahrſcheinlich noch gar nicht näher beſtimmt. Die Entſcheidung über die rechtliche Seite der Receptionsangelegenheit ſteht einzig und allein einer, von den bürgerlichen Gutsbeſitzern mehrfach beantragten, unparteiiſchen hiſtoriſchen und darauf juriſtiſchen Unterſuchung offen. —

Hatte nun der Landtag 1844 die Differenz zwiſchen den beiden Theilen der Ritterſchaft um ein Bedeutendes erweitert, ſo geſchah dies in noch höherem Grade auf dem Landtag von 1845, welchen die bürgerlichen Gutsbeſitzer in ſolcher Anzahl beſuchten, daß ſie wirklich — ein bis dahin unerhörtes Ereigniß — die Majorität bildeten. Hierzu hatte aber vornehmlich ein am 24. Oct., alſo kurz vor der Eröffnung des Landtags, erlaſſenes landesherrliches Reſcript beigetragen, durch welches erklärt wurde, „daß zwar die be-

theiligten bürgerlichen Gutsbesitzer die förmliche Organisation einer Verbindung in Abrede stellten, daß sich aber eine große Anzahl von ihnen durch eine Vollmacht (cf. Vereinsacte!) verbunden und vereinigt halte, um durch gemeinschaftliche Maßregeln diejenigen vermeintlich verfassungsmäßigen (also nicht wirkliche? eine Entscheidung, über welche m. vgl. das Dictamen der adligen Gutsbesitzer S. 248) Rechtsansprüche geltend zu machen, welche seit einigen Jahren die Mißhelligkeiten in der Ritterschaft herbeigeführt und genährt, dadurch zugleich den ständischen Versammlungen eine die Würde derselben beeinträchtigende und die bewährte Landesverfassung gefährdende (!) Richtung gegeben haben. Jene Vollmacht aber habe durch das Rescript vom 18. Sept. 1844 seine Endschaft erreicht. Ueberdies sei eine auf Geltendmachung verfassungsmäßiger Rechte abzweckende, ohne landesherrliche Genehmigung bestehende Verbindung*) den gesetzlichen Bundesbestimmungen entgegen und nicht zu dulden." ꝛc. (Folgt eine Warnung.)

Es war nicht anders möglich, als daß dieses Rescript, welches durch seine Publication im großh. Verordnungsblatt eine schwere öffentliche Rüge geworden war, die bürgerlichen Gutsbesitzer auf das tiefste kränkte, stellte es sie, welche nach ihrer Ueberzeugung nur für die ihnen mit vollem Recht zukommenden Befugnisse stritten, doch als händelsüchtige Unruhestifter vor dem ganzen Lande an den Pranger! 22 gleich nach der Veröffentlichung in Schwerin anwesende Gutsbesitzer legten deshalb sofort eine sehr energische Verwahrung ein, aus welcher, gleichwie aus den veröffentlichten Landtagsverhandlungen selbst, mindestens das mit Klarheit hervorgeht, daß die Frage, von welcher Seite die Mißhelligkeiten thatsächlich genährt waren (durch Gebrauch beleidigender Ausdrücke ꝛc.), eine durchaus zweifelhafte sei. Die Frage, was gutes Recht sei, parlamentarisch zu entscheiden, ist nimmer etwas Ungebührliches und Gefährliches; dadurch wurde doch der Weg freundlicher Versöhnung oder Ausgleichung offen erhalten. Daß die bürgerlichen Gutsbesitzer hierzu den Ernst halten, beweist der Umstand, daß sie auf dem Landtage 1844 historische Forschungen zu jenem Zweck beantragt hatten. Man war auf solchen

*) Es sind über 200 bürgerliche Gutsbesitzer gewesen, welche ihre verfassungsmäßigen Rechte zu wahren strebten. Ein solches Streben, kundgegeben durch die hervorragenden Wortführer in den Landtagsversammlungen, mußte selbstverständlich ein gemeinsames Einverständniß herbeiführen; eine andere Vereinigung bestand ja nicht, man müßte sonst den Betheiligten nicht glauben wollen, wozu gar kein Grund vorliegt. — Uebrigens sollte zu solchem Zweck eine gemeinschaftliche Sammlung nicht verwehrt werden; es lag in der Natur der Sache, daß das Streben sich zunächst parlamentarisch geltend machte. Ob die Erreichung desselben, folglich eine Sammlung dazu, staatsgefährlich sein würde, konnte doch erst die Zukunft lehren; so offen gefährlich, wie der 1843 (als die Bundesgesetze gleichfalls schon bestanden) anerkannte Adelsverein war sie gewiß nicht. — Uebrigens sind Vollmachten aller Art durch den Erbvergleich (§. 153) untersagt.

Antrag, welcher einem langwierigen Proceß vorbeugen konnte, freilich nicht eingegangen, aber warum nicht?

Auf das erwähnte Regierungsrescript nun entgegnete der gesammte Landtag 1845, Ritterschaft und Landschaft durch eine Gesammtverwahrung, zu welcher freilich nicht alle durch gleiche Gründe bestimmt waren. Am 26. Nov. legte dann noch die Landschaft aller drei Kreise einen Gesammtprotest gegen die zum gegenwärtigen Landtag intimirte Erleichterung der Agnition und Reception (S. 252.), so wie gegen den seit dem Landtage 1844 zuerst officiell bei Anträgen und Beschlüssen gebrauchten Ausdruck „Corps der Ritterschaft vom eingebornen und recipirten Adel" ein, letzteres um so nöthiger, als in diesem Lande, wo alle Rechte aus der Observanz hervorgehen, die Befürchtung nahe lag, daß jener Ausdruck über kurz oder lang für ein observanzmäßiges Recht erklärt werden dürfte. Ihr folgten die bürgerlichen Gutsbesitzer, 208 an der Zahl, mit gleichem Protest, ebenso die Deputirten der Stadt Rostock. Dennoch wurde durch Privatbeschluß der adligen Gutsbesitzer jener die Aufnahme ins Adelscorps erleichternde Antrag auf diesem Landtage acceptirt. Auf die Protestationen erklärten sich zwar einige adlige Gutsbesitzer bereit (andere jedoch widersprachen und zum Beschlusse kam es nicht) das Wort „Corps", welches überhaupt keine andere Bedeutung habe, als die einer Menge, wie z. B. das Wort „Armeecorps", fallen zu lassen, da jedoch hierin ein Verzicht auf die Corporation selbst nicht lag und es überhaupt zu einem Beschlusse nicht kam, so mußte man es bei den erwähnten Protesten einstweilen bewenden lassen. Doch wurde auf diesem Landtage noch eine aus Mitgliedern aller Theile bestehende Deputation erwählt, welche den Versuch machen sollte, bis zum nächsten Landtag alle streitigen Punkte zu erörtern und die Wege nachzuweisen, auf welchen eine gütliche Verständigung über alle oder einzelne Differenzen zu erreichen wäre. Wie sich von vornherein niemand verhehlte, blieb dieser Versuch ohne erhebliches Resultat, da die streitigen Punkte zu weit auseinanderlagen und man auf beiden Seiten glaubte, nicht weiter nachgeben zu dürfen. So erreichte man denn auf den folgenden Landtagen ebenfalls nichts Wesentliches mehr; die Sachen blieben wie bisher, ein Theil protestirte und der andere reprotestirte. Als später der Landtag einer Abgeordnetenkammer das Feld räumte, ruhten selbstverständlich alle Fragen dieser Art; als jener aber 1851 in seinem alten Bestand wieder hergestellt wurde, hatte er alle Ursache, sich durch Erneuerung der Differenzen nicht sofort wieder ans Leben zu greifen. So blieben denn die besprochenen Angelegenheiten, vornehmlich die Reception und die Corporationsbildung des eingebornen ꝛc. Adels in statu quo, obwol es auch in dieser Zeit an Protesten und einzelnen Anträgen nicht fehlte. Auf dem letzten Landtage ist nun unterm 14. December 1858 derjenige Antrag des Gutsbesitzers Maneke gestellt, mit welchem wir diese

Abhandlung eröffneten und welcher lautet: „Es besteht, wie öffentlich bekannt ist, in Mecklenburg seit dem Jahre 1795 ein Verein mehrer Landstände, welcher, wie die Urkunde lautet, den Zweck haben soll, „die Aufrechthaltung der Gerechtsame des Standes" zu bewirken . . . Es ist der mecklenburgische Adel, welcher diesen Verein bildet, und schließt auch das beregte Document mit den Worten: „Geschehen zu Sternberg auf dem allgemeinen Landtage, in der besondern Versammlung des Adels, am 3. December 1795." Es möchte sich bei näherer Betrachtung vielleicht ergeben, daß dieser Verein 1) nicht im Einklange mit unsrer Verfassung stehe; 2) dem Gemeinwohl des ganzen Landes schädlich sein könnte; 3) den bestehenden Gesetzen über Vereine grade entgegen in Thätigkeit wäre und 4) das höchste Gut auch jedes mecklenburgischen Edelmannes — seine Freiheit — aufs äußerste beschränkte. . . Deshalb erlaube ich mir den Antrag zu stellen: Ritter- und Landschaft wolle diese Vereinsacte einer genauen Prüfung unterziehen, eventuell Schritte ergreifen, damit dieselbe annullirt werde."

Die Entgegnung vom 18. December hierauf lautete sowol von Seiten einzelner adliger Gutsbesitzer als auch des Directoriums dahin, daß „ein Beschluß über die landesherrlich in den Rescripten vom 23. November 1843 (und 14. November 1844) anerkannten*) Rechte des Adels von Unberechtigten (wörtlich!) nicht zulässig sei" u. s. w.

Pogge-Blankenhof, Hillmann-Scharstorf und Pogge-Jaëbitz erklärten hierauf am 20. December, „daß jener Manekesche Antrag nur eine rechtliche Untersuchung über die Vereinigungsacte vom 3. December 1795 und das Bestehen eines Vereines in der Ritterschaft bezwecke, daß er also nichts Ungehöriges wolle und man ihn wiederhole." Als auch hierauf das Directorium bei obiger Entscheidung beharrte, machte Hillmann-Scharstorf die Anzeige, daß „er beabsichtige, diese Sache auf gerichtlichem Wege entscheiden zu lassen und hoffe, das Directorium werde ihm in der Person des vorsitzenden Landrathes zu Rechte stehen." — —

Hiermit haben wir den Standpunkt erreicht, bis zu welchem diese Angelegenheit vorläufig gelangt ist. Bei der Schroffheit, mit welcher sich die Rechtsansichten der adligen und bürgerlichen Gutsbesitzer gegenüberstehen, ist an eine gütliche Ausgleichung nicht mehr zu denken, eine gerichtliche Ausmachung aber erscheint — wenn auch der Sache nach bedauerlich — doch

*) Das war ohne Mühe vorauszusehn, daß der Adel sich auf jene landesherrlichen Rescripte bei erster Gelegenheit berufen würde. Dieselben können aber unmöglich über streitige Punkte des Erbvergleichs entscheiden, denn letzterer ist ein Pact zwischen Landesherrn und Ständen, dessen Bestimmungen zwar jeder Contrahent nach seiner Ansicht auslegen mag, aber doch für diese Auslegung keine rechtliche Wirkung beanspruchen kann. Die Regierung hat deshalb den Rechtsweg ausdrücklich offen gelassen, aber um so weniger ist eine Berufung auf die Rescripte gerechtfertigt.

ebenso nothwendig als wünschenswerth. Daß der Adel eine geschlossene Gemeinschaft bildet, beweist allein schon die Reception, welche sonst gar keinen Sinn hätte. Er beansprucht zwar heute nicht die Erwerbung neuer, aber die gemeinschaftliche Wahrung alter Standesrechte, und wenn auch die Vereinsacte bei der Reception nicht mehr zur Grundlage genommen wird, wenn auch deren Unterschreibung nicht mehr erforderlich ist, so ist doch klar, daß er sich damit nur eines äußern Zeichens, niemals aber der Sache selbst ausdrücklich begeben hat. Er will keine von der Gesammtheit der Ritterschaft getrennte Corporation sein, nimmt aber doch ausschließliche Vorrechte in Anspruch, deren Recht (z. B. in Betreff der Klosterfrage) nicht unbestritten ist, deren Ausübung also eventuell die Rechte anderer beeinträchtigen kann. So ist die Reception thatsächlich zugleich eine Aufnahme in die Gemeinschaft ausschließlicher Berechtigungen — oder in eine Corporation, als deren bindendes Kennzeichen doch wol nur ausschließliche Berechtigungen betrachtet werden können. Es ist nicht unsre Absicht, diesen Gegenstand weiter zu untersuchen; das müssen wir aber nochmals hervorheben, daß trotz dem Gesagten der Adel selbst behauptet (Dictamen vom 5. December 1845) „eine besondere von der Ritterschaft getrennte*) Corporation nicht zu sein."

Die architektonischen Bestrebungen unserer Zeit.

4.

Das italienische Volk war jenem innern Zwiespalt, der die Völker germanischen Stammes verzehrte, fremd geblieben. Die Richtung auf eine schöne Sinnlichkeit, die den Grundzug des italienischen Volkes ausmachte, und das geistige Leben des Volkes auf das Gebiet der Künste lenkte, erwies sich auch innerhalb der Sphäre der Religion siegreich; kam doch der Katholicismus selbst solchem Streben durch einen auf die Sinne berechneten Cultus entgegen. Hatte sich aber im italienischen Volk die Verschmelzung des germanischen Volksgeistes mit dem Römerthum factisch vollzogen, so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn auch in den Kunstleistungen der Italiener die Ver-

*) Den Worten nach hat er darin zwar Recht, aber eine Corporation in und neben der Ritterschaft — das ist die Frage.

schmelzung beider Gegensätze bis zu einem gewissen Grade wenigstens vollbracht erscheint. — Die italienische Bauart basirt auf dem Rundbogen und dem romanischen Gewölbprincip in der Raumüberdeckung, auf dem Festhalten der Horizontallinie im Aufbau und auf der entsprechenden Wiederaufnahme der formalen Eigenschaften der antik-römischen Kunst. Das romanische Wölbprincip ist germanischen Ursprungs, germanischen Einwirkungen wird auch die Uebersiedelung nach Italien, die Verdrängung der frühitalienischen holzbedeckten Basilika zuzuschreiben sein. Indem nun aber der italienische Stil das romanische Wölbprincip aufnimmt, steigert er dasselbe zu statischem Fortschritt. Verlangte nämlich die südliche Gefühlsweise eine freie weite Raumbildung und entfaltete sich demgemäß der Grundplan zu mächtiger Breite, so ergaben sich auch für die Ueberwölbung gewaltige Spannweiten. Beträgt doch die mittlere Pfeilerweite am florentiner Dom 60 Fuß, am Dom zu Speier dagegen nur 46 Fuß. Wurden nun aber die Pfeiler nach romanischem Schema so angeordnet, daß je vier ein Quadrat bildeten, mithin das Gewölbe in gleichem Maße sich nach der Breite und Länge ausdehnte, die Gewölbestützen dagegen als vier- oder achteckige Pfeiler oder runde Säulen in möglichst geringer Stärke errichtet, und außerdem die romanische Kuppel zu außerordentlichen Dimensionen vergrößert wurde, so muß dem italienischen Stil eine Kühnheit und Großartigkeit in der Construction zuerkannt werden, die insbesondere das gothische Gewölbsystem weit hinter sich zurückläßt. Die Gothik vermochte nur durch Aufhäufung immenser Mauermassen den Gewölbeschub zu paralysiren und dem durch übermäßige Höhenstreckung geschwächten Organismus Halt zu verschaffen; der italienische Stil, der mit dem romanischen Gewölbsystem auch das in ihm gegebene mäßige Höhenverhältniß aufnimmt und darum innerhalb statisch natürlicher Grenzen bleibt, bildet den Strebepfeiler, seiner Bedeutung als Widerlager entsprechend, als vorspringende Mauerverstärkung nach Analogie der romanischen Lissene und weis im Anschluß an den romanischen Stil einem etwaigen Gewölbeschub durch Mauern von hinreichender Stärke zu begegnen. Ebenso wurden an Stelle der gothischen Monstrefenster nach romanischer Art Fenster von mäßiger Größe angeordnet, die Mauerflächen aber, die nun wieder den organischen Raumabschluß bilden, mit großartigen Wandmalereien geschmückt, wie denn auch der ganze innere Organismus durch Decorationsmalerei auf bedeutsame Weise charakterisirt erscheint. Neben der angemessenen Berücksichtigung des im Gewölbeband gegebenen vertikalen Elements hält der italienische Stil die Bedeutung der Horizontallinie als den gesetzmäßigen Ausdruck des statischen Aufbaues fest und sucht in der entsprechenden äußeren Gruppirung und Gliederung den inneren Organismus zur berechtigten Erscheinung zu bringen. Ein völliges, kräftiges Hauptgesims schließt die aufsteigende Höhenbewegung organisch und

natürlich ab. Die Zwischengliederung erscheint als der organische Ausdruck der structiven Momente (des Kämpfers der Höhenabtheilungen ꝛc.) und zeugt von feinem, durch das Studium der Antike geläutertem Sinn. An Stelle des nordischen Maß- und Leistenwerks auf Pfeiler- und Mauerflächen tritt eine meist sehr harmonische, die Gliederung des Baues glücklich hervorhebende Decoration, aus Füllungen und Friesen nach verschiedenen Dessins, mit buntem Marmor ausgefüllt, bestehend; eine praktische Lösung der polychromen Streitfrage. Bogenzwickel u. dergl. sucht man den nordischen Zirkelexercitien gegenüber durch plastischen Schmuck auf bedeutsame Weise auszufüllen, wie sich denn überhaupt ein richtiges Gefühl für Ornamentik zu erkennen gibt. Gleichwie aber Italien in politischer Beziehung die Oberhoheit der deutschen Kaiserkrone anerkannte, so nahm es auch in seine Architektur gewisse nordische Formen auf, die aber in ihrer principiellen Verschiedenheit eine nur sehr äußerliche Verbindung mit der heimischen Bauweise eingehen konnten. Wir meinen den Spitzbogen, der, wenn schon vom Rundbogen verdrängt, hier und da noch immer zur Erscheinung kommt, das Spitzthürmchen mit seiner steilen Pyramide, den Giebel, der blind, ohne ein parallel mit ihm aufsteigendes Dach in die Lüfte schneidet und andere derartige gothische Decorativformen. Ueberall da aber, wo jener nordische Einfluß zu überwiegender Geltung gelangt, sehen wir, wie am Dom zu Mailand, eine Architektur entstehen, die mit dem Namen einer gothischen im italienischen Sinn, d. i. einer barbarischen, wol am besten zu bezeichnen ist. Erweist sich sonach der directe deutsche Einfluß als wenig heilsam, so erkannten wir doch in jener frühgermanischen Einwirkung eine für die italienische Kunst bedeutsame und folgenreiche. Die italienische Kunst steigerte die technische Fähigkeit des romanischen Gewölbes, wie sie, im Rückblick auf die Antike, die formale Seite der romanischen Kunst reinigte. Hierin ist die italienische Kunst als eine höhere Potenz der romanischen Bauart zu betrachten. Ging aber Deutschland zuerst an die Ausbildung des romanischen Stiles und überragen die deutschen Monumente dieses Stiles die gleichzeitigen Bauten aller anderen Völker weit an Bedeutung, so scheint uns, daß neben der dem germanischen Volk überhaupt zuzuweisenden Vaterschaft der deutschen Nation insbesondere eine Priorität zuerkannt werden müsse, die jenem Rundbogenprincip auch die Weihe eines echt nationalen leiht. Die Thatsache aber, daß der romanische Stil, von germanischen Völkern auf Grund der Antike begonnen, die Verschmelzung antiker Tradition mit germanischem Geist und zwar so lange erstrebte, als die Geistlichkeit, die in Rom fußte, die vornehmste Trägerin der Cultur war, mag hiermit zum wenigsten angedeutet sein.

Hatte nun aber der mittelalterlich-italienische Stil nicht vermocht, die

fremdartigen nordiſchen Geſchmacksformen ſich zu aſſimiliren, ebenſo wenig aber ſie als principwidrig zurückzuweiſen, ſo vollzog Italien dieſe formale Läuterung im funfzehnten Jahrhundert in der Renaiſſance. Die Renaiſſance bezeichneten wir oben als den architektoniſchen Ausdruck der im funfzehnten Jahrhundert begonnenen Sinneswandelung. Das Mittelalter ſtützte ſich auf den Individualismus, der Individualismus aber war ein unfreier, durch die Autorität gebundener. Die Negation der Natur und ihrer Rechte, die Alleinherrſchaft des Geiſtes war das mit ſelbſtvernichtender Begeiſterung erſtrebte Ziel der mittelalterlichen Welt. Kehrte ſich aber ein ſolches Streben gegen die natürliche Baſis der menſchlichen Exiſtenz und konnte es darum nur in der Extaſe ſeinen Haltpunkt finden, ſo mußte es naturnothwendig mit dem Verfliegen der Extaſe ſeinen Haltpunkt verlieren. Der Geiſt erkannte ſich in ſeiner Einſeitigkeit, erkannte die Unmöglichkeit, aus ſich heraus durch Negation alles außer ihm Gegebenen zur Befriedigung zu gelangen. Dieſe Erkenntniß war eine unerläßliche. Der Geiſt mußte ſich ſeiner Schranken bewußt werden, um in der Natur ein ihm gleichberechtigtes Moment anzuerkennen, das nicht durch Negation zu überwinden, nur durch Annahme zu verſöhnen ſei. Dieſe Verſöhnung von Geiſt und Natur iſt aber das Princip des modernen Ideals. Im Mittelalter war die Individualität eine unfreie, die neue Zeit iſt von dem Streben nach individueller Freiheit erfüllt. Deutſchland ward zum Bannerträger dieſes Freiheitsſtrebens auf religiöſem Gebiet (in der Reformation), Italien auf dem Gebiet der Kunſt.

Das moderne Ideal iſt die Verſöhnung von Geiſt und Natur; der architektoniſche Ausdruck dieſes Ideals aber konnte nur in der Verſchmelzung des mittelalterlichen und antiken Bauprincips gefunden werden. Dieſe Verſchmelzung hatte Italien im Mittelalter begonnen, im funfzehnten Jahrhundert mit geſteigertem Bewußtſein fortgeſetzt. Die Frucht dieſer Beſtrebungen iſt die Renaiſſance. — Im gothiſchen Stil, in welchem der mittelalterliche Gedanke ſeine großartigſte Verkörperung gefunden, hatte ſich die Schöpferkraft der germaniſchen Völker erſchöpft. Wie dem mittelalterlichen Ideal mit der Extaſe ſeine innerſte Lebenskraft ſchwand, ſo mußte der gothiſchen Kunſt, die ja der architektoniſche Ausdruck jenes Ideals geweſen, mit dem Ideal der nährende Boden verloren gehen. Die gothiſche Architektur baut ſich, dem mittelalterlichen Gedanken parallel, in ſtrengſter rückſichtsloſeſter Conſequenz auf. Die Conſequenz wurzelt eben im Gedanken. Wankte aber der Grund, auf dem das ſtolze Gebäude ſich erhob, ſo mußte der ganze Bau unabänderlich in ſich zuſammenbrechen, denn auf dieſem Grund und darauf in einſeitiger Conſequenz war er eben errichtet. Je ſtrenger aber die Conſequenz des gothiſchen Syſtems geweſen war, um ſo unwiderſtehlicher mußte ſich die Auflöſung an ihm vollziehen. Der italieniſchen Kunſt aber erwuchs aus jener Auflöſung

die Befreiung von der übergreifenden Macht des nordiſchen Gedankens und damit eine höhere Vollendung.

Die italieniſche Kunſt des funfzehnten Jahrhunderts, die Renaiſſance entledigt ſich des heterogenen Spuks nordiſcher Decorativformen und weiß im engern Anſchluß an die Antike die formale Seite des altitalieniſchen Stiles zu claſſiſcher Correctheit und harmoniſcher Schönheit zu ſteigern. Ebenſo legt ſie, in Rückſicht auf die charakteriſtiſche Seite, die Reſultate des altitalieniſchen Stiles ihren Schöpfungen zu Grunde. Ihm analog ſpricht ſie in der äußern Gliederung den innern Organismus wahr und lebensvoll aus; ſie verbindet aber hiermit ein ſo hohes Gefühl für Maß und Harmonie, daß ſie im „Rhythmus der Maſſen“ eine neue Schönheit der Verhältniſſe gewinnt. Die Schweſterkünſte, Sculptur und Malerei, werden nach Vorgang des altitalieniſchen Stiles zu folgenreichſter Mitwirkung herangezogen und es entwickelt ſich beſonders in der Decoration der Innenräume ein ungeahnter, nie erreichter, edler, großartiger, phantaſievoller Geſchmack. Dabei iſt die Technik eine durchaus wahre, ſolide, dem Stoff angemeſſene. In dem Material und ſeiner Eigenthümlichkeit findet ſie das Geſetz für die Darſtellung gegeben. Der Backſteinbau entwickelt ſich zu einer dem Marmorbau ebenbürtigen Schönheit. Im Wölbprincip folgt die Renaiſſance dem altitalieniſchen Stil. Das Gefühl für Weiträumigkeit, das die kühnen techniſchen Leiſtungen deſſelben bedingt, wirkt fort, ſteigert ſich ſogar zu ſtatiſchem Fortſchritt. Im Profanbau bildet es den Grundplan zu hoher Poeſie und Großartigkeit aus. Der italieniſche Grundplan iſt gradezu muſtergiltig.

In ſolcher Weiſe geſtaltet ſich die Renaiſſance des funfzehnten Jahrhunderts. Sie erſcheint, um es kurz zuſammenzufaſſen, als eine höhere Entwicklung und Vollendung des altitalieniſchen Baugedankens, inſofern ſie im engern Anſchluß an das römiſche Alterthum die formale Seite der altitalieniſchen Kunſt reinigt und veredelt, die kühnen techniſchen Leiſtungen derſelben aber aufrecht erhält, ja ſteigert; mit dem tiefen lebensvollen Organismus, der räumlichen Charakteriſtik des altitalieniſchen Stiles verbindet ſie eine hohe harmoniſche Schönheit in der äußern Erſcheinung, im Ganzen wie im Einzelnen. Die in der altitalieniſchen Kunſt erſtrebte Verſchmelzung des mittelalterlichen und antiken Stilprincips hat in der Kunſt des funfzehnten Jahrhunderts einen bedeutſamen Schritt nach vorwärts gethan. Und hiermit hat die Renaiſſance ihren Höhepunkt erreicht, ihre weitere Bahn iſt eine abwärts führende. Mag auch die formale Seite der Kunſt in den nächſten Decennien erſt zu höchſter Blüte gedeihen, mag jenes rhythmiſche Gefühl bis zum Ende der Epoche mächtig und friſch ſich erhalten, mag jene Großartigkeit der Auffaſſung noch die Anlagen der ſpäteſten Zeit durchwehen, die innerſte Kraft mußte erlöſchen, weil man aufgehört hatte, in einem lebendigen Organismus die Seele der

Kunst zu erblicken. An Stelle der auf einer freien Würdigung der formalen Eigenschaften der Antike beruhenden selbstständigen Reproduction der classischen Formenwelt tritt eine unfreie pedäntische Nachahmung der römischen Monumente in ihrer Totalität. Hatte man bisher in der äußern Erscheinung eines Bauwerks dessen inneres Wesen, seine geistige Tendenz auszusprechen gesucht, in dem glücklichen Erreichen dieses Zieles aber die architektonische Schönheit gefunden, so gab es jetzt nur ein Heil für die Kunst: die strenge Befolgung des aus den Büchern des Vitruv und den antiken Baueresten abstrahirten und berechneten Kanon. War man bisher bemüht gewesen, den Innenraum dem räumlichen Bedürfniß und dem statischen Vermögen entsprechend organisch durchzubilden, so schlug man jetzt alle technischen Resultate der Vergangenheit kühn in die Schanze, um zu dem embryonischen Zustand des Römergewölbes zurückzukehren. Die äußere Architektur entwickelt sich nicht nothwendig und organisch von Innen heraus, sie ist eine reine Decoration nach dem Schema römischer Kunstformen geworden, die dem Baukörper äußerlich aufgeheftet wird. Der organische Zusammenhang des innern Seins und des äußern Scheins ist gelöst, an die Stelle der Nothwendigkeit tritt freies Belieben, Willkür. Dazu kommt noch, daß mit dem Copiren des römischen Formalismus die lose unorganische Verbindung des Säulen- und Gewölbebaues, die der römischen Kunst charakteristisch, der modernen Baukunst übertragen wurde. Hatte aber schon die römische Kunst das tiefere Verständniß der griechischen Formen verloren, so mußte das todte Copiren des römischen Details eine um so größere Leere und Trockenheit erzeugen, je äußerlicher und unselbstständiger man bei der Nachahmung verfuhr. Die Façade hatte aufgehört das „Angesicht" zu sein „worin der Bau seine Seele nach außen ausspricht," sie war sich selbst Zweck geworden. Was Wunder wenn da auch der letzte Schein architektonischer Gesetzmäßigkeit über Bord geworfen, die schrankenlose Subjectivität mit all ihren Launen, ihrer Willkür auf den Thron erhoben ward? So erscheinen denn jene lügenhaften Kolossalsäulen und Pilaster mit ihren Riesengebälken (nach dem Vorbild der römischen Tempel), die den mehrstöckigen Bau in eine einstöckige Blendfaçade zwängen, jene gebrochenen, zerschnittenen Giebel über Thür und Fenster, jene gerollten und gekräuselten Schnörkel und Schnecken, jene geschwungenen und geschweiften Linien in Grund- und Aufriß. Die Architektur löst sich in ein tolles, leidenschaftliches Formenspiel, in eine üppige, kokette, aller Vernunft und allem Gesetz Hohn sprechende Manier auf. Der Rococo feiert seine Orgien. L'état c'est moi, das war der Grundgedanke in Kirche und Staat, und darum auch in der Architektur. Auf der einen Seite der restaurirte Katholicismus mit seiner künstlichen Wiederbelebung abgestorbener Zustände, seinem gespreizten und gemachten Wesen, seinem leeren äußeren Prunk, seiner Hohlheit und Lüge, seinem innern Widerspruch und darum

ſeiner Unſittlichkeit, auf der andern Seite die abſolute Monarchie mit ihrer ſouveränen Verhöhnung von Recht und Geſetz, ihrer grenzenloſen Gleichgiltigkeit gegen Wahrheit und Sittlichkeit, ihrer Eitelkeit und Selbſtgefälligkeit, ihrer Unfähigkeit und ihrem Uebermuth, ihrer zügelloſen Ueppigkeit, ihrer ſchamloſen Sinnenluſt, ihrer ganzen inneren Fäulniß und Verweſung, das ſind die treibenden Mächte der Zeit, ihr treues Spiegelbild aber iſt der Rococo. Die Architektur der neuen Zeit hat für Kirche und Palaſt nur eine Form gefunden, denn ſie hatte nur einen Vorwurf, die heidniſche Römerkunſt. Daß aber die Zeit in jener Römerkunſt den entſprechenden Vorwurf, daß Katholicismus und Despotismus in derſelben Kunſt ihren Ausdruck, in dem daraus entwickelten Rococo aber die höchſte Verkörperung ihrer entwickelten kirchlichen und ſtaatlichen Gedanken finden konnten und zwar beide in ein und derſelben Form gleich charakteriſtiſch und gleich giltig, das ſpricht am ſchlagendſten der Inhalt der ganzen Zeit aus.

Freie Individualität war das Princip der im funfzehnten Jahrhundert begonnenen neuen Zeit. Mächtig und bedeutſam entfaltete ſich dieſes Princip ſeit dem funfzehnten Jahrhundert auf kirchlichem und ſtaatlichem Gebiet, auf dem Gebiet der Kunſt. Aber der freien Bewegung tritt eine feindliche Reaction entgegen. Wie im Mittelalter baut ſich eine Autorität auf, die aber nicht wie jene als eine innerlich gewordene, als der nothwendige Culminationspunkt der ganzen bisherigen Entwicklung erſcheint, die nur eine äußerlich gemachte oder reſtaurirte, willkürlich geſetzte iſt. Während ſich ſo im Mittelalter unter der Aegide der Autorität der Gedanke zu höchſter Blüte entfaltet, konnte umgekehrt die moderne Autorität, und wäre ſie, wie die reſtaurirte katholiſche auch äußerlich ſcheinbar dieſelbe geweſen, alle ſchöpferiſche Kraft nur erſticken. Eine jede Entwicklung folgt ihren innern Geſetzen; die äußere Form iſt der organiſche Ausdruck des innern Weſens. Eine willkürliche Autorität ſchreibt willkürlich die Form vor, die der Entwicklung Geſetz ſein ſoll. Dieſe Form iſt todt, weil nicht lebendig gezeugt. Der Geiſt aber kann eine Form nicht beleben, die nicht die ſeine iſt; innerhalb ihrer Schranken kann er ſich nur durch Willkür bethätigen. Die Willkür wird um ſo größer ſein, da die Reproduction der, um des äußern Schemas willen gegebenen Form nur eine äußerliche ſein kann. Die innere organiſche Gliederung fehlt; das Ganze erſcheint nur als ein durch äußeren Machtſpruch ſubjectiven Beliebens zuſammengehaltenes Aggregat innerlich fremdartiger, widerſprechender Beſtandtheile. Die Reproduction wird im Einzelnen wol den äußern Schein der Geſetzmäßigkeit wahren, im Ganzen und Großen wird ſie nur Spiel, nur Willkür ſein. — Die Bewegung des funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts mündet aus in äußere Autorität, das achtzehnte Jahrhundert beginnt mit ſchrankenloſer Willkür.

Das östreichische Colonisationsgesetz vom confessionellen Standpunkt.

Das mit großer Spannung erwartete Colonisationsgesetz ist nunmehr eine vollendete Thatsache. Durch die kaiserliche Verordnung vom 23. Decbr. 1858, wirksam für die Königreiche Ungarn, Kroatien und Slawonien, die serbische Wojwodschaft mit dem temeścher Banat und das Großfürstenthum Siebenbürgen, sind die neu entstehenden landwirthschaftlichen Ansiedlungen zu gewährenden Begünstigungen und die Bedingungen zu deren Erlangung festgestellt worden. Wir halten es nicht für unsere Aufgabe, uns in eine nähere Ergründung der Tragweite einzulassen, welche diese Verordnung in nationalökonomischer Beziehung für die Cultur der östlichen Kronländer der östreichischen Monarchie haben wird. Dagegen wollen wir diejenigen Bestimmungen derselben, die sich auf die confessionellen Verhältnisse der Ansiedler beziehn, kurz ins Auge fassen. Hierbei bleibe ganz unerörtert, ob die in §. 2 lit. a enthaltene Imperative, daß die Ansiedler jeder neuen Gemeinde nicht nur demselben Volksstamm, sondern auch demselben Religionsbekenntniß angehören müssen, dem Colonisationswerk grade förderlich sein wird oder nicht, so daß wir uns lediglich darauf beschränken, den §. 13. in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehn. Dieser lautet wörtlich: „Alle einwandernden Ansiedler, welche einer in Oestreich anerkannten christlichen Confession angehören, werden der diesen Confessionen gewährleisteten freien Religionsübung theilhaftig." Diese Bestimmung enthält vor allem die praktische Lösung der seit der Neugestaltung der politischen Verhältnisse in Oestreich, also seit dem Jahre 1848 sehr controversen Frage: ob den Evangelischen rechtlich gestattet sei, in den früher zur Krone Ungarn gehörigen Königreichen Kroatien und Slawonien (auch Dalmatien) Güter zu erwerben und Aemter zu bekleiden? Da nämlich der §. 14 des das Grundgesetz der Evangelischen in Ungarn bildenden 26. Artikels des ungarischen Reichstages vom Jahre 1790, wol „jenen etlichen Gemeinden in Unterslawonien, die theils der augsburger, theils der helvetischen Confession zugethan sind," die „freie Religionsübung, wie sie dieselbe jetzt genießen", auch für die Zukunft beläßt, sonst aber den Evangelischen das Recht zum Gütererwerb und zur Bekleidung von Aemtern in den genannten Königreichen (natürlich mit Ausnahme jener „etlichen Gemeinden in Unterslawonien") gradezu abspricht; die kaiserliche Verordnung vom 23. Dec. 1858 aber ausdrücklich auch für Kroatien und Slawonien wirksam ist, so folgt selbstverständlich, daß evangelische Colonisten sich in den genann-

ten Ländern nunmehr ansiedeln d. i. Besitz erwerben dürfen und daß sie der, jenen „etlichen Gemeinden in Unterslawonien“ gewährleisteten „freien Religionsübung“ theilhaftig werden. — Fragt man nun nach Wesen und Inhalt der dem Kronlande Ungarn sammt dessen ehemaligen Nebenländern und Siebenbürgen garantirten „freien Religionsübung“, so ist darunter nicht das den Protestanten in den deutsch-slawischen Kronländern durch das Toleranzpatent Kaiser Joseph II. gesegneten Andenkens, vom Jahre 1781 gewährte „Privatexercitium“, sondern die in dem 26. Artikel v. J. 1790—1, für Ungarn und im sogenannten Approbatalgesetz, wie in dem Leopoldinischen Diplom und in dem Religionsgesetz des Landtags 1791 für Siebenbürgen gewährleistete und erst durch die Reichsverfassung vom 4. März 1849 wie durch das spätere k. Patent vom 31. Dec. 1851 auch auf die Protestanten in den deutsch-slawischen Ländern ausgedehnte „gemeinsame öffentliche Religionsübung zu verstehen“, d. i. das Recht, Gemeinden zu bilden, Geistliche einzuführen, Kirchen, mit Thürmen oder ohne Thürme, Pfarrhäuser und Schulen zu errichten u. s. w., mit einem Wort: die Befugniß der ungehinderten Entfaltung des confessionellen Lebens auf dem Grunde der Dogmen und der Verfassung der Kirche.

In so weit — in wie weit nämlich die Glaubens- und Gewissensfreiheit und die äußerliche Manifestation der religiösen Ueberzeugungen in Frage steht — können die einwandernden, der evangelischen Kirche angehörigen deutschen Ansiedler vollkommen beruhigt sein. Ob das Gleiche auch in so weit gilt, inwiefern es sich um die Stellung der evangelischen Kirche in den Ländern, für welche das Colonisationsgesetz gegeben ist, zum Staate, so wie zu andern kirchlichen Gemeinschaften, namentlich zur römisch-katholischen Kirche, handelt, mag aus Folgendem entnommen werden.

Was den ersten Punkt anbelangt, so erfreuen sich die vier recipirten Kirchen in Siebenbürgen, also auch die evangelischen beider Bekenntnisse, einer möglichst weit gehenden Freiheit und Autonomie. Nicht so ganz in Ungarn; während nämlich die Selbstständigkeit und Autonomie der evangelischen Kirche in Siebenbürgen so weit geht, daß der Staatsgewalt nach dem Religionargesetze vom Jahr 1791 sogar das Recht der Oberaufsicht nur in Beziehung auf die kirchlichen Fundationen gewahrt ist, geschweige denn, daß derselben auf die Verfassungsfragen irgend ein directer Einfluß zustände, sind die Evangelischen in Ungarn, sowol was die Kirchenangelegenheiten als auch was die Schulangelegenheiten anbelangt, der obersten Aufsicht des Staates allerdings unterworfen und räumt der 26. Art. d. J. 1790—1, dem Souverän wichtige Rechte in Bezug auf die kirchliche Coordinations- (Verfassungs-) frage derselben ein.

In zweiter Beziehung ist in Siebenbürgen durch die mit den Approbaten

(Lib. I. Tit. I. Art. II.) und mit dem von allen nachfolgenden Großfürsten von Siebenbürgen bis auf Kaiser Ferdinand V. beschwornen ersten Artikel des Diplomes Leopold I. vom 4. December 1691 übereinstimmenden Religionargesetze des siebenbürger Landtags vom Jahr 1791 vollkommene Gleichberechtigung der recipirten Bekenntnisse mit dem Beisatz festgestellt, daß alle gegentheiligen Verordnungen keine Geltung haben sollen (non obstantibus in contrarium editis Ordinationibus). Unter der Herrschaft dieses humanen und wahrhaft christlichen Gesetzes entwickelte sich das kirchliche Leben in Siebenbürgen zu schöner Harmonie. Bei öffentlichen Anstellungen galt kein Unterschied des religiösen Bekenntnisses; die Kinder aus gemischten Ehen folgten dem Geschlecht der Eltern, gegentheilige Reversalien hatten keine Geltung; der Uebertritt von einer Confession zur andern war frei; die Kinder der einen kirchlichen Gemeinschaft konnten die Schulen der andern ungehindert besuchen u. s. w. Und wenn im Laufe der Zeit einige Abweichungen von der geraden Linie des Gesetzes stattfanden, so erfolgte dagegen unterm 12. September 1842 die denkwürdige Repräsentation der siebenbürgischen Stände, welche namentlich gegen den s. g. sechswöchentlichen Unterricht der vom Katholicismus zu einem andern Bekenntniß Uebertretenden, gegen die ausschließliche Competenz der katholischen Geistlichen bei Trauungen gemischter Ehen, gegen die Erzwingung von Reversen durch Vorenthaltung der kirchlichen Trauung von Seiten des katholischen Priesters, gegen die angeordnete Einsendung der Protokolle der evangelischen Consistorien an das Gubernium, gegen die Errichtung einer katholischen Commission bei dem Landesgubernium, gegen die anbefohlene Einsendung aller evangelischen Ehescheidungsangelegenheiten an die Hofkanzlei, gegen die Verhinderung des Druckes theologischer und symbolischer Bücher, gegen das Verbot des Besuches auswärtiger Universitäten, gegen die Einmischung der Staatsgewalt in die kirchlichen Angelegenheiten, gegen die anbefohlene Feier des Festes Stephans des Heiligen, gegen die Verweigerung des bischöflichen Titels für die protestantischen Kirchenvorstände, gegen den exclusiven katholischen Charakter des aus Landesmitteln dotirten Theresianischen Waisenhauses in Hermannstadt u. s. w. gerichtet war. So ist es gekommen, daß Siebenbürgen den gesetzlichen Boden vollkommenster Parität der recipirten christlichen Bekenntnisse unausgesetzt behauptete, einer Parität, wie sie nicht einmal im preußischen Staat gründlicher sein kann. Selbst die Ehegerichtsbarkeit ist der evangelischen Kirche auch nach Einführung des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches in Siebenbürgen gewahrt.

Wesentlich anders steht die Sache in **Ungarn**. Zwar hat auch hier der 11. Paragraph des 26. Artikels vom Jahr 1791 die Ehesachen beider evangelischer Confessionen der Entscheidung ihrer Consistorien zugewiesen; zwar hat auch hier der III. Gesetzartikel des Reichstages 1843 — 1844 vollkom-

mene Freiheit des Uebertrittes mit Beobachtung gewisser gesetzlicher Formen gewährt und auch jene Mischehen für gesetzlich erklärt, welche vor einem evangelischen Seelsorger geschlossen wurden; zwar hat endlich auch hier der vom vorigen Kaiser am 11. April 1848 in gesetzlich vollkommen zutreffender Weise sanctionirte XX. Gesetzartikel des Reichstages 1847 — 1848 in Rücksicht aller im Lande recipirten Religionsanhänger „ohne Unterschied eine vollkommene Gleichheit und Gegenseitigkeit festgestellt", den Besuch der Schulen der recipirten Religionen jedermann, ohne Unterschied der Religion, gegenseitig gestattet und den Grundsatz ausgesprochen, daß die den recipirten Religionen angehörigen Soldaten mit Feldgeistlichen ihrer Religion werden versehen werden; dennoch ist die evangelische Kirche noch immer nicht im Besitz der Ehegerichtsbarkeit, ja der IV. Artikel des Patentes zu Einführung des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches in Ungarn vom 29. Novbr. 1852 hat das bürgerliche Eherecht ausdrücklich für alle nichtkatholischen christlichen Religionsgenossen vorgeschrieben, während der III. Artikel desselben Patentes die Katholiken lateinischen und griechischen Ritus' und die nichtunirten Griechen von dem bürgerlichen Eherecht eximirt; dennoch wird der Uebertritt durch die katholische Geistlichkeit noch immer erschwert; dennoch herrscht in Beziehung auf die Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen nicht eine „vollkommene Gleichheit und Gegenseitigkeit", da nach §. 15 des 26. Art. vom Jahre 1790, übereinstimmend mit dem Josephinischen Ehepatent, wenn der Vater katholisch ist, alle Kinder katholisch werden müssen und nur, wenn die Mutter katholisch ist, die Kinder männlichen Geschlechts der Religion des Vaters folgen können; dennoch kann nach §. 43 des „Gesetzes über die Ehen der Katholiken im Kaiserthum Oestreich" vom 8. October 1856 über die Giltigkeit von Ehen, die zwischen katholischen und nichtkatholischen Christen geschlossen werden, so lange ein Ehetheil der katholischen Kirche angehört, nur das katholische Ehegericht entscheiden und kann das Band einer Ehe, bei deren Eingehung wenigstens ein Theil der katholischen Kirche angehört hat, auch dann ebenso wenig getrennt werden, wenn infolge einer Aenderung des Religionsbekenntnisses beide Theile einer nichtkatholischen Kirche zugethan sind, als wenn zwei Personen, die sich als nichtkatholische Christen ehelichten, in die katholische Kirche eingetreten sind, sei es auch, daß in der Folge sich beide wieder einem nichtkatholischen Religionsbekenntniß zugewendet haben (§. 57); dennoch ist es den Protestanten nicht gestattet, katholische Kinder in ihre Schulen aufzunehmen; dennoch sind die der evangelischen Confession angehörigen Soldaten mit Feldgeistlichen nicht gehörig versehen; dennoch sind die Protestanten von der Professur bei der Landesuniversität in Pesth, gleichwie an den aus Staatsfonds dotirten öffentlichen Gymnasien ausgeschlossen. —

Was endlich die Neugestaltung der evangelischen Kirchenverfassung an-

belangt, so ist dieselbe ebenso wenig in Siebenbürgen als in Ungarn vollzogen. Die kirchliche Verfassung der Evangelischen A. C. in Siebenbürgen brach mit der Auflösung des sächsischen Nationalkörpers zusammen. In Ungarn war die Feststellung der Kirchenordnung seit der Synode vom Jahre 1791 ohne Erfolg an der Tagesordnung; der seitherige factische Organismus wurde durch die bekannte Haynausche Verordnung vom 10. Februar 1850 umgestürzt und durch die provisorische Verordnung des Cultusministeriums vom 3. Juli 1854 nicht wieder hergestellt. Dort kam es im Jahre 1855 zu einer „provisorischen" Verfassung, doch wurde auch diese im Jahre 1856 von der Regierung nicht vollständig in Vollzug gesetzt; hier legte das Ministerium in endlicher Erwiederung auf die Synodaloperate vom Jahre 1791 den Superintendentialconventen im Jahre 1856 einen gedruckten Gesetzentwurf vor, die Verhandlungen über die Aeußerungen der Convente sind jedoch bis heute noch nicht zum Abschluß gediehen; die allgemein verlangte Synode ist noch nicht bewilligt.

Dies ist ein treues Bild der Rechtslage, in welcher sich die Protestanten in den östlichen Kronländern unsers Kaiserstaates befinden. Dasselbe dürfte die Ueberzeugung begründen helfen, daß, so wahrhaft kaiserlich auch die den Ansiedlern, insbesondere den von außen einwandernden, zugestandenen sonstigen Begünstigungen sind, die denselben gewährte „freie Religionsübung" an sich noch durchaus nicht das Zauberwort sein kann, das den Strom der deutschen Auswanderung von seiner westlichen Richtung abzulenken und, dem Zuge der deutschen Interessen folgend, in die weiten Donauländer, namentlich in die reichen Segen verheißende Kornkammer der östreichischen Monarchie, zu leiten vermöchte. Soll der wahrhaft staatsmännische Gedanke, der den Ministern Oestreichs das neue Ansiedlungsgesetz in die Feder dictirt hat, mit Gewißheit Fleisch und Blut werden, soll namentlich auch der deutsche Norden bestimmt werden, seine überflüssigen, insbesondere in der Agricultur hochstehenden Bevölkerungselemente an Oestreich abzugeben, so ist es eine unabweisliche Nothwendigkeit, daß die im Princip feststehende, durch klare Gesetze ausgesprochene Parität der christlichen Bekenntnisse, die in neuester Zeit, nach dem Vorbild des westphälischen Friedensschlusses und der deutschen Bundesacte, noch in dem 46. §. der am 19. August vorigen Jahres in Paris zu Stande gekommenen Convention der Mächte über die definitive Organisation der Moldau und Walachei aufgenommen worden, und der sogar in dem vor kurzem erschienenen Gesetzbuch von Montenegro ein Paragraph (der 92.) gewidmet ist, mit allen ihren Consequenzen zur praktischen Durchführung gelange und endlich auch die Verfassungszustände der evangelischen Landeskirchen Oestreichs eine feste, eine gesunde Lebensentwicklung möglich machende und Competenzconflicte gänzlich hintenhaltende Consistenz gewinnen. Die religiöse

Seite des Lebens hat nun einmal für den Deutschen eine so große Bedeutung, daß wo ihr nicht eine freie, uneingeschränkte Entfaltung gegönnt ist, das deutsche Gemüth sich nicht befriedigt, sondern gradezu abgestoßen fühlt. — Jenes Oestreich, das im letzten Decennium so bedeutende Schöpfungen ins Leben rief, wie kaum in einer andern Periode seiner tausendjährigen Geschichte und die größten Hemmnisse seiner innern Erstarkung und seiner äußern Machtentfaltung aus dem Wege räumte; jenes Oestreich, das die Zwischenzolllinien beseitigte, das gleiche Privat- und Verwaltungsrecht in allen Marken seines weiten Gebietes einführte, vollkommene Rechtssicherheit herstellte, den Feudallasten ein Ende machte, den Bodencredit festigte, mit der Durchführung eines einheitlichen Münzsystems auch die Baarzahlungen der Bank wieder möglich machte; jenes Oestreich, welches ein weitverzweigtes Eisenbahnsystem feststellte, zum Theil schon durchführte und bereits die mannigfaltigsten Bedingungen materieller Prosperität ins Leben rief, wird auch die Mittel in Händen haben (auch den Willen? d. Red.), das bedeutendste Hinderniß einer massenhaften, den materiellen Aufschwung der östlichen Kronländer fördernden Einwanderung aus dem Wege zu räumen, d. i. die factisch zwischen seinen katholischen und seinen evangelischen Unterthanen bestehenden Rechtsunterschiede zu beseitigen, und dem preußischen Banner, das ein edler deutscher Prinz in der jüngsten Zeit so hoch geschwungen, auf dem Gebiet der geistigen und religiösen Interessen Deutschlands eine ehrenwerthe Concurrenz zu machen. Nachdem das östreichische Concordat im Jahre 1855 erschienen war, erklärte und versicherte die „Wiener Zeitung", das officielle Organ der Regierung, in ihrer 261. Nummer den östreichischen Protestanten beruhigend: „In dieser rückhaltslosen Anerkennung der Rechte der katholischen Kirche liegt übrigens für alle andern religiösen Genossenschaften des Kaiserstaates eine sichere Gewähr der ihrigen. Das Rechtsgefühl, das hier vorwaltete, wird auch der Maßstab bei Regelung ihrer Verhältnisse sein und sie, welche mit anerkanntem gesetzlichen Bestande erprobt in Treue und Anhänglichkeit an das Allerhöchste Kaiserhaus den Schutz des Gesetzes und den Schirm einer unparteiischen, väterlich-weisen Regierung beanspruchen, werden in ihren Erwartungen sich nicht getäuscht finden. Die Gleichheit vor dem Gesetz, das über alle sich erstreckende gleiche bürgerliche Recht, die Unparteilichkeit der in entscheidenden Kreisen vorwaltenden Anschauungen, endlich die ungehemmte Feststellung ihres innern Organismus und der Schutz für dessen Bestand, gibt ihnen genügende Garantien eines ruhigen Fortbestandes und einer ungetrübten Entwicklung." — Was die Regierung den fünf Millionen Protestanten in Oestreich damals erklärte, verpflichtet sie auch für die Gegenwart noch, und es ist Zeit, daß man endlich seinen Zusagen nachkomme.

Die Ahnungen des höhern Lebens.*)

Kaum irgend eine theoretiſche Ueberzeugung hat an ihrer Vergleichung mit der Erfahrung eine härtere Probe zu beſtehen, als die Meinungen, die wir uns über unſere eigene menſchliche Natur und Beſtimmung bilden. In der ſtillen Zurückgezogenheit ſpeculativer Betrachtung tritt meiſt das Gute, Edle und Bedeutungsvolle des menſchlichen Weſens, wie allein vorhanden, hervor, und indem alle Schlacken fallen, verklärt ſich unvermerkt das Bild des Menſchen zu einer idealen Geſtalt, die in dem vernünftigen Ganzen der Weltordnung nicht nur harmoniſch ihre Stelle füllt, ſondern eine ſo hervorragende Stelle verdient, daß die Bedeutſamkeit ihrer Beſtimmung und der Tiefſinn ihrer Weltſtellung kaum würdig genug zu bezeichnen ſcheint. Es iſt ein harter Zuſammenſtoß, mit dieſer Ehrfurcht vor dem Begriffe der Humanität ſeinen einzelnen Trägern auf der Straße zu begegnen. Wol finden wir die allgemeinen phyſiſchen und geiſtigen Hilfsmittel, welche dem Menſchen zur Erfüllung jener hohen Beſtimmung gegeben ſind, überall wieder, aber ſo wenig im Dienſte dieſer Beſtimmung verwendet, daß Menſchenliebe im Allgemeinen und Menſchenverachtung im Einzelnen zwei nur allzu verträgliche Gefühle werden. Es mag ſein, daß die letztere durch eine billigere Berückſichtigung der beſſern Keime ſich mildern läßt, die auch in einer verzerrten menſchlichen Natur ſich immer noch finden; aber im Ganzen ſollte doch der Eindruck dieſer Erfahrungen uns bedenklich gegen jene Selbſtüberſchätzung des Menſchenwerthes machen, die unſern anthropologiſchen Reflexionen ſo geläufig geworden iſt, und die eigentlich nur wenig dem weit demüthigeren Urtheil entſpricht, mit dem das menſchliche Geſchlecht in ſeinem unbefangenen Lebensgefühle ſich ſelbſt mißt. So wie man überall die irdiſche Natur als die einzige Erſcheinungswelt ins Auge faßte, in welche die Fülle des ſchöpferiſchen Grundes ſich ausgegoſſen habe, ſo hat die Philoſophie ganz gewöhnlich den Menſchen als den iſolirten höchſten Gipfel dieſer Welt betrachtet und zwiſchen ihm und Gott keine andere Vermittlung als eine Kluft zu ſehen geglaubt, deren völlige Leere dem Verſuche, ſie ganz zu überſpringen, nur wenig widerſtehen würde. Wer nur der unmittelbarſten Erfahrung trauen will, die uns Ueberſinnliches gar nichts, und in der Sinnenwelt den Menſchen als das Höchſte vor Augen ſtellt, hat in ſeiner Weiſe Recht. Wer jedoch einmal

*) Wir geben dieſe ſinnigen Betrachtungen als Probe aus dem 2. Bd. des „Mikrokosmus“. Ideen zur Naturgeſchichte und Geſchichte der Menſchheit von Hermann Lotze (Leipzig, Hirzel), über welches Werk wir uns eine nähere Anzeige vorbehalten.

seiner Ahnung verstattet, die Grenzen der sinnlichen Welt zu übersliegen, hat Unrecht, wenn er nicht zugleich die mögliche Grenzenlosigkeit des übersinnlichen Reiches anerkennt, sondern lieber versucht, das Höchste der bekannten Sinnenwelt zum unmittelbaren Nachbar des Schlußsteines im Weltbau zu machen. Es ist nicht unsere Aufgabe, jene grenzenlose Weite durch mehr oder minder kühne und unsichere Träume auszufüllen; aber aussprechen müssen wir, wie gar nichts uns eine Theorie gilt, die in eitlem Vertrauen darauf, in irgend einer dialektischen Methode die Gleichung für die gesetzliche Curve der Weltentwicklung zu besitzen, den menschlichen Geist als die letzte und höchste Verendlichung des Unendlichen, menschliches Leben und Dasein als den letzten Ring in der großen Kette von dessen Selbstentwicklungen erweisen zu können meint. Lassen wir alle diese Vermessenheit fahren, aus sicherer Kenntniß der Rangordnung, die uns im Weltbau so hoch gestellt hätte, die Geheimnisse unsers Wesens, unsere Hoffnungen und unsere Bestimmung zu deuten, und beginnen wir vielmehr damit, daß wir ein gebrechliches Geschlecht sind, das vielfach rathlos und hilflos in sich selbst sich im Zweifel herumwirft und nichts so unmittelbar empfindet, als die Unsicherheit über seinen Ursprung, seine Schicksale und seine Ziele.

Dieselbe erhabene und feierliche Beleuchtung, in welcher der Begriff der Menschheit dem Blicke der Speculation zu erscheinen pflegt, ist nur in noch weit ergreifenderer Färbung über die stillen Gestalten der Urmenschen gebreitet, wie die Ueberlieferung sie am Anfang der Geschichte in der Umfriedigung des Paradieses oder doch in patriarchalischer Einfalt über die noch junge Erde wandeln läßt. Wie schnell verändert sich der Glanz auch dieses Bildes, wenn wir auf das Gewimmel der inzwischen zahllos angewachsenen Menschheit blicken! Wie schwer fällt es unserer Phantasie, in diesem tausendfach gemischten Lärm des prosaischesten Verkehrs noch denselben Eindruck zu bewahren, den so natürlich jene kleine vertraute Gemeinde der Urwelt und die poetische Großartigkeit ihrer einfachen Lebensverhältnisse hervorrief! Gewiß sprechen wir nur ein allen wohlbekanntes Gefühl aus, wenn wir an die demüthigende und verwirrende Wirkung erinnern, die auf uns der lebendige Anblick der unermeßlichen Menge der Menschen ausübt, in deren Gewühl unsere Persönlichkeit wie verloren zu gehen scheint. Nicht der ganz Einsame vielleicht weiß sich Gott am nächsten und in seiner unmittelbaren Beziehung zu ihm geschützt und geschont; wol aber empfindet dieses Glück, wer in der sittlichen Gliederung der Familie eingeschlossen alle die bedeutungsvollen Wechselverhältnisse, die sie Geistern zu Geistern gewährt, in seinem eignen Innern sich durchkreuzen fühlt und dabei doch nicht durch den Gedanken an die tausendfältige Wiederholung gestört wird, durch welche an allen Punkten der Erde auch diese sinnige Harmonie des Daseins nur als ein gewöhnliches Alltagsvorkommen des Weltlaufs erscheint. Wie unser Herz nicht weit genug

iſt, um mit gleich lebendiger Liebe Alles zu umfaſſen, ſo ſcheuen wir uns, unſere Beziehung zu dem Unendlichen mit Unzähligen zu theilen, und ihre Stärke, ja die Zuverſicht zu ihrer Wahrheit ſcheint uns in demſelben Grade abzunehmen, in welchem ſie ſich ſchrankenlos über eine zunehmende Menge ausdehnt. Je mehr der Menſch aus einer patriarchaliſchen Zurückgezogenheit heraustritt und ſich der unerſchöpflichen Fruchtbarkeit bewußt wird, mit welcher die Erde ſeit undenklichen Zeiten Geſchlechter auf Geſchlechter entſtehen ließ, mannigfach verſchieden an äußerer Geſtalt und inneren Anlagen und doch alle im Weſentlichen nach demſelben Bilde, ja alle ſogar in der Form und den Bedingungen ihres Lebens den Geſchlechtern der Thiere ähnlich, die in noch größerer Fülle, maſſenweis entſtehend und vergehend, die vergeſſenſten Winkel der Erde beleben: je mehr dies alles unmittelbar dem Bewußtſein gegenwärtig wird, um ſo zaghafter wird der Menſch über den Werth ſeines eignen Daſeins zu denken beginnen, und der Glaube, nichts Anderes, als eine der vergänglichen Erſcheinungen zu ſein, die eine ewige, in Schaffen und Wiedervernichten ſchwelgende Urkraft zwecklos hervorbringt und wieder verſchwinden läßt, wird ſich allmälig des Gemüthes bemächtigen.

Ich will hiermit noch nicht andeuten, daß dieſe Anſicht hiſtoriſch zu irgend einer Zeit im menſchlichen Geſchlecht die herrſchende geweſen ſei, obwol ſie ſich in der That als die entſcheidende Grundſtimmung manches Zeitalters würde erkennen laſſen. Ich will ſie vielmehr als eine ſolche bezeichnen, die zu allen Zeiten aufzufinden iſt, zwar niemals vielleicht als unbeſtrittener Glaube, wol aber als ein weitverbreitetes Gefühl, das ſeinen Schatten wirkſam genug auf alle menſchliche Beſtrebungen wirft. Und zwar in doppelter Geſtalt begegnet uns dieſe geringe Meinung des Menſchen von ſich ſelbſt. Zuerſt, ohne durch weitgehende Reflexion geſchärft und entwickelt zu ſein, tritt ſie als ein unmittelbares Gefühl der eignen Niedrigkeit und Gewöhnlichkeit in der großen Anzahl derer hervor, die, durch die Ungunſt ihrer Verhältniſſe in einen engen Geſichtskreis eingeſpannt und zum Kampf mit alltäglichen kleinen Hinderniſſen gezwungen, im Grunde nur das Leben leiden, wie ein ihnen aufgenöthigtes Verhängniß. Vertraut mit dem Anblick des Elends, wiſſen ſie wohl, wie der Naturlauf ſchnöde und haufenweis die Menſchen zu Boden zieht, während den Glücklicheren der ſeltner beobachtete Untergang des Lebens wenigſtens mit der Feierlichkeit eines außerordentlichen Ereigniſſes erhebt und tröſtet. Alle Schattenſeiten des Daſeins, alle Mißhandlungen durch den gemeinen Lauf der Dinge treten unverdeckt in ihre tägliche Erfahrung und bringen jene widerſtandloſe Reſignation hervor, mit der wir zu allen Zeiten die Maſſe des menſchlichen Geſchlechtes Leben und Tod ertragen ſehen. Sie führen nicht ſowol das Leben, ſondern ſie dulden es durch, ohne Ziele im Großen, nur im Kleinen auf zweckmäßige Abwehr der augenblicklichen Uebel und die Ge-

winnung des nächsten kleinen Gutes bedacht; sie dulden ebenso den Tod, als eine Nothwendigkeit, der zu entgehen für ihr Leben sich kaum der Mühe lohnte; denn welcher einzelnen Genüsse sie sich auch erinnern mögen, sie würden kaum ein bleibendes und großes Gut in ihrem Dasein finden, das sie der Vernichtung abstreiten müßten. Dieselbe Macht, die uns über so viele dunkle Abgründe des Lebens hinweghilft, mildert auch die melancholische Färbung dieser Stimmung, ich meine die leichtsinnige Vergeßlichkeit, mit welcher die menschliche Seele gar verschiedene Gedankenkreise, einen nicht wissend vom andern, nebeneinander beherbergt, und die uns befähigt, mit dem Hinterhalt einer so geringen Meinung von dem Werthe unsers ganzen Lebens gleichwol uns voll und ganz der vergänglichen Lust einzelner Momente hinzugeben.

Was hier als unmittelbares Gemeingefühl des Daseins auftrat, kehrt durch Reflexion verfeinert und zu bewußtem Glauben gesteigert in zahllos verschiedenen Formen theoretischer Ueberzeugungen wieder.

Von der preußischen Grenze.

Ob die französische Thronrede etwas zur Aufklärung der Situation beitragen wird, muß sich in den nächsten Tagen zeigen; wir erwarten es kaum. Zu einer offnen kriegerischen Demonstration wird sich der Kaiser schwerlich verstehn — es liegt ja auch nicht die kleinste Veranlassung vor, und Versicherungen der Friedensliebe im Allgemeinen werden bei dem verschüchterten Publicum keinen Glauben finden. Was der Regierung ungefähr vorschwebt, spricht sich wol in der Broschüre von La Guerronnière aus, die neben einer Reihe dreister Unwahrheiten doch einzelne des Nachdenkens werthe Bemerkungen enthält.

Die Lage der Dinge ist in der That ganz unerhört; seit einem Monat ist Europa in fieberhafter Aufregung, ohne daß man sich über den Grund Rechenschaft geben kann. Und diese Aufregung will mehr sagen, als die angenehme Abwechslung von Frost und Hitze bei einer Schaudererzählung: ein Staat nach dem andern sieht sich zu Rüstungen veranlaßt, die trotz der großen Verbesserung der Transportmittel immer viel Geld kosten; die Börse ist im beständigen Fieber, und darüber geht das Vermögen zahlloser Familien zu Grunde. Die Krisis der vorigen Jahre hatte sich organisch entwickelt, das Unheil dagegen, das uns heute bedroht, ist muthwillig heraufbeschworen. Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi.

Und das Schlimmste ist, daß die Dinge bereits so weit gekommen zu sein scheinen, daß sie sich dem Willen und der Berechnung entziehn, sich durch ihre eigne Last vorwärts wälzen. Vielleicht hat der Kaiser keinen Augenblick ernstlich an Krieg gedacht: wird er, nachdem das kriegerische Feuer einmal angeregt ist, dem Eifer seines Heers, wird er der Aufregung der Italiener Widerstand leisten können?

Sonst übernahm man einen Krieg doch nur, um einer Rechtsverletzung entgegenzutreten, oder unter Anrufung von Rechtsgründen einen Staat zu gewissen Zugeständnissen zu zwingen. Wenn aber Frankreich und Sardinien Oestreich mit Krieg bedrohen, so liegt nicht blos kein Rechtsstreit vor, sondern es fehlt gradezu an einem Gegenstand. Oestreich hat den beiden Staaten nicht blos nichts zu Leide gethan, sondern es weiß gar nicht, was sie von ihm wollen. Es scheint auch noch gar keine Anforderung an die kaiserliche Regierung gestellt zu sein, das Ganze hält sich in der dunkeln Nebelgestalt alarmirender Gerüchte, und gewinnt doch mehr und mehr Realität.

Zuerst wollte man Oestreich in den Donauangelegenheiten reizen. Dieselbe Macht, welche vor fünf Jahren den furchtbaren Krieg gegen Rußland unternahm, um die Integrität der Türkei zu erhalten, ist jetzt mit Rußland im Bunde, sie so viel als möglich zu schwächen. Oestreich hat das natürliche Interesse, diesen Bestrebungen Widerstand zu leisten; es ist darüber auch sehr verdrießlich; aber es hütet sich sehr wohl, diesem Verdruß einen thatsächlichen Ausdruck zu leihen. Hier ist also kein Object des Streits — denn die Affaire von Belgrad, wie sie jetzt liegt, kann doch nur ein Kind als solchen betrachten.

So bleibt nur Italien übrig. Was verlangen Frankreich und Piemont von der östreichischen Regierung? Worin besteht der Schmerzensschrei, dem sie abhelfen wollen?

Neapel wollen wir ganz bei Seite lassen; ebenso gut könnte man Oestreich dafür verantwortlich machen, wenn in Peking Mißbräuche vorkommen. In Toscana und den übrigen Herzogthümern hat man von Beschwerden nichts gehört. Das lombardisch-venetianische Königreich ist mit der kaiserlichen Regierung unzufrieden: das war es aber schon seit vierzig Jahren; ein neuer Grund des Mißvergnügens ist nicht vorgekommen, was die Lombarden verlangen, ist nicht deutlich, und selbst wenn das alles anders wäre, so bleibt die Antwort Oestreichs in voller Kraft: ihr habt ebenso wenig Recht, euch in unsre innern Angelegenheiten einzumischen, als wir ein Recht haben, uns der Unzufriedenen in euern Besitzungen anzunehmen, an denen es doch auch nicht fehlt. Kraft der wiener Verträge ist Beifall oder Mißfallen der Lombarden und Venetianer für Oestreich eine innere Angelegenheit.

Oder spielt der Papst in diesen Streitsachen eine Rolle? In der That, die englischen Blätter, die eine Vermittlung versuchen, und die, wie auch die englische Thronrede, das Recht der Verträge aufrecht halten wollen, weisen Oestreich sehr scharf wegen der fehlerhaften Regierung des Kirchenstaats zurecht. Frankreich, welches trotz seiner Besatzung in Rom, trotz seines Schutzes, der allein noch die Unzufriedenen im Zaum hält, nicht so viel Einfluß beim heiligen Vater besitzt, ihn zu ernstlichen Reformen zu stimmen, verlangt von Oestreich, es solle ihm darin zu Hilfe kommen. Das Verlangen mag gerechtfertigt sein, aber Oestreich deshalb, falls es seinen Einfluß dazu nicht anwenden will, oder ihn vielleicht auch so weit gar nicht ausdehnen darf (Pius IX. ist doch wol ebenso souverän als irgend ein andrer Fürst?), mit Krieg zu bedrohen, das findet doch in der ganzen Geschichte keine Analogie.

Hinter dem allem spielt zwar versteckt der Wunsch, Oestreich möge seine italienischen Besitzungen aufgeben, etwa an Sardinien, oder als Republik, oder vielleicht an einen Prinzen des Hauses Bonaparte. Der Wunsch läßt sich hören, aber von

solchen Wünschen ist vor der Kriegserklärung doch selbst Kaiser Napoleon I. nicht ausgegangen, und wenn die Franzosen in diesem Fall von dem Nationalitätsprincip schwärmen, so sollten sie doch den Wuthschrei nicht vergessen, mit dem sie den Beistand aufnahmen, den Deutschland seinen Stammverwandten in Schleswig-Holstein lieh. Ja noch heute werden sie ganz wild, wenn sie auf dies Capitel zu sprechen kommen.

Es ist also, bei Lichte besehn, die Fortsetzung der alten Bourbonischen Tendenzen, in Italien mit Oestreich zu ringen; nur daß diesmal — vielleicht weil die Armee dringender als je beschäftigt sein will — das Verlangen ungescheuter und naiver hervortritt. Die europäische Gesellschaft aber ohne alle innere Nothwendigkeit mit einem furchtbaren Kriege bedrohn, sollte doch selbst denjenigen Staatsmännern, die das Stichwort: l'empire c'est la paix! erfunden haben, als ein Verbrechen erscheinen.

So weit werden die östreichischen Blätter mit unsrer Auseinandersetzung zufrieden sein: dazu möge noch die volle Anerkennung kommen, welche Oestreichs feste und männliche Haltung während dieser Krisis verdient. Mögen sie nun aber auch die Kehrseite betrachten.

Mit der Berufung auf die Verträge allein ist es noch nicht gethan — ganz abgesehen davon, daß die Beschlüsse des wiener Congresses durch die Einverleibung Krakaus in Oestreich bereits einen starken Riß erlitten haben. Falls eine Macht sich gegen das Recht der Verträge auflehnt, wird man sich über die Folgen nur dann richtig orientiren, wenn man sich die Frage stellt: welche Mächte haben ein Interesse an der Aufrechthaltung dieser Verträge?

Oestreich verdankt dem wiener Congreß eine sehr glänzende, aber auch eine bedenkliche Stellung. Es ist nicht nur in seinem jetzigen Besitzstand abgerundet, sondern es hat durch denselben Gelegenheit, seinen Einfluß nach allen Seiten auszubreiten und zu erweitern. Es führt vermöge seiner Bereitwilligkeit, die italienischen Fürsten — zum Theil seines eignen Stamme's — gegen die Aufstände ihrer Unterthanen zu beschützen, thatsächlich die Hegemonie in Italien. Aber diese Stellung macht ihm Frankreich feind und verstrickt es selbst, mehr als für seine Interessen wünschenswerth, in das Netz des Ultramontanismus.

Seine Lage nach Süden und Osten macht es zum Schirmherrn der Türkei und verheißt ihm bei günstiger Gelegenheit die reichste Beute, Bosnien, Serbien, Moldau, Walachei: — wo hat irgend ein anderer europäischer Staat eine Nachbarschaft, die ihm die Hoffnung eines so reichen Gewinns zuführte? — Aber freilich gibt ihm diese Lage einen gefährlichen Nebenbuhler, der im Fall eines großen Conflicts leicht darauf rechnen kann, die ihm homogenen Elemente dem östreichischen Staatskörper, dem sie organisch nicht angehören, zu entziehn: — Galizien, die slawischen Vorlande, vielleicht ganz Ungarn.

Frankreich und Rußland sind Oestreichs natürliche Feinde; wenn es in der bisherigen, theilweise wenigstens nach „Principien" geleiteten Politik zwischen beiden noch nicht zum Bündniß gekommen ist, so ist der Grund zum Theil doch darin zu suchen, daß Oestreich (z. B. 1829) seinen Widerstand gegen Rußlands ehrgeizige Entwürfe schnell aufgab, so bald es Ernst werden sollte. Das ist nun anders geworden.

Wenden wir uns nach der dritten Seite. Oestreichs Einfluß in Deutschland ist seit zehn Jahren erheblich gestiegen. Seit Olmütz führt es thatsächlich fast ebenso die Hegemonie über die deutschen Fürsten — mit Ausnahme Preußens — wie in Italien; wiederum eine glänzende, aber bedenkliche Stellung.

Kein Staat hat nämlich so viel Veranlassung, mit dem wiener Congreß unzufrieden zu sein; so viel Veranlassung, den Umsturz seiner Beschlüsse zu wünschen, als Preußen. Der wiener Congreß hat ihm eine Gestalt gegeben, die eine Monstrosität ist. Dieser Staat, seinen Erinnerungen nach und selbst in der formellen Anerkennung der übrigen Staaten eine europäische Großmacht, vermag seine Glieder weniger zu regen, als Hannover oder Mecklenburg. Seine Besitzungen hängen nicht zusammen, die See ist ihm allerwärts abgeschnitten, es kann ohne den guten Willen seiner Nachbarn nicht einmal eine zusammenhängende Handelspolitik führen, und wenn ihm als „Großmacht" das Recht der souveränen Kriegsführung zusteht — es kann es nicht einmal gegen Dänemark oder die Schweiz in Ausführung bringen. Der wiener Congreß hat ihm die Nothwendigkeit auferlegt, sich nach Arrondirungen umzusehen, und infolge dieser Lage betrachten alle deutschen Mittel- und Kleinstaaten Preußen mit Mißtrauen — mit gerechtem Mißtrauen, insofern Preußens Lage, wie sie aus dem wiener Congreß hervorging, mit Nothwendigkeit die Begierde in ihm erzeugt, welche die deutschen Fürsten bei ihm argwöhnen. Dieser Argwohn treibt die Fürsten in ebenso natürlicher Folge zum Anschluß an Oestreich.

Was hat Oestreich gethan, um Preußen mit dieser Lage zu versöhnen? Es hat die einzige Form, in der sich Preußen, ohne Uebergriffe auf Kosten seiner Nachbarn, zu einem geschlossenen Ganzen abrunden konnte, die Form der Union — um es einmal klar auszusprechen — es hat die Union hintertrieben, es hat in dem Sieg bei Olmütz Preußen gezwungen, seine Vergangenheit Lügen zu strafen und die Reaction in Kurhessen, das Dänenthum in Schleswig-Holstein zu restituiren. Oestreich hat mit dieser Politik unabläßig fortgefahren, es hat namentlich in den letzten Jahren mehr und mehr darauf hingearbeitet, die Hegemonie in Deutschland an sich zu reißen und Preußen in die Lage einer Mittelmacht herabzudrücken.

Und unter diesen Umständen rechnet Oestreich im Ernst darauf, Preußen werde, blos um der wiener Verträge willen, Gut und Blut daran setzen, ihm seinen Besitzstand in Italien zu sichern? Wir reden hier nicht von Wünschen, moralischen oder rechtlichen Anforderungen, wir reden von Thatsachen; und daß es eine Logik der Thatsachen gibt, wird Oestreich besser wissen als irgend ein andrer Staat. Das Verlangen an Preußen, es solle, ohne auf die auswärtige Politik Oestreichs irgendwie einzuwirken, als getreuer Schleppträger alle Gefahren derselben theilen, ist ebenso absurd als die Redensart, Deutschland am Po zu vertheidigen. Was hat denn Oestreich für Deutschland gethan? Die karlsbader Beschlüsse u. s. w., die Pacification Kurhessens und Holsteins! Selbst 1848 ist bei ihm die Revolution ausgebrochen, bei ihm hat sie am längsten gedauert, und ist erst durch Rußland besiegt worden. Freilich hat es dann viel besser als Preußen verstanden, die Reaction auszubeuten (grade wie das Junkerthum), aber das wird ihm Preußen schwerlich danken.

Noch einmal: was wird Oestreich thun, um Preußen mit dieser Lage zu versöhnen und es zu bestimmen, in der furchtbaren Gefahr, die Oestreich bedroht, mehr

zu thun als seine Bundespflicht erheischt? Je entschiedener wir wünschen, daß es geschehe, daß Deutschland sich den Franzosen gegenüber als Ganzes fühle, desto sicherer dürfen wir von Oestreich die Einsicht erwarten, daß eine solche Einigung hauptsächlich ihm zu Gunsten kommt und einen ernsten Dank, nicht blos in Worten verdient. — — —

Nachtrag. — Wenn die französische Thronrede an einigen Stellen als friedeverheißend aufgenommen ist, so sieht man recht, was Worte thun. Der Kaiser versichert zwar, er hoffe, daß der Frieden erhalten werde; da aber in der Welt niemand ist, der ihn stört, als grade der Redner, so ist diese Hoffnung — eine Drohung. Daß derselbe Redner die Aufregung bedauert und sich darüber verwundert, welche seit zwei Monaten die Börse von ganz Europa durchdringt, ist um so liebenswürdiger, da er sich schon seit zwei Monaten bemüht, durch die lichtvollen Auseinandersetzungen (doch wol der gouvernementalen Presse?) das europäische Publicum aufzuklären. Die Thronrede, commentirt durch die nur wenige Tage vorher erfolgte Veröffentlichung der Broschüre von La Guerronnière, heißt: erfüllt ihr nicht, was ich will, so sehe ich mich in der traurigen Lage, Krieg zu machen.

Man erwäge nur die Logik jener Broschüre: 1) ohne Reformen geht Italien zu Grunde; 2) es kann und darf nicht zu Grunde gehn; 3) Oestreich kann, beim besten Willen, seinen italienischen Provinzen keine Reformen gewähren; 4) es kann deshalb nicht dulden, daß die andern italienischen Staaten bei sich Reformen einführen; 5) Italien kann sich aus eigner Kraft nicht helfen; — und verbinde damit den Satz der Thronrede: „das Interesse Frankreichs ist überall da, wo es gilt, die Sache der Civilisation geltend zu machen!“ — so ist die Schlußfolgerung doch wol sehr einfach.

Auch die englische Thronrede hat man im Allgemeinen viel zu günstig für Oestreich interpretirt. Allerdings verspricht sie, das Recht der Verträge aufrecht zu halten, aber die Minister erklären ausdrücklich, und ihre politischen Gegner stimmen ihnen heftiger bei, daß die Besetzung der Legationen, daß die Einmischung Oestreichs in die innern Angelegenheiten der italienischen Staaten außerhalb dieses Rechts fällt. Wenn Napoleon also nun die römische Frage in den Vordergrund schiebt, so wird er bei England keinen ernsten Widerstand finden.

Mittlerweile ist ein Ereigniß eingetreten, welches den Conflict vielleicht beschleunigen, vielleicht aber auch — ihn lösen kann. Die Doppelwahl Cusas in der Moldau und Walachei ist eine offne, dreiste Verletzung der Conferenzbeschlüsse. Wenn Rußland und Frankreich dieser Verletzung beitreten, so haben Oestreich und die Türkei das offenbarste Recht, den Punkt als einen casus belli zu betrachten.

Vielleicht entschließt sich Oestreich, das nicht zu thun; vielleicht gibt es in dieser Sache nach, um in der italienischen Frage ungestört zu bleiben. Denn Frankreich scheint es vor allen Dingen darauf anzukommen, daß irgend etwas erreicht wird: kann es die Civilisation an der Tiber nicht fördern, so beschützt es sie an der Donau, und die Rumänen sind ja auch Nachkömmlinge der Quiriten.

Vielleicht genügt dieser Preis; vor allem aber sollten die süddeutschen Blätter nicht immer in das Geschrei ausbrechen: kommt denn Preußen nicht bald?! Preußen hat noch nichts zu sprechen; es hat nichts zu fordern, es hat nicht zu

drohen; man sollte jene Wünsche an Oestreich adressiren; hat dieses sich gegen Preußen erklärt, so wird Preußen die Antwort nicht schuldig bleiben. † †

Literatur.

Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. Von Ludwig Häusser. Zweite veränderte und vermehrte Auflage. Erster Band. — Berlin, Weidmann. — Wenn man im gegenwärtigen Augenblick das deutsche Publicum im Großen und Ganzen der Apathie und des Materialismus beschuldigt, so ist niemand besser im Stande, dies unbegründete Vorurtheil zu widerlegen als die Verlagsbuchhändler: zu keiner Zeit haben ernst geschriebene Werke, die mit dem Verstand zugleich das Gemüth anregen, so viel Anklang gefunden als jetzt. Mit besondrer Freude begrüßen wir die zweite Auflage dieses echt patriotischen Buchs, welches zugleich die wissenschaftlichen Anforderungen so viel als möglich befriedigt. Wir behalten uns vor, bei dem weiteren Erscheinen des Werks noch einmal ausführlicher darauf einzugehn, namentlich in Bezug auf die neuen Verbesserungen. Hier nur einige Bemerkungen. „Es galt zunächst, sagt der Verfasser in der Vorrede, an der Form zu feilen, hier und da auch stark zu kürzen, überhaupt ein größeres Ebenmaß zwischen den ersten und letzten Bänden des Werks herzustellen. Zu Verbesserungen dieser Art war fast auf jedem Blatt Anlaß vorhanden. Aber auch in dem Stoff war vieles zu ergänzen und zu berichtigen. In den vier Jahren, die seit der ersten Herausgabe verstrichen sind, hat die Quellenliteratur dieses Zeitraums sich nicht unbedeutend erweitert. Außer vielen Monographien über einzelne Punkte erinnern wir nur an Marmonts, Soults und Eugens Memoiren, an die Fortsetzung von Sybels Werk, an Miliutins Geschichte des Kriegs von 1799, an Bernhardis Denkwürdigkeiten aus Tolls Leben, an Radetzkys Denkschriften, an die Aufzeichnungen von Ledebur und Reiche. Außerdem sind mir ungesucht von dieser und jener Seite authentische Mittheilungen aus den Familien betheiligter Personen zugekommen, und mehre ehrwürdige Veteranen haben sich die Mühe nicht verdrießen lassen, einzelne Abschnitte namentlich aus den spätern Bänden mit schätzenswerthen Beiträgen oder kritischen Randglossen zu versehen.“ — Nicht unwesentlich sind ferner die Verbesserungen, die wir der Verlagshandlung verdanken: der erste Band enthält 544 Seiten sehr engen Druck, und kostet nur 1 Thlr. 20 Ngr.; das ganze Werk von vier Bänden also 6 Thlr. 20 Ngr. ein Preis, wie wir ihn nur noch bei den auf das Alterthum bezüglichen Schriften derselben Verlagshandlung antreffen. —

Bulgarins Memoiren. Abrisse von Geschehenem, Gehörtem und Erlebtem. Aus dem Russischen übersetzt von E. v. Reinthal und H. Clemenz.— Jena, Mauke. (Dazu: die Leibeigenschaft in Rußland von Ivan Golovin. — Leipzig, Hübner.) —

Wir werden über das interessante Werk nach Vollendung desselben berichten; ebenso über die: Geschichte von Brasilien von Heinrich Handelmann (Berlin, Springer). Der Verfasser hat sich durch seine Geschichte der amerikanischen Colonisation rühmlichst bekannt gemacht. —

Briefe und Dichtungen Friedrichs des Großen in biographisch geordneter Auswahl, mit zahlreichen Anmerkungen, von R. Schwalb. — Essen, Bädecker. — Eine sehr zweckmäßige Sammlung, allen Verehrern des großen Monarchen zu empfehlen (266 Seiten, Preis 1 Thlr. 5 Ngr.).

Betrachtungen und Urtheile des Generals v. Aster über die politischen, kirchlichen und pädagogischen Parteibewegungen unsers Jahrhunderts. Mitgetheilt vom Geh. Regierungsrath Eilers. 1. Bd. — Saarbrücken, Neumann. — Der bei weitem größere Theil des Buchs handelt über den Kampf des Grafen v. Giech gegen den Kniebeugungszwang des protestantischen Militärs in Baiern, und theilt über diesen tragikomischen Conflict einige Thatsachen mit, die für den Politiker und den künftigen Historiker von Interesse sein werden. Man kann nicht oft genug wiederholen, daß wenn die Katholiken für die Freiheit der Kirche streiten, sie damit nichts Andres meinen, als die Unterwerfung des Staats durch die Kirche. —

Der gewaltsame Kinderraub zu Bologna. Zugleich ein Wort der Warnung für alle Concordatsfreunde von Fr. Albrecht. — Ulm, Rübling. — Es ist gut, von allen Seiten auf die bekannte Mortaraangelegenheit hinzuweisen, um den Zweifelnden beständig daran zu erinnern, wie wenig die Partei jenseit der Berge Willens ist, irgend einen ihrer alten Ansprüche fallen zu lassen. —

Die Hohenzollern am heiligen Grabe zu Jerusalem, insbesondere die Pilgerfahrt der Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg im Jahr 1435. Aus den Quellen bearbeitet von Dr. F. Geisheim. — Berlin, F. Duncker. — Den Mittelpunkt bildet Dr. Hans Lochners interessante Chronik jener Pilgerfahrt, die für die Auffassung des 15. Jahrhunderts charakteristisch ist, der übrige Theil des Buchs ist wesentlich aus antiquarischen Notizen von sehr reichhaltigem Inhalt zusammengesetzt. —

Sephardim. Romanische Poesien der Juden in Spanien. Ein Beitrag zur Literatur und Geschichte der spanisch-portugiesischen Juden. Von Dr. M. Kayserling. — Leipzig, Mendelssohn. — Bei dem umfangreichen und bis jetzt im Ganzen noch wenig beachteten literarhistorischen Material, das der Verfasser beibringt, ist zu bedauern, daß er namentlich in Bezug auf das Chronologische und Biographische wenig für Ordnung und Gruppirung gesorgt hat. Freilich war hier vieles noch ganz aus dem Rohen zu arbeiten. Den elegischen Ton mag man der gerechten Sympathie für die Opfer der Inquisition gern nachsehn, wenn man ihn auch etwas einfacher wünschte. Die mitgetheilten Proben aus der spanisch-jüdischen Lyrik hätten lieber, abgesehn von dem Originaltext, in prosaischer Uebersetzung mitgetheilt werden sollen; das lyrische Talent geht dem Verfasser ganz ab. Man vergleiche folgende Uebersetzung:

Johan de España, muy grant saña
Fuè aquesta de Adonay,
Pues la aljama se derrama
Por culpa de Barcelay.

Johann de Espanna, ein wichtiges Glied
Von Adonai wurde bestürmet,
Weil sehr die Aljama in Schrecken gerieth
Da Barselay Sünden aufthürmet.

Und so sind die Uebersetzungen durchweg; glücklicherweise ist meist das Original mitgetheilt. Die Anmerkungen sind Belege einer tief eingedrungenen Gelehrsamkeit. —

Das Leben Georg Stephensons. Nach dem Englischen des Samuel Smiles. — Leipzig, Lorck. — Es ist ein Auszug aus der großen, 546 Seiten starken Biographie, zweckmäßig zusammengestellt. — Bekanntlich ist Stephenson der bedeutendste Verbesserer der Locomotiven, dem seit 1814 das System der Eisenbahnen vielleicht ebenso viel verdankt als den ersten Erfindern. Die Kraft und Beharrlichkeit des Mannes macht einen um so erfreulichern Eindruck, da sie zugleich von schöner Menschlichkeit getragen wird. Das Büchlein verdient allgemeine Theilnahme. — — t.

Die Chemie der Gegenwart für Gebildete aller Stände. Von Friedrich Schoedler. — Leipzig, F. A. Brockhaus. 1859. — Ein vervollständigter, mit zahlreichen Illustrationen versehener Abdruck von Aufsätzen, welche vor einigen Jahren in der „Gegenwart" erschienen, gut geordnet und faßlich dargestellt. Der erste Abschnitt zeigt die wichtigsten Stoffe, Gesetze und Verbindungen der Chemie, der zweite gibt einen Ueberblick über die Geschichte dieser Wissenschaft, die folgenden bezeichnen die Wechselwirkungen zwischen dieser und den übrigen Wissenschaften und die Einflüsse der Chemie auf die Entwickelung der Industrie und Landwirthschaft, der letzte Abschnitt endlich enthält Andeutungen über das Studium der Chemie und seine Bedeutung für den Unterricht in höheren Schulen. —

Das Buch der Erde. Naturgeschichte der Erde und ihrer Bewohner. Von Dr. G. H. Volger. 1. Band. — Leipzig, Otto Spamer. 1859. — Eine gute populär gehaltene Darstellung der physischen Geographie, die sich in vier Abtheilungen: die Erde als Stern unter Sternen, die Geschichte der Erde, die Oberfläche und das Innere der Erde mit seinen Schätzen, über die wichtigsten Fragen des von dieser Wissenschaft behandelten Gebietes verbreitet und mit einer großen Anzahl meist sorgfältig ausgeführter Tonbilder und Holzschnitte ausgestattet ist. —

Das Reich der Wolken. Vorträge über Physik des Luftkreises und die atmosphärischen Erscheinungen. Von Dr. H. Birnbaum. — Leipzig, Otto Spamer. 1859. — Diese Vorträge und Gespräche behandeln die Luft unter dem Einfluß der Schwerkraft und Elektricität, die Luftpumpe, den Schall und seine Gesetze, die Bewegung der Luft und ihre Folgen, die Phänomene des obern Luftkreises, Regen, Hagel u. a., die chemische Zusammensetzung der Atmosphäre, Elektricität, Licht u. s. w. Die Darstellung ist auf ein größeres Publicum berechnet, die Ausstattung — drei Tonbilder und einige neunzig Holzschnitte — gut gewählt und großentheils gut ausgeführt. Weshalb grade die drei letzten Abhandlungen in Gesprächsform gebracht sind, ist uns unerklärlich. M.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Der Suezkanal.

1.

Die Richtung des letzten großen Krieges brachte es mit sich, daß man unter der orientalischen Frage meist nur die Gesammtheit der Verhältnisse im Norden des Bosporus verstand. Die letzen Jahre haben daran erinnert, daß diese Frage noch eine zweite südlich von Konstantinopel liegende Gruppe von Verhältnissen betrifft. Handelte es sich dort um die Donau, das schwarze Meer und die Herrschaft über die Wasserstraße, welche letzteres mit dem mittelländischen verbindet, so ist der Mittelpunkt der Bestrebungen und Gegenwirkungen hier die schmale Landenge, welche das Mittelmeer von dem rothen trennt. Am Horizont steht bei beiden Vorfragen der Gedanke an die Herrschaft über Indien. Die erstere ist 1856 bis auf Weiteres entschieden, das heißt, wie wir alle wissen, nicht entschieden, sondern vertagt worden. Die zweite, welche zunächst in der Gestalt einer bloßen handelspolitischen Frage auftrat, ist in dieser Gestalt jetzt daran, entschieden zu werden, oder vielmehr, sie ist bereits entschieden.

Das Unternehmen des Suezkanals darf, wenn Gladstone in seiner Behauptung, die besten Richter des Werthes eines Unternehmens seien die, welche ihre Capitalien darin anlegten oder nicht anlegten, Recht hat, als gescheitert betrachtet werden. Die Unternehmer hatten sich eines guten Theils der europäischen Presse versichert, um die öffentliche Meinung zu gewinnen; v. Lesseps, die Seele des Ganzen, war bald in England, um durch Meetings zu Gunsten seines Planes zu wirken, bald in Konstantinopel und Kairo, um die Erlaubniß zum Bau zu erlangen, bald in Paris, bald in Wien und Triest, um seinen Zweck zu fördern, und an ihm liegt es sicher nicht, daß der kreisende Berg eine Maus geboren hat. Alles war aufs geschickteste angelegt, und die Handelswelt sollte nun ihr Urtheil sprechen. Die Subscriptionen wurden eröffnet, und einige Wochen schien es, als würden sie den erwünschten Erfolg haben. Die aus Paris inspirirten Blätter verkündeten, daß ein gewaltiger Andrang nach den Bureaux der Compagnie stattfinde, daß Gefahr im Verzuge sei, daß eine Reduction der Zeichnungen auf

den vierten Theil bevorstehe, und dadurch verführt mögen nicht wenige Gläubige viermal so viel Actien genommen haben, als sie ursprünglich beabsichtigten. Jetzt aber ergibt sich, daß trotz dieser unvorsichtigen Hast kaum das erforderliche Capital, und auch dieses natürlich größtentheils nur auf dem Papier zusammengekommen ist. England und der Norden von Deutschland haben sich, wie es scheint, so gut wie gar nicht betheiligt. Oestreich, von wo man eine Zeit lang beträchtliche Beiträge erwarten durfte, mit einem verhältnißmäßig sehr bescheidnen Capital, und so fällt die Hauptsumme der Zeichnungen auf Frankreich, an dessen Börsen infolge jener Ueberladung der Einzelnen mit Actien letztere bereits mit 26 Procent Verlust ausgeboten werden.

Daß die Trübung des politischen Himmels dazu beigetragen hat, die Hoffnungen auf den Erfolg des Unternehmens herabzustimmen, kann zugestanden werden. Der eigentliche letzte Grund des Mißlingens aber liegt tiefer. Er liegt darin, daß alle Voraussetzungen, auf die der Lesseps'sche Plan gebaut war, sich bei näherer Betrachtung als mehr oder minder unhaltbar bewiesen. Man hatte die Vortheile, die das Unternehmen bringen sollte, zu hoch, die Hindernisse, die sich der Ausführung und noch mehr der Erhaltung des Kanals entgegenstellen, zu gering angeschlagen, und man hatte endlich die politischen Bedenken, die sich für einen der hauptsächlich betheiligten Staaten bei dem Project erheben mußten, nicht in ihrer ganzen Stärke gewürdigt, oder sich gestellt, als ob man sie nicht anerkenne, als ob sie wenigstens leicht zu beseitigen wären. Jetzt erfuhr man, daß die außerfranzösische Handelswelt, besonnener als man sie geglaubt, jene Vortheile und jene Hindernisse sehr wohl abzumessen und jene Bedenken sich vollkommen deutlich zu machen verstanden habe.

Die Hauptpunkte, die in Frage kommen, sind: 1) die wahre Bedeutung der Verkehrsströmung zwischen Europa und Ostasien; 2) die Möglichkeit der technischen Ausführung des Kanals und das Verhältniß zwischen den Kosten und seiner Erhaltung und dem Ertrag seiner Benutzung; damit in Verbindung 3) das Maß, in welchem die Durchstechung der Landenge von Suez die Fahrt von unsern Häfen nach den indischen, chinesischen und australischen abkürzen würde; endlich 4) die Beziehung des Unternehmens zur englischen Politik und der Politik der Mittelmeerstaaten, namentlich Frankreichs.

Die Vertheidiger des Projects wiesen zunächst auf die große gewerbliche Productionskraft Europas hin, die eine entsprechende Consumtionskraft an außereuropäischen Rohproducten erzeuge, und nahmen dann an, daß Indien der beste Markt sei, auf dem diese Kräfte sich ausglichen. Der Verkehr zwischen den Ländern des Indus und Ganges und den Hafen- und Fabrikplätzen Europas umfasse die ungeheure Summe von ziemlich zwei Millionen Tonnen Last — eine Güterströmung von Osten nach Westen, die auf Erden ihres Gleichen

nicht habe. Zwischen diesen beiden großen Polen der Erzeugung und des Verbrauchs liege nur ein Weg, der unverhältnißmäßig viel kürzer sei, als der alte von Vasco de Gama entdeckte, und dieser Weg gehe eben über die Landenge von Suez. So lange es daher einen Welthandel zwischen dem Osten und Westen der alten Welt gegeben habe, so lange seien die Blicke auf jenen Damm zwischen dem rothen und dem Mittelmeer gerichtet gewesen, und die Bedeutung des asiatisch-afrikanischen Panama werde in dem Maße steigen, als sich die Productions- und Consumtionsverhältnisse der beiden Pole in Asien und Europa ordneten und mehrten.

Darauf ist zu erwidern, daß dieses Räsonnement nur Geltung hätte, wenn der Kern und Schwerpunkt der europäischen Gewerbs- und Handelsthätigkeit noch im Süden, in den Mittelmeerländern läge, nicht schon seit mehr als zwei Jahrhunderten nach Norden hinaufgerückt wäre. Im Alterthum und bis zum sechzehnten Jahrhundert war der Nil und das rothe Meer allerdings der Verkehrsweg des Handels Europas, Westasiens und Nordafrikas mit Indien. Die Frage, ob Ophir, das biblische Kalifornien, in Indien zu suchen, ob Phönizier und Aegypter nach Indien gefahren, bleibe hier unerörtert. Zur Zeit Strabos gelangten die kostbaren vegetabilischen Erzeugnisse Indiens durch Vermittlung arabischer Kaufleute über Alexandrien in die römische Welt.

Ein directer Verkehr griechischer Handelsfahrzeuge mit Ostasien begann unter Domitian, und zwar soll ein Seecapitän Hippalus der erste gewesen sein, welcher die Etesien, d. h. die in jenen Breiten je sechs Monate herrschenden Nordost- und Südwestmoussons zur Ueberfahrt aus dem Meerbusen von Aden nach Muziris, dem großen Stapelplatz Malabars, benutzte. Die Insel Sokotora scheint damals eine der Hauptstationen des abendländischen Handels mit Indien gewesen zu sein; denn es siedelten sich dort griechisch redende Einwanderer an, und vermuthlich ist auch das Christenthum auf diesem Wege nach Indien gelangt. Wann der alte römisch-indische Handelsverkehr durch das rothe Meer einschlief, ist unbekannt; doch wird er über das erste Jahrhundert der Hedschra nicht fortgesetzt worden sein. Die Verbindungen der Araber und der Perser mit Indien sind dagegen nie unterbrochen worden, ja die Araber dehnten ihren Verkehr sogar bis China aus. Aber ihre Handelsstraße ging mehre Jahrhunderte hindurch nicht über das rothe Meer, sondern sie gaben dem persischen Meerbusen den Vorzug, wo schon unter den Kosroen Obolla an der Stelle des heutigen Bassora als der größte Stapelplatz ostasiatischer Erzeugnisse blühte. Erst als Aegypten sich vom Khalifat losriß, als es nach dem Verfall des Seldschukenreichs und der Vertreibung der Lateiner aus dem heiligen Lande als die Hauptmacht der islamitischen Welt dastand, begann sich der Strom des indischen Verkehrs

wieder durch das Bab El Mandeb zu ergießen, bis endlich Alexandrien sich beinahe das Monopol des sarazenischen Handels im indischen Ocean erwarb. Hier war in dieser Periode alles zu finden, was aus der für die Lateiner jetzt märchenhaft geheimnißvoll gewordenen indischen und chinesischen Welt kam. Hier kaufte man Aloe aus Sokotora, Gold und Elfenbein von Mozambique, Musselin aus Kambaya, Perlen von den Koromandelbänken, Smaragden und Rubinen von Ceylon, Gewürznelken von den Molukken, Pfeffer und Ingwer aus Malabar, Kampher aus Sumatra, Sandelholz aus Timor, Moschus aus Tonking, Seide und Porzellan aus China. Diesem Waarenzug dankten die Sultane von Kairo ihre besten Einkünfte, Alexandrien seinen Ruf als erste Handelsstadt der Welt, Genua und Venedig und die Handelsstädte Süddeutschlands ihren Reichthum.

Dieser Verkehr blühte indeß kein ganzes Jahrhundert. Die Portugiesen entdeckten allmälig auf ihren Fahrten an der Westküste Afrikas, daß Gold, Elfenbein und Pfeffer auch anderswo als in Alexandrien zu holen war. Seidenzucht, Zucker- und Baumwollenbau verbreiteten sich über Syrien, Griechenland, Sicilien und andere Mittelmeerländer. Der Handel Aegyptens wurde durch die türkischen Eroberer zerstört. Endlich fanden die Portugiesen den Seeweg nach Indien und vernichteten den Handelsverkehr auf dem rothen Meere, indem sie die arabischen Kauffahrer durch kreuzende Kriegsflotten hinwegschreckten. Wäre Aegypten damals noch mächtig gewesen oder hätten die Türken, die jetzt hier herrschten, geahnt, welches Kleinod sie am rothen Meer besaßen, so würden die Portugiesen von ihnen in Verbindung mit den indischen Fürsten ohne große Anstrengung zurückgeworfen worden sein. Es geschah aber nichts der Art, und nebenher kamen auch sämmtliche unter die Osmanenherrschaft gebeugte Mittelmeerländer in ihren Ackerbau- und Gewerbeverhältnissen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr zurück, so daß jene Verarmung eintrat, welche noch jetzt diese von Natur so reich gesegneten Landstriche charakterisirt.

Die Vertheidiger des Suezkanals täuschen sich daher, wenn sie meinen, daß ihr Unternehmen so ohne Weiteres den Bann, der auf dem Leben der Mittelmeerufer lastet, lösen und ihnen die einstige Blüte wieder verleihen werde. Dazu gehört, daß Aegypten wieder das starkbevölkerte und reiche Land werde, das es unter Sesostris und später unter den Mamelukensultanen war, daß Syrien und Kleinasien sich wieder mit jenen zahlreichen Städten bedecke, die jetzt nur noch in ihren Trümmern vorhanden sind, dazu nicht minder, daß Italien ein anderes Regiment bekomme und wieder mit dem Geist erfüllt werde, welcher die Größe von Florenz, Genua und Venedig schuf.

Dann aber — wo der Faden eines Handelsverkehrs zerrissen ist, bleibt er oft für immer zerrissen, und wie die Dinge gegenwärtig stehen, ist sehr

die Frage, ob der Handelsverkehr von Europa über das rothe Meer nach Indien sich in ersprießlicher Weise wieder anknüpfen läßt. Das rothe Meer erleidet jetzt nicht blos durch die Seestraße um das Kap der guten Hoffnung, sondern seit Errichtung des Staats Kalifornien und dem Beginn des Menschen- und Waarenzuges über den Isthmus von Panama eine Verminderung seines Werthes. Vor allem aber muß man die große Veränderung in der Natur des Handels beachten, die seit der Entdeckung Amerikas eingetreten ist. Im Mittelalter waren es Edelsteine und Gewürze, welche im Welthandel den ersten Rang einnahmen, besonders die letzteren; denn der Pfefferhandel war wichtiger als irgend ein anderer Zweig kaufmännischer Thätigkeit. Die Hauptartikel des heutigen Welthandels dagegen sind Zucker, Kaffee, Thee, Wolle, vor allem aber Baumwolle. Gehörten diese Producte meist ausschließlich den östlichen Ländern an, so zählen sie jetzt zu den amerikanischen Stapelartikeln. Amerika führt mehr Zucker und Kaffee aus, als alle andern Länder, wo diese Producte gedeihen, der Süden der Vereinigten Staaten allein liefert mehr als fünfmal so viel Baumwolle in unsere Fabriken, wie ganz Asien, und will man dem Welthandel ein engeres Bett anweisen, so ist es der atlantische Ocean, von dem man behaupten kann, er trage die größere Hälfte dessen, was die Welttheile unter sich austauschen. Nicht die romanischen und semitischen Völker repräsentiren jetzt die größte Productionskraft in den Gewerben und die größte Consumtionskraft im Bedarf von Roherzeugnissen, und nicht Indien und China sind es, welche beim Welthandel als die ersten Märkte in Betracht kommen, sondern die Pole der Verkehrsströmung liegen im Norden, im Bereich der germanischen Arbeit, in Nordamerika, in England und in Deutschland. Ein Vergleich der Ein- und Ausfuhr von Alexandrien, Triest, Genua und Märseille mit der Ein- und Ausfuhr von Neuyork und Neuorleans, London und Hamburg läßt darüber keinen Zweifel übrig, und so wird man zunächst zugeben müssen, daß die Durchstechung der Landenge von Suez fast nur eine örtliche Bedeutung für die Mittelmeerufer habe, daß sie wenigstens keine solche Umwälzung zur Folge haben werde, wie die Entdeckung Amerikas oder der Fahrt nach Ostindien um das Vorgebirg der guten Hoffnung. Indien, China, selbst Australien werden Amerika in seiner Bedeutung für den Handel nie einholen, so wenig wie die romanischen Völker die germanischen in Europa.

Daß der Kanal trotz alledem für den Handel der Mittelmeerstaaten, für die Türkei, Griechenland, Oestreich, Italien und Frankreich Bedeutung habe, ist hiermit nicht widerlegt. Es fragt sich nur, ob diese Staaten allein die Kosten seines Baues und seiner Erhaltung durch ihre Benutzung decken werden. Hierbei ist die erste Frage die nach den technischen Schwierigkeiten, welche sich dem Unternehmen etwa entgegenstellen. Diese wird von den Vertheidigern

des Projects zuerst damit beantwortet, daß die Geschichte von ähnlichen Kanälen an dieser Stelle meldet. Schon Sesostris hatte den Gedanken, den Nil (nicht direct das Mittelmeer, wozu damals keine Veranlassung war) mit dem rothen Meer zu verbinden. Er unternahm den Bau durch das Land Gosen — das heutige Wadi Tumilat — ohne daß erzählt wäre, er habe ihn vollendet. Pharao Necho setzte achthundert Jahre später das Werk fort, scheint es aber, abgeschreckt durch die großen Schwierigkeiten, auf die er stieß*), ebenfalls unvollendet gelassen zu haben. Darius Hystaspis nahm den Kanal wieder in Angriff und führte die Arbeit wirklich aus. Auf die Dauer erhalten konnte man die Wasserstraße aber nicht, man darf annehmen, weil sie zu rasch versandete, als daß sie die Kosten ihrer Unterhaltung gedeckt hätte. Dies ist wenigstens von dem Kanale sicher, welcher von Ptolemäus Philadelphus um die Mitte des dritten Jahrhunderts v. Chr. angelegt wurde und der nach seinen vielen Krümmungen zu schließen mehr dem Localverkehr Aegyptens als dem Welthandel zwischen Europa und den Ländern südlich und östlich vom rothen Meer diente. Er verschlämmte allmälig, bis ihn Kaiser Trajan ausräumen und zugleich einen Seitenarm von der Spitze des Delta bis zum Thal Tumilat herstellen ließ. Beide Kanäle verfielen abermals. Amr, der arabische Feldherr, welcher für den Kalifen Omar Aegypten erobert, ließ den Hauptkanal ausbessern und erbot sich zugleich zur Anlegung einer directen Wasserstraße zwischen dem Mittel- und dem rothen Meer. Dieser Antrag kam nicht zur Ausführung. Ebenso wenig gelang es den Venetianern später, ihren Wunsch nach einer Durchstechung der Landenge von Suez bei den Mamelukensultanen durchzusetzen. Endlich sollen auch die türkischen Herrscher Selim I., Murad III. und Soliman II. die Absicht einer directen Kanalverbindung gehegt haben, aber von einer Verwirklichung des Gedankens war nicht die Rede.

Als Napoleon Aegypten eroberte, tauchte der alte Plan wieder auf; die zur Untersuchung der Oertlichkeit abgesandte Commission stattete indeß ihren Bericht dahin ab, daß an einen directen Kanal deshalb nicht zu denken sei, weil der Niveauunterschied zwischen dem rothen und dem Mittelmeer mehr als 30 Fuß betrage. 1840 regten Engländer, denen sich bald Oestreicher und Franzosen zugesellten, die Sache von neuem an, und Mehemed Ali bewilligte nach einigem Zaudern die Bildung einer Gesellschaft zur Erforschung der Oertlichkeit. Dieselbe trat zusammen und ließ durch Stephenson die Rhede von Suez, durch den Oestreicher Negrelli den Golf von Pelusium, durch den Franzosen Talabot das Terrain zwischen den beiden Meeren untersuchen. Inzwischen starb Mehemed Ali, auch traten die Ereignisse von 1848 störend dazwischen,

*) Es starben ihm dabei 120,000 Arbeiter.

und die Arbeiten blieben liegen. Erst 1854 nahm Ferdinand v. Lesseps, ein Verwandter der Kaiserin der Franzosen und bis dahin französischer Generalconsul in Aegypten, in Verbindung mit dem Vicekönig Said Pascha das Project wiederum auf und erhielt von letzterem die Bewilligung zu dessen Ausführung, vorbehaltlich der Ratification des Sultans. Da Talabot sich für einen Kanal vom rothen Meer nach dem Nil und Alexandrien ausgesprochen hatte, v. Lesseps aber eine directe Verbindung der beiden Meere beabsichtigte, so wurde die Oertlichkeit von einer Commission von Sachverständigen nochmals untersucht. Diese Commission, zu welcher Frankreich die Ingenieure Renaud und Lieussou, Oestreich Negrelli, Preußen Lentze, England Rendel und Maclean, Sardinien Paleocapa und Holland Conrad stellte, ging im October 1855 nach Aegypten ab, vereinigte sich dort mit den ägyptischen Ingenieuren Linant Bei und Mougel Bei (beide sind Franzosen) und stattete im folgenden Jahre einen Bericht ab, welcher dem Unternehmen günstig war.

Nach diesem Bericht wäre die Landenge von Suez keine die afrikanischen und asiatischen Gebirgsketten des rothen Meeres verbindende Rippe, sondern ein von drei der Quere nach, d. h. von Osten nach Westen laufenden Bodenerhebungen durchschnittenes Thal, und der Niveauunterschied zwischen beiden Meeren betrüge etwa sieben Fuß, nicht dreißig, wie Napoleons Ingenieure gefunden haben wollten. Von Suez bis zum Golf von Pelusium, nicht weit vom Fort Tineh, ist es 18½ deutsche Meilen. Etwa in der Mitte dieser Strecke findet sich das Becken des jetzt ausgetrockneten Bittersees, bis zu welchem der Weg von Suez ganz eben ist, woraus man in Verbindung mit der Entdeckung, daß der Boden hier bis zu bedeutender Tiefe aus Alluvium besteht, schließen kann, das rothe Meer sei einst bis hierher gegangen. Ungefähr zwei Meilen nördlich liegt ein zweites Wasserbecken, der Timsach- oder Krokodilsee. Das Terain zwischen den beiden Becken ist wellenförmig, und sein Boden zeigt bis zu einer beträchtlichen Tiefe nur Sand und Kies. Der Timsachsee liegt so tief, daß der Nil in Jahren, wo seine Fluten mehr als 22 Ellen steigen, durch das Wadi Tumilat bis hierher vordringt. In weiterer Verfolgung des Thalwegs zwischen dem rothen und dem Mittelmeer findet man eine Küstenlagune, den See von Menßaleh, der nur durch einen schmalen, ungefähr 150 Schritt breiten Sandwall vom Mittelmeer getrennt ist. Zwischen den letzten beiden Wasserbecken begegnet man einer Bodenerhebung, die bei El Gisr vierzig Fuß Höhe über dem Spiegel des Mittelmeers erreicht und aus Flugsand besteht. Die Rhede von Suez bietet für 500 Schiffe einen sichern, unveränderlichen, aus Schlammboden bestehenden Ankergrund auf 2½ bis 7 Faden Tiefe. Die herrschenden Winde sind nicht gefährlich, und der stürmische S. S. O. hält selten lange an. Der Golf von Pelusium ist flacher als der von Suez, er erreicht erst auf ⅔ deutsche Meilen Entfernung

vom Ufer in seinem östlichen Theil eine Tiefe von 5 Faden. Bis zu dieser Entfernung wird der Ankergrund fortwährend durch Flugsand verändert.

Dies der Bericht der Commission, auf welchen sich der Lesseps'sche Plan gründet. Letzterer, auf Vorschläge Negrellis hin entworfen, ist folgender: Es soll eine Wasserstraße ohne Schleußen vom östlichen Theil der Bucht von Pelusium durch die Becken des Timsach- und des Bittersees und die dazwischen liegenden Bodenerhebungen nach Suez so tief ausgehoben werden, daß sie eine Tiefe von 25½ Fuß besitzt. Die Sohle des Kanals soll von Suez bis zum Bittersee 204, von dort bis zum pelusischen Golf mindestens 140 Fuß breit werden. Um den Schiffen, welche den Kanal benutzen, einen hinreichend bequemen Ankerplatz zu verschaffen, soll ein wenigstens 1,500 Fuß breiter Theil der Meeresbucht auf 4 Faden Tiefe ausgebaggert und mit Dämmen eingefaßt werden, und außerdem will man dort noch ein entsprechend tiefes Bassin von 600 Fuß Breite ausbaggern und durch Molen in einen Hafen verwandeln. Die geringe Tiefe der Bucht von Pelusium macht die Fortführung des Kanals ins Meer auf etwa 10,000 Fuß nothwendig. Innerhalb der Bucht soll der Kanal in einer Breite von 12,00 Fuß ausgehoben werden, so daß er zugleich als Hafen dienen kann. Der diesen Hafen im Westen schützende Molo wird eine Länge von 10,500, der östliche eine Länge von 7,500 Fuß bekommen. Hinter letzterem soll ein besonderer Hafen von 46,000 Fuß Oberfläche ausgegraben werden. An diese Anlagen schließt sich die Einfassung des Timsachsees mit Hafendämmen und die Verbindung dieses Wasserbeckens mit dem Nil durch einen Seitenkanal, welcher durch das Wadi Tumilat geführt werden und 75 Fuß Breite so wie in der trockensten Zeit 6 Fuß Tiefe haben soll.

Die Kosten für alle diese Bauten sind auf 162 Millionen Franken veranschlagt. Ob der Kanal mit seinen Nebenanlagen dafür ausgeführt werden kann, ist eine Frage, die wir hier nicht verfolgen können. Es sei nur bemerkt, daß die Anlegung der Häfen bei Suez und Pelusium auf Schwierigkeiten stoßen wird, deren Bewältigung allein fast drei Viertheile jener Summe erfordern dürfte. Von der Schwierigkeit der Unterhaltung des Ganzen wird sogleich die Rede sein. Daß die angegebene Tiefe und Breite des projectirten Wasserweges dem Welthandel genügen würde, darf zugestanden werden. Allerdings sind grade zwischen den Ländern, deren Verkehr der Kanal erleichtern soll, die größten Schiffe in Gebrauch, da dieselben dem Rheder den größten Gewinn, dem Kaufmann die wohlfeilste Fracht sichern. Aber es ist nicht zu erwarten, daß man viele Fahrzeuge bauen wird, welche mehr als 24 Fuß Tiefgang haben. Da der Kanal diese Tiefe erhalten soll, so würde er selbst von den schwersten Linienschiffen, die man bis jetzt gebaut hat, benutzt werden können.

So gäbe es denn keine unbesiegbare Schwierigkeit in der technischen Ausführung des Kanals, wenn die Angaben der Commission richtig wären. Dieselben sind aber grade in der Hauptsache unrichtig. Das rothe Meer liegt nicht dreißig Fuß höher als das mittelländische, aber auch nicht sieben, sondern kaum zwei Fuß, und wenn ein Niveauunterschied von dreißig Fuß die Erhaltung des Kanals durch zu starke Strömung unmöglich machen würde, so muß ein solcher Unterschied von weniger als zwei Fuß dieselbe deshalb unmöglich machen, weil bei ihm so gut wie gar keine Strömung denkbar ist. Eine starke Strömung ist aber nothwendig, um das sonst durch nichts, oder nur mit ganz unverhältnißmäßigen Kosten abzuwendende Versanden des Kanals zu verhüten. Diese Versandung wird auf doppelte Weise herbeigeführt werden: einmal durch die beiden Meere selbst, dann durch den Flugsand der Wüste. Das hatte schon Talabot befürchtet, als er den directen Kanal abwies und dafür eine Wasserstraße zwischen dem Nil und dem rothen Meer vorschlug. Das zeigt die Richtung der alten Kanäle, die trotzdem nicht erhalten werden konnten. Das hat endlich Stephenson als seine Ueberzeugung ausgesprochen, als er dem Lesseps'schen Unternehmen das Horoskop stellte, es werde mit einem „sumpfigen Graben" endigen.

Mit der Gewalt des Wassers stehen die von demselben mitgeführten Erdtheile in einem gewissen Verhältniß, und diese Erdtheile fallen in dem Maße zu Boden, in welchem die Kraft des Wassers abnimmt, woraus die allmälige Erhöhung eines Strombettes sich erklärt. Wo ein Wasserdruck dem Wasserstrom grade entgegentritt, bildet sich ein Niederschlag jener Erdtheile, wie die Delta des Nil und des Ganges im Großen, die Sandbänke an der Mündung der Elbe im Kleinen zeigen. Gräben und Kanäle ferner in Gegenden beweglichen Sandes, werden, auch wenn sie noch so tief und breit sind, mit der Zeit vom Winde zugeschüttet. Hafendämme werden nicht vor Versandung schützen, wo ein Meeresstrom vorhanden ist, wie der vor dem pelusischen Golf, welcher den Nilsand mit sich führt und bereits die Häfen Phöniziens unbrauchbar gemacht hat. Der durch die Verengung des rothen Meeres nach Norden und durch S. S. O.-Stürme verstärkte Anprall der Flutwellen an die Mündung des Kanals bei Suez wird ebenfalls eine nachtheilige Einwirkung auf den Kanal üben, indem er dort Triebsandmassen hinwälzen wird. Wenigstens zeigt die Behauptung der Commission, daß die Gewässer des rothen Meeres sich meist bis an den Timsachsee, also bis in die Mitte des projectirten Wasserwegs erstreckten, wenn sie richtig ist, nur, daß an dieser Stelle Sand an die Stelle des Wassers getreten ist. Das Flutwasser des rothen Meeres wird, wie die Commission selbst meint, in den Kanal eindringen, also bald eine stärkere, bald eine schwächere Bewegung und um die Mitte der Ebbe wahrscheinlich gar keine Strömung haben, und somit bis in den Hafen bei Pelusium, der,

wie gezeigt, ohnehin durch den Nilsand gefährdet ist, Erdtheile ablagern. Die Commission glaubt ferner, das rothe und das Mittelmeer hätten hier einst zusammengehangen. Wir geben dies zu, finden darin aber nur die Bestätigung unsrer Ansicht, daß von Norden her die Schlammtheile des Nil, von Süden der von der Flut des rothen Meeres angeschwemmte Triebsand, von Osten und Westen der Flugsand der Wüste die Verwandlung der Meerenge in eine Landenge bewirkt hat. Es kommt auf dem Isthmus kein eigentliches Felsenlager vor. Sehr wohl, dann rührt der dortige Flugsand nicht von einer Steinverwitterung, sondern anderswo her. An der Küste des Mittelmeers bilden Gesteintrümmer die Dünen und Sandbänke, und die Commission fürchtet selbst diese und will sich davor durch die oben angegebene Hinausrückung des Kanals in die See schützen. Wir wissen aber bereits, daß ihr dies nichts helfen wird. Sie befindet sich zwischen zwei gleich gefährlichen Gewalten. Läßt sie den Kanal nahe am Strande münden (was schon deshalb nicht thunlich ist, weil er dann großen Schiffen nicht zugänglich wäre) so schadet ihm der Wind mit seinem Flugsand, führt sie den Kanal so weit hinaus, wie angeführt, so spült ihm in wenigen Jahren der Nil eine Barre vor seine Einfahrt.

Eine Hauptstelle, von wo der Kanal durch Flugsand bedroht wird, ist der Dschebel Attakah an der Nordwestseite des rothen Meeres, und hier ist nicht allein der Wind die bewegende Kraft, sondern auch starke Regenstürze schwemmen alljährlich Massen von Sand und Geröll nach dem Nordrande des rothen Meeres herab, und die Commission sollte bedacht haben, was sie sagte, als sie die Vermuthung aussprach, daß dieses Meer durch einen solchen mit Orkan verbundenen, Sand- und Steinmassen mit sich wälzenden Gewitterregen von seiner nördlichsten Bucht, dem Bittersee, durch den der Kanal geführt werden soll, getrennt worden sei. Andere gefährliche Stellen finden sich noch mehre. Durch die Ost- und Westwinde wird der Sand auf die ganze Länge des projectirten Kanals getrieben; denn wo wie hier kein Bindemittel, wie Gesträuch oder Bäume, den trocknen, staubartig feinen Flugsand festhält, da hat der Wind Macht über ihn, treibt ihn fort, selbst über bedeutende Hügel, lagert ihn ab in Vertiefungen und häuft ihn hier und dort an, wie unter anderm das erwähnte Dünengebilde bei El Gisr zeigt (welches beiläufig nicht, wie die Commission sagt, 40, sondern nahezu 60 Fuß hoch ist), nimmt ihn aber auch gelegentlich wieder mit fort und schafft anderwärts damit ein Thal in einen Hügel um. v. Lesseps erzählt, um dies zu entkräften, daß man nach Verlauf eines Jahres hier noch deutliche Spuren seines Lagers gefunden habe. Aber man darf annehmen, daß er sich für dasselbe nicht den ungünstigsten, sondern einen gegen den Wüstenwind möglichst geschützten Ort ausgesucht habe.

Ist es wahr, was ein Vertheidiger des Projects behauptet, daß nämlich der Kanal der Pharaonen, der Ptolemäer und der Sarazenen schwieriger auszuführen und kostspieliger gewesen, als der directe Kanal des Herrn v. Lesseps, daß er noch obendrein störend in das Bewässerungssystem Unterägyptens eingegriffen und Nebenarbeiten erfordert habe, welche die Wohlfahrt des Landes beeinträchtigt, so ist dies eben nur ein Beweis, daß die Araber, die Ptolemäer und die Könige von Memphis und Theben die unüberwindlichen Schwierigkeiten gekannt haben, einen Kanal in gerader Richtung vom rothen zum mittelländischen Meer auf die Dauer fahrbar zu erhalten, und wir sollten uns das zur Notiz dienen lassen.

Wind von der Land- und Seeseite als Träger, die Flut im rothen, der von der Nilmündung kommende Strom im mittelländischen Meere als Treiber von Sandmassen, Regenströme mit Orkan vom Attakahberg, die abwechselnd starke und schwache Hin- und Herbewegung des Wassers im Kanal selbst bedrohen das Unternehmen also in einem Grade, daß man voraussagen kann, es werde, ausgeführt, sehr bald das Schicksal der früheren Kanäle haben, und die, welche den Versicherungen der Franzosen noch Glauben schenken, werden wohl thun, diesen Glauben aufzugeben. Es dürfte sich sonst ereignen, daß sie sich damit ebenso getäuscht sähen, wie vor einigen Jahren der Vicekönig mit der vielbesprochenen Barrage des Nil, von der man sich Wunderwirkungen auf die Befruchtung des Nilthals versprach und die, nachdem sie mit einem Aufwand von 30 Millionen Franken vollendet war, nur die Ruinen Aegyptens vermehrte.

Ist es nach diesen Erörterungen zweifelhaft, ob sich die Unterhaltungskosten des Suezkanals selbst bei einer sehr starken Benutzung desselben durch alle seefahrenden Nationen decken würden, und könnte, sogar diese vorausgesetzt, von einer guten Verzinsung des dabei angelegten Capitals kaum die Rede sein, so verstärken sich diese Zweifel, wenn man nach dem Maß fragt, in welchem der Kanal den Weg von Europa nach Indien, China und Australien verkürzen würde.

Ein Blick auf die Karte lehrt, daß der Weg nach Bombay und Kalkutta von Venedig, Triest und Marseille um mehr als die Hälfte, von Konstantinopel aus noch bedeutender gegen sein jetziges Maß auf dem Wege um das Vorgebirge der guten Hoffnung abgekürzt werden würde. Ein französischer Hydrograph hat ausgerechnet, daß die Ersparniß an Seemeilen für ein nach Ceylon bestimmtes Fahrzeug, auch wenn dasselbe von einem nördlichen Hafenplatz ausliefe, sehr groß sein würde. Dieselbe würde für Petersburg schon 45, für Hamburg 48, für London und Amsterdam 49, für Marseille 62, für Triest 65 und für Konstantinopel 70 Procent betragen. Ein Schiff von London durchmißt auf der Tour nach der genannten Insel 14,340, eines von Mar-

seille 14,500, eines von Triest 15,480, eines von Konstantinopel 15,630 Seemeilen. Der Suezkanal würde diese Entfernung bei dem londoner Schiff auf 7,300, bei dem marseiller auf 5,490, bei dem triester auf 5,220, bei dem von Konstantinopel auf 4,700 Seemeilen vermindern. Das sind scheinbar selbst für die Nord- und Ostseehäfen ungeheure Resultate. Schade nur, daß der französische Hydrograph seine Rechnung ohne den Wirth auf dem Meere, d. h. ohne den Wind gemacht hat, mit dem die Franzosen doch sonst gut bekannt sind. Es ist nämlich deshalb äußerst fraglich, ob die durch den Kanal zu bewirkende Verkürzung des Weges für Schiffe nördlicher Länder wie Deutschland, Skandinavien und England eine entsprechende, ja ob sie überhaupt eine Zeitersparniß mit sich bringt, weil sie ein für die Schiffahrt verhältnißmäßig günstiges Gewässer, das atlantische Meer mit bei weitem schwierigern Gewässern, dem mittelländischen und dem rothen Meere, zu vertauschen genöthigt wären. Das Mittelmeer ist im März, September und October von furchtbaren Gewittern heimgesucht, die denen der Tropen an Gewalt fast gleichkommen. Die Syrte ist verrufen wegen ihrer Nebel und Stürme. Der ägyptische Chamsin wird häufig zum wüthenden Orkan. Noch ungünstiger für den Seefahrer sind die Verhältnisse auf dem rothen Meere mit seinen plötzlich aus den Wüstengebirgen daher brausenden Stürmen und seinen vielen Felsenklippen und Korallenriffen. Heißt doch sein Eingang Bab El Mandeb, das Thor der Thränen. Von den zwei Transportschiffen, die zu Anfang des indischen Aufstandes nach Suez gesandt wurden, um die über Aegypten kommenden britischen Truppen aufzunehmen und über Aden nach Kalkutta zu befördern, war das eine schon bei der Ankunft in Suez so stark beschädigt, daß die Leute auf ein anderes Fahrzeug gebracht werden mußten, und auch dieses letztere wurde unterwegs zwischen Suez und Aden so leck, daß der Capitän sich genöthigt sah, umzukehren. Lord Panmure sagte hierüber im Oberhause, daß keine menschliche Voraussicht jene Unfälle zu verhindern im Stande gewesen sei. Für die Schiffahrt aus dem rothen Meere nach Ostindien sind die Mousſons im indischen Ocean, welche, wie bemerkt, sechs Monate des Jahres nach der einen und andere sechs Monate nach der andern Richtung wehen, nicht ohne Schwierigkeiten; denn im nördlichen Theile dieses Meeres herrscht der Nordostpassat innerhalb der Monate October bis April, der Südwestpassat dagegen vom April bis zum October, und nicht selten werden hier auch Wirbelwinde dem Schiffer gefährlich. Stellt man hierzu noch andere glaubwürdige Angaben, z. B. die, daß die Geschwindigkeit eines Klippers, nachdem er das Kap der guten Hoffnung doublirt, dort größer sei, als die eines Klippers, der im Kanal remorquirt werde; ferner die, daß nach den Windrichtungen zu urtheilen die Dauer der Fahrt von Birmingham nach Suez fast ebenso lang sein werde als die von Birmingham nach dem Kap;

endlich die, daß die Nord- und Nordweſtwinde, welche vom April bis zum September wehen, der Reiſe von England nach Oſtindien, und die Winde, welche vom September bis zum April herrſchen, umgekehrt der Tour von Indien nach England und Irland günſtig ſeien, ſo fehlt, wie es ſcheint, nur wenig an dem Beweiſe, daß nicht grade die Länge des Weges bei der Abwägung von Seefahrten am ſchwerſten in die Wagſchale fällt.

Dampfſchiffe werden mit weniger Schwierigkeit zu kämpfen haben, ſagen die von den Vertheidigern des Leſſepsſchen Planes, die ſolche Einwürfe überhaupt zugeben. Der Nachweis über das Detail dieſer Frage, über die Eintheilung von Weg und Zeit, namentlich der genaue Nachweis der Rolle, welche die Dampfkraft dabei zu übernehmen hat, iſt aber von den Organen, welche die Durchſtechung der Landenge von Suez befürworten, noch keineswegs überzeugend geführt worden. Im Gegentheil wird dieſe Frage von ihnen meiſt vermieden, wenigſtens kurz abgethan. Sie iſt aber gleichwol die wichtigſte nach der Frage in Betreff der Unterhaltungskoſten des Kanals, die ja auch wenn ſich der Sand, der ihn bedroht, hinwegdisputiren ließe, noch immer ſehr beträchtlich ſein und nur dann einen Ueberſchuß laſſen würden, wenn ſich eine ſehr bedeutende Verkürzung des Wegs durch das Unternehmen darthun ließe. Die beiden Factoren, um die es ſich handelt, ſind Zeit und Koſten. Als ausgemacht iſt anzunehmen, daß ohne Benutzung des Dampfes kein erwähnenswerther Zeitgewinn, daß ohne ihn keine ſichere Beſchiffung des rothen Meeres möglich iſt. Wir können uns nicht überzeugen, daß es rentabel ſein kann, Güter auf der projectirten Linie durch reine Dampfſchiffe zu befördern, und ebenſo wenig können wir die Meinung theilen, daß es durch Fahrzeuge mit Auxiliarmaſchine möglich ſei. Die wohlfeilſte Anwendung der Dampfkraft bei regelmäßigem localem Bedürfniß, wie es bei der Suezlinie der Fall, iſt bekanntlich die durch Remorqueure oder Schleppſchiffe. Ein Schleppſchiff mit Rädern kann nicht ſegeln oder ſegelt wenigſtens, wenn nicht Vorkehrungen getroffen ſind, um den Widerſtand der Radkaſten zeitweilig zu entfernen, viel langſamer als ein gutgebautes Segelfahrzeug. Es muß alſo auch da dampfen, wo es nichts zu ſchleppen hat, auch da eſſen, d. h. Steinkohlen verzehren, wo es nicht arbeitet, nichts verdient. Der Schleppdienſt auf der über Suez führenden europäiſch-indiſchen Linie würde weſentlich einſeitig ſein, der Schleppdampfer müßte alſo den Rückweg häufig, ſtellenweiſe vermuthlich immer, unbeſchäftigt machen. Um das Minimum der Koſten zu erzielen, müßte er alſo, wenn irgend möglich, dieſen Weg ſegeln. Danach wäre die Aufſtellung von Schraubenſchleppſchiffen als Stationsſchleppern eine Grundbedingung zur gewinnbringenden Benutzung der projectirten Linie. Ob dieſe Löſung richtig iſt und die einzige in dieſem Theil der Frage, überlaſſen wir andern zu unterſuchen. Die Steinkohlen ſind an den Küſten des rothen Meeres ſehr theuer;

sie kosteten 1851 auf der Strecke von Suez bis Aden dreimal so viel als auf der Strecke von Plymouth bis Alexandrien, und sie sind in der That, wie der östreichische Lloyd weiß, schon hier theuer genug. Wer aber nur einige Kenntniß von der Rhederei hat, weiß, daß dieselbe sehr genau rechnen muß, um einen Verdienst zu erzielen, der die Kosten übersteigt, und so glauben wir bis auf bessere Belehrung von Seiten der Vertheidiger des Lesseps'schen Unternehmens, daß jeder Pfennig dreimal umgedreht, jede auch die kleinste Kostenersparniß sorgsam ausgenutzt werden müßte, um für die umfangreicheren Güter die Kaplinie durch die Suezlinie zu schlagen — immer natürlich vorausgesetzt, daß die Furcht vor Versandung des Kanals Chimäre ist.

Andere Einwürfe gegen den Plan lassen sich leicht widerlegen. Man hat behauptet, daß durch den neuen Kanal und den Hafen am Golf von Pelusium die Zukunft Alexandriens bedroht werde. Abgesehen davon, daß der Welthandel, wenn er einen Vortheil dabei sähe, nicht an das Schicksal einer Stadt denken würde, ist dieser Einwand unbegründet, weil Pelusium nur die Mündung des Kanals bilden soll und ein Hafen von Bedeutung nur am Timsachsee gegründet werden würde, wo der Süßwasserkanal vom Nil durch das Wadi Tumilat zu münden bestimmt ist, oder in Suez, welches schon jetzt ein ziemlich lebhafter Hafenplatz ist. Aber selbst wenn sich auf der Stätte des alten Pelusium dereinst eine Handelsstadt von Bedeutung erheben sollte, würde Alexandrien doch bleiben, was es jetzt ist, der naturgemäße Hafen von Aegypten, der Korn- und Baumwollenmarkt Südeuropas.

Ein viel wichtigeres Hinderniß des Unternehmens liegt in der Weigerung der Pforte, demselben ihre Concession zu ertheilen, eine Weigerung, die den türkischen Staatsmännern von England dictirt ist. Dies führt uns auf den vierten Punkt, auf die politische Seite der Frage, die wir in der nächsten Nummer dieser Blätter besprechen werden.

Die Frage über Alesia.*)

Die Stadt Alesia nimmt in der Geschichte eine wichtige Stellung ein. In dem verzweiflungsvollen Kampfe wider die Römer machte sie Vercingetorix zum letzten Bollwerk gallischer Freiheit, und Julius Cäsar verwendete die volle Sehne seiner Kriegskunst auf ihre Eroberung. Ihr Fall machte den römischen Consul zum Inhaber des gallischen Landes, stellte ein schlagfertiges Heer zu seiner Verfügung, und befähigte ihn, in die italischen Angelegenheiten gebieterisch einzugreifen. Die Einnahme von Rom, der Kampf bei Pharsalos, die Züge nach Aegypten und Kleinasien, die Schlachten von Thapsos und Munda, und die lebenslängliche Dictatur reihen sich fast ohne Unterbrechung an die Einnahme von Alesia. Es trug dieses Ereigniß seine Wirkungen bis in die Zeiten des Augustus fort, und wurde zum eigentlichen Marengo des Reiches der Imperatoren.

Die Historie hat diese Bedeutung anerkannt. Das Andenken der Kämpfe vor Alesia erhielt sich im Munde des Volkes, und die geschichtliche Ueberlieferung blieb während des ganzen Mittelalters frisch und lebendig. Sie mußte dies um so mehr, da Trümmer und Alterthümer auf dem ehemaligen Wahlplatze sie bestätigten. Ueber die Lage des alten Alesia waltete daher auch kein Zweifel. Man suchte die alte Stadt, ohne irgend einen Einwand zu vermuthen, auf einer der Abdachungen, welche sich von der Rückseite der Côte d'or hinabsenken, und verlegte sie auf jene abgestufte kleine Hochebene, an deren Gehänge noch heutzutage ein Flecken gelegen ist. Der obere Theil heißt Sainte Reine, der untere Alise. Zwei kleine Flüsse, der Oserain und die Ose, umschlängeln die Anhöhe, durchschneiden eine Ebene, und fließen der Brenne, und durch diese, den Armançon und die Yonne der Seine zu. Dieses stimmt genau zu dem, was Cäsar von der Gegend berichtet. Derselbe nannte Alesia die Hauptstadt der Mandubier; aber dieser Name verschwand. Aus der Bevölkerung bildete sich ein Gau, der nach dem ehemaligen Hauptorte der Gau von Alesia (pagus Alesiensis) genannt wurde, ein Name, der sich in dem heutigen Auxois erhalten hat. Als im achtzehnten Jahrhundert die Blicke sich wieder inniger nach der alten Geschichte zurückwandten, ward auch Alesia Gegenstand der Forschung. Aber alle Untersuchungen bestätigten die

*) Ich gebe diesen Aufsatz als Bruchstück meiner Bemerkungen auf einer Reise nach Burgund, über welche ich weitere Mittheilungen zu machen gedenke. D. Verf.

alte Annahme. Valois, d'Anville und Walkenaër erkannten in dem heutigen Alise-Sainte Reine die Ueberbleibsel des alten Alesia.

Wenn nun im Jahre 1855 eine vereinzelte Stimme sich vernehmen ließ, welche der Sage, der Ueberlieferung wie der Forschung zum Trotz die Oertlichkeit der großen Kämpfe vor Alesia in den Jura verlegte, und damit den Zusammenhang der Begebenheiten verrückte, so war dies an sich nicht erheblich und hätte mindestens keinen entscheidenden Ausschlag geben können. Wie viele widersinnige Einfälle sind nicht im Laufe der Jahrhunderte aufgetaucht, um wie Pflanzen mit halbverdorrten Wurzeln in sich selber zu verkommen! Aber das Gebahren dieser neuen Weisheit, ihre Selbstgefälligkeit und herrische Aufgeblasenheit waren so herausfordernd, daß alsbald zu thatkräftigen Maßregeln geschritten werden mußte. Dies ist der vorspringende Punkt der Angelegenheit. Die Art, wie das Hirngespinnst eines Einzelnen sich der öffentlichen Meinung bemächtigte, wie man den krankhaften Keim einer falschen Voraussetzung zu einem Schwall übereinanderliegender Schichten von Irrungen, Verdrehungen und Trugschlüssen aufthürmte, der, wenn man des Gemengsels nicht Meister geworden wäre, alle geschichtliche Forschung auf den Kopf gestellt haben würde — diese seltsame geistige Bewegung wirft ein überraschendes Licht auf die literarischen Zustände unserer Zeit und Frankreichs insbesondere. Der Ausgang hat glücklicherweise eine sehr tröstliche Seite, und ich will versuchen, die einzelnen Momente des Verlaufes auch einem größeren Kreise von Lesern zu verdeutlichen.

In Besançon lebt der Baumeister Delacroix, und wirkt zugleich als Vorstand einer dortigen gemeinnützigen Gesellschaft (Société d'émulation). Dieser Mann stieß auf seinen Wanderungen auf das Dörfchen Alaise. Der Klang des Namens gemahnte ihn an das Alesia der gallischen Zeit; plötzlich standen Cäsar und Vercingetorix vor seinen Augen; eine Vermuthung drängte die andere, und allmälig wuchs unter seinem geschäftigen Meisel ein neugebornes Alesia empor. Das Alaise des Herrn Delacroix aber liegt ohnweit des Mont Poupet, in der Nähe von Salins, mitten in den Vorbergen des Jura. Die Häuser des Dorfs sind allerdings über eine kleine Hochebene zerstreut; aber diese ist äußerst holprig, wird von höheren und steilen Bergen beherrscht, und von Schluchten begrenzt, welche die Entwicklung größerer Massen unmöglich machen. Vor allem aber fehlt die geräumige Ebene, von welcher Cäsar spricht, und woselbst man sein Lager so wie die Verschanzungen des gallischen Hilfsheeres unterbringen könnte. Alle diese augenfälligen Schwierigkeiten störten Herrn Delacroix wenig; er baute wohlgemuth sein neues Alesia in die Höhe und legte die gemachte Entdeckung in den Denkschriften seiner Gesellschaft*) nieder. Dies war ein erster Schritt; aber man mußte, um zu

*) Mémoires d. l. Société d'émulation du dép. du Doubs. 1855. Alesia, par A. Delacroix. p. 113 — 160.

völligem Durchbruche zu gelangen, sich der Beihilfe der Hauptstadt versichern, die in den Augen der Franzosen, gleich einer geistigen Sonne, alle Winkel des Landes überstrahlt. Auch dieses erfüllte sich. Herr J. Quicherat, Professor zu Paris, machte sich zum Fürsprecher, und schloß einen in das französische Athenäum (Athenäum français) eingerückten Artikel mit dem zuversichtlichen Ausspruch: „Niemand soll unsere Schlußfolgerungen umstoßen! Ja! das Alesia des Cäsar ist das Alaise des Herrn Delacroix.“ Eine Reihe von Tageblättern wiederholten den Aufsatz des Herrn Quicherat, und die Sache des alten Alesia an der Côte d'or schien für immer verloren.

Aber das Blatt wendete sich, und auf den kindischen Taumel folgte eine niederschlagende Abkühlung. Diese wurde aber keineswegs in der großen Hauptstadt, sondern in der Provinz vorbereitet, und kam von einem kräftigen Gegenstoße, den Herr Rossignol, Archivar zu Dijon, mit Sicherheit zu führen verstand. Herr Rossignol ist der Verfasser einer Geschichte von Burgund, welche im Jahre 1853 erschien und den Zeitraum von 1467 bis 1483 umfaßt. Das Werk schildert vornehmlich die innern Bewegungen des Landes, welche die Eroberung desselben durch Ludwig XI. begleiten, und der Verfasser hat die aus den Archiven von Dijon auf das reichhaltigste erläuterten Begebenheiten mit kunstvoller Hand zu einem lebendigen Gemälde verarbeitet, welches eine Menge neuer Gesichtspunkte gewährt. Auf dieses Werk ließ Herr Rossignol im Jahre 1854 eine Geschichte der Stadt Beaune folgen, welche in Bezug auf mittelalterliche Verhältnisse sehr belehrend, und dabei faßlich und anziehend geschrieben ist. Endlich hat sich der nämliche Mann durch die Klarheit und Ordnung, welche er in die Archive von Dijon brachte, zugleich als gründlichen Kenner des Urkundenwesens bewährt. Es war also eine sehr tüchtige, wissenschaftlich ausgerüstete Persönlichkeit, die sich dem nur durch den Zuwachs der pariser Verbündeten gefährlichen Andrange entgegenstemmte. „Als man,“ so sagt Herr Rossignol in einer seiner Denkschriften, „die Entdeckung von Alesia veröffentlichte, welche Herr Delacroix in den Wäldern von Salins gemacht haben sollte, zögerte ich zu antworten; aber ich schwankte nicht mehr, als ich die pariser Presse dieselbe ankündigen und vertheidigen sah.“ Herr Rossignol wagte es also grade der mächtigen Strömung der Hauptstadt ein Halt zuzurufen, und dazu gehört in Frankreich das Gefühl der Sicherheit und einiger Muth.

Die Denkschrift, durch welche dies geschah, halte ich, nach Form und Inhalt, unbedenklich für ein Muster gesunder historischer Kritik. Der Verfasser beginnt von weitem, zunächst große Kreise ziehend. Unscheinbar, aber sicher rückt er auf den Mittelpunkt los. Die Gegner werden zuerst in kleinen Vorgefechten ermüdet, dann auf den Flügeln angegriffen, im Rücken gefaßt, rings zusammengeschnürt, nach allen Himmelsgegenden zersprengt, und zu-

jetzt mit einem kräftigen Ruck aus dem Gebiete hinausgeworfen. Das alte Alesia ist wieder erobert, und wir sehen die Herrn Delacroix und Quicherat ohne Truppen und Waffen nach dem Mont Poupet in ihre Bergschlucht von Alaise zurückgeschlagen. Der Sicherheit, mit welcher Herr Rossignol das historische Material zu handhaben versteht, geht eine vortreffliche Kampfweise zur Seite, die bald mit Feinheit ihre Schlingen um den Gegner wirft, bald mit schneidender Schärfe ihn in das Angesicht trifft, oft von sprudelndem Witze begleitet, wo die Lächerlichkeit vor Augen liegt, und immer voll Ernst und Würde, wo es die Sache erfordert. Und alles dies in dem Gewande einer höchst geschmackvollen Darstellung, welche selbst gedrungene Einzelheiten und dürre Untersuchungen, wie in dem beweglichen Lufthauche des Windes, vorüberführt. Größere Auszüge, die dies veranschaulichen könnten, würden zu weit führen; ich beschränke mich, den Gang im Allgemeinen kenntlich zu machen.

Die Druckschrift führt den Titel: Alise. Études sur une campagne de Jules-César. Der Verfasser weist zunächst die Glaubwürdigkeit der späteren Hellenen, wie Plutarchos und Dio Cassius, welche Herr Delacroix in den Vordergrund gestellt hat, in gebührende Grenzen zurück, und behält sich das Recht vor, die Thaten Cäsars aus Cäsar selbst zu erläutern. Einige Bemerkungen reichen hin, die vollständige Richtigkeit der Etymologie*) nachzuweisen, „auf welcher," wie Herr Rossignol sagt, „die Herrn Delacroix und Quicherat auf ihrer ganzen Expedition herumgeritten sind." Nachdem er mit den Quellen des Gegenstandes aufgeräumt hat, geht er zur Darstellung des Feldzugs über, dessen letzten Knotenpunkt die Ereignisse vor Alesia bilden. Auf die erste Nachricht von der neuen Erhebung eilt Cäsar aus Italien herbei, und wirft seine Truppen in die Mitte der aufrührerischen Gegenden hinein, um durch diesen kühnen Schlag die Vereinigung der feindlichen Streitkräfte zu verhindern. Er erleidet vor Gergovia empfindliche Verluste, wendet sich aber in geordnetem Rückzuge gegen die Grenzen der Aeduer, und erwirkt durch eine Bewegung gegen Sens die Vereinigung mit Labienus. Hierauf finden wir ihn in den Hügelgeländen des Armançon, in einer Stellung, welche ihm die Möglichkeit gibt, links die zweideutig gewordenen Aeduer zu beobachten, rechts die Verbindung mit den Remern, Lingonen und Trevirern offen zu erhalten. „Herr Delacroix mag immer rufen: marsch! das römische Heer bleibt unbeweglich, und läßt ihn allein nach der Franchecomté laufen!"**)

*) Davon einige Proben. Der Name der Stadt Besançon besteht aus den keltischen Wurzeln: Bèze-anse-on und bedeutet: Pré plat dans l'anse de la rivière; (Delacroix, Alesia p. 113. Die Stadt Epomanduoburum heißt eigentlich cheval-man-dubien-dou-reu, (Ibid. p. 120.) Der Name der Mandubier kommt von dem deutschen: Man und dem keltischen: Dubis. Auf solche Art, meint Herr Rossignol, könnte man aus dem britischen Namen Mandubrat erweisen, daß die Mandubier eigentlich an der Themse gewohnt hätten.

**) Rossignol, Alise, p. 183.

Herr Rossignol zeigt uns die tiefe Berechnung, welche in diesen Maßregeln lag; aber Cäsar hatte es mit einem umsichtigen Gegner zu thun. Vercingetorix läßt augenblicklich eine Bewegung gegen Vienna und das Allobrogische ausführen, in der Absicht, die Verbindungen Cäsars mit Italien aufzuheben. Er selbst bleibt mit dem Grundstocke seiner Truppen dem Hauptgegner zur Seite, beobachtet ihn, sucht die Zufuhren abzuschneiden, ihn in kleinen Gefechten zu ermüden, und zuletzt einen Hauptschlag gegen das so entmuthigte Heer auszuführen. Sobald Cäsar von diesen Vorgängen Kunde erhält, setzt er sich mit seinem Heere in Bewegung; ohne von ferne an feige Flucht zu denken, ist es ihm nur um eine günstigere Stellung zu thun. Er will sein Heer aus dem Gewirr von Thälern und Engpässen des oberen Seinegebietes herauswickeln, und sich dem Gelände der Saone nähern. Dort steht er den Ereignissen näher, die sich bei Vienna vorbereiten; dort ist er auch bei seiner taktischen Ueberlegenheit des Sieges gewiß, wenn es ihm gelingt, Vercingetorix in die Ebene zu locken. Cäsar wählte den geradesten Weg, der bei Ravières und Périgny vom Armançon hinweg in das Thal der Brenne leitete und die Gegenden von Buffon, Montbar, Fins-le-Montbar, und ganz vorzüglich Alesia berührte, ohne dessen Besitz der Durchzug nicht zu erzwingen war. Herr Rossignol hat dies aus den Ueberresten der alten Straße, so wie aus den Nachrichten bei Cäsar nachgewiesen, und damit die bestätigenden Urkunden des Mittelalters über die Ortsnamen zusammengehalten. *) Vercingetorix durchschaute indessen den Plan seines Gegners. Schnell zieht er seine Truppen bei Alesia zusammen und geht mit seiner Reiterei durch das Thal der Brenne dem anrückenden Cäsar entgegen. Das Gefecht, welches sich sofort entspinnt, fällt zu seinen Ungunsten aus; er wird zurückgeworfen, und Cäsar steht vor Alesia, das er unabdinglich zur Uebergabe zwingen muß, wenn er seinen Zug nach der Saone ausführen will. Die Lage war verhängnißvoll; der Besitz von Gallien, die künftige Stellung in Italien, die ganze Errungenschaft eines riesenmäßigen Ehrgeizes stand auf dem Spiele. Cäsar verschloß sich diesen Erwägungen keineswegs, und er handelte mit jener Verwegenheit, welche das ganze Leben des ungewöhnlichen Mannes bezeichnet.

Der Zusammenhang dieser Thatsachen ist einleuchtend, und auch Napoleon hat ihn nicht anders verstanden, der wol befähigt war, aus erschütternden Auftritten des eignen Lebens die Triebfedern eines Mannes wie Cäsar zu entziffern. Sehen wir nun, was die Herrn Delacroix und Quicherat aus den Berichten des berühmten Feldherrn gemacht haben. Cäsar sagt, daß er durch die äußersten Grenzgebiete der Lingonen seinen Marsch nach dem Sequanischen genommen habe (. ., quum Caesar in Sequanos per extremos Lingonum

*) Rossignol, Alise, p. 187—197.

fines iter faceret, . . .).*) und dies ſteht mit allem vorher Geſagten in völliger Uebereinſtimmung. Denn ſchon auf dem linken Ufer der Saone war ſequaniſches Land, und daß die alte Diöceſe von Langres, welche ſo ziemlich das Gebiet der Lingonen darſtellt, vom Armançon längs der Brenne zur Ouche lief, hat Roſſignol aus Urkunden dargethan.**) Die Herrn Delacroix und Quicherat aber haben jene Worte auf künſtliche Weiſe in völligen Unſinn umgeſchaffen. Ihnen zufolge zieht Cäſar tief in das Sequaniſche hinein, in der ſeltſamen Abſicht, über den Jura hinüber den Rückzug nach Genf zu ſuchen. Sie laſſen ſodann ihren Helden am Ognon in der Gegend von Gray mit Vercingetorix zuſammentreffen, der aus dem Jura herbeigeholt wird, und ſo findet das bekannte Reitertreffen ſtatt. Hierauf kugeln beide Heerestheile gemeinſam durch die hügelige Hochebene nach Salms hinüber, in die Schluchten von Alaiſe. Daß Vercingetorix ſich nicht nach dem trefflich befeſtigten Veſontio wendet, begreift man, ſobald uns Herr Delacroix die Sequaner als Engverbündete des Cäſar darſtellt; aber grade dieſe Annahme bildet die Krone des Unſinns. Vercingetorix ſoll plötzlich mitten aus einem feindlichen Volksſtamme hervorwachſen, und den Rückhalt aufgegeben haben, den die Nähe ſeiner Bundesgenoſſen ihm geboten hatte. Umgekehrt will Cäſar die Stadt Vienna und die Provinz ſchützen, und er entfernt ſich in weitem Bogen von den Punkten, die er im Auge hat. Die durch Gallien hin zerſtreuten Gegner und Anhänger bleiben ſich ſelbſt überlaſſen, und die beiden Feldherrn kämpfen um ein Vorwerk des Jura, deſſen Vertheidigung und Eroberung gleich wenig Sinn hat. Die inneren Widerſprüche, welche die Auffaſſung der Herrn Delacroix und Quicherat nothwendig hervorruft, hat Herr Roſſignol, da wo er den Rückzug des Vercingetorix beſpricht, meiſterhaft zuſammengefaßt.***)

Mit dem Nachweiſe von der Richtigkeit eines Zuges nach dem Jura war die Wagenburg gefallen, welche die Herrn Delacroix und Quicherat in die Mitte ihrer Schlachtlinie geſtellt hatten. Herr Roſſignol ſitzt ihnen unaufhörlich auf den Ferſen, und läßt ſie nicht mehr zu Athem kommen: alle ihre ins Feld geſchickten Truppen wenden ſich zu ordnungsloſer Flucht. In den nachfolgenden Unterſuchungen reißt der ſiegesgewiſſe Kritiker ein Stück nach dem andern aus dem Gebäude, deſſen ſchnell verwitternder Bauſtoff ſich raſch verflüchtigt. Herr Roſſignol beſpricht in einem lehrreichen Abſchnitte das Land der Mandubier, die Bedeutung der Stadt Aleſia und den daraus erwachſenen Gau. Er paßt die Beſchreibung des römiſchen Lagers den Oertlichkeiten um Aleſia an und erläutert die galliſchen Zuzüge, bis zur gänzlichen Unterwerfung des Vercingetorix.†) So wird denn auch die unmittelbare Unterwer-

*) Jul. Caesar, de bello gallico, VII, 66.
**) Roſſignol, Aliſe, p. 189.
***) Roſſignol, Aliſe ꝛc. p. 202 und 203.
†) Roſſignol, Aliſe, p. 212—223.

sung der sehr schwierig gewordenen Aeduer begreiflich. Aber nicht blos die in lebendiger Handlung vor uns erscheinenden Persönlichkeiten der Geschichte hat Herr Rossignol als Zeugen vorgeführt; er ruft auch die stummen Schatten der Gräber auf, um gegen das Luftgebilde der Herrn Delacroix und Quicherat Verwahrung einzulegen. Mit Sachkenntniß und Geschick führt er uns unter den Trümmern des alten Alesia umher, zeigt und erläutert Denkmäler, Inschriften, Gefäße, Waffen und Werkzeuge*). Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß auf einer erhaltenen keltischen Inschrift der Name von Alesia mit dem Worte Alisija gegeben ist, dem das griechische Ἀλησία beim Plutarch vollkommen entspricht.**) Mit einer Wiederholung der Hauptpunkte führt der Verfasser den letzten Schlag.

Aber so tödtlich auch die Wunde war, welche Herr Rossignol seinem Gegner versetzte — es gibt Schriftsteller, welche wie die Heiligen Felix, Regula und Exuperantius sich immer wieder aufraffen, und mit abgehauenem Kopfe noch umher wandeln, ehe sie völlig zu Boden sinken. Es ist unendlich schwer einem Triumph zu entsagen, auf welchen die Eitelkeit ihre Berechnung gebaut hat. Man wollte das letzte Wort behaupten, und da dies in der Hauptsache nicht möglich war, so fing man an zu scharmützeln und zu necken, fremde Dinge herbeizuziehn, persönliche Angriffe zu machen, und Seitenangriffe zu versuchen. Aber erst als man den Vorwurf wagte, daß Herr Rossignol den Cäsar falsch verstanden, antwortete dieser in seiner Schrift: Examen critique de la traduction d'un texte fondamental dans la question d'Alise, mit Umsicht auf den übel gerathenen Querwurf. Ich sage: übel gerathen! Denn wenn man den Zustand der Wissenschaften in Frankreich nach der Art und Weise, in welcher die Herrn Delacroix und Quicherat dieselben vertreten, beurtheilen wollte, so müßte man glauben, daß es damit zu Ende gehe, und daß weder in Besançon noch in Paris irgend jemand noch lateinisch verstehe. Während dieses Geplänkels hatte sich Herr Quicherat zu einem neuen Versuche aufgerafft, und veröffentlichte eine Abhandlung, die er zuerst in der Gesellschaft der Alterthumsforscher von Frankreich vorgelesen hatte, unter dem zuversichtlichen Titel: L'Alésia de César rendue à la Franche-Comté, réfutation de tous les mémoires sur Alise." Der Zweck wurde wiederum verfehlt; denn die Akademie der Inschriften, auf deren Zustimmung es zunächst abgesehen war, erkannte in ihrer Sitzung vom 7. August 1857 der Denkschrift von Rossignol den Preis zu. Von dieser Seite zurückgeworfen, wendete sich Herr Quicherat von neuem zur Oeffentlichkeit zurück und ließ seine Denkschrift in einer Reihe von Zeitungen verherrlichen. Der unerschrockene Rossignol aber schleuderte eine neue Streitschrift gegen den wiedererstandenen Kämpen, die durch ihre Nüchternheit fast noch größere Verwüstungen

*) Rossignol, Alise, p. 223—250.
**) Rossignol, Alise, p. 283.

anrichtet, als die durch anmuthige Wendungen erheiternde erste Abhandlung. Sie führt den Titel: „L'Alésia de César maintenue dans l'Auxois. Réponse à M. I. Quicherat. Aber auch so begaben sich die Gegner noch nicht zur Ruhe. Herr E. Desjardin, Professor der Geographie, spielte den verlornen Streit auf ein abgelegenes Gebiet hinüber, indem er den städtischen Begriff von Alesia herzustellen suchte, und Herr Renan vertrat diese Ansicht in dem Schoße der Akademie. Auch darauf erwiederte Herr Rossignol in seiner letzten Schrift: „De l'oppidum Gaulois à propos d'Alésia."

Mittlerweile ist eine Abhandlung von dritter Hand erschienen, welche die bisherige Literatur berücksichtigt, und einen unparteiischen Standpunkt einzunehmen sucht. Sie führt den Titel: Alesia. Étude sur la septième campagne de César,*) und soll von einem der Orleansschen Prinzen herrühren. Der Verfasser erklärt, daß Herrn Quicherats Schrift ihn anfänglich ganz für sich eingenommen habe; er legt aber zugleich das ehrliche Geständniß ab, daß diese Wirkung keine nachhaltige gewesen sei. Als nämlich der Verfasser sich die Mühe nahm, die Worte der ursprünglichen Schriftsteller etwas näher anzusehen, da stieß er auf die Inhaltlosigkeit der neuen Entdeckung. Aber das ist grade der Hauptpunkt, und kein geistreiches Feuerwerk, auch wenn es in den sieben Farben des Regenbogens schillerte, kann auf die Dauer für den Mangel einfacher Wahrheit entschädigen. Eben deswegen wäre es auch am Orte gewesen, der Arbeiten des Herrn Rossignol einläßlicher zu gedenken, da diesem das große Verdienst gebührt, der Ueberflutung rhetorischer Floskeln den ersten Damm entgegengesetzt zu haben. Aber es wird derselben nur leise, nur obenhin gedacht, während man die glänzenden Einfälle der Herrn Delacroix und Quicherat mit einer Glimpflichkeit behandelt, als ob es sich um die Wunderthätigkeit eines Heiligenbildes handelte. Ja! der Verfasser begibt sich am Schlusse der Abhandlung fast wieder der eignen Ueberzeugung, indem er die letzte Entscheidung der Frage von den künftigen Ausgrabungen bei Alaise abhängig macht. Ausgrabungen bei Alaise! Sie können immerhin der Wissenschaft von Nutzen sein; aber hofft man etwa einen versteinerten Codex von Cäsars Commentarien zu finden, der die Geschichte der Feldzüge nach dem Entwurf der Herrn Delacroix und Quicherat enthielte? Man sieht, der Verfasser behauptet den Standpunkt der sogenannten richtigen Mitte. Diese mag in manchen Dingen ihre Berechtigung haben: aber wo es sich um Wahrheit, um Recht, und wie hier, um greifbare Thatsachen handelt, da führt sie zur Halbheit und Schwäche.

Während des Streites wurden die Stichwörter: Franchecomtois und Bour-

*) Revue de deux mondes. 1. Mai 1858. p. 64. — Ein anderer Aufsatz in der Bibliothèque de Genève, das die neue Weisheit auch nach der Schweiz zu verpflanzen sucht, ist mir nicht zu Gesicht gekommen.

guignon vernommen. Dieſes geſchah vorzüglich von Beſançon her. Aber man hätte dort erwägen ſollen, daß es ein wunderliches Schauſpiel iſt, wenn gelehrte Herrn mit haarſträubender Beweisführung ihrem Lande die Ehre erkämpfen wollen, die Stätte zu beſitzen, an welcher die galliſche Freiheit zu Grunde gegangen, und dem Volke anzugehören, welches dazu redlich mitgeholfen. Wir legen auf dieſe Nachklänge provinzieller Eiferſüchteleien wenig Gewicht, beſonders wenn ſie in der Form einer ſo thörichten Eitelkeit erſcheinen; aber zwei andere Thatſachen ſind von größerer Bedeutung. Zuerſt, daß man anfängt ſich den Ausſprüchen der wiſſenſchaftlichen Körperſchaften von Paris als letztrichterlichen zu entziehen. Dieſes geſchieht freilich von den Herrn Delacroix und Quicherat aus krankhafter Gereiztheit; gleichwol wünſchen wir, ſo ſehr wir in den Akademien und Univerſitäten die nothwendigen Leiter der gelehrten Republik erkennen, daß neben ihnen die öffentliche Meinung lebenskräftig fortbeſtehe, und grade von dieſer öffentlichen Meinung erwarten wir die vollkommene Geneſung des Herrn Delacroix und ſeiner Genoſſen. Die andere, aber erfreuliche Thatſache iſt das Auftreten des Herrn Roſſignol. Es beweiſt hinlänglich, daß noch lange nicht aller Rahm der Geſellſchaft ſich in Paris zuſammengezogen hat, und daß es auch in der Provinz nicht an Männern fehlt, welche für freie Ueberzeugung und Wahrheit einzuſtehen das Herz haben. Die Uebel, gegen die Herr Roſſignol kämpft, ſind zwar in Frankreich vorzugsweiſe vertreten; doch fehlen ſie darum anderwärts keineswegs. Auch bei uns gibt es Beſtrebungen eitlen Wahnes, müßige Hirngeſpinnſte, übertünchte Irrthümer, welche von Zeitung zu Zeitung verſchleppt werden, und gegen die es ſich verlohnte, mit der Feuerſprache der Wahrheit aufzutreten.

A. Flegler.

Die Aſtrologie in der römiſchen Kaiſerzeit.

Ob die Anfänge der Beobachtung und Berechnung der Geſtirne und des mit dem Sterndienſt zuſammenhängenden Glaubens an den Einfluß der Planeten auf die Schickſale der Menſchen bei den Aegyptern oder Babyloniern zu ſuchen ſeien, bleibe hier unentſchieden. Gewiß iſt, daß ſeit dem Sturz des perſiſchen Reiches durch den Macedonier Alexander die Kentniſſe und Geheimniſſe der chaldäiſchen Prieſterkaſte ſich über die griechiſchen Culturſtaaten verbreiteten und die Aſtrologen des Oſtens, welche vorgaben, ſchon 47 Myriaden Jahre vor Alexander im Beſitz der Kunſt geweſen zu ſein, die breite

Straße des Erwerbs nach dem Westen einschlugen. Am Hofe Alexanders und der Diadochen spielten sie bereits eine große Rolle, während in Griechenland selbst ihre Constellationslehre wol vorher schon bekannt gewesen war, (das spartanische Gesetz, welches nicht gestattete ins Feld zu rücken, bevor der Vollmond eingetreten war, deutet darauf hin), aber verhältnißmäßig keinen bedeutenden Einfluß gewonnen hatte. Nirgend fanden die Sterndeuter aber einen günstigeren Boden als in Rom während des Unterganges der Republik und in der Kaiserperiode. Mehre Ursachen vereinigten sich, ihnen dort gute Aufnahme zu sichern. Der Römer war überhaupt abergläubischer als der Grieche; Zeichendeuterei und Wahrsagerei umspann bereits das Staats- und Privatleben; der stark fatalistisch gefärbte Volksglaube konnte der Annahme einer unabwendbaren Vorherbestimmung jedes Menschen von der Geburt an nicht abhold sein, und als nun in der allgemeinen Auflösung des sittlichen Lebens der Glaube an die alten Institute der Divination unterging, als die Formen und Religionen aller Völker sich in Rom zu vermischen begannen, als in Hinblick auf den auffallenden Wechsel und das Wandelbare der menschlichen Schicksale die irreligiöse Generation den obersten Rang in der Götterwelt der blinden Fortuna einräumte: da wurde auch die Neugierde auf die kommenden Dinge mächtiger und jeder Ehrgeizige hegte endlich den Wunsch, den Schleier seiner Zukunft zu lüften. So kommt es denn, daß die Astrologen nicht wenig, sowol absichtlich, als auch zufällig in die damaligen Geschicke der Welt mit eingegriffen haben; ja, man kann dreist behaupten, daß manche ihrer Prophezeihungen wirklich eingetroffen sind, dadurch, daß energische Naturen das ihnen verkündigte hohe Ziel fest ins Auge faßten und so endlich in blindem Vertrauen auf die Wahrheit ihres Horoskops die vorgespiegelte Zukunft in eine wirkliche verwandelten.

Schon im Jahre 139 v. Chr. wurden die Sterndeuter, in Rom Chaldäer oder Mathematiker genannt (die jetzige Mathematik hieß Geometrie) durch ein Edict des Prätors Cornelius Hispallus bedeutet, innerhalb zehn Tagen Rom und Italien zu verlassen. Doch scheinen sie damals noch eine ziemlich verachtete Classe gewesen zu sein. Der erste angesehene Mann den sie ganz bethörten, war der Consul Octavius. Er ließ sich im Jahre 87 bei der Annäherung seines Feindes Marius von den Chaldäern bewegen, in der Hauptstadt zu bleiben, und als er von den Trabanten des neuen Machthabers auf dem curulischen Sessel niedergehauen worden war, fand man in seinem Busen eine Tafel mit dem trügerischen Horoskop. Marius selbst hielt sehr viel auf die Wahrsagekunst und soll selbst in den Tagen der höchsten Gefahr festes Vertrauen zu einer alten Prophezeihung gehegt haben, die ihm das siebenmalige Consulat verheißen hatte. „Sulla, sagt Plutarch, sah nicht nur seinen Tod voraus, sondern beschrieb ihn auch gleichsam. Denn

er brachte zwei Tage vor demſelben das zweiundzwanzigſte Buch ſeiner Memoiren zu Ende, in welchem er meldet, daß ihm die Chaldäer vorhergeſagt hätten, er werde im höchſten Glücke ſein Leben beſchließen." Traf hier die Verheißung des Erwünſchten zufällig ein, ſo heißt es dagegen bei Cicero: „Wie vieler Ausſprüche der Chaldäer erinnere ich mich in Bezug auf Pompejus, auf Craſſus und ſelbſt Cäſar, dahin lautend, daß jeder derſelben im Greiſenalter, zu Hauſe, im höchſten Glanze des Ruhmes ſterben würde! Es iſt mir wunderbar, daß es überhaupt noch jemanden gibt, der ihren Prophezeihungen glaubt, da dieſelben doch täglich durch den Erfolg widerlegt werden." Es finden ſich dieſe Worte des großen Redners in ſeinem Buch „über die Weiſſagung", in welchem er in einem längeren Abſchnitt gegen die Vernunftwidrigkeit und den verderblichen Einfluß der aſtrologiſchen Grundſätze eifert. Es hatten dieſe damals aber bereits eine ſolche Gewalt über die Gemüther erlangt, daß ein gewiſſer Tarutius Firmanus es wagen konnte, die Geburtsſtunde der Stadt Rom zu berechnen, zu behaupten, daß zu jener Zeit der Mond im Zeichen der Wage geſtanden habe und darnach die weiteren Schickſale zu beſtimmen. Ein anderer Zeitgenoſſe Ciceros, der berühmte Grammatiker P. Nigidius Figulus, ſoll als eifriger Aſtronom und Nativitätsſteller, ſobald er die Nachricht von der Geburt Octavians erhielt, denſelben als künftigen Herrn des Reiches bezeichnet haben. Weniger auf dieſe Aeußerung als auf ein anderes Begegniß gründete ſich ſpäter Octavians Zuverſicht auf ſeinen glücklichen Stern. Wenige Monate vor ſeines Oheims Ermordung war er nach Apollonia in Illyrien geſandt worden, um ſich dort mit dem Heer bekannt zu machen und ſeine Studien fortzuſetzen. Da trieb ihn einſt die Neugierde und das Beiſpiel anderer, den in der Nähe wohnenden Seher Theogenes zu beſuchen. In Begleitung Agrippas erſtieg er die Höhe, auf der das aſtronomiſche Obſervatorium ſtand, und ungekannt betraten ſie daſſelbe. Agrippa fragte zuerſt und erhielt ſo große und beinahe unglaubliche Verſprechungen, daß der junge Octavian, aus Furcht, ein geringeres Loos zu ziehn, ſich weigerte, die Stunde ſeiner Geburt anzugeben. Schüchtern that er es endlich auf vieles Zureden; Theogenes verſtummte und — bezeugte ihm fußfällig ſeine Verehrung. Wer kann wiſſen, ob nicht dieſer Vorgang die ſchlummernde Herrſchſucht in Cäſars Neffen weckte, ihn wenigſtens mächtig in den Entſchlüſſen ſtärkte, welche er vielleicht wenige Wochen ſpäter als erklärter Erbe von Cäſars Namen und Vermögen faßte? Thatſache iſt, daß er als Kaiſer eine ſilberne Münze mit dem bei ſeiner Geburt dominirenden Zeichen des Steinbocks prägen ließ und die Widmung der aſtrologiſchen Gedichte des Manilius annahm. Natürlich kam unter ihm die Genethlialogie in der Hauptſtadt immer mehr in Aufnahme; ſorgfältig notirte man bei jedem Kinde die entſcheidende Stunde, und ſelbſt die Damen intereſſirten ſich ſchon

lebhaft für die Wiſſenſchaft der Zukunft und ſtudirten die von den Mathematikern herausgegebenen Schemata und Berechnungen. Daher ſieht ſich Horaz veranlaßt, ſeiner Freundin Leukonoë zuzurufen: „Forſche nicht, denn es iſt frevelhaft, was Zeus für ein Loos beſtimmt, o Leukonoë, für dich oder mich, flieh die chaldäiſchen Zahlen. Beſſer erträgt man mit Geduld, was uns beſchieden iſt.“ Auch das furchtſame Gemüth Mäcens, der ſich vielleicht über die gefährliche Stellung der Planeten in ſeiner Nativität Sorgen machte, beruhigt er mit den Worten: „Warum entſeeleſt du durch dein Klagen mich? Der Götter Will' iſts nicht, noch der meinige, daß du Mäcen, mein Stolz und meine mächtige Stütze zuerſt entſchlummerſt. — Ob einſt die Wag' auf mich, ob der Skorpion, der erſten Lebensſtunde gewaltiger Begleiter, grauſenvoll herabſah, oder des Weltmeers Tyrann, der Steinbock: ſo ſtimmt unglaublich unſer Geburtsgeſtirn zuſammen.“ — Endlich nahm das Unweſen ſo überhand, daß ſich Auguſtus genöthigt ſah, im Jahre 11 n. Chr. die Aſtrologen zu beſchränken, indem er ihnen verbot, einem Einzelnen Orakel zu ertheilen, beſonders über den Tod anderer, was auch in Gegenwart mehrer nicht geſchehn ſollte. Auch mögen unter den 2000 prophetiſchen Büchern, die er verbrennen ließ, viele aſtrologiſchen Inhalts geweſen ſein. Noch leidenſchaftlicher aber huldigte der Kunſt Tiberius. Während ſeines halb unfreiwilligen Aufenthaltes in Rhodus, als er in Zurückgezogenheit fern von der Stadt ein einſames Haus hoch auf ſteilem Meeresufer bewohnte, hatte er ſich dem Studium der Philoſophie und Mathematik ergeben. Sein Lehrer Thraſyllus, wurde bald Mitwiſſer ſeiner geheimſten Gedanken, beſonders ſeitdem er den Prinzen auch in der geheimnißvollen Kunſt der Chaldäer unterrichtete. Allnächtlich geleitete ein Freigelaſſener von großer Körperſtärke und geringem Verſtande den Philoſophen auf ſchwindelndem Stege zum Hauſe, wo dann dieſer neben Tiberius auf dem hohen Altan den geſtirnten Himmel beobachtete und dem Schüler über die künftige Herrſchaft und die Geſchicke der im Wege ſtehenden Verwandten befriedigende Auskunft ertheilte. Allein es verging Jahr auf Jahr, die Zukunft Tibers ſchien ſich immer mehr zu trüben und mit dem ſchwindenden Vertrauen wurde ſein Verhältniß zu Thraſyllus immer kälter. Endlich beſchloß er ſich des möglichen Verräthers ſeiner verborgenſten Pläne zu entledigen und gab eines Tages dem Freigelaſſenen Befehl, den Aſtrologen auf dem Rückweg von den Felſen hinabzuſtürzen. Zuvor wollte er jedoch noch einmal die Kunſt des Lehrers auf die Probe ſtellen und fragte ihn, ob er ſeine eigne Geburtsſtunde kennte, und was wol das Jahr, die gegenwärtige Stunde ihm brächte? Thraſyllus hatte genug Gelegenheit gehabt, die Gemüthsart des Frageſtellers kennen zu lernen; er war ein ſehr kluger Kopf und ahnte die ihm drohende Gefahr. Nachdem er alſo die Stellung und Entfernung der Geſtirne gemeſſen hatte, gerieth er in Verwirrung, begann

zu zittern und rief endlich voll Staunen und Furcht: „die Stunde ist für mich sehr bedenklich, es droht mir eine sehr große Gefahr!“ Da umarmte ihn Tiberius und wünschte ihm Glück dazu, daß er durch die Sicherheit seines Wissens der Gefahr entronnen sei. Einen zweiten Beweis zu seinen Gunsten lieferte der Astrolog dadurch, daß er, als das Regierungsschiff in Sicht kam, welches dem Verbannten die Erlaubniß zur Rückkehr brachte, vorhersagte, das Schiff berge eine freudige Nachricht. Tiberius konnte sich nun von Thrasyllus nicht mehr trennen, nahm ihn mit sich nach Rom und behielt ihn bis ans Ende seines Lebens in seiner Nähe. Sehr klug hatte sich der Astrolog vor jeder gefährlichen Ungnade seines Herrn geschützt, indem er stets behauptete, Tiberius werde zehn Jahre später als er selbst sterben; ja er erwarb sich dadurch, vielleicht ohne es zu wollen, ein Verdienst um andere insofern, als der grausame Tyrann gegen das Ende seines Lebens trotz der zunehmenden Schwäche manche blutige Maßregel aufgeschoben haben soll, weil ja sein getreuer Thrasyllus noch lebte! — Uebrigens gab der kaiserliche Adept auch Proben seiner eignen Kunstfertigkeit und soll unter anderem dem unglücklichen Galba, als derselbe noch Consul war, gesagt haben: „Auch du wirst einst die Herrschaft kosten!“ Trotzdem hegte er aus angebornem Argwohn und eigner Erfahrung Mißtrauen gegen die Chaldäer und gestattete ihnen nur auf ihr Versprechen, die Ausübung ihres Gewerbes unterlassen zu wollen, den Aufenthalt in Italien. Als aber später die Untersuchungen gegen Scribonius, Libo und Lepida darthaten, wie leicht jenes Gelichter selbst schwache Gemüther mit nichtigen Hoffnungen erfüllen und zu gefährlichen Unternehmungen reizen konnte, veranlaßte er einen Senatsbeschluß zur Vertreibung der Chaldäer und Magier und ließ einen derselben vom tarpejischen Felsen herabstürzen, einen andern auf dem Richtplatz der Sklaven enthaupten. Allein die Charlatane waren längst der Hauptstadt unentbehrlich geworden, alle Verbote blieben erfolglos; „den Mächtigen unzuverlässig und trügerisch den Hoffenden,“ wie Tacitus sie nennt, fanden sie sich stets wieder ein. Der unsinnige Caligula scheint wenig auf chaldäische Weisheit gegeben zu haben und man erzählte sich bei Hofe, er habe den ungeheuern, zwecklosen Brückenbau über die 3,600 Schritte lange Wasserstrecke von Bauli nach Puteoli blos deshalb unternommen, um die Prophezeihung des berühmten Thrasyllus zu nichte zu machen: daß Caligula ebenso wenig zur Regierung gelangen könnte, als über die Bucht von Bajä mit Rossen fahren. Allein gegen sein Ende hin soll er sich doch herabgelassen haben, den Mathematiker Sulla über seine Zukunft zu befragen und mit der bestimmtesten Verkündigung des nahen Todes bedacht worden sein. Unter Claudius waren einige Hochverrathsprocesse wegen Befragung der Chaldäer über Verhältnisse des kaiserlichen Hauses die Ursache zu einem abermaligen „harten und vergeblichen“ Verbannungsdecret. Desto sehnlicher

ſcheinen die Chaldäer den Tod des beſchränkten Kaiſers erwartet zu haben. Wenigſtens läßt der über den Aberglauben ſeiner Zeit hoch erhabene Philoſoph Seneca in ſeiner Spottſchrift auf den Tod des Claudius den Mercur zu einer der Parzen ſagen: „Geſtatte doch endlich einmal den Aſtrologen die Wahrheit zu ſagen, die jenen, ſeitdem er Kaiſer geworden iſt, in jedem Jahre, in jedem Monate begraben laſſen!“ Die zweite Gemahlin des Kaiſers, Agrippina, die würdige Mutter Neros, war ganz in den Händen der Mathematiker. Der Sohn des Thraſyllus hatte ihr vorausgeſagt, daß ihr Sohn zwar den Thron beſteigen, aber ſeine Mutter tödten werde, worauf ſie erwiedert haben ſoll: „Mag er mich tödten, wenn er nur Kaiſer wird!“ Die Aſtrologen waren ferner mit Schuld an der Verheimlichung vom Tode des Claudius, weil Agrippina erſt die von ihnen beſtimmte glückliche Stunde zur Proclamirung des neuen Kaiſers abwarten wollte. Mit Nero begann die eigentliche goldene Zeit der Wahrſagerei. Er ſelbſt duldete nicht nur die Chaldäer, ſondern ließ ſich ſelbſt oft von ihnen die Zukunft enthüllen. Da ſagten ihm denn einige voraus, daß er einmal die Krone wieder verlieren würde, und er ſoll darauf mit deſto größerem Eifer der Muſik obgelegen haben, da er ſie als ſeine künftige Ernährerin anſah; andere verſprachen ihm die Herrſchaft über den Orient, namentlich das Königreich Jeruſalem, mehre endlich auch die Wiedereinſetzung in die verlorene Würde. Die Erſcheinung eines Kometen beunruhigte ihn und auf den Rath des Aſtrologen Babilus ſuchte er das Verderben durch mehre aus den Vornehmſten gewählte Schlachtopfer von ſich abzuwälzen. Auch die berüchtigte Poppäa Sabina war von Mathematikern („den ſchlechteſten Werkzeugen einer Fürſtin“, bemerkt Tacitus) umgeben, die in alle ihre Geheimniſſe eingeweiht waren. Kein Wunder daher, wenn die ängſtliche Scheu vor den Planeten in alle Verhältniſſe des Lebens eindrang, wenn ſelbſt in der Heilkunde Krinas aus Marſeille als Stifter einer neuen Schule ſein Glück machte, — er hinterließ gegen 600,000 Thaler zum Bau der Stadtmauern von Marſeille, nachdem er die gleiche Summe bei Lebzeiten ſchon einer andern Stadt zugewendet hatte — die nach genauer Beobachtung aſtrologiſcher Stundentafeln Speiſen und Arzneien zu nehmen vorſchrieb. Am treffendſten charakteriſirt dieſe Zuſtände Juvenals ſechſte Satire ungefähr mit folgenden Worten: „den Chaldäern ſchenkt man ſehr großes Vertrauen; was ein Aſtrolog ſagt, dem glaubt man, als ſei es ein Orakelſpruch des Jupiter Ammon. Der angeſehenſte unter ihnen iſt aber, wer mehrmals verbannt worden iſt; denn es fließt der Kunſt Vertrauen zu, wenn an der rechten und linken Hand die Feſſeln geklirrt haben, wenn man recht lange im Gefängniß des Feldlagers geſchmachtet hat. Einer, der noch nicht verurtheilt worden iſt, wird nie den Geiſt der Weiſſagung beſitzen, nur ein ſolcher, der kaum dem Tode entrinnen konnte, dem es mit Mühe glückte auf eine der Cykladen geſchickt und endlich

vom Inselchen Seriphus wieder zurückgerufen zu werden. Bei ihm befragt sich deine Hausfrau über den zögernden Tod ihrer gelbsüchtigen Mutter, vorher aber über den deinigen; wann sie die Schwester, wann ihre Oheime zur ewigen Ruhe begleiten werde, ob ihr Geliebter sie überleben werde? Sie hat jedoch keine astrologischen Kenntnisse und weiß nichts von den Häusern und Kräften der Planeten. Hüte dich aber, einer Frau zu begegnen, in deren Händen du ein abgenutztes, bernsteingelbes astrologisches Tagebuch erblickst! Sie befragt niemanden, sondern ertheilt schon selbst Antworten, sie wird sich nicht von der Stelle rühren, sobald ihr die Berechnungen des Thrasyllus abrathen, mag der Mann ins Feld ziehen, oder ins Vaterland heimkehren. Beliebt es ihr, eine Spazierfahrt bis zum ersten Meilenstein zu machen, wird die Stunde dazu dem Buche entnommen; juckt der etwas geriebene Winkel des Auges, so wird das Horoskop gestellt und darnach Augensalbe gefordert; liegt sie krank, so ist keine Stunde zum Speisen schicklicher, als welche der größte Astrolog Aegyptens Petosiris gerathen hat." Einen passenden historischen Beleg zu dieser Stelle liefert die von Tacitus im 16. Buche der Annalen erzählte Verrätherei des Antistius Sosianus. Dieser war wegen einiger Spottgedichte auf Nero auf eine Insel verbannt worden und machte dort mit einem berühmten Chaldäer, Namens Pammenes, Bekanntschaft. Letzterer lebte ebenfalls dort im Exil, unterhielt aber mit seinen vornehmen Kunden in Rom einen lebhaften Briefwechsel. Hierauf baute Antistius seinen Befreiungsplan. Nachdem er sich in des Chaldäers Vertrauen eingeschlichen, suchte er sich unter dessen römischen Correspondenten einen römischen Edlen, Namens Antejus aus. Derselbe hatte bei Neros Mutter in Gunst gestanden und war daher dem Kaiser verhaßt; außerdem hatten seine Reichthümer einen Reiz für Nero. Antistius fing also dessen Briefe auf, stahl dann bei Pammenes des Antejus Horoskop und Prophezeihungen über den Regenten und denuncirte den Fragesteller wegen Hochverraths. Er erreichte zwar seinen Zweck und erlangte die Freiheit, wurde aber bei Vespasians Regierungsantritt als Angeber wieder auf dieselbe Insel zurückgeschickt. — Die angesehenen Astrologen ließen sich sehr theuer bezahlen (in einer Anekdote des Appulejus bekommt Diaphanes in einer griechischen Stadt für Angabe eines glücklichen Reisetages 100 Denare). Aber auch der gemeine Mann hatte Gelegenheit, die Sterne zu befragen. „Das plebejische Schicksal," sagt Juvenal, „hat seinen Stand im Cirkus oder auf dem Walle (jetzt Porta San Lorenzo); dort fragt die Frau des Schenkwirths, ob sie ihren Mann verlassen und den Kleidertrödler heirathen soll." Auch diese vagabundirenden Sterndeuter erkundigten sich nach Jahr, Tag und Stunde der Geburt und rechneten dann mit Hilfe von Rechensteinchen, die auf einer Tafel aufgelegt wurden oder an den Fingern den Bescheid aus. Ihre Manieren beschreibt der jüngere Plinius am Beispiel seines Feindes, des

Rechtsverdrehers Regulus. Dieser kam zu einer reichen Frau ans Krankenlager. „Er setzte sich nahe zu ihr, fragte sie, an welchem Tage, zu welcher Stunde sie geboren sei; als er das gehört hatte, nahm er eine ernste Miene an, faltete die Augenbrauen, bewegte die Lippen, spreizte die Finger und rechnete — nur, damit die Arme recht lange in Erwartung schwebte. Du stehst, sprach er hierauf, in einem Stufenjahre; aber du wirst davon kommen. Und um die Probe auf sein Exempel zu machen, läuft er schnell zu einem Eingeweidebeschauer und erhält natürlich dieselbe Antwort. Die leichtgläubige Kranke verlangt ihr Testament und setzt dem Regulus aus Dankbarkeit ein Legat aus; als sie aber immer kränker wurde, verwünschte sie sterbend den meineidigen Betrüger."

Auch der in der Schule Neronischer Genußsucht verdorbene Otho ließ sich ganz von Astrologen beherrschen und als einmal die Prophezeihung des Ptolemäus eingetroffen war, daß er den Kaiser Nero überleben werde, schenkte er leicht der weiteren Versicherung Glauben: daß er selbst zur Kaiserwürde bestimmt sei und lebte sich so in diesen fatalistischen Wahn hinein, daß er sogar die Ermordung Galbas beschleunigte, weil es die Sterndeuter so haben wollten! Sein Nachfolger Vitellius, früher in allem dem Orakel der Sterne gehorsam, haßte als Kaiser die Mathematiker tödtlich und ließ jeden, der sich verrieth, ohne Untersuchung hinrichten. Er hatte nämlich ein Edict publicirt, in welchem er ihnen geboten hatte, bis zum ersten October Italien zu verlassen; am nächsten Morgen las man an allen Straßenecken: „Glück und Heil! Die Chaldäer sagen hiermit an, daß Vitellius Germanicus bis zum ersten October nicht mehr existiren wird." Auch unter Vespasian blieb dies Verbannungsdecret gegen die Unverschämten in Kraft; der Kaiser aber selbst war, wie Tacitus sagt, nicht frei von diesem Aberglauben und hatte stets den Astrologen Seleukus als Berather in seiner Nähe. Ihm verlieh die Zuversicht auf seine Nativität solches Selbstvertrauen, daß er einst dem Senate, der einiger Verschwörungen wegen besorgt geworden war, versicherte: entweder würden seine Söhne ihm nachfolgen oder niemand. Titus war selbst Eingeweihter der Kunst und stellte nach Sueton anderen das Horoskop. Der Haß Domitians, der die Chaldäer ebenfalls vertrieb, hatte, wie auch ursprünglich bei Vitellius, seinen Grund darin, daß ihm dieselben Unangenehmes in Beziehung auf seinen Tod prophezeiht hatten. Die Erzählung Suetons vom Märtyrertode des Astrologen Ascletario klingt wahrhaft legendenartig. Derselbe hatte das nahe Ende Domitians vorhergesagt und wiederholte seine Prophezeihung muthig vor dem Tyrannen. Auf die Frage, welches Ende denn er selbst haben werde, antwortete er: „Ich werde in kurzem von Hunden zerrissen werden." Obgleich nun der Kaiser sogleich befahl, den Ascletario zu tödten und sorgfältig zu verbrennen, ging die Voraus-

ſagung doch in Erfüllung. Ein plötzliches Ungewitter verjagte die Leichenbeſtatter und warf vom Scheiterhaufen den Leichnam herab, der dann eine Beute der Hunde wurde! — Bei ſo allgemeiner Verbreitung des Glaubens an die Herrſchaft der Planeten und an die Prädeſtination des Einzelnen würde es befremden, wenn Hadrian, der in ägyptiſchen und griechiſchen Myſterien den Schlüſſel verborgener Weisheit ſuchte und überhaupt die Eitelkeit beſaß, gründliche Kenntniſſe in allen Wiſſenſchaften zeigen zu wollen, nicht auch Fertigkeit in der aſtrologiſchen Kunſt beanſprucht hätte. Und wirklich hat er ſich ſo tiefes Verſtändniß der Conſtellationen zugetraut, daß er ſtets am Anfang des Jahres alles aufſchrieb, was ihm im Verlauf des ganzen Jahres begegnen würde. Natürlich ſtanden unter ihm auch die Aſtrologen in großer Ehre, und da er nichts weniger als Widerſpruch vertragen konnte, ſo wundert man ſich einigermaßen, daß ſein Zeitgenoſſe, der Philoſoph Favorinus, es wagen durfte, ſo offen dem Aberglauben entgegenzutreten. „Die Aſtrologen“, ſagt er, „tappen ſtets im Finſtern zwiſchen Wahrheit und Lüge; durch vieles Taſten ſtoßen ſie zuweilen plötzlich auf das Richtige oder ſie kommen bei der Leichtgläubigkeit der Fragenden durch Schlußfolgerungen darauf. Deshalb ſcheinen ſie auch immer die Vergangenheit beſſer zu kennen als die Zukunft. Die Dinge aber, die ihnen eintreffen, ſind nicht der tauſendſte Theil von denen, welche ſie Lügen ſtrafen!“ In den Biographien der folgenden Kaiſer geſchieht der Nativitätsſtellerei häufig Erwähnung. Dem Kaiſer Sept. Severus z. B., der als Privatmann in Afrika einen Mathematiker befragte, ging es beinahe ebenſo, wie früher Octavian; durch Ausplaudern dieſes Geheimniſſes gerieth er ſpäter in eine gefährliche Unterſuchung und ließ dann als Regent ſelbſt viele hinrichten, die im Verdacht ſtanden, die Sterne über ſein Leben befragt zu haben. Am meiſten aber wurde ſpäter die Aſtrologie von Alexander Severus begünſtigt. Er errichtete in Rom Lehrſtühle dieſer Kunſt und gab den Profeſſoren öffentliche Hörſäle und Gehalt. Am Ende des dritten Jahrhunderts erneuerte Diocletian das alte Verbot, nach welchem ſogar die, welche den Sklaven über die Zukunft ihrer Herrn antworteten, deportirt oder in die Bergwerke verwieſen, die fragenden Sklaven aber gekreuzigt wurden. In dem Geſetze heißt es: „Die Geometrie zu lernen und zu üben, iſt von öffentlichem Nutzen; die mathematiſche Kunſt aber iſt verbannungswürdig und gänzlich verboten.“ Konſtantin dem Großen gebot die Staatsklugheit Vorſicht in Bezug auf das Heidenthum. Er verbot deshalb auch den Propheten blos, innerhalb der vier Wände Antwort zu ertheilen, überhaupt Beſuche anzunehmen und die Schwellen anderer Häuſer zu betreten. Aber ſchon ſein Sohn Konſtantius befahl, „daß die Neugierde in Betreff der Zukunft ganz ruhen ſollte“, und verhängte die Strafe des Schwertes über alle Ungehorſame. Doch half dieſes ſtrenge Geſetz wenig; denn 15 Jahre ſpäter, als unter dem leiden-

schaftlichen und grausamen Valens die Anhänger der alten Religion, begierig nach einem heidnischen Kaiser, durchaus den Namen des Nachfolgers zu erforschen strebten, wurde auch die Astrologie wieder lebendig. Welch abenteuerliche Mittel nebenbei in Anwendung kamen, wäre uns kaum glaublich, wenn wir nicht selbst im Zeitalter des Tischrückens und Geisterklopfens lebten. So schrieb der Sophist Libanius 24 Buchstaben in den Staub und legte zu jedem derselben ein Weizenkorn. Dann ließ er einen Hahn herbeischaffen und beobachtete, während er gewisse Formeln recitirte, welche Körner derselbe zuerst fraß. Einige Beamte des Hofes construirten aus Stäbchen von Lorbeer ein dreifüßiges Tischchen. Dasselbe diente einer metallenen Schüssel als Unterlage, in deren Rand die 24 Buchstaben eingravirt waren. Dann stellte sich Einer über die Schüssel, in der Rechten einen Faden mit einem geweihten Ringe haltend, der in Schwingung gerathend endlich einzelne Buchstaben berührte. Während der Hahn des Libanius bis Theod gekommen war, hatte der Ring erst die Buchstaben bis Theo gewählt, als ein Vorlauter schrie, es könne niemand anders gemeint sein, als Theodorus, ein eingebildeter kaiserlicher Secretär. Leider verstand der Kaiser keinen Scherz und wüthete mit Folter, Feuer und Schwert gegen Schuldige und Unschuldige. Unter anderm büßte ein vornehmer Mann, der vor der Entbindung seiner Frau das Geschlecht des Sprößlings zu erfahren gesucht hatte, mit dem Verlust seines Vermögens, und ein armer Provinzbewohner, bei dem man die Nativität eines längst verstorbenen Bruders fand, der unglücklicherweise des Kaisers Namensbruder gewesen war, wurde ohne Untersuchung enthauptet. Eine Unmasse Bücher wurden gesammelt und verbrannt und ein neues Gesetz bedrohte Lehrer und Schüler der Astrologie mit dem Tod.

Die alten christlichen Kirchenlehrer machten einstimmig gegen die Astrologie Front und wußten noch nichts von den Spitzfindigkeiten, durch die man sich im Mittelalter vom astrologischen Standpunkt aus gegen die Consequenz eines fatalistischen Determinismus zu verwahren suchte. Daß von der Kirche die Sterndeuterei als etwas specifisch Heidnisches angesehn wurde, ergibt sich auch aus dem letzten Gesetze der Art, das Honorius im Jahre 409 gegen sie erließ; es lautet: „Wir befehlen, daß die Mathematiker, wenn sie nicht bereit sind, nach Verbrennung ihrer Bücher vor den Augen der Bischöfe zu versprechen, daß sie der katholischen Religion treu bleiben und nie zu ihren frühern Irrthümern zurückkehren wollen, nicht allein aus der Stadt Rom, sondern auch aus allen andern Städten vertrieben werden. Wenn sie sich dennoch nicht entfernen und bei Ausübung ihrer Profession ergriffen werden, sollen sie die Strafe der Deportation empfangen." Die erwähnten Gesetze der Kaiser Diocletian, Konstantius und Valens wurden später auch von Justinian adoptirt.

H. G.

Von der preußischen Grenze.

Am Schluß unsers letzten Berichts haben wir darauf hingedeutet, daß die neue Verwicklung in den Donaufürstenthümern, die dazu angethan schien, den großen Weltconflict zu beschleunigen, möglicherweise die entgegengesetzte Wirkung haben, daß Oestreich durch Nachgiebigkeit nach dieser Seite hin sich auf der andern, bedenklichen Seite Luft machen könne. Was wir seitdem vernommen, bestärkt uns in dieser Meinung.

Die Doppelwahl Cusas in den beiden Fürstenthümern ist eine offenbare Auflehnung gegen die Beschlüsse der wiener Conferenz. Die Conferenz hat entschieden, daß die Union in Bezug auf die Regierung nicht stattfinden solle; die Wahlversammlungen der Rumänen haben die Union factisch vollzogen. Wenn die östreichischen Blätter behaupten, daß nur ein Sophist dies Sachverhältniß leugnen kann, so stehen wir entschieden auf ihrer Seite. Zugleich können wir aber die Bemerkung nicht unterdrücken, daß sie dieser Behauptung eine ungewöhnlich milde, man möchte sagen, bescheidene Form geben. Diese Milde wird noch dadurch mehr charakterisirt, daß die einflußreichsten englischen Blätter die Verletzung der Conferenzbeschlüsse als eine Bagatelle betrachten, über die man sich wol einigen könne; daß sie allerseits empfehlen, sich die vollendete Thatsache gefallen zu lassen. Das ist zunächst freilich nur ein Rath, aber ein Rath ist es.

Die Sache wird — schon jetzt scheint es unzweifelhaft — vor eine neue Conferenz gebracht werden. Damit hätte Kaiser Napoleon den einen seiner Zwecke erreicht, in einer neuen Conferenz den Vorsitz zu führen.

Die orientalische Frage qualificirt sich als Gegenstand einer Conferenz, weil man eben eine bestimmte Frage stellen, eine bestimmte Antwort erwarten kann. Laßt ihr die factisch vollzogene Union gelten oder nicht? Unterstützt ihr den zu erwartenden Protest der Pforte oder nicht?

Die italienische Frage konnte nicht Gegenstand einer Conferenz werden, weil der bekannte „Schmerzensschrei“ und dessen von Oestreich geforderte Abhilfe nicht zu formuliren ist. Abtretung des lombardisch-venetianischen Königreichs konnte man doch im Ernst den Oestreichern nicht zumuthen, und was man in Rom eigentlich von ihnen verlangte, ist durch die weisen Rathschläge der vermittelnden englischen Blätter nicht deutlicher geworden. Frankreich wünscht, seine Besatzung aus Rom zu ziehn, ohne daß die Oestreicher einrücken und ohne daß eine Revolution daraus entsteht: auf diese Zumuthung kann Oestreich ganz einfach erwiedern, daß es nicht die Vorsehung sei.

In seiner Thronrede hat der Kaiser von Frankreich, bei seinen heftigen Beschwerden gegen Oestreich, sich auch gar wohl gehütet, die italienische Frage in den Vordergrund zu stellen; er hat sich am heftigsten darüber ausgesprochen, daß Oestreich das Project der moldau-walachischen Union durchkreuzt habe. Da nun Frankreich seine Aufgabe, überall an die Spitze der Civilisation zu treten, am unschädlichsten an dem interessanten Volk der Rumänen ausüben kann, dessen demokratische Tribüne die Pariser schwerlich elektrisiren wird, so ist anzunehmen, daß es in der neuen Conferenz die Union strenger und gebietender fordern, und um zugleich seine

monarchiſche Geſinnung und ſeine Vorliebe für das deutſche Volk zu bethätigen, die Erſetzung Cuſas durch einen deutſchen Prinzen beantragen wird.

Rußland wird dieſem Verlangen wiederum mit Freuden beitreten, da alles, was die Türkei ſchwächt, und alles was den Zerſetzungsproceß der nichtdeutſchen Provinzen Oeſtreichs befördert, ihm einzig und allein zu gute kommt.

England und Preußen, die beide lebhaft den Frieden wünſchen, da der Krieg ihnen nichts nutzen kann, und die bei der rumäniſchen Civiliſation nicht ſo unbedingt betheiligt ſind, als der Vorort der europäiſchen Bildung, werden Oeſtreich den guten Rath geben, fünf gerade ſein zu laſſen.

Und Oeſtreich wird dieſem Rath folgen. Zwar wird für ſeine Zukunft die Herſtellung eines Magnetberges, welcher das Eiſen aus ſeinen Planken zieht, ſehr bedenklich; aber für die nächſte Zeit hat es keine Gefahr, und es überlegt wohl, daß ſich in einigen Jahren vieles ändern kann. Zunächſt kann es dem Rath folgen, denn er enthält nichts, was ſeine Ehre verletzt. Es wird ſich ſehr ſträuben, ſehr ernſtlich gegen den Gewaltact proteſtiren; um ſo höherer wird man ihm ſein Opfer anrechnen, um ſo leichter geneigt ſein, auf der andern Seite eine Conceſſion zu machen. Graf Cavour als Mitglied der Conferenz wird zwar wieder eine Rede halten, die man dann als ſchätzbares Material aufbewahrt, aber der Schmerzensſchrei wird um ſo weniger erſtickt werden, da dem Vorort der Civiliſation daran gelegen ſein muß, auch für das nächſte Jahr irgend eine Beſchäftigung in Ausſicht zu haben.

Dieſe Darſtellung ſieht gewagt aus, und wir können natürlich keine Bürgſchaft übernehmen. Vielleicht gibt Oeſtreich an der Donau nicht nach, vielleicht wird ihm die Nachgiebigkeit nicht als genügend angerechnet. Möglicherweiſe tritt auch ein untoward event ein, welches alle Berechnungen über den Haufen wirft. Die Italiener haben zwar in ihrem bisherigen Verhalten eine ſeltene Gelaſſenheit gezeigt, aber niemand kann dafür ſtehn, wie lange ein zum Haß gewaltſam angeſtacheltes Volk ſich zu mäßigen im Stande iſt.

Aber eines möchten wir doch für unſere Anſicht anführen: der einſtimmige Jubel der öſtreichiſchen Blätter über die „friedliche" Tendenz der franzöſiſchen Thronrede. Ein Unbefangener kann das Blatt hin- und herdrehen, er findet dieſe Tendenz nicht heraus; denn die „Hoffnung", daß der Friede nicht werde geſtört werden — den doch niemand bedrohte als Frankreich, und die „Verwunderung" über die Kriegsſucht — die doch von niemand genährt wurde, als von den inſpirirten pariſer Blättern — das alles konnte ſchwerlich als eine Bürgſchaft für den Frieden angeſehen werden, wenn man die Rüſtungen Frankreichs und Piemonts, die officielle Sprache des Grafen Cavour, die officiöſe Sprache des Staatsraths La Guerronnière und die eiligſt vollzogene turiner Heirath in Betracht zog. Jeder Unbefangene legt die Thronrede ſo aus, daß darin ein ſcharfer Tadel gegen die franzöſiſche Bourgeoiſie ausgeſprochen ſein ſollte, die bei der Ausſicht auf einen neuen ruhmvollen Feldzug der großen Nation nicht die hinreichende Begeiſterung entwickelte; eine Drohung nach Innen und nach Außen, die Regierung werde ſich in ihrer Miſſion, überall die Bildung zu verbreiten, durch kein Gerede irren laſſen und ſie ſei ſtark genug, jedem Feind die Spitze zu bieten.

Das leſen wir aus der Thronrede heraus, und niemand wird leugnen, daß es wirklich darin ſteht. Aber die öſtreichiſchen Blätter laſen noch etwas Anderes

heraus, und auch sie waren im Recht. Die Thronrede lobt zwar alle Staaten und tadelt nur Oestreich; sie spricht den Tadel sogar viel schärfer aus, als es sonst eine Thronrede zu thun pflegt; aber worüber tadelt sie Oestreich? Nicht wegen Italien, sondern wegen seiner böswilligen Opposition in der rumänischen Angelegenheit. „Bei dieser Sachlage war es nichts Außergewöhnliches, daß Frankreich sich Piemont näherte, welches während des Krieges so ergeben und während des Friedens unserer Politik so treu war.“ Prinz Napoleon hat die Prinzessin Clotilde geheirathet, nicht um den bekannten Schmerzensschrei zu stillen, sondern weil Sardinien in den Conferenzen sich lebhaft für die Moldau-Walachen verwandt hat.

„Wenn es weiter nichts ist —“, haben sich die östreichischen Blätter gesagt: dann kann der Friede erhalten werden.

Mittlerweile hat Hr. v. Girardin der Frage eine neue Wendung gegeben: „Sieg ohne Eroberung ist ein Widersinn. Handelt es sich darum, zwischen den Römern und ihrer Regierung zu interveniren, die Lombarden unter die piemontesische Regierung zu bringen und einer italienischen Conföderation den Papst zum Vorsitzenden zu geben? Dann erklären wir uns für den Frieden. — Handelt es sich aber darum, für Waterloo Revanche zu nehmen, das linke Rheinufer zurückzuerobern u. s. w.? — Dann erklären wir uns für den Krieg.“ — So spricht der berühmte Friedensapostel!

Herr v. Girardin ist zwar nicht im Vertrauen des Kaisers, aber wie er, denkt die große Mehrheit der Franzosen. Hin und wieder schmeichelt man sich jenseit des Rheins, Preußen für solche Projecte zu gewinnen und diesem Staat seine „natürlichen Grenzen“ zu verschaffen, wenn er Frankreich zu seinen „natürlichen Grenzen“ verhilft. Aber so sehr es in Preußens Interesse liegt, das Problematische seiner geographischen Basis zu verbessern, es würde auf ewige Zeiten seine Ehre verlieren und vor den Augen der Nachwelt mit dem Brandmal der Infamie gezeichnet werden, wenn es nur einen Augenblick daran dächte, um dieses Gewinnes willen auch nur einen Zollbreit deutschen Bodens an Frankreich zu überlassen. — Die neue Karte, die man für 5 Franken verkauft, wird ihre Kosten nicht decken.

Aber eine Warnung soll diese Sachlage für Preußen sein, nicht in übereilter Gutmüthigkeit die Gefahr, die Oestreich bedroht, auf sein eignes Haupt abzulenken. Die Demonstrationen, die man von der preußischen Regierung, die man von dem preußischen Landtag verlangt, werden nicht eher stattfinden, bis ein wirklicher Krieg vorhanden ist. Den deutschen Boden vor jedem feindlichen Angriff zu schützen, ist Preußens Pflicht und Interesse; für die auswärtigen Besitzungen Oestreichs wird es erst dann eintreten, wenn es einsieht, daß diese Pflicht und dieses Interesse damit unzertrennlich verbunden sind. —

Die Schwierigkeit der Lage liegt jetzt hauptsächlich in den unnatürlich gespannten Erwartungen und in den damit verknüpften Unkosten. Die Rüstungen — zunächst der drei betheiligten Staaten — gehen in großartigen Dimensionen fort, und jeder von ihnen versichert, sich nur gegen einen Angriff sichern zu wollen. Graf Cavour spricht in seiner Circulardepesche zwar auch von den dauernden Beschwerden Italiens, über das östreichische Uebergewicht u. s. w., aber er gesteht zu, daß sich darin seit drei Jahren nichts geändert habe; das Hauptgewicht legt er auf die östreichischen Rüstungen. „Angesichts einer für uns so drohenden Haltung gerieth das Land in

Aufregung. Im Vertrauen auf die Vaterlandsliebe des Königs bleibt es ruhig, verlangt aber, daß man daran denke, es in eine Lage zu versetzen, in welcher es Ereignissen die Stirn bieten könne, auf die eine solche Machtentfaltung von Seiten Oestreichs hindeutet." Zu diesem Zweck wird gerüstet. „Man wird leicht erkennen, daß die getroffene Maßregel nur einen Vertheidigungszweck hat, die Ruhe Europas nicht bedroht, die Aufregung in Italien beschwichtigt und den Gemüthern Vertrauen einflößt, indem sie darlegt, daß Piemont kraft seines guten Rechts, und von Alliirten unterstützt, die ihm nur die Gerechtigkeit seiner Sache verschaffen kann, alle Elemente der Unruhe auf der Halbinsel zu bekämpfen bereit ist, mögen diese von Oestreich oder von den Revolutionären herkommen."

Darauf antwortet die östreichische Correspondenz: „Die militärischen Vorkehrungen in den italienischen Kronlanden des Reichs sind notorisch nur zur Defensive, zur Abwehr gegen Angriffe getroffen, welche laut und unverhohlen auf dem andern Ufer des Tessin verkündet werden. Gerüstet um die Verwirklichung von Ideen und Plänen zum Umsturz des völkerrechtlichen Territorialbesitzes gebührend zurückzuweisen, wird Oestreich auch die Unabhängigkeit der Nachbarlande stets achten. Und wie der Kaiserstaat die volle Souveränetät seines Monarchen in der Regierung des Reichs niemals wird antasten oder schmälern lassen, so erkennt die kaiserliche Regierung auch vollkommen die Befugniß andrer Staaten an, ihre Regierungsweise nach ihren wirklichen oder vermeintlichen Bedürfnissen einzurichten, und hegt dabei nur den Wunsch, daß dieselbe zur dauernden Beglückung der Unterthanen jener Länder führen möchte."— Das Letztere bezieht sich zunächst auf einen Passus in der Note des Grafen Cavour: „Die Regierung hat die Anforderungen Oestreichs, welches Veränderungen in den Institutionen des Landes verlangte, laut zurückgewiesen;" — indirect doch wol aber auch auf die Zumuthung, Oestreich solle den Papst zu liberalen Reformen veranlassen.

So haben nun Oestreich und Piemont ihre Rüstungen motivirt; beide wollen sich nur gegen einen Angriff sichern. Hat es auch Frankreich gethan? Wir finden in der „friedlichen" Tronrede nicht die geringste Andeutung, warum man die Regimenter aus Algier kommen läßt; und der Tadel der Times gegen Oestreich, es hülle sich in ein vornehmes Schweigen, während Frankreich sich offen erkläre, ist wenigstens sonderbar. —

Der Sturm und Drang der äußern Angelegenheiten hat begreiflich das Interesse an unsrer parlamentarischen Entwicklung für den Augenblick zurückgedrängt. Inzwischen gehn die Geschäfte ihren geordneten Gang; die liberale Partei des Hauses hat gezeigt, daß sie nicht blos ministeriell ist, sondern überall, wo es darauf ankommt, für die Freiheiten des Landes einzutreten bereit; die Regierung zeigt durchweg den besten Willen und die Bereitwilligkeit, jedem anerkannten Uebelstand abzuhelfen. Eine eigenthümliche Rolle spielen die ehemaligen „Katholiken", das jetzige „Centrum". Der Bund des Liberalismus mit dem Ultramontanismus ist uns immer unheimlich vorgekommen, und wir freuen uns, daß er seinem Ende entgegenzugehen scheint. Die Katholiken Preußens hatten unter der vorigen Regierung Grund, über manche Beeinträchtigung zu klagen; darum machten sie, gemeinschaftlich mit den Liberalen, Opposition, wenn auch aus sehr verschiedenen Gründen. Nachdem dieses Verhältniß aufgelöst, ist es natürlich, daß sie sich in überwiegender Majorität ihrem natürlichen Bundesgenossen, der Reaction zuneigen; wir hoffen, daß nicht die ganze Fraction

dieſer Neigung folgen wird. Charakteriſtiſch war ihre Abſtimmung in der Beſchwerde über das willkürliche Verfahren der vorigen Regierung in der Verweigerung des Aufenthaltsrechts. Sie ſtimmten gegen die Beſchwerde eigentlich weil es ſich um einen Demokraten handelte, dem Vorgeben nach, um nicht nachträglich die Rückſicht gegen das Miniſterium Weſtphalen aus den Augen zu laſſen! Als ob es in dieſem Landtag nicht die Hauptaufgabe wäre, für die zahlreichen Beeinträchtigungen der Freiheit eine dauernde Abhilfe zu finden! Und unter allen Beeinträchtigungen der Freiheit war dieſe, von der man ſelbſt in Oeſtreich keine Ahnung hat, geſchweige aber in den andern Bundesländern, die ärgſte, diejenige, um derentwillen man dem Abgeordneten Dieſterweg jeden möglichen unparlamentariſchen Ausdruck verzeihen möchte. Es hat uns gefreut, daß hauptſächlich der Abgeordnete Matthis, gewiß kein zu weitgehender Liberaler, weder in ſeiner amtlichen Vergangenheit, noch in ſeinen Grundſätzen, ſich ſo ernſt und eindringlich dieſer Sache angenommen hat; möchte das Miniſterium bald darauf denken, einem künftig etwa eintretenden Willkürgelüſt bei Zeiten den geſetzlichen Riegel vorzuſchieben. ††

Literatur.

Handbuch der phyſiſchen Geographie von Guſtav Adolph von Klöden. Mit 274 Holzſchnitten. — Berlin, Weidmannſche Buchhandlung. 1859. — Dieſes Werk, welches den erſten Band eines in drei Abſchnitte zerfallenden Handbuchs der Erdkunde bildet, iſt wol das inhaltreichſte und gründlichſte, welches die Geographie unſrer Tage aufweiſt. Indem es das Hauptmaterial unſres jetzigen Wiſſens von den phyſikaliſchen Verhältniſſen der Erde und der organiſchen Schöpfung wiederſpiegelt, iſt es vor allen geeignet, uns den ungeheuren Fortſchritt zum Bewußtſein zu bringen, welchen die Wiſſenſchaft auf dieſem Gebiet in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, und den ſie zum guten Theil Forſchern aus der Mitte der deutſchen Nation verdankt. Die Erkenntniß der Natur iſt erſt eine wiſſenſchaftliche geworden, ſeit die Forſchung eine vergleichende wurde, ſeit A. v. Humboldt den Vulkanismus, die Verbreitung der Pflanzen, die magnetiſchen Verhältniſſe der Erde u. ſ. w. durch Nebeneinanderſtellung der beſonderen hierher gehörigen Erſcheinungen ergründete und ſeit Ritter die Bodengeſtaltung nach den verſchiedenen Dimenſionen deutlich feſtſtellte und die einzelnen Glieder der fünf Erdtheile untereinander und mit ihren einſtigen Zuſtänden und Verhältniſſen verglich. Seitdem haben verſchiedene treffliche Kräfte am Weiterbau der vergleichenden Geographie gearbeitet, aber noch immer ſtützt ſich die Phyſik der Erde auf das von jenen Heroen der Wiſſenſchaft Geleiſtete.

Dem vorliegenden Werke ſieht man auf jeder Seite an, daß ſein Verfaſſer das Ganze der phyſiſchen Geographie vollkommen beherrſcht, daß er die umfaſſendſten Studien gemacht hat. Das Buch enthält (auf nahe an 1000 Seiten) alles Weſentliche von dem, was man bisher in Handbüchern dieſer Art zu ſuchen gewöhnt war, außerdem aber, indem es die neueſten Entdeckungen benutzte, eine große Anzahl von Beobachtungen, deren ſelbſt der „Kosmos“ noch keine Erwähnung thut. Die Art der Zuſammenſtellung und Einkleidung des Materials iſt zweckmäßig, die Darſtellung

selbst der schwierigen Fragen anschaulich, die Haltung durchaus wissenschaftlich, aber zugleich für solche Leser berechnet, welche zwar Neigung zum Gegenstand und allgemeine Bildung, aber nur einen mäßigen Vorrath von Fachkenntniß mitbringen: Die beigegebenen Holzschnitte sind ebenso zweckmäßig ausgewählt, als gut ausgeführt. Der Preis ist im Vergleich mit dem, was dafür geboten wird, sehr gering, und so sei das Ganze den Lesern dieser Blätter angelegentlich empfohlen. Sie werden für keine Frage dieses Gebiets hier vergebens nach der Antwort suchen.

Der Verfasser beginnt mit der astronomischen Geographie und bespricht in diesem Abschnitt die Kugelgestalt der Erde, die Bewegung derselben, den Sternhimmel mit den verschiedenen Gattungen seiner Körper, die Kreise auf der Erdkugel und an der Himmelssphäre, die geographische Länge und Breite, die Gründe für die Drehung der Erde, Foucaults Pendel und Gyroskop, die sphäroidische Gestalt der Erde, die Gradmessungen, die verschiedenen Fuße und Meilen (wobei auch die ältesten Maße, indische, chinesische, hebräische u. a. aufgeführt sind), die Unregelmäßigkeit der Erdgestalt, die Dichtigkeit der Erde, Tageszeiten, Zonen, Klimate, das Jahr, den Kalender, die verschiedenen Zeitrechnungen, Land- und Seekarten, Globen und was sonst in dieses Bereich gehört. Im zweiten Abschnitt geht er sodann auf die Beschreibung der Erdoberfläche über und behandelt unter andern die Vertheilung von Land und Wasser, die Ausdehnung und Gliederung der Continente, die Inseln, die Meere nach ihrer Tiefe, Ausdehnung und Bodenbildung, die Koralleninseln, Sand- und Muschelbänke, Riffe, flache und steile Küsten, Meerbusen und Halbinseln; ferner die Tief-, Hoch- und Stufenländer, die Gebirge nach ihren verschiedenen Gestaltungen, ihrer Physiognomie, Höhe, Länge, Richtung und Gliederung, vulkanische Berge, Erdfälle, Höhlen, Eisfelder, Gletscher, Moränen, Lawinen, erratische Blöcke, das Diluvium, die Seifengebirge und Karrenfelder.

Der dritte Abschnitt hat es mit dem Erdinnern, mit Vulkanen und Erdbeben zu thun. Wir finden hier alles Wissenswerthe über die Gestalt und Eintheilung, die Eruptionskegel und Erhebungskrater der feuerspeienden Berge zusammengestellt; dann werden die Vulkane der verschiedenen Erdtheile aufgeführt, dann folgt eine Darstellung der Erscheinungen bei dem Ausbruch eines Vulkans, der Schlackenauswürfe und Lavaergüsse, Schlamm- und Wasserausbrüche. Hierauf wird die Erscheinung der Erdbeben in ihren Einzelnheiten erklärt und geschildert, deren Vorzeichen, deren Zusammenhang mit den Jahreszeiten, deren Dauer, Verbreitung, Schnelligkeit in der Fortpflanzung u. a. Weiterhin folgen Mittheilungen über die bedeutendsten Erdbeben, das von Lissabon, das von Caracas, dann Bemerkungen über Wasser- und Gasausbrüche, den Einfluß der Erdbeben auf Flüsse, Quellen und Meer u. s. w. Endlich schließt das Capitel mit einer Darstellung des Einflusses der vulkanischen Thätigkeit im Innern der Erde auf die Bildung von Küsten und Inseln, Bergen und Thälern, deren Hebung und Senkung, und mit einem Blick auf den Zusammenhang der vulkanischen Erscheinungen.

Mit dem vierten Capitel betritt der Verfasser das Gebiet der Geognosie und schildert die Schichtung und Absonderung der verschiedenenen Stein- und Erdarten, der Rinde unsres Planeten, die Gneiß-, Schiefer- und Granitformationen, die Steinkohlenlager in ihrer Mächtigkeit und Begrenzung, die Pflanzen und Thiere der Steinkohlenperiode, die secundären Formationen: Trias, Bundsandstein, Muschelkalk, Keu-

per, Lias, Jura, Kreide u. s. w. Dann folgen die Gebilde der tertiären Periode: Nummulitenkalk, Molasse, Nagelfluhe, Trachyte und Basalte; dann die der neuesten Umwandlung. Hieran knüpft sich ein Ueberblick über die Geschichte der Erde, die sechs Schöpfungsperioden und Elie de Beaumonts Erhebungssystem. Dann schließt der Abschnitt mit einer Darstellung der Verbreitung der bis jetzt bekannten Elemente und Mineralien.

Der fünfte Abschnitt behandelt das Wasser in vier Unterabtheilungen: die erste derselben bespricht die Quellen, ihre Entstehung, die Verdichtung des Dunstes, die Nässe im Innern der Erde, artesische Brunnen, periodische und intermittirende Quellen, heiße und Mineralquellen, die Gase und mineralischen Bestandtheile der letzteren, historisch berühmte Quellen, incrustirende, Cement- und Erdpechquellen; die Auslaugung und Auswaschung durch Quellen. Die zweite hat es mit den Flüssen zu thun und handelt von Haupt- und Nebenflüssen, Stromgebieten, Wasserscheiden, der Beschaffenheit des Flußwassers, der Wassermasse der Ströme und ihrem Anschwellen, von Wasserfällen und Stromschnellen, den Sedimenten der Ströme und den Landanschwemmungen an ihrer Mündung ins Meer, wobei namentlich die Delta des Po, des Rhein, des Nil, des Ganges und des Mississippi ins Auge gefaßt werden, von verschwindenden Flüssen u. a. Die dritte Unterabtheilung schildert die Landseen, ihre Abflüsse, Temperatur, Farbe, Salz- und Natronseen, verschwindende Seen wie den zirknitzer und den kopaischen, Salz-, Küsten- und Gebirgssümpfe. Die vierte endlich beschäftigt sich mit einer Beschreibung des Meeres, seiner Tiefen, seines Niveaus, der Bestandtheile seines Wassers u. a. Ferner werden hier dargestellt: die europäischen Seebäder, das Meeresleuchten, die Wellenbewegung, die verschiedenen Meeresströmungen, wie der Golfstrom, die Strömungen im Polarmeer, in der Ostsee, im Mittelmeer, an der Küste von Japan. Dann folgen sehr ausführliche Erörterungen über die Erscheinungen von Ebbe und Flut, die Meeresstrudel und die Wirkung der Winde auf das Meer. Den Schluß bildet eine Schilderung der verschiedenen Seestraßen über den großen, den atlantischen und den indischen Ocean, denen Verzeichnisse der am häufigsten vorkommenden Seemannsausdrücke und der Benennungen der verschiedenen Fahrzeuge auf der See angefügt sind.

Das sechste Capitel geht zur Beschreibung der Atmosphäre und ihrer Erscheinungen über. Es kommen hier zu ausführlicher Behandlung unter anderm: Die Bestandtheile der Luft, die Ausdehnung der Atmosphäre, die Dichtigkeit und Gestalt derselben, die Elasticität des Dampfes, die mit dem Barometer zu beobachtenden Erscheinungen, Ursachen, Richtung und Stärke der Winde, Passate, Kalmen, Monsuns, heiße Winde, das Drehungsgesetz für dieselben in der gemäßigten Zone, die verschiedenen obern und untern Windströmungen, Thau, Reif, Nebel, Wolken, Regen in den verschiedenen Zonen u. s. w. Dann folgen sehr ins Einzelne eingehende Mittheilungen über die Vertheilung des Niederschlages nach Ort und Zeit, über Witterungswechsel, Schnee, Höhenrauch, Schwefel-, Thier- und Getreideregen, Meteore, Sternschnuppen, Irrlichter u. a. Hierauf wird die Elektricität der Atmosphäre und ihre Phänomene, Wetterscheiden, Blitz und Donner, Wirkungen des Blitzes, Blitzableiter, Wasserhosen und Tromben u. s. w. in Betracht gezogen; dann schließt das Capitel mit Erläuterungen von Erscheinungen wie Abend- und Morgendämmerung, Strahlenbrechung, Luftspiegelung, Regenbogen, Höfe und Nebensonnen.

Ein siebenter Abschnitt beschäftigt sich mit der Verbreitung der Wärme auf der Erde, der Bodentemperatur und deren Aenderungen, der Temperatur des Fluß- und Meerwassers, der Wärmeverbreitung in der Luft, der Abnahme der Wärme mit der Höhe und der Verschiedenheit derselben, ferner mit den Klimaten, ihrer Veränderlichkeit und Verschiedenheit, endlich mit dem oceanischen und continentalen Klima, den Einflüssen der Vegetationsdecke auf das Klima, mit heilsamen und schädlichen Klimaten, mit allem in einer Ausführlichkeit und Genauigkeit, die auf Bewältigung staunenerregender Massen von Stoff hinweist. — Der achte Abschnitt behandelt die Verbreitung der Pflanzen, den Einfluß des Bodens, des Klimas, der Sonnenwärme,

seltene und weitverbreitete Pflanzen, gesellige Pflanzen (Wälder), die Pflanzenwelt des Meeres, die Wanderung der Pflanzen u. s. w. Der neunte bespricht nach ähnlichen Gesichtspunkten die Verbreitung der Thiere, der zehnte die des Menschengeschlechts nach Racen und Sprachen, wobei in der Einleitung der Zusammenhang zwischen der Verbreitung des Menschen und der Faunen dargestellt und die großen Fragen über die ursprüngliche Verschiedenheit der Menschen und das Alter des menschlichen Geschlechts nach den Ergebnissen der neuesten Entdeckungen beantwortet werden. Aus den Erörterungen über das Alter der Menschheit lassen wir nachstehenden Auszug folgen:

Von der Möglichkeit, daß Menschenracen bereits untergegangen seien, spricht man, seit man fossile Menschenknochen im Verein mit denen untergegangner Säugethierarten gefunden hat. Dergleichen lagen in der Höhle Wokeyhole bei Paviland in England und in der von Kirkdale, in den Höhlen von Torquay, wo die Knochen, und Messer von Feuerstein nebst Knochen ausgestorbner Thiere, von einer Rinde von Stalagmiten bedeckt waren, in den Höhlen von Oreston bei Plymouth, in der Plymouth Hoe und bei Yealm Bridge. An letzterem Orte hatten die Menschenknochen fast alle thierische Materie verloren, während die der Hyäne sich bei Behandlung mit Salzsäure wie noch verhältnißmäßig frische verhielten. Menschenknochen aus einer subapenninischen Höhle in Toscana, vielleicht dreißig Jahrhunderte alt, welche ganz fossil schienen, verhielten sich dennoch wie die Hyänenknochen; die wirklich fossilen sind, also weit älter. Dergleichen finden sich ferner in der Höhle von Durfort im Jura, ganz von einer kalkigen Matrix umschlossen, im tertiären Kalk von Pondres mit Thonscherben und Knochen von Rhinoceros, Bären, Hyänen, u. a. bis 13 Fuß hoch mit Bruchstücken des Kalks und mit Lehm bedeckt; sie ergeben sich als völlig fossil. Ein fossiles Skelett fand man in dem dichten Kalkschiefer, auf welchem die Citadelle von Quebeck steht, zwei Skelette, der amerikanischen Race angehörig, in einer andern Kalkbildung auf Guadeloupe. Es sind ferner von Oertlichkeiten, wo fossile Menschenknochen mit Knochen von Thieren gefunden wurden, zu erwähnen: die Höhle von Enigboul, Kitely, Brixham, Bize, die muggendorfer Höhlen, die von Gopfingen in der schwäbischen Alp, die von Köstritz, in welchen die Menschen- und Thierknochen 20 Fuß unter der Stalagmitendecke liegen, einige Menschenknochen acht Fuß tiefer als die vom Rhinoceros. Bei Natchez im Staat Mississippi fand sich in einem blauen Thon, etwa zwei Fuß unter den Skeletten des Megalonyx und andrer ausgestorbener Vierfüßler ein fossiles os innominatum von einem sechzehnjährigen jungen Mann, unter einem Hügel von Muschelbreccien. Bei Ausgrabung der Gaswerke von Neuorleans fand man eine von den Prairiegräsern herrührende Schicht, deren Alter Dowler auf 1,800 Jahr schätzt; dann eine Schicht der Cypressenbecken, auf zwei Generationen dieser Bäume geschätzt, die zehn Fuß Dicke (mit 5,700 Jahresringen) erreichen, demnach 11,400 Jahr alt; darauf eine Schicht von Lebenseichen, auf 1,500 Jahre geschätzt, was in Summa 14,400 Jahre für den gegenwärtigen Zustand des Bodens von Neuorleans gibt. Senkrecht darunter folgten drei eben solche Gruppen, welche auf ein gleiches Alter schließen lassen, so daß darüber 57,600 Jahre vergangen sein müßten. In der nun weiter unten folgenden Abtheilung fand sich das Gerippe eines Menschen der amerikanischen Race. In Brasilien fand Lund an acht verschiedenen Stellen fossile Menschenknochen, z. B. in Minas Geraes Skelette nebst den Resten von 44 Arten ausgestorbener Thiere; die Menschenschädel stimmten mit denen der amerikanischen Race überein. Die fossilen Reste von dreißig Individuen jedes Alters, durch eine Breccie verbunden und mit ungeheuren Steinblöcken überdeckt, fanden sich bei der Lagoa Santa. Für den fossilen Fuß und die fossile Kinnlade, welche Agassiz aus einer Süßwasserbildung vom Monroesee in Florida besitzt, berechnet er ein Alter von mindestens 10,000 Jahren.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Neurussische Realpolitik.

1.

Am 2. März 1859 endet das vierte Jahr der Herrschaft Alexanders II. Nikolajewitsch über Rußland. Ein gewaltiger Umgestaltungsproceß durchschreitet das Reich. Das Wort „Uebergangsperiode" ist auf allen Lippen. Bei den Einen hat es den Sinn des Drängens, der Andere braucht es im Sinne des Warnens; vorläufig wird jedoch bei allen noch auf die Zukunft verwiesen. Uebereinstimmend stellt man nur uns Nichtrussen die Zumuthung, daß wir den lebhaften Willen zum Uebergang in die Cultur wie eine That begrüßen und ihm als Morgengabe nicht blos Worte der Anerkennung darbringen. Unsere socialen Einrichtungen bezeichnet die russische Presse als überlebt, unsere politischen Institutionen sind ein Gegenstand ihrer mitleidvollen Kritik. Liest man ihre pathetischen Phrasen, so bleibt für Mitteleuropa nichts übrig, als von Rußlands Leben das unsrige ins Schlepptau nehmen zu lassen.

Mit derartigen Ueberhebungen zaubert man sich nicht in die Solidarität der mit harter Arbeit errungenen, mit schweren Kämpfen festgestellten Civilisation Europas. Aber die angebrochene Uebergangsperiode des russischen Lebens erscheint allerdings bedeutsam genug, um der realen Politik, von welcher sie herangeführt wird, die aufmerksamste Beachtung zuzuwenden. Dies nicht in kosmopolitischer Bewunderung der Zukunft, auf welche verwiesen wird, sondern in nüchterner Betrachtung dessen, was geschehen ist.

Inhaltreich ist die bisherige Regierung Alexanders II. Damit ist jedoch die Großartigkeit ihrer Zukunft an sich noch nicht gewährleistet. Drei Zeitabschnitte scheiden sich charakteristisch ziemlich scharf voneinander ab; ein leitender Neugestaltungsgedanke verbindet sie dagegen untrennbar. Der erste, kriegerische Abschnitt endet mit dem pariser Märzfrieden; der zweite, vorbereitende findet seinen Abschluß in der Kaiserkrönung; der dritte ist zur organischen Anbahnung der Reformen vorgeschritten, ohne noch beendet zu sein.

Das Programm der kriegerischen Periode enthielt das Thronbesteigungsmanifest vom 2. März 1855. Wohlgewählt waren die Vorbilder, welche Kaiser Alexander II. als die seinigen bezeichnete. „So möge die Vorsehung

— rief er — Uns leiten und schirmen, daß Wir Rußland auf der höchsten Stufe der Macht und des Ruhmes erhalten und sich durch Uns erfüllen die unabläſſigen Wünſche und Abſichten Unſerer erhabenen Vorfahren Peters, Katharinas, Alexanders des Geſegneten und Unſeres unvergeßlichen Vaters." Kriegsmuthig und kampfentſchloſſen bis zum Aeußerſten lauteten ferner alle Anſprachen des Kaiſers an die Großwürdenträger, den Senat, die fremden Geſandten. Ganz in derſelben Weiſe, wie Kaiſer Nikolaus es gethan, concentrirte auch Alexander II. alle Kräfte des Staates und der Nation ausſchließlich auf den Krieg. Doch eins bleibt für den Beobachter höchſt bemerkenswerth: der Wegfall jener leidenſchaftlichen Gereiztheit des Kaiſers Nikolaus, womit dieſer alle Gänge der Gegner auf den diplomatiſchen und waffendröhnenden Wahlſtätten wie perſönliche Zumuthungen und Beleidigungen behandelt und die Gewebe ſeiner Diplomatie oft genug vorzeitig enthüllt oder auch zu ſeinem eigenen Schaden durchbrochen hatte. Die diplomatiſchen Gänge liefen jetzt offenbar zu Petersburg nicht mehr in zwei verſchiedenen Centren, im Miniſterium des Auswärtigen und in der Privatkanzlei des Kaiſers, ſondern einheitlich im Cabinet des Staatskanzlers zuſammen. Die Stellung Alexanders II. dazu erſchien keine perſönliche, rückſichtslos hineinredende, ſondern nur eine endgiltig entſcheidende; ſie wurde die geſchäftliche des Monarchen, blieb nicht die eines von momentanen Wallungen bedingten „Allerhöchſten Willens". Damit wich zugleich aus Rußlands ganzer Haltung jener zelotiſche Fanatismus, welcher den Kampf wie einen heiligen Kreuzzug gegen den Antichriſt behandelt hatte; die Vertheidigung des Vaterlandes ausſchließlich ward den Ruſſen als Zweck verkündet. Mit dieſer Baſis war nachher die Möglichkeit gegeben, auf die europäiſchen Friedensvorſchläge einzugehen, ohne der nationalariſtokratiſchen Kriegspartei den Heiligenſchein eines vom Zaren verlaſſenen Märtyrerthums zu verleihen und ohne der kriegsmüden, bis auf den Landſturm ins Feld geſtellten Nation auch die letzten Kräfte zum Wiederbeginn eines neuen Lebens auf den verlaſſenen und verödeten Stätten des alten zu rauben. Denn die Friedensvorſchläge ſtellten die Zurückgabe des von den Feinden beſetzten Landſtriches obenan und unmittelbar daneben die Vollziehung derjenigen Bedingung, in deren Namen Kaiſer Nikolaus das Kriegsbanner entfaltet hatte: die Emancipation der Chriſten in der Türkei. Alle anderen Specialitäten des Friedens berührten das ruſſiſche Nationalgefühl nicht unmittelbar; es waren Fragen der diplomatiſchen Berechnung, welche das Volk zum großen Theil nicht verſtand. Beſonders aber hatte nicht Rußland den Frieden angeboten, ſondern die gegneriſche „Coalition;" Rußland erfüllte nur großmüthig den „Wunſch der Nachbarvölker", wenn es auch „die immer furchtbarer anwachſende Coalition" mit in Betracht zog.

Kaiſer Alexander — wird vielfach behauptet — war überhaupt niemals

mit voller Ueberzeugung bei dem Kriege; er führte ihn blos fort, so lange er mußte; schon früher befand er sich wegen der absoluten Militärpolitik in Meinungsverschiedenheit mit dem Kaiser Nikolaus; die Kriegspartei fand nach dessen Tode im Großfürsten Konstantin den entschiedensten Vertreter ihrer Politik; Kaiser Alexander durfte nur, ohne Rußlands Würde zu gefährden, bei Nikolaus' Tode keinen Frieden machen; die nachherige Behandlung des Kampfes war das Resultat einer Verständigung der Brüder Alexander und Konstantin, wonach jeder seine persönlichen Neigungen dem gegebenen Gange und den Consequenzen einer von autoritätischen Einmischungen (des Kaisers, wie des Großfürsten) unbeirrten Cabinetspolitik unterzuordnen hatte. Angenommen, daß dies alles so bestimmte Thatsachen, als Behauptungen sind: erscheint dann die Selbstbeherrschung des Selbstherrschers nicht um so bemerkenswerther? Ist es denkbar, daß ein Mann auf Rußlands Thron, welcher ja nicht unvorbereitet dorthin gelangte, sondern bereits seit zehn Jahren an der Regierung seines Vaters Theil genommen hatte, die ganze Kriegserbschaft so vollständig, so bis zu den äußersten Consequenzen hätte antreten können und mögen, wenn er für die Zukunft seines Staates nicht schon feste Pläne gefaßt gehabt, wenn er in Rußlands Kriegszuständen nicht ebenfalls die Voraussetzungen erreichbar gefunden hätte, welche er für deren Verwirklichung bedurfte?

Daß Kaiser Alexander, lange bevor er zur Regierung gelangte, mit seinen Plänen zur Reformirung der innern Staats- und Gesellschaftszustände geistig vertraut sein mußte, kann heute, da wir deren Anbahnung in den verschiedensten Sphären des öffentlichen Lebens ineinandergreifen sehen, niemandem ein Zweifel sein. Nikolaus I. schloß die Augen zum Sterben mit dem Bekenntniß an den Thronfolger: „Ich wollte fortfahren, so zu arbeiten, daß ich Dir das Reich in fester Ordnung, geschützt gegen äußere Gefahren, vollkommen glücklich und ruhig hinterließe; aber Du siehst, zu welcher Zeit und unter welchen Umständen ich sterbe, Gott hat es so gewollt, Du wirst es schwer haben." Grade wenn Alexander „bereits seit zehn Jahren sowol an den Plänen, als an der Regierung" seines Vaters Theil genommen hatte, ohne doch bedingend darauf wirken zu können, wie es bei Nikolaus starrem Charakter und verbitterter Befangenheit vorauszusetzen ist, so hatte er voraussehn müssen, daß er das Reich weder im Frieden, noch glücklich, noch ruhig überkommen werde. Seine einzige Erwartung konnte also sein, daß er es mit der Gewohnheit stummen Gehorsams und unbedingter Folgsamkeit für den kaiserlichen Willen, vielleicht auch in strenger formeller Ordnung erbe. Doch selbst diese geringen Begünstigungen seiner Zukunftspläne hatten die letzten Jahre verschwinden lassen. Für den Kriegszweck waren die nationalaristo-

kratischen Elemente wieder zum Selbstbewußtsein, ja zu bedeutendem politischen Einfluß gelangt, waren in den Volksmassen Freiheitshoffnungen erweckt, waren die Ordnungen des Staates und der verschiedenen Bevölkerungsclassen bis zur völligen Erschütterung gelockert.

Der „Allerhöchste Wille" hätte allerdings selbst in diesem Momente den Frieden annehmen können (die wiener Conferenzen begannen am 15. März 1855). Die gewohnten Zustände des Lebens im Reiche wären damit möglicherweise zurückgekehrt. Allein der kriegerische Nationaladel hätte eine solche Entschließung, ohne von seinen Ansprüchen etwas aufzugeben, einfach als eine Maßregel des Zaren genommen, um mit der Zurückweisung seiner weiteren Opfer auch seine Berechtigungen zu annulliren. Die Stimmung in den bewaffneten Massen war zugleich derart, daß er dieselben mit Leichtigkeit gegen den Zaren selber als einen Verächter des nationalen Geistes, wie der Opferbereitschaft für „das heilige Rußland und den Glauben" aufzureizen vermocht hätte. Die Art, wie die Kriegspartei schon immer den Großfürsten Konstantin im Gegensatz zum Thronfolger als wahrhaft nationalgesinnt hingestellt und vorzudrängen gesucht hatte, ließ keinen Zweifel darüber, wessen sie fähig sein würde. Die Volksmassen endlich, losgelöst von den gewohnten Ordnungen (Kaiser Nikolaus hatte noch auf dem Sterbebett den Aufruf zur allgemeinen Volksbewaffnung unterzeichnet), hatten Haus und Herd noch nicht verlassen, die Beschwerden, Entbehrungen, Gefahren der unmittelbaren Theilnahme am Kriege noch nicht durchgemacht und hielten doch bereits die Waffen in den Händen, mit denen sie eventuell die Erfüllung ihrer Freiheitshoffnungen zu erzwingen versucht sein konnten.

So war im Momente des Thronwechsels die unbedingte Uebernahme der Kriegserbschaft für den neuen Zaren eine Nothwendigkeit der Selbsterhaltung, kein freier Entschluß. Dies selbst wenn man vollständig von denjenigen Nöthigungen absieht, welche die äußere Politik auferlegte. Schon in dieser einen Beziehung verwandelte sich also die Fortsetzung der Kriegspolitik aus einem Staatszweck in ein Staatsmittel. Aber noch mehr. Je fester nun der neue Kaiser an der Anbahnung des Friedens hielt, je zweifelloser sich ihm überall die Ueberzeugung aufdrängte, daß Rußland auf die Dauer selbst zur Fortführung eines bloßen Defensivkrieges unfähig sei, so wie daß nur in einer durchgreifenden Reformirung des volkswirthschaftlichen, gesellschaftlichen und Rechtslebens die Möglichkeit erschaffen werden könne, um das Reich innerlich auf diejenige Stufe der Macht zu heben, welche es im europäischen System beansprucht und deren Vortheile ihm bis zum orientalischen Kriege von allen Seiten so bereitwillig eingeräumt waren — desto unbedingter mußte die oberste Staatsgewalt den Krieg als bloßes Mittel zum Zweck behandeln. Als Mittel nämlich zu dem Zweck, diejenigen Voraussetzungen herzustelle

von denen die Neugestaltungen des Lebens durch eine Initiative der Regierung ausgehn könnten.

Aus diesem Gesichtspunkt erscheint jene äußerste Steigerung der Kriegspolitik, welche im ersten Regierungsjahre Alexanders sogar den Kriegsfanatismus des Kaisers Nikolaus überholte, eine berechnete Vorbereitung für die reformatorischen Zukunftpläne. Mit den immer schwerer drückenden und immer allgemeiner decimirenden Rekrutirungen, mit der auf alle Provinzen fortschreitenden Einstellung der Reichswehr in die eigentliche Operationsarmee und des Landsturms in den wirklichen Felddienst, mit der allen Bewaffneten verliehenen Suspendirung ihrer bürgerlichen Rechtsverpflichtungen, mit der immer gesteigerten Beseitigung der Herkömmlichkeiten des Alltagslebens und der Erwerbsarbeit wichen die von Nikolaus bereits erschütterten Ordnungen der Gesellschaft und des Staats immer weiter auseinander, verloren die Lebensgewohnheiten alle Stützen, trat ein blos militärisch überwachtes, nirgend innerlich wurzelndes Ausnahmeleben ein. Eine Gegenwart ohne bedingende Vergangenheit und ohne selbsteigene Zukunft entstand, welche vollkommen in der augenblicklichen Kriegsanstrengung aufging. Je überraschender der Kaiser darauf den Frieden folgen lassen konnte, desto unbedingter hielt die Regierung die Initiative des neuen Lebens in ihrer Macht, wenn sie für dessen Entwicklungen im voraus ihre Pläne nicht blos allgemein entworfen, sondern mit Bestimmtheit sich klar gemacht hatte.

Westeuropäischer Anschauung erscheint eine solche bewußte Verwüstung der eingelebten Bestände zu Gunsten einer blos ideellen Zukunft allerdings ebenso undenkbar, wie sie unter unsern Staats- und Gesellschaftsverhältnissen unmöglich ist. Anders in Rußland. Man braucht dabei gar nicht an die Gewaltgriffe despotischer Zaren zu denken, welche Aehnliches nach bestimmten Lebensrichtungen hin oftmals genug mit Erfolg gethan haben. Auch der eine Zeit lang organisch reformirende und nach Rechtsverbesserungen strebsame Absolutismus Alexanders I. bietet ein ganz ähnliches Beispiel. In der Epoche des Anlaufes vom Polizeistaat zum Rechtsstaat billigte es Alexander I. vollkommen, daß Speranskys reformatorische Anordnungen im Verwaltungs-, Rechts- und Finanzwesen das Land verwirrten und alle Lebenssphären mit Mißvergnügen erfüllten, damit die Gegner des Neuen „sich von der Unumgänglichkeit der Reformen desto dringender überzeugen möchten.“ Damals ließ freilich der Imperator den Reformator im Stich, als grade die entscheidenden Schritte zu thun waren. Heute ist die Reform des Kaisers eigenstes Eigenthum, also diese Gefahr nicht vorhanden.

Waren aber die Pläne der Friedensentwicklung, welche octroyirt werden sollten, waren die nächsten Friedensarbeiten der Nation wirklich schon vorbereitet, als der Friede geschlossen ward? Die Aufeinanderfolge der seither an-

gebahnten Dinge spricht dafür. Noch während der Dauer des Krieges begannen in der Civilverwaltung, deren Thätigkeit durch die Ausnahmzustände großentheils in ihren unmittelbaren Berührungen mit dem Alltagsleben aufgehört hatte, jene Reductionen des Beamtenheeres, jene Vereinfachungen des Geschäftsganges, jene Abkürzungen der Instanzenzüge, endlich jene Untersuchungen gegen die Beamten u. s. w., welche der gesammten regierten Welt, welche momentan unter den Waffen oder doch unter Kriegsgesetzen stand, die Zuversicht eröffneten, daß ihre Heimkehr zur Heimath wenigstens keine Rückkehr unter das unerträgliche Joch der frühern Tschinownikwillkür sein solle. Die gleichzeitige Ersetzung oder Beschränkung der meisten soldatischen Generalgouverneure durch Civilgouverneure gab weitere Hoffnung, daß die Machtvollkommenheit der Gouvernementsregierung ihre Entschließungen mindestens aus den Vorbedingungen des bürgerlichen Lebens, nicht aus dessen Unterordnung unter die blos militärischen Interessen hervorgehn lassen werde. Zugleich trat die Beschränkung der Generalgouverneure gewissermaßen als Garantie auf gegen deren Tendenz, das beherrschte Gebiet wie ein selbstständiges Lehnreich ohne Rücksicht auf den innern Zusammenhang seines Lebens mit dem des gesammten Reiches zu verwalten. Diese Friedensaussichten winkten also allen Schichten der nichtmilitärischen Bevölkerung, den oberen, wie den unteren.

Entschiedener als System einer Entwicklung der productiven Kräfte in der Nation treten dann die Regierungspläne während der pariser Friedensverhandlungen hervor, obgleich der Kriegspartei noch immer die Möglichkeit einer Fortdauer des Kriegs als Hoffnung gelassen wurde. Denn die Abstellung des im Krieg und Frieden von Hoch und Niedrig gleichermaßen drückend empfundenen Mangels, des Mangels an Communicationen, ward als erste und dringendste Friedensarbeit genannt. Dem allseitigen Zujauchzen der Nation wurde der vollständig ausgearbeitete Plan eines großen Eisenbahnnetzes entgegengebracht. Sein ursprünglicher Entwurf war offenbar mit ausschließlicher Rücksichtnahme auf defensive und aggressive Zwecke gemacht. Aber die productiven Elemente der Bevölkerung wurden um so vollständiger und rascher dafür gewonnen, je bereitwilliger die Regierung im weiteren Verlaufe der Zeit der Privatindustrie gestattete, mit eignen Unternehmungen die Lücken der Schienenwege auszufüllen, mit der Dampfschiffahrt auf Meeren und Flüssen ihre Endpunkte unermeßlich auszudehnen. Der strategische Zweck konnte dadurch nicht durchkreuzt werden, wol aber der volkswirthschaftliche ohne Opfer der Regierung erreicht.

Noch nicht als Thaten, jedoch als Entschließungen und Verheißungen der Regierung war dies der Nation kund gegeben, als der Märzfriede geschlossen ward. Während die Massen, bis zur Erschöpfung ihrer Kräfte gedrückt von

dem Waffendienst und den Kriegsopfern, gelichtet in ihren Reihen mehr durch Strapazen und Seuchen, als durch Kämpfe, sehnsüchtig nach der Wiederordnung ihrer verlassenen Häuslichkeit blickten, — während also diese Massen dem Frieden zujubelten, war auch die kriegerische Nationalaristokratie keineswegs mehr so einmüthig als früher in ihrem Kriegsdurst geblieben. Die vielen Begünstigungen, welche die nichtadligen Classen erfahren hatten, so wie sie sich um die Reichsfahnen reiheten, die moralischen Niederlagen, welche der altrussische Adel in vielen seiner Mitglieder bei der Verwaltung, die materiellen, welche die Generale seines Stammes erlitten, waren nur geeignet gewesen, die Hoffnung aufs tiefste niederzudrücken, daß der nationalaristokratische Einfluß den dereinstigen Frieden, beziehendlich den Kaiser beherrschen werde. Im Gegentheil, je länger der Krieg dauerte, desto entschiedener hatte sich die höchste Staatsgewalt von denjenigen Einflüssen emancipiren können und wirklich emancipirt, welche den Kaiser Nikolaus geleitet und bei dem milderen Kaiser Alexander II. noch leichteres Spiel zu haben geglaubt hatten. Man hatte sich also darin getäuscht, dessen Formenmilde für Mangel an Entschluß und Kraft zu nehmen.

Die noch übrig gebliebene Kriegspartei war jetzt eigentlich blos eine Partei der Furcht vor der Entscheidung. Sie wollte den Krieg forterhalten, um für die drohenden Reformen kein Anfangsmoment entstehen zu lassen. Gleichzeitig mit dem Friedensmanifest, wenige Tage nach dem 30. März, trat jedoch der Kaiser persönlich in ihren Concentrationspunkt, in die Mitte des moskauer Adels. Bekannt mit dessen inneren Spaltungen, gestützt auf die Sympathien der nicht bevorrechteten Massen, erschien er mit einem formulirten Regierungsprogramm. Mit dürren Worten bezeichnete er seine Ziele gradezu als Gegensatz derjenigen des Kaisers Nikolaus. „Mein Vater hatte seine Gründe so zu handeln, wie er handelte; doch durch den pariser Frieden wird das Ziel erreicht, welches er anstrebte; ich ziehe dieses Mittel dem Kriege vor . . . Ich stelle das reelle Wohlergehen des Friedens über den eitlen Glanz der Gefechte . . . Der Krieg ist ein Ausnahmezustand und seine größten Erfolge wiegen kaum die Uebel auf, welche er mit sich führt u. s. w.“ Den Schluß der Anrede bildete die befehlende Hoffnung des Kaisers, daß an den Friedensentwicklungen „sich jeder Adelige betheilige.“

Damit war das Kaiserreich des Friedens, damit die Entwicklung der productiven Kräfte, deren Schwerpunkt immer außerhalb der aristokratischen Elemente gelegen ist, als Zukunft verkündet; damit bis zu einem gewissen Punkte selbst ausgesprochen, daß die Sonderrechte und Ausnahmestellungen des Adels fürderhin dem allgemeinen Interesse sich unterordnen müssen.

Noch aber war der Moment nicht gekommen, auch die praktischen Consequenzen dieses Programmes zu ziehen. Das Volk stand noch in Waffen und

hätte möglicherweise, wenn ihm grade jetzt die Gewißheit seiner Emancipation gegeben worden wäre, mit gewaltsamen Versuchen sich unmittelbar in den Besitz der Freiheit zu setzen, den Gegnern der Reformen und des Friedens neue Waffen geliefert. Andererseits stand auch die eigentliche Armee noch auf den Kriegsschauplätzen und unter Führung der Sippen und Vettern desselben Nationaladels, welchem seine Hoffnungen abgeschnitten waren. Grade bei der Heimkehr der Reichswehren mahnte also ein strenger Ministerialerlaß die Leibeigenen an den unbedingten Gehorsam gegen die Leibherrn; unmittelbar nach der Ankunft der Armee in ihre Garnisonen und Cantonnements wurden die Truppenkörper von einer neuen Eintheilung und Zusammensetzung überrascht. So trennte man hier die alten, durch den Krieg noch enger verwachsenen Cameraderien und Zusammenhänge, während die Grundaristokratie, deren Güter plötzlich von den heimgekehrten Leibeigenen überflutet waren, alle Kräfte aufwenden mußte, um für deren nächste Lebensbedürfnisse zu sorgen und den Arbeitern Gelegenheit zu geben, sich ihren Erwerb anderwärts zu suchen. Diejenigen Truppentheile aber, in denen die aristokratischen Elemente am dichtesten gehäuft sind, die Garderegimenter, wurden dadurch, daß man sie zum Dienst bei der Krönung nach Moskau commandirte, gleichzeitig ausgezeichnet, und dennoch von ihren heimathlichen Beziehungen lange Monate noch ferngehalten. Die Krönung selbst, indem sie nach einem Halbjahr dem Friedensabschluß folgte und natürlich alle aristokratische Elemente zusammenführte, versammelte dieselben auf ungewohntem Terrain, unter außergewöhnlichen Verhältnissen, auf ziemlich genau bemessene Zeit, in welcher die Theilnahme aller an den Festlichkeiten jedes andere Interesse verschwinden ließ. Denjenigen Elementen sogar, deren unbedingte Zustimmung zu einem Programm durchweg friedlicher Lebensentwicklungen am wenigsten bezweifelt werden konnte, der speculativen und industriellen Bevölkerung, war noch vor dem Friedensabschluß das gewaltige Problem des russischen Eisenbahnnetzes vorgelegt worden, mit dessen Ausführung natürlich eine so vollständige Umgestaltung aller Geschäftsverhältnisse bevorsteht, daß jeder Einzelne, zu seinem Berufe zurückkehrend, diesen nicht wieder aufnehmen konnte, wie eine abgelaufene Uhr, die man eben aufzieht. Jeder mußte vielmehr die Gewißheit dieser Zukunft und die Unberechenbarkeit der socialen Reformen, deren werdende Gestalt ebenso unsicher als ihr Werden gewiß erschien, in seine Berechnungen aufnehmen.

Solchermaßen war ein Zeitraum schweigender und dabei innerlich tiefbewegter Erwartung hergestellt, welche alle Blicke auf das Moment der Zarenkrönung hinlenkte. Alle Hoffnungen, alle Befürchtungen harrten in fieberhafter Spannung dem damit bevorstehenden Ende der Ungewißheiten entgegen. Zugleich fand der Nationalstolz seine vollste Befriedigung nicht blos in dem Pomp

der Krönungsfestlichkeiten, sondern noch mehr in den Ehrenbezeugungen, welche Europas Höfe und Asiens Herrscher dem Kaiser bei dieser Gelegenheit darbrachten. Vergessen war mit diesem Anblick in der Nation jeder Gedanke daran, daß der rasche Friede irgendwie Rußlands Machtstellung beeinträchtigt haben könne. Der russischen Welt galten die Gesandtschaften und Prinzen, welche den Glanz der Feste erhöheten, gleich huldigenden Vasallen des allherrschenden Zaren.

Der Wandsbecker Bote.

Matthias Claudius der Wandsbecker Bote. Ein Lebensbild von Wilhelm Herbst. Zweite neu bearbeitete Auflage. Gotha, Perthes. —

Durch die Arbeiten der letzten zwanzig oder dreißig Jahre hat die Geschichte unsrer classischen Literatur so bestimmte Umrisse gewonnen, daß eine Irrung in Bezug auf die Hauptpunkte nicht mehr möglich ist. Zwar weichen die Meinungen über das, was der Literatur noth thut, über ihren wahren Beruf, über ihre Stellung zur Religion und zu den sittlichen Einrichtungen noch sehr erheblich ab, je nach dem Parteistandpunkt des Betrachtenden. Aber für alle Parteien gibt die objective urkundlich beglaubigte Geschichte den neutralen Boden und die Anknüpfungspunkte, vermittelst deren sie sich untereinander verständigen können. Am meisten ist für das Leben unsrer beiden größten Dichter geschehn. Von Goethe werden wir bald dahin gekommen sein, zu wissen, was er jeden Tag nicht blos geschrieben und gethan, sondern auch gedacht und empfunden hat, und was über Schiller noch etwa unbekannt sein sollte, wird vermuthlich dieses Jahr ans Tageslicht bringen. Dennoch bleibt für die Forschung noch viel zu thun, da man auf die Dichter zweiter und dritter Classe, die doch auch zur Physiognomie unsrer Literatur gehören, eine viel geringere Aufmerksamkeit verwandt hat. Da in jener Zeit die Literatur einen vorwiegend subjectiven Charakter hatte, da jeder einzelne Schriftsteller nicht blos berechtigt, sondern genöthigt war, die ganze Fülle seiner Persönlichkeit einzusetzen, um sich auf dem Gebiet der Kunst Geltung zu verschaffen, so ist die angemessenste Form für derartige Ergänzungen der allgemeinen Geschichte die Biographie. Es gibt vielleicht keine Periode in der Weltgeschichte, für welche so viel biographisches Material vorliegt. Denn es

sind zu keiner Zeit so viel Briefe geschrieben, und jeder Einzelne, den wir im innern Zusammenhang seines Lebens und seiner Empfindungen kennen lernen, gibt uns ein anschauliches Bild von der Entwicklung der Zeit im Allgemeinen. Es hat schon damals nicht an Stimmen gefehlt, welche diese Subjectivität als ein Unwesen, als eine Krankheit der Literatur beklagten, und der eifrigste dieser Tadler, Fichte, hat sich sogar veranlaßt gefunden, infolge dessen sein Zeitalter als das der vollendeten Sündhaftigkeit zu bezeichnen. Aber was der Moralist mit Recht als eine Verirrung rügt, wird für den Historiker und namentlich für den Biographen zum Gewinn, da in einem Zeitalter vollendeter Sündlosigkeit die Biographie allen Reiz verlieren würde. Unter den biographischen Versuchen der letzten Jahre nimmt der vorliegende, der in ganz kurzer Zeit eine zweite Auflage erlebt hat, eine sehr respectable Stelle ein. Unser Lob ist um so unparteiischer, da unser Standpunkt mit dem des Verfassers keineswegs zusammenfällt: wir haben über die Religion und ihren Einfluß auf das Leben andere Ansichten als er, und infolge dessen weicht auch unser Urtheil über das, was wir Claudius namentlich in seiner letzten Periode schuldig sind, von dem seinigen ab. Aber es wäre ein unbilliges Verlangen, in einer Biographie, die doch nur dann gelingen kann, wenn sie sich mit voller Liebe in ihren Gegenstand vertieft, ein ganz unbefangenes Urtheil zu erwarten. Der Biograph hat seine Schuldigkeit gethan, wenn er das zum Urtheil erforderliche Material nach gründlicher Prüfung vollständig, correct und in der gehörigen Ordnung überliefert. Dieses Lob verdient der Verfasser im vollen Maß, und es kommt noch das einer feinen Bildung hinzu, die sich namentlich in einzelnen geistvollen Bemerkungen geltend macht. Nur eins hätten wir an der Ordnung der Thatsachen auszustellen, daß die chronologische Folge zwar in der allgemeinen Uebersicht, aber nicht im Einzelnen festgehalten ist.

Noch ein Wort über die Abweichung in unsern Ansichten, ein Wort, das um so nöthiger ist, da die reactionäre Presse unsrer Tage, der es immer mehr an Autoritäten zu fehlen scheint, sich plötzlich mit besondrer Vorliebe auf den Wandsbecker Boten wirft und seine Einfälle zu Bußpredigten anwendet.

Es versteht sich von selbst, daß jeder Einzelne die durch mannigfache Erfahrungen seines Lebens und durch fortgesetztes Nachdenken gewonnene Ueberzeugung für die rechte hält, die entgegengesetzte daher für falsch. Unter diesen Umständen wäre jede Geselligkeit unmöglich, wenn uns nicht die Bildung bestimmte, den Gegner ausreden zu lassen und beim Anhören vorauszusetzen, er werde seine Meinung, wenn sie auch irrig ist, ebenso gewissenhaft erwogen haben, als wir die unsrige. Nur in einem Fall ist es uns erlaubt, unwillig zu werden: wenn der Gegner sich uns gegenüber auf das Katheder setzt, und doch handgreiflich verräth, er wisse nicht im Entferntesten, um was es sich handelt. Und das war mit Claudius in seinen letzten Jahren der Fall:

er predigte mit der Salbung eines Inspirirten, und verstand von den politischen Zuständen Deutschlands ungefähr so viel als ein Cooperscher Indianer. Der rücksichtslose Unwille, mit dem ihn seine alten Freunde in jener Zeit behandelten, ist daher vollkommen gerechtfertigt, um so mehr, da sie nie versäumt haben, im Uebrigen die tüchtige und liebenswürdige Persönlichkeit des Mannes gebührend zu ehren. Sein Fehler war, daß er alles vom Standpunkt des Gemüths entscheiden wollte. In den Beziehungen des Privatlebens reichte das aus, da der so oft gemißbrauchte Ausdruck „schöne Seele" auf Claudius seine volle Anwendung findet, aber über Politik zu reden hatte er ebenso wenig Grund als Fräulein von Klettenberg. Wie kindlich seine politischen Begriffe waren zeigt am deutlichsten seine Definition des Adels in Paul Erdmanns Fest (1783).

Seine Bedeutung für die Literaturgeschichte liegt nach einer andern Seite hin.

Nach der heillosen Verwirrung, die auf das Elend des dreißigjährigen Krieges folgte, erhielt die deutsche Literatur und mittelbar die deutsche Gesellschaft durch zwei Männer ein bestimmtes Gepräge, durch Christian Wolf und durch Gottsched. Zwei nüchterne verständige Naturen, denen es im Denken und Empfinden nur darauf ankam, daß alles nach der Schnur ging. Daß dieser Despotismus der Convenienz nach jener Verwilderung vorübergehend ganz am Platz war, wird man heute ebenso wenig bezweifeln, als daß die wahrhaft schöpferischen Kräfte, die zwei Jahrzehnte nach Gottsched auftauchten, sich mit dem vollsten Recht und zum wahren Heil der deutschen Literatur gegen diese Convenienz auflehnten. Der leitende Gedanke der deutschen Literatur von 1750—1790 und mittelbar auch noch in der folgenden Zeit, war, die Fesseln dieser Convenienz zu brechen. Dazu boten sich zwei sehr verschiedene Wege, die sich aber häufig begegneten.

Der eine Weg führte zur Natur, der andere zum Ideal. Um die gespreizte und doch triviale Wichtigthuerei zu vermeiden, suchte man entweder recht schlicht, einfach und natürlich zu sein, oder man schwang sich zum Erhabenen auf. Das Letztere versuchte Klopstock, der eigentliche Sieger über die Gottschedsche Schule, welche die schweizer Kritiker allein nicht würden bezwungen haben. Wie es bei allen Nachahmungen geschieht, wurde aus der erhabenen Empfindung Klopstocks in seiner Schule eine neue Convenienz, die trotz der abweichenden Formen nicht selten an Gottsched erinnerte. Klopstock riß durch seinen mächtigen Einfluß auch diejenigen mit fort, die sonst eine ganz entgegengesetzte Richtung eingeschlagen haben würden. Goethe selbst, die productivste Natur, die Deutschland hervorgebracht, würde manche seiner frühern Oden ohne Klopstock nicht geschrieben haben. Gewiß hat sein Prometheus dem ehrsamen Dichter des Messias viel Verdruß gemacht; und doch würde der

Dichter der Mitschuldigen, des Götz und auch des Werther ihn nicht geschrieben haben, wenn nicht der Knabe Wolfgang mit seiner Schwester, während der Vater sich rasirte, die heftigen Scenen zwischen Satan und Adramelech declamirt hätten. Die gesammten Glieder des Hainbunds gehörten in diese Kategorie und es macht einen äußerst komischen Eindruck, die Briefe des nüchternen Voß zu lesen, in denen er sich geberdet wie ein durch die Macht des Gefühls innerlich verwüsteter Titan.

Es ist bekannt, daß Natur und Ideal, nachdem sie lange verbrüdert zusammengegangen, sich endlich trennten, und daß der Sieg dem reinen Idealismus blieb, der alle Beziehungen auf Natur und Wirklichkeit von sich ablehnte. Es ist bekannt, daß dieser Sieg ein Resultat des Bundes zwischen Goethe und Schiller, zwischen Schlegel und Fichte, zwischen Dichtkunst und Philosophie war. Zwar wurde durch diesen Sieg der Realismus nicht ausgerottet, aber er wurde in das Gebiet des Gemeinen herabgedrückt, und es dauerte fast ein halbes Jahrhundert, bis er wieder in Achtung kam. Infolge dessen hat man die Poeten der Natur, die den ursprünglichen Weg der Entwicklung einschlugen, später außer Acht gelassen und es ist ein dankenswerthes Unternehmen, auf sie wieder hinzuweisen. Von allen diesen Naturalisten ist vielleicht keiner, der sein Princip so rein festhält, als Claudius. Freilich ist es ein Princip, und wenn auch seine Briefe denselben Stil zeigen, wie seine für den Druck bestimmten Schriften, so ergibt sich doch aus einer unbefangenen Betrachtung seiner Prosa, daß er sich diesen Stil erst angeeignet hat. Claudius ist doch niemals ganz der Schneider Asmus, niemals ganz der Invalide Görgel, ja selbst in seinen Briefen an Herder blickt das wahre Gesicht zuweilen hinter der Maske durch. Die kindliche Naivetät, die er überall ausspricht, ist, wenn wir von den Liedern absehn, in denen er einen vollen Einklang der Stimmung erreicht hat, in seiner Prosa meist liebenswürdig, oft witzig, zuweilen geistreich, aber selten oder nie naiv.

Matthias Claudius ist am 15. August 1740 in dem holsteinischen Marktflecken Reinfeld, zwei Meilen von Lübeck geboren. Die Familie hatte mehre Jahrhunderte hindurch das Pastorat verwaltet und den patriarchalischen Charakter bewahrt, der sich in Landpfarren immer noch am meisten erhält. Der Vater unterrichtete die zahlreichen Kinder selbst, Bibel und Gesangbuch waren die Hauptelemente der Erziehung. Der Knabe verkehrte gern und viel mit den Bauern, deren Plattdeutsch er fertig redete, aber doch immer als Sohn eines Studirten; auch hatte die Familie am herzoglichen Hofe zu Plön Zutritt, der damaligen Landesherrschaft, so wie in den zahlreichen Edelsitzen der Umgebung. Nach der Confirmation besuchte Matthias die lateinische Schule zu Plön, wo viel Rhetorik, Poetik, formale Logik und was sonst mit der Wolfischen Philosophie zusammenhing, getrieben wurde; auch der Reli-

gionsunterricht hatte den demonstrativen Charakter der Schule. Mit Ernst und Ausdauer betrieb Matthias hauptsächlich das Studium der Musik, wie denn überhaupt seine Natur vorwiegend musikalisch war. Ostern 1759 bezog er mit seinem älteren Bruder die Universität Jena. Das Studium der Theologie gab er bald auf, weil seine Brust angegriffen war, aber auch der Jurisprudenz scheint er keinen besondern Eifer zugewandt zu haben. Die herrschende Philosophie betrachtete er schon damals mit großer Abneigung und sprach den leitenden Grundsatz seines Lebens bereits in einem Studentengedicht aus: Der ist wahrhaftig nur gelehrt, der andere dadurch glücklich macht. Bei dem Tod seines Bruders Nov. 1760 hielt er eine Rede, die noch vorhanden ist, über das Thema ob und in wie weit Gott den Tod der Menschen bestimme? eine Rede, in der sich noch keine Spur von seiner spätern Eigenthümlichkeit zeigt. Es ist ein glatter rhetorischer Fluß, dem man leicht auf den Grund sieht. Weder das Gefühl noch der Glaube macht sich geltend. Gegen das Ende seiner Universitätszeit 1763 ließ er einen Band „Tändeleien und Erzählungen" drucken: ein schwacher Anfang seiner dichterischen Laufbahn. Der Armuth des Innern, sagt Herbst, entspricht die monotone, geschraubte und geistlose Außenseite. Es sind poetische Schulexercitien, erwachsen aus dem allgemeinen Nachahmungstrieb, der einer empfänglichen Jugend auf einer Hochschule, wo die Bruchtheile aller Bildungselemente sich zusammenfinden, vor allen eigen ist, eine Frucht der „teutschen Gesellschaft", der er angehörte; aber leider Nachzeichnungen nach schlechten Vorlegeblättern; nicht ein innerer Drang, zu gestalten, was tief innen lebt, sondern ein äußeres Drängen, poetisch mitzureden auch ohne das Recht der Mündigkeit! Triller in einer fremden Mundart, in dem geschnörkelten Zopfton, abgestorbene Reste französirender Dichteleien, wo die Daphnes und Chloes und andere antike Schönen, doch alle im Reifrock und mit Puder ihre zimperliche Rolle spielen. Die Vorbilder sind Gerstenbergs „Tändeleien" (1758); die schonungsloseste Kritik fanden die Gedichte in Nicolais Literaturbriefen 1765.

Nach der Universität brachte Claudius einige Zeit bei seinen Eltern in Reinfeld zu. „Er mochte sich bei seinem Hang zu möglichster Lebensfreiheit nicht besonders nach einem festen Amt sehnen. Es lag diese Abneigung gegen eine feste Lebensstellung theils in der Zeit, tiefer aber in Claudius individueller Natur, in der Scheu vor der Hingabe an ein bestimmtes Fachwissen. All dies „Objective" ist ihm, dem Thatenscheuen, nicht die nothwendige Unterlage der Existenz, sondern eine Störung, ein Eingriff in den Gang seines innern Lebens. Ihm fehlten in ungewöhnlichem Maß die Hebel des praktischen Lebens, Ehrgeiz, Erwerbstrieb, Lust an gesellschaftlicher Stellung; zugleich ist es freilich der Mangel an Sinn für Formen und eine gewisse vis nertiae äußerer praktischer Thätigkeit gegenüber, die diese contemplative Natur

so amtsscheu machte. Zudem war es nach dem Gang seiner Studien, die kein festes praktisches Ziel im Auge gehabt hatten, nicht leicht, ein Amt zu finden."

Endlich fand sich doch eine Stelle: den 17. März 1764 ging er nach Kopenhagen ab, als Secretär eines Grafen Holstein, um auf diesem Wege allmälig in den dänischen Staatsdienst überzutreten. Aber bald fühlte er sich durch hochfahrendes Wesen im Hause verletzt, gab ohne andere Aussicht den Posten auf, und schon im August 1765 finden wir ihn wieder in Reinfeld, wo er drei Jahre bleibt. Diese Jahre waren für seine innere Entwicklung sehr wichtig. Vom März 1764 bis 1766 lebte als Hauslehrer auf einem Gut in der Nähe von Reinfeld, Schönborn, ein junger Mann (geb. im Stolbergschen 1737), in dessen starker Seele sich der Sturm und Drang jener Periode in ungewöhnlicher Wärme regte, ohne daß er eigentlich poetisch productiv gewesen wäre. Durch ihn wurde Claudius in die Mysterien der neuen Poesie eingeweiht, mit Homer, Klopstock und Shakespeare bekannt gemacht. In Kopenhagen, wo er mit dem neuen Freunde in beständigem Briefwechsel blieb, lernte er Gerstenberg und durch ihn Klopstock persönlich kennen. Gerstenberg hatte die Periode seiner „Tändeleien" überwunden, sein „Gedicht eines Scalden" 1766 führte die nordische Götterlehre in die deutsche Poesie ein, in seinen „Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur" machte er für Shakespeare, Cervantes und die englischen Volkslieder, für Klopstock und Hamann Propaganda, und erklärte der französischen Regelmäßigkeit den Krieg. Claudius nahm eifrig an dem Eislauf Theil, der von der Schule Klopstocks wie ein Cultus getrieben wurde; er machte Studien im Englischen. In Kopenhagen war damals ein deutscher Kreis versammelt, der die gesellschaftlichen Schranken durchbrach und die verschiedenen Stände und Berufsarten miteinander mischte; in diesen Kreis trat Claudius als Ebenbürtiger ein. In Reinfeld scheint er sich wieder eifriger mit der Bibel beschäftigt zu haben, die ihm auf der Universität ziemlich fremd geworden war; außerdem lernte er eine Menge neuer Sprachen.

In einen neuen Kreis wurde er eingeführt, als er im Herbst 1768 als Redacteur der „Adreßcomptoirnachrichten" nach Hamburg ging. Hamburg nahm damals in der Literatur eine sehr ansehnliche Stelle ein; namentlich seitdem Lessing sich mit dem kühn aufstrebenden Nationaltheater verbündete. Mit allen Gebildeten der Stadt schloß sich auch Claudius an Lessing an. Dazu gehörte der aufgeklärte Pastor Alberti, der jüngere Reimarus und seine Schwester Elisa, Professor Busch, der Buchhändler Bode, dessen abenteuerliches Freimaurerleben zu den interessantesten Episoden jener Zeit gehört. Diesen „Gebildeten" gegenüber beherrschte der orthodoxe Zelot Götze die Volksmassen; doch waren damals die Zerwürfnisse noch nicht so stark, und

Claudius fand an den liberalen Religionsansichten seiner Freunde noch keinen Anstoß. — Die „Adreßcomptoirnachrichten" waren im Ganzen ein bloßes Geschäftsblatt; der einzige originelle Artikel (11. Nov. 1769) ist ein Briefwechsel, worin ein junger Mensch vom Lande an seinen Vater über die Aufführung der Minna von Barnhelm berichtet, im Glauben, es sei alles selbsterlebte Wirklichkeit. Der Artikel ist allerliebst, aber — nichts weniger als naiv. Der gute Junge schreibt u. a.: „Mir war den ganzen Abend das Herz so groß und so warm — ich hatte einen so heißen Durst nach edlen Thaten — ja ich glaube wahrhaftig, wenn man solche Leute oft sähe, man könnte endlich selbst rechtschaffen und großmüthig mit ihnen werden." Der Vater antwortet: „Die Götter (die Götter!) geben dem Menschen ein Herz, das aufwallen und mit dem wärmeren Blut sanfte Röthe in sein Gesicht, Thränen in seine Augen, und mit ihnen Empfindung der Seligkeit und unwiderstehlich süßes Wonnegefühl durch jede kleinste Nerve strömen könnte . . . . Du hast ein weiches unverdorbenes Herz u. s. w." — So reflectirt weder ein naiver Sohn noch ein naiver Vater. Kräftiger spricht sich die Tante über den „gottvergessenen Sündenwisch" aus, der in schlechte Häuser geht. — Einen viel mächtigeren Einfluß als Lessing gewann Herder, als er Februar 1770 durch Hamburg kam, auf den strebsamen Jüngling: damals noch nicht der ernsthafte Consistorialrath, sondern übersprudelnd von innerm Lebenstrieb, eine Fülle von Ideen, noch in der Gährung, im Kopf, und bereit, jeder schwächeren Natur seinen Stempel aufzuprägen. Auch Herder war bezaubert von „dem reinsten Menschen", den er je gekannt. Lessing verließ Hamburg Ostern 1770; ein halb Jahr darauf siedelte sich Klopstock daselbst an. Aber schon zu Anfang des Jahres mußte Claudius die „Nachrichten" aufgeben, weil er nach der Ansicht des Besitzers das Geschäft zu unordentlich führte.

Bode hatte die Gründung einer neuen Zeitschrift, des „Boten", beschlossen, und von ihm beauftragt, siedelte sich Claudius Weihnachten 1770 nach Wandsbeck über. Den 1. Januar 1771 erschien die erste Nummer:

Ich bin ein Bote und nichts mehr,
Was man mir gibt, das bring ich her,
Gelehrte und polit'sche Mähr;
Von Aly Bey und seinem Heer,
Vom Tartarchan, der wie ein Bär
Die Menschen frißt am schwarzen Meer,
(Der ist kein angenehmer Herr)
Von Persien, wo mit seinem Speer
Der Prinz Heraklius wüthet sehr.
Vom rothen Gold, vom Sternenheer,
Von Unschuld, Tugend, die noch mehr
Als Gold und Name sind —

(Virgil läßt auch oft Verse leer)
Von dem verschwiegnen Freymäurer
Vielleicht wol auch, doch heimlicher,
Von Fried Tractaten, Krieg und Wehr,
Von Couriers, die von ungefähr
Gewiß nicht reiten hin und her u. s. w.

Das Blatt erschien viermal wöchentlich auf je zwei Quartblättern in sehr bescheidener Ausstattung. Der politische Theil, aus andern Zeitungen zusammengestellt, nimmt in der Regel drei Seiten ein, dann folgen die meist ziemlich ungelehrten „gelehrten Artikel", aus Poesien, kleinen Prosaaufsätzen und kurzen Kritiken bestehend; die Gedichte werden später auch wol in einen besondern „poetischen Winkel" verwiesen. Zu den Mitarbeitern gehörten Herder, Stolberg, Voß u. s. w. Eine durchgreifende Tendenz ist nicht sichtbar, doch hält Claudius im Ganzen die Fahne Klopstocks fest und polemisirt ziemlich lebhaft gegen Wieland (z. B. in der Anzeige des neuen Amadis 1771). Des alten Freundes Alberti Tod (1772) wird mit Theilnahme gemeldet, und gegen Götze der christliche Friede vertreten. Lessings Emilie (1772) erhält das gebührende Lob; gegen das Motiv der Sinnlichkeit bei der Heldin werden gerechte Einwendungen gemacht. Auch später, bei der Veröffentlichung der Fragmente, sagte sich Claudius keineswegs von Lessing los: „er meint, wer Recht hat, wird wol Recht behalten; der soll's aber auch behalten, und darf das freie Feld nicht scheuen!" In seiner Antwort (April 1778) erklärt Lessing, der ehrliche Herr Asmus habe seine Gesinnungen ganz richtig interpretirt. Mit großer Freude wird (Juli 1773) Götz von Berlichingen begrüßt: „Der Verfasser bricht gerade durch alle Schranken und Regeln durch, wie sein edler tapferer Götz durch die blanken Escadrons feindlicher Reiter, kehrt das Bild auf der Höhe unterst zu oberst und setzt sich aufs Fußgestelle hin hohnlachend. Das macht er nun freilich etwas bunt, und es läßt sich mit Fug gegen diesen Unfug manches sagen, das man auch sagen würde, wenn einen der Verfasser durch einige Weisen, die er an sich hat, nicht versöhnte." Bei Werther (1774) wird bei aller Anerkennung auf die Gefahr der falschen Empfindsamkeit hingewiesen; in diesem Sinn werden (1775) selbst Nicolais „Freuden" als Abkühlungsmittel empfohlen, und auf einen Ausfall im „Prometheus", als dessen Verfasser Goethe galt, ziemlich scharf geantwortet: nach der Aufklärung dieses Mißverständnisses stellte sich dann das gute Einvernehmen zwischen den beiden Dichtern wieder her. — Ueber Claudius poetische Form, die sich in jener Periode bereits vollständig entwickelte, macht der Verfasser einige sehr feine Bemerkungen. „Man suchte nach den Elementen des Lebens, da die vorliegenden Lebenszustände so gemischt, complicirt und verworren erschienen." Claudius unterschied sich dadurch von den andern,

daß er den Odenton ganz von sich fern hielt: seine Weise ist durchweg deutsch. „Claudius kennt nur den unmittelbaren Ausdruck poetischen Lebens, den Naturlaut der Seele ... Das Lied war die seinen Gaben angemessene Form. Es ist wahr, es ist nicht der sonnige Glanz, es sind nicht die feinen Umrisse, der buntfarbige Gestaltenreichthum der Goetheschen Lyrik ... schon der Umfang war weit enger. Zunächst fehlt so gut wie völlig die erotische Gattung. Grade hier hängt Leben und Dichtung so enge zusammen. Goethes so vielfach umgetriebenes Herzensleben hat bei dem Mangel eines stetigen Glücks gleichsam einen Ersatz dafür in diesen hundertfach modulirten Tönen gefunden; Claudius einfacherer und reinerer Lebensgang fand früh ein Glück, das alle Sehnsucht verstummen machte." Seine Lieder haben das Leben in der Natur, die Zustände des Landmanns, die kleinen und großen Vorgänge des Familienlebens und weiterhin Fragen, die das Menschenwohl und der Christen Hoffnung angehn zum Gegenstand. Alles Menschliche wird auf seine göttliche Bestimmung bezogen. „Er gibt als Dichter, was er selbst erfahren, wozu er sich mit Herz und Mund bekennt, das gibt seinen schlichten Liedern den Eindruck der Treue, des Erlebten, und steht ihnen so wohl." „Claudius will den Bauernstand heben, indem er ihm die Erkenntniß seiner Lebensgüter zu schärfen sucht, indem er sich selbst ihm zugesellt ... Der Schutz des eignen Rechts und des eignen Werths jenes Lebenskreises, dem er gerecht werden will, ist sein Standpunkt." „Am meisten ist ihm das brüderliche Gefühl für das vielgestaltige menschliche Leiden eigen." „Auch in seinen Naturliedern läßt er das menschliche Element und Wesen walten; leiht doch der Mensch erst der Natur die Seele. Trotz des tiefen Naturgefühls, das ihn belebt, stellt er fast nirgend die Natur für sich und um ihrer selbst willen dar, sondern ihre Beziehung zum Menschen und zu Gott ... Er steht in geradem Gegensatz gegen die pantheistische Ansicht von der Weltseele, die freilich den verführerischen Reiz des Ideenreichthums, der Bilderfülle und buntester Färbung voraus hat." „Er will es ernst und stark zu Gemüthe führen, daß hinter der Natur ihr Gott, hinter dem Leben aber der Tod steht. Damit hängt seine Vorliebe für die Schilderung des Todes zusammen, auf dessen Bild und dessen Mahnungen er immer wieder zurückkommt, der als Schutzheiliger und Hausgott an der Hausthür seines Buches steht." Bei der Perle seiner Gedichte, dem Abendlied, „liegt der Zauber grade darin, daß es keine bloße Abschrift der Natur ist und ebenso wenig eine bloße Empfindung in der Natur. Gleichsam mit geschlossenem Auge läßt der Dichter die geschaute Schönheit an dem innern Blick vorübergehen, und wirkt durch solches Nachdenken der großen Schöpfungsgedanken, daß man nicht blos glaubt an die Wahrheit dieser Naturbildnerei, daß man das Bild schaut mit seiner im Innern lebenden Seele, und verwandte Stimmungen wach werden." Das

alles ist so vortrefflich gesagt, daß sich nichts weiter hinzusetzen läßt; wobei wir nur immer daran erinnern, daß hier nur von den Liedern, nicht von der Prosa die Rede ist. „Niemals hat sich Claudius von der Vorstellung losmachen wollen, daß alles poetische Schaffen auf das innigste mit sittlicher Reinheit im Bunde sein müsse;" auch seine Stimmungen dienen der Lehre. —

Wandsbeck wurde in doppeltem Sinn des Dichters Heimath; hier fand er die eigne Art seines Schaffens, hier fand er sein geliebtes Weib, Rebekka, die Tochter des Zimmermeisters Behn, die ihn in treuer Liebe und in verständigem Walten bis an sein Ende begleitet hat (geb. Oct. 1754). Die Hochzeit (15. März 1772) schmeckte etwas nach der Geniezeit: Claudius hatte, ohne den Zweck merken zu lassen, eine Gesellschaft naher Bekannten geladen, darunter Klopstock, Bode, Schönborn (vor seiner Abreise nach Algier 1771—1772 Hofmeister in Hamburg); auch der Pastor loci erschien, und Claudius, der zuerst wie im Scherz vom Copuliren sprach, zog endlich die königliche Concession aus der Tasche. Auch die Leser des Boten mußten an der Freude Theil nehmen. Rebekka — er nannte sie auch später in den Briefen fast immer sein Bauermädchen — war nach dem Zeugniß aller Zeitgenossen eine der bravsten und liebenswürdigsten Frauen, die Ehe eine musterhafte und gesegnete. Freilich begannen sofort die Nahrungssorgen, der Bote wollte nicht recht gedeihen, Uebersetzungen brachten auch nicht viel ein, und Herder suchte lange Zeit vergebens für seinen Freund eine Anstellung. Seit Ostern 1775 lebte auch Voß, Claudius Mitarbeiter am Göttinger Musenalmanach, in Wandsbeck, mit Claudius und seiner Frau aufs innigste befreundet, in einem gemüthlichen Stillleben; Hölty, der sich gleichfalls dahin übersiedeln wollte, wurde durch den schnellen Fortschritt seiner Schwindsucht zurückgehalten; die beiden Stolberg (er hatte sie 1771—1772 in Altona kennen gelernt), Miller und andere Hainbündler erschienen besuchsweise; durch Herders Vermittlung wurde seit 1774 mit Hamann und Lavater ein lebhafter Briefwechsel angeknüpft. Der letztere begleitete später in seiner Physiognomik die Silhouette des Wandsbecker Boten mit folgender Charakteristik: „Weder Schwachkopf noch Scharfkopf. Gesunder, schlichtguter, aber durchaus nicht fortdringender, reihender, gliedernder Verstand. Hell und richtig und rein wird er sehen und richten, was vor ihn kommt; den Reichen als den Armen, den Armen als den Reichen; niemandem zu lieb noch zu leid. Kurz! schlecht und recht! einfältig und gerade! Genie des Wahrheitssinns! Genie des Herzens — Armuth und Zufriedenheit! Demuth und unerkäufliche Ruhe und Festigkeit des Sinns — und in der Form und den Zügen des Profils die Abgeschliffenheit, Unangespanntheit eines freien Naturempfindens."

Schon im Mai 1775 war Claudius von dem Boten, der im October ganz einging, zurückgetreten; gleich darauf begann er die Herausgabe seiner

gesammelten Aufsätze (Asmus omnia sua secum portans). Im Spätherbst 1775 machte er mit den Stolberg, wahrscheinlich um eine Anstellung zu suchen, eine Reise nach Berlin, wo er Nicolai kennen lernte und in den Freimaurerorden trat; von da aus besuchte er Haugwitz, den spätern Minister, damals mit den Stolberg enge befreundet und eifriger Maurer, auf seinem Familiengut bei Oppeln. Endlich fand Herder für den Freund eine Anstellung in Darmstadt, wo der damalige Minister K. F. v. Moser eifrig auf die Hebung des Bauernstandes bedacht war, und zu diesem Zweck einen populären Schriftsteller wol anwenden zu können hoffte. „Der Herr Präsident," schreibt Claudius 2. August 1775 an Herder, „muß sehr gütig sein, daß er einen Unbekannten so ehren will. Also geheimer Kanzeleisecretär? Der Avisenschreiber, den halb Wandsbeck für unklug und ganz Wandsbeck für einen lausigen Avisenschreiber hält, geheimer Kanzeleisecretär? Ich weiß nicht ganz genau, was ein geheimer Kanzeleisecretär in Darmstadt zu thun hat, aber ich kann rechnen und schreiben, weiß vom Staats- und Völkerrecht nicht viel, finde mich leicht in etwas und arbeite schnell; habe ehedem wol Italienisch schreiben können, schreibe noch Französisch, grammatikalisch aber nicht delicat, verstehe Griechisch, Lateinisch, Englisch, Dänisch, Holländisch, Deutsch, etwas Schwedisch und Spanisch, habe die Institutions und Pandecten gehört und Historie, weiß aber von Institutions, Pandecten und Historie nicht mehr, als eben zur Leibesnahrung und Nothdurft u. s. w. gehört, bin ehrlich und lasse mich nicht bestechen. Wenn ich nun mit diesem Wissen und Nichtwissen geheimer Kanzeleisecretär werden kann, so erkenne ich es mit Dank, daß der Herr Präsident mich dazu machen will, aber nach meiner Neigung möchte ich lieber eine weniger glänzende und mehr ruhige Stelle haben, und etwa Vorsteher eines im Walde gelegenen Hospitals oder andrer milden Stiftungen, Verwalter eines Jagdschlosses, Garteninspector, Vogt eines Dorfes ꝛc. werden, dabei ich Zeit hätte, meinen Grillen nachzuhängen." Als sich (November 1775) der Titel eines Secretärs in den eines Oberlandcommissarius verwandelte, erzählte er seinen Freunden, er solle Burgvogt werden, sein Wohnhaus stehe mitten im Walde, und entwarf in diesem Sinn an Moser einen Brief, den Herder im höchsten Aerger vernichtete. Endlich (3. December 1775) kam folgendes Schreiben zu Stande: „Ich habe eine alte Mutter, die ich so lange sie noch lebt ungern verlasse; aber meine jetzige Situation ist von der Art, daß ich eine irgend erträgliche Versorgung mit beiden Händen ergreifen muß, viel mehr eine so vortheilhafte als die ist, mit der Ew. Exc. mich beehren wollen. Es bliebe also nur die Frage, ob ich mir getrauen dürfte, eine solche Stelle anzunehmen, da einem ehrlichen Mann eine strenge Erfüllung der Pflichten, die er über sich nimmt, doch immer die Hauptsache bleibt. Und hierüber will ich aufrichtig und grade heraus sein. Wenn ich von meiner Neigung sprechen

dürfte, so ist die für ein einsames Leben, für ein nützliches Wirken im Stillen, für Feld und Wald und Bauervolk von jeher gestimmt gewesen; das darf ich auch noch sagen, daß ich es an gutem Willen, herzlicher Thätigkeit und Treue nicht werde fehlen lassen; ob ich aber Geschick genug habe, ein Rad in der Maschine zu sein, dadurch ein Fürst seine Vatermilde über sein gutes Landvolk ausbreiten will, das weiß ich nicht, weil ich noch keine Erfahrung davon gemacht habe, und ich nichts von mir annehmen mag, als was ich aus gehabter Erfahrung weiß. Sollten Ew. Exc. nach diesem Bekenntniß mich dieser oder einer andern kleinen Stelle einigermaßen würdig finden, so dürfte ich wol hoffen, daß meine Ueberkunft bis zur gelindern Witterung Zeit hätte, da ich seit einigen Wochen erst wieder Vater geworden bin!"

Nach einem achttägigen Aufenthalt bei Herder in Bückeburg kam Claudius 16. April 1776 in Darmstadt an, wo er von Moser selbst und von Merk, in dessen Hause Herder seine Gattin gefunden, sehr freundlich aufgenommen wurde. Doch konnte er sich weder in die süddeutsche Lebensweise noch in seine Amtsgeschäfte finden. Die Oberlandcommission hatte den Zweck, auf die Verbesserung der materiellen Hilfsquellen des Inlandes in Ackerbau und Industrie, so wie auf die Hebung der geistigen und sittlichen Lage der Bevölkerung hinzuarbeiten; sie hatte die ganze Reaction gegen sich, in der Wahl der Mittel scheinen manche Fehlgriffe vorgekommen zu sein, und Claudius schrieb einem Freund, der sich nach seinem Thun und Lassen erkundigte: ich thue nichts und lasse alles. Endlich fand man für ihn eine bestimmte Beschäftigung in der Redaction der hessendarmstädtischen privilegirten Landzeitung, die vom 1. Januar 1777 ab erschien, und die Aufgabe hatte, das so sehr zerstreute Land mit sich selbst bekannter zu machen, Fleiß, Verdienste, edle und gute Handlungen aufzumuntern, den Weg der Communication des Landes unter sich zu erleichtern und es auch Auswärtigen in all diesen Stücken auf eine anständige Weise bekannter zu machen. Der Ton des Wandsbecker Boten wurde beibehalten, nur verwandelte sich der Schneider Asmus in den kleinen lahmen Invaliden Görgel. Doch auch da erfolgten manche Verdrießlichkeiten, schon am 28. Februar 1777 ertheilte Moser seinem Redacteur einen strengen Verweis (noch später äußerte er sich: er war zu faul, mochte nichts thun als Vögel singen hören, Clavier spielen und spazieren gehn), und dieser reichte seine Entlassung ein. Gleich darauf verfiel er in eine tödtliche Krankheit, die F. H. Jacobi Gelegenheit gab, durch eine herzlich ertheilte Unterstützung in freundschaftliche Beziehungen zu ihm zu kommen; nach Beendigung derselben kam er 4. Mai 1777 in Wandsbeck an. Der schnelle Umschwung der Verhältnisse hatte ihn doch mächtig erschüttert; seinem Freunde Voß fiel die Veränderung auf, die in seiner Gestalt und mehr noch in seiner Stimmung vorgegangen war, und der scherzhaft gezwungene Ton, mit dem er über sein

Schicksal sprach, hatte etwas Niederschlagendes. Voß hatte eben (Juni 1777) seine Ernestine heimgeführt und brachte sie nach Wandsbeck, wo er bis zum Herbst des folgenden Jahres blieb; die Freunde versammelten sich regelmäßig zu Kegelpartien; wenn Claudius Abends den Freund besuchte, hatte er die älteste Tochter mit einem Kreuzgürtel auf den Rücken gebunden. Für Voß war es die productivste Zeit: die Idyllen wurden geschrieben, der siebenzigste Geburtstag wenigstens erlebt, der Plan zur Luise entworfen. — Claudius gab 1778 den 3. Bd. seiner Schriften heraus, meist in Darmstadt entstanden und noch überwiegend humoristisch; darin die Nachricht von der Audienz beim Kaiser von Japan und das Schreiben eines parforcegejagten Hirsches an den Fürsten.

Trotz seiner precären Lage überraschte Claudius die fernen Freunde nicht selten mit Erzeugnissen der hamburger Gastronomie. Er lebte hauptsächlich von Uebersetzungen und der Herausgabe des Asmus; doch wurde seine Lage dadurch erleichtert, daß ihm F. H. Jacobi von Ostern 1778 bis zum Sommer 1780 seine Söhne zur Erziehung anvertraute. Sein Briefwechsel mit Jacobi, Lavater, Hamann ging fort; Lessing und Schönborn, der aus Algier zurückkehrte, besuchten ihn 1778 in Wandsbeck; sonst lebte er fast nur der Familie, die sich jährlich mehrte. 1781 entschloß er sich zum Ankauf eines eignen Hauses; den 19. Oct. 1787 schrieb er an den Kronprinzen von Dänemark, der ihn seit zwei Jahren mit einer Pension von 200 Thlr. unterstützte: „ich habe mich bisher mit meiner Hände Arbeit genährt und mich nicht übel dabei befunden; aber acht Kinder, die doch halbwege erzogen und unterrichtet sein wollen, fangen an mir meine Zeit zu nehmen und mir meine jetzige Lebensart etwas beschwerlich zu machen. . . Ich wünschte irgend eine Stelle in des Königs Lande, und wenn es sein könnte, im lieben Holstein. Ich bitte nicht um eine sehr einträgliche Stelle, sondern nur um eine, die mich nährt, und um so eine bitte ich mit aller Unbefangenheit eines Mannes, der Willens ist, das Brot, das ihm der König gibt, zu verdienen. Wenn es mir auch erlaubt sein würde, so wüßte ich nicht zu sagen, wozu ich eigentlich geschickt bin, und ich muß Ew. k. Hoheit unterthänig bitten, daß Sie gnädigst geruhen ein Machtwort zu sprechen und zu befehlen, wozu ich geschickt sein soll." Der Brief verschaffte ihm die Stelle eines Bankrevisors mit 960 Thlr., die ihn zu weiter nichts verpflichtete, als einige Wochen im Herbst der Rechnungsablage im nahen Altona beizuwohnen.

Von großer Wichtigkeit für seine innere Entwicklung war die Uebersetzung des mystischen Buchs Des Erreurs et de la Vérité 1782: theils weil er wirklich von der Anschauungsweise St. Martins sich manches angeeignet hat, dann weil man in Deutschland fast allgemein über das Buch herfiel, in ihm ein Muster von Geistesverwirrung sah und diese Verurtheilung

des Originals auf den beistimmenden Uebersetzer übertrug. So urtheilten Goethe, so Herder; so müssen auch wir urtheilen, trotz der abweichenden Ansicht des Verfassers, der denn doch gesteht, daß in jenem Buch Wahrheit und Phantasie sich verwirren, daß eine orakelnde Dunkelheit und ein mit Zahlenmystik verwebtes Räthselspiel daraus hervorgeht. Es ist schon hier der unglückselige J. Böhme, der noch später in unserer Philosophie eine so heillose Verwirrung angerichtet hat. — Das Jahr ist übrigens bemerkenswerth; auch bei J. Müller und Forster culminirt in ihm die Mystik, hauptsächlich durch F. H. Jacobi genährt. — Schon am Schluß des 3. Bandes von Asmus finden sich Andeutungen einer neuen Richtung; so in dem Aufsatz über das Gebet: „Das innerliche heimliche Hinhängen, Wellenschlagen und Wünschen des Herzens, das ist nach meiner Meinung beim Gebet die Hauptsache .... Ob nun das Gebet einer bewegten Seele etwas vermag und wirken kann, oder ob der Nexus Rerum dergleichen nicht gestattet, wie einige Herrn Gelehrte meinen, darüber lasse ich mich in keinen Streit ein. Ich hab' allen Respect für den Nexus Rerum, kann aber doch nicht umhin, dabei an Simson zu denken, der den Nexus der Thorflügel unbeschädigt ließ und das ganze Thor auf den Berg trug." Das Zeichen des Kreuzes schließt den Band. Ganz anders ist schon der Ton im folgenden (1783); der Schalk mit seiner Schellenkappe verschwindet fast ganz. „Das Publicum und die Recensenten empfanden wohl, daß ihr früherer Liebling nicht mehr der alte sei. Er bot nur selten Stoff zum Lachen, meist machte er ein ernstes, mitunter ein bekümmertes Gesicht; aus dem Leben gegriffen waren seine Gegenstände noch immer, doch die Mehrzahl aus einem andern Leben als vordem." Eine ausführliche Recension des Bandes in Nicolais Allg. deutscher Bibliothek erkennt „die hohen Züge des Geistes und edle Wärme des Herzens" bereitwillig an: „Aber uns dünkt, daß der Verfasser sich den Aufwallungen seiner Empfindung oft zu sehr überläßt, sie zu sehr auf Kosten der deutlichen Begriffe erhebt. Es kann auf eine Zeit lang angenehm sein, in süßer Phantasie herum zu wallen, das Herzchen wie ein krankes Kindchen zu pflegen und ihm all seinen Willen zu gestatten, über Dinge, die wir wissen und die wir nicht wissen können, schön zu träumen; aber am Ende erwacht man doch aus diesem elysischen Schlummer oder man träumt sich zum Schwärmer oder zu etwas noch Aergerem. Denn wo ist der Mann, der sich rühmen kann, seinen Empfindungen sicher trauen zu können?" — In seinen Anzeigen beschäftigte sich Claudius fortan nur mit solchen Werken, die ihn in seiner Lebensrichtung fördern und kräftigen konnten: Hamann, Lavater, Jacobi, Herder. Er las die Kirchenväter und Mystiker, besonders Tauler, dessen Predigten ihm ein Haus- und Familienbuch wurden. Mit Pascal stimmt er ganz überein, wenn dieser von der hohen Bestimmung und der niedrigen Wirklich-

keit des Menschen spricht und die Quelle dieses Widerspruchs in dem Geheimniß der Erbsünde erkennt. Bei Newton, Boyle und Bacon überrascht ihn besonders freudig, daß ihre hohe Wissenschaft den Glauben nicht erstickt hat, denn auch als seine Bestimmung faßt er auf: „nicht das große Thema des Christenthums zu dociren, sondern darauf aufmerksam zu machen; durch Scherz und Ernst und auf allerlei Weise an das Bessere und Unsichtbare zu erinnern und durchs Factum zu zeigen, daß man nicht ganz und gar ein Ignorant, nicht ohne allen Menschenverstand und doch ein rechtgläubiger Christ sein könne. Das ist das Gewerbe, das ich als Bote den Menschen zu bestellen habe, und damit ich bisher treuherzig herumgehe und allenthalben an Thür und Fenster anklopfe." „Es ist viel schwerer, die Vernunft gegen die Offenbarung, als die Offenbarung gegen die Vernunft zu retten." Am klarsten ist sein Gedankengang in Asmus' Brief an seinen gelehrten Vetter Andres, über die Herrlichkeit des Erlösers (4. Band): „— der bei Gott und Gott war und wol hätte mögen Freude haben (sic), der aber an die Elenden im Gefängniß gedachte und verkleidet in die Uniform des Elends zu ihnen kam, um sie mit seinem Blut frei zu machen; der in die Welt kam, die Welt selig zu machen und der darin geschlagen und gemartert ward und mit einer Dornenkrone wieder hinausging! . . . Man könnte sich für die bloße Idee wol brandmarken und rädern lassen, und wem es einfallen kann zu spotten und zu lachen, der muß verrückt sein." Freilich! aber ebenso verrückt, wer wegen der Herrlichkeit jener Idee auf das Factum schwört. Und wie wenig rechtgläubig das alles! Der rechte Glaube leitet die Herrlichkeit der Idee aus der offenbarten Thatsache ab, nicht umgekehrt; der subjective Ursprung des neuen Religionsgefühls wollte sich damals auch bei den Aposteln nicht verleugnen. Freilich klingen die Resultate zuweilen sehr orthodox; so heißt es z. B. noch in demselben Band: „Abraham schlachtet, als Gott zu ihm sprach, seinen einzigen Sohn, und bekümmert sich nicht um sein Vaterherz und um seine Vernunft; und so muß es sein, wenn etwas daraus werden soll." — In dieser religiösen Prosa gilt, wie in der Lyrik, die Natur nichts an sich. „Offenbar muß man von Erde und Himmel und von allem, was sichtbar ist, das Auge abwenden, wenn man das Unsichtbare finden will. Nicht daß Himmel und Erde nicht schön und des Ansehens werth wären; sie sollen unsere Kräfte in Bewegung setzen, durch ihre Schöne an einen, der noch schöner ist, erinnern, und uns das Herz nach ihm verwunden: aber wenn sie das gethan haben, dann haben sie das Ihrige gethan und weiter können sie uns nicht helfen. Der Mensch ist reicher als sie, und hat, was sie nicht geben können." Aber auch im Menschen ist ein Zwiespalt. „Man tröstet sich mit der innerlichen Größe des Menschen und gloriirt über das Hohe seiner Vernunft. Aber grade hier ist es, wo einem Thränen in die Augen treten, wenn man gewahr

wird, wie das Große und Göttliche wider seine Natur in uns gehemmt ist." „Die Vernunft ist ein Strahl Gottes, und nur das radicale Böse hat ihr die himmelblauen Angen verderbt. Aber es schwebt noch um den blinden Tiresias etwas Großes und Ahnungsvolles, und sie hat, wie der König Lear, auch wenn sie irre redet, noch die Königsmiene und einen Glanz an der Stirne." — „Wer mit dem Medusenkopf der Aufklärung die Neigungen und Leidenschaften zu versteinern denkt, der ist unrecht berichtet." — „Wir sind nicht groß, und unser Glück ist, daß wir an Größeres und Besseres glauben können." — Alle diese Sätze waren Jacobi aus der Seele geschrieben, und mußten Goethe, den Jünger der Natur, empören. — Uebrigens ist diese spätere Prosa, welche die Schneidermaske abgeworfen, viel wahrhaftiger als die frühere, wenn sie auch leicht eintönig wird.

Obgleich Claudius sich in jener Periode noch wenig in Polemik einließ, gab seine frömmelnde Richtung doch den alten Freunden vielfachen Anstoß. Voß, der bereits 1779 bedenklich wurde, schreibt 1785: „Claudius versinkt immer tiefer in den grundlosen Morast, der ihm ein Paradies scheint;"*) doch nahm er noch 1786 „Urians Reise um die Welt" in seinen Musenalmanach auf. — Bei einem kurzen Besuch in Weimar, Sept. 1784, fühlte er sich höchst unbehaglich; er paßte nicht in jenen Kreis: auch Gleim schüttelte damals über seine Mystik den Kopf. Goethe nennt Claudius, „der aus einem Fußboten ein Evangelist werden möchte," in einem Brief aus Italien an Herder „einen Narren, der voller Einfaltsprätensionen steckt;" Herder selbst wurde ihm immer fremder, Claudius folgte zwar seinen Schriften mit Aufmerksamkeit, hatte aber immer mehr anzumerken, wie sehr der Freund sich vom Positiven entferne. Desto näher tritt ihm Hamann bis an seinen Tod 1788, obgleich das Verhältniß etwas Wunderliches hat.**) „Das Formlose und Unmündige,"

*) Ueber Voß schreibt Claudius 1784 an Herder — es handelt sich um eine Lehrerstelle: „Voß ist keine weiche, gefällige Haut, die für andere Leute, noch für Kinder sanft und lustig anzufühlen ist, und darum, glaub ich, kann zwischen ihm und Kindern so ein recht herzlicher Nexus nicht statthaben. Er hat vielmehr seine eigne Form, die sich nicht anschmiegt, sondern bleibt wie sie ist, so daß er bisweilen kalt scheint und gewiß nicht so bedachtsam, als er sein sollte, ist; dabei hat er wenig Weltkenntniß, oder gibt nichts darauf, und keine feine Lebensart, d. h. er macht seinen Bückling sehr schnell und tief herunter und so holterpolter u. s. w. Aber Voß ist auf der andern Seite ein ehrlicher Kerl, der etwas von Edelsinn in seinem Charakter hat, der das Seinige treu thut, der ein scharfes Gefühl von Recht hat, und wenn er es gegen sich und andere beleidigt glaubt, sehr heftig und muthig ist; übrigens ist er ein wohlgewachsener hübscher Geselle."

**) Den 6. Mai 1775 schreibt Claudius an Herder: „Von Hamann habe ich diesen Winter verschiedene Briefe gehabt, die ich alle gelesen, aber, versteht sich, nicht verstanden habe. Indeß versteht man doch hier und da ein halbes Wort, und wer hat es denn gesagt, daß man alle Briefe verstehen soll, die man liest? Ich danke Ihnen aber recht sehr, daß Sie mich mit dem Zeichendeuter bekannt gemacht haben; ich mag gern mit ihm zu thun haben." Diese naive Erklärung wiederholt sich mehrmals.

sagt Herbst, „das beiden gemein war, ging bei Claudius mehr aus freiem Willen und Grundsatz hervor, bei Hamann war es Naturfehler und übertrieb sich bis zum unverständlichen Stammeln. Indessen grade weil seine Gedankentiefe und Gedankenschwere in natürlichem Mißverhältniß stand zu seinen sprachlichen und formellen Mitteln, so hielt er mit Absichtlichkeit jenes Dämmerlicht fest bei großer Helle in den Grundanschauungen." Am nächsten trat ihm Jacobi, der ihn 1789 aus Wandsbeck abholte und mit ihm Holstein durchreiste, auch Lavater, der ihn aber nur einmal, 1793, persönlich traf,*) und Stolberg mit seiner Familie und seinen Freunden.

Bd. 5 der Werke (1790) enthält sieben Capitel über die Unsterblichkeit der Seele; Gespräche, die Freiheit betreffend, in welchen das einseitige Interesse für die politische Freiheit auf die sittliche übergelenkt werden soll, und eine Uebersetzung der Platonischen Apologie. Herder hatte ihn frühe auf den innern Zusammenhang der Religionen aufmerksam gemacht, und er suchte überall im Alterthum die Spuren von Christus. „Nun die blinden Heiden! Es hat mir immer nicht recht eingewollt, daß sie von dem letzten bis zu dem ersten alle so entsetzlich blind gewesen, und es fliegen überall an ihren Altären der Funken so viel, die grade wie die israelitischen aussehn." Am meisten findet er diese Spuren in Sokrates und Plato. Auch suchte er sich in die orientalischen Religionssysteme zu vertiefen, namentlich seitdem Kleuker, Jacobis und Hamanns Freund, Rector in Osnabrück, seine Uebersetzung der Zendavesta und seine Studien über vergleichende Religionswissenschaft veröffentlichte. Wenn er auch der eigentlichen Naturphilosophie, seinem Glaubensprincip gemäß, entgegengesetzt war, so berührt er sich doch mit ihr in manchen Resultaten. In der „asiatischen Vorlesung" (Bd. 7) macht er auf die ungeheure Lebenskraft der altorientalischen Völker aufmerksam, zu der wir Neuern uns nicht wie Fortgeschrittene, sondern wie Zurückschreitende verhalten. „Diese Völker waren nicht durch eitle Spitzfindigkeiten, Unglauben und Kleinmeisterei ausgemergelt und ausgedorrt; bei ihnen gings aus dem Vollen und Großen. Wenn wir auf Velinpapier und mit Fibellettern schreiben, so schrieben sie

*) „Ein Physiognom," sagt Claudius schon 1779, „ist 'n Mann, der in allen Menschengehäusen den unsterblichen Fremdling lieb hat, der sich freut, wenn er in irgend einem Gehäuse, Strohdach oder Marmor, einen Gentleman antrifft, mit dem er Brüderschaft machen kann, und gern beitragen möchte, die Leibeignen frei zu machen. Der unsterbliche Fremdling im Menschen ist aber inwendig im Hause, und man kann ihn nicht sehen. Da lauert nun der Physiognom am Fenster, ob er nicht am Wiederschein, am Schatten oder sonst an gewissen Zeichen ausspioniren könne, was da für ein Herr logire, damit er und andere Menschen eine Freude, oder Gelegenheit hätten, dem Herrn einen Liebesdienst zu thun. Mag er bei seiner Entreprise parteiisch sein, übertreiben, tausendmal neben der Wahrheit hinfahren, und mehr Unkraut als Weizen sammeln; er bleibt auch mit Unkraut in der Hand ein edler Mann', und dann ist noch immer die Frage erst, ob alles wirklich Unkraut ist, was du nach deinem Linneus Unkraut nennst."

unterm Himmel an ihren Felsen und Bergen mit Riesenbuchstaben." „Alle die großen Begebenheiten, welche die christliche Religion voraussetzt und zum Theil darauf sich gründet, hallen in den ältesten Schriften der asiatischen Nationen wieder." In Bezug auf die Formen ist er noch immer tolerant; wenn er sich zuweilen zu den Herrnhutern neigt, erkennt er auch die Vorzüge der katholischen Kirche an, er macht auf die guten Seiten des Klosterwesens, der Fasten aufmerksam; er selbst bleibt Protestant, aber wo ihm warmer Glaube entgegentritt, findet er sich zu Hause.

Die französische Revolution rief, wie überall, auch in Norddeutschland die unangenehmsten Zerwürfnisse hervor. Im Anfang hatten Klopstock, Stolberg u. s. w. ihr zugejauchzt, bald trat die bittere Enttäuschung ein, und als Jacobi im October 1794 dahin flüchtete, als J. G. Schlosser ihm 1796 folgte, wurde der holsteinische Adel der Mittelpunkt der deutschen Reaction. In dem stillen Wandsbeck sammelten sich diese Feinde der „wälschen Freiheit" um so lieber, da Claudius nie mit der Revolution gebuhlt hatte. Monarchisch gesinnt war er stets; zwar verlangte er in seiner Gemüthlichkeit von den Fürsten, sie sollten „die bessern Männer" sein, sie sollten nicht „Blut dürsten", aber Gehorsam verlangt er — schon 1777 — „nicht blos gegen die gütigen und gelinden, sondern auch gegen die wunderlichen Fürsten." 1794 schrieb er eine Flugschrift „über die neue Politik". Er verkennt die Gebrechen des Alten nicht, aber „die Besserung müsse nicht ärger als das Uebel sein, das man bessern wolle;" Anhänglichkeit und Vorurtheil für das Alte sei edler als Vorurtheil für das Neue; die alte Ordnung erscheint ihm für die menschliche Natur, wie sie ist, als eine heilsame Zucht und als nothwendige Schranke für Selbstsucht, Frevel und Eigendünkel, als eine Pflege edlen Vertrauens, des Gehorsams, der Bescheidenheit. Denn „was soll man von einem Menschen erwarten, der kein Vertrauen hat, der alles selbst sehen und betasten will, und immer über seine Rechte brütet?" — Weil es in Wandsbeck gemüthlich zuging, wollte er an die Chronique de l'Oeil de Boeuf und an Calonnes Finanzwirthschaft nicht glauben. Die berühmte „Klage" von 1793: — „Sie dünkten sich die Herren aller Herrn, zertraten alle Ordnung, Sitt' und Weise und gingen übermüthig neue Gleise . . . sie beten Unsinn an und thun dem Teufel Ehre, und stellen Greuel auf Altäre!" — übertreibt die Frevel der Revolution nicht im mindesten; der Bote vergißt nur, daß in Deutschland die Predigt an eine andere Adresse hätte geschickt werden sollen. — Im October 1795 veröffentlichte Claudius die Fabel vom Censor Brummelbär, den der Fürst auf allgemeines Begehren angekettet, als aber ein allgemeiner Unfug darüber ausbricht: „Ich rechnete aus angestammtem Triebe auf Edelsinn und Wahrheitsliebe; sie waren es nicht werth, die Sudler klein und groß — macht doch den Bären wieder los!" Voß antwortete darauf mit der

Fabel vom Uhu: „Der Adler that, als hört er nicht, und sah ins junge Morgenlicht;" — zu Kants großer Zufriedenheit. — Man kann nicht leugnen — und Herbst hätte es nicht verschweigen sollen — daß Claudius in seinen Verdächtigungen gegen die Aufklärung zuweilen hämisch wurde; freilich war er durch bittere Ausfälle sehr gereizt, und in seinem Kreise — Jacobi, Stolberg, die Reventlows, die Fürstin Galizin (die ihn 1791, 1793 und 1797 in Wandsbeck besuchte und deren Besuch er erwiederte) — steigerte einer den andern; Claudius provocirte um so mehr zu leidenschaftlichen Angriffen, da er über die Hauptfragen, um die es sich handelte, offenbare Unwissenheit verrieth. — Auch gegen die Kantische Philosophie, die er sich 1791 durch Jacobi erklären ließ, hatte er große Abneigung, und ließ sich leider verleiten, diese Abneigung auszusprechen, wie er auch auf die Angriffe der Xenien die Erwiederung nicht schuldig blieb. W. v. Humboldt, der ihn 1796 besuchte, fand ihn völlig Null: die neue ästhetische Schule hatte für den Naturdichter und die ungeschulte Gemüthlichkeit das Verständniß verloren.

Wenn diese Einmischung in Dinge, die ihm eigentlich fremd lagen, ihn in unerquickliche Beziehungen brachten, so blieb sein Privatleben rein, unsträflich und beglückt; diese Schilderung muß man in dem Buch selbst nachlesen, sie ist schön und des Gegenstandes würdig. „Was man auch," erzählt ein Beobachter 1799, „von seinen religiösen und politischen Meinungen sagen mag, der Mann ist kein anderer geworden. Er hat keinen finstern Blick bekommen, ist allen Menschen herzlich gut, ein braver Gatte, Vater, Freund und Mensch. Er lacht herzlich über manche Dinge, worüber sich viele unserer Toleranz- und Humanitätsprediger halb todt ärgern würden." In die Geschichte der Literatur gehört sein Alter nicht mehr; wer aber im Stande ist, sich über ein Stück echten Menschenlebens zu freuen, wird an diesem seelenvollen Bilde ein warmes Behagen finden. Er starb 21. Januar 1815; die meisten seiner Freunde waren vor ihm dahingegangen; er hinterließ eine zahlreiche und glückliche Familie. Die älteste Tochter war Perthes Frau, drei seiner Söhne waren Theologen. Seine geliebte Rebekka folgte ihm 1832, verehrt von allen, die sie kannten.

Der Suezkanal.

2.

Sehen wir von allen Hinderniſſen, welche dem Leſſepsſchen Unternehmen entgegenſtehen, von dem Flugſand der Wüſte und dem Triebſand der beiden Meere, von widrigen Winden auf der Suezroute und günſtigen Winden auf der Caproute ab, nehmen wir an, daß die Verkehrsſtrömung zwiſchen Europa und Oſtaſien wirklich ſo bedeutend, die Verkürzung ihres Wegs durch die Oeffnung der Landenge wirklich ſo werthvoll als die Franzoſen behaupten, das Unternehmen alſo auszuführen und zu erhalten iſt, ſo werden wir immer noch Zweifel hegen dürfen, ob es jetzt auszuführen iſt. Die Weigerung der Pforte, die Conceſſion Said Paſchas zu beſtätigen, würde, wenn ſie allein ſtände, kein dauerndes Hemmniß ſein; denn man hat ihr Zugeſtändniſſe abgenöthigt, die für ihre Exiſtenz verhängnißvoller waren. Aber ſie ſteht eben nicht allein. In ihrer Weigerung weigert ſich England, und ſo lange dieſes die Durchſtechung der Landenge von Suez hindern kann, wird es ſie hindern. Es würde im Fall der Ausführbarkeit derſelben ſie vielleicht ſelbſt unternehmen, wenn ihm Aegypten gehörte, nimmermehr aber wird es dulden, daß Franzoſen die Sache ausführen.

Ein nochmaliger Rückblick auf die Geſchichte der ganzen Angelegenheit wird die Gründe dafür aufzeigen. Die Verhandlungen über den Handelsweg über Aegypten ſind ausgegangen von der europäiſchen Diplomatie; erſt ſpäter wurden ſie von den Vertretern der materiellen Intereſſen aufgenommen. England hat zu einer gewiſſen Zeit allerdings ſelbſt den Plan gehabt, den jetzt v. Leſſeps, zweifelsohne im Intereſſe und Auftrag der franzöſiſchen Regierung, verfolgt, und es hat ihn nicht blos deshalb aufgegeben, weil es ſich überzeugte, daß er auf zu große Schwierigkeiten ſtoßen und zu geringem Nutzen für ſeinen Handel abwerfen würde; ja dieſe Ueberzeugung ſteht ihm wol noch jetzt in zweiter Linie, da neue Erfindungen im Bereich der Schiffahrt manche der im vorigen Abſchnitt aufgezeigten Hinderniſſe überwinden, neue Entwicklungen in Indien und China den Werth einer Durchfahrt zwiſchen Aſien und Afrika für England erhöhen können.

Seitdem England ſeine Angelegenheiten an den Ufern des Ganges dahin gebracht hatte, daß Britiſch-Oſtindien ein feſtgeſchloſſener handelspolitiſcher Körper geworden, mußte es dahin ſtreben, den nächſten Weg der Verbindung deſſelben mit Europa zu gewinnen, und dieſen ſah es in der Route über Suez und das rothe Meer. So richtete man ſeine Blicke auf eine dereinſtige

Besitznahme Aegyptens. Der erste Schritt dazu war die Eroberung Maltas und der Erwerb der jonischen Inseln. Den zweiten Schritt that man von Indien aus. Aden, das Gibraltar des rothen Meeres, wurde erobert und befestigt. Inzwischen regten sich auch andere Mächte, und zwar zunächst Oestreich. Es war nach dem Ende des ägyptisch-türkischen Krieges. Mehemed Ali und Ibrahim Pascha hatten erkannt, daß die Sicherheit ihrer Stellung wesentlich auf dem Willen der europäischen Mächte beruhe. Von diesen Mächten fürchteten sie England, weil es die größten Interessen mit der größten Kraft zu vertreten fähig war. Auf Frankreich konnten sie nicht bauen, weil es damals völlig isolirt dastand. So war ein Platz offen, und diesen nahm die östreichische Diplomatie ein, welche hier die Verluste, die sie auf anderm Terrain der orientalischen Frage erlitten, wieder einzubringen versuchte.

Von England aus hatte man den Plan entworfen, das Mittelmeer mit dem rothen durch eine Eisenbahn zu verbinden. Diese konnte die Schiffahrtsverhältnisse zwischen Europa und Indien nicht ändern. Sie hätte in den Händen der Engländer ihren Besitzern so gut wie ausschließlich gedient. Da ließ das wiener Cabinet bei dem Vicekönig den Gedanken eines Kanals neu anregen, und denselben zugleich den französischen Agenten mittheilen. Es wurde Mehemed Ali klar gemacht, daß ein im Besitz und unter der Bürgschaft aller europäischen Mächte stehender Kanal allein im Stande sein werde, sein Land vor Gefährdung durch eine einzelne Macht zu sichern. Die französische Diplomatie, welche lange Zeit vergeblich den englischen Bestrebungen entgegengewirkt hatte, trat nunmehr auf Oestreichs Seite, und von dieser Zeit an ist das Einverständniß der beiden Großmächte in dieser Frage bis auf die letzten Jahre ein dauerndes gewesen.

So wurde bereits 1842 die Zustimmung des Vicekönigs zu dem Kanalbau gegen das Versprechen gewonnen, daß die rechtlichen Verhältnisse des neuen Wasserwegs und zwar zuerst die Kanalabgaben, dann das erbliche Recht auf den Kanal unter Oestreichs Vermittlung durch eine gemeinsame Garantie der Großmächte festgestellt werden sollten. Nachdem dieser Punkt erledigt schien, entstand die Frage, woher das Geld zu nehmen sei. Es wurde von Oestreich vorgeschlagen, den Bau auf Kosten der drei betheiligten Regierungen auszuführen, und zwar dachte man in Wien sein Drittheil mit Hilfe Deutschlands zusammenzubringen. Ob zu diesem Zweck Unterhandlungen mit den deutschen Regierungen gepflogen worden sind, ist uns unbekannt. War es der Fall, so müssen sie nicht zum Zweck geführt haben; denn man beschloß am Ende, den Plan einer Ausführung des Kanals auf Regierungskosten aufzugeben.

Inzwischen hatte man in England eine Gegenmine gelegt. Man hatte erkannt, daß das Mittel gegen den Einfluß Frankreichs und Oestreichs mit

Erfolg aufzutreten, nicht mehr in der Diplomatie, sondern in den materiellen Bedingungen zu suchen sei. Die Idee einer exclusiven Eisenbahn wurde bis auf Weiteres bei Seite gelegt, und der Plan einer Kanalisirung adoptirt. Die ostindische Compagnie warf die Sache an die Börse. Sie wollte jetzt das Geld schaffen, um wenigstens mit dem erforderlichen Capital zuerst am Platze zu sein und so den Vorsprung wieder einzuholen, welchen Oestreich und Frankreich gewonnen hatten. Um das Interesse der englischen Capitalisten zu wecken, schob man die Frage nach der indischen Ueberlandroute in den Vordergrund. Man ging auf die Linie von Suez nach Alexandrien ein und stellte — wer erinnert sich nicht des athemlosen Lieutenants Waghorn und seiner Siebenmeilenstiefelgeschwindigkeit? — Versuche an, ob man rascher über Triest oder über Marseille nach London gelange. Als man in Wien und Paris diese neue Wendung der Dinge gewahr wurde, beeilte man sich, die gleiche Bahn zu betreten, d. h. die Angelegenheit der Privatthätigkeit, den Männern der Börse anheimzugeben. Von Paris und Lyon gingen die ersten Bestrebungen aus. In Triest nahm sich besonders der östreichische Lloyd der Sache an. Deutschland blieb allen Anregungen zur Mitbetheiligung, allen Hinweisen auf „seine Zukunft im Osten" gegenüber, fast ganz theilnahmlos. Es sah eben seinen wahren Vortheil in entgegengesetzter Richtung, im Westen, im Verkehr mit Amerika. Nachdem 1845 Vorverhandlungen stattgefunden, bildete sich im Jahr 1846 in Paris jene Gesellschaft zur Untersuchung der technischen Fragen, deren wir im vorigen Abschnitt gedachten. Als dieselbe 1848 mit Erforschung der Verhältnisse des Isthmus zu Stande kam, brach die Februarrevolution aus, und es trat in dem Fortschritt der Angelegenheit eine Stockung ein, die von England sofort benutzt wurde.

Man hatte sich in London nur wider Willen von der Idee einer Eisenbahn unter englischer Hoheit über die Landenge getrennt, und kaum erfuhr man von der Störung durch die Februarereignisse, so ließ man den widerwillig angenommenen Plan der Kanalisirung fallen und betrat den verlassenen Weg wieder. Abbas Pascha, der Nachfolger Mehemed Alis, wurde gewonnen und plötzlich traf in Wien und Paris die Nachricht ein, derselbe habe einer englischen Gesellschaft die Erlaubniß zum Bau einer Eisenbahn zwischen Alexandrien und Suez ertheilt. Damit war der Zeitpunkt gekommen, wo es sich um die Existenz des Kanalprojects handelte, und sofort machten sich Oestreich und Frankreich an die Arbeit, das verlorene Terrain wiederzuerobern. Es gelang zwar nicht, die Eisenbahnconcession rückgängig zu machen, und die projectirte Schienenstraße wurde von Alexandrien bis Kairo von Engländern erbaut. Aber Frankreich, welches jetzt die Hauptrolle unter den Gegnern Englands auf diesem Gebiet zu spielen begann, verstand es, den Nachfolger Abbas Paschas, Said Pascha zu gewinnen. Dieser übertrug die Weiterführung der

Bahn bis Suez den Franzosen und ertheilte, von v. Lesseps unabläſſig bearbeitet, auch die Erlaubniß zum Bau eines Kanals quer über den Isthmus. Das Privilegium wurde, wie üblich, auf 99 Jahre ausgestellt. Der Kanal wird nach demselben von einer Gesellschaft erbaut, welche den Namen „Compagnie universelle du Canal maritime de Suez“ führt. Die ägyptische Regierung empfängt 15 Procent vom Reingewinn, die Gründer erhalten 10, die Actionäre 75 Procent. Die Abgaben werden von der ägyptischen Regierung und der Gesellschaft gemeinschaftlich festgestellt und von Beamten der letzteren erhoben. Außerdem räumt der Vicekönig der Gesellschaft noch einige Vortheile ein und verspricht Beihilfe bei der Ausführung.

So schien nach dreizehnjähriger Bemühung das Unternehmen seiner Verwirklichung nahe, und es blieb nur die Bildung des nöthigen Actiencapitals und die Zustimmung der Pforte zu der vom Vicekönig ertheilten Bauconcession noch übrig. Wie weit die erstere gelungen ist, haben wir oben gezeigt, die letztere läßt noch heute auf sich warten und wird, da England sie bekämpft und selbst Oestreich sie jetzt nicht mehr empfiehlt, noch so lange auf sich warten lassen, als die Verhältnisse sich nicht völlig ändern.

„Der Kanal wird gebaut werden,“ ließ sich 1855 eine östreichische Stimme in der Allgemeinen Zeitung vernehmen, „und zwar in Gemeinschaft der drei großen Nationen, welche die Civilisation der Welt vertreten (Der Verfasser meinte damit Frankreich, England und — die östreichische Nation). Aber der Artikel fügt sofort hinzu: „Ebenso wenig ist das Andere zweifelhaft, der wirklich gebaute Kanal wird, weil er eben die höchsten Interessen aller Nationen befriedigt, beständig in Gefahr gerathen, Gegenstand des Sonderinteresses einer einzelnen zu werden.“ Der Verfasser hoffte damals, das werde sich verhüten lassen, wenn der alte Metternichsche Gedanke, den Kanal unter die gemeinsame Garantie der europäischen Mächte zu stellen, ausgeführt würde. Er möchte sich diese Ansicht jetzt zweimal überlegen müssen, bevor er sie niederschriebe. Er würde an einem Vergleich der Garantie, welche der Pforte 1856 geleistet worden ist, mit dem Verhalten Frankreichs in der montenegrinischen und rumänischen Frage, und an einem fernern Vergleich der Garantien des wiener Vertrags mit der Wendung der Dinge in Belgien, in Krakau und jetzt in Italien inne werden, daß solche Garantien sehr unsichere Schutzmittel gegen den Ehrgeiz und das Interesse der Mächte sind, wenn sie glauben, daß ihre Zeit gekommen ist.

Beide in England herrschende Parteien haben sich durch den Mund der am Ruder befindlichen Minister gegen die Ausführung des Suezkanals erklärt. Palmerston fürchtete, daß die Bedeutung, welche Aegypten aus der Herstellung der großen Wasserstraße schöpfen könnte, der Integrität der Pforte Gefahr bringen werde. D'Israeli bezeichnete den Plan des Herrn v. Lesseps kurzweg

als verfehlt. Ihre letzten Gründe haben beide verschwiegen. Sie liegen aber auf der Hand.

England, der reichste Staat Europas, würde, vorausgesetzt, der Kanal entspräche seinen Wünschen, nicht nach der Rente zu fragen haben, die er abwürfe. Es würde sich in diesem Fall auch nicht ängstlich darum kümmern, ob der Verbündete in Stambul dadurch beeinträchtigt würde. Ebenso wenig geben handelspolitische Rücksichten hauptsächlich den Maßstab her, an dem man die Angelegenheit in London mißt. Die größere Belebung der Kauffahrteischiffahrt im Mittelmeer, die Hebung der dortigen Hafenstädte, die Herstellung eines Seewegs, auf dem Oestreich, Italien und Frankreich ihre Bedürfnisse an Rohproducten direct und mit geringern Kosten von Indien und China importiren könnten, statt sie an der londoner Börse zu kaufen, mag vielleicht nicht gern gesehen werden; aber das Selbstvertrauen der Engländer und ihre Ueberzeugung, alle nicht grade durch Staatsgewalten geförderte Concurrenz aus dem Felde schlagen zu können, ist viel zu stark und bis jetzt viel zu berechtigt, als daß ein solcher Neid sich zur Furcht überflügelt zu werden steigern könnte. Auch ist zu bemerken, daß in den hier in Betracht kommenden Hauptgebieten, in Indien, China, Japan und Australien, nicht die Franzosen oder Deutschen, sondern die Amerikaner die eigentlichen commerziellen Nebenbuhler der Briten sind.

Die Bedenken der englischen Regierung gegen das Project des Suezkanals sind vielmehr, wie wir früher bereits in der Kürze darzulegen versuchten, fast ausschließlich politischer Natur. Wie im Westen Nicaragua durch eine sein Gebiet durchschneidende Wasserstraße zwischen dem atlantischen und stillen Ocean eine außerordentliche Bedeutung erlangen würde, so würde Aegypten durch den Suezkanal (seine Erhaltbarkeit natürlich vorausgesetzt) eines der wichtigsten Länder der alten Welt werden. Wie jetzt Alexandrien von Europäern der benachbarten Küsten und Inseln schwärmt und von Jahr zu Jahr mehr eine italienische Physiognomie annimmt, so würde dann in wenigen Decennien das ganze Nilgebiet bis über Kairo hinauf von Italienern, Franzosen und Griechen überschwemmt und besiedelt sein. Der Schwerpunkt des türkischen Reichs würde durch solche Einwanderung von Norden nach Süden, von Konstantinopel nach Kairo verrückt werden, und diese Verrückung des Schwerpunktes müßte sehr bald zur Losreißung Aegyptens von der Herrschaft der Pforte führen. Ein Fürsichbestehen des Nillandes als eignes Reich unter einem mohammedanischen Fürsten wäre in diesem Fall, wo die Europäer sich in solcher Ausdehnung festgesetzt und mit Privilegien gegen die etwaigen Willensäußerungen der Paschas gewahrt hätten, nicht wohl denkbar. Welcher Europäer unterwürfe sich, wenn er Beistand in nächster Nähe wüßte, dem Intriguenspiel eines orientalischen Hofes, und welcher europäische Diplomat

glaubte, daß man Türken ebenso Wort halten und ebenso ihr Recht werden lassen müßte, als einer civilisirten Nation? Von Palliativmitteln ist hier ebenso wenig wie im Norden des Reichs der Sultane ein dauernder Schutz zu erwarten. Auch Aegypten muß mit der Zeit einmal unter die Herrschaft des Abendlandes zurückkehren, der Suezkanal aber würde, selbst wenn er sich auf die Dauer nicht erhalten ließe, die Krisis beschleunigen und sie herbeiführen, ehe die hier in Frage kommenden Interessen der Großmächte sich ausgeglichen haben. Unter den gegenwärtigen Umständen und unter allen Umständen, wo Frankreich einen starken Herrscher hat, würde das Land eine Beute der Franzosen werden, die in den letzten Jahrzehnten wacker vorgearbeitet haben und in der Kanalconcession, welche von ihnen hauptsächlich erworben und ihnen hauptsächlich ertheilt ist, Rechte besitzen, die geschickt interpretirt und benutzt, einer großen Ausdehnung fähig sind.

Herr v. Lesseps will den Kanal nicht blos mit französischen Mitteln, sondern mit europäischem Gelde und unter Mitwirkung einer europäischen Compagnie bauen. Capitalisten aus Triest und Wien, aus Hamburg und London sollen ihre Stimme mit abgeben dürfen. Aber die „Compagnie universelle" hat ihren Verwaltungssitz in Paris, ihr Gerichtsforum ebenfalls in Paris, und v. Lesseps, der französische Diplomat, der Vetter der Kaiserin der Franzosen, ist auf volle zehn Jahre zum Vorsitzenden des Directoriums und des Verwaltungsrathes ernannt worden. Schon dies verleiht dem Unternehmen einen französischen Charakter, stellt es überwiegend unter französischen Einfluß, setzt es der geheimen und offenen Maßregelung der in ihren Entschlüssen unberechenbaren, in ihren Mitteln durchaus nicht wählerischen kaiserlichen Autokratie aus.

Nur die vollkommenste Blindheit wird es bei solchen Umständen der englischen Regierung verdenken, wenn sie von dem Lesseps'schen Plane nichts wissen mag. Zunächst fürchtet sie wol, daß die Franzosen durch Eröffnung des Isthmus Gelegenheit bekommen würden, sich auf eine für England gefährliche Art in Aegypten und am rothen Meer festzusetzen. Die französischen Eindringlinge würden — schon jetzt ist der französische Consul der einflußreichste in Kairo — Positionen und Einflüsse zu gewinnen suchen, welche das britische Interesse und namentlich die indische Post hindern und beeinträchtigen könnten. Mit tiefstem Verdruß betrachten die Engländer die Eisenbahn, welche eine vom Vicekönig privilegirte französische Gesellschaft von Kairo nach Suez vollendet hat, während die britische Peninsular-Compagny, welche die Bahn von Alexandrien nach Kairo baute, und auch die von dort bis zum rothen Meer herstellen wollte, das Zusehen hat. Die „Times" hat wiederholt mit bittern Worten dieses nebenbuhlerische Treiben der Franzosen in Aegypten charakterisirt. „Aus Nationaleifersucht und Nationaleitelkeit," sagte sie, „gehn

die Franzoſen den Unternehmungen der Engländer über den ganzen Erdkreis nach; lediglich aus Selbſtüberſchätzung ſuchen ſie ſich in die britiſchen Intereſſen und Angelegenheiten einzudrängen", und zwar ſei Aegypten hauptſächlich der Tummelplatz ihrer abenteuerlichen Rührigkeit. Der Plan des Suezkanals, thöricht und unausführbar, ſei nur dieſer franzöſiſchen Glücksjägerei und Nationaleiferſucht entſprungen. Man verfolge mit ihm angeblich Handels- und Schiffahrtszwecke, aber habe man nur erſt den Ferman der Pforte in Händen, ſo werde man gewiß keinen Kanal bauen, ſondern das Privilegium zur Feſtſetzung einer franzöſiſchen Geſellſchaft unter franzöſiſchem Regierungsſchutz benutzen, um die Vervollkommnung des britiſchen Tranſitſyſtems zu hindern, und den Engländern bei ihren großen Arbeiten ſtets „die Rechte der Leſſeps'ſchen Geſellſchaft" entgegenſtellen.

Wir glauben, daß das Cityblatt hier auf der einen Seite zu viel ſagt und auf der andern die Hauptſache verſchweigt. v. Leſſeps mag in der Art ſeines Auftretens Züge von Abenteuerlichkeit und Induſtrieritterlichkeit zeigen; daß er aber wirklich an den Bau des Kanals denkt, ſcheint uns unzweifelhaft. Es wäre wenigſtens, wenn er die geſammelten Gelder zu andern Zwecken verwendete, ein Betrug, wie er ſo koloſſal von der Sonne noch nicht geſehen worden. Im Uebrigen hat England nicht das Recht, ſich darüber zu beklagen, wenn man ihm Concurrenz macht; denn einmal thut es desgleichen auf allen Punkten, wo es einen Vortheil erblickt, und dann gilt hier wie überall der Satz: Wehre ſich wer kann.

Andere Bedenken ſind ſtichhaltiger. Die franzöſiſche Regierung würde möglicherweiſe durch Verträge das Mitbeſetzungsrecht in den nöthigen Befeſtigungen des Weltkanals erlangen. Franzöſiſche Handelsagenten, Conſuln, Polizeimänner und Schutzwachen der Waarenniederlagen würden auftreten und mit der militäriſchen Entſchiedenheit, die man von den Schiffen der Messageries imperiales her zur Genüge kennt, ſich den Aegyptern gegenüber Geltung verſchaffen. Eine franzöſiſche Geſellſchaft nach der andern würde ſich als Zweig aus dem Grundſtock der Suezcompagnie entwickeln, ſich bei der Regierung des Landes Privilegien für allerhand Unternehmungen erſchleichen oder nach Befinden erzwingen und die Thätigkeit der Briten durchkreuzen und lähmen. Dieſe Concurrenz auszuhalten, würde für England deshalb ſchwierig ſein, weil der jetzige ägyptiſche Herrſcher entſchieden franzöſiſch geſinnt iſt, und weil Frankreich näher bei Aegypten liegt, als England.

Das iſt aber noch nicht alles. Die Beſtrebungen der Franzoſen in Aegypten gehen über das handelspolitiſche Feld hinaus, ſie gehen auch über die Grenzen Aegyptens hinaus. Wie Rußland darauf hinarbeitete, das ſchwarze Meer in einen ruſſiſchen See zu verwandeln, ſo ſtrebt Frankreich darnach, aus dem Mittelmeer einen franzöſiſchen See zu machen. Frankreich hat Al-

gier erobert und sich dort festgesetzt. Es wird bei Gelegenheit auch Marokko nehmen und sich dort gleichfalls festsetzen. Französischer Einfluß ist in Tunis thätig, das dortige Regiment zu untergraben und Ursachen zu Händeln und zur Einmischung zu finden. Französischer Einfluß gewinnt, wie wir alle wissen, in Italien täglich mehr Boden, wirkt in Griechenland und selbst an der Ostküste des adriatischen Meeres. Er würde in diesen Gegenden bereits allmächtig sein, wenn England sich nicht zu rechter Zeit Malta und Korfu gesichert hätte. Fällt Tunis einmal in die Hand Napoleons III., so verlieren Gibraltar, Malta und Korfu sehr viel von ihrer jetzigen Bedeutung. Von diesem Punkte aus, dem alten Karthago, würde Frankreich im geeigneten Moment nicht blos das Meer der Syrten, sondern auch das adriatische absperren können, und Algier und das Nildelta sind sich dann um die Hälfte des Weges näher gerückt. Von hier aus würde es Sicilien und Unteritalien zu beherrschen, ja nach Maßgabe der Umstände selbst dort Fuß zu fassen im Stande sein. Von hier aus ließe sich ein Zug nach Aegypten auf das wirksamste unterstützen, und Frankreich war unter schwierigeren Verhältnissen, als die jetzigen sind, unter weit schwierigeren als sie sein würden, wenn die Suezkanalgesellschaft als Pionnier der militärischen Eroberung Aegyptens das Terrain geebnet hätte, schon einmal im Besitz des Landes der Pharaonen.

Wenn Englands Politik nicht in allen Dingen und am wenigsten vielleicht in ihrer Stellung zu Norddeutschland den Ruhm der Weitsichtigkeit verdient, so hat sie hier in Aegypten stets gewußt, worin ihr Vortheil besteht. Aegypten, das „Holland der Levante", das reichste und entwicklungsfähigste Land an der ganzen Südküste des Mittelmeeres, zu allen Zeiten das Emporium zwischen Morgen- und Abendland, der Schlüssel zu der wichtigsten aller englischen Colonien, nimmt in der britischen Politik eine Hauptstelle ein. Hört das Delta und Thal des Nil auf, ein ohnmächtiges Anhängsel des osmanischen Reiches zu sein, so muß es unmittelbar in britischen Besitz übergehen, wenn Englands Macht im Mittelmeer und in Indien noch ferner an sicherm Anker liegen soll. Als Napoleon I. vor sechzig Jahren das Nilland überfiel, galt dies an der Themse für ein Nationalunglück. Man sprach sogar von künstlicher Verödung des Landes durch Ableitung des Stromes, der es bewässert. Man setzte alles daran, die Schlacht bei den Pyramiden wett zu machen, und ruhte nicht eher, als bis dem französischen Nebenbuhler die Position wieder entrissen und den schwachen Händen der Pforte zurückerstattet war. Als später Mehemed Ali mit seinen von französischen Offizieren geschulten Heeren Aegypten vom türkischen Reich losreißen und zum selbstständigen Sultanat erheben wollte, wobei er von Paris aus direct unterstützt wurde, warf sich im Jahre 1840 vor allem das Cabinet von St. James dazwischen und scheute selbst einen Krieg mit Frankreich nicht, als es galt,

den Schützling und voraussichtlichen Vasallen und Erblasser seines Nebenbuhlers an dem Heraustreten aus seiner bisherigen Stellung zu hindern.

Der Wunsch der französischen Regierung, Aegypten unter ihre Colonien zählen zu können, hat sich seit jener Niederlage nicht verloren, er ist vielmehr, wie im Vorhergehenden angedeutet, mit dem gesteigerten Interesse der Briten am Lande lebhafter geworden, und er würde wahrlich nicht vermindert werden, wenn der ägyptische Isthmus nun gar eine offene Seestraße nach Arabien, Persien, Indien und China darböte. Ein Conflict würde sich, nachdem man sich in Aegypten eine vorbereitende Stellung geschaffen und daheim gehörig gerüstet, sehr bald herbeiführen lassen, der erste Schachzug würde ohne Zweifel gelingen, das kostbare Stück Erde sammt der Wasserstraße bis in den indischen Ocean hinab mit einem Flügelschlag des französischen Adlers erreicht und erobert sein, und England möchte dann zusehen, wie es das Mittelmeer und Aegypten wieder gewönne, wie es seinen Besitz in Indien auf die Dauer vertheidigte.

Man hat solchen Befürchtungen entgegengehalten, daß die beiden großen Seestationen Englands im Mittelmeer, Malta und Korfu näher an der ägyptischen Küste lägen, als Marseille und Toulon. Aber zur Bewachung Aegyptens gehört außer jenen Positionen noch eine entsprechende britische Flotte. Das englische Geschwader, welches für gewöhnlich im Mittelmeer kreuzt, zählt nicht den dritten Theil der Schiffe, welche im Hafen von Toulon liegen, und England würde unausgesetzt die beträchtlichsten Opfer bringen müssen, wenn es gegenüber den im Mittelmeer heimischen Kriegsmitteln Frankreichs, den Rußland jetzt die seinen beizugesellen sucht, Aegypten vor jedem möglichen Handstreich schützen wollte. Es ist sogar die Frage, ob es dies, wenn Frankreich nicht wieder isolirt wird wie unter Ludwig Philipp, überhaupt im Stande ist. Die neue Kriegsflotte Frankreichs steht bereits der britischen an Material ziemlich gleich, hat eine sehr gute Organisation, ist mehr concentrirt als die englische und hat ein in kurzer Frist schlagfertig zu machendes Heer hinter sich. Mögen Englands Seeleute und Seeoffiziere besser sein als die französischen, so ist dieser Unterschied seit Einführung des Dampfschiffs in die Seekriegführung nicht mehr so wichtig als früher, und was davon zum Vortheil der Engländer übrig bleibt, wird durch die größere Nähe der französischen Häfen ausgeglichen. Nimmt man dazu den Charakter des Kaisers Napoleon III., sein System der Einmischung, seine springende, nur auf den Moment berechnete Politik, so darf man sich nicht wundern, daß trotz seines gegenwärtigen guten Einvernehmens mit dem Inselreich jenseit des Kanals die britische Regierung sich weigert, den directen Seeweg in das Herz ihres ostasiatischen Colonialreichs ohne weiteres öffnen und diese der drohenden Macht des nationalen Nebenbuhlers bloßlegen zu lassen. Ohnehin hat die kaiserliche Regie-

rung durch ihre aufgedrungene Theilnahme an dem chinesischen Kriege, durch ihre Expedition nach Cochinchina und durch ihre Bedrohung Madagascars gezeigt, daß sie beabsichtigt, die französische Flagge neben der britischen in den indischen Meeren wieder wehen zu lassen. Es ist allerdings wahr, Frankreich bedarf nicht des Suezkanals, um seinen Weg nach Indien und China zu finden. Wie früher würden seine Kriegsschiffe auch jetzt den Einzug in die südlichen Gewässer um das Kap der guten Hoffnung herum halten. Aber der sichern Herstellung einer französisch-indischen Position, der Gründung von Handelsetablissements, Ackerbaucolonien u. s. w. würde der abgekürzte Weg zwischen Asien und Afrika hindurch unstreitig großen Vorschub leisten. Frankreich — so viel steht auf alle Fälle fest — könnte mittels des neuen Seewegs leichter als sonst in den ostasiatischen Meeren die Grundlagen für eine politische Machtstellung gewinnen, und diese würde um so bedrohlicher für England sein, als auch Rußland, Frankreichs natürlichster Verbündeter, nicht blos gegen Mitteleuropa, sondern auch gegen Großbritannien, von verschiedenen Seiten gegen Indien vordringt.

So lange daher England irgend welchen Einfluß in der Türkei besitzt und so lange die Türkei ihrerseits in Aegypten zu befehlen und zu versagen hat, wird der Kanal über den Isthmus von Suez ungegraben bleiben. Auch Oestreich, welches allerdings alle Veranlassung zu haben schien, das Lesseps'sche Unternehmen zu fördern — ein Blick auf die Lage Triests sagt, was zu sagen ist — ist allmälig lau und zuletzt stumm in der Sache geworden. Der Internuntius in Konstantinopel hat bei der Pforte nichts für das Project gethan, als Lesseps den Ferman zu holen kam, und die östreichische Presse hat, nachdem sie drei Jahre hindurch Loblieder auf die Weisheit gesungen, welche in Aegypten „dem deutschen Handel das Thor nach Indiens Reichthümern öffnen" gewollt, sich schon vor Monaten dahin erklärt, es werde am besten sein, wenn der Kanal vorläufig zu den Acten gelegt würde. Man wird eben eingesehen haben, daß man im Fall der Betheiligung an der Sache, sein Geld nur ausgäbe, um den Franzosen die Herrschaft im Mittelmeer zu erleichtern.

Nicht unwahrscheinlich ist, daß der Plan noch einmal auftaucht, nicht völlig unmöglich, daß er ausgeführt, möglich sogar, wenn auch nur unter Voraussetzung großer Opfer von Seiten Frankreichs, daß der Kanal eine Zeit lang fahrbar erhalten wird. Für diesen Fall aber hat England sich bereits vorgesehen. Noch das letzte Ministerium hat durch die Besitzergreifung von der Insel Perim einen Schritt gethan, welcher beweist, daß man in London das Aeußerste zu wagen entschlossen ist, um in der Angelegenheit das Heft in der Hand zu behalten. Jenes felsige Eiland, welches den Aus- und Eingang in das rothe Meer vollkommen beherrscht, wird seitdem in einen festen Hafen und eine drohende Zwingburg verwandelt. Der Platz kann, wenn die Bauten

vollendet sind, zugleich als Operationsbasis für jede militärische Expedition nach den arabischen und ägyptischen Küsten dienen. Man hat die Besetzung Perims als einen Gewaltact, der ohne die Beistimmung der Pforte geschehen, dargestellt, und die officiösen Blätter in Paris beeiferten sich, dieselbe als Verletzung der Integrität des osmanischen Reiches zu verurtheilen. Die Pforte selbst that nichts, sie protestirte nicht einmal dagegen — ein Beweis, daß sie entweder die Insel im Stillen abgetreten hatte, oder wenigstens von den Maßregeln Englands weniger fürchtet, als von der Durchstechung der ägyptischen Landenge durch französische Hände und unter den Auspicien des Kaisers Napoleon III. Unzweifelhaft wird England noch weiter greifen, wofern das Kanalproject wieder auftauchen und sich der Ausführung nähern sollte. Nächst Aden befinden sich vor der Enge von Bab El Mandeb auch die Hauptpunkte der afrikanischen Küste des rothen Meeres so gut wie in ihrem Besitz, und die Legung ihres Telegraphenkabels durch den arabischen Golf nach den ostindischen Hafenorten, wird ihr Gelegenheit geben, alle wichtigen Stellen an diesem Gewässer bis nach Aegypten hinauf mit ihren Posten zu besetzen. Ja es ist nicht undenkbar, daß die Kanalfrage und die an ihr sich steigernde Eifersucht sogar zu britischen Besitzergreifungen im untern Aegypten führt. Dann könnte sich England noch einmal fragen, ob der Kanal ihm die Kosten seiner Erhaltung lohne, und dann würde die Antwort vielleicht günstiger für das Unternehmen lauten, als jetzt, wo die Kosten durch die Benutzung des Kanals von Seiten der Kauffahrteischiffahrt gedeckt werden sollen. Zur Bejahung der Frage wird aber auch dann noch für England das Bewußtsein gehören, die Herrschaft der Meere auf die Dauer behaupten zu können.

Von der preußischen Grenze.

Da nun die Conferenz in Paris wirklich zusammentritt, um darüber zu berathen, ob die Regierungen und Nationalversammlungen der Moldau und Walachei das Recht haben, trotz des frühern Entscheides der Conferenz sich in Fokschani zu einer Centralregierung und Centralvertretung Rumäniens zu constituiren, vielleicht auch, ob die Skupschtina von Belgrad ihre Befugnisse nicht übertreten hat, wenn sie Serbien zu einem Erbfürstenthum macht und die Regierung ohne weiteres in ihre Hand nimmt, so wollen wir abwarten, was weiter erfolgen wird; vorläufig

hat wol die Börse auf eine Woche Ruhe. Bis auf weiteres halten wir an unserer Ansicht fest, daß Oestreich durch Nachgiebigkeit nach dieser Seite hin die feindlich gestimmten Mächte in Bezug auf Italien zu versöhnlichen Maßregeln veranlassen wird.

Freilich ist es noch zweifelhaft, ob auch die sogenannte „italienische Frage" vor die Conferenz gehört; indessen hat sie jetzt engere Dimensionen gewonnen, ist einigermaßen bestimmter formulirt und dadurch für diplomatische Verhandlungen geeigneter gemacht. Der Schmerzensschrei Italiens beschränkt sich jetzt auf den Kirchenstaat, und hier kann Oestreich wirklich, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, mit den übrigen Großmächten in Unterhandlung treten. Die päpstliche Regierung ist in der eigenthümlichen, auf die Dauer unhaltbaren Lage, ihr Fortbestehen nur den Waffen der beiden Schutzmächte, Frankreich und Oestreich zu verdanken; es ist ganz in der Ordnung, daß diese beiden Mächte miteinander in Berathung treten, unter welchen Bedingungen sie ihr diese Hilfe ferner gewähren wollen; und es liegt nahe, daß wenn sie sich über diese Bedingungen nicht einigen können, sie noch andere Großmächte, die zunächst dabei betheiligt sind, zu Rathe ziehn. Die Frage wird freilich dadurch sehr erschwert, daß der Fürst, den man unterstützt, zugleich das Ansehn der gesammten katholischen Kirche vertritt; aber sie ist immer nicht von der Art, daß sie ohne weiteres eine Kriegsgefahr einschließt, falls nicht anderweite Umstände dazutreten.

So haben auch England und Preußen die Sache aufgefaßt, indem sie in dieser Collision den beiden Mächten ihre Vermittlung anboten; wir dürfen nicht erst hinzusetzen, daß es nach unsrer Ueberzeugung in dem vorliegenden Stadium der Frage die einzige würdige Stelle ist, die Preußen einnehmen kann.

Oestreich ist begreiflich nicht ganz damit zufrieden, es verlangt mehr, und hat, da Preußen vorläufig über die Vermittlung nicht hinausgehn will, bei den übrigen deutschen Regierungen angefragt, wie weit es im Collisionsfall auf sie rechnen könne. Mehre deutsche Kammern haben bereits Kundgebungen veranlaßt, was wir insofern billigen, als jedem Rheinbundgelüst dadurch entschieden vorgebeugt wird. Andrerseits haben die Regierungen vollkommen Recht, vorläufig jede definitive Antwort abzulehnen. Daß ein feindseliger Angriff Frankreichs auf irgend einen Theil des deutschen Reichs dem gesammten Widerstand des deutschen Bundes begegnen wird, versteht sich von selbst; so lange es sich aber nur darum handelt, ob und welche Reformen der Papst seinen römischen Unterthanen gewähren solle, haben die deutschen Regierungen wol hinreichenden Grund, zu erklären, daß sie das ebenso wenig etwas angehe als die Legitimität des Fürsten Johann Alexander I. oder des Fürsten Faustin Soulouque. Wenn Frankreich wirklich — was wir abwarten wollen — der päpstlichen Regierung den Rath ertheilt, den unverantwortlichen Mißbräuchen des Kirchenregiments Abhilfe zu schaffen, so haben wir alle Ursache, ihm darin den besten Erfolg zu wünschen, und Oestreich wird ihm hoffentlich kein Hinderniß in den Weg legen.

Die Lage der Dinge bleibt trotz dieser diplomatischen Vereinfachung immer noch verwickelt genug. Es sind nicht die Ergüsse der inspirirten französischen und östreichischen Presse, nicht die Broschüren von sachkundigen Staatsräthen und sonstige Demonstrationen auf dem Papier, die den Krieg wahrscheinlich machen; denn was

geschrieben ist, hat seine Schuldigkeit gethan und kann als schätzbares Material der Zukunft ad acta gelegt werden; auch nicht das Bündniß zwischen Frankreich und Sardinien und die darauf folgende Hochzeit: denn wenn Frankreich dem kleineren Staat seine Versprechungen nicht erfüllt, so wird dieser schwerlich einen Casus belli daraus machen. Die reale Besorgniß der Börse bezieht sich auf die Rüstungen, die ununterbrochen fortgehn, und für die doch irgend ein Grund vorhanden sein muß. Wenigstens muß doch schließlich irgend wer die Unkosten derselben bezahlen, und daß in Europa in diesem Augenblick kein Mensch auch nur annäherungsweise errathen kann, wer dieser sein wird, das sollte die Cabinete Europas darauf aufmerksam machen, daß es für den Weltfrieden keineswegs nützlich und ihnen selbst keineswegs bequem sein kann, wenn irgendwo der Absolutismus aufgerichtet wird. In constitutionellen Staaten muß man sich doch einigermaßen darüber erklären, wozu man die Rekruten, Pferde und getrockneten Gemüse verwenden will.

Daß die Abgeordneten des preußischen Landtags diese Sache zu keiner Demonstration benutzt haben, spricht ebenso für ihren richtigen Takt als ihr ganzes Verhalten. Es ist ein ebenso seltenes als erfreuliches Schauspiel, daß eine Landesvertretung der Regierung mit vollem Vertrauen entgegenkommt, und ihr jeden Mißbrauch aufdeckt, ohne sie irgend in Verlegenheit setzen zu wollen, und daß die Regierung dies Vertrauen durch das offenste Entgegenkommen und durch die entschiedenste Bereitwilligkeit, jedem erkannten Mißbrauch abzuhelfen, erwiedert. Diesem segensreichen Verhältniß steht bis jetzt nur ein Factor des Staatslebens entgegen, das Herrenhaus.

Das Herrenhaus bildet ebenso einen Theil der beschwornen Verfassung als der Landtag überhaupt, und es hätte für jetzt keinen Sinn, wenn wir darauf hinweisen wollten, daß es innerhalb des preußischen Organismus ein fremdes Glied ist. Auch hier hat das Beispiel Englands einen unglückseligen Einfluß ausgeübt. Als die englische Verfassung zu Stande kam, waren die Lords der Mittelpunkt des Staatslebens, wenn sie auch ihre Streitigkeiten zum Theil im Unterhaus durch ihre jüngern Söhne ausfochten; bei uns haben die ehemaligen „Reichsunmittelbaren" mit dem preußischen Staatsleben gar nicht zu thun gehabt, und die Elemente, durch die man sie ergänzt hat, sind leider unter dem Einfluß blinder Parteileidenschaft ausgewählt. In England hält sich jetzt das Oberhaus nur durch kluges Nachgeben, und auch unsere Pairs sollten bedenken, daß sie alle Veranlassung haben, das Land mit ihrer höchst exceptionellen Stellung erst zu versöhnen, bevor dies Institut im Lande Wurzel schlagen kann. Einer entschieden feindlichen Opposition gegenüber hat die Regierung immer noch ein gesetzliches Mittel in Händen, welches sie freilich nur im äußersten Nothfall anwenden wird. † †

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Der Feldzug der Franzosen nach Kochinchina.

Es gab eine Zeit, wo man von dem Aufeinanderschlagen der Völker weit in der Türkei mit Behaglichkeit Notiz nehmen und dem Himmel danken konnte, daß es daheim ruhiges Wetter gab. Diese Zeit ist vorüber. Eisenbahnen und Dampfschiffe haben die Beziehungen der Reiche und Welttheile zueinander in sehr wesentlicher Weise umgestaltet, und sie werden sie in den nächsten zwanzig oder dreißig Jahren noch weit mehr verändern. Die Machterweiterung eines europäischen Staates selbst im fernsten Osten Asiens kann uns nicht mehr gleichgiltig sein, sie wirkt mit der Schnelligkeit der elektrischen Strömung des Telegraphen zurück auf seine Stellung im Westen, auf seinen Rang im Staatensystem der civilisirten Welt. Die orientalische Frage schwillt von Jahr zu Jahr mehr an. War ihr Gegenstand anfänglich der Besitz Konstantinopels, so umfaßt sie jetzt ganz Asien bis zur Mündung des Amur und bis zu den Inseln und Küsten Indiens, und schon die nächste Generation wird es erleben, daß an den Höfen von Peking und Jeddo ein ähnliches Intriguenspiel der Diplomatie, ein ähnliches Rivalisiren der europäischen Mächte und ein ähnlicher Zersetzungsproceß der bisherigen Verhältnisse beginnt, wie gegenwärtig und schon seit längerer Zeit in Stambul und Teheran. So war das Interesse, das der indische Aufstand, der Krieg in China, und der Frieden erweckte, welcher das himmlische Reich dem Handel Europas aufschloß, ein berechtigtes, so die Theilnahme, welche die Verträge mit Japan und die Erwerbung des Amurlandes durch Rußland allenthalben erregten, eine begreifliche. So erklärt sich auch die Eifersucht, mit welcher namentlich England die aufgedrungene Betheiligung der Franzosen an dem Kriege mit China und den darauf folgenden Zug gegen Kochinchina oder Anam betrachtete.

Längere Zeit waren es nur England und Rußland gewesen, die sich in Asien als Nebenbuhler gegenüberstanden. Ganz allmälig und seit der Besiedelung Kaliforniens rascher war zu ihnen auch die amerikanische Großmacht getreten. Nun gesellte sich unerwartet als vierter Rival Frankreich da-

zu, und zwar in der ausgesprochnen Absicht zu erobern. Die drei andern Mächte, namentlich Amerika, haben bei ihren Schachzügen in den indischen und chinesischen Ländern zunächst handelspolitische Interessen im Auge. Frankreichs Handel in den Meeren Ostasiens ist unbedeutend, man sieht seine Flagge in den Häfen von Kalkutta und Singapur, von Hongkong und Schangai nicht halb so oft als die des kleinen Bremen, von der gesammten deutschen Kauffartheischiffahrt gar nicht zu reden. Frankreich verfolgt hier lediglich den Zweck, den Einfluß, den es einst in den Reichen Ostasiens besaß und den es in den letzten Kriegen gegen England mit seinen dortigen Colonien verlor, wiederzugewinnen, sich zunächst in Anam, wo katholische Missionäre seit Jahren vorgearbeitet haben, einen Kriegshafen zu nehmen, in dessen Nähe vortreffliches Schiffsbauholz wächst, und bei den katholischen Christen Ostasiens seinen Ruf als Schutzmacht ihres Glaubens aufzufrischen. Es wird dabei nicht stehen bleiben, wofern nicht Ereignisse in Europa seine Streitkräfte auf andern Punkten nöthig machen. Schon ist ein Feldzug gegen die Königin von Madagaskar auf die Zeit nach Beendigung des Kriegs mit Anam angekündigt. In Anam selbst wird man sich schwerlich mit dem zunächst erstrebten Hafen begnügen. Andere Punkte in der Nähe Indiens oder auf der Route dahin werden hinzukommen, wie die Einnahme Algiers sich allmälig zu einer Eroberung Algeriens erweiterte, und es liegt nicht außer dem Bereich der Möglichkeit, daß von dieser Operationsbasis aus noch einmal der Versuch gemacht wird, die britische Herrschaft am Indus und Ganges zu erschüttern. Das Bündniß mit England ist weder von der einen noch von der andern Seite auf die Ewigkeit geschlossen, die französische Flotte ist der englischen schon jetzt fast ebenbürtig. Am Amur ist eine russische im Entstehen. Die Interessen Rußlands und Frankreichs aber lassen sich in Indien ebenso vereinigen, wie in der Türkei.

Dies sind indeß nur die äußersten Consequenzen der Politik, welche den Feldzug nach Kochinchina unternahm, und wir haben es im Folgenden mit der Gegenwart zu thun. Die Veranlassung zu dem Unternehmen fand man in Paris darin, daß ein Kaiser von Anam mit Ludwig dem Sechzehnten einen Vertrag abgeschlossen, in welchem er ihm Abtretung des Hafens Turon versprach, und sodann in der Verpflichtung Frankreichs als der Schutzmacht der Anhänger Roms im Orient, die von dem jetzigen anamitischen Herrscher über die Christen in seinem Reich verhängten Verfolgungen zu bestrafen. Es sind dies, wie aus dem Nachstehenden zu ersehen sein wird, Vorwände, welche man nur asiatischen Fürsten gegenüber brauchen kann, da das europäische Staatsrecht sie ebenso wenig anerkennen würde, wie die Berechtigung Englands, den Chinesen mit den Waffen in der Hand seinen Opium aufzudringen.

Das Reich Anam liegt an der Ostküste der hinterindischen Halbinsel und hat, aus den früher gesondert regierten Ländern Tongking und Kochinchina bestehend, eine Größe von ungefähr zehntausend Quadratmeilen. Im Norden an China, dessen Kaiser eine Art Suzeränetät über Anam ausübt, im Westen an Siam und im Osten und Süden an das Meer grenzend, gehört es seinem Klima und seinen Erzeugnissen nach den Tropen an. Seine Bewohner werden der mongolischen Race beigezählt. Wie in China bekennen sich dieselben zu drei verschiedenen Religionen, der des Konfutse, der des Laotse und dem Buddhismus. Ueber die Ausbreitung des Christenthums in Anam wird später die Rede sein.

Bis in das dritte Jahrhundert v. Chr. scheinen Tongking und Kochinchina im Zustand völliger Uncultur verblieben zu sein. Gegen das Jahr 214 v. Chr. eroberte der chinesische Kaiser Thinschi Hoangti diese Länder und besiedelte sie mit Chinesen der benachbarten Provinzen seines Reiches. Später machten sich die Statthalter unabhängig, und es entstanden selbstständige Staaten, die sich untereinander befehdeten, bisweilen miteinander verschmolzen wurden, bisweilen aber auch wieder an China fielen. Das Christenthum begann schon im Jahre 1596 Fuß in Kochinchina zu fassen. Handelsverbindungen wurden aber von Europäern erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts anzuknüpfen versucht. Es war unter der Regierung des Kaisers Wo Wüong im Jahre 1745, als ein Franzose Namens Poivre zu Faifong, einer Stadt nicht fern von dem jetzt von Frankreich eingenommenen Hafen Turon (der von den Anamiten Süa Han genannt wird), ein Comptoir für die Gesellschaft von Französisch-Indien errichtete. 1749 begab sich dieser Agent an den Hof von Hué, um denselben zu einem Handelsvertrag mit der Regierung Ludwigs des Funfzehnten zu bestimmen. Der Versuch schlug fehl, wie bis auf die neueste Zeit alle Versuche dieser Art, mit chinesischen Staaten anzuknüpfen, von letzteren abgewiesen wurden. Auf der einen Seite verachtete man die Fremden als Barbaren, auf der andern fürchtete man ihre Neigung, sich in die innern Streitigkeiten des Landes zu mischen, ihre Herrschsucht und ihre Eroberungspläne.

Da brach im Jahre 1765 ein Aufstand aus, dessen Folgen den Franzosen das Land öffnen sollten. Wo Wüong wünschte, daß statt des rechtmäßigen Thronfolgers der Sohn einer Nebenfrau nach ihm regiere. Sein Premierminister führte nach dem Tode des Herrschers diesen Plan aus, und als der rechtmäßige Thronfolger sich dagegen auflehnte, wurde er ins Gefängniß geworfen, wo er kurz darauf mit Hinterlassung zweier Söhne starb. Der Sohn der Nebenfrau wurde nun unter dem Namen Han Wüong zum Kaiser ausgerufen. Die Willkürherrschaft des Ministers, der ihm die Krone ver-

schafft, bewog die Kochinchinesen, den König von Tongking, welches damals ein Königreich für sich bildete, zur Vertreibung des aufgedrungenen Fürsten herbeizurufen; derselbe kam und eroberte den ganzen Norden von Kochinchina. Dagegen erhob sich wieder ein Steuereinnehmer Namens Nhak, welcher sich mit mehren Räuberbanden vereinigte und es durch glückliche Gefechte dahin brachte, daß die Tongkinesen die von ihnen besetzten Provinzen Kochinchinas räumten, worauf er sich nach Süden wandte, angeblich, um nach Verjagung der Fremden dem legitimen Thronerben, d. h. dem ältesten Sohne des im Kerker gestorbenen Prinzen, zu seinem Rechte zu verhelfen. Seine Anhänger nannten sich Taisong. Der Kaiser Han Wüong mußte vor ihnen das Feld räumen, und bei dieser Gelegenheit entflohen ihm die beiden Söhne seines verstorbenen ältern Bruders. Der jüngere derselben kehrte indeß bald wieder zu seinem Oheim zurück, während der ältere in das Lager der Taisong gelangte, deren Führer, Nhak — jetzt selbst nach dem Throne strebend — ihm seine Tochter vermählte und ihn als Deckmantel für seine ehrgeizigen Pläne bei sich behielt. Nach einigen Jahren gelang es dem Prinzen, diesem Verhältniß, welches sich allmälig zu einer Art Gefangenschaft gestaltet hatte, zu entfliehen. Er kehrte ebenfalls zu seinem Oheim zurück, der durch eine Partei unter den Mandarinen genöthigt wurde, ihm die Krone abzutreten, bald nachher aber, von einer andern Partei unterstützt, im östlichen Theil von Niederkochinchina wieder als Herrscher aufzutreten versuchte. Die Taisong griffen ihn hier an, nahmen ihn gefangen und tödteten ihn. Sein Neffe, jetzt rechtmäßiger Kaiser, wurde von Nhak, der nunmehr offen als Prätendent auftrat, mit den Waffen genöthigt, sich ihm zu ergeben, und der Rebellenhäuptling wußte es so einzurichten, daß der arme Fürst ebenfalls bald das Zeitliche gesegnete.

Jetzt war von der ganzen kaiserlichen Familie nur noch der zweite Neffe Han Wüongs übrig, welcher, als der letztere in die Hände der Taisong fiel, sich zu retten gewußt hatte und eine Zeit lang im Hause des französischen Missionärs Pignaux, Bischofs von Adran, verborgen blieb. Als die Taisong sich zurückzogen, verließ dieser Prinz, welcher damals den Namen Nguyen Anh führte, später aber nach chinesischer Sitte die Benennung seiner Regierungsperiode Schia Long annahm, seinen Zufluchtsort, sammelte einige Soldaten um sich, sah sich bald durch andere Anhänger der legitimen Dynastie verstärkt, machte sich mit deren Hilfe in kurzer Zeit zum Herrn von ganz Niederkochinchina und ließ sich 1779 zum Kaiser ausrufen. Nhak seinerseits wurde von den Taisong zum Kaiser erwählt, wobei er den Namen Thai Dük annahm. Nach verschiedenen Kriegen zwischen den beiden Gegnern wurde der Erbe der alten Herrscher von dem Rebellenkaiser aus Südkochinchina vertrieben. Er floh nach Siam, kehrte 1784 mit einer siamesischen Armee zurück, wurde abermals geschlagen und flüchtete wieder nach Siam, wo er mit dem Bischof von

Adran, der durch den Krieg ebenfalls zur Flucht gezwungen worden, einen neuen Plan zur Wiedererlangung seiner Krone verabredete, und demselben zugleich seinen sechsjährigen Sohn zur Erziehung übergab.

Jener Plan bestand darin, daß der Bischof nach Frankreich reisen und dort für den verjagten Fürsten Hilfe erbitten sollte, wogegen dieser sich anheischig machte, den Franzosen die Bucht von Turon abzutreten und ihnen das Recht einzuräumen, in den Wäldern der Gebirge von Kochinchina, welche reich an den zum Schiffsbau vorzüglich geeigneten Teckbäumen sind, Holz zu schlagen, überdies aber sich verpflichtete, im Fall eines Krieges Frankreichs mit England der erstern Macht ein starkes Contingent kochinchinesischer Krieger zuzuführen. Der Bischof ging mit seinem fürstlichen Zögling wirklich nach Paris und fand bei Ludwig dem Sechzehnten mit seinem Plan eine günstige Aufnahme, und am 28. November 1787 kam ein Offensiv- und Defensivbündniß zwischen Frankreich und Kochinchina zu Stande, welches folgende Artikel enthielt: 1) Frankreich rüstet ein Geschwader von zwanzig Kriegsschiffen aus und stellt dieselben unter den Befehl des Kaisers von Kochinchina; 2) es werden ohne Verzug fünf europäische Regimenter und zwei Regimenter Colonialtruppen nach Kochinchina eingeschifft; 3) der König von Frankreich verpflichtet sich, binnen vier Monaten dem Kaiser von Kochinchina eine Million Thaler, die Hälfte in Baarem, den Rest in Salpeter, Kanonen, Flinten und andern Waffen zu geben; 4) in dem Augenblick, wo die französischen Truppen das Gebiet Kochinchinas betreten, empfangen ihre Generale ihre Befehle nur vom Kaiser des Landes; 5) der letztere macht sich anheischig, sobald die Ruhe in seinen Staaten wieder hergestellt ist, auf das einfache Verlangen des französischen Gesandten alles zu liefern, was zur Erbauung und Ausstattung von vierzehn Linienschiffen an Holz und Lebensmitteln erforderlich ist, und damit dieser Artikel gehörig ausgeführt wird, soll von Europa ein Corps von Offizieren und Unteroffizieren der Marine abgesandt werden, welche in Kochinchina ein bleibendes Etablissement gründen werden; 6) der König von Frankreich wird an allen Punkten der Küste von Kochinchina Consuln einsetzen, welche das Recht haben, Schiffe, Fregatten und andere Fahrzeuge zu bauen oder bauen zu lassen, ohne daß die Regierung Kochinchinas sie irgendwie darin stören darf; 7) der Gesandte Frankreichs am kochinchinesischen Hofe hat die Befugniß, in allen Wäldern, wo er es passend findet, Holz zum Schiffsbau schlagen zu lassen; 8) der Kaiser von Kochinchina und sein Staatsrath treten Seiner Allerchristlichsten Majestät, seinen Erben und Nachfolgern für ewige Zeiten den Hafen und das Gebiet von San Han (die Bucht von Turon und die dazu gehörige Halbinsel) so wie die anliegenden Inseln Fai Fo im Süden und Hai Wan im Norden ab; 9) der Kaiser von Kochinchina verpflichtet sich die Arbeiter und die Materialien zu liefern, welche man zur Erbauung der Forts,

Brücken, Brunnen und Straßen nöthig hat, die zur Sicherung und Vertheidigung der an Frankreich abgetretenen Gebietstheile erforderlich sind; 10) für den Fall, daß die Eingebornen in dem abgetretenen Landstrich denselben verlassen wollten, haben sie die Freiheit, zu gehen, und der Werth des Eigenthums, welches sie zurücklassen, wird ihnen vergütet, in der Gerechtigkeitspflege wird nichts geändert, alle religiösen Meinungen sind frei, die Steuern werden von den Franzosen nach Landesgebrauch erhoben, die Einnehmer in Uebereinstimmung mit dem Kaiser von dem französischen Gesandten ernannt, der Kaiser hat keinen Anspruch auf diese Steuern, welche vielmehr Seiner Allerchristlichsten Majestät gehören, und als Tilgungsmittel der auf das Unternehmen verwendeten Kosten gebraucht werden; 11) für den Fall, daß der König von Frankreich sich zu einem Kriege in irgend einem Theil Indiens entschlösse, ist es dem Befehlshaber der französischen Truppen gestattet, im Lande 14,000 Mann auszuheben, welche auf französische Weise eingeübt werden und der französischen Disciplin unterworfen sein sollen; endlich 12) wenn irgend welche Mächte die Franzosen auf dem Gebiet Kochinchinas angreifen, so hat der Kaiser dieses Landes wenigstens 60,000 Mann Hilfstruppen zu stellen, welche er auf seine Kosten kleidet und verpflegt.

Das ist der Vertrag, auf welchen sich jetzt die Ansprüche Frankreichs gründen. Derselbe kam jedoch nicht zur Ausführung, und so sind natürlich auch diese Ansprüche nichtig. Der Graf von Conway, Gouverneur von Pondichery, an den der Bischof von Adran wegen der Schiffe und Regimenter gewiesen war, verweigerte beides. Bald nachher brach in Frankreich die Revolution aus, und von dem Vertrag war vorläufig nicht mehr die Rede. Dazu kam, daß während der Reise des Unterhändlers das Glück dem Kaiser Nguyen Anh von neuem zu lächeln begonnen hatte. Unter den Taisong war Zwietracht ausgebrochen. Diese Rebellen waren jetzt in drei Parteien gespalten. An der Spitze der einen stand der wiederholt genannte Nhak, an der Spitze der zweiten dessen jüngerer Bruder, welcher Statthalter von Niederkochinchina war, an der Spitze der dritten der jüngste Bruder, welcher Long Nhung hieß und der thätigste, unternehmendste, tapferste der drei war und in der Folge auch der mächtigste von ihnen wurde. Derselbe führte auf Veranlassung einer Revolution im Nachbarlande Tongking ein starkes Heer nach diesem Reiche, eroberte einen großen Theil desselben und kehrte mit großer Beute beladen zurück. Sein Ruhm war hierdurch so gestiegen, daß er sich nicht mehr mit der bisher bekleideten Stelle eines bloßen Statthalters begnügen zu dürfen glaubte. Seine Ansprüche auf selbstständige Herrschaft bewogen den zweiten Bruder Nhaks, mit ähnlichen Forderungen hervorzutreten, und so mußte Nhak oder wie er sich jetzt nannte, Kaiser Thai Dük sich mit Mittelkochinchina begnügen, während der zweite der Brüder sich zum Herrscher

über den untern Theil des Landes aufwarf und Long Nhung sich zum Souverain Oberkochinchinas ausrufen ließ.

Long Nhung griff, nachdem ihn sein älterer Bruder anerkannt, im Jahre 1788 von neuem Tongking an, verjagte den dortigen König, schlug und vernichtete eine chinesische Armee, die letztern wieder einsetzen sollte, und machte sich nach diesem Siege zum Herrn des Landes, worauf er den Namen Kuang Trong annahm. Gegen Nguyen Anh, den Verbündeten Frankreichs, sollte er weniger glücklich sein. Der Vertrag von 1787 allerdings kam nicht zur Ausführung. Aber durch die Sendung des Bischofs von Adran war die Aufmerksamkeit in Frankreich und ganz Europa auf Kochinchina gelenkt worden. Der Bischof selbst hatte mit Privatmitteln einige Schiffe ausgerüstet und eine Anzahl französischer Ingenieure und Offiziere gewonnen, um seinem Freund zu Hilfe zu kommen. Auch England und Schottland lieferten ihm ein Contingent geschickter und unternehmungslustiger Militärs und Schiffsbauer. Diese Männer wurden von Nguyen Anh wohl aufgenommen und sofort zu Mandarinen ernannt, in welcher Eigenschaft sie ihm sein Heer auf europäische Weise einübten, ihm eine kleine Flotte schufen, Waffenschmieden, Kanonengießereien und Zeughäuser einrichteten und verschiedene Festungen anlegten. Der französische Genieoffizier Olivier baute ihm in Saigong, seiner Residenz, ein starkes Fort mit Bastionen, Gräben, Zugbrücken, bedeckten Wegen, Glacis und Lunetten und übte ihm zugleich ein Musketierregiment ein. Die Herrn Dayot und Vannier bauten ihm eine schöne Fregatte. Andere Offiziere errangen im Kampf mit dem Rebellenkönig von Niederkochinchina verschiedene kleine Erfolge, und als letzterer 1789 starb, gelang es Nguyen Anh sich wieder in den Besitz dieses Theils seines Erbes zu setzen. Hierdurch ermuthigt, wagte der Kaiser einen kühnern Streich. Er versammelte ein kleines Geschwader, dem sich die neue Fregatte mit Oliviers Musketieren anschloß und ging mit dieser Macht nach dem Hafen Kui Nhon, wo sich die gesammte Flotte des ältesten der Rebellenkönige befand. Er gedachte dabei nur dem Gegner einen Schlag beizubringen, um ihn an einem Angriff seinerseits zu verhindern, allein sein Plan hatte einen Erfolg, der weit über seine Erwartungen hinausging. Er drang in den Hafen ein, und wurde von den Rebellendschonken mit großem Ungestüm angegriffen. Aber die Fregatte entschied den Kampf in wenigen Stunden. Sämmtliche Fahrzeuge des Thai Dük wurden in den Grund gebohrt und ebenso vernichtete die kaiserliche Flotte alle Magazine, welche die Rebellen in der Bucht besaßen.

Der tapfere Kuang Trong erließ dagegen zunächst eine gewaltige Proclamation, in welcher er eine große Armee zu sammeln und damit die Gegner „wie ein Stück dürren Holzes" zu zerbrechen drohte. Mehr zu thun verhinderte ihn sein bald nachher erfolgender Tod. Sein Sohn und Nachfolger

Kanh Tinh zog seinem Oheim Thai Dük, welcher nach jenem Seesieg von Nguyen Anh in seiner Hauptstadt belagert wurde, zu Hilfe, benutzte aber diese Gelegenheit, den alten Rebellenkönig zur Abdankung zu nöthigen, worauf dieser im Jahre 1793 vor Verdruß starb. Dessen Sohn versuchte sich die väterliche Krone wiederzuerobern, wurde indeß geschlagen, gefangen und von seinem Vetter genöthigt, sich selbst den Tod zu geben, so daß jetzt nur noch ein Kronprätendent, Kanh Tinh, der Sohn des jüngsten der Taisongkönige, dem legitimen Kaiser Nguyen Anh gegenüberstand. Der Krieg zwischen diesen beiden währte noch geraume Zeit. Nguyen Anh, von dem Bischof von Adran klug berathen und von seinen französischen Mandarinen unterstützt, machte bald raschere und ausgedehntere Fortschritte. Auf die Fregatte Oliviers folgten andere Schiffe, und als er deren eine genügende Anzahl besaß, war seine Marine der seines Gegners bei jedem Treffen überlegen. Wiederholt verbrannte er die Flotte der Taisong. Ebenso verbesserte sich seine Landmacht mit jedem Jahr, bald hatte er mehre auf europäische Art geschulte und bewaffnete Regimenter, und obwol sein Heer noch immer an Stärke hinter dem des Rebellenkönigs zurückstand, blieb es doch fast bei jedem Zusammenstoß mit dessen Truppen siegreich. Olivier erbaute auf Befehl des Kaisers in der Provinz Nha Trang ein zweites Fort. Dasselbe wurde 1794 von den Taisong angegriffen, aber die Besatzung schlug den Sturm mit wenig Anstrengung zurück; einige gutgezielte Kartätschenlagen aus den Feldstücken, mit denen die Wälle armirt waren, reichten hin, die Stürmenden zu zerstreuen. Die Feldkanonen riefen unter ihnen, die nur Festungsgeschütze auf plumpen Klötzen kannten, große Verwunderung hervor. „Man kann," sagten sie, „dieser Kriegsmaschine nicht widerstehen, sie lenken sie wie ein Pferd mit dem Zaum, und sie läuft mit dem Heer überall hin." 1799 ergab sich die Hauptstadt der Provinz Kui Nhon der Armee, mit welcher Nguyen Anhs Sohn, der Kronprinz Kauh, sie belagerte. Dieser junge Fürst erlag 1801 einem Scharlachfieber. Er war von dem Bischof von Adran erzogen. Der fromme Herr scheint aber sein Augenmerk entweder nicht so sehr auf die Seele, als auf die politische Bedeutung seines Zöglings gerichtet, oder mit seinen Bemühungen um erstere keinen rechten Erfolg erzielt zu haben. Der Prinz starb theils weil er durch allerlei Ausschweifungen geschwächt war, theils weil er sich durch Zauber heilen lassen wollte. Indeß glückte es zuletzt noch, die Seele für den christlich-katholischen Himmel zu erhaschen. Auf seinen Wunsch wurde er vor seiner letzten Stunde von einem eifrigen Christen noch rasch getauft. Er hinterließ einige Söhne von einer Beischläferin, die, von ihrem Großvater vom Throne fern gehalten und von allen spätern Herrschern mit Argwohn betrachtet, von den Franzosen vielleicht noch einmal benutzt werden können, eine ihnen ergebene Dynastie auf den Thron von Anam zu bringen.

Im Jahre 1801 begannen die Taisong Kui Fu zu belagern. Während dieser Zeit führte Nguyen Anh seine Flotte gegen Hué, damals der Hauptstadt Oberkochinchinas (jetzt ganz Anams), und machte sich zum Herrn des ganzen Landstrichs bis zu der großen Mauer, welche Tongking von Kochinchina trennt. Sich für dieses Jahr damit begnügend, befestigte er sich in der gewonnenen Stellung. Die Rebellenarmee, welche die Hauptstadt der Provinz Kui Nhon wieder eingenommen hatte, sah sich, von ihren Verbindungen abgeschnitten, gezwungen, den Rückzug anzutreten, und indem sie über das westliche Gebirge zog, wurde sie von den wilden Stämmen, welche daselbst hausen, beinahe bis auf den letzten Mann aufgerieben.

Der junge König der Taisong, welcher sich nach diesen Unglücksfällen nach Tongking zurückgezogen hatte, meinte einem chinesischen Aberglauben zufolge dem Verderben, welches ihn bedrohte, dadurch zu entgehen, daß er den Namen seiner Regierungsperiode und damit nach Landesbrauch seinen eignen wechselte. Er nannte sich fortan, statt Kanh Tinh, Bao Hung. Das Glück wendete sich ihm aber nicht zu. Er ordnete starke Truppenaushebungen an und griff im Jahre 1802 an der Spitze einer zahlreichen Armee die Mauer an, welche Kochinchina gegen Tongking abschließt. Aber sein Heer wurde in die Flucht geschlagen. Nach dieser Niederlage befahl er eine neue Armee auf die Beine zu bringen und ließ alle Zugänge nach Tongking zu Lande und zu Wasser befestigen. Diese Vorbereitungen waren nutzlos. Das Heer des legitimen Kaisers, welches im Juni des Jahres in Tongking einrückte, stieß nirgend auf ernsten Widerstand, und schon im Juli war das ganze Land in den Händen Nguyen Anhs. Der junge König der Taisongs, seine Brüder, die gesammte Familie desselben und alle großen Mandarinen wurden gefangen genommen und ohne Ausnahme in Hué hingerichtet. So endigte der Bürgerkrieg in Anam, nachdem er fast dreißig Jahre gedauert. Von dieser Zeit an herrschte das Haupt der Familie Nguyen allein über Tongking und Kochinchina. Vor dem Jahre 1802 führte dieser Fürst in Betreff Tongkings nur den Titel eines Schüa oder immerwährenden Regenten, und alle Erlasse seiner Regierung waren, selbst nach dem Sturz der Familie Li in Tongking durch die Taisongs, nach den Jahren des vorletzten 1786 verstorbenen Königs dieses Landes datirt. Die Tongkinesen gründeten darauf die Hoffnung, der Kaiser von Kochinchina werde nach Vernichtung der Taisongherrschaft sich mit dem gesicherten Besitz von Kochinchina begnügen und die Familie Li auf den Thron von Tongking zurückführen. Aber Nguyen Anh ließ sich, bevor r 1802 zur Eroberung Tongkings aufbrach, zum Beherrscher beider Reiche ausrufen, und wurde als solcher 1804 vom Kaiser von China anerkannt. Die Tongkinesen haben ihm dies sehr übel genommen und sich wiederholt gegen sein Joch aufgelehnt. Ihre Aufstände wurden indeß stets unterdrückt.

Die Anamiten werden dies vermuthlich der Wahl des Namens Schialong zuschreiben, den er sich und seiner Regierungsperiode 1802 vor jenem Feldzug nach Tongking beilegte, und welcher „Gunst des Glückes" bedeutet. Die Franzosen meinen aber, daß sein Glück sich von der Hilfe herschreibe, welche ihm von Frankreich kam. Sie haben darin unzweifelhaft recht, nicht aber mit der Behauptung, daß die Kaiser von Anam nun auch gehalten seien, jenen Vertrag von 1787 zu erfüllen. Die Hilfe, welche jene französischen Offiziere und Techniker leisteten, war die Hilfe von Privatleuten. Der Staat Frankreich hat als solcher nichts geleistet, und kann als solcher auch keine Gegenleistung beanspruchen. Jene Privatleute haben ihren Lohn reichlich erhalten, sie haben wenigstens niemals Anspruch auf mehr erhoben.

Schialong hatte übrigens bei Zeiten eingesehen, nicht blos, welchen Nutzen ihm die Fremden gewährten, sondern auch, welche Gefahr mit ihnen eingetreten war. Er verwendete die von ihnen vertretenen Kenntnisse und Geschicklichkeiten in sehr verständiger Weise auch im Frieden, baute mit ihrer Hilfe Straßen und Werfte, Festungen und Schiffe, richtete Salpeterfabriken ein und ließ sich eine gute Anzahl Geschütze gießen. Er nahm sich aber zugleich in Acht, sie in hohe Stellungen zu bringen und ertheilte, als er im Jahre 1820 starb, seinem Nachfolger den Rath, sich mit den Europäern so wenig als möglich einzulassen, vor allem aber sich zu hüten, ihrem Verlangen nach Landabtretungen zu entsprechen. Die Franzosen hatten ein solches Verlangen bald nach Wiedereinsetzung der Bourbonen auf Grund jenes Vertrags von 1787 gestellt, waren aber von Schialong kurz abgewiesen worden.

Der Nachfolger Schialongs war sein zweiter Sohn, welcher beim Regierungsantritt den Namen Minh Menh, d. i. glänzendes Schicksal, annahm. Er folgte dem Rathe seines Vaters in Betreff seiner französischen Mandarinen. Als er kurz nach seiner Thronbesteigung im Namen Ludwigs des Achtzehnten durch einen Herrn Chaigneau, den man in Paris zum Consul für Anam ernannt, werthvolle Geschenke empfing, sandte er dieselben zurück. Jenen Chaigneau, der seinem Vater längere Zeit wichtige Dienste geleistet, nöthigte er durch Vernachlässigung, sich mit seiner Familie 1824 aus dem Lande zu entfernen. Bald nachher verließen auch die übrigen Mandarinen europäischer Abstammung das Reich. 1825 erschien ein zweiter Abgesandter Frankreichs in der Person de Bougainvilles mit den alten Forderungen, er wurde indeß gar nicht zur Audienz gelassen. Um dieselbe Zeit begannen auch Verfolgungen gegen die französischen und spanischen Missionäre,*) welche unter dem niedern Volke Anams schon seit Jahrzehnten ziemlich viele Proselyten gemacht hatten. Der Grund

*) Der erste christliche Glaubensbote in Kochinchina war der Dominicaner Diego Advarte (1596). Er machte viele Proselyten, wurde aber, als ihm bald nachher spanische Soldaten folgten, verjagt. Später gründeten Jesuiten neue christliche Gemeinden im Lande (1615).

war nicht in religiöser Unduldsamkeit zu suchen. Der Kaiser und seine Mandarinen huldigen einer Religion, die auf Rationalismus hinausläuft. Auch der Buddhismus ist nicht intolerant. Man sah am Hofe von Hué in den christlichen Glaubensboten ganz ebenso wie in den politischen Gesandtschaften Vorboten der Eroberung durch die westlichen Barbaren, und man hatte darin nicht Unrecht. Man hielt sie für Kundschafter, und man war auch damit nicht völlig auf falschem Wege. Man hatte das Beispiel von Indien und China vor Augen, und man wußte, welche Rolle der Bischof von Adran gespielt hatte.*) Was er für die legitime Dynastie gethan, konnte ein anderer für einen Prätendenten thun, wenn dieser dem Katholicismus Vortheile versprach. Minh Menh brauchte von seinem Standpunkt die fremden Priester nicht zu dulden, er konnte fragen, ob man in Frankreich die Lehre des Konfutse oder Schakjamuni predigen lassen werde. Er konnte die Missionäre ausweisen. Wenn er sie köpfen, sie mit glühenden Zangen kneipen, ihnen den Bauch aufschlitzen ließ, so war er eben ein Barbar. Er konnte sich wundern, daß man eine Verfolgung, wie er sie verhängte, als etwas Außerordentliches ansah; denn es war sein Verfahren seit zwei Jahrhunderten Brauch im Lande gewesen. Bis auf Schialong waren nicht weniger als sechzehn katholische Priester wegen Proselytenmacherei hingerichtet worden, die Zahl der einheimischen Geistlichen und Laien gar nicht zu erwähnen.**)

Eine Zeit lang wurde Minh Menh in seinen blutigen Absichten durch den Großmandarin Takuan gehindert, welcher Vicekönig von Niederkochinchina war und den Franzosen wohlwollte. Nach dem Tode dieses Beamten begann die Verfolgung und zwar auf Grund des Umstandes, daß ein anderer Freund Frankreichs, Namens Khoi, sich empörte, sich der Stadt Saigong (wo einst Schialong mit dem Bischof von Adran gegen die Usurpatoren des Kaiserthrones conspirirt) und ganz Niederkochinchinas bemächtigte und den Kaiser für seine Krone fürchten ließ. Minh Menh nahm endlich die von den französischen Mandarinen erbaute Citadelle von Saigong wieder ein, ließ die Vertheidiger derselben über die Klinge springen und den Chef der Rebellen so wie seinen Freund und Berather, den französischen Missionär Joseph Marchand, auf grausame Weise zu Tode martern.

Später hörten die Verfolgungen der Christen auf, und 1839 zeigte sich Minh Menh sogar nicht abgeneigt, den unterbrochenen Verkehr mit Frankreich

*) Derselbe starb 1799. Der Kaiser ließ ihn prächtig bestatten, ging mit seinem ganzen Hofe, seiner Mutter, seinen Frauen, sämmtlichen Großmandarinen und 30,000 andern Leidtragenden hinter der Leiche her, und errichtete dem Todten in einem von ihm selbst bearbeiteten Garten ein Mausoleum.

**) Die ersten Christen, welche hingerichtet wurden, waren einheimische, in Tongking ein gewisser François (1630), in Kochinchina ein Katechet André (1644); der erste europäische Priester, welcher hier als Märtyrer starb, war der Spanier Segueira (1696).

wieder anzuknüpfen. Er sandte drei Mandarinen untergeordneten Ranges nach Paris. Aber Ludwig Philipp weigerte sich, ihnen Audienz zu ertheilen. Diese Abweisung beunruhigte sie wenig; denn sie waren überzeugt, daß die französische Regierung keine Neigung hatte, mit den Waffen gegen ihren Herrn einzuschreiten.

Minh Menh starb im Januar 1841 an den Folgen eines Sturzes vom Pferde. Ihm folgte sein Sohn Tiu Tri, welcher die Verfolgung der Christen weniger eifrig fortsetzte und ziemlich friedlich regierte. Ludwig Philipp schickte im Jahre 1847 die Fregatte Gloire und die Korvette Victorieuse nach Anam, um einen Versuch zu machen, ob der jetzige Herrscher den Fremden geneigter sei als sein Vorgänger. Es kam aber gar nicht zu Unterhandlungen. Als die Schiffe in die Bucht von Turon einliefen, erhielt der Befehlshaber des Geschwaders, Lapierre, von den Mandarinen die Einladung, am Lande zu speisen. Er entsprach dieser Aufforderung mit seinen Offizieren, entdeckte aber noch zu rechter Zeit durch einen Brief, den er auffing, daß die Anamiten den Plan hatten, die Offiziere während des Gastmahls zu überfallen und umzubringen und dann die ihrer Führer beraubten Schiffe anzugreifen und zu vernichten. Der französische Befehlshaber schiffte sich sofort wieder ein und kam dann seinen Gegnern zuvor. Er ging auf die anamitische Flotte los, die aus einer großen Anzahl von Dschonken und mehren schönen Korvetten bestand, und zerstörte sie fast vollständig. Zwischen 1000 und 1200 Feinde verloren in diesem Treffen das Leben, die Franzosen hatten nur einen Todten und etwa ein Dutzend Verwundete. Auf die Nachricht von diesem Unfall ließ Tiu Tri, außer sich vor Zorn, alle europäischen Gegenstände, die sich in seinem Palast vorfanden, zerschlagen, auch wird (von den Missionären) erzählt, er habe sich dadurch gerächt, daß er von seinen Soldaten eine Anzahl in französische Uniformen gesteckte Strohmänner oder Holzpuppen habe zerschießen lassen. Diese Rache scheint indeß seinen Verdruß über den Verlust seiner Flotte nicht beschwichtigt zu haben; denn er starb wenige Monate nach jener Niederlage und man sagte, diese habe seinen Tod beschleunigt.

Auf Tiu Tri folgte auf dem Throne von Anam sein Sohn Tü Dük, ein junger Mann von 28 Jahren. Derselbe gelangte durch eine Palastrevolution zur Krone, welche dem Rechte nach seinem älteren Bruder Anh Fong gebührte. Dieser versuchte wiederholt, sich der Regierung zu bemächtigen, aber seine Unternehmungen schlugen fehl. Er wurde gefangen genommen, in Ketten gelegt und von seinem Bruder genöthigt, sich im Gefängniß selbst zu entleiben. Tü Dük sandte ihm zur Auswahl Gift, eine Schnur und ein Schwert. Die Regierung Tü Düks ist den Europäern und dem Christenthum ebenso feind, als die früheren. Der jetzige Kaiser will durchaus nichts mit den „Barbaren des Westens“ zu schaffen haben. Er meint, und der Hof von Peking bestärkt

ihn darin, daß den Fremden den kleinen Finger geben, ihnen die ganze Hand geben heißt, glaubt, der Einfluß der Missionäre werde, wenn er sich ungehindert ausbreiten dürfe, in kurzem den Einfluß seiner Mandarinen verdrängen, und mag in seinem Reiche keine Menschen, welche ihr Oberhaupt in Rom und in dem Kaiser der Franzosen einen Protector haben. Das ist das ganze Geheimniß seines Widerstandes, und man kann ihm darin nur beipflichten. Die Frage ist nur, ob er diesen Widerstand auf die Dauer wird durchführen können. Hat er es doch nicht einmal hindern können, daß ihm von einem heimlichen Christen in seinem eignen Palaste zu Hué ein sterbendes Kind durch Bespritzen mit Taufwasser in das Christenthum hineinescamotirt wurde.

Der Kaiser Napoleon der Dritte sandte zunächst im Jahre 1856 in der Person des Herrn de Montigny einen Unterhändler nach Anam. Derselbe wurde jedoch mit seiner Forderung auf Herausgabe der Bucht von Turon und der im Vertrag von 1787 genannten Inseln kurz abgewiesen. Die Beendigung des chinesischen Krieges machte im Sommer 1858 die französische Flotte in den ostasiatischen Gewässern verfügbar. Spanien hatte für die Hinrichtung des am 20. Juli 1857 geköpften Bischofs Diaz Genugthuung zu fordern und stellte ein Contingent von Schiffen und Soldaten zu dem Geschwader, welches Admiral Rigault de Genouilly gegen Anam zu führen Befehl erhalten. Am 31. August warf dieses in der Bucht von Turon Anker. Am folgenden Morgen forderte der Admiral brieflich die Mandarinen, welche die Hafenforts besetzt hielten, zur Räumung derselben binnen zwei Stunden auf. Es erfolgte keine Antwort, die Anamiten verließen sich auf die Stärke der Werke, welche von den französischen Mandarinen Schialongs angelegt waren, und von denen zwei die Einfahrt in den Fluß vertheidigten, andere mit ihren Kanonen die Rhede bestrichen. Die europäischen Schiffe, die inzwischen die ihnen angewiesenen Stellungen eingenommen hatten, begannen auf ein Signal vom Admiralschiff Nemesis ihr Feuer. Die größern Fahrzeuge beschossen die Forts der Rhede und brachten sie nach einem halbstündigen Bombardement zum Schweigen, worauf französische und spanische Truppen gelandet wurden, um die Werke zu besetzen. Die Kanonenboote griffen die Forts am West- und Ostufer des Stromes an, und schon nach einer Stunde flog das östliche Fort, dessen Pulvermagazin von einer glühenden Kugel getroffen worden, mit furchtbarem Krachen in die Luft. Das andere Fort hielt sich bis zum nächsten Morgen, wo es ebenfalls aufflog. Der Admiral verschanzte sich hierauf in der Bucht und richtete sich überhaupt zum Bleiben ein. Die anamitische Armee, welche, 10,000 Mann stark, von Hué heranrückte, wagte nichts zu unternehmen, und sie hat auch nach den neuesten Nachrichten keinen Angriff auf die Feinde gewagt. Dagegen hat die große Hitze und die Ungesundheit des Klimas überhaupt unter den Franzosen wie unter den Spaniern be-

reits arge Verheerungen angerichtet, und der Plan des Oberbefehlshabers, nach der Hauptstadt Hué zu ziehen, hat bis zum Eintreffen von Verstärkungen aus Europa vertagt werden müssen.

Die Anamiten haben sich bis jetzt so wenig tapfer geschlagen, wie ihre Nachbarn und Stammgenossen, die Chinesen an den Forts der Peihomündungen, obwol sie von dem Angriff der Franzosen Kenntniß hatten und mit Kriegsmaterial reichlich versehen waren. Ihre Forts waren im besten Zustande, die Mauern neu ausgebessert, die Wälle mit Kanonen vom schwersten Kaliber versehen. Die Geschütze waren zum Theil aus Gußeisen, zum Theil von Kanonenmetall, die meisten waren sehr schön und alle mit neuen Blöcken als Unterlage versehen. Außer seiner Armirung enthielt das Westfort einen Park Feldgeschütze. Es waren sechs- und neunpfündige Kanonen mit Bronzerohren. Die Lafetten lagen auf sehr hohen Rädern, die für die schlechten Straßen des Landes ganz vorzüglich passen. Die Handwaffen, die man in den eroberten Werken fand, hatten nichts Besonderes an sich. Es waren gewöhnliche Flinten aus französischen und belgischen Fabriken. Das Pulver, von dem man beträchtliche Quantitäten erbeutete, war englischen Ursprungs und wahrscheinlich in Singapur oder Hongkong gekauft.

Die Bucht von Turon bietet vom militärischen Gesichtspunkt alle möglichen Vortheile, und sie liegt zugleich von allen Häfen des Landes, welche großen Schiffen die Einfahrt gestatten, der Hauptstadt Hué am nächsten. In Beziehung auf den Handelsverkehr ist die südlicher gelegne Hauptstadt Niederkochinchinas Saigong oder Giadinh von größerer Wichtigkeit. Die Umgebung dieser letztern Stadt ist der fruchtbarste Theil des Reiches Anam, und wenn die Franzosen hier eine Factorei anlegten, so könnte dieselbe unter sonst günstigen Umständen zum Stapelplatz nicht blos für die Erzeugnisse Niederkochinchinas, sondern für alle die Waaren werden, welche das Nachbarland Kambodscha ausführt. Diese beiden Länder werden von mächtigen Strömen und einer großen Anzahl schöner Kanäle durchschnitten, welche den Verkehr außerordentlich erleichtern würden.

Daß die Franzosen den Hafen von Turon behalten werden, ist mit Sicherheit anzunehmen. Ob man sich in das Innere wagen wird, läßt sich noch nicht sagen. Mit fünf- bis sechstausend Mann europäischer Truppen möchte eine Eroberung Anams nicht unmöglich sein. Die Bevölkerung dieses Reiches beläuft sich allerdings auf mehr als zwanzig Millionen, aber dieselben sind über einen Raum von dreihundert Lieus (180 deutsche Meilen) zerstreut und können deshalb ihre Contingente nicht leicht auf einem Punkt vereinigen. Die europäische Kriegskunst und Bewaffnung der Angreifer würde übrigens die Vertheidigung des Landes, auch wenn diese fünf- und sechsmal so viel Soldaten zur Verfügung hätte, in kurzem zurückdrängen. Ferner könnte sich

Frankreich leicht mit Siam, welches mit der französischen Regierung seit einiger Zeit auf gutem Fuße steht, verbünden, so daß während die Franzosen von Osten vorrückten, ein siamesisches Heer von Westen her einbräche. Sodann ist in Anschlag zu bringen, daß in Anam noch immer gegen 200,000 Christen wohnen, unter denen die Franzosen, wenn sie in die Gegenden vorgedrungen sind, wo die christliche Bevölkerung am dichtesten ist, Aushebungen veranstalten können, die den Vortheil haben würden, daß sie das heiße Klima besser vertrügen, als die Europäer. Endlich möchte sich unter Umständen auch der Fürst des angrenzenden Kambodscha, der zu Anam jetzt im Verhältniß eines Lehnsfürsten steht, bereit finden lassen, mit den Franzosen gegen den Kaiser in Hué gemeinschaftliche Sache zu machen.

Dieser König, Namens Ong Düong, zeigt recht deutlich, was die Herrscher Anams sich von den Missionären zu versehen haben. Unzufrieden mit der Stellung eines tributpflichtigen Fürsten, begann er in den letzten Jahren auf Mittel zu denken, sich von dem Kaiser in Hué völlig unabhängig zu machen. Er dachte dabei sofort an die Missionäre, die sich in Niederkochinchina aufhielten und ließ durch Christen seines Landes heimlich Verbindungen mit ihnen anknüpfen und anfragen, ob man ihm für den Fall eines Krieges mit Anam den Beistand Frankreichs verschaffen könne. Der Priester Miche, Coadjutor des apostolischen Vicars für Südkochinchina, ging auf den Antrag ein und begab sich zum Zweck weiterer Verhandlungen nach Kambodscha, wo er vom König sehr wohlwollend aufgenommen wurde. Es wurden zunächst christliche Gemeinden gegründet, dann schrieb der Missionär nach Frankreich, um den obenerwähnten Agenten de Montigny einzuladen, sich bei seiner Reise durch Siam und Kochinchina auch am Hofe von Kambodscha einzufinden. Inzwischen war jedoch bei dem König die Furcht rege geworden, man könne in Hué von seinen Intriguen Kenntniß erhalten und ihn zur Rechenschaft ziehen, und so ließ er de Montigny, als dieser sich anschickte, ihm den gewünschten Besuch abzustatten, wissen, daß er ihn nicht empfangen könne, und der Unterhändler Frankreichs mußte sich unverrichteter Sache zurückziehen. Haben die Franzosen in Kochinchina eine Schlacht von Bedeutung gewonnen, so wird der Hof von Kambodscha sicher andern Sinnes werden, und eine rasche Unterwerfung Anams wird die Folge sein.

Wir knüpfen hieran noch einige Nachrichten über das bisher wenig bekannte Land. Dieselben sind auszugsweise dem im vorigen Jahre erschienenen neuesten Werke über diese Reiche: „Voyage dans l'Indo-Chine par Bouilleveaux" entnommen. Das Reich Anam hat bei seiner großen Länge nur im Norden und im Süden eine verhältnißmäßige Breite, die übrigen Theile des Landes sind nirgend breiter als 13 deutsche Meilen. Kochinchina bildet die südliche, Tongking die nördliche Hälfte des Kaiserthums. Kochinchina

zerfällt in drei Theile: Ober-, Mittel- und Niederkochinchina. Oberkochinchina besteht aus drei Provinzen: Kuang Binh, Kuang Tri und Kuang Dük, wo Hué, die Hauptstadt von ganz Anam liegt. Mittelkochinchina hat sechs Provinzen, von denen wir, um die Leser mit barbarischen Namen zu verschonen, nur die von Kuang Nam nennen, da hier der Hafen Turon und der gegenwärtige Kriegsschauplatz sich befindet. Niederkochinchina endlich hat ebenfalls sechs Provinzen.

Tongking ist in elf Provinzen getheilt, und seine Hauptstadt wird gewöhnlich Kecho, d. i. Markt genannt, im höhern Stil heißt sie Tang Long Tanh, d. i. die Stadt des Drachen. Die Provinzen bestehen aus Fu oder Präsidentschaften, diese aus Huyen oder Kreisen, diese wieder aus Tong oder Aemtern und diese letztern aus Xa, welche unsern Gemeinden entsprechen. Einen Adel gibt es in Anam so wenig wie in China. Die vornehme Welt besteht lediglich aus den zahlreichen Beamten, und da diese Würde nicht erblich ist, so geschieht es oft, daß der Sohn eines Mandarins ein armer Mann wird, während ein Bauernsohn sich durch geistige Gaben oder Intriguen zu den höchsten Ehren aufschwingt. Sklaven kennt man in Anam nicht, ausgenommen die Moi, Wilde der östlichen Gebirge, welche zuweilen in den Niederungen verkauft werden. Am stärksten bewohnt ist Tongking, dann der Norden von Kochinchina. Die Regierungsform des Landes ist der Despotismus, indeß ist der Kaiser oft nur dem Namen nach der absolute Herrscher, und unter den letzten beiden Kaisern beherrschte der Großmandarin Kue, Schwiegervater des gegenwärtigen Kaisers, das Land fast ohne alle Controle.

Ober- und Mittelkochinchina haben nur kleine Flüsse. Dagegen wird Tongking von dem großen Fluß Song Ka durchströmt, an welchem die Hauptstadt Kecho liegt, und Niederkochinchina besitzt außer dem tiefen Flusse, welcher in den vortrefflichen Hafen von Saigong mündet und bis zu der 18 Meilen vom Meere gelegenen Hauptstadt der Provinz Giadinh für Seeschiffe fahrbar ist, den gewaltigen Strom Mekhong, dessen Arme Meeresarmen gleichen, und welcher einer der größten Ströme Asiens ist. Niederkochinchina ist eine ungeheure Ebene, die vortrefflich zum Ackerbau und wegen ihrer zahlreichen Flüsse und Kanäle auch für den Handelsverkehr besonders geeignet ist. „In der That," sagt unser französischer Gewährsmann, seine Gedanken verrathend, „die Europäer würden daraus ein neues Java machen, wenn das Land in ihren Händen wäre." Das Klima allerdings ist nicht zu loben. Es ist außerordentlich heiß und zugleich sehr feucht und infolge dessen der Gesundheit wenig zuträglich. Fieber und Dyssenterie sind zu allen Jahreszeiten an der Tagesordnung.

Von wilden Thieren, namentlich von Schlangen und Krokodilen wimmelt es in Anam. Von letzteren trifft man häufig Exemplare, welche eine Länge von 15 Schuh haben, und wenn man die Wälder und Wüsten des

Landes zur Zeit der Ueberschwemmungen durchreist, hört man unablässig das grausenvolle Gebrüll dieser riesigen Eidechsen, eine Musik, der sich oft noch die furchtbare Stimme des Königstigers beimischt. Elephanten und Nashörner sind gleichfalls in Menge in der Wildniß anzutreffen, ebenso Rudel von wilden Büffeln und Schweinen. An den Gewässern schwärmen zahllose Pelikane, Störche, Kraniche und Reiher, in den Wäldern Pfauen und andere Prachtvögel. Außerordentlich lästig sind die weißen Ameisen, welche nur Steine und Metalle unzernagt lassen. Auf den Feldern, welche in der trocknen Jahreszeit — December bis Mai — künstlich bewässert werden müssen, baut man Reis, Mais, Zuckerrohr, Indigo, Tabak und Baumwolle. Früher hatte man auch den Kaffeebau versucht, und die Versuche waren gelungen. Seit aber die Europäer verjagt worden sind, hat man die Pflanzungen eingehen lassen. In vielen Provinzen beschäftigt man sich mit der Zucht von Seidenwürmern, in einigen auch mit dem Pfefferbau. Die Wälder sind reich an den kostbarsten Hölzern, die Gebirge Tongkings, Ober- und Mittelkochinchinas enthalten Gold und Eisen, so wie verschiedene schöne Marmorarten.

Im Kaiserthum Anam wird der Handel mit dem Ausland fast nur von chinesischen Dschonkenführern betrieben. Diese führen Stoffe, eiserne Geräthe, grobes Porzellan, eingemachte Früchte und Thee ein, und empfangen dafür Reis, Fische, getrocknetes Fleisch, Felle, Rhinoceroshörner, Seide, Indigo und verschiedene Droguen. Sie sind dabei stets im Vortheil; denn ohne eine Spur von Gewissen und Ehrlichkeit verkaufen sie immer mit zu leichten und kaufen sie nie anders als mit zu schweren Gewichten. Die Landesmünze besteht aus Zink oder Silber, Kupfer wird selten, Gold niemals dazu verwendet. Das letztere Metall dient nur zu Schmucksachen für Frauen und Kinder, zu Tabaks- und Beteldosen für die Männer. Der Tag wird von den Anamiten in 12 Stunden, das Jahr in 12 Mondmonate eingetheilt. Statt unsrer Jahrzehnte und Jahrhunderte haben sie Gruppen von 12 und 60 Jahren. In der Geschichtschreibung indeß rechnen sie nach den Regierungsjahren ihrer Kaiser. Ihr Zahlensystem ist das Decimalsystem, ihre Sprache die chinesische, die indeß nur von den Gelehrten rein gesprochen wird. Von Gestalt sind die Anamiten in der Regel klein und untersetzt, ihre Gesichtszüge tragen den mongolischen Typus, ihre Hautfarbe spielt stark ins Gelbe. Unförmliche Rundung und Dicke gilt für Schönheit. Männer und Frauen lassen die Haare wachsen. Die Kleidung des Volkes ist sehr decent und bei beiden Geschlechtern gleich, nur daß die Männer eine Art Turban von Krepp tragen, während die Frauen stets baarhäuptig einhergehen. Im Uebrigen ist zu bemerken, daß die Tracht der chinesischen ähnlich ist, daß nur alte Leute und Stutzer sich der Sandalen oder Babuschen bedienen, und daß man sich vom dreißigsten Jahre an den

Bart wachsen läßt, dieser aber gewöhnlich sehr dürftig ausfällt, bekanntlich eine Eigenschaft aller mongolischen Völker.

Die Reichen und alle Würdenträger leben in Vielweiberei. Die ärmere und niedrigere Classe begnügt sich mit einer Frau, entschädigt sich aber dadurch, daß sie häufig mit den Ehehälften wechselt. Außerdem fehlt es hier ebenso wenig wie in China an Gelegenheit, sich geschlechtlichen Ausschweifungen hinzugeben. Die Lebensdauer der Anamiten ist im Allgemeinen nicht sehr groß. Man begegnet selten Greisen, und ein Mann von funfzig Jahren hat in der Regel das Aussehen eines Siebzigers bei uns. Ungesundes Klima, ungenügende Nahrung und ein träges Leben mögen die Haupturſachen davon sein. Seit einigen Jahren ist dazu der Gebrauch des Opium gekommen, der die Lebensdauer seiner Liebhaber noch mehr vermindert. Die am häufigsten auftretenden Krankheiten sind außer Fiebern und Dyssenterien der Skorbut, Rheumatismus, Elephantiasis, Aussatz und andere Hautübel. Die Arzeneien, deren man sich dagegen bedient, werden von chinesischen Händlern verkauft, sie sind wenig werth, und wenn sie niemals helfen, so schaden sie meist auch nicht allzu viel. In jedem Hause, welches sich einer guten Lage erfreut, findet sich ein Künstler, welcher sich den Namen Tai dük, d. i. Doctor der Medicin beilegt. Die Nebenbuhler der Aerzte sind die Zauberer, die fast noch mehr Zulauf als jene haben. Man hört sie oft einen großen Theil der Nacht ihre Zauberlieder an Krankenbetten singen. Sie schlagen dazu das Tamburin, verrenken sich, springen wie besessen einher, schneiden die gräßlichsten Grimassen und lassen sichs überhaupt sauer werden. Dafür wird ihnen aber auch, wenn der böse Geist aus dem Kranken fährt, allgemeine Bewunderung. Es ist freilich wahr, oft nimmt der Dämon dabei die arme Seele des Leidenden mit. Aber was schadet's! „Tai fap nay hay lam" — dieser Zauberer ist doch sehr stark — sagen die Leute und damit hat das Schauspiel ein Ende.

Die Dörfer und Städte des niedern Landes liegen meist an Flüssen oder Kanälen, und so bedient man sich der Barken, um Besuche zu machen oder Geschäfte zu besorgen. Die Wohnungen sind gewöhnlich mit Baumgärtchen umgeben, in denen man Kokospalmen, Orangen- und Mangobäume und Bananen erblickt. Die Häuser sind ziemlich einfach: eine Art Hallen, die von Säulen getragen werden. An den Säulen und Thürpfosten kleben eine Menge Streifen von gelbem oder rothem Papier, die mit Sprüchen aus den Schriften chinesischer Philosophen beschrieben sind. Man findet keine mehrstöckigen Häuser. Das Dach ist mit Stroh, selten mit Ziegeln gedeckt. Die Wände bestehen aus Planken und Balken, nur die Pagoden haben steinerne Mauern. Alle Häuser sind voll von lästigen Insekten, und selbst Vornehme tragen deren in Masse an ihrem Körper mit sich herum. Oefen und Kamine sind unbekannt.

Die Küche ist allenthalben übel bestellt, und ein Europäer bedarf beim Anblick der Unreinlichkeit, mit der die Speisen zubereitet werden, der Ueberwindung, um etwas genießen zu können. Brot, Wein, Milch, Butter sind Genüsse, auf die man in Anam zu verzichten hat. Das Morgen-, Mittags- und Abendessen besteht in Reis, der in Wasser gekocht ist, und den frische, getrocknete oder gesalzene Fische, bisweilen auch Schweine-, Büffel- oder Elephantenfleisch als Zugaben begleiten. Als Leckerbissen gelten gewisse Theile des Krokodils, Seidenwürmer und Eier, in denen das Hühnchen bereits ausgebildet ist. Auch der fliegende Maki oder Waldteufel (eine Affenart) wird häufig gegessen, und unser Gewährsmann meint, ein Gericht Makibraten mit indischem Curry sei durchaus nicht zu verachten. Ein kochinchinesisches Diner wird in Gefäßen aufgetragen, welche die Gestalt unserer Kaffeetassen haben. Auf kleinen Schüsselchen bringt man das Fleisch herein, welches stets in winzige Bissen zerschnitten erscheint. Die Mehrzahl der Anamiten ißt auf dem Erdboden sitzend, Vornehme bedienen sich dabei eines kleinen runden oder viereckigen Tisches. Der Gebrauch der Gabeln und Löffel ist unbekannt, man führt die Speisen wie in China mit Stäbchen von Holz, Elfenbein oder Ebenholz zum Munde. Während des Essens wird nicht getrunken, vor der Mahlzeit trinkt man, „um sich Appetit zu machen" einen tüchtigen Schluck Arak, nach derselben einige Tassen chinesischen Thee. Arme begnügen sich statt dessen mit warmem Wasser, in das sie Blätter des anamitischen Thees oder anderer Pflanzen werfen. Kaltes Wasser zu trinken ist sehr ungesund, in den Gebirgen soll es selbst tödtlich wirken.

Die Kochinchinesen werden als überaus vergnügungssüchtig beschrieben. Sie sind leidenschaftliche Hazardspieler und es geschieht oft; daß einer seine Frau, seine Kinder, ja seine eigne Freiheit im Spiel verliert. Besonders beliebt sind Wetten bei Hahnenkämpfen, auch veranstaltet man zu demselben Zweck Kämpfe einer Art kleiner rother Fische in Glasvasen. Fleißige Arbeiter sind in Anam die größte Seltenheit. Wer irgend kann, sucht seinen Lebensunterhalt durch Kleinhandel. Diebe giebt es unzählige, und jeder muß des Nachts auf seiner Hut sein, sonst wird ihm der Pfühl unterm Kopfe weggenommen. Die Polizei des Landes ist auf dem Papier vortrefflich eingerichtet, in Wirklichkeit ist sie um so schlechter. Jeder Richter ist bestechlich, und unsre Quelle sagt, nur Einfaltspinsel und arme Leute würden hier zu Lande bestraft, der größte Schurke gelte als Ehrenmann, wenn er nur den Schein zu bewahren verstände.

Wie in China werden die Eltern von den Kindern mit größter Ehrfurcht und Rücksicht behandelt. Ein eigenthümlicher Gebrauch dagegen ist, was Bouilleveaux von der Verehrung sagt, die dem Alter überhaupt erwiesen wird. Ein Mann, der das funfzigste Lebensjahr überschritten hat, ist von

allen Frohndiensten und Abgaben befreit; wenn er sich eines Vergehens schuldig macht, so erhält er einen Verweis, aber niemals wird man wagen, ihn zu strafen. Die Kinder beten zu ihren verstorbenen Eltern wie zu Hausgöttern und bringen ihnen Opfer. Dasselbe thun Schüler mit Lehrern, welche mit Tode abgehen. Die Hochachtung, welche ein Anamit gegen seinen Vater, seine Mutter und seinen Lehrer an den Tag legt, würde bewundernswerth sein, wenn sie von Herzen käme, aber sie ist wie die meisten Tugenden dieses Volkes meist nur Verstellung. Keine Nation scheint sich auf das Heucheln und Täuschen besser zu verstehen als die anamitische, und unser Gewährsmann — der fast acht Jahr dort zugebracht hat — ist der Meinung, je freundlicher und demüthiger ein Anamit sich einem Fremden nahe, desto sicherer könnte dieser sein, daß er etwas gegen ihn im Schilde führe. Von aufrichtiger Anhänglichkeit und Treue hätten sie keine Ahnung, hündisch unterwürfig gegen den, der ihnen mit zweifelloser Gewalt gegenübertrete, würden sie, wenn das Glück dem Mächtigen den Rücken kehrte, mit um so schamloserer Frechheit und um so hochmüthigerer Geberde gegen ihn auftreten, je tiefer vorher ihre Verbeugungen, je wärmer ihre Versicherungen der Dankbarkeit oder Ehrfurcht gewesen seien.

Bouilleveaux schließt seine Schilderung von Land und Leuten mit folgenden Worten:

„Alles wohl erwogen ist das Kaiserreich Anam von den Ländern Asiens dasjenige, welches sich, wenn es in den Händen der Franzosen wäre, sehr leicht die christliche Civilisation aneignen würde. (Der Verfasser meint nach dem Folgenden wol nur die äußere Politur und Dressur dieser Civilisation). Die Anamiten haben sicher nicht die geistige Kraft, die Energie und den Thätigkeitstrieb der Europäer, aber sie sind dafür in der Regel auch nicht den Excessen der Leidenschaft unterworfen, welche bei den Abendländern häufig ein ungebändigter Sinn begeht. Ihre Sitten sind milder, ich möchte sogar sagen, anständiger, wenigstens äußerlich, als die der Franzosen. Es kommen bei uns jeden Tag eine Menge von Nachlässigkeiten und Ungebührlichkeiten vor, welche in Kochinchina als grobe Verbrechen betrachtet werden würden. Dennoch darf man diese armen Kinder Anams nicht loben, wenn sie voll Rücksicht, Artigkeit, Bescheidenheit und selbst Demuth sind; denn in diesem Lande ist die Demuth eine Tugend des Herkommens, des guten Tons, und sie sind außerdem Heuchler, Betrüger, Diebe und vor allen Dingen Lügner in einem Grade, der allen Ausdruck übersteigt."

Neurussische Realpolitik.

2.

Die Zeit schweigender Erwartung in der russischen Nation zwischen dem pariser Frieden und der moskauer Krönung blieb von der Stellungnahme der russischen Politik zum Auslande nicht unbenutzt. Graf Orloff, welcher bekanntlich mit unvergleichlicher Gewandtheit eine Separatverständigung zwischen dem pariser und petersburger Hofe erreichte, bevor noch die Friedensconferenzen der Diplomaten begonnen hatten, trat an die Spitze des kaiserlichen Cabinets. Fürst Gortschakoff, welcher in Wien jahrelang das Terrain mit allen Mitteln Nesselrodescher Politik beherrscht hatte und schließlich dennoch in rascher Wendung derselben entgegentrat, als sie den Fehler machen wollte, auch da noch den Widerstand fortzusetzen, als Oestreichs äußere Nöthigung zu einer activen Kriegspolitik stärker geworden war, wie sein eigner Wille, während Rußland nicht im Stande gewesen wäre, auch dieses neue Kriegstheater zu behaupten — dieser Fürst Gortschakoff empfing das Portefeuille des Aeußern. An die Stelle des greisen Kriegsministers Fürsten Dolgoruki trat aber nicht sein von der aristokratischen Kriegspartei erhoffter Adjunct Katenin, sondern der als strenger Militärverwalter bekannte General Sukhozanet der Zweite. Diese drei Ernennungen, welche gleichzeitig im April 1856 erfolgten und zwar so eilig, daß Graf Orloff noch nicht einmal zurückgekehrt war, sprachen deutlich genug; sie hießen: Freundschaft mit der in Napoleon des Dritten Persönlichkeit concentrirten Politik Frankreichs, Fortdauer der unausgesöhnten Stellung zu Oestreich, innere Kräftigung des Armeewesens. Aber auch die Partei der altrussischen Traditionen ward nicht vergessen. Die Kriegspolitik, welche momentan in Europa desavouirt war, wurde auf Mittelasien gewiesen. Gleichsam als Bürgschaft dafür, daß die Regierung dort ihre alten Ueberlieferungen mit neuem Eifer verfolgen werde, ward Katenin zum Generalgouverneur von Orenburg und Samarah ernannt, während Murawieff, der Sieger von Kars und Generalstatthalter Kaukasiens, das Obercommando von Amur erhielt, indessen Paniutin mit China über Erweiterung des russischen Gebiets bereits verhandelte.

Die englisch-östreichisch-französische Tripelallianz, welche fast am Tage jener petersburger Ernennungen unterzeichnet wurde (16. April), um den Märzfrieden gegen Rußland zu sichern, hinderte im Augenblick ein hastiges Vorschreiten freundschaftlicher Anknüpfungen mit Frankreich. Dagegen gab sie vortreffliche Gelegenheit, vor Europa zu constatiren, daß Rußlands Kaiser

die Ursachen anerkenne, welche maßgebend gewesen waren für Preußens Fernhaltung vom pariser Aprilvertrag, nachdem man ihm bei den Verhandlungen des Märzfriedens eine zweite Rolle angewiesen hatte. Der Besuch Kaiser Alexander des Zweiten in Berlin (Mai) sollte zwei Absichten gleichzeitig erfüllen. Einmal sollte er der Welt sagen, daß Rußland der Stellung nicht fremd war, welche der deutsche Bund unter preußischer Führung gegen die Ueberzeugungen der Nation eingehalten hatte; dann sollte er andeuten, daß der Zar, wenn nöthig, für die Consequenzen dieser Politik einzustehen entschlossen sei. Der Eifer, womit die nichtöstreichischen Fürsten Deutschlands dem Rufe zur Verherrlichung des kaiserlichen Besuches in Berlin folgten, gab der Versammlung das Aussehn eines demonstrativen (von Rußland, dann von Preußen schon während des Krieges betriebenen) Fürstencongresses so sehr, daß man unmittelbar nachher selbst für gut finden mußte, officiös und officiell die Absicht zu dementiren, als habe die Demonstration der Aprilallianz gegolten. Allein die Demonstration blieb und bezeugte mindestens, daß nicht blos den übrigen deutschen Höfen, sondern auch dem damaligen Preußen die Innigkeit ihrer Freundschaftsbeziehungen mit Rußland höher stand, als diejenige mit Oestreich. Die Fortdauer der Isolirung östreichischer Politik in Deutschland, so weit sie Rußland betrifft, ward solchermaßen äußerlich als Thatsache hingestellt.

Ziemlich dieselben Höfe, deren Fürsten sich in Berlin um den Kaiser von Rußland gruppirt hatten, waren es nun auch, welche zur Krönung nach Moskau ihre Prinzen von Geblüt abordneten. Alle Großstaaten außer Preußen begnügten sich mit diplomatischen Vertretungen. Die Wahl der Persönlichkeiten für diesen Repräsentationsact war so lang und ausführlich sogar in der Presse discutirt worden, daß das russische Cabinet, wenn es das Krönungsfest zu einem formellen Programm seiner äußeren Politik benutzen mochte, vollkommene Muße hatte, jedes Wort eines solchen Documents nicht blos der Zukunft, sondern auch den augenblicklichen Verhältnissen anzupassen. Indem nun das Circular vom 2. Sept. 1856 an die auswärtigen Vertreter Rußlands noch vor dem Krönungstag (7. Sept.) erlassen wurde, konnte es zunächst die Form umgehen, seinen Ausgangspunkt vom Krönungsact selbst zu nehmen. Auf der andern Seite wurde jedoch eine formelle Hervorhebung desselben aus der Serie sonstiger diplomatischer Actenstücke dadurch angedeutet, daß es aus der Krönungsstadt und aus der Zeit des kaiserlichen Aufenthalts in Moskau zum Zweck der Krönung datirt war. Als Gelegenheit seiner Kundgebungen ergriff es ferner zwei Streitfragen — die Einmischung in das neapolitanische Staatsregiment und die Besetzung Griechenlands —, in denen die Westmächte zwar principiell im Gegensatz zu Rußland zusammengingen, aber auch in Differenz miteinander über Mittel

und Wege ſtanden. Zugleich war wieder Oeſtreich in der einen (neapolitaniſchen) Frage nur formell neutral, in Wahrheit dagegen und durch ſeine italieniſchen Intereſſen auf eine Zuſtimmung zur ruſſiſchen Mißbilligung gegen die weſtmächtliche Interventionspolitik gewieſen. Endlich aber mußten alle Staaten zweiten Ranges, wie auch die Principien ihrer inneren Politik beſchaffen ſein mögen, ſchon darum mit Griechenland und Neapel ſympathiſiren, weil es ſich bei beiden jedenfalls um eine Beſchränkung ihrer ſouveränen Selbſtbeſtimmung durch ein aggreſſives Verfahren ſtärkerer Mächte handelte.

Alle dieſe Umſtände faßte jenes Circular genau ins Auge; und indem man es zuſammenhält theils mit der Stellung Rußlands, wie ſie durch die Neugeſtaltung des petersburger Cabinets und den berliner Fürſtencongreß angedeutet war, theils mit der Stellung, welche die Prinzen der Mittelſtaaten ſoeben bei der Kaiſerkrönung einzunehmen kamen, erhält es doppelt die Bedeutung eines realpolitiſchen Programms. Die beiden ſpeciellen Streitfragen wegen Griechenland und Neapel waren in dem Augenblick, da Rußland ſein Circular erließ, an ſich kaum danach angethan, eine ſo entſchiedene Kundgebung zu erfordern. Dagegen erſchien allerdings der Moment ganz beſonders geeignet, um ſie und alle Mittelſtaaten zu verſichern, daß ſie gegen etwaige Unbill von größeren Staaten, wie unter Nikolaus dem Erſten, ſo unter Alexander dem Zweiten an Rußland einen Schutzherrn ihrer Souveränetät finden würden. „Achtung vor dem Recht und der Unabhängigkeit der Regierungen“ hieß es, „hätten in der orientaliſchen Angelegenheit die Gegner Rußlands zur Parole genommen;“ der pariſer Friede habe die Beſtimmung gehabt, „den normalen Zuſtand der internationalen Beziehungen in Europa wieder herzuſtellen.“ Rußland wolle bei keiner der europäiſchen Mächte vorausſetzen, daß „es ſich damals nur um ein paſſendes Gelegenheitswort (mot d'ordre de circonstance) gehandelt habe und daß jetzt nach beendetem Kampf jeder ſich berechtigt glaube, ein ſeinen beſondern Intereſſen und Berechnungen beliebiges Verfahren einzuſchlagen.“ Dennoch ſei die Wiederherſtellung der normalen Beziehungen, „welche ſich auf die Achtung vor dem Recht und die Unabhängigkeit der Regierungen gründeten,“ nicht erfolgt. Zeugniß dafür lege die Fortdauer der grundlos gewordenen Beſetzung des Piräus ab, ſo wie die ähnliche gegen Neapel gewendete Drohung. Während in Griechenland das Aufhören der Gegenwart fremder Truppen in Ausſicht ſtehe, ſei der König von Neapel „Gegenſtand einer Bedrängung“ (l'objet d'une pression) nicht wegen internationaler Verhältniſſe, ſondern „weil er in Ausübung ſeiner unbeſtreitbaren Souveränetätsrechte ſeine Unterthanen nach ſeiner Ueberzeugung regiert.“ Weniger als jemals dürfe jetzt grade vergeſſen werden, daß die Souveräne ebenbürtig untereinander, und „daß nicht nach dem Flächenraum des Gebietes, ſondern nach der Heiligkeit der Rechte eines jeden die zwiſchen ihnen be-

stehenden Beziehungen sich richten." Jede Einwirkung auf die innere Souveränetät, welche über den wohlgemeinten Rath hinausgehe, heiße „sich gewaltsam an die Stelle ihrer Autorität setzen" und „das Recht des Stärkeren über den Schwachen proclamiren." Dies sei die Ansicht des Kaisers, ihr offnes Bekenntniß in allen Fragen des öffentlichen Rechts sein Princip, um „mit allen Regierungen in gutem Einverständniß" zu leben. Das Bündniß derer, „welche lange Jahre mit uns jene Principien aufrecht erhalten haben, denen Europa einen mehr als fünfundzwanzigjährigen Frieden verdankte, (— die sogenannte nordische Allianz —) besteht nicht mehr in alter Unversehrtheit." Des Kaisers Wille sei diesem Resultat fremd; „die Verhältnisse haben uns volle Freiheit des Handelns wiedergegeben." Doch „vorzugsweise" wolle Rußland sich innerlich kräftigen und seine Thätigkeit „nur dann nach außen wenden, wenn Rußlands positive Interessen es unbedingt fordern." Man werfe Rußland vor, es isolire sich indifferent. Aber „Rußland schmollt nicht (boude), es sammelt sich (se recueillie)." Immer habe es gesprochen, wenn dies zur Unterstützung des Rechts nothwendig gewesen sei. Grade diese „für manche Regierungen schützende und uneigennützige" Handlungsweise sei zu künstlichen Agitationen und zur Anschuldigung „eines Strebens nach, Gott weiß welcher, Universalherrschaft" ausgebeutet worden. „Wir könnten unser Schweigen durch den Eindruck dieser Erinnerung decken; allein wir glauben nicht, daß solche Haltung einer Macht geziemt, der die Vorsehung den Platz in Europa angewiesen hat, welchen Rußland einnimmt." So werde Rußland auch ferner seine Stimme hören lassen, wo sie „der Sache des Rechts nützlich sein kann oder wo es die Würde des Kaisers erheischt;" die Anwendung der „materiellen Kräfte" behalte der Kaiser „seinem freien Ermessen" vor. „Die Politik unsers erhabenen Gebieters ist eine nationale; sie ist keineswegs egoistisch, und wenn Se. Maj. die Interessen seiner Völker in erste Reihe stellt, so gibt er doch nicht zu, daß die Wahrung dieser Interessen eine Rechtsverletzung anderer beschönigen könne."

Ohne Illusionen betrachtet, erklärt dieses Circular ganz eigentlich die unveränderte Fortsetzung derselben äußern Politik, deren Uebung Alexander der Erste mit geschickten Formen zur ausgebildetsten Herrschaft gebracht hatte und deren plumpe Uebergriffe, wie Nikolaus der Erste sie vollführt, durch den orientalischen Krieg fürderhin hatten unmöglich gemacht werden sollen. Nichts konnte also den pariser Frieden schneidender und zu größerer Befriedigung der nationalen Partei kritisiren, als daß der Zar jetzt die von Europa verfehmte Politik seiner Vorfahren sogar als Friedensprogramm formulirte. Beim Kaiser sollte die Entscheidung darüber stehen, was europäisches Recht, was nicht. Die Einmischung Rußlands in alle internationale Differenzen, mit seiner Stimme, wie mit seinen Waffen wird vorbehalten, nicht blos, wo es „der Sache des Rechts

nützlich sein kann," sondern auch wo „die Würde des Kaisers" oder noch wo „Rußlands positive Interessen" es fordern. Das ist: in jedem beliebigen Falle. Und dies in der beleidigenden Voraussetzung, daß Rußland den schwächeren Staaten eine unentbehrliche Schutzmacht sein müsse, gleich als ob die Politik aller andern Großmächte von vornherein auf die Rechtsverletzung gegen die kleineren Staaten hinziele. Ja, es wird selbst angedeutet, daß Rußland, bisher durch langjährige Allianzen zu langmüthigen Rücksichten genöthigt, sich nunmehr erst in dem Falle befinde, seine schützende Aufgabe energisch durchzuführen, nachdem ihm die Verhältnisse „die volle Freiheit des Handelns wiedergegeben." Trotzdem dies alles nicht unter Voranstellung des europäischen, sondern des „nationalen" Standpunktes, welcher deshalb „nicht egoistisch" sein soll, weil der Zar „nicht zugeben wird, daß die Wahrung dieser Interessen eine Verletzung der Rechte anderer beschönigen könne."

Dieses Programm, in dem Moment veröffentlicht, als ganz Europa und das fernste Asien seine Huldigungen zur Krönung des Zaren darbrachte, mußte nothwendig bei den zu Moskau versammelten nationalaristokratischen Elementen den Eindruck befestigen, daß namentlich diejenigen Staaten, deren Prinzen um den kaiserlichen Thron geschart waren, das russische Principat auch vollständig anerkennen. Der Nationalstolz konnte sich daran bis zum Uebermuth steigern. Eine ernstliche Einsprache und Gegenrede, in gleicher Weise demonstrativ wie die russische Erklärung, war überdies unter den augenblicklichen Verhältnissen nicht zu besorgen. Mit Frankreich war die Einleitung mannigfachster Interessengemeinschaften bereits zu weit vorgeschritten, und Graf Morny bekanntermaßen dazu beauftragt, dieselben durch neue Vervielfältigungen (Handels- und Schiffahrtsvertrag) noch fester zu knüpfen. England sah sich momentan vom chinesischen Krieg und der Wiedereinlebung des europäischen Friedens gleichzeitig zu sehr in Anspruch genommen, um wegen bloßer Worte neue Verwicklungen aufkommen zu lassen. Oestreich stand bei den formellen Gelegenheiten des Circulars, bei der griechischen und neapolitanischen Angelegenheit, principiell auf Rußlands Seite, hütete sich also, die Anmaßungen und Drohungen des Circulars bloßzulegen. In Preußen endlich herrschte die Manteuffelsche Politik noch unangefochten, deren bedientenhafte Deferenz für Rußland jede selbst formelle Rücksicht unnöthig machte. Um aber nicht blos mit Worten anzudeuten, sondern durch die That recht genau zu bezeichnen, nach welchen Seiten im Zarencabinet kein Gedanke an Aussöhnung vorhanden sei, wurden unter den repräsentirenden Krönungsgästen die Botschafter Oestreichs und Englands mit nahezu beleidigender Kälte behandelt. Diese eigenthümliche Demonstration galt als besondere Aufmerksamkeit für die Armee, in welcher während des ganzen orientalischen Krieges der Wunsch nach einem Separatfrieden mit Frankreich und nach einem Kampf namentlich mit Oest-

reich selbst unter den Waffen seinen lebhaftesten Ausdruck gefunden hatte. Rußlands hegemonistische Stellung zu den kleinern Höfen Deutschlands fand ein Jahr später ihren bezeichnenden Ausdruck in der wiederholten Rundreise des Kaisers, in seiner Conferenz mit Napoleon zu Stuttgart, in der Verheirathung des Großfürsten Michael mit einer badischen Prinzessin u. s. w.

Durch das Programm vom 2. September und die dasselbe begleitenden Erscheinungen ward also schon während der letzten Vorbereitungen zur Krönung den noch vorhandenen oppositionellen Stimmungen der in Moskau versammelten Nationalaristokratie die Schärfe abgestumpft. Mehr an das große Publicum, dessen loyale Stimmung für die bevorstehenden Friedensaufgaben gleichermaßen unentbehrlich wie seine Arbeitskräfte, wendeten sich allerdings die Gnadenukase, welche am Krönungstag selbst ergingen. Allein zugleich betrafen wieder einige den Adel vorzugsweise und direct, theils übertrugen sich die darin gewährten Vortheile auf jenen durch die Zusammengehörigkeit der Leibeignen mit dem adeligen Grundbesitz und durch die Garantie der Leibherrn für die Staatsleistungen ihrer Unterthanen. Hierher gehört der Erlaß von Steuerrückständen und Geldstrafen im ungefähren Gesammtbetrag von zwanzig Millionen Silberrubel; hierher die angeordnete neue Zählung der von Krieg und Seuchen decimirten Kopfsteuerpflichtigen, da noch immer diese Abgabe, für welche die Grundherrn in letzter Instanz zu haften haben, nach der frühern Zählung erhoben wurde.*) Daraus floß an sich die Nothwendigkeit einer Suspendirung der Rekrutirung wenigstens bis nach Feststellung der gegenwärtigen Bevölkerungszahl. Daß diese Suspendirung auf vier Jahre erstreckt wurde, empfand sich im Adel und Volke allerdings als höchste Wohlthat nach den Menschenopfern der letzten Jahre und für die Wiederaufnahme der gewohnten, wie zum festen Beginn der von der Friedenspolitik in Aussicht gestellten Arbeiten. Aber dem Staate selbst war auch die regelmäßige Fortsetzung der Rekrutenaushebungen eine zweifache Unmöglichkeit. In einer Reihe von Gouvernements hatten nämlich schon die letzten Aushebungen weit unter und über das gesetzmäßige Alter greifen müssen. Außerdem waren dieselben nach dem Kriegsbedürfnisse bemessen gewesen und hatten für das bedeutend verringerte Friedensbedürfniß, trotz der großen Menschenverluste, doch immer noch eine überschüssige Zahl von Soldaten zurückgelassen. Des größten Theils derselben entledigte sich nun momentan der Staat und Staatsschatz durch Beurlaubung. Dennoch stehen sie ihm jeden Moment zur Verfügung, sobald er ihrer zur Completirung der im Dienst befindlichen, in ihrer äußern und innern Reorganisation begriffenen Armee bedarf. In dieser, abweichend von der

*) Da diese letzte Zählung auch für die Steuern und Leistungen der Leibeignen an ihre Leibherrn bis nach Vollendung der nächsten Zählung maßgebend ist, so waren allerdings viele Gemeinden nach dieser Seite hin überbürdet.

frühern Praxis, das sogenannte Cadressystem herzustellen, ist die jetzige Absicht. Der doppelte Zweck der Sparsamkeit, wie der Consolidirung eines festgeschulten Armeekernes wäre durch fortgesetzte Rekrutirungen vereitelt worden. Die suspendirte Rekrutenstellung, welche dem Volke und den ökonomischen Interessen des Staates so außerordentliche Vortheile gewährt, wurde zugleich vom Ausland als sicherste Friedensgarantie bejubelt, was sie doch ihrem wahren Wesen nach durchaus nicht ist.

Noch bleiben die politischen Amnestien zu erwähnen. Der größte Theil der davon betroffenen Personen gehört wiederum dem Adel an; die wenigsten von ihnen stehen noch in einem Alter, in welchem sie geneigt sein möchten, sich abermals in staatsgefährliche Unternehmungen einzulassen; die Strafzeit aller oder ihr Exil hat lange genug gedauert, um in ihrer Heimath eine vollkommen neue Generation heranwachsen oder doch solche Veränderungen eintreten zu lassen, daß die Zurückgekehrten schwerlich abermals einen Einfluß zu gewinnen vermögen. Immerhin mag indessen diese politische Amnestie nebst ihren nachfolgenden Erweiterungen nicht an erster Stelle durch Gebote politischer Berechnung dictirt, sondern von ungeschminkter Humanität des Herrschers eingegeben worden sein. Als politisches Moment des neuen Rußland erscheinen sie irrelevant; selbst ihr moralischer Eindruck ist unter russischen Verhältnissen nicht mit dem eines ähnlichen Gnadenactes in Mitteleuropa zu vergleichen.

Französische Pfennigliteratur.

Pariser Bilder von E. Copping. Aus dem Englischen. Berlin, Verlag von J. Springer. 1859.

Dieses kleine Buch widerlegt die Meinung, daß sich über Paris nichts Neues schreiben läßt. Es enthält namentlich in Betreff der populären Literatur und der dramatischen Production der Franzosen eine Menge sehr interessanter, entweder noch gar nicht, oder doch nur wenig bekannter Thatsachen und Umstände. Ein sehr hübsches Porträt ist das, welches der Verfasser von dem wunderlichen Poeten und Apostel Jean Journet, dem seltsamsten unter den vielen seltsamen Jüngern Fouriers, entwirft. Auch die Beschreibung des pariser Neujahrstags, die Schilderungen aus dem Gehölz von Boulogne und das Bild der Klippen von Belleville machen dem Talent des Verfassers Ehre. Wir geben einen Auszug aus dem vierten Capitel.

Bei der Bedeutung, welche die wohlfeile Literatur in Deutschland seit einigen Jahren erlangt hat, wird es von Interesse sein, aus dem Bericht des Verfassers zu erfahren, wie dieser Theil des Buchhandels sich in Frankreich ausnimmt. Ein Vergleich zwischen hier und dort wird zeigen, daß die deutschen Verleger noch mancherlei von den Franzosen lernen können; in Bezug auf die Wahl dessen aber, was dem Volk geboten wird, hat sich Deutschland mit der vorzugsweise auf Belehrung ausgehenden Tendenz seiner billigen Bücher und Blätter vor der Thätigkeit der Franzosen auf diesem Gebiete durchaus nicht zu schämen. —

Es sind nun etwa drei Jahre, als der pariser Verlagshändler Charles Lahure die erste Nummer eines neuen Wochenblattes herausgab, desgleichen man in Frankreich vorher nicht kannte. Der Name dieses Wochenblattes, den es durch den niedrigen Preis und die verhältnißmäßig große Menge von Stoff zu verdienen suchte, war „Journal pour Tous“. Gleich dem populären londoner Blatte, welchem es in Form und Aussehen nachahmte, bestand es aus sechzehn enggedruckten Seiten, drei Spalten auf der Seite, und enthielt zwei oder noch mehre Holzschnittillustrationen. Der Preis klopfte verführerisch an allen Thüren an. Für zwei Sous, d. h. etwa acht Pfennige, konnte jedermann ein Exemplar dieses Wochenblattes haben.

Unter der Leitung eines Schriftstellers von hoher Stellung und geachtetem Namen, Mr. Jules Simon, ist das Journal pour Tous in der That das populärste und am meisten verbreitete Blatt in Frankreich geworden. Noch ehe es eine so feste Stellung errungen, waren natürlich Nachahmungen aufgetreten. Einige begnügten sich damit, dem Beispiel des Herrn Lahure einfach zu folgen. Andere trieben die Kühnheit so weit, ihn übertreffen zu wollen.

Wenn ein Wochenblatt zu zwei Sous vermöge seiner Billigkeit einen solchen Erfolg haben konnte, einen wie viel größeren Erfolg müßte nicht eine noch billigere Zeitschrift erringen?! Diese Frage mit Ausrufungszeichen legten sich verschiedene speculative Buchhändler vor. Und um sie zu beantworten, ließen sie ohne Verzug Drucker, Zeichner und Graveure ans Werk gehen. Mehre Wochenblätter zu dem fast unglaublichen Preise von einem Sou waren das Resultat. Diese billigen Zeitschriften haben sich in solcher Weise vervielfältigt, daß sie jetzt zahlreicher sind, als die Organe der täglichen Presse. (Der Verfasser nennt nun funfzehn Blätter zum Preise von ein und zwei Sous, von denen die meisten schon den zweiten, fünf sogar schon den dritten Jahrgang erlebt haben.)

Die Mehrheit der Publicationen, deren Titel ich eben gegeben habe, ist von einer Farbe und hat nur ein Ziel. Dies Ziel ist: amüsiren. Fast all ihr Raum ist der Novellistik gewidmet, — französischer Novellistik. Ein Blick

auf die Illustrationen — denn fast ein jedes der obigen Journale ist mit Holzschnitten ausgestattet, — wird uns von der Art Literatur eine Idee geben, welche den Lesern der billigen pariser Presse am meisten zusagt.

Ich greife eine Nummer des Journal pour Tous heraus, dieses Erstlings der billigen Literatur. Gleich auf der ersten Seite ist eine junge Dame mit langen, wallenden Locken, in einer Art militärischen Reitanzuges abgebildet. Man möchte glauben sie schon einmal auf der Bühne gesehen zu haben, etwa als Tochter des Regiments. In ihrer rechten Hand hält sie ein Schwert. Mit ihrer linken deutet sie auf eine Hütte, aus der sie eben hervorgetreten zu sein scheint.

Sie kommen zu spät, sagt dieses Mädchen zu zwei Herren, die sich ihr nähern, und von denen der eine wie ein Pfarrer, der andere wie ein Wilddieb aussieht; Sie kommen zu spät, ich habe ihn getödtet.

Und in der That ist durch die offene Hüttenthür der Kopf eines schönen jungen Mannes am Boden zu bemerken. Für einen todten Menschen jedoch sieht er comfortable genug aus. Es scheint eher als wäre er in Schlaf gesunken, nachdem er bei irgend einem provinzialen Vefour zu luxuriös gespeist hatte. Aber es wäre wol Unrecht, wollten wir gegen die Hintergründe von Holzschnitten eine zu strenge Kritik üben.

Nunmehr ein Pröbchen aus einem noch billigeren Journale „Le Passe-Temps". „Flavia senkt ihren Dolch in seinen Busen bis an den Griff," sagt die Schrift unter der ersten Illustration. Und wenn Du Deinen Blick hinwendest, wirst Du sicherlich genug Flavia sehen, wie sie in der Mitte eines gedrängt vollen Salons als Ziel ihres mörderischen Stoßes den Busenstreif eines prächtig gekleideten Herrn sich erkoren hat. Der aber sinkt in die Arme eines Freundes, preßt die Hand schmerzlich auf die Brust und scheint grade auszurufen: „O, der Drache!" Weiterhin in derselben Nummer ist ein anständig gekleideter Herr von mittleren Jahren abgebildet, wie er eben rückwärts die Steintreppe eines Kellers hinabstürzt. Auf den Stufen dicht über ihm steht eine klytämnestramäßig aussehende Dame, sehr leicht gekleidet, eine Lampe in der linken Hand, einen Dolch in der rechten. Aus dem äußerst unangenehmen Blick, welcher aus ihren Augen hervorbricht, kannst Du entnehmen, daß sie es war, die den mittelalterlichen Herrn auf eine ebenso schnelle als unerwünschte Weise in die tieferen Regionen befördert hat.

Und was finden wir in der Illustration des „Dimanche", einer Illustration, die mit solchem Geist entworfen und so sauber gezeichnet ist, daß wir uns unwillkürlich fragen, wie es ein Einsoujournal möglich machen kann, ein solches Talent zu beschäftigen — was finden wir, frage ich, in dieser Illustration? Claude Mouriez, verwundet, stößt einen Verzweiflungsschrei aus. Das wundert mich nicht. Wären wir, guter Leser, Du oder ich, in seiner

Lage, verlaß Dich drauf, wir würden es ebenso machen. Denn hat nicht eines Feindes Schwert seinen Körper durch und durch durchbohrt, bis es wieder unter dem Schulterknochen hervorkommt. Dieser Gegner ist augenscheinlich ein rachsüchtiger Kerl. Ein eisernes Gitter trennt ihn von dem unglücklichen Claude Mouriez und dennoch sticht er zwischen den Eisenstangen durch nach dem verwundeten Manne mit der wildesten Energie. Möglich, daß die beiden Herren sich durch das Gitter hindurch duellirt haben, wie etwa ein Löwe und ein Tiger in der Menagerie des jardin des plantes sich bekämpfen würden, wenn man sie darauf dressirte. Sie sehen glatt und civilisirt genug dazu aus, daß man ihnen eine so elegante Schlechtigkeit zutrauen kann. Ein paar Seiten weiterhin und eine neue Schreckensscene tritt dem Auge entgegen. Zwei spanische Herren — unzweifelhaft Dons, das kannst Du mit einem Blick sehen, — zeigen sich auf einem sinkenden Schiffe, über welchem die Wogen zusammenschlagen. Das Gesicht des einen drückt wilden Schrecken aus, gemischt mit schuldbewußter Furcht, das Gesicht des andern hat das Gepräge ruhiger aber strenger Entschlossenheit. Mit seiner rechten Hand hält der zweite spanische Herr die linke Faust des ersten spanischen Herrn, indem er mit dem Zeigefinger seiner unbeschäftigten Hand auf die wildbrausende See deutet. Don Diego, die Stunde der Strafe ist da! also erklärt er sich unter der Illustration. Don Diego ist augenscheinlich dieser Thatsache sich wohl bewußt.

Und was finden wir in diesem niedlichen kleinen Blatte „La semaine des enfants", das so nett gedruckt, so nett illustrirt ist, ein wahres Modell typographischer Sauberkeit? Die Ermordung des Herzogs von Orleans im Jahre 1407! Also wieder gewaltsamer Tod. Also schon kleine Knaben und Mädchen muß man mit Blutfesten ergötzen. Allerdings hat in diesem Beispiel die Geschichte den Gegenstand geliefert, aber sicherlich hätte sich eine angenehmere Seite ihres gehaltreichen Bandes aufschlagen lassen. Sind junge Gemüther in der Imagination von Blutscenen auch noch ein wenig zurück, so brauchen sie doch darin nicht grade vom Zeichner und Graveur unterstützt zu werden. Sie werden es schnell genug von selbst lernen, welcher schwarzer Thaten die menschliche Natur fähig ist.

Aber laßt uns gegen diese armen kleinen Blättchen nicht zu streng sein. Ehe wir die ganze Strenge der Kritik auf sie anwenden dürfen, müssen wir den gegenwärtigen Stand der französischen Romanliteratur überhaupt, den allgemeinen Ton und die ganze Tendenz der schönwissenschaftlichen Schriftstellerei in Rechnung ziehen.

Zugegeben, daß die Literatur der billigen pariser Presse nicht von der heilsamsten und gesündesten Art sei, so bleibt immer noch die Frage, ob sie nicht besser sei als gar keine Volksschriften. Ich denke doch. Ein Leser, der

z. B. mit „Nena Sahib oder der indische Mörder“ anfängt, mag mit der Zeit zu Malesherbes oder Pascal hinangeleitet werden. Ungebildete Leser müssen in den meisten Fällen sehr niedrig anfangen, oder sie werden überhaupt nicht anfangen. Versuch es nur, sie von der Geschichte der Biographie oder Philosophie aus in Bewegung zu setzen und sie werden das Rennen sofort aufgeben. Nimm aber eine Erdichtung, die ihnen verständlich ist, zum Ausgangspunkt, und sie werden eine hübsche Strecke im Buche durchmachen können, ohne sich nur die Zeit zum Athemholen zu lassen. Sollten sie sich durch diesen Genuß verwöhnen, ja selbst sollten sie nie fähig werden, späterhin andern Grund zu betreten, so sind doch ihre geistigen Organe auf jeden Fall besser dabei weggekommen, als wenn sie sich blos in den eignen schläfrigen Reflexionen langweiliger Muße abgemüht hätten.(?)

Ich sagte vorher, daß die meisten dieser billigen Publicationen ihren Raum hauptsächlich der Dichtung widmen. Ich eile hinzuzufügen, daß dies keineswegs mit allen der Fall ist.

So gibt das „Journal illustré des voyages et des voyageurs“ Berichte über Reisen aus alter und moderner Zeit. La science pour Tous und Museé des Sciences behandeln in populärer Weise Gegenstände, die ihrem Titel entsprechen. Das „Musée Universel“ gibt malerische Schilderungen interessanter Gegenstände der Natur und Kunst.

Die Verbreitung der billigen pariser Journale ist sehr groß, und nimmt noch immer zu. Du kannst sehen, wie der Ouvrier die wenigen Augenblicke seiner Muße, welche dem Mahl im Freien folgen, auf das Ein- oder Zweisousjournal concentrirt, dessen Mitpatron und Anhänger er ist. Du kannst das Arbeitermädchen Abends voller Spannung, mit ihrer Nummer in der Hand, dahin eilen sehen, wie sie es nicht erwarten kann, welcher romantische Zwischenfall ihre Lieblingsheldin aus der Gefahr retten wird, von der sie in letzter Woche bedroht war. Du kannst den Portier andächtig eine dieser Geschichten buchstabiren sehen. Sein Gemüth ist so in Anspruch genommen von dem, was er herausbringt, daß er kaum seine Augen erhebt, um Deine Identität festzustellen, während Du an seinem Verschlage vorüber eilst. Brauche ich noch hinzuzufügen, daß Du Materialisten- oder Schlächterburschen oftmals ruhig auf der Straße sitzen sehen kannst, die Marktkörbe neben sich, die Jungen selber in Thränen zerfließend, über irgend eine rührende Geschichte! Sonderbare Empfindung das, wenn Du grade gemüthlich aus dem Fenster siehst, singst, pfeifst und in Ermangelung des erwarteten Kaffees oder der ersehnten Hammelkeule keine andere Abziehung hast.

Um dieselbe Zeit, als die erste Nummer des Journal pour Tous wurde auch der erste Band einer ganzen Serie von Werken, unter dem Titel: La Bibliothèque nouvelle von Jaccottet, Bourdilliat & Co. verlegt.

Der Preis eines solchen Bandes war ein Frank. Für eine so bescheidene Summe konnte man ein gut gedrucktes Buch von vierhundert Seiten oder mehr haben, welches dieselbe Masse Stoff enthielt, wie man sonst in zwei Bänden Octav findet. Die englischen Schillingbücher, welche in den letzten Jahren solche Verbreitung fanden, haben augenscheinlich die Anregung zu diesem Unternehmen geliefert. Aber die Copie ging noch über das Original hinaus. Die französischen Buchhändler, die ich eben genannt, gaben für einen Frank sogar noch mehr als die Engländer für einen Schilling, und druckten ihre Bücher in klaren leserlichen Typen auf festem und gutem Papier. Eine Erzählung von Lamartine „Geneviéve ou l'histoire d'une Servante" war das erste Werk, das sie auf diese Weise herausgaben. Werke von Georges Sand, Balzac und Soulié folgten. In sehr kurzer Zeit erwarb sich die Bibliothèque nouvelle einen bedeutenden Namen bei dem französischen Lesepublicum.

Um die Billigkeit dieser Lieferungen vollständig zu würdigen, muß man den Preis kennen, zu welchem französische Romane bei ihrer ersten Ausgabe bis dahin verkauft zu werden pflegten.

Die meisten französischen Novellen erscheinen, wie ich schon bemerkt habe, ursprünglich in den Feuilletons der Tagesblätter, und eine große Anzahl von Lesern lernt sie nur auf diesem Wege kennen. Andere Leser aber, denen es langweilig ist, die Novelle stückweise zu lesen, warten bis sie vollständig erschienen ist, um sie dann entweder zu kaufen oder aus der Bibliothek zu leihen. Für die Leihbibliotheken wird sogar eine eigne Ausgabe unter der Bezeichnung „Format de cabinet de lecture" gedruckt. Bei dieser herrscht das entgegengesetzte Princip von dem der populären Ausgaben. Während bei letzterem möglichst viel Stoff in einem verhältnißmäßig engen Raum concentrirt wird, sucht jenes mit möglichst wenig Stoff möglichst viele Bände zu erzielen, so daß es fast gar keine Werke unter zwei Bänden kennt. Die meisten aber sind zu der dreifachen Zahl ausgereckt. So füllt z. B. die „Comtesse de Rudolstadt" von Georges Sand fünf Bände, die berühmte „Consuelo" nicht weniger als acht, die „Histoire de ma vie" von derselben Verfasserin sogar zwanzig! Vor allem aber sind es die Werke von „Mr. Alexander Dumas", welche den Preis bei diesem typographischen Auseinanderrennen davon tragen. Der „Monte Christo" besteht aus achtzehn Bänden. „Le Vicomte de Bragelonne" aus sechsundzwanzig, die „Mémoires d'un médecin" aus neunundzwanzig Bänden.

Die Kostspieligkeit einer solchen Ausgabe kann daraus entnommen werden, daß der Preis eines jeden Bandes für die Eigenthümer der Bibliotheken 4½ Fr. und für das Publicum im Allgemeinen 7½ Fr. beträgt. Freilich begnügen sich die meisten Leute damit, sie zu borgen. Wollte sich ein Privat-

mann die vollständigen Werke der bedeutendsten französischen Novellenschreiber in der Cabinet de Lectureform aufstellen, so müßte er über Räumlichkeiten wie die kaiserliche Bibliothek gebieten. Da jeder Band der Bibliothèque nouvelle den Stoff von zwei gewöhnlichen Cabinet de Lecturebänden enthält, so geben folglich die Herren Jaccottet & Co. für einen Franken, was bis dahin funfzehn gekostet hatte. Man kann jetzt das Werk ungefähr für dasselbe Geld kaufen, was man früher für das Borgen zu bezahlen hatte.

Der glückliche Erfolg, welchen der Versuch der Herren Jaccottet & Co. gehabt hat, hat eine andere pariser Verlagsfirma, Michel Levy & Co., angeregt, eine Concurrenzausgabe zu demselben Preise zu bewerkstelligen. Wenn ich beide vergleichen soll, so glaube ich verdient die spätere den Vorzug; sie hat ein gediegeneres Ansehen, das Papier ist stärker, der Druck dem Auge angenehmer. Beide Ausgaben jedoch verdienen Muster von eleganter Billigkeit genannt zu werden. Ich brauche kaum zu bemerken, daß die darin gegebenen Werke der Regel nach Wiederabdrücke, nicht Originalproductionen sind. In einzelnen Fällen haben allerdings die Herren Jaccottet & Co. Novellen direct aus dem Feuilleton in ihre Sammlung aufgenommen, so z. B. den Danielo von Georges Sand, doch kommt dies selten vor. Es mag sonderbar erscheinen, — aber diejenigen Leser, welche die Leihbibliotheken frequentiren, haben sich so sehr an die für sie einmal bestimmte Ausgabe gewöhnt, daß sie die billigen Eindringlinge gar nicht mögen. So weitläufig gedruckte Seiten, wie jene aus Les trois Mousquetaires, sind sicherlich für das Auge weniger ermüdend als der compresse Satz der Bibliothèque nouvelle. Dies erklärt wol jene Abneigung; außerdem sehe ich keinen Grund, warum die Memoires du diable zu einem Frank nicht ebenso teuflisch sein sollten, wie die zu funfzehn.

Nachdem ich so die Ausgaben der Librairie nouvelle und der Herren Michel Levy & Co. hervorgehoben, muß ich noch bemerken, daß lange vor ihnen etwas Aehnliches schon in den herrlichen Wiederabdrücken der Herren Charpentier und der Herren Firmin Didot & Co. geleistet worden war. Die Collection Charpentier, den meisten französischen Lesern wol bekannt, besteht aus einer großen Anzahl Werken in Duodez, den Band von 4 bis 500 Seiten zu $3^1/_2$ Franken. In dieser Sammlung hat die neuere und leichtere Literatur jedoch wenig Platz gefunden. Die aufgenommenen Werke sind fast lauter Classiker. Es kann nicht meine Aufgabe sein, hier Mr. Charpentiers Katalog abzudrucken, aber ich kann in wenigen Zeilen eine Vorstellung von seinem Inhalt geben. Da findet man: Rabelais, Malesherbe, Racine, Boileau, La Bruyère, Pascal, Bossuet, Madame de Sévigné, Le Sage, den Abbé Prévost, Marivaux, Rousseau, Chénier ꝛc., neben ihnen ausgezeichnete fremde Schriftsteller. So besteht die Abtheilung Bibliothèque grecque-francaise aus

Ueberſetzungen des Homer, Ariſtophanes, Aeſchylus, Euripides, Sophokles, Herodot, Thucydides, Xenophon, Plato u. ſ. w. Die Sammlung enthält auch die berühmteſten lateiniſchen Schriftſteller, und einige erleſene Werke der deutſchen, italieniſchen und engliſchen Literatur. Der Liebhaber leichter Literatur wird alſo zu Jaccottet und Levy gehen; wer ſich mit ernſthafter Lecture beſchäftigt, zu Charpentier.

Die billigen Ausgaben der Herren Firmin Didot & Co. ſtehen mit der obgenannten Sammlung auf gleicher Stufe. Für drei Franken bekommt man ein tüchtiges Buch von fünf oder ſechshundert enggedruckten Seiten, vielleicht ein bischen zu eng und in etwas zu kleinen, aber ſehr klaren Typen geſetzt. Die Herren Didot widmen ihre billige Sammlung faſt gänzlich claſſiſchen Autoren. Sie enthält die Werke von Molière, Beaumarchais, Chateaubriand, Bernardin de Saint-Pierre, Buffon, Diderot, Fénélon, Regnard, Pasquier, Pascal, Montesquieu, Madame de Staël, Voltaire ꝛc., nebſt mehren jener Schriftſteller, die ich oben unter der Sammlung Charpentier aufgeführt habe. Viele der Dreifrankenbände von Didot ſind in den Läden für die Hälfte zu haben, hingegen ſind manche von Charpentier ſchon ganz aus dem Handel.

Mein Capitel über die billige Literatur von Paris würde, ohne einige Worte über den Handel mit alten Büchern, unvollſtändig bleiben. Es iſt dies ein Handel, in Betreff deſſen die franzöſiſche Hauptſtadt ſchon lange berühmt iſt. Die Büchertrödler oder Bouquiniſten, wie ſie hier genannt werden, ſchlagen ihr Lager an den Bollwerken auf, welche beide Seiten der Seine während ihres Laufes durch die Stadt ſtundenweit eindämmen. Die Bruſtwehr, welche den Bürgerſteig gegen den Fluß zu ſchützt, dient ihnen als Ladentiſch. Auf dieſen ſtellen ſie die offnen Kiſten, oft zwanzig, dreißig nebeneinander, in denen ihre Waaren enthalten ſind. An jeder Kiſte iſt gewöhnlich ein Zettel befeſtigt, der Stück für Stück den Preis ihres Inhalts angibt. Zwiſchen gut und ſchlecht, zwiſchen vollſtändigen und unvollſtändigen Büchern wird kein Unterſchied mehr gemacht — was darin iſt, iſt zu einem und demſelben Preiſe zu haben. So müſſen ſich denn Bücher zuletzt derſelben Behandlung unterziehen, wie wir ſie an Eiern und Aepfeln gewöhnt ſind.

Dabei drängt ſich mir die Bemerkung auf, welch eigenthümlichen Contraſt dieſes demüthige Verfahren zu dem berechtigten Stolze ſo manchen Schriftſtellers bildet, deſſen Werke davon betroffen werden. Werke, die einſt berühmt waren, — Werke, die als ſie zuerſt aus des Druckers und Buchhändlers Händen kamen, nur von wohlgefüllten Börſen erworben werden konnten, kann man hier für fünf oder zehn Sous haben. Für wenige Franken, glaube ich, könnteſt Du manches Mal auf den pariſer Bollwerken die Literatur eines ganzen Volkes, die Gelehrſamkeit einer ganzen Aera zu kaufen bekommen. Du

könntest vielleicht eine ganze Wagenladung Bücher zu demselben Preise haben, wie eine Wagenladung Kartoffeln, ohne daß darum Theurung im Lande zu herrschen braucht.

Allerdings darfst Du nicht wählerisch sein. Wenn Du grade auf ein bestimmtes Buch ausgehst, so schwankt das Zünglein der Billigkeit sehr zu Deinen Ungunsten. Der Trödler wird sich dann Deinen Appetit zu Nutze machen. Manchmal jedoch lassen sich unter diesem Chaos wirklich kostbare Sachen, selten gewordene Ausgaben und dergleichen mehr von eifrigen Bücherwürmern entdecken und im schweigsamen Triumph für wenig Groschen davontragen.

Der Belauf der Geschäfte, die durch diese Bücherträdler vermittelt werden, kann nicht unbedeutend sein. M. A. de Fontaine de Resbecq, der Verfasser eines kleinen Buches über die Boulevards von Paris, gibt einige interessante Zahlen über unseren Gegenstand. Ein echter Bücherwurm, wie er ist, spaziert er sehr häufig an der Uferseite der Bollwerke, wo die Trödellager sich befinden, um unter ihrem Wust nach literarischen Goldkörnern zu graben. Einmal, — so erzählt er — fing es zu regnen an, da er die Region seiner Bergwerke eben erreicht hatte. Mit einer spaßhaften Hast, die sie stets unter ähnlichen Umständen entfalten, deckten die Trödler sogleich ihre Schätze zu. Unser Bibliophile ging mithin der angenehmen Beschäftigung, auf die er gerechnet hatte, verlustig, wußte sich aber zu entschädigen. Der Regenschauer war nicht heftig genug, um einen tüchtigen Fußgänger außer Fassung zu bringen. Konnte er für heute keine tiefere Einsicht nehmen (in die Kisten nämlich), so wollte er dafür eine um so allgemeinere Uebersicht gewinnen. Auf und ab wanderte er daher die ganze Länge der Bollwerke, so weit Buchträdler stehen, zählte mit heroischer Geduld nicht blos die Zahl dieser Händler, sondern auch die der Bücherkisten und wußte sich durch spätere Nachfragen weitere statistische Data über diesen Gegenstand zu verschaffen. Manche dieser Data sind nicht uninteressant. Wir erfahren, daß überhaupt etwa siebzig Buchträdler an den Bollwerken ausstehen; die Gesammtzahl von Bänden, die sie für gewöhnlich feilhalten, beträgt ohngefähr 70,000. Die Zahl von Bänden, die jeden Tag verkauft werden, schwankt von 12 zu 1500, der Durchschnittspreis eines Bandes ist ein Frank. Es ergibt sich daraus ein jährlicher Gesammtumsatz von circa 400,000 Franken.

Von der preußischen Grenze.

Die wichtige Aufgabe unserer gegenwärtigen Landesvertretung, durch gründliches Eingehn auf einzelne Beschwerden und Petitionen eine künftige Revision der Gesetzgebung vorzubereiten, wird nicht selten durch die Zudringlichkeit unberechtigter Willensmeinungen verkümmert; es wäre ein vorläufiger Redactionsausschuß zu wünschen, der alles Ungehörige in eine große Masse würfe, und durch systematische Gruppirung des Zusammengehörigen dem Petitionsausschuß selbst und namentlich dem Landtag die Sache erleichterte, da die Zeit desselben doch dem ganzen Lande kostbar sein muß. Ueber Erwarten hinaus wird dasselbe schon in dieser Session an der organischen Gesetzgebung betheiligt. Abgesehen von dem Budget, sind ihm zunächst zwei wichtige, tief in das innere Leben des Volks eingreifende legislative Entwürfe vorgelegt: in Bezug auf die Civilehe und auf die Umlegung der Grundsteuer.

Was den letzteren betrifft, so versteht es sich von selbst, daß wir bei einem so gründlich durchdachten Werk, das ein specielleres Eingehen erfordert, uns jeder vorläufigen Bemerkung enthalten; auf die Bedenken gegen das Princip der Entschädigung der bisher steuerfreien Güter durch ein Capital, das der Staat aufbringt — d. h. durch eine gemeinsame Besteuerung aller — hat der Finanzminister selbst in seinen Motiven aufmerksam gemacht.

Der von dem Cultusminister eingebrachte Gesetzvorschlag über die Civilehe ist gegen die bisherige Praxis ein entschiedener Fortschritt, aber wir können uns nicht verhehlen, daß er durch zu ängstliche, nach allen Seiten hin gerichtete Bedenken etwas Unfertiges und Unzusammenhängendes erhalten hat. Schon die Fassung hat etwas Wunderliches, und da die in den Motiven ausgeführten Grundsätze — die Nothwendigkeit einerseits, dem Staatsgesetz Wirksamkeit zu verschaffen gegen den üblen Willen der Kirche, ohne die Freiheit derselben zu beschränken; der Wunsch andererseits, die kirchliche Form der Ehe als die regelmäßige festzuhalten — vollständig den unsrigen entsprechen, so wundern wir uns, wie der Gesetzentwurf zu einem der Erwartung so sehr entgegenlaufenden Schluß hat kommen können. Leider hat eine von der Kreuzzeitung fortwährend colportirte Redensart den Gesetzgeber, der mit Recht auch den Vorurtheilen des Publicums Rechnung zu tragen entschlossen war, ängstlich gemacht: die Redensart, durch den Zwang der Civilehe werde das Gewissen der Gläubigen verletzt. Daß diese vollkommen sinnlose Redensart auch in gebildeten Kreisen Eingang gefunden hat, begreift sich nur daraus, daß jede unermüdliche Wiederholung ihr Stück durchsetzt. Es wäre allen betheiligten Parteien, dem Staat, der Kirche und dem Publicum durch folgende Fassung des Gesetzes Genüge gethan: die Ehe erhält für den Staat rechtliche Geltung durch Einzeichnung in die Civilregister vor Gericht. Diese Einzeichnung erfolgt, falls eine kirchliche Einsegnung stattgefunden hat, durch einfache, vom Pfarrer bescheinigte Anmeldung; im andern Fall auf Grund des Verfahrens, wie es in dem Gesetzentwurf vorgesehn ist. — Wenn sich durch diese Form des Civilehezwangs irgend ein zartes Gewissen verletzt fühlte, so könnte es ebenso gut durch die Art und Weise verletzt werden, wie man irgend eine Hypothek einträgt.

Noch immer wird die Aufmerksamkeit von den innern Angelegenheiten durch die fortdauernde Drohung eines allgemeinen Kriegs abgelenkt. Wenn wir alle Ursache haben, mit dem Verhalten der preußischen Regierung und dem Verhalten der preußischen Landesvertretung (d. h. dem Schweigen) einverstanden zu sein, so scheint es uns um so nöthiger, die öffentliche Meinung in Deutschland, die in großer Gefahr schwebt, aus den edelsten Motiven sich in eine falsche Bahn zu verlieren, an den realen Thatbestand zu erinnern.

Es ist uns nicht bekannt, was die Regierungen der deutschen kleinern und Mittelstaaten auf die östreichische Circulardepesche geantwortet haben; die Antwort scheint nicht ganz dem Wunsch des wiener Cabinets zu entsprechen, d. h. sie enthält nicht, daß man unter allen Umständen auf ganz Deutschland rechnen kann.

Desto bezeichnender sind die Anträge, die von den Führern der Opposition, namentlich in Baiern und Hannover, gestellt und von den gesammten Kammern angenommen sind; weniger durch ihren Inhalt (Verbot der Pferdeausfuhr) als durch ihre Motive. Wir haben die Rede des Herrn v. Lerchenfeld mit starrer Verwunderung gelesen. Zuerst spricht er freilich von der Möglichkeit, den Krieg zu vermeiden: „wenn ganz Deutschland energisch und entschieden erkläre, welche Partei es beim Friedensbruch ergreifen werde;“ dann aber folgen Phantasien im Ton des Beckerschen Rheinliedes: „der Krieg sei kaum vermeidlich; allein je länger er dauern und je blutiger er sein würde, desto sicherer und größer würde sein Erfolg sein; Deutschland würde daraus ebenso stark nach außen als einig nach innen hervorgehen. Der Krieg möge blutig werden und wahrscheinlich würde ihn Deutschland allein führen, aber dann auch allein den Frieden machen, und nicht eher ruhen, bis der Feind völlig gedemüthigt und in die Unmöglichkeit versetzt sei, den Frieden von Europa ferner zu stören.“

Wenn Georg Herwegh den König von Preußen aufforderte, sein Volk aus den Städten ins Lager zu führen, gleichviel ob gegen Rußland oder gegen Frankreich, so sagte man sich, es ist ein junger Hitzkopf und ein lyrischer Dichter; hier aber redet ein Staatsmann, der Führer einer mächtigen Partei und unter dem lauten Beifall einer politischen Körperschaft, nicht in der Hitze des Augenblicks, sondern nach reiflicher Ueberlegung in einem Ton, daß jene lyrischen Kriegsgelüste dagegen wie bescheidene Stoßseufzer aussehen. Noch einmal, das edle Motiv verkennen wir keinen Augenblick, es ist sehr gut, daß grade in Bayern jedem etwa aufsteigenden Rheinbundgelüst von vornherein so scharf als möglich entgegengetreten wird. Aber das hätte doch geschehen können ohne in den Ton des braunschweiger Manifestes von 1792 zu fallen. Der Gedanke ist wirklich so ungeheuerlich, daß man sich erst einige Zeit nehmen muß, ihn vollständig auszudenken. Also wir sollen einen Krieg gegen Frankreich unternehmen, einen langen und blutigen Krieg mit dem bestimmten Vorsatz, ihn nicht eher zu endigen, bis Kaiser Napoleon vollständig gedemüthigt und unschädlich gemacht ist.

Sonst war doch immer bei jedem Kriegsunternehmen irgend ein bestimmter positiver Zweck vorhanden, man wollte etwas gewinnen, das der Gegner verweigerte. Wenn Herr von Girardin an diese alte Praxis neuerdings wieder erinnert hat, so war dies vollkommen zeitgemäß. Wir aber sollen Frankreich mit einem blutigen Krieg bedrohen, weil der Kaiser Napoleon bei der Neujahrsgratulation den Herrn

von Hübner unhöflich behandelt hat. Denn weiter ist, so viel wir wissen, noch nichts vorgefallen. Es sind zwar in Paris sehr wunderliche Broschüren erschienen, man rüstet sich von verschiedenen Seiten, aber bisher ist noch gar nicht deutlich geworden, worüber die Gegner eigentlich uneinig sind, und anstatt sie zum Worte kommen zu lassen und ruhig anzuhören, wer von ihnen recht hat, sollen wir die französische Nation durch ein furchtbares Kriegsgeschrei einschüchtern. Die Sache ist gar nicht ungefährlich; denn ein solches Verfahren könnte leicht die entgegengesetzte Wirkung haben. In diesem Augenblick ist die Idee des Krieges in Frankreich entschieden unpopulär, aber wenn die Franzosen uns plötzlich in eine unmotivirte Berserkerwuth gerathen sehn, unmotivirt, weil uns niemand bedroht, so könnten sie leicht davon angesteckt werden und den nicht wenig beifallslüsternen Kaiser veranlassen, seine Aufmerksamkeit vom Po auf den Rhein zu wenden, und dann finge der sinnloseste Krieg an, der bisher in der Weltgeschichte geführt worden ist, ein Krieg ohne allen Zweck, der aber die Civilisation um ein halbes Jahrhundert zurückbringen würde.

Statt dessen scheint es uns vielmehr die Aufgabe Deutschlands, in dem vorliegenden Stadium möglichst für die Erhaltung des Friedens zu wirken. Die Aufgabe ist jetzt leichter als vor einigen Wochen, weil die Frage anfängt von allgemeinen Redensarten zu bestimmten Formen überzugehn. Frankreich und Sardinien begehren nicht mehr eine Aufhebung der wiener Verträge, sondern eine Revision der italienischen Zustände, so weit sie nach ihrer Ansicht den wiener Verträgen widersprechen. Es widerspricht nach ihrer Ansicht den wiener Verträgen, daß Oestreich jede Mißregierung in Italien durch bewaffnete Intervention unterstützt und sie fordern Oestreich auf, diesem unhaltbaren Zustand ein Ende zu machen. Diese Ansicht von der Tragweite der wiener Verträge kann richtig oder falsch, die Zumuthung an Oestreich kann verständig oder unverständig sein, jedenfalls qualificirt sie sich zu einer diplomatischen Unterhandlung; Preußen und England haben vollkommen richtig ihre Aufgabe begriffen, in dieser Unterhandlung die Vermitteler zu spielen, und durch die neuste Erklärung des Papstes, sein Thron stehe so fest, daß er sowol der französischen als der östreichischen Hilfe entbehren könne, ist ohnehin dem Streit wenigstens vorläufig die Spitze abgebrochen.

Wenn es nun aufrichtig unser Wunsch ist, zur Erhaltung des Friedens beizutragen, so wäre es das allerschlechteste Mittel, laut und lärmend zu erklären, Oestreich könne unter allen Umständen auf unsere Beihilfe rechnen, gleichviel ob es im Recht oder im Unrecht sei. Grade durch eine solche Erklärung würde der Krieg unvermeidlich werden; denn Oestreich würde dadurch in die Lage versetzt, jede Anforderung, auch die gerechteste zurückzuweisen. Deutschland würde nicht blos Schuld daran sein, daß ein wirklich unhaltbarer Zustand sich fixirt, sondern es würde selbst zu einer östreichischen Provinz herabsinken, und ohne das Recht zu haben, irgend wie auf die Politik Oestreichs einzuwirken, würde es gewissermaßen eine Lehnspflicht über sich nehmen.

Hoffentlich faßt man in Preußen die Lage anders auf und ist auch für den traurigen Fall, daß es wirklich zum Kriege kommt und daß Deutschland sich der Theilnahme an demselben nicht entziehn sollte, fest entschlossen, diesen Krieg nur im eigenen und im Interesse Deutschlands, nur zur Erreichung bestimmter positiver Zwecke zu führen. Denn wenn dieser furchtbare Krieg losbrechen sollte, so ist die

Katastrophe gekommen, wo es sich wirklich um eine Revision der wiener Verträge, jener verhängnißvollen Verträge handelt, ja um eine Revision der Karte von Europa. So schwer die Schuld eines solches Krieges auf den ersten Urheber drücken würde: für die Fortdauer der italienischen Regierungen werden wir unser Gut und Blut nicht daran setzen. Heute nicht und in alle Ewigkeit nicht. † †

Vermischte Literatur.

Reisen des Johannes Schiltperger. Zum ersten Male nach der gleichzeitigen Heidelberger Handschrift herausgegeben und erläutert von K. Fr. Neumann. Mit Zusätzen von Fallmerayer und Hammer-Purgstall. — München, 1856. — Johannes Schiltperger war ein baierischer Edelmann, der, in der Schlacht bei Nikopolis von den Türken gefangen, als Sklave unter wechselnden Schicksalen einen großen Theil Asiens durchwanderte. Seine Reisen fallen in die Jahre 1394 bis 1427, er lebte eine Zeit lang am Hofe Bajasids in Kleinasien, sah den Sturz dieses Fürsten, folgte dem schrecklichen Mongolenchan Timur auf seinen Zügen, war bald in Kleinasien, bald in Persien und Mesopotamien und wurde selbst nach Sibirien verschlagen. Zuletzt nach Armenien gelangt, glückte es ihm endlich zu entfliehen, und so kam er über Konstantinopel, die Donauländer und Galizien in die Heimath zurück, wo Herzog Albrecht der Dritte den Vielgewanderten in seine Nähe zog und zu seinem Kämmerling machte. Was er gesehen und erlebt, beschreibt er, naiv wie sein Zeitalter, in treuherziger, allenthalben den Stempel der Wahrhaftigkeit tragender Sprache. Der Herausgeber hat dem kleinen Buch eine ausführliche, lesenswerthe Einleitung vorausgeschickt und dasselbe mit Erläuterungen begleitet, welche bei den mannigfachen Dunkelheiten des Textes allerdings nothwendig waren. Wir bemerken hierzu, daß Prof. Neumann zu gleicher Zeit eine, wie uns scheint, beherzigenswerthe Denkschrift „Ueber die Ereignisse in Ostasien und die Nothwendigkeit deutscher Handelsverträge mit Siam, China und Japan" veröffentlicht hat. Aus der Zahl der fremden Schiffe, welche im Herbst 1858 in den chinesischen Häfen lagen (es waren 1440, worunter 696 englische, 236 nordamerikanische, 180 deutsche, 117 holländische, 90 siamesische, die übrigen 121 vertheilen sich unter Spanien, Frankreich, Dänemark, Schweden, Chile, Neugranada und Peru) erhellt, daß Deutschland bei dem auswärtigen Verkehr des Mittelreiches, soweit er durch fremde Schiffe vermittelt wird, den dritten Rang einnimmt und seine Betheiligung 12½ Procent beträgt. Der Verfasser meint, hätten wir erst eine vertragsmäßige Stellung zu den ostasiatischen Reichen gewonnen, so würde dieser Verkehr im großartigsten Maßstab zunehmen, und überdies würde die in solcher Weise erstarkte und vermehrte

deutsche Handelsflotte die sicherste Grundlage zur Kriegsmarine bilden, welche nicht fehlen dürfe, solle unser Vaterland im europäischen und Weltstaatensystem die ihm gebührende Machtstellung erringen. —

Natur und Menschenwelt. Eine Darstellung der Lebenserscheinungen und Gesetze im Reiche der Natur und des Geistes. Bearbeitet von E. Süßkind. — Stuttgart, Hoffmannsche Verlagsbuchhandlung. 1858. — Eine auf das Bedürfniß der reiferen Jugend berechnete Zusammenstellung des Wissenswürdigsten aus den Gebieten der Astronomie, der Geologie, Geographie, Botanik, Zoologie, Psychologie und Ethnographie, über 600 Seiten gr. 8 stark. Ueber Verschiedenes im zweiten Theil, namentlich über seine Anwendung der Phrenologie („das Sprachtalent hat sein Organ an dem vordern Untertheil des vordern Gehirnlappens" u. s. w.) wird man sich vom Verfasser Beweise ausbitten dürfen, dagegen ist der erste Theil eine verständige Compilation der neuesten Ergebnisse auf dem Felde der genannten Wissenschaften. Die beigegebenen Illustrationen, großentheils gefärbt, sind in jeder Hinsicht eine Zierde des Buches. —

Das Mittelmeer. Eine Darstellung seiner physischen Geographie, nebst geographischen, historischen und nautischen Untersuchungen, mit Benutzung von Rearadmiral Smyths Mediterranean. Von Dr. C. Böttger. 6. bis 8. Lieferung. — Leipzig, Verlag von G. Mayer. 1858. — Wir haben wiederholt auf die Gründlichkeit und Gediegenheit dieser Monographie hingewiesen und können hier bei den Schlußlieferungen desselben dieses Lob nur wiederholen. Das Mittelmeer wird bei der Lösung der wichtigsten Fragen der europäischen Politik, der türkisch-russischen, der ägyptischen, der italienischen Hauptschauplatz der Ereignisse sein, es wird sich vielleicht hier entscheiden, ob England seine Rolle als meerbeherrschende Macht auf die Dauer behaupten kann; an das Mittelmeer endlich knüpft sich zum guten Theil die Antwort auf die Frage, ob der Lessepssche Suezkanal ausführbar ist. Indem der Verfasser alle diese Punkte mehr oder minder ausführlich behandelt, ist sein Buch auch für den Nichtgeographen von Werth und Wichtigkeit. Die beigegebenen Kärtchen sind auch in den letzten Lieferungen gut ausgeführt. Doch läßt die Uebersichtskarte der Seelinien zu wünschen übrig, indem z. B. bei den Dampferlinien des östreichischen Lloyd mehre bedeutende Stationen, unter andern die von Cephalonia, die von Volo in Thessalien und die drei an der Küste von Candia gar nicht, die spanischen ebenfalls nicht und die von Triest nach Aegypten falsch verzeichnet sind. —

Reisefrüchte aus 1857 und 1858. Von Woldemar Seyffarth. — Leipzig, Verlag von L. Wiedemann, 1859. — Der Verfasser schildert, was er in Stuttgart bei der Kaiserzusammenkunft, in Biarritz, Bayonne, Pau und an der spanischen Grenze sah. Leider ist er, wie in frühern Reiseschriften, fast immer zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um alles zu sehen, was er sehen sollte, und auch das Gute, welches er gibt, verliert seine Wirkung in der ungebührlichen Breite, mit der er Nebendinge behandelt und alltägliche Gedanken ausspinnt. — u —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Zur Grundsteuerfrage in Preußen.

Wir stellen uns im folgenden Aufsatz die Aufgabe, die Frage zu beantworten, was die Einführung einer einheitlichen, alle Classen umfassenden Grundsteuer im preußischen Staat bisher verhindert hat. Diese Frage ist eine gerechtfertigte, wenn man sieht, wie Preußen in verschiedenen wichtigen Einrichtungen andern Staaten Deutschlands vorausgegangen ist, während es in dieser Beziehung mehren derselben nachsteht. Ein Blick auf die Geschichte der letzten Jahrzehnte wird zeigen, daß der Wille, hier der Gerechtigkeit Rechnung zu tragen, allerdings schon vor einem halben Jahrhundert vorhanden war.

Wie König Friedrich Wilhelm der Dritte in den Jahren der äußern Erniedrigung und des allmäligen innern Erstarkens, gestützt auf den Rath und Beistand von Stein', Hardenberg und andern Regeneratoren des Staates neben den Gaben persönlicher und Besitzesfreiheit auch verschiedene glückliche Aenderungen in der Art der Besteuerung eintreten ließ, so versuchte er auch die Regelung der Grundsteuerverhältnisse anzubahnen. Dies geht aus dem Edict über die Finanzen des Staats und die neuen Einrichtungen wegen der Abgaben vom 27. October 1810 hervor, wo es heißt:

„Ueberhaupt soll das Drückende jener neuen Auflagen dadurch möglichst vergütigt werden, daß Wir mittelst einer gänzlichen Reform des Abgabesystems alle nach gleichen Grundsätzen für Unsre ganze Monarchie von jedermann wollen tragen lassen. Auf dem kürzesten Wege wird daher auch ein neues Kataster angelegt werden, um die Grundsteuer danach zu bestimmen.

Unsere Absicht ist dabei keineswegs auf eine Vermehrung der bisher aufgekommenen gerichtet, nur auf eine gleiche und verhältnißmäßige Vertheilung auf alle Grundsteuerpflichtigen. Jedoch sollen alle Exemtionen wegfallen, die weder mit der natürlichen Gerechtigkeit, noch mit dem Geist der Verwaltung in benachbarten Staaten länger vereinbar sind. Die bis jetzt von der Grundsteuer befreit gebliebenen Grundstücke sollen ohne Ausnahme damit belegt werden. — Wir hoffen, daß diejenigen, auf welche diese Maßregel An-

wendung findet, sich damit beruhigen werden, daß künftig der Vorwurf sie nicht treffe, daß sie sich auf Kosten ihrer Unterthanen öffentlichen Lasten entziehn, so wie mit den Betrachtungen, daß die von ihnen künftig zu entrichtenden Grundsteuern dem Aufwand nicht gleichkommen, den sie haben würden, wenn man die ursprünglichen auf ihren Gütern haftenden Ritterdienstverpflichtungen von ihnen forderte, für welche die bisherigen ganz unverhältnißmäßigen Abgaben gegen die Grundsteuer wegfallen, wie auch, daß freie Benutzung des Grundeigenthums, völlige Gewerbefreiheit und Befreiung von andern Lasten, die sonst nothwendig gewesen sein würden, stattfinden sollen."

Wir haben hierzu zu bemerken, daß es die Macht des hartnäckig an seinen ererbten Vorrechten festhaltenden Adels war, welche die Schuld trug, daß ein völlig ungerechtes Princip der Besteuerung, besonders der directen Besteuerung, speciell der Grundsteuern zur Geltung gekommen war. In großen Theilen der preußischen Monarchie hatte der Bauer, weil er nicht im freien Besitz seines Eigenthums stand, einerseits dem Gutsherrn persönliche Dienste zu leisten und Geldabgaben zu entrichten, andrerseits zugleich an den Staat die von dem Gutsherrn geforderte directe Abgabe, die sogenannte Contribution aufzubringen, während der Gutsherr, fern von jeder Opferwilligkeit, nur seine Verpflichtung zu Vasallendiensten anerkannte und hierfür, da das Ritterthum mit seiner Naturalwirthschaft begraben war, eine ganz unverhältnißmäßig kleine directe Geldabgabe für das allgemeine Beste in Gestalt von Lehnspferdegeldern darbrachte. —

Wie es feststeht, daß das verblendete Festhalten des französischen Adels an dem Hergebrachten, welches den mitteln und untern Classen der Nation alle Lasten und Pflichten aufzubürden suchte, während die bevorzugten Stände nur Genüsse und Rechte haben wollten, eine der Hauptursachen der Revolution war, so kann man auch bis zu einem gewissen Grade behaupten, daß die unrichtige Vertheilung der Steuerlast in Preußen wesentlich mit beigetragen hat, die Erniedrigung unsres Volks in den Jahren 1807—12 herbeizuführen, daß sie mindestens mitwirkte, wenn die Masse der Bevölkerung sich ohne großen Widerstand das fremde Joch auferlegen ließ.

Die Noth des Landes, aller Stände, jedes Einzelnen öffnete das Auge des Königs und seiner Regierung. Man fühlte, es müsse sich die Stellung der einzelnen Stände zueinander völlig umändern, wenn die Nation die Kraft gewinnen sollte, die Herrschaft der Fremden abzuschütteln, und man sah dies namentlich dadurch geschehn, daß man materiell durch veränderte Besteuerung, durch gerechte Vertheilung der zum staatlichen Bestehn nothwendigen Lasten alle Stände möglichst gleichstelle und alle Bevorzugungen Einzelner oder gewisser Classen aufhebe.

So gingen aus dieser Ueberzeugung neben vielen andern segensreichen

Einrichtungen, die dem preußischen Staat zum Theil eigenthümlich sind, verschiedene Gesetze, betreffend die Regelung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse hervor, und so erklären sich jene echt königlichen Worte über die gleichmäßige Vertheilung der Besteuerung im Allgemeinen und über die Einführung einer Regelung der Grundsteuer.

Da nach jenem Edict der König selbst eine so große Bedeutung auf die richtige Auffassung und Einführung der Grundsteuern legte und in der Regelung dieser Verhältnisse ein Hauptmittel erkannte, wie die unheilvollen Begünstigungen in der Besteurung aufgehoben werden könnten, so sollte man glauben, die Gesetzgebung habe, als nach dem glücklich beendeten Krieg für das durch die Freiheit gleichsam noch einmal geborne und in voller Frische sich entwickelnde Volk eine neue Aera zu beginnen schien, sich die Beantwortung der Grundsteuerfrage zur Hauptaufgabe gemacht und dieselbe allmälig gelöst. Die Geschichte lehrt uns, daß dem nicht so war. Wenn eine wichtige Frage, deren Beantwortung durch die Napoleonischen Kriege in Anregung gebracht worden war, unentschieden blieb, so war es die Grundsteuerfrage.

Wir finden in dem Gesetz über die Einrichtung des Abgabenwesens vom 30. Mai 1820, wo die einzelnen Auflagen aufgezählt sind, als Einleitung die Worte:

„Um die Reform der Steuergesetzgebung zu vollenden, welche Wir in der Verordnung vom 27. October 1810 Unsern getreuen Unterthanen zugesagt, würden Wir vor allem eine Revision der Grundsteuer in Unsern sämmtlichen Provinzen nöthig befunden haben, wenn Wir nicht in Betracht der Schwierigkeiten, die damit unzertrennlich sind, rathsam gefunden hätten, diesen die Provinzialinteressen mehr berührenden Gegenstand der Berathung mit den Ständen vorzubehalten.“ Bald darauf heißt es bei Anführung der gesetzlichen Bestimmungen selbst im §. 3:

„Die Grundsteuer wird in jeder Provinz nach den Grundsätzen und Vorschriften erhoben, welche darin gegenwärtig zur Anwendung kommen“ und §. 4 „doch wird dabei verordnet, daß schon jetzt an keinem Orte, wo schon die Grundsteuer infolge der seit 1789 eingetretenen Staatsveränderungen neu eingeführt oder erhöht worden ist, der Belauf derselben den fünften Theil des Reinertrags vom verpflichteten Grundstück übersteigen dürfe.“

Eine planvolle, historisch zu begründende, exact durchzuführende Darstellung der Grundsteuerverhältnisse, wie sie seit langer Zeit in dieser ihrer Mannigfaltigkeit provinziell gegliedert in Preußen bestehn, ist die Aufgabe einer eignen größern Arbeit. Wir bemerken hier nur zur allgemeinen Orientirung Folgendes.

Die westlichen Provinzen Rhein und Westphalen folgen der einheitlichen französischen Grundsteuerverfassung, wie sie durch die Revolution von 1789 herbeigeführt ist, mit der Maßgabe, daß, trotz der mit den Jahren 1837

vollendeten vollständigen Katastrirung und Bonitirung die Steuer seit den Gesetzen vom 21. Januar 1839 und 14. October 1844 gleichmäßig dieselbe geblieben ist und eine Höhe von circa 3,244,000 Thlr. erreicht hat. — In ähnlicher Weise führte der König Hieronymus von Westphalen für seine Lande, wozu ein wesentlicher Theil von unsrer heutigen Provinz Sachsen gehörte, durch ein Decret vom 8. Januar 1808, indessen ohne Kataster, die französische Grundsteuerverfassung ein. Wesentlich anders in den östlichen Provinzen. Hier hat die Grundsteuer, die nicht nach den Gesetzen einer regelmäßigen Vermessung und Abschätzung des Landes erhoben wird, bei aller ihrer Mannigfaltigkeit den einheitlichen Charakter einer Realabgabe, die hauptsächlich von den kleinern Gütern des sogenannten contribuabeln Standes durch Beschluß der Stände, wenn die Regierung irgend eine Provinz durch Contribution heranzog, von den Rittergütern ab- und den Bauergütern zugeschrieben wurde.

Wir finden in den Registern der Grundsteuerabgaben 120 verschiedene Colonnen, unter welchen die in den östlichen Provinzen erhobenen ganz verschieden benannten Auflagen erhoben werden.*) Hier sind die Grundsteuern, wie sie sich historisch vom Mittelalter her entwickelten, großentheils in ihrer alten Form belassen worden. Doch sind auch hier für die einzelnen Provinzen durchgreifende Maßregeln vom großen Kurfürsten, von Friedrich Wilhelm dem Ersten und Friedrich dem Zweiten getroffen worden.

In Ostpreußen d. h. dem Regierungsbezirk Gumbinnen, dem östlichen Theil des Regierungsbezirks Marienwerder, dem Regierungsbezirk Königsberg ohne Ermeland, zusammen 660 Q.M., bestanden bis 1713 von der Bewilligung der Stände abhängig der Hufenschoß, Kopfschoß, Horn- und Klauenschoß, die Tranksteuer u. a. Der Hufenschoß, die Hauptgrundsteuer, die ohne Berücksichtigung der Güte des Bodens von dem Flächenraum der Hufe Ackerland entrichtet, ($^2/_3$ Thlr. oder $^4/_6$ oder auch $^1/_3$ pro Hufe) wurde in den Jahren 1714—19 von Friedrich Wilhelm dem Ersten generalisirt, und es wurde statt der bisher bestehenden Schoßarten nach dem ganz richtigen Princip einer Ackerbonitirung und Schätzung aller Pertinenzien mit dem 1. Nov. 1719 der Generalhufenschoß in Preußen eingeführt. Doch war die ganze Art der Abschätzung viel zu allgemein gehalten und blieben neben dem Generalhufenschoß Ritterdienstgelder, Fouragegelder, Tranksteuer und noch andere Abgaben bestehen, so daß in Ostpreußen noch heute elf verschiedene Grundabgaben entrichtet werden. — Auch in Westpreußen d. h. für den ganzen Regierungsbezirk Danzig, einen großen Theil der Regierungsbezirke Marienwerder und Cöslin und einen Theil der Regierungsbezirke

*) Vrgl. Schimmelpfennig, die preußischen directen Steuern. — Dieterici, Tabellen und amtliche Nachrichten über den preußischen Staat. Band 4, die Resultate der Verwaltung.

Königsberg und Bromberg besteht eine eigene Grundsteuerverfassung. Diese Länder, zusammen 430 Q.M., wesentlich das frühere Besitzthum des deutschen Ordens, zahlten seit dem Jahre 1466—1772 unter polnischer Oberhoheit eine von den Landtagen bestimmte Contribution, wo der adlige Grundbesitz fast ganz von Lasten befreit blieb. Friedrich der Große verhieß gleich bei Besitznahme dieser Länder eine Regelung der Grundsteuer binnen kurzem, und schon im Juni 1772 trat eine Commission zu diesem Zweck zusammen. Die adligen Güter wurden nach einer allgemeinen Vermessung und Abschätzung des Landes, je nachdem sie Ritterdienstgelder früher entrichtet hatten, mit 25, 28 oder 33⅓ Procent des Reinertrags besteuert, die Bauerngüter ohne Unterschied mit 33⅓ Procent. Die hier in diesen Ländern getroffenen Einrichtungen waren vollkommen denen Friedrich Wilhelm des Ersten in Ostpreußen nachgebildet. Trotz diesen generalisirenden Maßregeln bestehen noch bis heut in diesen Gebietstheilen ehemals polnische Abgaben, und finden sich neben der Hauptgrundsteuer vom Jahre 1772 unter diese mit einbegriffen Ritterdienstgelder, Schutzgelder, Tranksteuer, so daß auch hier von einer Einheit nicht die Rede ist. —

Die älteste polnische Grundsteuer sind die Rauchfanggelder nach einem Verzeichniß der Häuser tarifmäßig entrichtet und daneben für Geistlichkeit und Adel durch ein polnisches Reichsgesetz vom Jahre 1789 die Offiaza d. h. eine nach ganz allgemeiner Abschätzung erhobene zehnprocentige Grundsteuer, die seit 1789 auf 24 Procent erhöht wurde. Auch Lehnpferdegelder kamen vor. Das warschauer Gouvernement bemühte sich 1809 und dann 1810 besonders die Offiaza zu erhöhen und die Verfassung zu vereinfachen, auch die Verordnung vom 14. October 1844 trug zur Vereinfachung der Grundsteuern bei, doch fehlt auch hier die Einheit. In Schlesien, 680 Q.M., griff Friedrich der Zweite bei der Eroberung des Landes in gründlicher Weise ein. Ein im Jahre 1743 angeordnetes, 1748 vollendetes Kataster, das unveränderlich sein sollte, besteuerte die geistlichen Güter mit 50 Procent, die Rittercommenden des maltheser und deutschen Ordens mit 40⅔ Procent, die adligen Güter mit 28⅓ und die bäuerlichen mit 34 Procent. Diese Abgabe besteht mit geringen Modificationen noch heute. Natürlich wurden nicht, was eine factische Unmöglichkeit, in Wirklichkeit 50 Procent des Reinertrags gezahlt, da das sogenannte Kataster Friedrichs des Zweiten sehr allgemein gehalten war; trotzdem bestehen noch heute neben dieser allgemeinen Grundsteuer Haussteuer, Quittungsgroschen und Aehnliches.

In den Provinzen Pommern und Brandenburg hat die ständische Verfassung, indem der Adel durch Lehnpferdegelder sich frei zu machen wußte, bis diesen Tag durchgesetzt, daß der sogenannte contribuable Stand, der Bauer, die Contribution d. h. die Grundsteuer wesentlich trägt.

Am wunderbarsten sind die Grundsteuerverhältnisse in der Provinz Sachsen. Theile der Regierungsbezirke Magdeburg, 210 Q.M., Merseburg, 31 Q.M., Erfurt, 31 Q.M., folgen der schon oben erwähnten westphälischen Grundsteuerverfassung. Im Uebrigen bestehen für die Erblande, die Oberlausitz, die Niederlausitz, die Aemter Jüterbogk und Dahme, für Altquerfurt, für Henneberg und endlich Nienburg abgesonderte Grundsteuerverfassungen, so daß unter 35 verschiedenen Colonnen Schocksteuer, Donativgelder, Contribution nach jenen alten historischen Eintheilungen der sächsischen Lande noch heute die Grundsteuern erhoben werden.

Es ist nun eine von Rechtslehrern vielfach ventilirte, schwer zu entscheidende Frage, ob es besser sei, bei einem Staate, der sich aus verschiedenen, wenngleich ähnlichen Elementen entwickelt hat, für die einzelnen Theile das in diesem historisch vorgefundene Recht zu erhalten, um so das alte Andenken der Bevölkerung an ihre Geschichte zu erhalten und die für Rechtsfragen häufig so schwierigen Aenderungen, zu deren Bewußtsein die doch mehr oder minder rechtsunkundige Bevölkerung erst sehr allmälig gelangt, zu vermeiden, oder, ohne Rücksicht auf die Individualität der einzelnen Theile der Bevölkerung des Staats zu nehmen, aus Nützlichkeitsgründen alles historisch Gegebene aufzuheben und eine neue, die Gesammtheit bindende Gesetzgebung zu schaffen.

Darüber kann aber kein Streit sein, daß es für die Verwaltung eine der wichtigsten Aufgaben ist, bei Fragen über die Besteuerung der zu einem Staate gehörigen Bevölkerung ein einheitliches Princip aufzustellen, da hier wegen des materiellen Interesses bei einer solchen vielleicht historisch wohlbegründeten Verschiedenheit gar zu leicht die wichtigste und Hauptanforderung, nämlich die, daß der Gerechtigkeit der Besteuerung Genüge geleistet werde, nicht erfüllt wird. Uebrigens sind ja auch solche Verschiedenheiten in der Art und Auffassung der Besteuerung durchaus nicht wie die Verschiedenheiten in der Rechtsauffassung aus dem Rechtsbewußtsein des Volkes, sondern aus irgend welchen historischen oder politischen Ereignissen hervorgegangen. Wenn nun aber, wie aus dem Edict von 1810 hervorgeht, der König Friedrich Wilhelm der Dritte selbst die Wichtigkeit der Regulirung der Grundsteuerverhältnisse anerkannte und wenn man später das Interesse in Betreff dieser Fragen als ein provinzielles, kein allgemein staatliches bezeichnete, um doch einen Grund dafür zu haben, daß man einer definitiven Entscheidung auswich, so gibt uns beides den besten Beweis einmal für die politische und dann für die wirthschaftliche Wichtigkeit, dann aber auch für die Schwierigkeit der Grundsteuerfrage. Und kann man auch mit Bestimmtheit behaupten, daß der in seinem materiellen Interesse durch eine durchgreifende Entscheidung über die Grundsteuern wesentlich angegriffene Adel alles aufgeboten hat, um eine solche Entscheidung möglichst weit hinauszuschieben, so würde er doch,

wenn die Lösung dieser Fragen ein klares, einfaches, mit Bestimmtheit von der Nation gefordertes Bedürfniß gewesen wäre, nicht gegen die Macht der Verhältnisse fast ein halbes Jahrhundert haben ankämpfen können. Und die Lösung dieser Fragen hat allerdings an und für sich, ganz abgesehen von diesen oder jenen staatlichen Verhältnissen, vom wissenschaftlichen wie praktischen Standpunkt aus ihre großen Schwierigkeiten.

Die Geschichte lehrt uns, daß Völker in Zeiten politischer Aufregung, wie von einem blinden Drange getrieben durchgreifende Maßregeln in Betreff staatlicher Einrichtungen durchgesetzt haben. So hat das französische Volk empört über die Taillenwirthschaft seines Adels bei völliger Umgestaltung seiner politischen Einrichtungen seine Grundsteuerverfassung durchgesetzt. Deshalb bleiben die a priori gegen den Gedanken einer Grundsteuer aufgeworfenen Bedenken, die über die Art der Steuer und über die Art der Einführung derselben bestehenden Zweifel ungelöst.

Daß dieser Bedenken viele sein müssen, zeigt die einfache Thatsache, daß fast jeder Gelehrte der Staatswissenschaft principiell eine andere Meinung über dieselbe hat. Es ist das Streben neuerer Finanzgesetzgebungen, in dem viel verzweigten Bau der directen und indirecten Steuern, welche die Mittel zur Existenz der Staaten gewähren, der directen Besteuerung immer mehr den Sieg zu verschaffen. Und dieses Bestreben ist ein sehr richtiges. Mit Freuden wird die Wissenschaft dasselbe begrüßen; denn ihre Aufgabe ist ja eben, dafür zu kämpfen, daß das Ideal der Besteuerung, wie es einer der bedeutendsten Lehrer der Staatswissenschaft nennt, d. h. daß ein solches Steuersystem, bei welchem jeder direct, so viel in seinen Kräften steht, zum allgemeinen Besten beizutragen hat, immer mehr zur Wirklichkeit werde, und unleugbar sind es auch die directen Abgaben, die uns diesem gewünschten Ziel näher führen.

Eine der ältesten directen Steuern ist die Grundsteuer. — Man sollte meinen, diese, so frühzeitig entstanden, so bald von den verschiedenen Völkern als Bedürfniß erkannt, müsse von allen Lehrern der Wissenschaft als einer der Wege zu jenem Ideal erkannt werden. Dies ist indeß nicht der Fall. — Hoffmann z. B. führt in seiner Lehre von den Grundsteuern aus, daß dieselben zwar als eine Abgabe vom Besitz eines Raumes die sichersten seien, indem das Dasein dieses Gegenstandes der Besteuerung weder der Kenntniß, noch der Verfügung der Staatsgewalt entzogen werden könne, daß aber diese Steuer, da sie von dem Einkommen dieses Besitzes abhänge, welches allen möglichen Wechselfällen ausgesetzt sei, dem Staat nur sehr unsichere Garantien als Einnahmequelle gewähre. Vrgl. Hoffmann S. 94 u. 95.

Er sagt, es sei ganz natürlich, daß man bei Besitzessteuern zuerst auf die Grundsteuer gekommen sei, weil hier die controlirende Behörde das beste

Mittel in Händen hätte, den lässigen Unterthan durch Beschlagnahme zur Zahlung zu zwingen. Er hält dabei die Grundsteuer in seiner mehr oder weniger einseitigen Auffassung für einen Ueberrest der für den Fortschritt der Agricultur so hinderlich gewesenen Zehnten, welche den Rohertrag belastete, und legt bei seinen Betrachtungen über directe Steuern den größten Nachdruck auf die Beachtung der bis dahin vernachlässigten Personensteuern, die allerdings der controlirenden Behörde keine so handgreiflichen Garantien gäben, aber immer zur Geltung kommen würden und müßten, je mehr Gesittung und Bildung der Bevölkerung bis in die niedrigsten Schichten klar machten, daß jeder sein Scherflein zum allgemeinen Besten beitragen müsse. Die Ansicht J. B. Says ist im Wesentlichen die Hoffmanns, indem auch er bei aller Sicherheit des zu besteuernden Gegenstandes die Unsicherheit der Abgabe selbst hervorhebt.

Diese Angriffe sind jedoch in dieser ihrer Allgemeinheit nicht so ernst, wie diejenigen, welche, von verschiedener Auffassung der Quellen des Nationalvermögens ausgehend, hier große Bedenken bei Lösung der materiellen Zweifel, welche eine Grundsteuer herbeiführt, aufwerfen. Hier finden wir vor allem Ricardos Ansicht. Seine bekannte Theorie der Bodenrente, wonach je nach der Qualität der verschiedenen Ländereien die vom Ackerbauer nur eben noch zweckmäßig bebaute Scholle keine Bodenrente gewährt, während eine bessere Classe von Grundstücken eine solche in größerem oder geringerem Maße darbietet — eine Theorie, die man in der That grau nennen kann, da sie die in der größten Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit bestehenden Lebensverhältnisse in ein künstliches Schema hineinzuzwängen versucht —, führt ihn zu folgender eigenthümlichen Ansicht über die Grundsteuer:

Die Grundsteuer soll eine Last sein, welche die im Grund und Boden ruhende dritte Güterquelle des Nationaleinkommens treffe. Alle Güter gewähren eine solche Bodenrente nicht, sondern nur diejenigen, deren Bebauung mehr ergibt, als den Zins von dem angelegten Capital und den Lohn für die aufgewandte Arbeit. Der Staat könne unmöglich auf diese letzte Classe Rücksicht nehmen, er müsse alle Güter gleichmäßig besteuern, und die Folge sei, daß ein Land, welches in diese letzte Classe gehört, ohne Cultur liegen bleiben werde. —

Da nun aber, fährt er fort, die Grundsteuer von allen Gütern erhoben werden muß, so wird sie nicht von der Bodenrente, sondern vom Zinse des Capitals und dem Arbeitslohn getragen, sie wird so die Bebauungskosten um ihren Betrag erhöhen, wird die Producte steigen machen und so auf alle Weise der Entwicklung der Landescultur im Wege stehn, sie wird zugleich, da natürlich der Producent die Last auf den Consumenten zu wälzen sucht, nichts mehr oder weniger werden, als — eine Consumtionssteuer. Man sieht leicht, daß hier

große Inconsequenzen mitunterlaufen. Einmal verhindert bei Ricardo die Grundsteuer die Bebauung der letzten Classe der Grundstücke, und dann wird sie doch von dem Capitalzins und Arbeitslohn dieser letzten Classe mit entrichtet.

Sismondi, der eine lange Polemik gegen Ricardo führt, stellt als einleitenden Gedanken über seine Auffassung der Grundsteuer die Worte hin: „La contribution foncière est destinée à faire participer le fisc au revenu du seul propriétaire et elle n'affecte en général que lui seul.“ Er meint also grade umgekehrt, daß die Grundsteuer keine Consumtionssteuer sei, sondern wesentlich den Landmann selbst treffe. Ferner führt er an: „L'imposition foncière oblige souvent le contribuable à payer de l'argent au moment, où il n'en a pas,“ und in demselben Sinn „Puis l'imposition foncière est pesante et plus elle jette le désordre dans les marchés et dans toute l'économie rurale en forçant le cultivateur à vendre à tout prix pour trouver de l'argent.“

Was den ersten Punkt anlangt, so kann, wie schon Hoffmann anführt, niemand sagen, wer eine Steuer trägt, man weiß nur, wer sie zahlt. Günstige Conjuncturen lassen den Landmann oder Fabrikanten frei ausgehn bei der Besteuerung, bei ungünstigen trägt er die Steuer zum großen Theil. Der zweite Punkt ist ein wenig gravirendes Moment gegen die Grundsteuer speciell. Als ob bei directen Steuern überhaupt (dies ist ja einer der größten Mängel derselben, z. B. bei der Gewerbesteuer, die größtentheils viel ärmere Leute trifft als die Grundsteuer) der Staat stets anfragen könnte, wann der Pflichtige bei Gelde sei! Ueberhaupt darf ja eine directe Steuer niemals so unvernünftig hoch eingerichtet sein, daß sie bedenklichen Einfluß auf den Betrieb des besteuerten Besitzthums ausübt.

Die fernern Bedenken Sismondis gegen die Grundsteuer treffen wesentlich die Einführung derselben, und kommt er hier auf dasjenige Bedenken, welches hauptsächlich von den Gegnern der Grundsteuer hingestellt wird, daß nämlich die zu zahlende Abgabe als Zins von einem Capital, welches ohne irgend welchen Grund der Grundstückbesitzer dem Staat schulde, zu betrachten sei. Die an diesen Punkt sich anschließenden feinen Ausführungen Sismondis, in denen er nachweist, wie durch die Grundsteuer die Güter unnütz und schädlich auf einmal vertheuert würden, so wie seinen fast bestechenden Vergleich, daß der Pächter bei bestehenden Grundsteuern nicht einen, sondern zwei Herren habe, können wir hier nur andeuten.

Noch strenger richtet Stuart Mill in seiner politischen Oekonomie über die Grundsteuer vrgl. S. 285 ꝛc., wo es heißt: „Eine Steuer von der Bodenrente fällt ganz auf den Grundeigenthümer. Er kann ihre Last auf keine Weise auf irgend einen andern abwälzen. Sie wirkt nicht auf den Werth oder Preis

der landwirthschaftlichen Erzeugnisse; denn dieser Werth oder Preis bestimmt sich nach den Productionskosten unter den unvortheilhaftesten Umständen und unter diesen Umständen wird, wie wir so oft bewiesen haben, keine Bodenrente bezahlt. Eine Steuer auf die Bodenrente hat also keinen Einfluß außer dem sichtbaren. Sie nimmt so und so viel dem Grundeigenthümer, und überträgt dies auf den Staat." Bald darauf gibt er das Endresultat seiner Betrachtungen folgendermaßen. „Jede besondere Besteuerung des Einkommens einer Classe, die nicht durch Steuern, welche die andern Classen treffen, aufgewogen wird, ist eine Verletzung der Gerechtigkeit und kommt einer theilweisen Confiscation gleich."

Das sind die Bedenken wissenschaftlicher Autoritäten gegen die Grundsteuer überhaupt. — Andere Lehrer der Staatswissenschaften erkennen die Grundsteuern zwar als nothwendig an, sind aber darüber principiell in Streit, ob die Grundsteuer, so wie in England unveränderlich festgestellt (Kraus sagt, daß im entgegengesetzten Falle die Industrie durch dieselbe besteuert werde) oder veränderlich sein müsse. Für letzteres spricht schon überzeugend Ad. Smith, indem er sagt, eine fixirte Grundsteuer widerspreche dem ersten Princip der Besteurung, der Gerechtigkeit. Auch verliert ja eine solche fixirte Abgabe völlig den Charakter einer Steuer und wird das, was die Gegner der Grundsteuer derselben grade vorwerfen, eine unbegründete, nicht zu rechtfertigende Hypothek des Staats an den Grundstücken seiner Einwohner, von welcher Last, wie es ja in England geschieht, der Wohlhabende sich befreien kann (ob zum Vortheil des Staats, der dadurch allerdings momentan verhältnißmäßig enorm viele Mittel für sich erhält, ist sehr zweifelhaft) während diese Last mit demselben Druck auf dem Aermern ruhn bleibt.

Vergleicht man nun in Anbetracht dieser vielen Bedenken und Zweifel, die von Seiten der Wissenschaft in Betreff der Grundsteuern aufgestellt sind, ein wie großes Gewicht im geraden Gegensatz dazu zur Zeit der Herrschaft des physiokratischen Systems auf Einführung der Grundsteuer als einer Hauptsteuer gelegt wurde, wie grade diese Steuer von den Lehrern und Anhängern jener Schule als einzige gerechte Abgabe, als „impôt unique" hingestellt wurde, so wird man von neuem in den Jahrhunderte lang die Geister bewegenden Interessenkampf hineingeführt, wo man darum stritt, welcher Anlegung menschlichen Fleißes und Capitals der Vorzug zu gewähren, ob der industriellen, oder der landwirthschaftlichen. Dieser Kampf, bei dem das Merkantilsystem schroff dem physiokratischen gegenüberstand, ist durch Ad. Smiths Industriesystem gemildert, aber nicht geschlichtet; er ist, wenn auch vielfach politische Fragen und Verhältnisse bestimmend mit hineinspielten, lange Zeit von der Wissenschaft geführt worden und wird an manchen Orten noch heut geführt.

Trotz aller dieser Bedenken gegen die Grundsteuer, trotz jenes noch nicht

geschlichteten Kampfes der Wissenschaft spricht die von den ersten und berühmtesten Landwirthen vertheidigte und durchgeführte Auffassung der Landwirthschaft als eines Gewerbes, gleich allen übrigen Gewerben für die Grundsteuern, wenn man einmal die Gewerbesteuer als eine gerechte, begründete directe Steuer anerkennt, wie es ja aller Orten geschieht. Man bleibt hier fern von dem im Ganzen unfruchtbaren Streit, ob eine Bodenrente existire, wie hoch, wie verschieden sie sei, und findet, wenn man dies Analogon zwischen Gewerbe, Fabrikation und Ackerbau anerkennt, den klaren Beweis für die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit der Grundsteuer. Daß aber der Betrieb des Ackerbaues ganz ähnlich wie der Betrieb von Gewerbe und Fabrikation aufzufassen sei, dafür kämpft Thaer in der Einleitung zu seiner rationellen Landwirthschaft zum vierten Bande in überzeugender Weise. Es heißt hier: „Man setzt Production und Fabrikation gewöhnlich gegenüber und glaubt, daß sie in physischer Hinsicht nicht nur, sondern auch in ökonomischer oder gewerblicher dermaßen einander gegenüberständen, daß die Grundsätze, die bei letzterer giltig sind, bei ersterer durchaus keine Anwendung fänden, und daß folglich der Producent sowol, als der Staatswirth in Ansehung beider ganz verschiedene Maximen annehmen müsse.

Verschieden sind sie allerdings, und jede hat ihr Eigenthümliches; aber dies Eigenthümliche ist nicht so antipolarisch und nicht auf eine so grelle Weise verschieden, wie man gewöhnlich angibt. Noch weniger ist der Unterschied in Ansehung der entgegengesetzten Grundsätze begründet, die man nur zu häufig zum Nachtheil der ersteren angenommen hat.

Schon länger und klarer sind die Regeln ausgebildet und dargestellt, welche man zum glücklichen Betrieb des Fabrikwesens angenommen und beobachtet hat. Sie können Fingerzeige für das Productionsgewerbe abgeben, wenn man aus der Aehnlichkeit des letzteren mit dem ersteren die Anwendung jener Regeln auf dieses folgert."

Neben die bis dahin angeführten Zweifel wissenschaftlicher Art treten praktische Hindernisse von größtet Bedeutung. — Es klingt sehr einfach, wenn Hoffmann sagt, daß die Grundsteuer als eine Steuer von dem Besitz eines Raumes die sicherste sei, da das Dasein dieses Gegenstandes der Besteurung der Kenntniß und Verfügung der Staatsgewalt nicht entzogen werden könne; indessen ist es eine der schwierigsten Aufgaben, diesen Gegenstand genau zu bestimmen. Die Bonitirung und Katastrirung der Rheinlande, welche mit dem Jahre 1837 vollendet war, hat dem Staat vier Millionen Thaler gekostet; leicht ersichtlich ist, daß eine ähnliche Abschätzung und Vermessung der östlichen Provinzen einen noch einmal so großen Aufwand erfordern könnte. Da man über den wahren Flächeninhalt des preußischen Staats bei der durch die Feldmesserordnung zulässigen Fehlergrenze um dreißig Quadratmeilen nicht

im Klaren war, so war es das Streben der Staatsregierung, diese Ungewißheit zu heben. Im vorigen Jahre trat daher eine Commission von wissenschaftlichen Verwaltungsbeamten und Militärs zusammen, um mit allen wissenschaftlich gegebenen Mitteln die für viele Culturverhältnisse höchst wichtige genaue Vermessung des Landes zu veranlassen. Gedachte Commission weist nach, daß die einfache Vermessung des Landes einen Zeitraum von zwanzig Jahren mit einem Kostenaufwand von jährlich 50,000 Rthlr. beanspruche.

Nun bestehn aber noch neben diesen Kosten viele, die durch die Abfindung derer bewirkt werden, welche ein verbrieftes Privilegium für die Immunität ihrer Grundstücke haben, selbst wenn man eine allgemeine aus Billigkeitsrücksichten gebotene Abfindung aller bis dahin befreit gebliebenen Grundeigenthümer übergeht. Gewährt man diesen, wie es schon vorgeschlagen sein soll, das Dreizehn- bis Vierzehnfache der zu zahlenden Steuer, so wird die Einführung der Steuer dem Finanzetat eine große Last aufbürden. Die Grundsteuer trifft da grade derselbe Vorwurf, welcher gegen die meisten indirecten Steuern erhoben wird, daß ihre Ausführung und Erhebung mit bedeutenden Kosten verbunden ist. Diesen Mangel will man aber grade durch die directe Besteurung vermeiden.

Faßt man alle diese Bedenken zusammen und zieht mit in Betracht, daß die Grundsteuer principiell und materiell gegen das Interesse einer mehr oder minder einflußreichen Classe ist, so wird man, wie ich hoffe, eine Erklärung dafür finden, daß in dem sonst organisch wohlgegliederten Staate Preußen eine so wichtige Frage erst jetzt an die Schwelle einer bestimmten Entscheidung gelangt ist. D.

Neurussische Realpolitik.

3.

Hatte die Periode vom Friedensschluß bis zur Kaiserkrönung vorzugsweise dahin gearbeitet, die nationalaristokratischen und militärischen Oppositionen gegen das neue Regiment theils abzulenken, theils abzustumpfen, so blieb jetzt noch die viel schwerere Aufgabe übrig, die inneren Reformen des Lebens, die Erweckung der productiven Kräfte durch Freiheit der Arbeit ins Leben zu rufen. Den aristokratischen Gegnerschaften durfte zugleich die Möglichkeit nicht gelassen werden, sich von neuem zu consolidiren. Außerdem mußte das Aus-

land, vorzugsweise Mitteleuropa und namentlich Oestreich, gehindert werden, die Friedenszeit zu einer Consolidirung seiner Staatengruppe verwenden zu können. Vor allem darf Oestreichs Einfluß in den Südslavenländern und der Türkei sich nicht befestigen; der „kranke Mann" muß so krank und sterbensreif erhalten werden, als er ist, Oestreich nicht seine Verjüngung durchführen können. Dennoch darf Rußland, um nicht selbst im Werke der innern Reorganisation behindert zu sein, nirgend aggressiv und provocatorisch hervortreten, wol aber stets zur Unterstützung einer derartigen Politik bereit erscheinen. Diese höchst verschiedenartigen Aufgaben durchzuführen, ohne durch die eine die andere zu hindern — darauf zielt die nunmehrige Realpolitik. Der Grund dazu war, wie wir früher gesehen, wohl vorbereitet; die volle Ausführung des in seinen Endzielen wieder zusammenlaufenden Werkes kann natürlich erst nach Menschenaltern erwartet werden. Wir stehen heut noch den ersten Anfängen gegenüber; was jedoch geschah, ist bereits bezeichnend genug.

Als Kaiser Nikolaus schon im Anfang der vierziger Jahre den Gedanken eines russischen Eisenbahnsystems mit großer Lebhaftigkeit aufgegriffen hatte, antwortete der alte Finanzminister Graf Cancrin: „Der Befehl Eurer Maj. wird erfüllt werden, aber zehn Jahre nachher wird Rußland nicht Rußland mehr sein." Die Ausführung des Planes unterblieb, damit Rußland bleibe; blos Moskau sollte mit Petersburg zusammenfließen; erst im orientalischen Krieg wurde der Plan „zu spät" von neuem aufgenommen. Ohne Herstellung der Communicationen kein neues Rußland lautet die heutige Parole. So ward der Abschluß des Eisenbahnbaues mit einer französisch-russischen Gesellschaft die Haupt- und Staatsaction, mit welcher noch das Jahr 1856 abschloß. Die Capitalspeculation erhielt ein festes Object; das Arbeitervolk, noch nicht wieder festgewachsen in den herkömmlichen Beschäftigungen, strömte dem neugebotenen Gewinn zu; gemeinsame materielle Interessen knüpften ein neues Band mit Frankreich, welches nachher der französisch-russische Handelsvertrag, so wie die vorzugsweise auf Frankreich berechnete Revision des Zolltarifs noch mehr verstärkte. Aber der internationale Besitz der Eisenbahnen dauert nur 85 Jahre; dann fällt die vollkommen freie Verfügung wieder an Rußland. Ebenso maßgebend wie solche Rücksichten auf die äußere Politik, wurden beim Abschluß der Eisenbahncontracte die Vortheile, welche sich damit gegen die Opposition der Reformfeinde boten. Den Grund- wie den Industrieadel aller Provinzen versetzt nämlich das Eisenbahnnetz nach zwei Seiten hin in neue Abhängigkeit: er kann unter russischen Verhältnissen nirgend rücksichtslos seine Standesinteressen geltend machen, wenn er nicht befürchten will, seine materiellen Interessen bei der Specialbestimmung der Bahnlinien unbeachtet zu sehen; er kann ferner seine Leibeigenen nicht von den Eisenbahnarbeiten zurückhalten, wenn er nicht durch einen derartigen Widerstand

ſich nur allzuleicht des Vorzugs verluſtig machen will, beim Emancipationswerk die Rechte und Entſchädigungen ſeiner eignen Verhältniſſe zu vertreten.

Denn daß die Regierung an die Einleitung der Bauernemancipation getreten war, wußte man bereits allgemein, als der Contractabſchluß wegen des Eiſenbahnbaues erfolgte. Die Preſſe hatte dies unter ruſſiſchen Verhältniſſen durch Gogols und ſeiner Nachtreter Schriften ſattſam angedeutet. Es war unmöglich, dieſe Erzählungen, Novellen, Anekdoten und Gedichte à la Beecher-Stowe für rein literariſche Productionen zu nehmen; es waren gouvernemental geſtattete Pulsfühler, und um ſo deutlicher, als die Cenſur, trotz der angeblich freiern Bewegung der Literatur, keine ernſtere Arbeit über die Löſung der Leibeigenſchaftsfrage paſſiren ließ. Daß auch keine leiſeſte Andeutung darüber verlautete, auf welchem Wege die Regierung vorzugehen gedenke, ſteigerte die geſpannten Erwartungen und verhinderte gleichzeitig eine vorſorgliche Stellungnahme der Intereſſenten. Die Vermuthung ſchwankte zwiſchen der doppelten Fragſtellung: ob Alexander der Zweite, wie Nikolaus, damit zugleich das Ziel der völligen Vernichtung der Grundariſtokratie als körperſchaftliches Element verfolgen wolle, oder ob er, wie Alexander der Erſte, dem Adelkörper die Bauernemancipation nach Initiative und Durchführung vollkommen ſelbſtſtändig überlaſſen wolle? Daran hatte man jedoch nicht gedacht, daß jetzt großentheils andere Vorausſetzungen zu Thatſachen geworden waren, darum ward ein dritter Weg möglich. Seit Peter dem Erſten, ja ſeit Iwan dem Erſten und Zweiten ſcheiterten auch die beſten ſocialreformatoriſchen Tendenzen des Zarenthums immer daran, daß daſſelbe zu Gunſten ſeiner eigenen Machtvollkommenheit alle corporativen Elemente zu zerbröckeln oder gewaltſam zu vernichten ſtrebte. Denn eben dadurch hatte ſich der Abſolutismus für jede große Einwirkung auf die innern Entwicklungen unmöglich gemacht, weil er alle Elemente der Bevölkerung in die Oppoſition gegen den reformirenden Zaren drängte. Das Zarenthum beſaß während dieſer ganzen Zeit, außer den unproductiven Maſſen der Tſchinowniks und der Armee niemals einen Stand, auf welchen es ſich gegen die Vorurtheile, Mängel und Mißbräuche im ſocialen und politiſchen Staatsleben ſtützen konnte. Jene beiden Maſſen blieben jedoch ſtets unzuverläſſig, weil ſie ſelber kein unmittelbares Intereſſe an ſocialpolitiſchen Veränderungen haben können, vielmehr auch für ſich mancherlei Einbuße dabei fürchten müſſen. Alexander der Zweite fand nun den Beſitzadel durch ſeinen kaiſerlichen Vorgänger materiell aufs äußerſte geſchwächt, corporativ zerſprengt vor; hatte er ſich auch während des Krieges einigermaßen fühlen gelernt, ſo war mit dem Frieden doch der innere Halt dieſes Selbſtgefühls wieder weſentlich gewichen. Seine Partei war, wie früher gezeigt iſt, als ſolche abermals zerfallen. Dagegen hatte derſelbe Krieg die gänzliche Geltungsloſigkeit der nichtadligen Bevölkerungs-

massen einigermaßen gemildert, und zwar insofern, als sie im Dienste für den Kriegszweck neue Anerkennungen ihres berechtigten Anspruchs auf socialpolitische Besserstellung errungen hatten. Die von Nikolaus (wol nur als Mittel zur Aneiferung der kriegerischen Opferfreudigkeit) in Aussicht gestellten socialen Verbesserungen waren schon im Friedensprogramm Alexander des Zweiten als Zweck aufgenommen und vom Gnadenmanifest bei der Krönung nach einzelnen Richtungen hin vorbereitend angebahnt.

Das frühere Princip der gleichmäßigen Vernichtung aller Stände hatte sich unproductiv für die Zwecke der materiellen Entwicklung, der innern Erkräftigung des Reichs erwiesen; Alexanders des Ersten doctrinärer Versuch, einer völlig freien Initiative des Adels die Erschaffung der Bauernfreiheit anheimzustellen, hatte den Beweis geführt, daß die russische Aristokratie dafür weder humane Bildung noch politischen Calcul genug besaß; Nikolaus des Ersten „Bauernverbesserungen" hatten den Grundbesitz ruinirt, ohne die freie Arbeit sich selbstständig entwickeln zu lassen, und waren deshalb vom nationalökonomischen Ziel der Emancipation nur weiter weggerückt. Alle diese Erfahrungen zusammenfassend entstand der neue Emancipationsplan. Er überließ formell dem Grundadel die Initiative, erkannte also dadurch seinen corporativen Bestand an. Er berechtigte ferner die Adelscorporation politisch ad hoc; denn er gestand ihr das Recht der mitbedingenden Berathung des Emancipationswerkes zu. Er bezeichnete diese Berathungen und deren Beschüsse als vollkommen frei; allein nur auf Grundlage und innerhalb des Bereiches der von der Regierung octroyirten allgemeinen Principien. Diese laufen jedoch nicht darauf hinaus, den Adel als politischen Stand anzuerkennen — wie Alexander der Erste wollte; auch nicht darauf, als politischen Gegensatz zum adligen Grundbesitz einen vom flottirenden Vermögen bedingten Bürgerstand emporzuzaubern — wie es Katharina erfolglos versuchte. Der heutige Autokratismus kann dieses Mittelglied der Gesellschaftsgliederung um so eher überspringen, als es im russischen Nationalcharakter keine Begründung findet und auch nur ein fast verschwindendes Bruchtheil der Gesammtbevölkerung ausmacht. Er stellt überhaupt dem Adel keine politische Corporation gegenüber, sondern dem adligen Grundbesitzrecht die Freiheit der productiven Arbeit. Die freien Arbeiter sollen die Masse sein, auf welche sich der neurussische Reformabsolutismus fraglos stützen kann. Das neue Princip des Autokratismus heißt nicht: Vernichtung aller Stände, sondern Paralysirung des besitzenden Standes durch die von der Regierung gehandhabten Arbeiter. Der Gegensatz findet seinen Schwerpunkt nicht in ideellen und beziehentlich politischen Rechten, sondern in den materiellen Interessen.

Daß sich aus den freiwerdenden Arbeitermassen ein Stand herausbilden kann, unterliegt keinem Zweifel. Allein er entsteht voraussichtlich nicht

blos oder vorzugsweise aus den eigentlichen Arbeitern, sondern theils aus dem industriellen Adel, welcher durch das Aufhören der Leibeigenschaft die ganzen Voraussetzungen seiner materiellen Existenz geändert sieht; theils aus den handeltreibenden Freigewordenen. Diesem Mittelstand fehlt jedoch noch lange Zeit jedes körperschaftliche Bewußtsein; nicht blos weil seine beiden Hauptelemente noch lange Zeit in socialen Rivalitäten gegeneinandergestellt bleiben, sondern auch vornehmlich deshalb, weil nach dem russischen Nationalcharakter die Freigewordenen, welche sich durch Arbeit über den Erwerb aus der Hand in den Mund emporgehoben haben, nicht bei der Arbeit bleiben, sondern ausschließlich zum Handel übergehen. Diejenigen aber, welche wieder hier genug gewonnen, benutzen das freiwerdende Capital nicht zu neuer productiver Thätigkeit, sondern suchen damit die Prärogative der Adelstitel zu erwerben. Das bürgerliche Element fehlt überhaupt dem russischen Naturell und kann erst dann sich natürlich begründen, wenn nicht blos die Emancipation durchgeführt, sondern ein freigeborenes Geschlecht auch die Bildung erworben haben wird, welche der jetzigen Generation fehlt. Die Herausbildung eines bürgerlichen Mittelstandes bleibt bei dem jetzigen Emancipationswerk noch ganz außer Frage, sie ist eine neue Aufgabe der Zukunft. Es galt zunächst nur, ein Gegengewicht gegen die Gefahr zu finden, daß die Befreiung von der leibeigenen Bevölkerung nicht dazu benutzt werde, den schwereren Ackerbau um die leichtere und momentan lohnendere Industriearbeit gänzlich zu verlassen. Deshalb ward auch festgesetzt, daß Haus und Garten dem Bauer gehöre und der Grundherr ihm den hinreichenden Ackerboden zur Lebensnothdurft gewähren müsse. So soll mindestens das bäuerliche Proletariat und somit der Keim einer neuen ländlichen Leibeigenschaft vermieden werden, da der Entstehung des industriellen Lebens aus der Hand in den Mund nicht vorzubeugen ist, wenn der industrielle Aufschwung nicht wieder von vornherein mit lähmenden Fesseln beschwert werden soll.

Die Durchführung der Emancipation ist ein schwerer, gefährlicher Kampf, und zwar nicht blos gegen das Widerstreben der bevorrechteten Opposition, sondern auch gegen die Rohheit und Leidenschaften der Massen, welche sociale Befreiung und anarchische Losgelassenheit nicht zu scheiden wissen. Die Regierung bedarf also der ganzen Fülle ihrer Machtmittel zur Beherrschung des innern Staatslebens auf lange Jahre hinaus. Während dieser Uebergangsperiode ist eine stetige Einlebung der neuen materiellen Zustände nicht zu erwarten. Eine energische Politik der mit Rußlands Machterweiterungsplanen collidirenden Großmächte vermöchte wol diese Periode zu benutzen, um der spätern Wiederaufnahme der alten, im Septembercircular programmartig formulirten Politik durch ein besser gerüstetes, materiell ausgekräftigtes, auf seine eigne Production gestelltes Reich zuvorzukommen. Der einschüchternde Rim-

bus, mit welchem Rußland früher seine aggressive Politik verfolgte, ohne auf ernstlichen Widerstand zu stoßen, ist geschwunden, seitdem der orientalische Krieg bewiesen hat, daß das Reich zwar nicht zu erobern, aber durch rasche Entkräftung zu bezwingen ist. Zugleich hat diese Periode vor aller Welt dargethan, daß Rußlands Hauptvortheil für sich, wie seine Hauptgefahr für Europa daraus hervorgeht, daß es mit seinen Ansprüchen auf volle Gleichstellung im europäischen System auf ganz andern Voraussetzungen fußt, als die europäische Welt. Seine Politik ist weder von den gleichen socialen Beständen bedingt, noch zu gleichen Rücksichten auf dieselben gezwungen. Die gleichen Lebensgrundlagen können sich erst herstellen, wenn die jetzige Uebergangsperiode abgethan ist. Erst dann darf die russische Politik — auf ihrem Standpunkt — hoffen, einem sic volo, sic jubeo den nachhaltigen materiellen Nachdruck unter dem Schutz moralischer Berechtigungen geben zu können.

Allein auch dies wird unmöglich, wenn unterdessen die andern Großstaaten ihre Wechselbeziehungen ohne Rücksicht auf Rußland consolidiren können. Eine Politik der Beunruhigungen ist das Mittel dies zu verhindern; doch Rußland muß die Provocation vermeiden, um nicht sein inneres Reorganisationswerk beeinträchtigt zu sehen. Isolirt vermöchte es diese einander widersprechenden Aufgaben nicht durchzuführen. Es bedarf einer alliirten Politik, mit deren materiellen Interessen es nicht collidirt, mit deren innern Voraussetzungen die seinigen möglichst übereinstimmen. Dies alles bietet der neunapoleonische Imperialismus, während überdies die Allianz mit Frankreich zur Theilung der europäischen Hegemonie eine der Traditionen russischer Politik seit Katharina ausmacht. Die „organisirte Demokratie" des heutigen westlichen Absolutismus ist die einzige europäische Staatskunst, welche sich von den politischen Bedingungen des Bürgerthums lossagt, die für Rußland nicht existiren. Sie ist ferner die einzige Staatskunst, welche gleichermaßen wie Rußland, in der Centralisation das Hauptmittel ihrer absoluten Beherrschung des nationalen Lebens findet. Sie ist demzufolge endlich auch die einzige Staatskunst, welche blos die von ihr octroyirten Entwicklungen anerkennt, und deshalb auch die Resultate jeder Lebensgestaltung für den momentanen Staatszweck in Anspruch nimmt.

In diesen innern Uebereinstimmungen liegt die Nothwendigkeit der russisch-französischen Allianz; die momentane Uebereinstimmung in bestimmten politischen Fragen (der Donaufürstenthümer, Italiens ꝛc.) begünstigte blos als glücklicher Zufall deren raschere Entwicklung. Aber daß sie ungefährdet bleibt, beruht darauf, daß Frankreich am goldenen Horn, in der Ostsee, in Mittel- und Hochasien mit Rußlands materiellen Interessen nicht zusammenstößt. Dieses Verhältniß wird freilich voraussichtlich blos so lange

dauern, als Rußland noch nicht wieder in eine aggressive Politik überlenkt, und so lange eben Napoleon der Dritte sein System durchzuführen vermag.

Bis dahin muß jedoch nothwendig die Politik der Beunruhigungen und der Aufwirbelung europäischer Fragen in immer häufigeren und immer schrofferen Widerspruch mit den Bedingungen und Bedürfnissen Europas kommen. Rußland kann auf die Dauer den Alliirten nicht mit vorgegebener Indifferenz (la Russie se recueuillit) oder einer reservirten diplomatischen Uebereinstimmung genügen. Es wird in den Fall kommen, der moralischen die materielle Unterstützung beizufügen, wenn auch bei dem starken Friedensbedürfniß der Culturwelt wahrscheinlich jahrelang mit bloßen Demonstrationen auszureichen sein wird. Die in der Reorganisation begriffene und numerisch verminderte Landmacht bietet dafür an sich nicht das geeignete, leicht verwendbare Mittel; ihre Anwendung würde überdies schon in den Landestheilen, wo sie sich blos demonstrirend bewegt, die Reformarbeit unterbrechen. Wenn es aber nicht bei der bloßen Demonstration bliebe, würde sie nicht rasch genug die Stärke haben, um offensiv vorzugehen und den Kampfplatz außerhalb der Reichsgrenzen zu suchen. Dagegen vermag eine schlagfertig entwickelte Seemacht alle Vortheile einer kriegsfertigen Landmacht zu bieten, ohne unter Rußlands jetzigen Verhältnissen zugleich und sofort die Arbeiten der innern Neugestaltung des Reiches zu unterbrechen. Demonstrirend vermag sie die Waffenkraft des Gegners von Rußlands Grenzen abzuziehen; selbst operirend vermag sie den Krieg so lange von Rußlands Boden fern zu halten, bis dessen Landmacht sich schlagfertig um den geschulten Kern gruppirt hat.

Während Beschränkung, Ersparung, Vereinfachung seit Alexanders Krönung und selbst schon mitten im Kriege die Leitworte aller Gänge der innern Politik geblieben sind, blieb das Marinewesen in gleicher Consequenz und ausschließlich losgesagt von allen solchen Rücksichten und Hemmungen. Anstatt 46 großer Schiffe, welche noch 1855 größtentheils blos auf dem Papier standen, existirten 1857 schon 158, worunter 73 Dampfer; im Sommer 1858 aber zählte die Ostseeflotte 27 kriegfertige Equipagen, das schwarze Meer 8, von denen jede je aus 1 Linienschiff, 1 Kriegsdampfer und zahlreichen Schrauben- oder Räderkanonenbooten zusammengesetzt ist. Das Amurgeschwader wird zugleich auf etwa 60 Fahrzeuge angegeben und eine riesenhafte Dampfmaschinenfabrik in Astrachan arbeitet seit 1857 unabläßig wie ausschließlich für die maritime Armirung des kaspischen Meeres. Außerdem vermehrt sich das Geschwader des stillen Meeres und der chinesischen Gewässer, während sämmtlichen Gesellschaften, welche zum regelmäßigen Betrieb von Dampfschiffahrtslinien concessionirt wurden, die Bedingung auferlegt ist, ihre Fahrzeuge unter gewissen Eventualitäten der Regierung zum Transportdienst zu stellen. So ist Rußlands Kriegsbereitschaft und Aggressivpolitik auf seine

Flotte übertragen. Nicht blos im Amur, sondern gleichermaßen im ligurischen Meer überwacht sie ihre „Kohlendepots“ mit bleibenden „Flottenstationen“. Großfürst-Konstantin ist Großadmiral und Vertreter der Marinepolitik.

Die Revolution in Haiti.

Wenn es noch des Beweises bedürfte, daß der Neger unfähig ist, Staaten im europäischen Sinne zu gründen, so würde er in den Schicksalen des Negerreiches Haiti zu finden sein, welches soeben wieder einmal seine Regierungsform gewechselt hat, ohne daß darauf hin zu hoffen wäre, es werde sich dieselbe mit dem sittlichen Inhalt füllen, der das Lebensprincip der Staaten bildet. Haiti hat von der Natur alles erhalten, was zum Gedeihen eines Landes nöthig ist, nur eines nicht, Bewohner, die arbeiten wollen und sich selbst regieren können. Es hat ein Klima, welches gesünder ist als das der meisten übrigen Inseln Westindiens. Die Vegetation ist die üppigste, in seinen Wäldern hat es einen Reichthum an edlen Hölzern, in seinen Thälern finden sich weite Strecken des ergiebigsten Bodens, seine Savannen nähren zahllose Rinder und Pferde, seine Berge enthalten edle Steinarten, Salz und Metalle aller Art. Es besitzt endlich eine Lage, die für den Handel überaus günstig ist, und auf allen Seiten gute Häfen für Ein- und Ausfuhr. Es hieß einst die Königin der Antillen, und es wurde als die köstlichste der amerikanischen Perlen in der Krone Frankreichs bezeichnet. Die Ausfuhr betrug damals mehr als 135, die Einfuhr gegen 70 Millionen Franken. Die Insel versandte alljährlich im Durchschnitt 140 Millionen Pfd. Zucker, 75 Millionen Pfd. Kaffee und 7 Millionen Pfd. Baumwolle nach Europa. Jetzt wird von Baumwolle nur noch der vierte Theil von damals, von Kaffee kaum die Hälfte, von Zucker gar nichts mehr erzeugt. Die Mehrzahl der von den Weißen angelegten Pflanzungen sind eingegangen, die Villen, mit denen das Land besäet war, zusammengestürzt, die Zucker- und Indigofelder wieder zu Sümpfen und Wäldern geworden. Ein Amerikaner, der sich auf dem Markt von Jacmel, einer der Haupthandelsstädte Haitis, ein Erzeugniß haitischer Industrie als Andenken mitnehmen wollte, aber nichts als importirte Artikel fand, fragte eine der Verkäuferinnen in den Läden verdrießlich: „Aber was in aller Welt macht man denn nur in diesem Lande?“ — „Rien que des enfants“ antwortete die schwarze Dame, „en voulez-vous, Monsieur?“

Sentimentale Negerfreunde, Ideologen werden dagegen sagen, die Insel ist arm geworden durch ihre Emancipation vom Joch der Weißen, aber sie hat dafür die Freiheit errungen, und ein einziger freier Mann ist mehr werth als jene 75 Millionen Pfund Kaffee und jene 140 Millionen Pfund Zucker zusammengenommen. Der Satz klingt gut, verträgt aber keine Prüfung an der Geschichte. Es war bezeichnend, daß nach dem Abzug des französischen Heeres, welches die Insel wieder erobern sollte, Dessalines, der sich nun zum Kaiser ausrufen ließ, seinem Lande den Namen wieder gab, welchen es gehabt, als es von menschenfressenden Wilden bewohnt wurde. Für die schwarze Race ist jede Emancipation ohne Zwischenstufen gleichbedeutend mit der Erlaubniß zum Faullenzen, jede Gelegenheit zu ungestörter Entwickelung ihres Charakters der Anfang zur Rückkehr in die afrikanische Barbarei, und der Versuch, einen Staat nach europäischem Muster zu gründen, wird unfehlbar auf bloße affenartige Nachahmung in Aeußerlichkeiten hinauslaufen müssen, hinter welcher der wüste Geist urthümlicher Unbändigkeit steht. Indem dieser gelegentlich die Decke hebt und hervortritt, erweckt er bald durch sein kindisch eiteles Wesen unser Lächeln, bald durch finstern Aberglauben unser Grauen, bald durch blutige Thaten die Erinnerung, daß aus dieser Constitution à la Paris, aus dieser goldgestickten Generalsuniform, aus diesem ganzen Abklatsch höherer Cultur der grimmige Halbmensch Dahomeys und des Gallaslandes uns angrinst.

Die Geschichte von Haiti ist seit der Vertreibung der Weißen eine Reihenfolge von Ereignissen und Persönlichkeiten gewesen, welche entweder Caricaturen oder Schauergemälde waren. Nach dem blutigen Trauerspiel, dessen letzter Act die gesammte weiße Bevölkerung entweder als Leichen oder als Verbannte zeigte, folgten, bisweilen durch die Posse einer Nachäffung europäischen Hofceremoniels unterbrochen, andere Tragödien, in denen die schwarzen und die gelben Leute, sich gegenseitig niedermetzelnd, den furchtbaren Racenkampf fortsetzten. Nur selten, und dann immer nur unter der Herrschaft der Mulatten, trat eine Periode des Friedens und einer gewissen Ordnung ein, welche auf eine gedeihliche Entwickelung hoffen ließ. Aber diese Hoffnung hat sich bis heute nicht erfüllt und wird sicher noch so lange auf ihre Erfüllung warten lassen, als den Kindern Afrikas die ihnen nicht zukommende Rolle, die sie seit nunmehr sechzig Jahren gespielt, fortzuspielen erlaubt ist. Constitutionen allein thun es hier so wenig oder noch weniger wie anderwärts. Man hat alle erdenklichen Staatsformen versucht, sie sind immer und immer nach kurzer Zeit zum Despotismus umgeschlagen, dem einzigen System, welches hier einige Lebenskraft zeigt. Die unauslöschliche Feindschaft der Schwarzen gegen alles „blaue Blut", welche sich auch auf die Mulatten ausdehnt, der unvertilgbare Hang zu Liederlichkeit und Müssiggang, der jeden Versuch

besserer Regierungen, das Volk zur Thätigkeit anzuregen, als tyrannische Beeinträchtigung heiliger Interessen ansah, die Leichtigkeit, mit der jeder General unter den Massen Söldlinge fand, die ihm zur unumschränkten Gewalt verhalfen und ihn so lange darin erhielten, als nicht ein anderer mit Verheißungen bessern Lohnes kam, haben alle Anläufe Einzelner, das Negerthum auf eine höhere Stufe der Gesittung zu erheben, schon nach den ersten Schritten vereitelt.

Zu den genannten Charaktereigenschaften des Volkes von Haiti, welche eine Consolidirung des Staats vereiteln, kommt noch der Umstand, daß die Gegensätze in der Sinnesart dieses Volkes sich geographisch vertheilen. Im Norden, wo fast nur Vollblutneger wohnen, ist die träge Masse dem Despotismus zugethan. Im Süden, dem Lande der Mulatten, hat ein unruhiger, zu steten Putschen geneigter Oppositionsgeist seinen Sitz. Nachdem der blutige Dessalines, als Kaiser Jacques der Erste genannt, schon im zwölften Monat seiner Regierung ermordet worden, zerfiel das Reich in die ebengenannten beiden Hälften. An der Spitze der Partei, die den Tyrannen gestürzt, standen der Negergeneral Christoph und der Mulatte Pétion. Verschiedene Bildung und verschiedene Bestrebungen ließen die beiden sich trennen, sobald sie den gemeinschaftlichen Gegner besiegt. Das Ergebniß eines dreijährigen Kampfes zwischen ihnen war, daß im Süden eine Mulattenrepublik mit Pétion als Präsidenten, im Norden ein Negerstaat mit Christoph als König entstand. Zwischen beiden Staaten herrschte äußerlich zwar Ruhe, aber im Grunde haßten sie sich gegenseitig, und die schwarze Hälfte erwartete nur eine Gelegenheit, um die gelbe zu unterwerfen. Nach Pétions Tode, im Jahre 1818, schien diese Gelegenheit gekommen. Henri der Erste, wie Christoph sich seit seiner Thronbesteigung nannte, versuchte die Nachbarrepublik zu erobern. Er fand indeß in Boyer, dem Nachfolger Pétions auf dem Präsidentenstuhl, einen Gegner, der ihm gewachsen war, und da sein grausames Regiment im eignen Lande bald nachher einen Aufstand der Mulatten hervorrief, in dessen Folge ihn seine Truppen verließen, so machte er im October 1820 seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende, worauf, da das königliche Heer sich Boyer unterwarf, eine Vereinigung beider Theile des ehemals französischen Domingo unter der Verfassung der Mulattenrepublik zu Stande kam. 1822 schloß sich diesem Staat auch der spanische Antheil der Insel an, welcher sich im Jahr vorher frei gemacht hatte.

Diese Republik wurde allmälig von allen Mächten, 1825 auch von Frankreich anerkannt. Boyer regierte mit Verstand und Rechtschaffenheit nach einer Verfassung, welche alle guten Dinge der freiesten europäischen Constitutionen, Freiheit der Person und der Presse, Verantwortlichkeit der Beamten u. a. enthielt, die Gesetzgebung einem Senat und einer Abgeordnetenkammer übertrug und dem Präsidenten nur die vollziehende Gewalt gab. Er traf

mancherlei Maßregeln, seine Neger und Mulatten zu civilisiren, und that namentlich vieles zur Hebung des Ackerbaues. Wenn die Republik trotzdem nicht vorwärts kam, so lag das zum Theil an den schweren Lasten, welche ihr der Vertrag mit Frankreich auferlegt hatte, zum bei weitem größeren Theil aber an dem trägen, stumpfsinnigen Naturell der schwarzen Bevölkerung und an den Parteiumtrieben, welche in dem Haß der Neger gegen die Mulatten ihre Wurzel hatten. Zwar erließ Frankreich 1838 einen beträchtlichen Theil der ursprünglich auf 150 Millionen Franken festgestellten Summe, mit welcher Haiti die ehemaligen Plantagenbesitzer entschädigen sollte. Aber die Opposition des Abgeordnetenhauses gegen den Präsidenten dauerte trotz der durch diese Minderung der Ausgaben ermöglichten Herabsetzung der Steuern unter allerlei Vorwänden fort. Boyer fand sich dadurch veranlaßt, die Zügel straffer anzuziehen. Er schritt endlich zu Gewaltmaßregeln. Die Gährung wuchs hierdurch. Es erfolgten Aufstände, die 1843 zu einer allgemeinen Revolution führten, welche nach einem kurzen, aber von den wildesten Excessen begleiteten Bürgerkrieg mit der Absetzung Boyers und dessen Flucht nach Jamaika endigte.

Die weitere Folge war eine mehrjährige Anarchie. Eine provisorische Regierung, den General Rivière an der Spitze, versuchte Ordnung zu schaffen. Eine Gegenrevolution im Westen wurde blutig unterdrückt. Dagegen riß sich der ehemals spanische, vorwiegend von Mulatten bewohnte Antheil von Haiti los und constituirte sich als selbstständige Republik, die sich mit Erfolg gegen die Angriffe Rivières behauptete. Bald nachher erklärte General Pierrot zu Cap Haitien den Norden, ein andrer Neger, Namens Acaau zu Cayes den Süden für unabhängig, und zu gleicher Zeit decretirte die bisherige Partei des Präsidenten Rivière zu Port au Prince, der Hauptstadt, die Absetzung dieses letztern und ernannte den schwachen und stets betrunkenen schwarzen General Guerrier zu seinem Nachfolger. Guerrier faßte den Vorsatz, sich des Branntweins zu entwöhnen, seine Natur hing aber zu fest daran, und so riß über dem Versuch sein Lebensfaden. Pierrot, jetzt zum Präsidenten von ganz Haiti gewählt, versuchte sich durch Grausamkeiten zu behaupten, wurde aber nach wenigen Monaten verjagt, da seine Weigerung, die mit Frankreich vereinbarte Entschädigung weiter zu bezahlen, einen Krieg mit den Franzosen herbeizuführen drohte. Ihm folgte als Präsident der General Riché, der durch Entschiedenheit und Umsicht die Ruhe wieder herzustellen wußte, und mancherlei verständige Maßregeln traf, ja selbst das unmöglich Scheinende, eine Besserung der trostlosen Finanzlage des Landes, möglich machte. Unglücklicherweise starb er schon nach einigen Monaten (wie es hieß, an den Folgen einer zu starken Dosis Kantharidentinctur, mit welcher der siebzigjährige Greis sich zu verjüngen versuchte) und seinem Nachfolger, dem General Sou-

louque, war es vorbehalten, den Staat zu einer vollständigen Caricatur europäischer Monarchien zu machen.

Anfänglich schien Soulouque die Erwartungen, welche im Senat seine Wahl veranlaßt, rechtfertigen zu wollen. Er war ein echter Neger und als solcher den Schwarzen angenehm, er stand aber zugleich mit den verschiedenen Classen der Mulatten auf gutem Fuße, und so schien seine Erhebung zum Präsidenten eine Art Compromiß der Parteien. Aber nur zu bald zeigte sich, daß von ihm für die Besserung der Zustände des Landes nichts zu hoffen, wol aber viel zu fürchten war. Der Pöbel unter den Schwarzen glaubte, daß Boyer vor seiner Vertreibung im Garten des Präsidentenhauses einen Zauber in Gestalt einer Puppe vergraben habe, welcher allen seinen Nachfolgern unvermeidlich den Untergang bereite. Auch mit dem Präsidentenstuhl sollte er eine Hexerei vorgenommen haben; deshalb seien die vier auf ihn folgenden Machthaber so rasch nacheinander zu Grunde gegangen. Soulouque, völlig ungebildet, halb katholischer Christ, halb Fetischanbeter (er gehört dem Geheimbunde des Wodu an, einer Art heidnischer Freimaurerei, welche Schlangenverehrung und blutigen Zauber treibt), theilte diesen Aberglauben, ließ Nachgrabungen nach der mörderischen Puppe im Garten anstellen, einen neuen Präsidentenstuhl bauen und andere Thorheiten dieser Art vornehmen. Die Mulatten lachten darüber. Soulouque erfuhr ihre spöttischen Bemerkungen und sann fortan auf Rache und auf Ausrottung aller, die nicht seinen Glauben theilten. Er näherte sich mehr und mehr der Partei der sogenannten „Ultraneger" und suchte sie für seine Pläne, unter denen ohne Zweifel schon damals das Streben nach dem Kaisertitel eine Stelle einnahm, die aber zunächst auf Vertilgung aller einigermaßen Gebildeten hinausliefen, zu gewinnen. Es wurde das Gerücht verbreitet, die freigeisterische Partei stände mit Boyer noch immer in Verbindung. Man setzte Sagen von Verschwörungen, Höllenmaschinen, communistischen Tendenzen unter den Mulatten in Umlauf, und nachdem die Hefe des Volks auf diese Weise vorbereitet war, begann auf Anstiften des Präsidenten am 16. April 1848 zu Port au Prince ein entsetzliches Morden aller wohlhabenden und gebildeten Einwohner, vorzüglich der Mulatten, welches sich im ganzen Lande wiederholte und besonders im Süden mehre Monate fortdauerte. Diesem Sieg versuchte Soulouque 1849 einen neuen hinzuzufügen, indem er mit einem Heer von 20,000 Mann zur Unterwerfung der Mulatten von San Domingo aufbrach. Er wurde indeß von diesen in der Schlacht bei Savanna Numero aufs Haupt geschlagen, was ihn jedoch nicht verhinderte, in Port au Prince als Triumphator einzuziehen. Dem „Retter des Vaterlandes" wurde von seiner Partei die Krone angetragen; er nahm sie an, und da ihm für ein Reich von einer halben Million Einwohner der Königstitel zu wenig schien, so verfügte er, daß es eine Kaiserkrone sein

sollte. Nun folgte auf das Trauerspiel eine Posse, die, wenn man nicht wüßte, daß Soulouque und sein Volk sie in vollstem Ernst aufführten, für einen Schwank gehalten werden könnte, den Negern von einem der Schälke Europas ins Ohr geblasen, um zur Verhöhnung des Adels- und Ordenswesens und der Despotie in Europa zu dienen.

Soulouque wußte — er war früher Sklave auf der Plantage eines Herrn Viallet gewesen und konnte nur nothdürftig lesen — vermuthlich nur von einem Kaiser vor ihm. Diesem, dem ersten Kaiser der Franzosen, mußte er es in allen Stücken gleichzuthun suchen. Napoleon der Erste ließ sich mit mittelalterlichem Gepränge krönen, also mußte Faustin der Erste, wie sich der neue Negerkaiser zu nennen geruhte, ebenso gekrönt werden. Napoleon der Erste war dabei vom Papst gesalbt worden, Faustin der Erste, der auf diese Ehre keine Aussicht hatte, schickte seinen Hofkaplan Cessens nach Rom, um ihn dort für den Salbungsact in einen Generalvicar des päpstlichen Stuhles umwandeln zu lassen, ein Titel, der wenigstens ein Surrogat für das Erscheinen des heiligen Vaters unter seinen schwarzen Söhnen war. Napoleon der Erste hatte seinen Soldaten Adler auf die Fahnenstangen gesetzt, hatte sich mit einem zahlreichen Adel neuesten Datums umgeben, hatte sich eine Garde geschaffen, hatte den Orden der Ehrenlegion gestiftet. Faustin der Erste that in allen diesen Dingen so genau desgleichen, als ob er der Schatten seines Vorbildes wäre.

Wir geben nach dem Bericht eines Franzosen, der sich 1849 in Haiti aufhielt, einige Einzelheiten über diese Schöpfungen des kaiserlichen Nachahmungstriebes. Der Verfasser ist hierin um so glaubwürdiger, als er in andern Beziehungen Solouque von den Lächerlichkeiten, die von ihm erzählt worden, rein zu waschen sucht. Unsre Quelle sagt unter Anderm: „Es giebt im Reiche zwei Orden: einen für Militärs, vom heiligen Faustin und einen für Civilpersonen, das Ehrenlegionskreuz. Bei beiden ernannte sich der Kaiser zum Großmeister, beide zerfielen in Großkreuze, Comthure und Ritter. Die Adelstitel waren: Fürst, Herzog, Graf, Baron und Ritter. Fürsten und Herzöge nahm man aus Divisionsgeneralen und Viceadmiralen (die Flotte Haitis zählt 8 Fahrzeuge, zusammen mit 16 Kanonen und ungefähr ebenso vielen Admiralen, die Landarmee 20,000 Mann mit mindestens so vielen Generalen, als ein gleich starkes Heer bei uns Hauptleute haben würde), Grafen aus den Brigadiers und Gegenadmiralen, Barone aus den Generaladjutanten, Obersten und Schiffscapitänen, so wie aus den Senatoren, Deputirten, Richtern und höhern Zollbeamten. Ein einziger Erlaß des Kaisers schuf 4 Fürsten und 57 Herzöge, ein andrer nicht weniger als 91 Grafen mit dem Titel Excellenz, und die besonders fruchtbare Zeit kurz vor der Krönung setzte dazu noch 2 Herzöge, 8 Grafen, 336 Barone und 346 Ritter in die Welt. Die Fürsten

wurden zugleich mit dem Titel Reichsmarschall begnadigt, und man hatte sie mit „Lord und Allerdurchlauchtigste Hoheit" anzureden. Die Herzöge mußten sich mit Ew. Gnaden begnügen. Ihre Titel klangen zum Theil ziemlich wunderlich; denn es gab darunter einen Herzog von Marmelade, einen dergleichen von Limonade, ja einen Herzog von Gefrornen Zuckerplätzchen; indeß ist zu bemerken, daß dies Namen von Orten auf Haiti sind und daß man in der französischen Geschichte ähnlichen Adelsnamen, z. B. einer Familie des Pois und de Bouillon begegnet. Alle Fürsten und Herzöge waren Großkreuze des Ordens vom heiligen Faustin und trugen das große Band der Ehrenlegion, alle Grafen Comthure von jenem und Offiziere von diesem Orden. Im kaiserlichen Haushalt gab es einen Großalmosenier, einen Oberstküchenmeister, einen Oberstthofmarschall, einen Quartiermeister und eine Menge Kammerherrn, Ceremonienmeister, Bibliothekare, Wappenherolde u. d. m. Die Gemahlin (früher Concubine) Sr. Majestät, die den wohlklingenden Namen Adelina führt, war von einem ähnlichen Hofstaat umgeben, sie hatte unter anderm 56 Palastdamen und 22 Damen von der Kapelle, die sämmtlich Herzoginnen, Gräfinnen, Baroneſſen, Marquisen oder Frauen von Rittern waren. Nicht viel weniger glänzend war der Haushalt der kaiserlichen Prinzessinnen Olivia und Olivetta.

Besondere Sorgfalt verwendete Kaiser Faustin auf Anordnungen, welche die äußere Erscheinung seines Adels betrafen. Für die Fürsten, Herzöge und Grafen wurden weiße, für die Barone rothe, für die Ritter blaue Röcke vorgeschrieben. Die Fürsten hatten neun, die Herzöge sieben, die Grafen fünf, die Barone drei, die Ritter zwei Federn auf dem Hute zu tragen. Bei den Hoffesten gebührte den Fürsten und Herzögen und deren Gemahlinnen ein Tabouret, während für die übrige coursähige Welt nur Feldstühle bereit standen.

Wir lächeln über dieses Puppenspiel, bei dem eine der großen Neujahrscouren, von denen der „Moniteur Haitien" mit so würdevoller Sprache berichtet, ungemeine Aehnlichkeit mit einer Vorstellung in unsern Affenkomödien gehabt haben dürfte. Indeß wissen wir aus französischen Zeitungen, daß in Frankreich, welches doch „an der Spitze der Civilisation marschirt", genau dieselbe Titelsucht grassirt, welche Soulouques Schöpfungen hervorrief, und daß auch dort die rothen Bändchen seit einigen Jahren wie die Maikäfer schwärmen und sich jedem ins Knopfloch nesteln, der sie haben mag, und so gilt unsre Heiterkeit zugleich den weißen Originalen des schwarzen Abklatsches, die übrigens nicht blos in Frankreich, wenn auch dort vorzugsweise, zu suchen sind. Den Negern Haitis war der Titelregen erwünscht, und Soulouque setzte sich damit in den größten Respect. Daß alle seine Gnaden und Gaben kindischer Flittertand waren, blieb ihnen, die keine Vergleiche mit seinen Vorbildern anstellen

konnten, verborgen. Zudem waren die Würden, die er spendete, nicht eben einträglich. Der monatliche Gehalt, der sich an seine Herzogstitel knüpfte, betrug nach unserm Gelde etwa sechzehn Thaler, so viel wie bei uns ein Feldwebel bekommt, und seine Herzoginnen und Gräfinnen hielten es nicht für einen Raub, wenn Hoffeste sie nicht in Anspruch nahmen, sich mit Kram- und Putzhandel zu beschäftigen.

In den ersten Monaten des Jahres 1852 herrschte in Port au Prince ein reges Leben. Der Krönungsornat, Krone und Scepter, Ring und Reichsapfel, die Hand der Gerechtigkeit, das Schwert und der blaue mit goldenen Bienen bedeckte Kaisermantel war, in Paris nach dem Muster des Napoleonischen Gezeugs angefertigt, eingetroffen. Die Krönungsstiefeln, in Neuyork gemacht und mit 300 Dollars bezahlt, ebenfalls. Die einheimischen Schneider nähten an nichts als den Hofuniformen, welche den Adel schmücken sollten und für welche das Programm — sehr bezeichnend für die Verhältnisse — aufs genaueste die Stickereien, Fransen, Borten, Spitzen, Federn und Mäntel vorgeschrieben, aber nichts von den Hosen und der Fußbekleidung gesagt hatte. Von allen Gegenden des Landes trafen Abgeordnete ein, um der Ceremonie der Krönung beizuwohnen. Diese fand denn auch am 18. April mit allem möglichen Pomp und Getöse statt. Paraden barfuß einherschreitender Truppen, Vertheilung von Adlern, Kanonenschüsse, dann der Act der Salbung, dann siebentägiges Jubelgeschrei und Tanzen, sieben Nächte hindurch fortgesetztes Illuminiren. Wehe dem, der sich nicht freute, er ward als Majestätsverbrecher verhaftet, und wenn er keine vollkommen schwarze Haut besaß, hatte er von Glück zu sagen, wofern man ihm das Leben ließ.

Wir haben gesagt, daß der bettelhafte Adels- und Ordenspomp, mit dem Faustin-Soulouque sich umgab, auf sein Volk eine günstige Wirkung übte. Anderes gefiel weniger. Der Kaiser verlieh dem Lande eine Verfassung sehr freisinniger Art. Dieselbe gewährte bürgerliche und religiöse Freiheit, Freiheit der Presse und des Unterrichts, in Criminalsachen Geschwornengerichte, Ministerverantwortlichkeit u. a. Die Gesetzgebung war einem Senat und einer auf fünf Jahre zu wählenden, jährlich vier Monate tagenden Abgeordnetenkammer übertragen. Dem Kaiser blieb nur die vollziehende Gewalt. Diese und andere schöne Dinge standen aber nur auf dem Papier. In der Wirklichkeit wurde Haiti vollkommen despotisch regiert. Die Presse hatte in der Praxis nur die Freiheit, Soulouque auf jede beliebige Weise zu loben. In Betreff des Unterrichts bestand die Freiheit darin, daß man seine Kinder in die Schule schicken konnte oder nicht, vorausgesetzt natürlich, daß es in der Nähe eine gab, was nur hier und da der Fall war. Die Minister waren verantwortlich, aber nur dem Kaiser, der so wenig Widerspruch vertragen konnte, daß er in den ersten Jahren so ziemlich alle zwölf Monate ein Mitglied seines Cabinets erschießen ließ. Der Senat, vom Kaiser gewählt, und

die aus den Staatseinkünften gut besoldete Abgeordnetenkammer antworteten auf jede Vorlage mit einem devoten Ja.

Die einzige Freiheit, die dem Volke blieb, war die in Religionssachen. Der Papst schickte 1853 einen Legaten nach Port au Prince, um mit Sr. schwarzen Majestät ein Concordat abzuschließen. Soulouque wollte davon nichts wissen. Er meinte nicht unverständig, es bedürfe keiner solchen Uebereinkunft mit dem päpstlichen Stuhl, da die Regierung schon selbst auf Erhaltung des Katholicismus bedacht sei. Haiti sollte vor den aufrührerischen Ränken einer Rom mehr als der einheimischen Oberbehörde gehorchenden Geistlichkeit bewahrt bleiben. Uebrigens hätten die sonst mit ihrem Bannstrahl so freigebigen Statthalter Christi nie daran gedacht, den Sklavenhandel mit dem Bann zu belegen, und endlich hätte der Papst die dem Staat Haiti stets feindlich gesinnten Franzosen in Rom, und gehorchte Haiti jetzt Sr. Heiligkeit, so würde es mittelbar der Herrschaft Frankreichs unterworfen sein. Da die Remonstrationen des Legaten gegen diesen Bescheid nichts fruchteten, so versuchte er es mit Demonstrationen, kam damit aber an den unrechten Mann. Soulouque stellte ihn unter polizeiliche Aufsicht, und Monsignore sah sich zuletzt genöthigt, sich unverrichteter Sache nach Hause zu begeben. Zwangsmaßregeln anzuwenden trug man in Rom Bedenken, da Soulouque für den Fall gedroht hatte, mit seinem ganzen Volk zum Methodismus überzutreten.

So blieb der haitische Katholicismus sich selbst überlassen, und die Art, wie er sich entwickelte, ist nicht weniger bezeichnend für das Wesen des Negerthums, als die politische Geschichte des Landes. Die schwarze und gelbe Geistlichkeit verwilderte immer mehr. Dazu kamen europäische Priester, die wegen schlechter Streiche ihre Heimath verlassen hatten, auf Haiti aber, da sie wenigstens lesen und schreiben konnten, auch etwas Latein verstanden, als gelehrte Männer bewundert und sofort angestellt wurden. Die Schließung kirchlicher Ehen gerieth allmälig fast ganz außer Gebrauch, mehr als neun Zehntel der Unterthanen Faustin-Soulouques lebten gleich ihrem Kaiser vor seiner Krönung im Concubinat und liefen nach Belieben zu- und voneinander wie in Afrika, ihrer Urheimath. Endlich trat dazu noch der Götzendienst der Wodureligion, der sich immer weiter ausbreitete, einen großen Theil der einheimischen Priesterschaft zu Anhängern gewann, in Soulouque selbst einen Oberpriester erhielt und, indem seine Gebräuche mit denen der katholischen Kirche verschmolzen, die große Mehrzahl des Volkes von Haiti außer den Heiligen Roms auch noch die Fetischschlange Afrikas anbeten ließ. Daß damit die Barbarei auch auf andern Gebieten des Lebens noch mehr überhandnahm als früher, kann nicht verwundern, und wenn die schwarzen Stutzer von Port au Prince sich die „Pariser Westindiens" nennen lassen, so ist dar-

unter etwa das zu verſtehen, was man an den Pariſern von Jaſſy und Bukareſt zu loben hat: pariſer Moden und Phraſen.

Die Wodureligion iſt ein afrikaniſcher Cultus, der beſonders im Königreich Juida in hohen Ehren ſteht und ſchon vor der Vertreibung der Weißen auf Haiti unter der niedern Claſſe des Volks verbreitet war. Die Gottheit, welche durch denſelben verehrt wird, iſt eine Schlange, die in einem kleinen, auf der einen Seite nur mit einem Gitter geſchloſſenen Kaſten aufbewahrt, und deren Verkehr mit ihren Anbetern durch einen Prieſter und eine Prieſterin vermittelt wird. Die letztern führen den Titel König und Königin, oder Papa und Maman Wodu. Wie in allen Religionen wilder Völker ſpielt unter den Ceremonien der Woduſekte der Tanz eine Hauptrolle. Die Mitglieder des Bundes werden durch einen Eid, bei dem ſie aus einer Urne das noch warme Blut einer friſch geſchlachteten Ziege zu trinken haben, zur Verſchwiegenheit und zur Ermordung aller, die das Geheimniß nicht bewahren, verpflichtet. Die Eingeweihten finden ſich an geheimen Orten zuſammen, die ihnen bei der vorhergehenden Verſammlung bezeichnet werden. Beim Eintritt legen ſie Sandalen an und umhüllen den Körper mit Tüchern, bei denen die rothe Farbe vorherrſchen muß. Der Prieſter trägt ein ganz rothes Tuch in Form eines Diadems um die Stirn, die Prieſterin eines von gleicher Farbe als Schärpe um den Leib. Beide ſtellen ſich vor einem am Ende des Verſammlungsortes angebrachten Altar auf, welcher den Kaſten mit der heiligen Schlange trägt. Dieſe wird jetzt angebetet und der Schwur der Verſchwiegenheit erneuert. Dann preiſen der Prieſter und die Prieſterin, abwechſelnd das Wort nehmend die Wohlthaten, die der Fetiſch ſeinen Getreuen erweiſt, und fordern die Verſammlung auf, ihm ihre Verehrung darzubringen und ſich bei ihm Raths zu erholen. Dies geſchieht. Der Papa Wodu ſetzt den Kaſten mit der Schlange auf die Erde, Maman Wodu tritt darauf und wird von Zuckungen ergriffen, und nun gehen aus ihrem Munde Orakel, je nach der Gelegenheit Verheißungen oder Drohungen hervor. Nachdem die Befragung vorüber, bringt jeder der Theilnehmer an der Ceremonie ſeinen Tribut dar, und der Ertrag dieſer Sammlung bildet den geheimen Schatz des Bundes. Die Prieſter verkünden hierauf der Verſammlung die allgemeinen Gebote des Gottes Wodu und ein neuer Schwur des Gehorſams wird geleiſtet.

Dann pflegt man neue Mitglieder aufzunehmen, wenn ſich deren gemeldet haben. Der Aufzunehmende ſtellt ſich in einen mit Kohle auf den Boden gezeichneten Kreis. Der Papa Wodu gibt ihm ein Packet in die Hand, welches gewiſſe Kräuter, Pferdehaare, und Horn- und Knochenſtückchen enthält, ſchlägt ihn mit einer Art Pritſche leicht auf den Kopf und beginnt ein kurzes afrikaniſches Lied zu ſingen, welches von den Verſammelten im Chor wiederholt wird. Der Candidat fängt an zu zucken und zu zittern, ſein Zittern wird,

indem der Geist des Tafia mitwirkt*) zu einer Art Tanz, der zu einem entsetzlichen Gliederschlenkern und ellenhohem Emporschnellen ausartet und große Aehnlichkeit mit unserm Veitstanz hat. Der Priester scheint diese epileptischen Zufälle durch Manöver hervorzurufen, welche mit dem thierischen Magnetismus in Verbindung stehen. Es ist indeß möglich, daß sie nur Folge einer ähnlichen religiösen Aufregung sind, wie sie an den amerikanischen Shakern, bei den Revivals und Campmeetings der Methodisten und bei den Zikrs der türkischen Derwische beobachtet werden. Häufig endigt dieses Hüpfen, Verrenken und Grimassenschneiden, während dessen der wilde Gesang fortdauert, mit mehrstündiger Bewußtlosigkeit. Wenn der Tänzer bei seinen Bewegungen den Kreis überschreitet, gilt es als böses Omen, die Sänger schweigen plötzlich, und Papa und Maman Wodu wenden den Rücken, um üble Folgen abzuwenden.

Nachdem der Aufzunehmende die Probe abgelegt, leistet er den Eid der Verschwiegenheit vor dem Altar der Schlange, und nun hebt der Tanz des Wodu an. Der Priester berührt mit der Hand oder dem Fuß den Kasten, welcher den Fetisch enthält. Sofort beginnen ihm alle obern Theile des Körpers zu zittern, und aus dem Beben der Muskeln werden schlenkernde Bewegungen, wie wenn ihm alle Glieder aus den Gelenken gerenkt wären. Dieselben theilen sich wie durch einen elektrischen Strom allmälig den übrigen Anwesenden mit, und bald dreht sich die ganze Gesellschaft in schwindelnder Hast um die eigne Axe. Die Priesterin, die daran Theil nimmt, steigert die Tanzwuth, indem sie die Schellen bewegt, mit denen der Kasten der Schlange behangen ist. Wildes Gelächter und Gestöhn, Purzelbäume, Ohnmachten, Bisse bekunden die unheimliche Fieberwuth der Tänzer, die noch überdies durch das Feuer von Tafia gesteigert wird. Die Schwächern fallen endlich erschöpft zu Boden, die übrigen Theilnehmer der greulichen Orgie tanzen und taumeln nach einem Platz in der Nähe, wo unter der dreifachen Anreizung geschlechtlicher Triebe, des Branntweins und der Dunkelheit Scenen aufgeführt werden, vor denen selbst die stumpfsinnigen Götter Afrikas mit den Zähnen knirschen möchten.

Dies ist die Wodureligion, dies das Geheimniß, welches 1791 im Verlauf einer einzigen Nacht die trägen und weithin zerstreuten Sklavenmassen der Insel zu wüthenden Banden vereinigte, sie sich fast ohne Waffen auf die Bajonette des französischen Heeres stürzen ließ und die Todesverachtung einflößte, welche zuletzt über die Taktik der Weißen den Sieg errang. Mehre der wildesten Führer der Neger gehörten damals dem Bunde an, und jedesmal ehe sie ins Treffen gingen, erhitzten sie sich und die Ihren durch die Tänze und Anrufungen vor der heiligen Schlange.

---

*) Tafia ist junger Zuckerbranntwein, ein Lieblingsgetränk der Neger in Haiti.

Der Streit mit dem Papſt machte dem Kaiſer in Haiti keine Gegner. Wol aber fand man ſeinen Despotismus allmälig unerträglich. Die Verfaſſung beſtimmte ihm eine Civilliſte von 150,000, der Kaiſerin jährlich 50,000 Gourdons, nach unſerm Geld etwa 280,000 Thaler. Dies war mehr als der ſiebente Theil des geſammten Staatseinkommens. Soulouque blieb aber dabei nicht ſtehen, er griff nach allem, was zur Befriedigung ſeiner zahlreichen abenteuerlichen Launen erforderlich war. Zunächſt wurden bei Lieferungsverträgen heimliche Geſchäfte für die kaiſerliche Kaſſe gemacht. Dann ließ er ſeine Soldaten, die drei Regimenter Kaiſergarde nicht ausgenommen, als Handwerker und Tagelöhner für Privatleute arbeiten und ſtrich den dafür gezahlten Lohn ein. Am meiſten endlich brachten ihm ſeine Manöver mit dem Staatspapiergeld ein. Zur Zeit Richés belief ſich die Summe des im Umlauf befindlichen Papiergeldes auf 17 Millionen Gourdons, unter Soulouque war ſie bereits zwei Jahre nach ſeiner Krönung auf 50 Millionen geſtiegen. Der Kaiſer gab geraume Zeit nacheinander täglich für 20,000 Gourdons Zettelmünze aus, und wehe dem, der ſich weigerte, ſie anzunehmen. Soulouque war nach ſeiner eignen Anſicht überaus gutherzig, nur nicht gegen Rebellen und Hochverräther. Ein Unterthan aber, der ſein Papier nicht für gut anſah, war ihm ein Hochverräther erſter Claſſe, und für dieſe gab es nur eine Strafe, den Tod. Zu Gunſten der fremden Kaufleute mußte er indeß eine Ausnahme machen. Dieſe nahmen für die Waaren, welche ſie importirten, die Soulouqueſchen Zettel nicht. Sie ließen ſich, da ſo gut wie kein anderes Geld vorhanden war — wenigſtens nur in den Truhen des Kaiſers und einiger ſeiner Günſtlinge — mit Kaffeebohnen bezahlen, die hier zuletzt beinahe wie die in der Heimath der Schwarzen gebräuchlichen Kauris gebraucht wurden, ſo daß auch in dieſer Beziehung das echte urwüchſige Afrikanerthum ſich ſeiner vollkommenen Wiederherſtellung näherte.

Der Kaffee iſt das Haupterzeugniß der Inſel, er iſt die Baſis der dortigen Finanzen und wird von Soulouques Negern nach einer Zwangsverordnung gebaut, was indeß nicht hinderte, daß die Ausfuhr, die unter Boyer ſich noch auf 50 Millionen Pfund belaufen hatte, unter Soulouque auf 35 Millionen Pfund herabſank. Der Kaiſer nahm, um ſich für ſeine Ausgaben eine ſichere Quelle zu verſchaffen, ein Zehntel der ganzen Kaffeeernte für ſich in Anſpruch und monopoliſirte eine Anzahl von Agenten, an welche die Beſitzer von Kaffeeplantagen allein ihren Kaffee verkaufen durften. Dieſe Agenten drückten natürlich, da ſie keine Concurrenz zu fürchten hatten, die Producenten aufs äußerſte und zahlten ihnen dafür nur Papiergeld, während ſie von den europäiſchen Exporteuren gutes Geld für ihre Waare erhielten, von dem ſie dann an die kaiſerliche Kaſſe den erwähnten Zehnten abführten. Unter ſolchen Verhältniſſen würde der von Natur träge Negerbauer, wenn

jene Zwangsverordnung ihn nicht mit Strafe bedroht hätte, die Pflege seiner Kaffeegärten um so lieber aufgegeben und sich dem Schicksal der Armuth überlassen haben, als einige Bananen und Wurzeln hinreichten, ihm das Leben zu fristen, und Kleider, so wie andere Bedürfnisse civilisirter Völker ihm bei dem Klima seiner Insel als entbehrlich erschienen.

Erst im Juli 1850 gelang es den fremden Consuln durch energische Vorstellungen, die Aufhebung der Monopolisirung zu erwirken. Der Kaiser sah darin eine Beeinträchtigung seiner Macht, und da er den Fremden nichts anhaben konnte, so mußten es die Mulatten entgelten. Sie wurden des Einverständnisses mit den Consuln angeklagt, und es begann von neuem eine Reihe der greulichsten Scenen, Einkerkerungen, Hinrichtungen und Ermordungen.

Für Schulen that Soulouque nichts, er setzte sogar die unter Boyer im Budget für Zwecke des Unterrichts bestimmte Summe von 20,000 Thalern auf ein Drittel herab. Man kann sich denken, was dafür bei einer Bevölkerung von einer halben Million Menschen geleistet werden konnte, wenn man damit vergleicht, daß eine unserer Mittelstädte jährlich mehr als doppelt so viel für ihr Schulwesen ausgibt.

Etwas besser scheint für das Heer gesorgt gewesen zu sein. Indeß zahlte der Kaiser auch hier mehr mit Titeln und Orden als mit Geld. Der Sold der Offiziere und Soldaten war gering und wurde obendrein unregelmäßig und mit Verkürzungen, überhaupt aber in dem fast werthlosen Zettelgeld ausgezahlt. Um sich indeß unter den Generalen Freunde zu erhalten, gewährte ihnen Soulouque gelegentlich einen Antheil an den Unterschleifen bei Lieferungsverträgen und dergleichen, und im Uebrigen halfen sich die höhern Offiziere durch Erpressungen oder dadurch, daß sie sich bestechen ließen — Auskunftsmittel, die auch unter den Civilbeamten an der Tagesordnung waren. Die Ausrüstung und Uniformirung der Armee war über alle Begriffe kläglich. Ein Amerikaner, derselbe, der nach dem Obigen die drastische Antwort in Betreff der Production Haitis bekam, erzählt davon Folgendes:

„Wir kletterten mühsam über das zerbrochene Holzgerüst der halbvermoderten Landungsbrücke (von Jacmel) und wurden sofort umringt und sehr geläufig französisch angeredet von dem zerlumptesten Gesindel, unter das ich jemals in meinem Leben gerathen war. Ich dachte zuerst beinahe, es handle sich um irgend ein pantomimisches Fest, und dieses Sammelsurium von alten Lappen und Fetzen sei eben der Spaß des Tages. An der Ecke der Uferbastei stand eine Schildwache auf Posten, daneben war ein Schuppen, der als Hauptwache zu dienen schien, mit ungefähr einem Dutzend Soldaten an der Thür. Diese militärischen Neger waren ebenso komisch mit Lumpen und Lappen behangen wie die anderen. Kaum zwei von ihnen sah ich gleichmäßig bewaffnet und uniformirt. Es war ein Mummenschanz, der sich ausnahm,

als hätten seine Theilnehmer sich mit den weggeworfenen Hadern einer herumziehenden Komödiantentruppe ausstaffirt. Auf dem Kopf des Einen saß ein Infanteriekäppi, das auch als Feuereimer zu brauchen gewesen wäre, auf dem des Andern eine Husarenmütze, die lange Jahre als Aschpfanne gedient zu haben schien. Ein Bursch war completer Grenadier bis zum Kinn, von da an weiter herab ein vollständiger Lumpenkerl, ein Vierter trug Generalsepauletten, aber weder Schuhe noch Strümpfe. Hier hatte einer blos ein Bajonett an der Hosentasche hängen, dort ein andrer einen alten schäbigen Galanteriedegen, da ein dritter eine verrostete Muskete — der ganze An- und Aufzug war eine Caricatur von vertrödeltem Putz und Uniformen. Ich war im Begriff, die Leute aus purer Artigkeit anzulachen. Der wilde ingrimmige Blick jedoch, mit dem sie uns vom Kopf bis zu den Füßen maßen, ließ mich ernst bleiben. Die Weißen werden hier blos geduldet, und da meine Haut von dieser verdächtigen Farbe ist, so erwählte ich das klügere Theil und war höflich."

Von aller dieser Erbärmlichkeit war in den amtlichen Berichterstattungen, welche die Minister Soulouques dem Abgeordnetenhause alljährlich vorlegten, natürlich nicht die Rede. Die Regierung, heißt es in einem dieser phrasenreichen Actenstücke, biete alle Mittel auf, um den Ackerbau zu heben; denn sie wisse sehr wohl, daß er die Grundlage des Wohlergehens der Bevölkerung bilde. Alle Unterthanen hingen deshalb auch mit ganzer Seele an ihrem geliebten Herrscher, Kaiser Faustin dem Ersten. Sr. Majestät habe dies in vollem Maße bei seinen Rundreisen während der letzten Jahre erfahren. Handel und Verkehr seien im Steigen begriffen; namentlich habe sich die Einfuhr im Lauf der letzten vier Jahre um das Vierfache gesteigert. Deckten trotzdem die Einnahmen noch immer nicht die Ausgaben, so wäre die Schuld davon lediglich in den außerordentlichen Bedürfnissen des Staats zur Abtragung der Schuld an Frankreich und zur Zahlung der Interessen von Anleihen zu suchen, welches alles von den vorhergehenden Regierungen versäumt worden sei.

Demgegenüber stimmen alle unparteiischen Berichte überein, daß das Negerreich Haiti unter Soulouque mit jedem Jahr rascher seinem materiellen Ruin entgegenging. In dem Maße aber, in welchem das Volk verarmte, füllten sich, trotz der großen Ausgaben des kaiserlichen Hofhaltes, der allein dreimal mehr kostete, als der gesammte Staatshaushalt zur Zeit Boyers, die Truhen Soulouques immer mehr, und er soll, als er endlich vertrieben wurde, einen Privatschatz von 28,000 Dublonen und 5 Millionen brasilianischer Pesos — zusammen etwa 7,617,200 Thaler zurückgelassen haben — gewiß eine schöne Ersparniß bei elfjähriger Herrschaft über eine halbe Million Menschen, zumal, wenn man in Anschlag bringt, daß die Summe dem Volke direct ausgesaugt, nicht wie anderwärts durch geschickt dirigirte Börsenmanöver aus der Tasche der Nation gelockt worden war. Soulouque scheint übrigens schon vor

Jahren eine Ahnung gehabt zu haben, daß ihm gelegentlich etwas Menschliches passiren könne. Der wichtigste Mann nach ihm war sein Cabinetssecretär, Graf Delva. Dieser hatte sich ebenfalls erkleckliche Summen zu ersparen verstanden und dachte sich mit diesen nach Paris zurückzuziehen, um sie in Ruhe vor seinem kaiserlichen Gönner und vor dem Volke zu verzehren. Soulouque, der seine Gedanken errieth, schlug sein Auswanderungsgesuch ohne weiteres ab, indem er sagte: „Haben wir das Fleisch zusammen verzehrt, so wollen wir auch zusammen die Knochen abnagen." Die Ahnung hat sich erfüllt, Gönner und Günstling gingen zusammen in die Verbannung.

Vorher mußten indeß noch andere Dinge geschehen, um das Maß voll zu machen. Zu der greuelvollen innern Politik des schwarzen Kaisers traten Unglücksfälle in der äußern. Das Plünderungssystem bei der Besteuerung, die unsinnige Zettelwirthschaft Soulouques, sein grimmiges Todtschießenlassen beim bloßen Anschein von Widersetzlichkeit war gepaart mit einer ungeschickten Kriegführung, und so wurde sein Regiment endlich selbst den stumpfsinnigen Negern unerträglich.

Oben ist erzählt, daß die im Osten Haitis gelegene Mulattenrepublik, die sich 1822 mit Haiti zu einem Staat vereinigt, nach Boyers Sturz sich wieder losriß und sich, von Soulouque wiederholt angegriffen, der Unterjochung zu erwehren wußte. Diese Republik war ein zu werthvolles Stück Land, und der Haß Soulouques gegen alle Weiß- und Gelbhäute zu brennend, als daß der Negerkaiser nicht neue Eroberungsversuche hätte machen sollen. So begann er ungeachtet der Vermittlungsversuche Englands, Frankreichs und der nordamerikanischen Union im September 1850 wieder die Feindseligkeiten gegen die Dominicaner, allein das Landheer des Kaisers erlitt schon im October in den Gebirgen von Banica eine schwere Niederlage, zur See verlor er eine Brigg, und Anfang 1851 verlangten die genannten drei Mächte von ihm Anerkennung der Unabhängigkeit Dominicas oder mindestens einen Waffenstillstand auf zehn Jahre. Soulouque bot hierauf in einer Proclamation die Hand zum Frieden, setzte aber gleichwol die Feindseligkeiten noch eine Weile fort und rief erst dann sein Heer von der Grenze zurück, als einige andere Niederlagen, namentlich aber der drohende Anschluß Dominicas an die Vereinigten Staaten ihn belehrten, daß er damit sein eignes Verderben herbeiführen werde.

Die Nordamerikaner hatten schon seit langer Zeit ihr Augenmerk auf Haiti geworfen, und zunächst wäre ihnen Dominica willkommen gewesen. Dominica wäre, abgesehen von dem Werthe desselben für Handel und Schifffahrt der Nordamerikaner, ein Vorposten gegen Cuba. Man unterhandelte, um einen Anschluß anzubahnen, und es war im October 1854 nahe daran, daß ein Vertrag zu Stande kam, welcher den Amerikanern große Vortheile

verſprach. Der treffliche Hafen Samana ſollte nach demſelben unter dem Schein eines zwanzigjährigen Pachts an die Union abgetreten, dort Kohlenlager für eine zwiſchen Neuyork und San Domingo einzurichtende Dampfſchiffahrt angelegt werden und die nordamerikaniſchen Bürger, welche ſich hier niederlaſſen würden, nur von ihrer einheimiſchen Behörde abhängig ſein. Man ſieht, wenn dies zur Ausführung gekommen wäre, ſo hätten die Yankees hier feſten Fuß gefaßt, und Dominica wäre wahrſcheinlich noch vor Ablauf jener zwanzig Jahre der Union einverleibt worden. England und Frankreich erhoben bei dem damaligen Präſidenten Santana Einſpruch, und ſo wurde der bereits unterzeichnete Vertrag nicht ratificirt. Soulouque, welcher wußte, daß die Einfügung der Nachbarrepublik in den nordamerikaniſchen Staatenbund die Eroberung Haitis nach ſich ziehen müſſe, und dem die Engländer und Franzoſen begreiflich machten, daß ſeine fortgeſetzten Angriffe auf die Dominicaner, wofern ſie Erfolg hätten, die Mulatten nöthigen würden, ſich den Yankees in die Armee zu werfen, ließ die Waffen ruhen, konnte ſich aber demungeachtet nicht entſchließen, die Unabhängigkeit der „Rebellen“ anzuerkennen. Im April 1855 ſchien er indeß ſeine Anſicht geändert zu haben, wenigſtens theilte Santana dem Senat von Dominica zu dieſer Zeit mit, Soulouque habe ſich zur Anerkennung der Republik geneigt erklärt, ja er ſei ſogar bereit, ein Bündniß mit ihr abzuſchließen. Die bald nachher entdeckte Verſchwörung in Dominica und die daraufhin von Santana verfügten grauſamen Hinrichtungen und Verfolgungen, welche in dem bis dahin kräftig aufblühenden Gemeinweſen überall hin Gährung und Zerrüttung verbreiteten, machten Soulouque wieder andern Sinnes. Aber wenn er hoffte, jetzt mit ſeinen Plänen durchzudringen, ſo hatte er ſich auch diesmal getäuſcht.

Die Verſchwörung in Dominica hing jedenfalls mit Umtrieben der Yankees zuſammen. Die Freundſchaft zwiſchen den beiden bedeutendſten Männern des Staats, dem Sieger im Kampf mit den Haitiern, General Santana, und dem Gehilfen deſſelben beim Aufbau der Verfaſſung, General Baëz, war während der Präſidentur des letztern erkaltet und hatte endlich bitterm Haß Platz gemacht. Als 1853 Baëz ſeine Stelle niederlegte, wurde er auf Santanas, ſeines Nachfolgers, Betrieb verbannt und zog ſich nach Neuyork zurück, wo er alles aufbot, um ſeinen Gegner zu ſtürzen. Die Verbindungen, die er in ſeinem Vaterland zurückgelaſſen, boten ihm dazu die Handhaben. Es bildete ſich jene Verſchwörung, deren Zweck die Zurückberufung des Verbannten und ſeine Erhebung auf den Präſidentenſtuhl war. Santana verfuhr gegen die Anhänger ſeines Gegners mit furchtbarer Strenge, ließ eine große Anzahl derſelben zu Seybo, wo er reſidirte, erſchießen und trieb die übrigen aus dem Lande. Die Folge war eine allgemeine Verkehrsſtockung und eine faſt vollſtändige Entwerthung des Papiergeldes der Republik, ſo daß

man im April 1855 zu San Domingo für einen Dollar in Silber siebzig Dollars des umlaufenden Zettelgeldes erhielt.

Diesen Moment der Zerrüttung ersah Soulouque zu einem neuen Angriff. Im December 1855 überschritt er mit einem Negerheer von etwa 5000 Mann die Westgrenze Dominicas in der offen ausgesprochnen Absicht, seine „widerspenstigen Unterthanen" koste es was es wolle zum Gehorsam zurückzuführen. Die Dominicaner wußten ihm indeß trotz ihrer Parteiungen auch diesmal mit Energie zu begegnen. Sie gingen ihm mit einem Heer entgegen, welches allerdings weit schwächer als das der Angreifer war, aber wieder von Santana, dem bewährten Feldherrn, dem „Löwen von Seybo" befehligt wurde. In dem ersten Treffen bei San Tome schwankte der Ausgang, so daß beide Theile sich den Sieg zuschrieben. Im zweiten aber, welches bei dem Orte Cambronal stattfand, wurden die Truppen Soulouques aufs Haupt geschlagen und beinahe völlig aufgerieben. Auch der Kaiser ward einige Wochen zu den Todten gezählt. Aber plötzlich stellte er sich in Port au Prince wieder ein und begann eine neue Armee zu sammeln. Die entschlossene Haltung der Dominicaner indeß so wie die Einmischung Englands und Frankreichs zu deren Gunsten verhütete vorläufig weitere kriegerische Maßregeln, und es kam zu einem Waffenstillstand, der auf drei Jahre abgeschlossen wurde.

Als dieser Waffenstillstand sich seinem Ende näherte, begann Soulouque sich wieder zu rüsten, da neue Wirren in Dominica ihm neue Aussichten auf Erfolg gewährten. Aber der Napoleon Haitis hatte seine Rolle ausgespielt. Nach einer Handelskrise erreichte die Noth des Volkes und die Unzufriedenheit aller Classen eine solche Höhe, daß man offen zu murren wagte. Der Kaiser, davon in Kenntniß gesetzt, erließ ein Gebot, dem gemäß niemand, auch die Fremden nicht, sich unterstehen sollte, über öffentliche Angelegenheiten zu sprechen, oder gar nachtheilige Kunde irgendwelcher Art über die Regierung zu verbreiten. Dann schickte er sich an, eine Verschwörung, die in den nördlichen Provinzen aufgespürt worden, in seiner gewöhnlichen Weise durch massenhafte Hinrichtungen zu ersticken. Er kam indeß damit zu spät. Die Verschwornen wußten, daß man ihnen auf der Spur war, und daß es sich um ihre Köpfe handelte. So beeilten sie sich loszuschlagen, und ein Aufstand brach aus, vor dem Faustin-Soulouque nach wenigen Tagen die Flagge streichen mußte.

Das Haupt der Verschwornen war der Divisionsgeneral Fabre Geffrard, Herzog de Table. Dieser fuhr am 22. December vorigen Jahres mit seinem Sohn und zwei Andern in einem Boote von Port au Prince nach Gonaives ab, wo sich ein gewisser Legros und drei andere Verschworne mit ihnen vereinigten. Sie verschafften sich Pferde, und diese acht Personen sprengten dann mit verhängtem Zügel und gespannten Pistolen in den Ort

und riefen: „Es lebe die Republik! Es lebe die Freiheit!“ Niemand widersetzte sich ihnen, am wenigsten die Soldaten der Wache, welche sogar auf ihren Befehl Alarm schlugen. Der Platzcommandant zögerte erst ein wenig, erklärte sich indeß als alter, dem Blutvergießen abgeneigter Mann endlich für die Bewegung. Mit ihm schlossen sich sämmtliche Offiziere und Civilbeamten der Stadt dem Aufstand an. Man öffnete die Gefängnisse, um die wegen politischer Verbrechen Eingekerkerten frei zu lassen, die natürlich mit doppelter Bereitwilligkeit in den Ruf: „Es lebe die Freiheit! einstimmten. Am nächsten Tage wurde Geffrard feierlich zum Präsidenten der Republik Haiti ausgerufen und zu gleicher Zeit „General Soulouque“ wegen verschiedener Verbrechen, unter anderm Diebstahl — als im Anklagestand befindlich erklärt. In der Kirche wurde ein Tedeum gesungen und ein schwarzer Abbé hielt eine wohlgesetzte Gelegenheitsrede. Auch Geffrard erfreute die Versammelten mit einem Erguß seiner Beredsamkeit, in welchem er die Gründe der Erhebung angab, und wie das bei solchen Fällen der Brauch, durchgreifende Reformen, Abstellung aller Mißbräuche, eine neue Aera der Wohlfahrt des Vaterlandes und ähnliche vortreffliche, in Haiti vorläufig unerreichbare Dinge versprach. Am 24. brach er nach der befestigten Stadt St. Marc auf, deren Commandant sich ihm ohne Zaudern anschloß. In dieser starken Stellung und an der Spitze von zwei Regimentern erwartete der neue Präsident die Unterwerfung der übrigen Orte. Nach wenigen Tagen war die Republik von Cap Haitien, Plaisance, Port de Paix, Limbé, St. Michel, kurz von der ganzen Nordseite der Insel anerkannt, und Geffrard setzte sich jetzt nach der Hauptstadt in Bewegung.

Nach den neuesten Nachrichten rückte das Insurgentenheer am 15. Jan. ohne auf Widerstand zu stoßen in Port au Prince ein und befreite auch hier zunächst die Gefangenen, welche der Gouverneur der Stadt Vil de Lubin als verdächtig ins Gefängniß geworfen hatte. Vil de Lubin flüchtete sich mit dem Cabinetssecretär Delva in das Haus des französischen Generalconsuls, von wo sie des Nachts verkleidet auf ein Schiff entkamen. Auch Soulouque nahm seine Zuflucht unter der Flagge Frankreichs; von aller Welt verlassen und verwünscht, ließ er sich zwei Tage darauf nach dem englischen Transportschiff „Melbourne“ bringen, welches ihn sammt seinen Getreuen nach Jamaika schaffte. Zwei Tage nach seiner Abfahrt wurde seine Abdankung veröffentlicht. Von seinen Schätzen hat er, wie es heißt, nichts retten können.

Präsident Geffrard ist ein Mulatte von etwa funfzig Jahren, von anständigen Manieren, beim Heere beliebt, den Fremden wohlgeneigt und wie man behauptet, sehr intelligent. Seine ersten Regierungsmaßregeln zeugen von Verstand und Mäßigung. Ein im Moniteur Haitien veröffentlichtes Decret desselben öffnete dem auswärtigen Handel alle von Soulouque für Ausländer

geschlossenen Häfen, und eine Note an den Präsidenten von Dominica zeigte diesem den Sturz des Kaisers officiell an und ertheilte zugleich die Versicherung, daß man in Port au Prince den Abschluß eines Friedens- und Freundschaftsvertrags mit dem östlichen Nachbarland wünsche. Daß damit die thörichte Wirthschaft auf diesem Theil der Insel ein Ende nehmen werde, wird nach dem Obengesagten niemand hoffen dürfen. Der Stumpfsinn und die Trägheit der Neger läßt sich von ihnen so wenig abwaschen wie ihre Farbe. Ihre Unfähigkeit, einen Staat zu bilden, zeigt sich selbst in Liberia, wo die Verhältnisse ihnen noch günstiger sind wie in Haiti. Der Racenhaß wird über kurz oder lang wieder zum Racenkampf sich entzünden. Schon murren im Süden die Schwarzen, daß es ein Mulatte ist, welcher den Präsidentenstuhl eingenommen hat. Nur die Herrschaft der Weißen kann hier Wandel schaffen. Die der Schwarzen bedeutet Nacht für die Königin der Antillen, die der Gelben höchstens Dämmerung.

Von der preußischen Grenze.

„Wir haben nur die Wahl zwischen dem Schrecklichen und dem Lächerlichen!“ sagte Thiers, als hinter den harmlosen Tischen der Reformbanquets das blutige Gespenst der Revolution auftauchte: „en bon citoyen je préfère le ridicule!“ — Das war verständig gesprochen, und ganz im Sinn der herrschenden Bourgeoisie; aber der scharfsinnige Staatsmann und Geschichtschreiber übersah einen Umstand: Gespenster lassen sich leichter rufen als bannen; das Schreckliche kam doch, und man mußte es zum Lächerlichen mit in den Kauf nehmen.

Die Bourgeoisie ist seitdem von ihrem Thron gestürzt und das Militär hat ihn bestiegen; die Civilkleidung ist der Uniform gewichen, statt der Spritzen fährt man Kartätschen auf, das ganze Costüm hat sich verwandelt. Aber daß man darum doch nicht aufhört, ein „guter Bürger“ zu sein, zeigt die Moniteurnote vom 5. März. Seit zwei Monaten ist ganz Europa in Furcht und Zittern, es wird getrommelt und mit den Degen geklirrt, ein jeder ruft seinem Nachbar zu: „Fürchte du dich, sonst fürchte ich mich!“ — und plötzlich in die Mitte des allgemeinen Lärms tritt der lustige Moniteur und erklärt, es sei alles ein Fastnachtsschwank, man sei ja im Carneval! Zunächst steht das schaulustige Publicum verdutzt; dann folgt ein lautes, allgemeines, im Ganzen fröhliches Gelächter; einige grollende Töne lassen sich doch dazwischen vernehmen; wir wollen abwarten, ob diese Gespenster dem Bann des Lächerlichen weichen.

„Die öffentliche Meinung macht sich im Ausland von der jetzigen Stellung der Presse in Frankreich keinen richtigen Begriff. Man scheint zu allgemein anzunehmen, daß die Zeitungen einer vorgängigen Censur unterworfen seien, und man schreibt ihnen daher leicht eine Bedeutung zu, die sie im Grunde nicht haben. Man sollte doch wissen, daß die Regierung durchaus keine „vorbeugende Einwirkung auf die

Presse hat. Das Publicum muß daher unter allen Umständen gegen Schlußfolgerungen, die auf die Sprache der Blätter gegründet sind, auf der Hut sein."

Hier kann man nur verstummen; das Erstaunen wird aber im Inland vermuthlich größer sein, als im Ausland, und die französische Presse, die plötzlich erfahren muß, sie sei frei, wird ausrufen: „Herr, unerforschlich sind deine Wege!"

„Angesichts der, wie wir gern glauben (diese Italiener sind solche Hitzköpfe!), unbegründeten Besorgnisse, welche die Gemüther in Piemont erregt haben, hat der Kaiser dem König von Sardinien versprochen, ihn gegen jeden Angriff Oestreichs zu vertheidigen. (Den Gefallen durfte er doch dem treuen Alliirten wol thun!) Er hat nichts weiter versprochen . . . alles, was die Uebertreibungen der Presse hinzugefügt haben, ist Einbildung, Lüge und Wahnsinn!" — Jakobiner! Communisten! Preßfrechheit! Der Staatsrath La Guerronnière an der Spitze.

„Ist es nicht Zeit, sich die Frage zu stellen, wann diese unbestimmten und abgeschmackten Gerüchte aufhören sollen, welche durch die Presse von einem Ende Europas zum andern verbreitet werden und der Leichtgläubigkeit des Publicums überall den Kaiser der Franzosen darstellen, als dringe er auf den Krieg, indem sie ihm allein die Verantwortlichkeit für die Befürchtungen und Rüstungen Europas aufbürden? Wer kann sich das Recht anmaßen, die Gemüther auf eine so beleidigende Weise zu verwirren und die Interessen so zwecklos zu beunruhigen?" „Wer endlich ist im Stande, einen auch noch so unerheblichen Anlaß zu diesen allgemein gehaltenen Beschuldigungen anzugeben, welche die Böswilligkeit erfindet, die Leichtgläubigkeit verbreitet und die Dummheit sich aufbinden läßt?"

Kräftig und brav ausgedrückt! Schade, daß der Moniteur nicht drei Wochen früher die Sprache gefunden hat, es wäre viel Geld erspart worden, das nun auf unnütze Dinge verausgabt ist. — Es ist auch noch jetzt nicht alles klar, denn der Moniteur hat rasch aufeinanderfolgende seltsame Wallungen, und er spricht vielleicht übermorgen etwas anders; aber nehmen wir den Umstand hinzu, daß Frankreich mit so vernehmlicher Passivität, als es in diesem Lande der Preßfrechheit erlaubt ist, sich gegen den Krieg erklärt hat, so ist nach einer so bestimmten, ja so leidenschaftlichen und groben Sprache die Chance eines Einbruchs in unsere Rheinprovinzen sehr erheblich vermindert. Wir Deutschen haben also allen Grund zu lachen; die Engländer werden uns darin begleiten.

Auch die Franzosen werden lachen, sie sind ein lustiges Volk. Aber das Lachen ist bei ihnen nicht ungefährlich; wen sie auslachen können, den hören sie auf zu fürchten, und da der Moniteur, der seit einem Jahr in Bezug auf die innern Verhältnisse hin und her taumelt, nun auch in Bezug auf die auswärtigen so eclatant ins Wanken gekommen ist; so kann man für einen Wechsel der Redaction nicht Bürgschaft leisten.

Die Italiener werden nicht lachen; sie haben auch keinen Grund dazu. Und hier droht noch immer eine erhebliche Gefahr, deren Spitze nicht gegen Oestreich am gefährlichsten gerichtet ist. Vielleicht hatte Oestreich nach dieser Seite nie bessere Karten in der Hand, als in diesem Augenblick.

Was uns Deutsche betrifft — erstens kann es uns nur im höchsten Grade erfreulich sein, einen Krieg zu vermeiden, in welchem beide Theile einem ruhigen Beobachter als Wahnsinnige erscheinen mußten. Aber es ist noch ein zweiter Grund.

Wir waren im Begriff, uns nicht von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen, und das will man doch lieber vermeiden. Da die Gefahr jetzt mehr in den Hintergrund tritt, darf man sich wol offner darüber aussprechen.

Alle Welt — wenigstens in Preußen — scheint mit der Haltung des berliner Cabinets zufrieden zu sein. Handelte es sich nur um das stilistische Verdienst, so wäre wirklich die Note vom 12. Februar meisterhaft: alles was sie sagt, ist richtig; die Wendungen fein, überraschend und treffend, die Logik ohne Tadel, die Anspielungen voller Witz. Handelte es sich um ein Duell auf dem Papier, so würde alle Welt dieser Note Beifall klatschen.

Aber bei diplomatischen Verhandlungen ist die Hauptsache doch nicht, wie gut man sich ausdrückt, sondern was man erreicht. — Und hier war der Erfolg der preußischen Note vom 12. Februar folgender.

In Erwiderung auf jene Note drückt Oestreich — 22. Februar — die Erwartung aus, daß Preußen im gegebenen Fall seine Stellung als europäische Macht vor seinen Bundespflichten werde zurücktreten lassen. Oestreich halte im Vertrauen auf die erfreulichen einmüthigen patriotischen Stimmungen den Augenblick für gekommen, die zur Abwehr gemeinsamer Gefahren erforderlichen Maßregeln bei der deutschen Bundesversammlung zu beantragen. Dennoch wolle es mit Rücksicht auf die Stellung Preußens diese Anträge erst dann in Frankfurt anbringen, wenn seine italienische Armee vollständig auf den Kriegsfuß gesetzt sei.

Daß in dieser Auffassung wirklich noch eine Art von Höflichkeit liegt, lehrt folgender Hinblick auf die wiener Schlußacte zum deutschen Bunde. §. 46. Beginnt ein Bundesstaat, der zugleich außerhalb des Bundes Besitzungen hat, in seiner Eigenschaft als europäische Macht einen Krieg, so bleibt ein solcher, die Verhältnisse und Verpflichtungen des Bundes nicht berührender Krieg dem Bunde ganz fremd. §. 47. In dem Falle, wo ein solcher Bundesstaat in seinen außer dem Bunde belegenen Besitzungen bedroht oder angegriffen wird, tritt für den Bund die Verpflichtung zu gemeinschaftlichen Vertheidigungsmaßregeln nur insofern ein, als derselbe, nach vorgängiger Berathung durch Stimmenmehrheit in der engern Versammlung Gefahr für das Bundesgebiet erkennt. §. 41. Der in der engern Versammlung gefaßte Beschluß über die Wirklichkeit der Gefahr eines feindlichen Angriffs verbindet sämmtliche Bundesstaaten zur Theilnahme an den vom Bundestage nothwendig erachteten Vertheidigungsmaßregeln. §. 42. Wenn die Vorfrage, ob Gefahr vorhanden ist, durch die Stimmenmehrheit verneinend entschieden wäre, so bleibt nichts desto weniger denjenigen Bundesstaaten, welche von der Wirklichkeit der Gefahr überzeugt sind, unbenommen, gemeinschaftliche Vertheidigungsmaßregeln untereinander zu verabreden.

Es ist klar, daß nach dem Sinn dieser Artikel ein Krieg zwischen Oestreich und Frankreich über das Primat in Italien „dem Bunde ganz fremd bleiben" muß. Aber formal hat nach dem Buchstaben der Acte darüber der engere Ausschuß des Bundes zu entscheiden, dessen 17 Stimmen sich so vertheilen: 1) Oestreich, 2–6) die fünf Königreiche, 7) Baden, 8—9) die beiden Hessen, 10—11) Niederlande und Dänemark; die andern Stimmen fallen auf die kleinen Staaten. 9 von diesen Stimmen, und Oestreich hatte bewiesen, daß eine Schmälerung seines Einflusses in Modena eine „Gefahr für das Bundesgebiet" involvire! Diese Stimmen hatte

Oestreich, infolge seiner Vorfrage, bereits in der Tasche, und war entschlossen, sie geltend zu machen.

In diesem Fall war Preußen in der unbequemen Lage, entweder sich zu fügen, und in erster Reihe die Gefahr eines Krieges zu tragen, der seine Existenz aufs Spiel setzte und ihm gar keinen Nutzen schaffen konnte, oder — sich für bundesbrüchig zu erklären und die Folgen davon auf sich zu nehmen. Das letztere hätte es in eine Beziehung zum Moniteur gebracht, die bei dem Wankelmuth dieses Blatts seine Interessen schwerlich, seine Ehre gewiß nicht gefördert hätte.

Preußen hatte unzweifelhaft recht, sich über das unfreundliche und in gewissem Sinn unredliche Vorgehn Oestreichs zu beklagen. Aber — wenn Portugal oder ein ähnlicher Staat sich in das Gewand der Klage hüllt, findet man das in der Ordnung; Preußens Credit würde schwerlich dadurch vergrößert. Warum kam es Oestreich nicht zuvor?

Eine Broschüre, die vielmehr wirken würde, wenn ihr Ton gegen Oestreich weniger gereizt, und ihre Angaben exacter wären (gleich das Motto, Schwarzenbergs Bonmot, ist nicht richtig citirt): Preußen und die italienische Frage (Berlin, Springer), spricht von Localisirung des Krieges. Aber diese Localisirung war doch nur unter der Bedingung möglich, daß Preußen mit den gesammten übrigen Bundesstaaten, Oestreich ausgeschlossen, sich für neutral erklärt, jeden Angriff auf das östreichische Bundesgebiet dagegen als casus belli bezeichnet hätte. Eine solche Erklärung hätten die kriegführenden Mächte respectiren müssen. Wie aber soll der Krieg sich localisiren, wenn die übrigen Bundesstaaten zu Oestreich halten und Preußen allein bleibt? Dann sind wir wieder in der Lage von 1805 — 1806, wo die Verletzung einer unhaltbaren Neutralität jenen zugleich schmählichen und verzweifelten Krieg nach sich zog.

Ueber geschehene Dinge ist unnütz, nachzudenken: ob das gegenwärtige Ministerium versäumt hat, seinen Bundesgenossen das Wort zu gönnen und ihnen seine Auffassung der Sache klar zu machen, oder ob es nur die Schuld seiner Vorgänger trägt, so viel steht fest: Preußen ist wiederum in Deutschland ganz oder fast ganz isolirt. Eine verhängnißvolle Lage, an der die äußern Verhältnisse nur zum Theil schuld sind, und der um jeden Preis Abhilfe geschafft werden muß, wenn nicht Preußen in eine ganz abenteuerliche Politik gedrängt werden soll.

Wenn man aber die Geschicklichkeit der preußischen Staatsmänner in Zweifel zieht, so findet man für das Verhalten Oestreichs keine Worte. Im Augenblick der höchsten Gefahr, von zwei, vielleicht von drei Seiten bedroht, von rücksichtslosen, mächtigen und wenigstens ebenbürtigen Gegnern, schlägt man dem natürlichsten Bundesgenossen, Preußen, gradezu ins Gesicht! Denn was auch geschickte und ungeschickte Sophisten zur Erklärung jenes Verfahrens anführen mögen, factisch kommt es darauf heraus, daß Oestreich Preußen wie einen Vasallenstaat zur Leistung seiner Lehnspflicht zwingen will; daß es also diesen kriegsbereiten Staat, wenn man nach den Regeln der menschlichen Leidenschaften urtheilt, in die Reihe seiner Gegner drängt! Oestreich hat viel Erfolge gehabt, aber wir fürchten sehr, es wird noch ernste Erfahrungen machen müssen, bevor es die Grenzen und Bedingungen seiner Macht begreifen lernt.

Vorläufig scheint die Gefahr abgewandt; vermuthlich, wie wir schon früher andeuteten, dadurch, daß Oestreich in der rumänischen Frage nachgibt, während in Italien der Moniteur sich mit leeren Formalien abspeisen läßt. Gelöst wird dadurch nichts, die Entscheidung wird nur vertagt: hoffen wir, daß bis dahin Preußen einen festeren Boden gewonnen haben wird, seine wie Deutschlands Rechte und Interessen kräftig zu vertreten. ††

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Oestreichs Garantien.

Die Garantien der Macht und Einheit Oestreichs. Leipzig, Brockhaus.

Vor etwa fünf Jahren, in jenem Stadium des orientalischen Kriegs, wo wir lebhaft für die politische Haltung Oestreichs eintreten zu müssen glaubten, analysirten wir einmal die Machtbedingungen und Hilfsquellen dieses Staats, und kamen zu dem Ergebniß, daß durch eine constitutionelle Verfassung dieselben unendlich erhöht, seine Einheit, Kraft und Sicherheit unendlich gesteigert werden könne. Die Antwort der östreichischen Regierung war eine Confiscation des Hefts, die Presse zeigte zum großen Theil jene stumme Verwunderung, die regelmäßig eintritt, wenn man an einem Ort, wo es am wenigsten zu vermuthen stand, eine gutmüthige Schwärmerei wahrnimmt.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift — wenn wir recht berichtet sind, einer von den ehemaligen Führern der alteonservativen Partei in Ungarn — erklärt sich jetzt laut für den damals von uns ausgesprochnen Satz, daß von allen Mitteln, die man zur Begründung der Einheit Oestreichs ergreifen kann, die Einführung einer constitutionellen Regierungsform für den Gesammtstaat das zweckmäßigste sei. Er vertheidigt diesen Satz durch eine scharfe Detaillirung der östreichischen Zustände und durch eine Logik der Thatsachen, die nach allen Seiten hin einen bedeutenden Eindruck machen muß. Was uns betrifft, so haben wir in der letzten Zeit selten eine Flugschrift gefunden, in der wir das Talent des Verfassers so sehr anerkennen und deren Schlußfolgerungen wir so unbedingt beitreten dürften.

Es ist freilich sehr zu bedauern, daß sie in dem gegenwärtigen Moment der Krisis eine unmittelbare Wirkung nicht ausüben kann. Für den Augenblick ist Oestreich so gestellt, sich lediglich auf sein Heer und allenfalls auf die Gewandtheit seiner Diplomaten stützen zu müssen. Allein dieser Moment wird vorübergehn, und sei es nun, daß der Friede vor oder nach einem Kriege eintritt, die Lebensbedingungen des Kaiserstaates werden im Wesentlichen dieselben bleiben.

Eine Concentration aller Kräfte ist für Oestreich nicht nur eine Möglichkeit, sondern eine Nothwendigkeit. Oestreich ist insofern unter allen Staaten am günstigsten gelegen, als es überall schwache Nachbarn hat, über die es seinen Einfluß ausdehnen oder auf deren Unkosten es sich vergrößern kann. Es hat das Präsidium des deutschen Bundestages, es führt die Hegemonie über den größern Theil der italienischen Dynasten, die türkische Erbschaft scheint ihm nicht entgehn zu können. Es unterstützt diese Ansprüche durch ein furchtbares, wohl ausgerüstetes und loyales Kriegsheer und durch den Schimmer der alten Kaiserkrone, die noch zuweilen die freilich einer andern Periode angehörige Devise in Erinnerung bringt: Alle Erde Ist Oestreich Unterthan. Wo in Europa irgend ein Conflict ausbricht, ist Oestreich nicht nur berechtigt, sondern auch genöthigt, seine Hand im Spiel zu haben; überall hat es sehr erhebliche Erfolge erzielt, und so mag man wol begreifen, daß ihm zuweilen das Maß seiner Macht aus den Gedanken schwindet und daß es sich hartnäckig vorsetzt, mit drei Würfeln neunzehn Augen zu werfen.

In jener Machtstellung liegt zugleich für Oestreich eine große Gefahr: auf allen drei Seiten, wohin sich sein Einfluß erstreckt, begegnet ihm eine feindliche Idee, die es weder beschwichtigen noch befriedigen kann, und ein mächtiger Träger derselben, der eben darum sein natürlicher Nebenbuhler ist.

Seine ideellen Feinde sind die Einheit Italiens, die Einheit Deutschlands, der Panslavismus. Jede dieser Ideen ist bereits historisch so erstarkt, daß sie mit bloßer Gewalt nicht niedergehalten werden können. Keine von diesen Ideen kann Oestreich realisiren; noch weniger als es das heilige römische Reich deutscher Nation vermochte. Die alte Reaction Italiens gegen das Kaiserthum hat in jedem Jahrhundert an Kraft gewonnen. Gleichviel wer der augenblickliche Träger derselben ist, der Papst oder Mazzini, das Haus Savoyen oder der Bonapartismus; kein Italiener wird auch nur im Traum daran denken, seine Wünsche an Oestreich zu adressiren. In Deutschland ist es freilich günstiger situirt, es hat mit einem stammverwandten Volk zu thun und die Eifersucht der deutschen Fürsten gegen Preußen gibt ihm sehr bedeutende Hilfsquellen; aber bis zu welcher schwindelnden Höhe auch das östreichische Selbstgefühl aufsteigen mag, niemals wird es den Gedanken fassen, Deutschland gradezu zu absorbiren, und so bleibt die einzige Form der Einheit, die es Deutschland zu bieten vermag, die Dependenz, in ähnlicher Weise, wie sie in Toscana, Modena u. s. w. besteht; ganz abgesehen davon, daß der Bundestag unter östreichischem Einfluß den ebenso berechtigten Freiheitsbestrebungen des Volks im Weg steht.

Wenn ursprünglich der Einheitsgedanke in beiden Ländern nur eine revolutionäre, d. h. desorganisirende Wirkung äußerte, dem also das gesammte conservative Interesse widerstand, so hat er seit 1849 hier in Preußen, dort

in Sardinien einen staatlichen Organismus, der ihm die Möglichkeit einer naturgemäßen, conservativen Entwicklung in Aussicht stellt.

Sardinien hat nun in Frankreich einen Verbündeten gefunden, der es freilich zu seinen eigennützigen Zwecken ausbeutet, aber darum Oestreich nicht minder gefährlich ist. Die Gefahr wird um so größer, da Frankreich an der dritten Stelle, wo Oestreich verwundbar ist, an der Donau, sich mit Oestreichs entschiedenstem Gegner, mit Rußland in Verständniß gesetzt hat.

An der Donau ist Oestreichs Beruf am unverkennbarsten — das wohlverstandne Interesse sämmtlicher Völker von dem Gebirgszug des Hämus an nordwärts leitet sie dahin, da sie ein eignes Staatsleben nicht führen können, in ein Reich aufzugehn, daß ihrem Particularismus Befriedigung bieten kann. Dazu eignet sich kein Staat mehr als Oestreich, nicht blos durch seine Lage, sondern auch durch seine Zusammensetzung. Wer Rußland verfällt, muß Russe werden; als Oestreicher kann er Serbe, Rumäne, Ungar, Kroat u. s. w. bleiben, vorausgesetzt daß der Staat sich eine Organisation gibt, die den individuellen Bedürfnissen und Vorurtheilen der einzelnen Völker Rechnung trägt. In diesem Fall hat Oestreich hier eine große Zukunft; im entgegengesetzten Fall ruft es die Bildung von Organisationen außerhalb seiner Grenzen hervor, die endlich durch Anziehung der verwandten Elemente sein eignes Staatsgefüge zersetzen. Bleibt Oestreich ein absolutistischer Staat, und kommt daneben ein unabhängiges Serbien, ein unabhängiges Rumänien zu Stande, so ist damit für Rußland eine Bresche geschlagen, die Oestreich den Untergang droht.

Hier gewinnt Oestreich nur in dem Fall freie Hand, wenn es sich gegen Frankreich durch einen festen Bund mit Preußen und Deutschland einerseits, mit Sardinien und Italien andrerseits sichert. Das Letzte wird sehr paradox klingen; es ist aber möglich, sobald Oestreich eben aufhört, mit drei Würfeln neunzehn Augen werfen zu wollen.

Sobald es nach diesen beiden Seiten hin lediglich die Defensive festhält, kann es ohne Gefahr die innern Kräfte zum freien Ausdruck bringen, und dadurch eine Macht entwickeln, die seine Vergangenheit bei weitem hinter sich läßt. Hier wenden wir uns wieder zu dem Gedankengang des Verfassers zurück.

Es ist zur Gewohnheit geworden, die constitutionelle Staatsform blos als Garantie der bürgerlichen Freiheit und als Mittel zu betrachten, durch welches die absolute Gewalt des Königthums beschränkt werden soll. In einer Zeit, wo man keine andern Gefahren für die Freiheit kannte, war diese Ansicht vielleicht die richtige: heutzutage, wo die Freiheit gegen ganz andere Gefahren geschützt werden muß, ist sie es aber sicher nicht mehr, und die Entscheidung der Frage, ob die Einführung constitutioneller Formen zweck-

mäßig, ob sie nothwendig sei, hängt davon ab, ob wir glauben, daß die gesellschaftliche Ordnung zu ihrem Schutz dieser Formen entbehren könne und ob das Königthum nicht selbst dieser Kräftigung bedürfe.

Wenn der erste Versuch einer östreichischen Gesammtverfassung mißglückte, so lag das theils in der Fehlerhaftigkeit ihrer Bestimmungen, theils darin, daß man sie als ein Erzeugniß der Revolution betrachtete, gegen die aus allen Kräften anzukämpfen sei.

In ihrer äußern Erscheinung ist freilich in Oestreich wie überall die Revolution ein Plagiat der französischen gewesen; in ihrem Kern aber ging sie aus bestimmten Uebelständen hervor und hatte einen eigenthümlichen Charakter.

Die Schwierigkeiten lagen theils in der mangelnden Staatseinheit, theils in dem Mißverhältniß der ungarischen Verfassung zu den Einrichtungen in den übrigen Theilen der Monarchie — eine dritte, die unklare Stellung zu Deutschland, hat der Verfasser übersehn.

In Ungarn hatte das an sich vollkommen gerechtfertigte Bestreben, den Particularismus zu überwinden, zu halben Maßregeln und zur Bildung zweier Parteien geführt, die beide in der Hitze des Kampfes nicht an die Möglichkeit des Sieges dachten, und daher in ihren Anforderungen kein Maß kannten. Wo der factische Zustand den Gesetzen nicht entspricht, ja wo zwischen beiden ein Gegensatz besteht, muß es endlich zum Conflict kommen. Denn bei einer systematischen Verletzung anerkannter Gesetze kann kein Staat stehn bleiben; und die Klugheit, mit der man gewisse Fragen zu umgehen weiß, weil man bei der Entscheidung einen unvermeidlichen Kampf voraussieht, dient oft nur dazu, alle Stellungen zu verwirren und den Augenblick der Entscheidung dem Zufall zu überlassen, wodurch die Gefahr nur noch größer wird. Das Resultat dieser Unklarheit für Ungarn war zu Anfang des Jahres 1848: Haß gegen die Regierung und fast alle Organe der Administration; die wichtigsten Lebensbeziehungen in Frage gestellt; beide Parteien nur darauf bedacht, wie sie ihre Gegner jedes Einflusses berauben können, ohne ein positives, wenigstens ohne ein ausführbares Programm aufzustellen.

An der ungarischen Frage scheiterte der allgemeine Reformversuch; die Unterwerfung Ungarns mit Hilfe der Russen gab Gelegenheit, ein ganz neues System zu verfolgen, das, mit Einsicht und Consequenz durchgeführt, dennoch im Grund revolutionärer ist, als alle frühern Versuche, die wahren Kraftmittel Oestreichs außer Acht läßt und darum keine Dauer verspricht. „Statt des historischen Rechts, welches der Monarchie durch Jahrhunderte als Grundlage gedient und sich wenigstens fester bewiesen als jene, worauf der centralisirte Staat Ludwig Philipps gegründet war, sollte das Band der Vereinigung in Zukunft blos in dem unbeschränkten Maß der Regierungsgewalt und in einer

allen Kronländern gemeinsamen Administration gesucht werden." „Daß die Zustände, in welchen sich die Monarchie befindet, nicht befriedigend sind; daß sich der Staat in großen finanziellen Schwierigkeiten befindet und bei einer immer zunehmenden Schuldenlast, trotz der sehr bedeutenden Besteuerung aller Staatsbürger seine Einnahmen und Ausgaben nicht ins Gleichgewicht zu bringen vermochte und auch jetzt in Friedenszeit an einem Deficit zu tragen hat; daß der Wohlstand nicht zugenommen hat und mit Ausnahme der Börse vielleicht kein Zweig der Industrie zu finden ist, auf dem sich eine vermehrte Thätigkeit wahrnehmen ließe; daß die Verwaltung und Rechtspflege wenigstens in den Provinzen, welche früher unter dem Namen der Erblande bezeichnet wurden, weder schneller noch besser geworden ist, und nicht nur in Ungarn, sondern in allen Theilen der Monarchie die Ansicht sich verbreitet hat, die Zustände von 1848 seien um vieles besser gewesen; daß die gegenwärtige Ordnung der Dinge zwar nirgend einen Widerstand gefunden, daß sich ihr aber auch sehr wenige angeschlossen haben, und daß die Regierung daher bei der großen Mehrzahl der Staatsangehörigen in den meisten Provinzen nur auf die höchste Passivität, aber nicht auf jene Mitwirkung rechnen kann, deren auch die stärkste Regierung bedarf, wenn das Riesenwerk einer vollkommenen Umgestaltung aller Verhältnisse gelingen soll; daß endlich alle diese Uebelstände und Schwierigkeiten in den neun Jahren, während welcher man das gegenwärtige System befolgt, nicht nur nicht abgenommen haben, sondern größer geworden sind — das alles sind Thatsachen, deren Richtigkeit niemand leugnen wird; und auch die größten Freunde des gegenwärtigen Systems werden zugeben, daß dasselbe den Erwartungen nicht entsprochen habe."

Unter diesen Umständen ist die Frage wol berechtigt: ob denn eine völlige Umgestaltung aller Verhältnisse, welche mit so vielen unvermeidlichen Uebelständen verbunden ist, für Oestreich überhaupt nothwendig sei, und ob jene Einrichtungen, welche damals, als es sich blos darum handelte, die Revolution zu bekämpfen, für die zweckmäßigsten, ja für die einzig möglichen gehalten werden mochten, auch jetzt noch diejenigen seien, durch welche der Zweck, den man verfolgt, die Begründung eines im Innern beruhigten, nach Außen starken Oestreich, allein erreicht werden kann.

Oestreich ist nach der Revolution im Wesentlichen derselbe Staat, der es vor derselben gewesen; die Revolution hat weder die Bedeutung des legitimen Königthums zu vernichten, noch die zwischen den einzelnen Kronländern bestehenden Verschiedenheiten aufzuheben vermocht. Eben in der Unmöglichkeit, ein neues Oestreich zu begründen, liegt die Garantie der Zukunft des Staats, und die Stärke der Reaction gegen die bisher angewandten Maßregeln zeigt nur die Lebenskraft, welche der Staatskörper trotz aller überstandenen Leiden und Heilversuche noch besitzt.

Die Grundkraft des östreichischen Staats ist die Legitimität des Herrscherhauses in den verschiedenen Kronländern, auf diese ist auch die wahre Einheit des neuen Staats zu begründen. Die Geschichte Maria Theresias und der Kämpfe gegen Napoleon, während welcher sich der größte Theil der Monarchie sammt der Hauptstadt in den Händen des Eroberers befand, genügt wol, um zu beweisen, daß die Einheit Oestreichs auch damals nicht blos durch seine Armee und die der Regierung zu Gebot stehenden materiellen Mittel erhalten worden sei. — Freilich ist die Geschichte Oestreichs während der letzten drei Jahrhunderte nicht glänzend genug, um die einzelnen Völker die Epoche ihrer ehemaligen Unabhängigkeit vergessen zu machen. Die Poesie jener Völker Oestreichs, welche eine eigne Geschichte haben, wird sich daher immer vorzüglich mit dieser beschäftigen. Ebenso unleugbar ist aber, daß alle reellen Verhältnisse, und zwar in allen Provinzen, ein Ergebniß jener Zeit sind, wo dieselben schon zu einem Staat vereinigt waren, und daß eine Zerreißung des Staats alle Interessen der Staatsangehörigen verletzen würde; wo aber dieses der Fall ist, ist die Gefahr, welche der Einheit des Staats durch die poetischen Reminiscenzen der einzelnen Völker droht, wol nicht zu hoch anzuschlagen, besonders wenn diese Einheit auf dem legitimen Recht der Dynastie beruht und mit dem ganzen Complex des historischen Rechts zusammenhängt.

Oestreich bedarf, eben wegen seiner bedenklichen Lage gegen das Ausland, der Centralisation in Bezug auf die militärischen, einen Theil der finanziellen und der mercantilen Angelegenheiten. — Diese Centralisation bedarf aber, wenn sie der negativen Richtung der Zeit widerstehn soll, der ständischen Controle. — Daß das Bestehende, wie es von allen Seiten auf tausend Punkten zugleich angegriffen wird, auch überall zum Widerstand gerüstet sein muß; daß der Staat, um die Gesellschaft zu retten, nicht blos den passiven Gehorsam, sondern die thätige Mitwirkung aller derjenigen Classen und Individuen nicht entbehren kann, die den Schutz ihrer Interessen vom Staat erwarten, das ist ebenso gewiß, als daß diese thätige Mitwirkung aller zum gemeinsamen Zweck nur da zu erwarten ist, wo man den Staat so eingerichtet hat, daß das Bestehen desselben durch die einzelnen Bürger nicht nur als ein Object ihrer Pflichten, sondern als Bedingung ihrer Rechte betrachtet wird, was immer nur dann zu erreichen ist, wenn man den Bürgern des Staats eine Theilnahme an der Regierung desselben eingeräumt hat. — Dazu kommt für Oestreich ein besonderer Umstand. — Wenn man bedenkt, daß sich Ungarn durch einen Zeitraum von acht Jahrhunderten unter constitutionellen Formen entwickelt hat, so kann man wol annehmen, daß eine Einrichtung des Staats, wobei alle Classen des Volks von jeglicher Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossen sind, keinen Theil der Bevölkerung Un-

garns befriedigen könne. Die Erinnerung an die Zustände vor 1848 muß sich vielmehr in dem Maß lebhaft erhalten, als dasjenige, was Ungarn damals verlor, durch dasjenige, was der Einzelne als Bürger des Gesammtstaats gewonnen, nicht ersetzt ist.

Die ständische Vertretung ist ferner nothwendig, um die provinziellen Gegensätze auszugleichen. Es wäre ein eitles Beginnen, dies auf dem Wege administrativer Centralisation durchzuführen: eine solche würde nur den Erfolg haben, sämmtliche Völker gegen die Regierung zu verbinden. Je mehr die Verwaltung centralisirt ist, d. h. je mehr diejenigen, die daran Theil nehmen, einen eigenen Beamtenstand bilden, dessen Interessen von denen der übrigen Staatsangehörigen verschieden sind, desto weniger kann sie als Mittel der Vereinigung betrachtet werden. Endlich ist nur eine constitutionelle Staatsform im Stande, die großen Geldmittel, deren Oestreich bedarf, in einer für die Mehrheit befriedigenden Weise aufzubringen.

Eine Verfassung hat nur dann einen wahrhaft conservativen Charakter, wenn die Macht des Königthums auf Grundlagen ruht, die durch den Volkswillen nicht erschüttert werden können. Weil in einem Lande, wo sich die monarchische Gewalt, um ihre Legitimität zu beweisen, nur auf den Willen der Majorität berufen kann, kein solches Königthum möglich ist; weil die Sicherheit jedes Monarchen unter solchen Umständen davon abhängt, daß er sich die Gunst des Volks oder eine unumschränkte Macht über dasselbe zu erhalten wisse: darum wird in Frankreich die constitutionelle Monarchie unhaltbar sein. „Dieselben Gründe überzeugen mich, daß von allen europäischen Staaten vielleicht kein einziger zu finden sei, welcher sich mehr für diese Regierungsform eignet, als eben der unsere." — Weil das Recht der Dynastie in den einzelnen Provinzen ein legitimes ist und auf geschichtlicher Grundlage ruht; weil es der gegenwärtigen Gestaltung der Monarchie vorangegangen und daher von dieser unabhängig ist: so muß der Begriff des legitimen Rechts der Dynastie mit jenem des in den einzelnen Theilen der Monarchie geltenden Rechts verbunden werden. Und es ist eine nothwendige Folge dieser Verhältnisse, daß der Besitz der Kaiserkrone als nothwendige Folge, nicht aber als die Bedingung jener Rechte betrachtet wird, welche der Dynastie in den einzelnen Provinzen zukommen. Damit hängt, was für die constitutionelle Staatsform so wichtig ist, das Bestehen einer mächtigen, nationalen und unabhängigen Aristokratie zusammen, die man anderwärts erst künstlich schaffen muß.

Weil der östreichische Staat nicht durch den Begriff der Staatseinheit, sondern durch jene Macht zusammengehalten wird, die das monarchische Princip in den einzelnen Provinzen besitzt, so ist jede Einrichtung unpassend, wodurch man das Aufgehen der einzelnen Theile der Monarchie in das Ganze

nicht blos vorbereiten, sondern mit Hintansetzung des historischen Rechts plötzlich erzwingen will. Weil alles historische Recht in Oestreich mit dem Bestehen der einzelnen Kronländer zusammenhängt, in deren jedem das Streben nach nationaler Entwicklung uns entgegentritt, so muß die Verfassung sowol auf die provinzielle Gliederung des Staats als auf das Streben der einzelnen Völker, ihre eigene Nationalität geltend zu machen, Rücksicht nehmen. Die Hauptaufgabe ist: über das Maß und die Mittel ins Reine zu kommen, durch welche das Streben der Völker Oestreichs nach nationaler Anerkennung, ohne die Einheit des Staats zu gefährden, befriedigt werden kann.

Gewiß wird die deutsche Sprache in Oestreich das gemeinsame Medium der Gebildeten sein. Wenn man aber glaubt, daß dasjenige, was als Ergebniß der natürlichen Entwicklung der Dinge nur allmälig und bis zu einem gewissen Grade geschieht, durch die Intervention der Staatsgewalt beschleunigt und bis zur vollkommenen Absorption der nicht begünstigten Nationalitäten geführt werden könne, so täuscht man sich gewaltig, und man braucht blos den Einfluß jener Maßregeln zu beobachten, die man in neuerer Zeit zur Verbreitung der deutschen Sprache in der östreichischen Monarchie angewendet, um sich davon zu überzeugen. Jede Regierung, welche sich in ihren Berührungen mit dem Volk einer fremden Sprache bedient, wird, so sehr sie sich auch bemüht, die Interessen desselben zu fördern, immer als eine fremde erscheinen. Nachdem man in Deutschland den Sieg, welchen die östreichische Monarchie über den Separatismus einzelner Nationalitäten errungen hat, als einen Sieg des deutschen Volks betrachtete, ist bei den nichtdeutschen Völkern Oestreichs ein positiver Antagonismus gegen das Deutschthum entstanden. Der einmüthige Wille ganzer Völker ist eine Kraft, der man schwer widersteht; wo sich aber ganze Völker dahin vereinigen, daß sie etwas nicht wollen, ist diese Kraft eine unwiderstehliche. — Für Oestreich ist das Nationalitätsgefühl der einzelnen Provinzen zugleich der Träger des Patriotismus überhaupt. Für eine Monarchie, welche weder durch das Band eines gemeinsamen Volksthums, noch durch feste geographische Grenzen zusammengehalten wird; für eine Monarchie, welche wir lediglich als ein Product der Geschichte betrachten müssen, und welche die festeste Garantie ihres Bestehens eben in der Ueberzeugung suchen muß, daß eine Vereinigung jener kleinern Völkerbruchstücke zu einem großen Staat nur unter dieser Form möglich sei: für einen solchen Staat ist alles, wodurch die Achtung vor dem historischen Recht geschwächt, alles, wodurch in Hinsicht der Nationalität Indifferentismus erzeugt wird, statt eines Mittels, den Staat zu kräftigen, blos ein Element der Auflösung mehr. Denn jede revolutionäre Bewegung, und schiene sie noch so gefährlich, läßt sich bekämpfen, weil mit der Agitation für irgend ein Princip immer auch der Gegensatz desselben hervorgerufen wird; wenn es aber

einmal dahin gekommen ist, daß die Existenz des Staats der größern Mehrzahl der Bürger gleichgiltig wird, und daß denselben jede Form der Staatsgewalt erträglich, ja wünschenswerth erscheint, sobald dadurch nur die materiellen Interessen des Einzelnen gesichert werden, dann hat der Staat die Grundbedingung seiner Existenz verloren, und seine Dauer hängt blos vom Zufall ab.

Daß man aber seit 1849 den Begriff der Nationalität mit jenem der Sprachverschiedenheit identificirt; daß man in einer Monarchie, welche ausschließlich auf der Grundlage des historischen Rechts ruht, dieses gar nicht berücksichtigt; daß man ein System aufgestellt, welches zunächst in den wichtigsten Theilen des Staats (in Ungarn, Böhmen) eine Verwirrung aller Verhältnisse, eine Systematisirung des Sprachenkampfes, in seinem weitern Verfolg aber eben jene Bestrebungen befördern mußte, die mit dem Bestehen des östreichischen Staats im Gegensatz stehn, hat lediglich seinen Grund in dem Streben, Ungarn zu schwächen. Im Gegentheil ist der Begriff der Nationalität in Oestreich mit jenem der geschichtlichen, provinziellen Besonderheit aufs innigste verbunden, ja identisch, so daß sich vielleicht keine bessere Definition des Gefühls der Nationalität in Oestreich geben läßt, als wenn man sagt, es sei jene Liebe, mit welcher die Bewohner der Monarchie an dem einzelnen Theil desselben hangen, welchen jeder von ihnen als sein specielles Vaterland betrachtet. Das Streben nach nationaler Berechtigung in diesem Sinn ist nichts Anderes, als das Streben nach provinzieller Autonomie; die Frage, ob das Streben der einzelnen Völker nach nationaler Berechtigung mit der Einheit und Macht des östreichischen Staats im Gegensatz stehe, ist in ihrer praktischen Bedeutung ganz identisch mit jener, ob das Bestehen der einzelnen Provinzen in ihren durch die Geschichte bestimmten Grenzen und mit einem bedeutenden Maß der Autonomie in ihrer innern Verwaltung mit der Einheit des Staats unvereinbar sei.

Oestreich ist eins, weil die verschiedenen Theile der Monarchie alle monarchisch sind und weil in allen das legitime Recht dieselbe Person als Herrscher bezeichnet. Es zu erhalten, ist nur möglich, wenn man jene Elemente, aus denen der Staat zusammengesetzt ist, möglichst zu kräftigen und als Grundlage des neuen Organismus zu gebrauchen weiß. Der entgegengesetzte Weg, den man bisher befolgt, ist schon darum ein verfehlter, weil ein System, welches nothwendig mit der Desorganisation durch Jahrhunderte bestehender Einrichtungen beginnen und, um sich zu befestigen, danach streben muß, daß jeder einzelne Theil des Staats möglichst geschwächt werde, nie zur Kräftigung des Ganzen führen kann. Die administrative Autonomie der einzelnen Provinzen ist ein ebenso nothwendiges Moment der östreichischen Verfassung als jene Institutionen, durch welche die Einheit der allgemeinen Politik gesichert wird. — Daraus ergibt sich folgender Entwurf.

Die Leitung aller Angelegenheiten, die dem ganzen Staat gemeinsam sind (Militär, Finanzen, Auswärtiges, Handel) ist besondern Ministern übertragen, die sich der in den einzelnen Kronländern bestehenden Behörden und Corporationen bedienen können, aber nur dem Kaiser und dem Gesammtreichstag verantwortlich sind. Die Leitung aller Angelegenheiten der einzelnen Kronländer (Inneres, Justiz, öffentliche Arbeiten, Unterricht, Kirche ꝛc.) ist in jedem Kronland einer besondern Landesregierung übertragen, welche aus einem Kanzler und für die einzelnen Zweige der Verwaltung aus Staatssecretären besteht. Die Kanzler der einzelnen Kronländer nehmen als Staatsminister zugleich an der Regierung des Gesammtstaats Theil. Sie haben die Interessen ihres besondern Kronlands bei der Regierung und Gesetzgebung des Gesammtstaats und die Interessen des Reichs im einzelnen Kronland zu vertreten.

Die Autonomie, welche man der Provinz zur Verwaltung ihrer eignen Angelegenheiten einräumt, muß nothwendig zur Autonomie der Grafschaft und Gemeinde führen, auch darum, weil die Gründe, welche uns von der Unmöglichkeit einer zweckmäßigen Verwaltung des Gesammtstaats aus einem Mittelpunkt überzeugen, ebenso gegen die Centralisation der Verwaltung der einzelnen Provinzen angeführt werden können. Dadurch wird zugleich für einen Raum gesorgt, innerhalb dessen die sprachlichen Bestrebungen ohne Gefahr für den Staat sich bewegen können. In einem Staat, wo man in allem Uebrigen das Princip der administrativen Centralisation befolgt, ist das Bestehen freier Communen unmöglich, weil dadurch alle Elemente, durch welche die Autonomie der Gemeinde erst ihre Bedeutung gewinnt, zerstört werden. In einem Staat, wo man das Princip der Centralisation längere Zeit angewendet hat, hört endlich sogar der Wunsch auf, sich selbst zu regieren; jedenfalls verschwindet die Fähigkeit dazu noch früher, und die größte Gefahr der Centralisation liegt darin, daß die Staatsgewalt, wenn sie die Menschen einmal dahin gebracht, alles Wichtigere ihr zu überlassen, endlich auch für das weniger Wichtige sorgen muß.

Fast in allen Staaten mit centralisirter Verwaltung sind mit den Einnahmen zugleich die Schulden gestiegen, weil die Steigerung der Einnahmen durch die vermehrten Verwaltungskosten in Anspruch genommen wurde. Wie das Drückende der Steuern nicht blos von ihrer Höhe abhängt, wie Steuern, welche in einem absoluten Staat unerschwinglich scheinen würden, in constitutionellen Ländern mit Leichtigkeit getragen werden, blos weil für den Besteuerten die Möglichkeit gegeben ist, sich von der Nothwendigkeit ihrer Abgaben zu überzeugen, so ist es durchaus nicht gleichgiltig, ob die ganze Last, welche der einzelne Bürger zu tragen hat, direct durch die Staatsgewalt für die Bedürfnisse des Staats oder zum Theil durch jene kleinern Gemeinschaften erhoben wird, an deren Verwaltung man den Besteuerten einen Einfluß ein-

geräumt hat. Von allen Ursachen der Unzufriedenheit ist die Steuer die mächtigste. In Oestreich hat sich seit 1849 die Staatsschuld um tausend Millionen Gulden vermehrt, die Einnahmen vermögen die laufenden Ausgaben nicht zu decken, und noch in dem letzten Nachweis 1857 hat sich ein Deficit von zweiundvierzig Millionen herausgestellt. Nachdem man die Angelegenheiten der kleinsten Commun in den Kreis der Staatsgewalt gezogen hat, und die Umlage und Erhebung aller Steuern durch Staatsdiener geschieht, muß die Zahl derjenigen, die all diese Geschäfte besorgen, eine ungeheure sein, und die Behauptung, daß man dieselbe durch Vereinfachung des Geschäftsgangs vermindern könne, ist praktisch ganz unausführbar. Die Erfahrung lehrt, daß die Verwaltungskosten des Staats durch nichts so vermindert werden können, als wenn man die Pflicht, für die Verwaltung zu sorgen, denjenigen übergibt, die zunächst dadurch betroffen werden. — Auch der moralische Einfluß der Regierung hängt zum größten Theil davon ab, daß ihr Bestehen mit jenen Begriffen, Gefühlen und Interessen übereinkommt, welche für die Mehrheit der Staatsbürger die wichtigsten sind, und Oestreich befindet sich in der günstigen Stellung, daß es, um der Revolution einen Damm entgegenzustellen, blos jene conservativen Potenzen, welche es schon besitzt, zu erhalten und zu kräftigen braucht.

Wenn man gegen diese Entwürfe einwendet, daß in Hinsicht der Gegenstände, deren Verwaltung man dem Gesammtstaat, und derer, welche man den Provinzen übertragen soll, keine scharfe Grenze gezogen werden kann, so ist praktisch dieser Einwand unerheblich, falls man nur folgende Grundsätze festhält: daß sich die Freiheit des Einzelnen nur so weit erstrecken darf, als dadurch die Freiheit anderer und der Gesammtheit nicht beeinträchtigt wird; nur so weit, als seine eignen Kräfte ausreichen; und daß der Einzelne in dem Maß, als er zur Erreichung jener Zwecke die Hilfe andrer in Anspruch nimmt, auch ihren Einfluß anerkennen muß; daß ferner die Gewalt des Staats nur auf dasjenige auszudehnen ist, was den Staat unmittelbar als solchen betrifft, und daß man ihm nur die Verwaltung jener Gegenstände zu übertragen hat, bei welchen eine vollkommne Centralisation möglich und zweckmäßig ist.

Wir kommen jetzt zu dem eigentlichen Kernpunkt der geistvollen Schrift.

„Da es der Vorsehung gefallen hat, daß sich an den Grenzen der westlichen Civilisation, eben wo diese am meisten gefährdet ist, nicht ein großes Volk, sondern ein Agglomerat kleiner Nationalitäten befindet, so haben schon früh die europäischen Mächte die Wichtigkeit des ungarischen Staats nie in Zweifel gezogen, und es ist vielleicht kein Staat, dessen Erhaltung im Mittelalter in dem Maß als europäische Angelegenheit behandelt, zu dessen Unterstützung durch die Kirche mehr gethan und im h. römischen Reich mehr berath-

schlagt worden wäre. Von dem Augenblick, als die Regierung des Hauses Oestreich in Ungarn beginnt, ist die Stellung, in welcher sich die ungarische Monarchie befand, auf Oestreich übergegangen."

Von allen brennenden Fragen der Gegenwart ist für Oestreich die orientalische die wichtigste. „Der Augenblick, in dem das türkische Reich zusammenstürzt, kann für Oestreich der Ausgangspunkt kaum geahnter Größe, er kann aber auch der Beginn allmäligen Verfalls sein; und man braucht blos die Donaufürstenthümer oder Serbien so zu constituiren, daß eins der beiden Länder Oestreich gegenüber eine Sardinien analoge Stellung einnähme, um unsrer Monarchie eine unheilbare Wunde beizubringen." — „Das Streben, Oestreich auf ganz neuen Grundlagen zu constituiren, könnte leicht zur Folge haben, daß die Entscheidung der wichtigsten europäischen Frage in eine Zeit fiele, wo man alles, worauf die Kraft des Staats früher beruhte, schon erschüttert hat, ohne mit demjenigen fertig zu sein, was denselben für die Zukunft befestigen soll." Es ist freilich wahrscheinlich, „daß jene Sympathie, welche sich in einem Theil Deutschlands mehr in Worten als in Thaten äußert, bedeutend abnehmen wird, wenn man die Regierung Oestreichs nicht mehr als Mittel, die deutsche Sprache zu verbreiten, das Gebiet des Kaiserstaats nicht als einen Abzugskanal für deutsche Colonisten betrachten kann und dem schönen Traum entsagen muß, wonach die Grenzen des ideellen Deutschland durch Oestreich bis an das schwarze Meer gerückt werden sollen." „Es liegt in der Natur der Sache, daß Deutschland und Oestreich sich nahe stehn und einen bedeutenden wechselseitigen Einfluß aufeinander ausüben; wenn sich aber Oestreich in Hinsicht der orientalischen Frage wirklich in einer günstigeren Stellung als andere Staaten befindet, so ist das nicht seinen Beziehungen zu Deutschland zu verdanken; noch weniger kann man behaupten, daß Oestreich, um diese Beziehungen zu befestigen, sich als deutsche Macht benehmen, und bei seinen innern Einrichtungen die Wünsche einer sehr red- und schreibseligen, aber nicht sehr thatkräftigen Partei in Deutschland berücksichtigen müsse." „Oestreich ist ebenso wenig ein deutscher Staat als zu seiner Zeit Burgund ein solcher war, und das Streben, es zu werden, d. h. in Deutschland die erste Stelle einzunehmen, würde die Beziehungen zu Deutschland — wenigstens diejenigen, die von praktischer Bedeutung für die Zukunft Oestreichs sind — nur verwirren. Eben jene Regierungen und Staatsmänner, die über die Stellung, welche Deutschland thatsächlich einnimmt, entscheiden, haben über die Bestimmung Deutschlands und die besten Mittel, sie zu erhalten, ganz andere Ansichten als diejenigen, welche die Zukunft ihres Vaterlandes an den Gestaden des schwarzen Meeres suchen." — „Was die orientalische Frage betrifft, so sind die Interessen Oestreichs und Deutschlands

so identisch; daß es gar keiner besondern Mittel bedarf, das deutsche Volk an Oestreich zu knüpfen; ja ich glaube, daß dieses natürliche Verhältniß durch nichts mehr gestört werden kann, als wenn Oestreich aus einer befreundeten Macht, welche es der Natur der Dinge nach ist, noch mehr für Deutschland werden will." —

„Wenn in jener Frage unsere Stellung eine bevorzugte ist, so ist sie es erstens darum, weil im Fall einer Zerstückelung des osmanischen Reichs außer Ungarn und der östreichischen Dynastie kein anderer Staat rechtliche Ansprüche auf den Besitz jener Länder aufzuweisen hat; zweitens darum, weil die Völker, welche die südlichen und östlichen Grenzen der östreichischen Monarchie bewohnen, und jene der nachbarlichen Provinzen des türkischen Reichs zum Theil denselben Nationalitäten angehören." — „Sind die innern Verhältnisse des Kaiserstaats so geordnet, daß der Anschluß an Oestreich jenen Völkern, welche an unsern Grenzen wohnen, wünschenswerth erscheint, so liegt darin, daß ein Theil dieser Völker schon jetzt der Monarchie angehört, ein Element der Macht, wie es im Augenblick der Auflösung des türkischen Reichs kein andrer Staat besitzt. Im entgegengesetzten Fall kann aber die Auflösung des türkischen Reichs die verderblichsten Wirkungen auf Oestreich ausüben, wenn dabei den einzelnen Provinzen eine Stellung eingeräumt wird, welche den verwandten Nationalitäten, die der Monarchie angehören, wünschenswerther erscheint als jene, die sie selbst einnehmen." — „Es ergibt sich hieraus, daß die innern Einrichtungen des Staats allerdings die größte Bedeutung für die Stellung Oestreichs nach Außen haben müssen."

„Oestreich bedarf, um stark zu sein, nichts Anderes, als daß es seine natürliche Stellung erkenne. In dem Augenblick, in welchem diejenigen, die den Staat regieren, einsehn werden, daß ein Staat, welcher aus verschiedenen Nationalitäten besteht, die er durch Jahrhunderte nicht zu assimiliren vermocht hat, nur dadurch mächtig werden könne, wenn er jede derselben in ihrer naturgemäßen Entwicklung zu unterstützen und zu kräftigen sucht; in dem Augenblick, in welchem die Völker Oestreichs sich davon überzeugen, daß das Bestehen und die Entwicklung aller einzelnen Nationalitäten von der Erhaltung des Gesammtstaats, welcher sie zu einem wichtigen Ganzen vereinigt, bedingt sei, in dem Augenblick, wo diese Wahrheit, die schon jetzt vielen klar geworden ist, sich allen aufdrängen wird, ist auch die Macht und Einheit Oestreichs als gesichert zu betrachten." —

Neu sind diese Ansichten den Lesern der Grenzboten keineswegs; wir haben sie seit 1848 unermüdlich und von allen möglichen Gesichtspunkten aus verfochten. Aber es hat allerdings ein ganz anderes Gewicht, wenn sie von einem östreichischen Staatsmann ausgesprochen werden, der aus der Mitte

der heimischen Zustände zu urtheilen vermag; und doppelt erfreulich ist es, daß sie grade von Ungarn ausgehn, dem bisherigen Herd des Separatismus.

Eine politische (ständische) Centralisation Oestreichs, verbunden mit der administrativen Decentralisation würde die Stellung dieses Staats auch nach den beiden Seiten hin klären, die bis jetzt die bedenklichsten Blößen bieten. Nach einer solchen Reform würde es nicht mehr in seinem Interesse liegen, in Deutschland oder in Italien der absolutistischen Partei gegen die liberale hilfreiche Hand zu leisten; es würde der organischen Entwicklung dieser natürlichen Verbündeten kein Hinderniß mehr in den Weg legen dürfen. Denn was ist — abgesehen von der Begierde, die Herrschaft über das natürliche Maß auszudehnen — der geheime Grund, der Oestreich bestimmt, das Zustandekommen eines engern Bundesstaats (Union, selbst in der matten Abschwächung eines Zollvereins) aus allen Kräften zu hintertreiben? Die Furcht, daß ein solcher eine magnetische Anziehungskraft auf die deutschen, resp. italienischen Besitzungen der Monarchie ausüben und demnach auflösend auf dieselbe einwirken werde. Eine solche Furcht schwindet, wenn der Deutschöstreicher in seinem eignen Staat die politische Befriedigung findet, die er sonst anderwärts zu suchen geneigt war.

Oestreich hat bis jetzt die Politik verfolgt, in Deutschland die Mittelstaaten gegen Preußen und den Gedanken der deutschen Einheit, in Italien die absolutistischen Regierungen und das Papstthum gegen das constitutionelle Sardinien und die Republik ins Feld zu rufen. Wie wäre es, wenn es einmal den entgegengesetzten Weg versuchte? Vielleicht wäre dazu kein Augenblick günstiger als der gegenwärtige.

In Sardinien wird — falls nicht wieder unvorhergesehene Ereignisse eintreten, und vielleicht auch dann — infolge der schmählichen Enttäuschung der letzten Tage eine furchtbare Reaction erfolgen; der Haß gegen Oestreich wird durch den größeren und gerechteren gegen Frankreich in Schatten gedrängt werden. — Daß auch Frankreich das Feldgeschrei Viva Verdi! nie und nimmer unterstützen wird, muß jetzt endlich jeder Unbefangene erkannt haben; es handelt sich auch mit Hilfe Frankreichs nur um die Gründung eines italienischen Staatenbundes. — Warum sollte Oestreich jetzt nicht versuchen, ganz ehrlich die Rolle zu spielen, die Frankreich aus selbstsüchtigen Motiven unternahm? Warum sollte es nicht in Italien mit Sardinien als Vertreter der liberalen Reform auftreten, und mit einer Reorganisation der Lombardei, mit einer Unterstützung der constitutionellen Regierungsform in seinen Secundogenituren den Anfang machen? — Die Ueberraschung wäre ungeheuer; aber grade darum! — Noch viel größere Chancen würde dieser Plan haben, wenn etwa eine republikanische Empörung ausbrechen, und, wie natürlich, niedergeschlagen werden sollte.

Was Deutschland betrifft, so hat Preußen infolge seiner geographischen Zersplitterung durch den wiener Congreß — gleichviel welche Partei am Ruder ist — falls es nicht zu einer östreichischen Präfectur herabsinken will, nur einen doppelten Weg vor sich: entweder durch Gründung eines engen Bundesstaats sich mit der Sache der deutschen Nation zu identificiren, oder die Arrondirungspolitik des vorigen Jahrhunderts wieder aufzunehmen. Dawider hilft keine Declamation, es ist innere, naturgemäße Nothwendigkeit. — Das Erste hat Oestreich bis jetzt unmöglich gemacht; das Letztere könnte zum völligen Ruin Deutschlands führen. — Sollte nun Oestreich nicht endlich zu der Ueberzeugung kommen, daß ein durch Preußen militärisch organisirtes Kleindeutschland ihm ein zuverlässigerer und mächtigerer Bundesgenosse sein würde, als ein Staatencomplex, in dem es seine vermeintliche Hegemonie nur dadurch aufrecht hält, daß es den Einen gegen den Andern hetzt?

Eine solche politische Combination, die in England den natürlichen Bundesgenossen fände, würde den Frieden der Welt und die organische Entwicklung Europas gegen alle Gelüste Rußlands, Frankreichs und der Revolution wirksamer und dauerhafter sichern, als alle pariser Conferenzen und alle Winkelzüge der Diplomatie, über deren Hilflosigkeit im entscheidenden Moment man sich jetzt doch wol ins Klare gesetzt haben könnte. Und wenn alle Theile dabei gewönnen, Oestreich hätte wahrlich nicht Grund, mit seinem eignen Antheil unzufrieden zu sein.

Möchten sich in Oestreich noch viele finden, die gleich dem Verfasser der vorliegenden Schrift der Vernunft und ruhigen Ueberlegung vor den Declamationen hohler Eitelkeit den Vorzug gäben!

Der Stand der schleswig-holsteinischen Frage.

Die holsteinischen Landstände haben gesprochen, und sie haben diesmal sich nicht auf ein negatives Verhalten gegenüber den Vorlagen der Regierung beschränkt, sondern zugleich positive Vorschläge zur Regelung des Verhältnisses Holsteins in seiner Verbindung mit den übrigen Theilen der dänischen Monarchie gemacht. Den Ständen lagen der Entwurf eines Gesetzes betreffend die Verfassung Holsteins, ferner das als Entwurf zu behandelnde, durch Pa-

tent vom 6. Nov. 1858 für Holstein und Lauenburg aufgehobene Gesetz, betreffend eine Verfassung für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten der dänischen Monarchie vom 2. Oct. 1855, endlich das gleichfalls als Entwurf zu behandelnde, von demselben Tage datirte Gesetz, betreffend die Wahlen zum Reichsrath zur Berathung vor. Der zur Erörterung dieser Gesetzentwürfe niedergesetzte Ausschuß stattete darüber einen Bericht ab, den wir im Folgenden den Lesern auszugsweise vorlegen. Die in demselben enthaltenen Schlußfolgerungen und Anträge wurden von der Versammlung einstimmig gut geheißen. Der königl. Commissar erklärte, daß die Regierung den Hauptantrag zurückweise, und daß der Ausschuß seine Competenz überschritten. Der Präsident der Versammlung rechtfertigte dieselbe in entschiedener Sprache. Die Holsteiner haben damit alles gethan, was sie der Sachlage nach thun konnten. Wie man sich in Kopenhagen zu ihrem Auftreten ferner verhalten wird, ist unschwer zu errathen. Es fragt sich lediglich, wie sich Preußen, wie sich der deutsche Bund, und wie sich Oestreich zu der jetzt an der Schwelle der Entscheidung angelangten Angelegenheit stellen wird. Nur Oestreich kann das Hinderniß sein, wenn in Frankfurt das Recht Holsteins auf eine selbstständige Stellung in der dänischen Monarchie und auf die ihm im letzten Frieden gewahrte, durch die Maßregeln der dänischen Regierung seitdem auf ein Nichts reducirte, jetzt von den Vertretern des Herzogthums zurückgeforderte Gleichberechtigung des Herzogthum mit den übrigen Theilen der Monarchie nicht in seiner ganzen vollen Ausdehnung durchgesetzt, wenn auf das Verlangen der Holsteiner nach Wiederherstellung einer engern Verbindung mit Schleswig nicht Rücksicht genommen wird.

Der sehr ausführliche und gründliche Bericht des Ausschusses empfiehlt in Bezug auf die Stellung, welche Holstein durch die Vorlagen der Regierung vom 6. Nov. 1858 gegeben sei, der Versammlung zunächst, zu beantragen, daß bis zur endgiltigen Ordnung des Verhältnisses des Herzogthums zur Gesammtmonarchie kein Gesetz rücksichtlich der gemeinsamen Angelegenheiten mit Wirksamkeit für Holstein ohne vorherige Zustimmung der Stände erlassen werden dürfe. Er erörtert sodann die Stellung, welche die Ständeversammlung den obengenannten Regierungsvorlagen gegenüber einzunehmen habe, und kommt zu dem Schlusse, wie das gemeinschaftliche Verfassungsgesetz von 1855 aufgehoben worden, so müsse auch das unter gleichem Datum erlassene vorläufige Wahlgesetz aufgehoben werden, und die Ständeversammlung müsse zur Erlassung beider Gesetze ihre Zustimmung versagen. Hierauf wird erwogen, ob und wie die Stände mit positiven Vorschlägen in Betreff der Verfassungsverhältnisse Holsteins hervorzutreten haben, und der Ausschuß findet, daß solche Vorschläge zu machen seien, daß aber die Versammlung sich dagegen verwahren müsse, durch ihre Vorschläge den Verhandlungen zwischen

der königlichen Regierung und dem deutschen Bunde vorgreifen zu können, und daß sie außerdem hervorzuheben habe, wie die Bekanntmachung vom 28. Jan. 1852 ihr als Grundlage für ihre Vorschläge gegeben, nicht von ihr gewählt sei — sie müsse dies betonen, da sie bei freier Wahl von einem andern Standpunkt ausgegangen sein würde, und sich gegen alle aus der Basirung ihrer Anträge auf jene Bekanntmachung zu ziehenden Folgerungen verwahren.

Wäre es, sagt der Ausschußbericht, den die Stände als Ausdruck ihrer Ueberzeugung einmüthig anerkannt haben, der Versammlung gestattet gewesen, über jene Grundlage hinauszugehen, so würde sie es offen ausgesprochen haben, daß sie in der Rückkehr zum Status-quo vor 1848, in der Wiederherstellung der altberechtigten legislativen und administrativen Verbindung der Herzogthümer Schleswig und Holstein das sicherste Mittel, ja die wesentlichste Bedingung einer zufriedenstellenden und dauernden Ordnung der Angelegenheiten der Monarchie sähe. Diese Verbindung, heißt es in dem Bericht, ist früher zu allen Zeiten von der Regierung als berechtigt und den Interessen der Herzogthümer entsprechend anerkannt worden. Noch im Jahre 1846 gab der Bundestagsgesandte für Holstein vor dem Bundestag die Erklärung ab, daß es nicht die Absicht sei, in den Verhältnissen, welche das Herzogthum Holstein mit dem Herzogthum Schleswig verbinden, irgend eine Veränderung herbeizuführen, vielmehr werde diese Verbindung ausdrücklich anerkannt, und sie bestehe ihrem Wesen nach darin, daß beide Herzogthümer bis auf Holsteins Eigenschaft als Glied des deutschen Bundes und die abgesonderte Ständeversammlung neben dem Socialnexus der schleswig-holsteinischen Ritterschaft bei gemeinsamer oder gleichartiger Gesetzgebung und Verwaltung alle öffentlichen Verhältnisse miteinander gemein haben. Ja selbst in dem Rescript des jetzigen Königs vom 28. Jan. 1848 wegen Einführung einer Gesammtverfassung ist ausdrücklich gesagt, daß dadurch in der bestehenden Verbindung Holsteins mit Schleswig nichts verändert werden solle. Diese Verbindung ist der Angelpunkt, um welchen sich fast die ganze Geschichte der beiden Herzogthümer dreht, und sie ist mit dem Rechtsbewußtsein ihrer Bewohner so verwachsen, daß kein Opfer von ihnen so schwer empfunden wird, als jene Trennung, durch welche ihre Interessen um so tiefer verletzt werden, je mehr die Verbote der Gemeinschaftlichkeit von Tag zu Tag auf alle geistigen und materiellen Lebensverhältnisse sich ausdehnen. Nicht im Bestehen jener Verbindung, sondern in den auf Vernichtung derselben gerichteten Bestrebungen ist der Grund zu den Zerwürfnissen zwischen den Herzogthümern und dem Königreich zu suchen. Die Integrität der Monarchie wird durch die legislative und administrative Verbindung Schleswigs mit Holstein nicht gefährdet, sondern gekräftigt. Wird

nur der Gedanke an eine allen gegebenen Verhältnissen widerstreitende Verschmelzung der Herzogthümer mit dem Königreich (Gesammtstaat) und namentlich der Gedanke an eine Einverleibung Schleswigs in das Königreich (Eiderstaat) aufgegeben, so spricht auch auf dänischer Seite kein Interesse gegen die Verbindung der Herzogthümer untereinander. Sagt man, daß durch dieselbe die dänische Nationalität eines Theils der Schleswiger gefährdet werde, so ist zu erwidern: den Maßregeln der dänischen Propaganda, gegen welche die bisherige sogenannte selbstständige Stellung Schleswigs durchaus nicht schützte, würde durch eine Wiederherstellung jener Verbindung allerdings eine Grenze gesetzt, und die deutsche Bevölkerung in den sogenannten gemischten Districten des Landes, welche bis jetzt einer unerträglichen nationalen Bedrückung, besonders auf dem Gebiet der Sprache in Kirche und Schule ausgesetzt war, würde wieder frei werden; aber auf der andern Seite steht bei der Verbindung der Herzogthümer auch gar nichts im Wege, daß der wahren Gleichberechtigung der Nationalitäten und insbesondere der dänischen in Schleswig jede erforderliche Bürgschaft werde. Ferner kann das Verhältniß Holsteins zum deutschen Bunde der Verbindung desselben mit Schleswig so wenig entgegenstehen, als dies früher der Fall war, und als dasselbe für eine Vereinigung Holsteins mit Dänemark und Schleswig zu einem constitutionellen Gesammtstaat als ein Hinderniß angesehen wurde.

Der Ausschuß schließt die Erörterung dieses Punktes mit den Worten: „Zur Aufhebung der Verbindung der Herzogthümer Schleswig und Holstein hat die Landesvertretung niemals ihre Zustimmung ertheilt. Die Versammlung wird hiergegen auch jetzt sich zu verwahren haben."

Der Bericht kommt nun zu den auf die Bekanntmachung vom 28. Jan. 1852 gegründeten positiven Vorschlägen. Die Versammlung, sagt derselbe, hat sich allerdings nur über die Verfassungsverhältnisse des Herzogthums Holstein auszusprechen, indeß können die Bestimmungen, welche diese regeln sollen, nicht füglich anderswo, als in einem Verfassungsgesetz für die dänische Monarchie ihren Platz finden, und so hat der Ausschuß, statt sich auf den Entwurf einer Verfassung für Holstein zu beschränken, seine Auffassung des in der Bekanntmachung vom 28. Jan. 1852 ertheilten königlichen Versprechens, die Selbstständigkeit und Gleichberechtigung aller Landestheile wahren zu wollen, seine Vorschläge hinsichtlich einer endgiltigen Lösung der ganzen Frage in die Form eines Verfassungsentwurfs für die gesammte Monarchie gekleidet. Wir heben aus diesem Entwurf die wichtigsten Punkte hervor, und geben dann die Motive dazu.

In dem allgemeinen Theil heißt es: 1) Die dänische Monarchie besteht aus vier selbstständigen und gleichberechtigten Theilen, nämlich dem König-

reich Dänemark und den drei Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg. 2) Die Regierungsform ist eingeschränkt monarchisch, die Thronfolge erblich. 5) Nach erfolgtem Regierungsantritt übergibt der König dem geheimen Staatsrath die eidliche Versicherung, dieses Verfassungsgesetz unverbrüchlich halten zu wollen. Bestallungen, Confirmationspatente, Privilegien oder sonstige Ausfertigungen zur Ausübung eines Betriebes bedürfen beim Thronwechsel keiner Bestätigung. (Bis jetzt bedurften sie einer solchen, was in Schleswig zu allerlei Beeinträchtigungen der Deutschgesinnten benutzt wurde.) 7) Der König hat keine Verantwortlichkeit. Seine Person ist heilig und unverletzlich. Die Minister sind verantwortlich für die Führung der Regierung. 10) Die Angelegenheiten in der Monarchie sind theils solche, welche alle Theile derselben miteinander gemeinschaftlich haben, theils solche, welche für Holstein und Schleswig gemeinschaftlich sind, theils für jedes Land besondere. 11) Allen Theilen gemeinschaftliche Angelegenheiten sind die, welche betreffen: die Civilliste des Königs, die Apanagen der Mitglieder des königlichen Hauses, die gemeinschaftlichen Ministerien und das Staatssecretariat, die diesen Ministerien unmittelbar untergeordneten Centralbehörden und der ganze denselben angehörige Beamtenetat, das Landmilitärwesen mit Ausnahme des Aushebungs- und Einquartirungswesens, das Marinewesen unter derselben Beschränkung. Für diejenigen jungen Leute aus den Herzogthümern, welche sich dem Landmilitäretat widmen und sich dabei der deutschen Sprache bedienen wollen, werden die erforderlichen Lehranstalten mit der deutschen als Unterrichtssprache in Rendsburg begründet. In der Seecadettenakademie wird eine Abtheilung gebildet, in welcher gleichfalls die deutsche die Unterrichtssprache ist. Ferner gehören zu den gemeinschaftlichen Angelegenheiten das Leuchtfeuer-, Baken- und Lootsenwesen, die Vertretung im Ausland, die Staatsactiven, mit Einschluß der Colonien, der Ueberschüsse aus dem Herzogthum Lauenburg und des Sundzollfonds, die gemeinschaftlichen Staatsschulden, die Pensionirung solcher Beamten, deren letzter Wirkungskreis sich auf die jetzt gemeinschaftlichen Angelegenheiten erstreckt, die allgemeine Witwenkasse und die Beziehungen des Staats zu der Leibrenten- und Versorgungsanstalt von 1842, die von dem vormaligen Staatssecretariat für Gnadensachen übernommenen Unterstützungen, der Ein- und Ausfuhrzoll, die Lastgelder, die Zollsporteln, die Brennsteuer, der Kartenstempel, und die Recognitionen von Handelsreisenden so wie der Ueberschuß und die Unterbalance des Eiderkanals, die Postanstalt und der Staatstelegraph, die Rangsteuer, die Classenlotterie, das statistische Bureau, das Budget-, Assignations- und Staatsrechnungswesen in Betreff der gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Monarchie, das geheime Archiv und die Archive der vormaligen Immediatcollegien, so weit deren Geschäfte auf gemeinschaftliche Ministerien übergegangen sind, die gemeinschaftlichen königlichen Schlösser,

öffentlichen Gebäude und Sammlungen, endlich das Münzwesen. 12) Die mit den im Vorstehenden aufgeführten Angelegenheiten verbundenen Einnahmen sind die gemeinschaftlichen Einnahmen, die mit denselben verbundenen Ausgaben die gemeinschaftlichen Ausgaben der Monarchie. Rücksichtlich der finanziellen Stellung Lauenburgs indeß verbleibt es bei dem Bisherigen. 13) Für Holstein und Schleswig gemeinschaftliche Angelegenheiten sind die, welche die kieler Universität, die Ritterschaft, den Eiderkanal (mit Ausnahme des Tarifs und der Einnahmen und Ausgaben), das Brandversicherungswesen, die Strafanstalten, das Taubstummeninstitut und die Irrenanstalten betreffen. 14) Alle übrigen sind besondere Angelegenheiten des betreffenden Theils der Monarchie. 15) Die höchste Behörde in der Monarchie ist der geheime Staatsrath. In demselben hat der König den Vorsitz und in Verhinderungsfällen desselben der Thronfolger, wofern er mündig ist, wo er stets Mitglied dieser Körperschaft ist. Uebrigens sind Mitglieder die Minister für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten, ein Minister für die besondern Angelegenheiten des Königreichs Dänemark, der Minister für Schleswig und der Minister für Holstein und Lauenburg. 16) Die gemeinschaftlichen Minister sind, der Kriegs- und der Marineminister, der Minister für das Auswärtige und der Finanzminister. Davon muß wenigstens einer das Indigenat in den Herzogthümern Holstein und Lauenburg besitzen. 17) Die den Herzogthümern Holstein und Schleswig gemeinsamen Angelegenheiten werden von dem Minister für Schleswig und dem Minister für Holstein und Lauenburg collegialisch verwaltet, die besondern Angelegenheiten von den besondern Ministern. 20) Der König hat in Gemeinschaft mit den Vertretern der einzelnen Länder (nicht Provinzen oder Landestheilen), nämlich dem Reichstage des Königreichs Dänemark, den Landständen des Herzogthums Schleswig, den Landständen des Herzogthums Holstein, der Ritter- und Landschaft des Herzogthums Lauenburg die gesetzgebende Gewalt in allen Angelegenheiten unter folgenden nähern Bestimmungen: 21) In Bezug auf die allen Theilen der Monarchie gemeinschaftlichen Angelegenheiten sollen neue Gesetze nicht anders erlassen, bestehende nicht anders abgeändert oder aufgehoben werden als nach vorgängiger Zustimmung aller Landesvertretungen, und es ist in den betreffenden Verfügungen auf die ertheilte Zustimmung derselben ausdrücklich Bezug zu nehmen. 22) In Betreff der den Herzogthümern Schleswig und Holstein gemeinschaftlichen Angelegenheiten gelten die im §. 21 enthaltenen Grundsätze in Beziehung auf die Landstände der Herzogthümer Schleswig und Holstein und die denselben vorzulegenden Gesetzentwürfe. 24) Der König kann in dringenden Fällen provisorische Gesetze erlassen. Doch dürfen dieselben den Grundsätzen der Verfassung nicht widerstreiten und müssen den competenten Landesvertretungen oder, wenn die betreffende Angelegenheit eine besondere ist, der competenten Landesvertretung

in der nächsten Sitzung zur Beschlußnahme vorgelegt werden, widrigenfalls sie von selbst außer Wirksamkeit treten. 25) Ein von einer Versammlung abgelehnter Gesetzentwurf kann in derselben Versammlung nicht wieder vorgelegt werden. 26) Die eine gemeinschaftliche Angelegenheit aller Theile der Monarchie oder der Herzogthümer Schleswig und Holstein betreffenden Gesetzentwürfe können nur so wie sie von der Regierung vorgelegt sind, angenommen oder abgelehnt werden. Aenderungsvorschläge dürfen zu denselben nicht gestellt werden. Uebrigens ist jede Landesvertretung befugt, in Betreff gemeinschaftlicher Angelegenheiten sowol wie besonderer, in so weit letztere den Theil der Monarchie angehen, welchem die Landesvertretung angehört, Anträge und Beschwerden einzureichen. 27) Gemeinschaftliche Angelegenheiten betreffende Anträge können den Landesvertretungen nur durch eines ihrer Mitglieder übergeben werden. 28) In besondern Angelegenheiten ist jede Landesvertretung berechtigt, Gesetzvorschläge zu machen und Beschlüsse über solche zu fassen. Auf alle Vorschläge oder Anträge ist der nächsten ordentlichen oder außerordentlichen Versammlung bei ihrer Eröffnung die königliche Entschließung mitzutheilen. 30) Der König hat das Begnadigungsrecht, jedoch kann er nur mit Einwilligung der Landesvertretung, welche die Anklage erhoben hat, die Minister rücksichtlich derjenigen Strafen begnadigen, zu welchen sie von dem Reichsgericht verurtheilt sind. 32) Der König besetzt alle Aemter in dem bisherigen Umfange, doch kann niemand angestellt oder versetzt werden, welcher nicht das Indigenat in einem Theil der Monarchie hat. Erworben wird dieses Indigenat durch Geburt in einem Theil der Monarchie, durch Geburt von solchen Staatsangehörigen, welche sich außerhalb des Landes befinden, endlich durch Gesetz. Das Indigenat in einem Theil der Monarchie gibt nicht auch das Indigenat in einem andern Theil derselben. Diese Regel erleidet jedoch folgende Ausnahmen: Holstein und Lauenburg haben das Indigenat gemeinschaftlich miteinander; jeder, welcher das Indigenat in Schleswig oder in Holstein und Lauenburg besitzt, bekommt auch das Indigenat respective in Holstein und Lauenburg und in Schleswig dadurch, daß er zwei Jahre in Kiel studirt und bei einem der Examinationscollegien in Schleswig oder in Holstein sein Amts- oder Staatsexamen besteht; die Mitglieder der Ritterschaft der Herzogthümer Schleswig und Holstein haben das Indigenat in beiden Herzogthümern. Das Indigenat in dem betreffenden Theil der Monarchie ist erforderlich für die besondern Minister. Das Indigenat in Holstein und Lauenburg ist erforderlich für wenigstens einen der gemeinschaftlichen Minister. Ferner ist dasselbe erforderlich in dem betreffenden Theil der Monarchie für die Beamten in den betreffenden besondern Ministerien und für sämmtliche Localbeamte unter dem besondern Ministerium sowol wie unter den gemeinschaftlichen Ministerien. Für die gemeinschaftlichen Minister mit

der ebengedachten Beschränkung und alle in den gemeinschaftlichen Ministerien angestellten Beamten, so wie für die Land- und Seeoffiziere genügt das Indigenat in irgend einem Theil der Monarchie. Das bisherige allgemeine Indigenat fällt weg. 35) Die Minister können von dem König oder von jeder Landesvertretung wegen ihrer Amtsführung in gemeinschaftlichen Angelegenheiten aller Theile der Monarchie in Anklage gesetzt werden. Das Reichsgericht der Monarchie, dessen Mitglieder in gleicher Anzahl von allen Landesvertretungen gewählt werden, fällt über sie das Urtheil. Die Organisation dieses Gerichts, so wie das Verfahren vor demselben wird durch Gesetz geordnet. 36) Keine Steuer kann auferlegt, verändert oder aufgehoben, keine Staatsanleihe aufgenommen werden anders als durch Gesetz. 37) Jede Aushebung von Mannschaft für Heer oder Flotte soll durch Gesetz bewilligt werden. 38) Durch Gesetz wird ein Normalbudget festgestellt, welches die gemeinschaftlichen ordinären Einnahmen und Ausgaben veranschlagt. 39) Der Betrag, womit die gemeinschaftlichen Ausgaben der Monarchie die gemeinschaftlichen Ausgaben in Wirklichkeit übersteigen, wird von den besondern Einnahmen der einzelnen Theile der Monarchie in der Weise gedeckt, daß das Königreich $63^{82}/_{100}$, Schleswig $15^{93}/_{100}$, Holstein $20^{75}/_{100}$ dazu beiträgt. 40) Für die Revision und Decision der von den verschiedenen Verwaltungszweigen in den gemeinschaftlichen Angelegenheiten geführten Rechnungen wird durch Gesetz ein Rechnungshof errichtet, welcher die Controle über sämmtliche Rechnungsbeamte führt. Die Staatsrechnungsablage wird durch Gesetz genehmigt. Der Vorschlag zu diesem Gesetz nebst den Bemerkungen des Rechnungshofes wird einer von sämmtlichen Landesvertretungen und zwar von jeder derselben in gleicher Zahl erwählten Commission vorgelegt, welcher die Decision Namens der Landesvertretungen zusteht. 41) Der König beruft jede Landesvertretung jedes zweite Jahr zur ordentlichen Versammlung, und er kann die Versammlung nach zwei Monaten schließen. 42) Vertagt kann die Versammlung nicht auf länger als vier Monate und nicht öfter als einmal in jedem Zeitraum von zwei Jahren werden. 43) Der König kann jede Landesvertretung auflösen, worauf sobald als möglich neue Wahlen stattfinden und die neue Versammlung binnen vier Monaten nach Auflösung der alten zusammentreten soll. Mehr als zwei Auflösungen sollen in einem Zeitraum von zwei Jahren nicht vorkommen.

Die nächsten Paragraphen bestimmen, daß zu Volksvertretern gewählte Beamte zur Annahme der Wahl der Erlaubniß der Regierung nicht bedürfen, daß die Gerichte berechtigt sind, wegen Ueberschreitung der polizeilichen oder obrigkeitlichen Gewalt ein Urtheil zu fällen, daß jeder das Recht haben soll, seine Gedanken drucken zu lassen, jedoch unter Verantwortlichkeit vor den Gerichten und was Holstein und Lauenburg betrifft, unter Beobachtung der

Bundesgesetzgebung, endlich daß alle Bewohner der Monarchie das Recht haben, ohne vorherige Erlaubniß zu jedem nicht durch die Gesetze verbotenen Zweck Vereine zu schließen. Dann sagt §. 52: Gesetzvorschläge für Veränderungen in vorstehenden Verfassungsbestimmungen müssen sämmtlichen Landesvertretungen zur Beschlußnahme vorgelegt werden. Ueber dieselben kann nur abgestimmt werden in Sitzungen, in welchen wenigstens $^3/_4$ der Mitglieder gegenwärtig sind. Angenommen sind solche Vorschläge nur, wenn von den Gegenwärtigen nicht weniger als $^2/_3$ beigestimmt haben. Durch provisorische Verfügungen können keine Veränderungen der Verfassung herbeigeführt werden.

Die Vorschläge in Betreff der besondern Verfassung für Holstein übergehen wir für jetzt und geben nur noch Einiges aus den Motiven zu den bedeutendsten der im Vorhergehenden mitgetheilten Paragraphen. Der Ausschuß geht von der Ansicht aus, daß Selbstständigkeit und gleiche Berechtigung aller Theile der Monarchie der Hauptgrundsatz der Bekanntmachung vom 28. Jan. 1852 sei. Die Bekanntmachung spricht als die Absicht des Königs aus, die verschiedenen Theile der Monarchie zu einem wohlgeordneten Ganzen zu verbinden. Dieser allgemeine Satz erklärt sich aus der östreichischen Depesche vom 26. Dec. 1851, in welcher einestheils der bleibende Verband der Monarchie, anderntheils die gleiche Berechtigung aller Bestandtheile derselben als Grundlagen des Neubaus bezeichnet sind, so wie die Anlage zu jener Depesche, in der die Erwartung ausgesprochen wird, der König werde in der Form der künftigen Organisation der Monarchie die den verschiedenen Landestheilen gelassene Stellung als Glieder eines Ganzen, in welchem kein Theil dem andern untergeordnet ist, mit gleichmäßiger Sorgfalt zu wahren wissen. Die Bedeutung dieser Aeußerungen für die Auffassung der erwähnten Bekanntmachung geht daraus hervor, daß in der Depesche, mit welcher letztere nach Berlin und Wien geschickt wurde, ausdrücklich gesagt ist, der König finde, daß in der Depesche vom 26. Dec. und deren Anlage seine früher kundgegebnen Absichten richtig gedeutet seien, und er werde in der Zusammensetzung des Staatsraths eine beruhigende Bürgschaft für die ihren landesväterlichen Absichten entsprechende Wahrung der Interessen und der gleichberechtigten Stellung aller Theile der Monarchie erblicken können.

Auf der Grundlage der Selbstständigkeit und Gleichberechtigung aller Theile der Monarchie hätte also die Gesammtverfassung, auf deren Einführung nach dem weiteren Inhalt Bedacht genommen werden sollte, aufgeführt werden müssen, und auf derselben Basis wird man jetzt, nach Beseitigung der Verfassung von 1855, eine anderweite Verfassung für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten gründen müssen. Aus dem Grundsatz der Selbstständigkeit der einzelnen Länder der Monarchie folgt, daß in der gemeinschaftlichen Verfassung diese einzelnen Länder als solche, als politische Körper, als „Glieder eines Ganzen"

die Rechtssubjecte bilden müssen. Nach dem Grundsatz der Gleichberechtigung aber ist jeder Theil der Monarchie, also jedes einzelne Land, in der Verfassung den andern rechtlich gleichzustellen. Die Berechtigung findet ihren Ausdruck und ihre Bürgschaft in der Repräsentation. Eine Repräsentation (wie die der Gesammtverfassung von 1855), welche sich auf die Volkszahl, ohne Rücksicht auf die einzelnen Länder, welchen die Individuen angehören, stützt, kann mithin nicht als Gesammtorgan eines aus selbstständigen und gleichberechtigten oder überhaupt nur aus berechtigten Ländern gebildeten Gesammtstaats, sondern nur als Organ eines Einheitsstaats, ohne Gliederung desselben durch gleichberechtigte Landestheile gedacht werden. Die Gesammtverfassung von 1855 geht von einem dem in der Bekanntmachung von 28. Jan. 1852 aufgestellten Grundsatz grade entgegengesetzten Princip, dem der Nichtberechtigung der verschiedenen Theile der Monarchie als solchen aus. Eine Repräsentation nach Volkszahl hat nicht nur die Folge, daß die Länder mit weniger Bewohnern, hier also die Herzogthümer, in allen Fällen, wo die Interessen auseinandergehen, sich stets in der Minorität befinden, sondern ihre politische Selbstständigkeit wird gradezu vernichtet, weil die Minorität der Majorität gegenüber nicht blos eine geringe, sondern gar keine Bedeutung hat. Wollte man daher bei der Neubildung einer gemeinsamen Verfassung seine Vorschläge zugleich auf Schöpfung eines Gesammtorgans richten, ,e müßte man vor allem fordern, daß jeder Theil der Monarchie, also auch Holstein, in diesem Gesammtorgan mit jedem der übrigen Theile eine sowol die Gleichberechtigung als die Selbstständigkeit sichernde Vertretung bekomme. Dies würde sich nur so realisiren lassen, daß die Vertreter jedes Theils, deren Zahl nach Größe der Theile verschieden sein könnte, bei Abstimmungen über gemeinschaftliche Angelegenheiten unter sich stimmten, und das Ergebniß der auf solche Weise gesonderten Abstimmung je eine Stimme im Ganzen bildete — für die dänische Monarchie also vier Stimmen. Ein Gesammtorgan (Reichsrath), gebildet durch eine gleiche Anzahl von Stimmen aus jedem Theil der Monarchie, würde nur dem Princip der Gleichberechtigung, nicht aber dem der Selbstständigkeit entsprechen, da in demselben nur die Gesammtmonarchie als Einheit vertreten sein, die einzelnen Theile als solche aber in der Einheit untergehen würden. Auch die Bildung eines Organs mit zwei Kammern, von denen die eine nach Staaten, die andere nach Volkszahl gebildet wäre, würde dem der Bekanntmachung zu Grunde liegenden Princip nicht entsprechen, da jeder Einfluß, welchen die zweite Kammer übte, die Selbstständigkeit und Gleichberechtigung der Theile der Monarchie beeinträchtigen würde. Die Vertreter Holsteins mußten sich deshalb fragen, ob den Voraussetzungen der Bekanntmachung nicht in anderer Weise Genüge zu leisten sei, und sie fanden die Antwort in der Bekanntmachung selbst, wo sie sagt, daß auf die Einführung einer gemeinschaftlichen Verfassung zum

Zweck der Behandlung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten Bedacht genommen werden solle. Von einer gemeinschaftlichen Vertretung mit constitutionellen Attributen, wie sie die Verfassung von 1855 schuf, ist hier nicht die Rede, überhaupt von keiner gemeinschaftlichen Vertretung. Nur gemeinschaftliche Angelegenheiten sind nach diesen Worten eine Nothwendigkeit und eine gemeinschaftliche Verfassung zum Zweck der Behandlung derselben. Eine Gesetzgebung verdient aber schon den Namen einer gemeinschaftlichen Verfassung, wenn sie für alle Theile der Monarchie geltende gleichmäßige Vorschriften für die Behandlung der betreffenden Angelegenheiten aufstellt, und die einzelnen Landesvertretungen als die zur Geltendmachung der verfassungsmäßigen Rechte bestimmten Organe constituirt. Mit einer solchen Organisation stehen die der Bekanntmachung vorausgegangenen Verhandlungen nicht im Widerspruch, denn wenn auch in denselben einer Gesammtvertretung als einer Möglichkeit gedacht und rücksichtlich einer solchen erklärt ist, daß sie unter gewissen Voraussetzungen mit den Sonderrechten Holsteins und Lauenburgs nicht unverträglich sei, so geht doch sowol aus den preußischen als aus den östreichischen Depeschen unzweideutig hervor, daß eine Verpflichtung zur Einführung eines solchen Organs nicht eingegangen worden ist. So steht der Betretung des angedeuteten Auswegs kein Hinderniß entgegen. Es gibt aber noch andere Gründe, welche denselben empfehlen. Wird ein Gesammtorgan unter Aufrechthaltung der Selbstständigkeit der einzelnen Landesvertretungen gebildet, so zerfällt die Staatsverwaltung der Monarchie in eine größere Anzahl von getrennten Theilen und die jedes einzelnen der Monarchie angehörigen Landes in zwei voneinander unabhängige Theile unter Mitwirkung einer nur für jeden Theil competenten Repräsentation. Dies scheint, da selbst nach der bisherigen Einrichtung der Wirkungskreis der Landesvertretungen sich keineswegs auf untergeordnete Verwaltungszweige beschränkt, und da derselbe nie blos auf solche zu beschränken wäre, der Idee der Einheit, welche jede Staatsverwaltung ausdrücken muß, zu widersprechen. Dazu kommt, daß ein Organ mit der Bestimmung sämmtliche Theile der Monarchie zu vertreten, kaum weniger Mitglieder haben dürfte, als der jetzige Reichsrath, der aus achtzig Mitgliedern besteht, und daß in einer solchen Versammlung die Verschiedenheit der Sprachen ein unüberwindliches Hinderniß für den Austausch der Gedanken sein würde. Andere Umstände sind, daß Kopenhagen, wo das Gesammtorgan seinen Sitz haben müßte, den Vertretern der Herzogthümer unverhältnißmäßige Opfer auferlegen würde, während die Abgeordneten des Königreichs größtentheils dort wohnen, und daß es bei der insularen Lage Kopenhagens leicht möglich sein könnte, daß einmal die Vertreter Holsteins und der übrigen Herzogthümer nicht dorthin gelangen könnten,

während wichtige Verhandlungen stattfänden, wo dann die Folge sein würde, daß die dänischen Abgeordneten ohne sie Beschlüsse faßten.

Aus diesen Gründen rieth der Ausschuß, keinen auf Bildung eines Gesammtorgans für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten gerichteten Vorschlag zu stellen, sondern Erfüllung des Versprechens in der Bekanntmachung vom 28. Jan. 1852, wo es heißt, der König wolle den Herzogthümern Schleswig und Holstein hinsichtlich ihrer bisher zum Wirkungskreis der berathenden Provinzialstände gehörigen Angelegenheiten ständische Vertretung mit beschließender Befugniß zugestehen, zu verlangen, und zwar mit beschließender Befugniß nicht blos hinsichtlich der besondern Angelegenheiten des Herzogthums, sondern auch in Betreff der Angelegenheiten, die es mit Schleswig, und deren, die es mit den übrigen Theilen der Monarchie gemeinsam hat.

Der Ausschußbericht geht dann auf die Garantien über, durch welche die Verfassung und die Interessen jedes Theils der Monarchie zu schützen seien. Er weist zunächst die Nothwendigkeit solcher Garantien an den bisherigen Zuständen nach. Auf verfassungswidrigem Wege wurde den Herzogthümern eine Gesammtverfassung aufgedrungen, durch welche sie den Majoritätsbeschlüssen einer fremden Nationalität schutzlos Preis gegeben wurden. Die wichtigsten Bestimmungen ihrer Sonderverfassung wurden ihrer Mitwirkung entzogen. Der Wirkungskreis ihrer Stände wurde im Widerspruch mit den königlichen Zusagen beschränkt. Die finanziellen Verhältnisse der Monarchie wurden ohne ihre Mitwirkung so geordnet, daß die durch die Zeitverhältnisse erforderlich gewordenen größeren Lasten fast ausschließlich ihnen zufielen. Sie wurden mit außerordentlichen Steuern überbürdet, wenn sie auch nachwiesen, daß die zur Deckung des vermeintlichen Deficits erforderlichen Mittel in der gemeinschaftlichen Kasse vorhanden waren. Richterliche Beamte wurden willkürlich von ihren Aemtern entlassen. Unter der Form von Regierungshandlungen wurden organische und andere gesetzliche Bestimmungen, für welche den Ständen das Zustimmungsrecht eingeräumt war, ohne ihre Mitwirkung erlassen. Beschwerden über willkürliche, dem Lande verderbliche Verwaltungsmaßregeln wurden nicht erhört.

So geht der Ausschußbericht die ganze lange Reihe von Beeinträchtigungen und Bedrückungen durch, welche die Herzogthümer im Lauf der letzten zehn Jahre erlitten haben. Die Verbindung Schleswigs mit der Universität ist so gut wie aufgelöst worden. Man hat erst noch zu Ende vorigen Jahres die Theilnahme an Vereinen und Gesellschaften, durch welche Bewohner der Herzogthümer Schleswig und Holstein sich zu irgend welchen Zwecken verbinden sollten oder verbunden hätten, in Schleswig verboten (Bibelgesellschaft, Gustav-Adolfs „Verein, kieler Kunstverein, Gesellschaft für Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer, Gartenbauverein, selbst den Assecuranzverein gegen

die bösartige Lungenseuche unter dem Rindvieh!) und Schleswigern bei Strafe untersagt, sich bei einer Thierschau auf holsteinischem Gebiet zu betheiligen.

Der Grund einer solchen Willkürherrschaft liegt darin, daß in sämmtlichen Staatseinrichtungen das dänische Element in größter Entschiedenheit vorherrscht und seinen Einfluß in einer der Entwicklung deutscher Nationalität innerhalb der Monarchie feindlichen Weise geltend macht. In Schleswig besteht die Mehrzahl der Beamten aus Personen, welche ihre Bildung in Kopenhagen erlangt haben, während ein noch nicht rechtsgiltig aufgehobenes Gesetz verlangt, daß jeder in den Herzogthümern Anstellung Suchende zwei volle Jahre in Kiel studirt habe; ja es gilt in Schleswig sogar als Hinderniß der Anstellung, wenn jemand seine Bildung auch nur theilweise in Kiel erlangt hat. Selbst innerhalb des ungemischt deutschen Sprachgebiets sind fast ausschließlich dänisch gebildete Personen als Beamte, Prediger und Schullehrer angestellt, die oft der deutschen Sprache nur unvollkommen mächtig sind und die in Schleswig bestehenden Rechts- und Gemeindeverhältnisse nur theilweise kennen. Die ganze Verwaltung des Herzogthums Schleswig ist, wie der Ausschußbericht namentlich an den Maßregeln zur Verdrängung der deutschen Sprache aus Kirche und Schule nachweist, darauf berechnet, die deutsche Nationalität daselbst auf eine jedem Rechtsgefühl sowol wie den ausdrücklich und bindend ertheilten Zusagen des Königs widerstreitende Weise allmälig ganz zu unterdrücken und das Herzogthum vermittelst einer fortgesetzten Danisirung factisch dem Königreich einzuverleiben.

Die Dänen werden der Versammlung vorwerfen, daß sie sich um diese Zustände nicht zu bekümmern habe. Es war aber die Aufgabe der holsteinischen Stände, sich über das Verhältniß ihres Herzogthums zu den übrigen Theilen der Monarchie auszusprechen, und dazu war es vor allem nöthig, daß sie die in den Theilen der Monarchie, wo geordnete Verhältnisse mangeln, herrschenden Zustände ins Auge faßten und diejenigen, welche eine Verbindung dieser Theile zu einem wohlgeordneten Ganzen hindern, charakterisirten. Das Herzogthum Holstein hat ein Recht darauf, nicht allein, daß es selbst als gleichberechtigtes Glied der Gesammtmonarchie beitrete, sondern auch, daß jeder andere derselben angehörige selbstständige Theil eine gleiche Stellung einnehme; denn durch Unterdrückung des einen Theils wird das Gleichgewicht der Theile, durch dessen Anerkennung das Wohl des Ganzen bedingt ist, gestört, und durch den Druck, der auf Schleswig ausgeübt wird, werden auch die Holsteiner in allen Beziehungen des öffentlichen und privaten Lebens, durch welche sie mit ihren Nachbarn jenseit der Eider verknüpft sind, aufs tiefste verletzt.

So ergibt sich die Nothwendigkeit eines Schutzes der Stellung Holsteins in der Gesammtmonarchie durch ausreichende Garantien. Diese findet der Ausschuß zunächst in der von ihm vorgeschlagenen Zusammensetzung des Staats-

raths, nach welcher in demſelben nicht mehr als ein Miniſter des Königreichs Platz finden und unter den gemeinſchaftlichen Miniſtern wenigſtens einer durch Geburt oder Naturaliſation den Herzogthümern Holſtein oder Lauenburg angehören ſoll.

Liegt hierin, fährt der Bericht fort, eine Beſchränkung der Freiheit des Königs, ſich ſeine Miniſter zu wählen, ſo würde dieſelbe geringer erſcheinen, wenn es dem König gefallen wollte, einer zweiten Einrichtung zum Schutz der Gleichberechtigung und Selbſtſtändigkeit der verſchiedenen Theile der Monarchie, nämlich der Einführung eines beſondern Indigenats für jeden einzelnen Theil der Monarchie ſeine Genehmigung zu ertheilen. Schon längſt ſind die Bewohner der Herzogthümer im Verhältniß zu denen des Königreichs dadurch in Nachtheil verſetzt worden, daß viele Stellen außerhalb des Königreichs mit gebornen Dänen beſetzt wurden, während den Deutſchen ein gleicher Vorzug nicht oder ſelten zu Theil wurde. Dieſes Verhältniß hat ſich in den letzten Jahren noch weit ungünſtiger geſtaltet als früher. Der Selbſtſtändigkeit und Gleichberechtigung aller der Monarchie angehörigen Länder entſpricht es aber, daß die Landeskinder die Beamtenſtellen in der Heimath bekleiden. Ein Bedenken ſteht dieſem Vorſchlag nicht entgegen, da er auf dem Grundſatz vollkommner Parität beruht. Eine dritte Garantie ſieht der Ausſchußbericht in dem Eid des Königs auf die Verfaſſung, den er aber im Hinblick auf das monarchiſche Princip überhaupt und auf die Geſetzgebung des deutſchen Bundes nicht (wie die Verfaſſung von 1855) vor dem Regierungsantritt, ſondern erſt nach demſelben geleiſtet wiſſen will. Um für den Beſtand der gemeinſchaftlichen Verfaſſung, für eine gleichartige Wirkſamkeit der Landesvertretungen und eine gleichberechtigte Stellung der Beamten und der Eingeſeſſenen in den verſchiedenen Theilen der Monarchie fernere Gewähr zu ſchaffen, ſchlägt endlich der Ausſchuß gewiſſe Berechtigungen der Landesvertretungen, gewiſſe Beſtimmungen hinſichtlich der Stellung der Beamten und Gewährung gewiſſer bürgerlichen Freiheiten vor — Vorſchläge, mit denen er ſich an die im Königreich Dänemark ſchon verfaſſungsmäßig feſtgeſtellten Beſtimmungen anſchließt. Dahin gehören die oben angeführten Paragraphen über die Verantwortlichkeit der Miniſter, über die Bildung eines Reichsgerichts, in welches jede Landesvertretung eine gleiche Anzahl von Mitgliedern wählen ſoll, über Steuerbewilligungsrecht der Landesvertretungen, Bildung eines Rechnungshofes, Unabſetzbarkeit der Richter, Berechtigung der Gerichte, über jede Frage wegen Ueberſchreitung der Competenz der obrigkeitlichen oder polizeilichen Gewalt ein Urtheil zu fällen, Vereinsfreiheit und Preßfreiheit.

Unter den Vorſchlägen, welche der Ausſchuß hinſichtlich einer erweiterten Wirkſamkeit der Stände Holſteins (und damit ſämmtlicher vier Landesvertretungen) macht, ſind namentlich die Paragraphen wichtig (19—25), nach

welchen der König die gesetzgebende Gewalt mit den Ständen theilen würde. Hinsichtlich der besondern Angelegenheiten ist dies keine Neuerung, rücksichtlich der gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Monarchie aber würde die in dieser Beziehung nach der Verordnung vom 2. Oct. 1855 dem Reichsrath zugestandene Befugniß auf die vier Landesvertretungen übergehen. Die Schwierigkeiten, die sich daraus für die Regierung ergeben könnten, verschwinden zum Theil davor, daß der vorgelegte Plan größeren Uebelständen, wie sie der letzte Organisationsplan mit sich führte, die Thür verschließt. Sodann findet ein ähnliches Verhältniß, wie das in Vorschlag gebrachte, in allen Verfassungen mit dem Zweikammersystem statt. Ferner wird die Sache für die Regierung dadurch erleichtert, daß ihr die Initiative zur Einbringung von Gesetzentwürfen in gemeinschaftlichen Angelegenheiten vorbehalten ist, und daß nach dem Plan des Ausschusses gemeinschaftliche Angelegenheiten betreffende Gesetzentwürfe nur so, wie sie von der Regierung vorgelegt sind, angenommen oder abgelehnt, also keine Aenderungsvorschläge zu denselben gemacht werden können.

L. Wir kommen zum Schluß. Die holsteinischen Stände haben gethan, was sie konnten. Sie würden mehr gefordert haben, wenn ihnen eine andere Basis gegeben gewesen wäre. Die Versammlung machte die Ansichten und Anträge ihres Ausschusses zu den ihren, und zwar einstimmig; hinter ihr steht einmüthig das ganze Herzogthum, hinter diesem die öffentliche Meinung in Deutschland. Was wird der Bund thun, der sich hier sicher nicht über maßlose Forderungen beklagen kann? Wird er die Worte der Bekanntmachung vom 28. Jan. 1852 ebenso deuten, wie die Holsteiner? Wird er die Erfüllung der darin liegenden Zusagen nöthigenfalls erzwingen? Wird er die Verwahrung der Holsteiner in Betreff der Aufhebung der Verbindung Holsteins mit Schleswig berücksichtigen, die in Schleswigs Danisirung verletzten Interessen Holsteins schützen? Wir wissen es nicht. Eins aber wissen wir, daß die öffentliche Meinung auch im Fall einer ungünstigen Entscheidung in der Eschenheimer Gasse der Sache Schleswig-Holsteins treu bleiben wird, daß ihre Verachtung in civilisirten Ländern stets auf den zurückfällt, der sie verachtete, und daß sie in letzter Instanz alles entscheidet. Der mächtigste unter den Herrschern der Gegenwart hat ihre Gewalt erst in diesen Wochen erfahren und in einer Sache erfahren, die keineswegs so klar war, wie das Recht Holsteins, wie das Recht Deutschlands in Holstein, das deutsche Interesse in Schleswig. Hoffen wir, daß die Deutschen sich den Zumuthungen des kleinen Dänemark gegenüber nicht weniger stark und einig zeigen als dort.

Die architektonischen Bestrebungen unserer Zeit.

5.

Die Frührenaissance hatte die Verschmelzung der mittelalterlichen und antiken Stilprincipien erstrebt, entsprechend der auf die Versöhnung von Geist und Natur gerichteten Geistesbewegung. Die Versöhnung von Geist und Natur ist aber heute noch das Princip des modernen Ideals. Das siebenzehnte und achtzehnte Jahrhundert hatte die Lehre gegeben, daß schrankenlose Willkür zur Auflösung führe. Diese Auflösung aber hatte die Revolution am Ende des achtzehnten Jahrhunderts vollzogen. Die neue Zeit nun wandte sich zurück zu den beiden Gedanken der Vergangenheit, dem der mittelalterlichen und dem der antiken Welt, in ihrer Verschmelzung die einzig mögliche, die einzig vernünftige Aufgabe der modernen Zeit findend. Gesetz aller geistigen Entwickelung ist es, aus Bekanntem das Unbekannte, aus Thesis und Antithesis die Synthesis zu erzeugen. Alterthum und Mittelalter sind sich Thesis und Antithesis, aus ihnen heraus nur kann die Synthesis geboren werden. Wie die moderne Geistesrichtung an die des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts anknüpft, ganz ebenso muß die moderne Baukunst auf die künstlerische Thätigkeit des funfzehnten Jahrhunderts zurückgreifen. Soll sie doch der architektonische Ausdruck des modernen Ideales werden, desselben Ideals, das im funfzehnten Jahrhundert Form gefunden. So wenig aber das moderne Ideal die blinde Copie des das funfzehnte Jahrhundert bewegenden Ideals ist, so wenig kann unsere Baukunst eine Copie der Kunst des funfzehnten Jahrhunderts werden. Ueberwand aber das moderne Ideal die Naivetät und Ursprünglichkeit des funfzehnten Jahrhunderts durch Klarheit und Erkenntniß, so wird auch unsere Baukunst jener oft kecken Unbefangenheit der Frührenaissance gegemüber den gesteigerten Ansprüchen des Verstandes durch größere kritische Strenge, philosophische Schärfe in der Composition Rechnung zu tragen haben. Der formalen Seite aber, die bisher auf der antik-römischen Kunst basirte, wird aus der wiedergewonnenen Kenntniß, dem innigen Verständniß der griechischen Antike eine höhere Wahrheit und Schönheit erwachsen müssen. Auf solchem Wege entwickelte sich die neudeutsche Malerschule zu hoher Blüte, auf solchem Wege nur kann die moderne Baukunst ihr Ziel erreichen. Daß Semper in Deutschland zuerst diesen Weg betrat, ist sein Verdienst.

In Sempers Schöpfungen finden wir jene schönen Eigenschaften wieder, die das Wesen der Frührenaissance ausmachten, jene charakteristische Gestaltung

der äußeren Erscheinung nach ihrem inneren Wesen, jene Klarheit und Wohlgemessenheit im Vortrage, jene hohe rhythmische Schönheit der Verhältnisse, jene Phantasie und jenen Geschmack in der Decoration, jene wahre und solide Technik, jene poesievolle Auffassung des Grundplans; gleichzeitig aber auch eine Berücksichtigung der modernen Anforderungen in Hinsicht auf Composition und Tektonik. Freilich zeigen daneben zwei seiner Hauptbauten, das Theater und das Museum in Dresden, jene willkürliche unorganische Verbindung des Säulen- und Bogenbaues der späteren Renaissance, doch möchte diese Anordnung ihren Grund darin finden, daß es bei beiden Bauten die Aufgabe eines harmonischen Anschlusses an den Zwinger zu lösen galt. Ebenso wird wol, abgesehen von der auf fremde Rechnung kommenden Kuppel, der durch eine unglückliche Treppenanlage confuse Grundplan und manche andere Ungehörigkeit am Museum dem Umstande zuzuschreiben sein, daß Semper selbst den Bau nicht vollenden und darum jene Uebelstände nicht verbessern konnte. — Mit Sempers Weggang von Dresden infolge jener unseligen Maitage scheint die dresdner Schule ihre Bedeutung verloren zu haben, concentrirte sich doch ihre Kraft in Semper. Die neudresdner Architekturrichtung knüpft an jene Scheinarchitektur an, die wir am Theater und Museum fanden. Während sie aber dort mit einer gewissen Berechtigung und Nothwendigkeit angewandt, von einer außerordentlichen Schönheit der Verhältnisse und einer sehr glücklichen Gliederung der Massen begleitet erscheint, sehen wir sie jetzt ganz willkürlich in schemenhafter Nacktheit und Nüchternheit angeordnet. Die alljährigen architektonischen Ausstellungen zeigen eine Einförmigkeit und Ideenarmuth, die jener modernen berliner Architektur nichts nachgibt, dabei aber des feinen graciösen Sinnes für das Detail, der jener eigenthümlich, vollständig entbehrt. Das dresdner Detail ist das des siebenzehnten Jahrhunderts. Das hellenische Formenprincip scheint in Dresden eine terra incognita geworden zu sein. Säulen werden in Nischen gestellt, auf das vorgekröpfte Gebälk aber sinnlose Schnörkel gesetzt, die Verdachungen werden gebrochen und aufgerollt, an Fenstern und Thüren Schnörkel und andere Unzierden angebracht; auch die Mansarde taucht wieder auf und scheut man sich nicht, gelegentlich Quaderfaçaden durch Kalkputz herzustellen oder steinerne Hauptgesimse aus Bretern zusammenzunageln. Der Grundplan, der für das gewöhnliche Wohnhaus meist gut durchdacht, läßt bei größeren, mehr monumentalen Aufgaben eine großartige, poesievolle Erfassung und Durchdringung vermissen. Die von Dresden eingesandten Börsenprojecte zeigen die neudresdner Architektur in ihrer ganzen Schwäche. Die Façaden sind ohne allen individuellen Charakter, ohne Gedanken, geistlose Mosaikarbeiten von plumpen schweren Verhältnissen. Die innere Architektur steht der äußeren in nichts nach. Natürlich ist die letztere in Haustein oder Kalkputz gedacht, würde doch eine Backsteinarchitektur nicht

zu dem beliebten Schema passen. Daß eines der Projecte die aus Ziegeln gebildeten Mauerflächen ungeputzt läßt, ist hierbei sehr unwesentlich, da der gebrannte Stein eben nicht die Formgebung des Baues bedingt und beherrscht, sondern nur als Füllung zwischen der Hausteinarchitektur verwandt ist. Schon das römische Alterthum ließ das Ziegelmaterial, meist in trefflicher Behandlung, sichtbar, ohne sich darum zu einer principiellen Verwendung des gebrannten Steins als formbestimmendes Material zu erheben. Diese ist aber einzig und allein das Kriterion des Materialbaues. Die Grundpläne endlich sind jeder monumentalen Auffassung baar und ledig, führt doch in dem Projecte: „Suae quisque fortunae faber" der inmitten der Burgstraßenfaçade angebrachte Eingang gradezu auf die Abtritte!

Die dresdner Architektur setzt sich die Kunst des späten sechzehnten und des siebenzehnten Jahrhunderts zum Vorbild. Diese Kunst aber war eben der architektonische Ausdruck jener trostlosen Autorität- und Willkürherrschaft. In dem Copiren ihres Schemas den dem modernen Ideal entsprechenden Ausdruck suchen zu wollen, ist mindestens Verblendung.

Zur münchener Schule bekennt sich ein Project. Das Motto desselben ist uns entfallen. Uebrigens würde dieser Plan so wenig wie die dresdner Entwürfe der Erwähnung werth gewesen sein, wenn sie uns nicht Veranlassung gegeben hätten, die Principien der Schule einer näheren Betrachtung zu unterwerfen. Die Traditionen der münchener Schule knüpfen sich an Gärtners Namen. Gärtner wandte bei seinen Bauten fast ausschließlich den Rundbogenstil an, den er im Geiste der romanischen Kunst, zuweilen mit Hinneigung zur altitalienischen Bauart durchzubilden bemüht war. — Im Rundbogen erkannten wir ein bedeutsames Moment der monumentalen Baukunst, zugleich aber auch ein wesentlich nationales Element. Hatte nun aber der romanische Baustil (als welchen wir, jenen Sprachen, die durch Verschmelzung der alten Römersprache mit germanischen Elementen entstanden, analog, den Baustil bezeichnen, welcher sich auf Grund altrömischer Tradition durch Berührung mit germanischem Geiste entwickelte) in Rücksicht auf die charakteristische Seite eine hohe Wahrheit und Gesetzmäßigkeit, eine monumentale Würde und Großartigkeit gewonnen, so war er in Rücksicht auf die formale Seite in einer ziemlich rohen Nachahmung des antiken Formalismus befangen. Die romanische Kunst knüpft an die altchristliche Formentradition an, diese aber führt auf die verderbte spätantike Formenwelt zurück. Daneben findet noch eine directe Nachahmung des römischen Details statt, die von den erhaltenen römischen Monumenten ausgeht. Die formale Bildung des Alterthums, als deren Vermittlerin und Trägerin die mit ihren Traditionen in Rom wurzelnde Geistlichkeit erschien, war im Leben wie in der Kunst als die giltige anerkannt und aufgenommen, der Germanismus hatte eben nichts Anderes an ihre Stelle zu

ſetzen. Jene Bildung aber war eine ſchon verfallene; aus der Verbindung mit dem germaniſchen Volksgeiſt, der ſie eben einfach annahm, weil er für ſeinen Gedanken der Form bedurfte, konnte ihr eine Läuterung um ſo weniger zu Theil werden, als ſich gleichzeitig ein dem germaniſchen Volksgeiſt eigenes phantaſtiſches Element vornehmlich in der Ornamentik geltend machte, das wol mit der derben äußerlichen Auffaſſung des römiſchen Formalismus harmonirt, zu der antiken Gefühlsweiſe aber in entſchiedenen Widerſpruch tritt. Das romaniſche Detail erſcheint der claſſiſchen Anmuth und Schönheit gegenüber meiſt plump und roh, ohne jene innere Lebenskraft und organiſche Wahrheit, die der charakteriſtiſchen Seite des Stiles in ſo hohem Grade eigenthümlich iſt. Als ſich aber am Schluſſe des zwölften und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts eine Steigerung der formalen Seite nach der Antike hin bemerklich machte, unterbrach das gothiſche Bauſyſtem gewaltſam eine weitere Entwicklung nach dieſer antikiſirenden Richtung. — Indem nun Gärtner das romaniſche Rundbogenprincip aufnimmt, behält er auch den romaniſchen Formalismus in ſeiner ganzen Unvollkommenheit bei. Ein tieferes Gefühl für Formenſchönheit geht ihm vollſtändig ab. Wandte er aber den romaniſchen Rundbogen mit großer Energie und Conſequenz an, ſo vermochte er es nicht, über eine mehr äußerliche Nachahmung deſſelben hinaus zu kommen. Die lebendige organiſche Kraft, die dem romaniſchen Stil innewohnt, laſſen ſeine Bauten vollſtändig vermiſſen. Sie tragen im Allgemeinen das Gepräge einer derben Tüchtigkeit, die ſich denn auch in einer ſoliden Technik und dem Verſchmähen unwahrer Scheinconſtruction vortheilhaft kund gibt. Kunſtwerke im höheren Sinne des Wortes ſind ſie nicht. Daß Gärtner im Treppenhauſe der münchner Bibliothek eine großartige räumliche Wirkung zu erreichen wußte, muß anerkannt werden; im Uebrigen ſcheint ihm freilich eine monumentale Auffaſſung und Durchbildung des Grundplans ferne gelegen zu haben. Die Schüler und Nachfolger Gärtners ſchließen ſich den Beſtrebungen deſſelben mit mehr oder weniger Glück an. Ohne tieferen Gedanken, ohne monumentale Charakteriſtik zeigen doch die beſſeren Werke derſelben eine gewiſſe Lebendigkeit und Friſche in der Conception, die in Verbindung mit einer wahren Materialdarſtellung oft von glücklicher Wirkung iſt. Freilich laſſen auch ſie die ſtrengere architektoniſche Durchbildung vermiſſen. Der Formalismus iſt der romaniſche, meiſt roh und empfindungslos vorgetragen, plump auf der einen, kleinlich auf der andern Seite. Der münchner Schule fehlt die ſtrenge Zucht der griechiſchen Antike. Dieſe Zucht aber iſt zu einem wahrhaft gedeihlichen folgenreichen Entwicklungsgang ganz nothwendig und unerläßlich. Der Hintergedanke dermünchner Schule iſt es, einen nationalen Bauſtil bilden zu wollen. In der Zuſammenſtellung von byzantiniſchen, romaniſchen, altitalieniſchen und Renaiſſance-Motiven, die in all ihrer nationalen und provinziellen Eigen-

thümlichkeit nebeneinander gleichzeitig angeordnet wurden, glaubte man den Weg zum Ziel gefunden zu haben. Ein neuer Baustil aber ruht auf ganz anderem Grunde als dem subjectiven Belieben; man hatte nur ein Ragout von allerhand Formen zusammengebaut. Zeigten nun aber jene Formenzusammenstellungen wenigstens eine gewisse äußere Uebereinstimmung, so sagt sich die neueste münchener Schule auch von dieser los. Das famose Programm für das Athenaeum fordert alle Architektur zur Schöpfung eines Baustils auf, der die Stile der Vergangenheit zu einem einzigen vereinige. Eine Frucht solchen Strebens sind die in der Zeitschrift für Bauwesen veröffentlichten Facadenentwürfe für die neue Maximilianstraße in München. Daß in denselben die verschiedensten Baustile vereinigt sind, muß zugestanden werden, nur nicht, daß aus dieser Vereinigung ein wahrhaft einiger Stil hervorgegangen sei. Im tollen Durcheinander der heterogensten Formen muthen uns jene Entwürfe an wie Fieberphantasien. Dazu zeigen sie eine beispiellose Rohheit und Geschmacklosigkeit, den vollständigen Mangel alles organischen Sinnes. In der Dissonanz der Stilformen deren Harmonie, in der Betonung der Gegensätze deren Lösung suchen zu wollen ist widersinnig.

Das der münchner Schule angehörige Börsenproject ist in einem äußerlichen rohen Romanismus gedacht und zeigt nur die Schwächen der Schule in hohem Grade.

Eine der münchner Schule verwandte Richtung verfolgen zwei süddeutsche Meister, Eisenlohr und Hübsch. Eisenlohr wußte bei den ihm übertragenen Hochbauten der badenschen Staatseisenbahn besonders an den Bahnwärterhäuschen und andern derartigen Bauten, im Anschluß an die volksthümliche Bauweise und durch geschickte Benutzung verschiedenen Materials und des hügeligen Terrains eine lebendige malerische Wirkung zu erreichen. Weniger glücklich war er in den größeren Stationsgebäuden, die, in Haustein aufgeführt, den romanischen Formalismus, wenn schon meist frei und zierlich behandelt zeigen. Hübsch folgt in der Conception dem romanischen und altitalienischen Stil, in der Detailsbildung aber der Antike. Alle seine Bauten tragen das entschiedene Gepräge dieser Richtung. Kann aber solchem Streben nur volle Anerkennung gezollt werden, so läßt sich doch nicht leugnen, daß seine Bauten meist unbefriedigt lassen. Die schöpferische Kraft, die das für wahr Erkannte in schöner Form darzustellen weiß, lassen seine Bauten vollständig vermissen.

Das Gesammtbewußtsein eines Volkes gibt der Baukunst den Inhalt; den Inhalt der modernen Baukunst wird darum nur das moderne Bewußtsein bilden können.

Das Princip des modernen Ideals ist die Versöhnung von Geist und Natur. Den architektonischen Ausdruck dieses Ideals konnten wir nur in der

Verschmelzung der antiken und mittelalterlichen Stilprincipien finden. Als das allgemein Wahre und darum Dauernde und Endgiltige jener beiden Baugedanken erkannten wir das Darstellungsprincip der antik-hellenischen Kunst einerseits, das Gewölbprincip der mittelalterlichen Kunst andrerseits. Dem mittelalterlichen Gewölbebau das hellenische Darstellungsprincip zu vermählen, das erscheint uns als die Aufgabe der modernen Baukunst. Den historischen Anknüpfungspunkt aber finden wir in der Kunst des funfzehnten Jahrhunderts, der Frührenaissance.

Die moderne Baukunst ist im Ganzen und Großen in der Nachahmung der Baustile der Vergangenheit ihrer Totalität nach befangen. In jenen Baustilen spiegelt sich aber das gesammte innere und äußere Sein der Vergangenheit. Sie erscheinen darum als der Ausdruck des Volksgeistes während einer bestimmten Zeit, „auf einer bestimmten geschichtlichen Stufe der Weltanschauung." Als das abgeschlossene Eigenthum ihrer Zeit gehören sie aber nur ihrer Zeit an. In ihren Formen die Verkörperung eines Ideals suchen zu wollen, das nicht das ihrige ist, ist eine Unmöglichkeit.

Die moderne Zeit trägt schwer an den Traditionen der Vergangenheit. Die Vergangenheit aber ist der Boden, in dem die Gegenwart wurzelt. Die Verleugnung ihrer Traditionen würde die moderne Welt in die Nacht des Barbarismus stürzen. Die Aufgabe der modernen Zeit ist es daher, aus den Ueberlieferungen der Vergangenheit den lebendigen bleibenden Inhalt zu ziehen. In dem modernen Ideal werden die Ideale der Vergangenheit eine höhere Einheit und Vollendung gewinnen. Das moderne Ideal erscheint darum als der Gipfelpunkt der gesammten geistigen Entwickelung, aber nur weil es die Versöhnung der Gedanken der Vergangenheit sein wird. Die Aufgabe der modernen Baukunst aber kann es nur sein, die Baugedanken der Vergangenheit durch Ueberwindung ihrer Gegensätze auf eine höhere Einheit zurückzuführen. In welcher Weise dies zu geschehen habe und unserer heiligsten Ueberzeugung nach einzig und allein geschehen kann, haben wir eben entwickelt und begnügen uns als erfreuliche Anfänge nach dieser Richtung hin auf die Schinkelsche Bauschule und mehre Semperſche Bauten wiederholt hinzuweisen. Mit dem modernen Ideal wird und muß sich die moderne Baukunst als der Ausdruck jenes Ideals entwickeln. So gewiß wir aber an den Sieg des modernen Ideals glauben, so sicher und gewiß glauben wir auch an die siegreiche Entfaltung der modernen Kunst. Der modernen Zeit die Fähigkeit einer entsprechenden Stilbildung absprechen zu wollen, ist frevelhaft.

An den Architekten aber ist es, die Größe und Bedeutung der Aufgabe, die ihnen gestellt, zu erkennen. Mögen sie vor allem aufhören Handwerker ihrer Kunst zu sein, ablassen von dem Schlendrian, dessen Bahn wol eine

breite, müheloſe, aber wenig ehrenvolle iſt. Daß die moderne Kunſterziehung eher dazu angethan iſt, die Kunſtentfaltung zu hemmen als ſie zu fördern iſt leider allzuwahr. Solche Schranken aber ſind zu durchbrechen. Glauben wir nur an uns und unſer Prieſterthum.

Von der preußiſchen Grenze.

Die Debatte des Herrenhauſes vom 12. März über den Antrag des Grafen Arnim-Boitzenburg, die Erſparniſſe wiederum dem Staatsſchatz zuzuweiſen, verdient in mehrfacher Beziehung unſere Aufmerkſamkeit. Wir haben immer mit großer Beſorgniß auf die Schwierigkeiten geblickt, die dieſe Verſammlung der Krone und dem Land bereiten würde, ſobald einmal ein liberales Miniſterium im Einklang mit einer liberalen Majorität im Hauſe der Abgeordneten die Regierung im Sinn des Fortſchritts zu führen verſuchte. Die Möglichkeit lag noch vor kurzem ſo fern, daß in Bezug auf die Anſichten und Entſchlüſſe jenes hohen Hauſes die Gleichgiltigkeit ziemlich allgemein war, unter den Mitgliedern deſſelben nicht minder als im Publicum. Nun iſt aber der unerwartete Fall eingetreten, und es erhebt ſich die ernſte Frage, was ſoll die Regierung thun? — Das Herrenhaus iſt nicht ganz geworden, was es ſein ſollte, ein Sammelplatz des hohen Adels; der hohe Adel hat bis jetzt noch wenig Neigung verrathen, ſich mehr als früher um die preußiſchen Angelegenheiten zu kümmern. Um dem Hauſe eine beſtimmte Färbung zu geben, hat man es theils durch das ſpeciſiſche Junkerthum, theils durch die Vorkämpfer der Kreuzzeitung ergänzt, und ſo ſind denn jetzt thatſächlich die Herren Stahl, v. Kleiſt-Retzow, Gr. Gröben u. ſ. w. die Führer deſſelben. — Geſtützt auf ſein Bewußtſein der Unabhängigkeit ſowol von dem Lande als von der Krone, betritt es jetzt den Weg der ſyſtematiſchen Oppoſition, um die Regierung unter dieſem Miniſterium unmöglich zu machen, und ſo die Krone zu veranlaſſen, ein anderes zu bilden. — Zwar wird den Worten nach dieſe Abſicht abgeleugnet, aber ſelbſt wenn wir uns nur an die Worte halten, widerlegt das hohe Haus ſich ſelbſt. Wenn ein Mann, wie Graf Arnim-Boitzenburg (um von den leidenſchaftlichern Parteigängern der Kreuzzeitung zu ſchweigen), ſo weit geht offen zu erklären: „Es wäre Schwäche oder Unaufrichtigkeit, wollten wir in Abrede ſtellen, daß zwiſchen den politiſchen Anſichten, welche die Majorität dieſes Hauſes ſeit einem Jahrzehnt kundgegeben hat, und den Anſichten der Männer, welche neuerdings in den Rath der Krone berufen worden ſind, eine große Verſchiedenheit beſteht," ſo iſt das deutlich genug geſprochen, und es drückt auch nur eine weltbekannte Thatſache aus. Die Art und Weiſe aber, wie die Oppoſition geführt wird, erklärt ſich am deutlichſten in den Worten des Herrn v. Kleiſt-Retzow: „Diejenigen greifen das Recht der Krone an, welche den Antrag (ein partielles Mißtrauensvotum gegen das Miniſterium) nicht annehmen!" Daß dieſe Erklärung einiges Murren hervorgerufen, daß ſelbſt der Präſident Prinz Hohenlohe (gewiß kein Radicaler!) ſich zu der Erwiederung gedrungen

fühlte: „Ich glaube, daß diejenigen, welche gegen den Antrag und für die Vorlagen des Ministeriums stimmen, unmöglich gegen die Rechte der Krone stimmen können," ändert an dem Factum nichts, daß fast drei Viertel des Hauses sich den Ansichten des Herrn v. Kleist-Retzow angeschlossen haben. Es ist nur eine neue Auflage des Schauspiels, das wir bei den Wahlen mitangesehen haben, daß hohe Staatsbeamte diejenigen Wähler, welche für die Minister und deren Anhänger stimmten, als Feinde der Krone bezeichneten!

Wir sind weit entfernt, den Mitgliedern des Herrenhauses das Recht streitig zu machen, ihren Ansichten gemäß zu stimmen und, wenn ihre Ueberzeugung sie treibt, das Ministerium auf Leben und Tod zu bekämpfen. Was wir für die Abgeordneten in Anspruch nehmen, muß auch für den andern Factor der legislativen Gewalt gelten: ihrer Ueberzeugung zu folgen, ist nicht nur ihr Recht, sondern ihre Pflicht. — Es fragt sich nur, was hat unter diesen Umständen die Regierung zu thun, falls sie die Ueberzeugung hat, die wahrhaften Interessen der Krone und des Landes zu vertreten?

Sobald man, bei dieser Ueberzeugung, die Majorität der Abgeordneten gegen sich hat, steht der Weg einer Appellation an das Land, d. h. einer Auflösung der Kammer offen, bei einer systematischen Opposition des Herrenhauses ist dieser Weg verschlossen, und es bleibt nur einer übrig: Ernennung neuer Mitglieder durch die Krone. In Großbritannien hat man diesen Weg mit Erfolg betreten.

Es ist freilich immer ein schwerer Entschluß, und es zeigt sich in solchen Fällen wieder recht deutlich, wie wenig Preußen im Stande ist, ein Herrenhaus zu tragen. Wo soll man die Pairs hernehmen, ohne dem Institut seinen Glanz zu entziehn? — Indessen bei näherer Ueberlegung findet sich, daß, wie das Haus schon jetzt beschaffen ist, der Abstand nicht so ungeheuer sein würde, und, was die Hauptsache ist, es gibt keinen andern Weg, wenn nicht die gesammte Thätigkeit der Regierung paralysirt werden soll. — Außerdem glauben wir nicht, daß man so weit zu gehen nöthig haben würde: die feste Erklärung des Prinzregenten, er werde sich im äußersten Fall dieses in der Verfassung vorgesehenen Mittels bedienen, würde so manche von den eifrigsten Kreuzrittern in ihren Ansichten wankend machen. — Wie nothwendig es aber ist, das Haus, ganz abgesehen von diesem Conflict, durch neue Kräfte zu ergänzen, ergibt sich aus der Weisheit in staatswirthschaftlichen Angelegenheiten, welche die Redner der Majorität entwickelt haben. Wenn General Grumbkow nach hundertjährigem Schlaf heute plötzlich erwachte, er würde nicht anders sich ausdrücken, als einzelne dieser Redner.

Das Herrenhaus hat bei dieser Gelegenheit auch die politische Frage des Augenblicks in Betracht gezogen, und der Erklärung des preußischen Ministeriums vom 9. März seinen Beifall gezollt, allein in einer Weise, die den antwortenden Minister, wie es scheint, zu dem Glauben veranlaßt hat, jene Erklärung sei mißverstanden worden. Grade weil wir diesen Glauben theilen, scheint es uns jetzt an der Zeit, einen deutlichen Ausdruck der preußischen Auffassung zu wünschen, und demnach vom Hause der Abgeordneten aus eine Anfrage an das Ministerium zu richten. Es gilt nämlich die Beantwortung einer sehr bestimmten Frage.

Bis vor kurzer Zeit lag die Kriegsgefahr, wie die preußische Erklärung ganz richtig bemerkt, mehr in der gereizten Stimmung einzelner Mächte als in realen

Conflicten. Seit der friedlichen Eröffnung des Moniteur, und seit der Bekanntwerdung der Depesche des Grafen Buol nach London vom 25. Februar (über den Erfolg des Lord Cowley weiß das Publicum noch nichts) hat die Frage eine bestimmtere Fassung gewonnen. Frankreich bleibt nach diesen Actenstücken vorläufig aus dem Spiel, es handelt sich zunächst nur um einen Conflict zwischen Oestreich und Sardinien.

Graf Cavour hat seine Beschwerden über die östreichischen Uebergriffe in Italien formulirt; Graf Buol hat dieselben vom östreichischen Standpunkt sehr geschickt, und vom rein juristischen Standpunkt unangreifbar beantwortet. Graf Cavour behauptet, daß die Verträge Oestreichs mit verschiedenen italienischen Staaten dem Geist der wiener Verträge nicht entsprechen, Graf Buol behauptet das Gegentheil. Falls beide Mächte sich also über diese Frage nicht verständigen, falls es zwischen ihnen zum Krieg kommt, so handelt es sich zunächst doch darum, von jener Seite: Oestreich zur Aufhebung jener Verträge zu zwingen; von Seite Oestreichs: jenen Zwang abzuwehren. Frankreich behält sich vor, Sardinien, falls es angegriffen wird, zu schützen.

Preußen hat nun — in diesem Stadium der Angelegenheiten — sich Folgendes klar zu machen.

Als Bundesglied ist es verpflichtet, im Verein mit den übrigen Bundesstaaten nicht nur jeden directen Angriff auf das Bundesgebiet, sondern auch jede Gefahr, welche die Grenzen desselben bedroht, abzuwenden; daß es dieser Bundespflicht nachkommen wird, versteht sich von selbst und bedarf keiner besondern Erklärung.

Nun muß es sich klar machen: enthält jener, durch die erwähnten Depeschen formulirte Conflict eine Gefahr für das deutsche Bundesgebiet oder nicht?

Und im ersten Fall: wie wird diese Gefahr am sichersten abgewandt? Dadurch, daß der deutsche Bund sich bereit erklärt, im Kriege unter allen Bedingungen auf Oestreichs Seite zu stehn, gleichviel was der Preis und der Grund des Kampfes sei?

Oder dadurch, daß es von Oestreich fordert, die streitigen Ansichten, die, da es sich um eine allgemein europäische Frage handelt, nicht vom rein juristischen Standpunkt entschieden werden können, in einer Conferenz zu berathen?

Zwar kann Oestreich, auf seine Souveränetät und das Recht der Verträge gestützt, eine solche Zumuthung zurückweisen, falls es auf keine Kriegshilfe Anspruch erhebt; es begibt sich aber dieses Rechts, falls es seine italienische Sache als eine deutsche Bundessache darstellt.

Oestreich hat der vermittelnden Macht, England, gegenüber seine Auffassung ausführlich auseinandergesetzt; es ist, so viel wir wissen, den deutschen Bundesstaaten, die es zur Hilfe aufrief, mit gleicher Bereitwilligkeit nicht entgegengekommen. Es ist nicht blos schicklich, sondern nothwendig, dies nachzuholen und den Rath und die Meinung der Mächte, die ihm in dieser Gefahr zur Seite stehn sollen, in sehr ernste Erwägung zu ziehn.

Wir glauben, daß diese Auffassung im Wesentlichen mit der der preußischen Regierung übereinstimmt; wenn sie aber unsere Freunde aus der Erklärung vom 9. März bereits herauslesen, so müssen wir gestehen, daß uns dieser Scharfblick fehlt. Und eine rechtzeitige Offenheit kann viel Unheil verhüten. Das vorige Ministerium hat durch seine Rondum-Meridies-Politik Preußens Credit sehr geschmälert;

dieſen wieder herzuſtellen, iſt der gewöhnliche Gang der Diplomatie nicht hinreichend. Es iſt wahr, daß das Kriegsgeſchrei hauptſächlich von Frankreich ausgegangen iſt; aber wir wiſſen, daß das franzöſiſche Volk im Ganzen nicht kriegeriſch geſinnt iſt. Nun beginnt der Ruf dieſſeit des Rhein, und grade unſere Regierung hat die Aufgabe, eine an ſich ſehr achtungswerthe Stimmung in die richtige Bahn zu lenken.

Abgewandt iſt die Gefahr noch keineswegs; nach jener überraſchenden Botſchaft des Moniteur bleibt Graf Cavour im Amt, werden in Piemont die Reſerven einberufen, wird eine Anleihe contrahirt. Zwar will ſich die republikaniſche Partei — wenn man Mazzinis Erklärung vom 28. Februar gelten läßt — neutral verhalten, und ſo wird hoffentlich die Confuſion die Grenzen nicht überſchreiten; zwar will Frankreich ſich nur betheiligen, falls man Sardinien angreift: aber wie die Sache ſteht, liegt doch die Entſcheidung hauptſächlich in Oeſtreichs Hand. Sobald es durch Nachgiebigkeit in den Punkten, wo es nachgeben kann, ohne ſeine Ehre zu beeinträchtigen — und ſolcher gibt es viele — den Anſprüchen der Gegner die Spitze abbricht — wird der Krieg, auch wenn er durch die gereizte Stimmung der Italiener ausbrechen ſollte, wirklich in enge Grenzen geſtellt, d. h. er wird nur zwiſchen Oeſtreich und Sardinien geführt, und in dieſem Fall hat Preußen das Recht und die Pflicht, jede Intervention einer dritten Macht als unmotivirten Friedensbruch, als eine Gefahr für den deutſchen Bund aufzufaſſen.

Zwar hat die preußiſche Erklärung auf die Einigkeit mit England aufmerkſam gemacht. Aber einmal iſt England (Lord Cowley hat von Preußen keine Miſſion) in einer andern Lage; ſodann hat es ſich über ſeine Anſicht noch ſelbſt nicht ausgeſprochen, und es iſt uns fraglich, ob es überhaupt eine hat (man denke an Cowleys Stellung zu der portugieſiſchen Affaire!); endlich kommt möglicherweiſe in den nächſten Wochen ein neues Miniſterium mit einer ganz neuen Politik ans Ruder. Es iſt beſſer, wenn ſich Preußen mit den übrigen Bundesſtaaten über das, was man von Oeſtreich verlangen, und was man verſprechen müſſe, verſtändigt.

Von der beſonnenen Feſtigkeit, die wir in dieſer Angelegenheit entwickeln, hängt hauptſächlich der Einfluß ab, den Preußen auf eine viel wichtigere, ihm viel näher liegende Frage ausüben wird; auf eine Frage, mit welcher Deutſchlands Ehre unzertrennlich verbunden iſt: Schleswig-Holſtein. Wenn es ein Mittel findet, Oeſtreich zu einer wirkſamen Cooperation nach dieſer Seite hin zu beſtimmen — mit dem bloßen Verſprechen wäre es freilich nicht abgethan! — ſo wäre das auch für den italieniſchen Conflict ein neuer Geſichtspunkt. ††

Literatur.

Der Streit zwiſchen Menſch und Thier. Ein arabiſches Märchen aus den Schriften der lauteren Brüder überſetzt und mit Anmerkungen verſehn von Dr. Fr. Dieterici, a. Prof. in Berlin. — Berlin, Druck und Verlag von E. S. Mittler und Sohn. 1858. — Ein ſchätzenswerther Beitrag zur Kenntniß altmohammeda-

nischer Philosophie und Cultur überhaupt. Die lauteren Brüder waren Sufi, die sich indeß von den bekannteren Anhängern dieser mystischen Sekte dadurch unterschieden, daß sie nicht reine Pantheisten waren, sondern in ihrem den Lehren der christlichen Gnostiker verwandten und wie diese auf neuplatonischem Grunde ruhenden System eine Vermittlung zwischen der vom reinen Islam schroff herausgekehrten Transcendenz und der von der Reaction dagegen, dem Sufismus der Perser, gelehrten Immanenz Gottes anstrebten. Der Uebersetzer vergleicht sie mit den Freimaurern, ein Vergleich, welcher, da in der Freimaurerei bekanntlich sehr verschiedene Lehren, Orphisches und Jakob Böhmisches, Mystisches und Rationalistisches und was sonst noch nacheinander und zu Zeiten auch nebeneinander Platz fanden, nur in so weit paßt, als die lauteren Brüder (die beiläufig im 10. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung zu Basra entstanden) eine Gesellschaft, wenn man will, ein Orden waren, der in verschiedene Grade der Entwicklung getheilt war, eigne Versammlungshäuser oder Logen besaß, in welche nur Eingeweihte Zutritt hatten, und sich allen Religionen gegenüber tolerant, sogar receptiv verhielt. Sie legten ihre Ansichten in 51 Abhandlungen nieder, in welchen sie den ganzen Umfang der Wissenschaften, wie sie damals von den gebildeten Arabern beherrscht wurden, umfaßten, und das hier mitgetheilte Märchen ist ein Theil der 21. Abhandlung. Es ist eine der anmuthigsten Blüten allegorischer Dichtung, voll köstlicher Naivetät, voll prächtiger Schilderungen, die an die Bilder des Behemoth und Leviathan im Buch Hiob erinnern, und nebenher reich an Aufschlüssen über den damaligen Stand der Naturwissenschaften. Die Thiere beklagen sich bei Bivarasp, dem König der Genien über den ihrer Meinung nach ungerechten Druck, den die Menschen auf sie ausüben. Die Menschen werden citirt und vertheidigen sich durch den Mund von Vertretern verschiedener Nationen und Religionen, indem sie nachzuweisen versuchen, daß sie vornehmer als die Thiere seien. Letztere repliciren, indem sie als Advocaten unter andern die Grille, die Schlange, den „mit tausend Zungen begabten" Sprosser, den Schakal und den Papagei auftreten lassen, die ihre Sache so gut führen, daß der Mensch nahe daran ist, den Proceß zu verlieren und, nachdem er alle Vorzüge, die er in feinern sinnlichen Genüssen oder in den durch seinen Verstand hergestellten Lebensverhältnissen zu besitzen glaubt, vernichtet gesehen, sich vor der Niederlage nur durch seine Unsterblichkeit retten kann. „Wie so," entgegnet zum Schluß der eine Wortführer der Menschen, „sind unsre Zustände einander gleich, da wir, wie dieselben auch immer sind, in alle Ewigkeit und alle Zeiten währen. Ihr aber, o Schar der Thiere, seid fern von dem; denn nach der Abscheidung hört ihr auf. Da sprachen die Wortführer der Thiere und die Weisen der Genien zusammen: Jetzt bringt ihr das Rechte, sprecht das Richtige und sagt das Wahre; denn dessen, was ihr jetzt erwähnt, rühmen sich die Ruhmvollen." Und dann befahl der König, daß alle Thiere dem Gebot und Verbot der Menschen sollten unterworfen sein; sie aber nahmen sein Wort an, waren damit zufrieden und gingen von hinnen, vertrauend auf die Beschützung Gottes des Erhabenen.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Neuöstreich.

Wien, im März.

Mit leicht verzeihlicher Ueberschwenglichkeit priesen noch vor wenigen Monaten, als der Ablauf des ersten Jahrzehntes seit der Revolution Anstoß gab zu erbaulichen politischen Betrachtungen, auch nicht officielle Stimmen die gewaltigen Fortschritte und den nimmer schwindenden Glücksstern Oestreichs. Es hatte nicht allein allen Gefahren siegreich Trotz geboten, sondern die Stürme auch benutzt, um sich zu verjüngen und die in ihm schlummernden Kräfte zu stärken. Die Neugestaltung Oestreichs, so lautete die landesübliche Gratulation, war im Jahr 1858 in ihren Grundzügen vollendet, eine feste Entwicklung angebahnt, eine glorreiche Zukunft gesichert. Auch nach Abzug alles Phrasenpompes war vieles geeignet, die östreichischen Zustände im günstigsten Lichte erscheinen zu lassen. Die politischen Leidenschaften konnte man für abgestorben erachten, in den Maßregeln der Regierung begann ein milderer Geist zu athmen, die Reihe der Begnadigungen war nahezu erschöpft, Handel und Wandel machten sichtliche Fortschritte und auch der wundeste Fleck des östreichischen Staatswesens, die Finanzen, ließen eine nahe Heilung erwarten. Seitdem sind nur einige Wochen vergangen, und wie hat sich alles zum Schlimmen gewendet. An Oestreichs südöstlichen Grenzen häufen sich die Verwicklungen, an einem andern Punkt muß es die Waffen bereit halten, um wildem Aufruhr zu begegnen, im Innern regen sich wieder nationale Gelüste, die äußern Verhältnisse gestalten sich von Tag zu Tag immer mißlicher, die beiden Mächte, welche die Politik Oestreichs mit weiser Berechnung stets einander entgegenzusetzen bemüht war, deren Feindschaft nach der geographischen Lage und nationalen Gliederung Oestreichs diesem die größten Gefahren bereiten kann, haben sich verbunden zu keinem andern Zweck, als um Oestreich zu bedrohen und zu schwächen. Selbst die Organe der Regierung bekennen, daß der Kaiserstaat seine ganze Kraft und sein ganzes Glück aufbieten muß, um die gegenwärtigen Bedrängnisse zu überwinden. Die Verfassungswirren in den Donauländern zwar und die Brauhausrevolution

in Serbien haben an sich keine weittragende Bedeutung. Die Selbstsucht und die Corruption der Bojaren werden dafür Sorge tragen, daß dort die Verhältnisse beim Alten bleiben und kein äußerer Anziehungspunkt für die rumänische Bevölkerung Oestreichs begründet werde. Und was Serbien anbelangt, so haben die Ereignisse der letzten Jahre, die Haltung des Fürstenthumes während des orientalischen Krieges die Erbärmlichkeit der serbischen Zustände sattsam bewiesen und die Furcht vor diesem zukunftreichen Kern des südslawischen Staatensystems vollständig beseitigt. Ob die Familie Obrenowitsch oder die Familie Georgewitsch auf dem Fürstenstuhl sitzt, immer wird sich Patchouli mit Schweinefett mischen. Die Geruchsnerven der Nachbarn mögen darunter leiden, aber ihre politische Gesundheit wird dadurch nicht gefährdet. Nur insofern den französischen und russischen Intriguen die Thür geöffnet wird, haben diese Wirren eine bedenkliche Seite. Diese Thür war aber niemals verschlossen. Die Stourdzas und Ghikas u. s. w. leben schon längst in der Schallweite der Tuilerien, und Fontons schöne Worte und schönere Ducaten haben auch während der Herrschaft Alexanders den Weg nach Serbien gefunden. Größer und unmittelbar ist die Gefahr, welche die schwer vermeidliche italienische Revolution heraufbeschwört. Es ist möglich, daß Italiens übermüthiger Ruf vom Jahre 1858: Italia fará da se auch diesmal, aber freilich nur das nothgedrungene Programm bilden und wenigstens vorläufig eine fremde Intervention nicht stattfinden wird. Noch wahrscheinlicher ist in diesem Fall der Sieg Oestreichs. Seine Armee ist besser geschult und zahlreicher als vor zehn Jahren und überdies auf die Ereignisse vollkommen vorbereitet. Der fluchtähnliche Rückzug aus Mailand, die schmachvolle Capitulation von Venedig würden in einem neuen Feldzug gewiß nicht ihre Wiederholung finden. Auch die in der Zwischenzeit wesentlich verbesserten Communicationen, die engere Verbindung der Lombardei mit den innern Provinzen, vor allem aber der entschiedene Wechsel in der Stimmung der übrigen östreichischen Bevölkerung läßt die Wagschale zu Gunsten Oestreichs sich neigen. Die peinliche Scene im wiener Reichstag, als der unglückliche Graf Latour den Siegeszug Radetzkys verkündigte und das Dankesvotum der Volksvertreter für die heimische Armee als Antwort erwartete, dafür aber schnöde Verdächtigungen und bezeichnendes Stillschweigen empfing, ist noch nicht vergessen. Die Furcht, die damals als Gespenst herumwandelnde Hofpartei werde den Triumph Radetzkys in ihren Interessen ausbeuten, ließ die Siegesfreude selbst bei jenen nicht aufkommen, die sonst patriotischen Gefühlen keineswegs unzugänglich waren. Das steht gegenwärtig nicht zu besorgen, einen nachtheiligen Rückschlag auf das Verfassungswerk kann der günstige Ausgang eines italienischen Krieges nicht ausüben, weil jenes, wie die politischen Hoffnungen überhaupt, für lange Zeit begraben liegt. Dagegen wird ein rascher und

vollständiger Sieg Oestreichs geringere finanzielle Opfer kosten, und endlich, so lautet das gewöhnliche Raisonnement, verdienen die Lombarden eine empfindliche Züchtigung. Es mag den Fernstehenden komisch erscheinen, von den Italienern selbst als frecher Hohn angesehen werden, es steht dennoch fest, daß die Lombarden in dem übrigen Oestreich vielfach Neid erregen und bitterer Aerger über die verhältnißmäßig schonende Behandlung derselben sich in den weitesten Kreisen kundgibt. Die italienischen Provinzen allein haben den herben Geschmack entwertheter Banknoten und hohen Silberagios nicht verkostet, bei ihnen hörte der Goldregen nicht auf, während alle übrigen östreichischen Länder unter jahrelanger Metalldürre schmachteten. Nur bei den Lombarden war die freiwillige Anleihe thatsächlich, was ihr Name verhieß, nur hier machten sich die Folgen derselben, die sonst überall bis zu dieser Stunde nachklingen und die Geldnoth andauern lassen, nicht geltend. Die italienischen Provinzen durften viele Jahre lang durch ein kolossales Schmuggelsystem die östreichischen Schutzzölle in Freihandel verwandeln und ungestraft der östreichischen Industrie Wunden schlagen. Sie erhielten eine Provinzialverwaltung, die mit Eifer die besondern Interessen ihrer Untergebenen wahrnahm, ja wie noch jüngst einzelne Ereignisse offenbarten, für diese selbst den Kampf mit der Centralregierung nicht scheute. Allmächtig im übrigen Oestreich stieß das wiener Ministerium in den italienischen Ländern allein auf feste Schranken und wich z. B. bei dem Rekrutirungsgesetz, bei der Einführung der neuen Währung hier dem Widerstand der öffentlichen Meinung. Das sind bekannte Thatsachen, die oft genug das Murren der Altöstreicher hervorriefen und das Sprichwort veranlaßten: Der Malcontente in Oestreich verstehe seinen Vortheil schlecht, wenn er nicht zur offenen Empörung schreite. Jenem verzeihe die Regierung nimmermehr, den Revolutionär begnadige sie nicht allein, sondern überhäufe ihn auch noch mit Wohlwollen. Die Kosten dieses Wohlwollens sind schon erklecklich, sollen nun auch jene der lombardischen Undankbarkeit getragen werden? Das mundet den Bewohnern der übrigen Provinzen schlecht und aus diesem Grunde wünschen sie den Lombarden alles Ueble auf den Hals. Die feindselige Stimmung gegen Italien unter allen Classen der östreichischen Bevölkerung ist eine sichere Thatsache, ebenso gewiß, daß nur Siegeswünsche das kaiserliche Heer im Kampf sei es gegen die Piemontesen, sei es gegen die Franzosen begleiten werden. Auf der andern Seite verhehlt sich aber auch niemand das Gefährliche der Lage. Der Krieg in Italien hat keinen Ausgang. Der Sieg der östreichischen Waffen würde nur in dem Fall politische Früchte bringen, wenn die sardinische Verfassung aufgehoben und Sardinien wie Mittelitalien überhaupt dauernd besetzt werden könnten. Die öffentliche Tribune in Turin, die selbstständige Existenz der italienischen Kleinstaaten sind mit der Ruhe in der Lombardei unverträglich. Kein Zweifel

daß die östreichischen Offiziere jenes Ziel wünschen, aber auch kein Zweifel, daß das Concert der Großmächte zu dieser Lösung der italienischen Frage seine Zustimmung nimmermehr geben wird. Und da Oestreich nicht in der Lage ist, dem gemeinsamen Widerspruch aller Großmächte zu trotzen, so wird es sich mit dem Ministerwechsel in Piemont und mit einer sardinischen Kriegscontribution begnügen müssen, grade wie vor zehn Jahren um — grade wie vor zehn Jahren gewiß zu sein, daß demnächst der Streit von neuem beginnen werde. Dies alles unter der Voraussetzung, daß Oestreich im Kampfe siegt und der Kampf nach dem neuerfundenen Namen, localisirt, zwischen Oestreich und Sardinien ausgefochten wird. Wie aber, wenn das Kriegsfeuer weiter um sich greift, und Sardinien nur als Vortrab des französischen Heeres auftritt? Wir unterlassen es, uns über die Wahrscheinlichkeiten des Ausganges auszusprechen, in wohlfeilen Prophezeihungen uns zu ergehen. Als gute Oestreicher zweifeln wir auch in diesem Falle nicht, daß unser Heer neue Siege erringen wird, aber — wir verzweifeln schier an unserer Fähigkeit, die Wunden, die dem innern Wohlstand ein andauernder, allgemeiner Krieg schlagen wird, zu tragen, ohne zu verbluten. Es wird jetzt spät, wenn nicht vielleicht zu spät allen klar, daß unsere Regierung die Zeit der Friedensjahre unbenutzt vorüberstreichen ließ, die unbestreitbar großen Machtmittel des Staats ungenügend entwickelte, die Opferfähigkeit des Volkes wissentlich einschränkte. Die officiellen Stimmen werden natürlich widersprechen und es als Lüge bezeichnen, trotzdem bleibt es wahr und wird als öffentliches Geheimniß schon längst in das Ohr geflüstert, daß ein schneidender Gegensatz die höchsten Regierungskreise scheidet; infolge des innern Zwiespaltes alle Klarheit und Energie aus der Verwaltung gewichen ist. So lange Freiherr Bach noch an seinen Centralisationsideen festhielt und in der französischen Administration das höchste Ideal erblickte, war den Freunden des alten Regime, den Anhängern der Metternich-Kolowratischen Herrschaft jede Handhabe, ihre Opposition geltend zu machen, genommen. Das Centralisationssystem machte aber bekanntlich, kaum eingeführt, das glänzendste Fiasco. Bach, von allen Seiten bestürmt, gab selbst seinem Werk den Todesstoß und näherte das Verwaltungssystem dem alten durch die Revolution gebrochenen Zuschnitt. Die Provinzialregierungen erhielten eine größere Selbstständigkeit, die Justiz wurde für die Omnipotenz der politischen Behörden confiscirt, die Keime eines wirklichen Gemeindelebens kräftigst unterdrückt. Bis zu einem förmlichen Widerruf seines eignen und, wie wir gern zugestehen, vielversprechenden Weges stieg der Muth der Verzweiflung bei dem rathlosen Minister nicht. Er begnügte sich, die Organisation Oestreichs auf dem Papier bestehen zu lassen, die bereits durchgeführten Reformen aber als bloße provisorische Maßregeln zu bezeichnen. Mit dieser Halbheit war aber Bachs alten Gegnern, der durch

die Aufhebung der Unterthänigkeit verbitterten Aristokratie und den im Sturmjahr zurückgesetzten hohen Beamten der alten Zeit nicht gedient. Die Anerkennung, daß die von Bach begonnene neue Organisation keine rechte Lebensfähigkeit besitze, deuteten sie als volle Berechtigung ihrer Ansprüche, an die Stelle des Stillstandes in der definitiven Regelung der innern Verhältnisse möchten sie den Rückgang zum alten System setzen oder, weil das im Augenblick noch nicht möglich ist, den Stillstand, das Provisorium verewigen. Diese Tendenzen haben auch ihr officielles Organ gefunden. Der Reichsrath, so weit wenigstens die Kunde seiner Wirksamkeit reicht, ist der dem Ministerium angehängte Hemmschuh, bestimmt, alle Thätigkeit des letztern zu paralysiren, alle definitiven Maßregeln zu verzögern.

Wer die Grundsätze der innern Politik Oestreichs seit den letzten sechs Jahren verfolgen wollte, würde eine harte Mühe mit ihrer Auffindung haben. Hat die Regierung das klare Bewußtsein, daß die Ausbreitung deutscher Cultur das einzige Mittel ist, das Einheitsgefühl zu stärken und an die Stelle blinder Nationalitätsliebhabereien einen gesunden politischen Patriotismus zu setzen? Jeder freie Act des Cultusministeriums ist Bürge dafür. Wie erklärt man aber dann die auffallende Begünstigung der ultramontanen Partei, die vom Haß gegen die ihren Bestrebungen allerdings feindselige deutsche Bildung lebt und ihre Hoffnungen auf die dauernde Isolirung der kleinen culturarmen Nationalitäten stützt? Oder ist die Schonung der letzteren, ihre Erhaltung und Pflege in den Absichten der Regierung gelegen? Man möchte es glauben, da in den historischen Lehrbüchern auch die bloße Erwähnung des Bundesverhältnisses Oestreichs mit Deutschland vermieden wird. Wie reimen sich aber damit so kleinliche Maßregeln, wie die der Errichtung eines czechischen Theaters in den Weg gelegten Schwierigkeiten oder die Veränderung des Programms der ungarischen Akademie: „Pflege der Wissenschaften in magyarischer Sprache“ in Pflege der Wissenschaften und der magyarischen Sprache?“ Kein Mensch vermag zu sagen, welche Handelspolitik die Regierung befolgt, da die entgegengesetztesten Bestrebungen das gleiche Wohlwollen, dieselbe Aufmunterung genießen; niemand hat noch ihre eigentlichen Administrationsgrundsätze ergründet. Der Beamtenstand ist lange nicht vollzählig genug, um ein bureaukratisches Regiment durchzuführen und doch ist Communen und Individuen alle freie Selbstbestimmung genommen. Und ebenso hat noch niemand das Wort der Lösung für unsere räthselhafte äußere Politik gefunden. Sie setzt sich seit Jahren aus einer Reihe verspäteter Kraftanstrengungen, zaghafter und erfolgloser Proteste und übel angebrachter Zugeständnisse zusammen. Wir haben im Interesse der Türkei eine schöne Armee durch Krankheiten decimiren lassen und auf unsern Schuldenberg noch eine neue Last gethürmt, um die Schwächung und tiefste Erniedrigung der Türkei durch ihren franzö-

sischen Bundesgenossen zuzulassen, wir haben durch unzeitige Schwäche in den Donaufürstenthümern die Anarchie mitgestiftet, Serbien wieder so viel guten und eindringlichen Rath ertheilt, bis Oestreichs Schützling und Werkzeug allen Halt verlor, wir haben es an Eifersüchteleien gegen Preußen nicht fehlen lassen, um im nächsten Augenblick an deutsche Sympathien und das preußische Schwert zu appelliren. Das sind betrübende Thatsachen, die die besten Patrioten wegwünschen aber nicht wegleugnen können. Ihnen entspricht die allgemeine Stimmung in Oestreich. Der Glaube an den Muth der Regierung, die obwaltenden Schwierigkeiten zu besiegen und dem Staat eine endgiltige Organisation zu geben, ist erschüttert und mehr noch als dieses. Auch der Zweifel an der Fähigkeit der Regierung, an der Möglichkeit überhaupt einer solchen Organisation beginnt sich zu regen. Zu diesem Skepticismus hat vor allem das Schicksal der Gesetze über Gemeinde- und Provinzialverfassung beigetragen. Die im Jahr 1849 durchgeführte Gemeindeordnung, der Aristokratie der größte Greuel, wurde bekanntlich nach kurzem Bestehen nicht etwa aufgehoben und durch eine neue ersetzt, sondern zu einem ewigen Sterben verdammt. Den Gemeindemitgliedern wurde die Ausübung des Wahlrechtes genommen, die Gemeinderäthe von aller Verantwortung gegenüber den ersteren entbunden; die Personen, die sich vor acht Jahren zufällig im Gemeinderath zusammenfanden, müssen in demselben verbleiben bis — woran niemand mehr glaubt — das Provisorium aufgehoben wird. Die Freisinnigen und Verwaltungskundigen haben sich längst von aller Thätigkeit zurückgezogen, auch die Ehrgeizigen fanden die Mühewaltung nicht lohnend; die Unthätigkeit und Verdrossenheit der Einen, Krankheit und Tod der Andern haben große Lücken in die Reihen der Gemeinderäthe gerissen, aber an einen Ersatz darf man nicht denken, die Regierung wagt weder Neuwahlen, noch will sie durch Erneuung der Gemeindevertreter die öffentliche Meinung ohne Nutzen reizen, und so sehen wir von der Residenz bis zum geringsten Landstädtchen einen Rumpfmagistrat regieren, eine schlechte Stütze für die Regierung, ein noch schlechterer Verwalter der Gemeindeinteressen. Wenn die Regierungsorgane, die in unmittelbarer Berührung mit dem Volk stehen, sprechen dürften, wie würden sich Oestreichs Feinde an dem Bilde des unentwirrbaren Chaos in allen Gemeindeangelegenheiten erfreuen. Es ist übrigens billig, zu erklären, daß einzelne Minister das Unheilvolle der gegenwärtigen Lage vollkommen begreifen und zur Abhilfe gern die Hand bieten. Alle ihre Versuche scheitern aber an dem Widerstand höherer Mächte. Sollen die ehemaligen Grundherrn wieder eine isolirte Stellung neben und über der Gemeinde erhalten? Der Wunsch, daß es geschehe, ist in den maßgebenden Kreisen ebenso heiß, als die Furcht über die gewissen Folgen eines solchen Schrittes gewaltig. Keine Ueberredungskunst, kein Versprechen, kein Eid wäre im Stande, die Bauern von der Meinung

abzubringen, daß dann auch die eben erst mit schwerem Geld abgelösten Frohnden zurückgerufen würden. Und das weiß die Regierung. Der Masse der ländlichen Bevölkerung kann man alles bieten, sie hat keinen Sinn für politische Freiheit und Verfassungsleben, sie beugt sich der Priester- und Beamtenherrschaft, duldet die höchsten Steuern, bleibt stets treu und unterwürfig, nur an die errungene Freiheit des Besitzes darf man ihr nicht greifen, selbst den geringsten Schein, als ob man die Wiedereinführung der Unterthänigkeit des Bauernstandes beabsichtigte, ihr nicht vorhalten. In einem solchen Fall würde sie selbst vor der offnen Empörung nicht zurückschrecken. Weil dies die Regierung weiß, wird auch dies von mächtigen Persönlichkeiten unterstützte Project, das Gemeindeleben auf den altösterreichischen Fuß zurückzusetzen, niemals verwirklicht werden. Aber dann sollen auch die entgegenstehenden Wünsche ihre Verwirklichung nicht finden. Das Ministerium kann Thatsachen nicht ungeschehen machen, nicht verhindern, daß in die jüdischen Ghetti christliche Proletarier ziehen, israelitische Chefs der größten Industrieanstalten und Banken ihr Geld auch in besserm Licht und gesunderer Luft für ihre Wohnungen anlegen. Das Ministerium muß zunächst für die Erweiterung der Steuerkraft sorgen, es kann nicht zugeben, daß der ländliche Credit durch die Einschränkung der Besitzfähigkeit leide. Es wünscht daher, daß die im Wege des Gesetzes eigentlich schon abgeschaffte Consignirung der Israeliten auf bestimmte Provinzen, Städte und Stadtquartiere, auf die Erwerbung von beweglichem Eigenthum auch thatsächlich beseitigt würde und kann von seinem Standpunkt aus kein Gemeindegesetz vorschlagen, welches das Maß der bürgerlichen Rechte nach Confessionen gliederte. Aber alle Vorschläge scheitern an dem Widerstand einer mächtigen Partei, welche, bekannte Vorurtheile mit Geschicklichkeit benutzend, weil sie für ihre Standesgenossen die gewünschte Ausnahmestellung nicht erreichen kann, wenigstens für die Juden eine solche mit Hartnäckigkeit festhält. Das macht eben die Judenfrage in Oestreich zum Gegenstand so ausgedehnter Debatte, erhöht das Interesse an derselben und erhitzt die Gemüther, weil alle Welt weiß, daß die Juden nur den Vorwand abgeben, um jede definitive Regelung der Gemeindeangelegenheiten zu verhindern. Mit den Landesstatuten ist es in gleicher Weise bestellt. Man kann nicht einfach die alten Stände rehabilitiren, die Industrie, den Handel jetzt, wo Fürsten und Grafen zu Dutzenden mit Actien speculiren, von der Vertretung nicht ausschließen, ehe man sich aber zu diesem Zugeständiß herabläßt, läßt man lieber alle Landesstatuten als Papier in den Ministerialbureaux vermodern. Nicht erst seit heute und gestern beklagen die Vaterlandsfreunde diese Schwäche und vollkommene Rathlosigkeit der Regierung. In die Form frommer Wünsche gekleidet hat die berechtigte Forderung eines entschiedenen und vernünftigen Auftretens des Ministeriums, der endlichen Befriedigung schwerwiegender Inter-

essen schon bei dem letzten und vorletzten Jahreswechsel Ausdruck gefunden. Seit dem 31. December 1851 ist man ja in Oestreich an politische Neujahrsgeschenke gewöhnt. Aber allerdings macht sich in dem gegenwärtigen Augenblick das Gefährliche eines allgemeinen Provisoriums mit doppeltem Gewicht geltend. Wir zweifeln nicht im Geringsten an der Schlagfertigkeit unseres Heeres. Die Armeeorganisation ist das einzig Definitive, was Oestreich im letzten Jahrzehnt geschaffen hat, hier allein wurden alle Vorurtheile, alle halben Maßregeln beseitigt, rationelle Grundsätze in Ehren gehalten, in Sparsamkeit und Aufwand ein weises Maß eingehalten. Dank dem Muth und der Einsicht, der sich in der Militärverwaltung geltend macht, besitzen wir ein kriegsbereites, siegesgewisses Heer. Es ist aber nicht genug, daß das Heer, es muß das ganze Volk in Kriegsbereitschaft stehen. Und diese letztere Kriegsbereitschaft müssen wir leider bezweifeln. Viele von den Männern, welche in Oestreich das entscheidende Wort sprechen, gewahren wir in einem doppelten Irrthum befangen. Sie verwechseln den gerechten Grimm der öffentlichen Meinung Europas gegen den französischen Machthaber mit unbedingten Sympathien für Oestreich. Die herabgleitende Scala des Enthusiasmus für die wiener Cabinetspolitik, wie sich dieselbe in den leitenden deutschen Organen geltend macht, dürfte sie unangenehm überrascht haben. Sie hegen ferner die Ueberzeugung, ein gutgeschultes und zahlreiches Heer in das Feld gesendet, verbürge den Ausgang des Krieges. Und doch sollten sie von England, wenn nicht aus der Geschichte gelernt haben, daß nicht der Staat, dessen Heer die Garantien eines ersten Sieges bietet, sondern jener, der die meisten Schläge in seiner Kraft ungebrochen ertragen, die längste Kriegsdauer aushalten kann, über seine Zukunft ohne Sorgen bestehen kann. Wir verzweifeln auch jetzt nicht, würden aber viel kräftiger das Haupt emportragen, viel ruhiger den Wechselfällen des Krieges entgegensehen, wenn wir wüßten, daß unsere Regierung die innern Machtquellen Oestreichs zu entfalten und auszubeuten den Muth und das Verständniß besitze.

Eine Stunde mit dem Oberst Kuza.*)

Es war am 21. Juni des Jahres 1858, als ich mit dem Dampfer Zrinyi die große Handelsstadt Galatsch verließ, um nach Tultscha zu fahren und von da aus einen Ausflug in die Dobrudscha zu machen. Das Boot war ziemlich besetzt, das Gewühl auf seinem Verdeck ebenso bunt, wie das am Land, welches ich eben verlassen hatte; alle Nationalitäten Europas waren vertreten, und es fehlten auch nicht Repräsentanten der beiden übrigen alten Welttheile, hochbemützte Perser, pfiffige Tartaren und verschiedene Neger, einer darunter in der sehr abgetragenen und defecten Uniform eines türkischen Kriegers. Mich zog vorerst die Ufergegend des Stromes an. Zur Linken dehnte sich flach und sandig das Gestade, über weite Schilfmoore konnte der Blick tief hineinschweifen in die trostlos öden Flächen, mit ihren Brackwasser-Limanen, die der Pruth durchschleicht, dessen Einmündung in die Donau kaum bemerkbar wird. Ein hervorragendes Gebäude, das verlassene russische Hospital, mit seinen langen weißen Mauern und gelichteten Dächern, bildete das einzige hervorragende Monument auf der Landzunge, die sich östlich von Galatsch hindehnt, dahinter lag das ganz aus Schilf erbaute lustige Dorf der Schiffer und Lastträger, das gewissermaßen eine Vorstadt des Hafenplatzes bildet. Zur Rechten aber bot die Uferlandschaft einen angenehmeren Anblick; hier stiegen, vielleicht eine Stunde vom Gestade entfernt, die steilen, zerklüfteten Wände eines ansehnlichen Gebirges empor, dessen tiefe Schluchten und stattlich aufragende Gipfel um so mehr imponirten, als man sich gewöhnlich die ganze Dobrudscha, den nordöstlichen Theil Bulgariens zwischen der Donau und dem schwarzen Meer, als ein durchaus flaches, ja sogar sümpfevolles Gelände denkt, was durchaus ein Irrthum ist. Schon der Director des magnetischen Observatoriums in Wien, Kreil, mit dem ich auf der Donaureise zusammengetroffen war, hatte mich auf diese Berge mit dem Bemerken aufmerksam gemacht, daß sie bis jetzt so gut wie gar nicht durchforscht seien; in der That habe ich sie späterhin auf mehren orographischen Karten nicht einmal angedeutet gefunden; in gespanntem Verlangen haftete daher mein Blick an ihren blauen Wänden, die zu erklettern ich ja doch in einigen Tagen hoffen durfte. Sonst war die Aussicht von dem Strom aus nach beiden Seiten höchst einförmig; auf der Linken brachte erst die Stadt Reni, bei welcher wir anlandeten, einige Abwechselung in die Oede; ihre Festungswerke sehen aus der Ferne sehr dürftig und zerfallen aus; viele lustige Windmühlen von sonderbarer Bauart, mit acht im Kreis gespannten Flügeln brachten einige Bewegung in die Scenerie.

Mehr Ausbeute gewährte dafür die Betrachtung und das Studium der

*) Kyza, so und nicht anders schreibt sich der Name; das z ist ein weiches s.

Gesellschaft an Bord. Sie hatte ihren Mittelpunkt in einem hohen Würdenträger der Pforte, Seiner Excellenz Omer Pascha — nicht der berühmte, wie jedermann sogleich zum Verständniß — und sicherlich verletzend für den Mann — hinzufügte, sondern „ein anderer", gegenwärtig Präsident der vielbesprochenen Donaucommission in Galatsch. Ich habe späterhin das Vergnügen gehabt, mit ihm näher bekannt zu werden, und gestehe, daß Leute seinesgleichen wohlgeeignet sind, das Vorurtheil gegen die Türken herabzustimmen. Er ist ein kleiner, feiner Mann, mit scharfen Gesichtszügen und blitzenden Augen; in Wien erzogen, spricht er fertig deutsch und hat alle Ansichten der christlichen Civilisation in sich aufgenommen — bis auf eine, die das Allerheiligste des Türken angeht, den Harem. In seiner Begleitung war ein etwas beleibter graublonder Herr, welchem jedermann, trotz der türkischen Uniform und dem nach hinten gerückten Fes, auf der Stelle ansehen mußte, daß gutes deutsches Blut und zwar ohne jede falsche Färbung, in seinen Adern floß; es war der Oberst Malinowsky, ein Magdeburger, welcher als preußischer Instructeur nach der Türkei gekommen war, sich nach und nach zu seinem jetzigen Rang emporschwang und gegenwärtig als Commissar der Pforte bei der Donauregulirung fungirt. Er hat sich in Tultscha ein prächtiges Haus erbaut, d. h. der Staat hat es bezahlt, und er wohnt da, weitschauend über die Lande, wie jemand, dem die Donau nur zum Privatvergnügen fließt. Auch Albion war vertreten in einem seiner besten und schönsten Söhne; es war der Capitän Hartley, aus der bekannten britischen Ingenieurfamilie, der Stationscommandant in Sulina. Auffällig war mir, daß unter den einzelnen Herren von der Donaucommission — wie ich dies nicht blos hier, sondern mehrfach gefunden, kein besonders kameradschaftliches Verhältniß zu herrschen schien. Dennoch hat dieselbe in diese Gegenden ein ganz neues Leben gebracht, wie mir allgemein versichert wurde; es hat sich ein anderer gesellschaftlicher Ton, eine Concentration der bessern socialen Elemente durch den Zusammenfluß einer Menge von Männern der Elite der Civilisation gebildet, deren Siege sich mehr und mehr vergrößern, und die gewiß von bleibendem Einfluß auf den Landstrich und seine Bewohner sein wird. Es ist um so mehr vorauszusehen, daß eine derartige Einwirkung dauernde Folgen zu begründen vermag, je weniger es vorauszusehen ist, wann das Donaueinigungs- und Reinigungswerk zu Stande kommt. In fünfundzwanzig Jahren werden wir erst wissen, was eigentlich zu thun ist, hat mir einer der Eingeweihten gesagt; und die Gemüthlichkeit, mit welcher die meisten davon hier ihren Fuß in den Boden pflanzen, zum Festwachsen, spricht allerdings ebenso sehr für diese Ansicht, wie die erschreckend dürftigen, wenigen Anstalten und Bauten, welche die Türkei bis heute für ihre dreimalhunderttausend Ducaten zum Besten der Donau hat entstehen sehen.

Es befremdete mich, daß mehre moldauiſche Offiziere an Bord von dem Paſcha, einem General, dem Chef des Stabs der Armee ihres Oberherrn, nicht die geringſte Notiz nahmen, ihn weder grüßten, noch ſich ihm näherten, obgleich er in Uniform, wie ſie, und ihnen gewiß bekannt war. Sie waren faſt alle junge, hübſche Leute, und gut geſchnürt, aber von nicht ſonderlicher militäriſcher Haltung, trotz dem ganz und gar franzöſirten Coſtüm, welches ſich übrigens auch den preußiſchen Waffenröcken der Türken gegenüber nicht zu ſeinem Vortheil auszeichnete. Allein der preußiſche Rock macht noch lange nicht den preußiſchen Krieger; davon bekamen wir den augenſcheinlichen Beweis, als ſpäter zu Iſaktſcha mehre türkiſche Offiziere niederer Grade auf das Schiff kamen. Confiscirtere Strolche ſind mir noch nie begegnet. Der eine davon, ein hagerer, habichtsnaſiger Geſell, trug ein roth und gelb gemuſtertes baumwollenes Halstuch als Cravate, den krummen Säbel, ein ſehr altes Waffenſtück, verkehrt auf der Schulter und daran einen ſtarken Bündel mit Wäſche auf dem Rücken, in der Hand einen mächtigen Henkelkorb mit Kirſchen. Als er die Anweſenheit des Paſcha gewahr wurde, ſetzte er ſeine Habſeligkeiten ruhig bei Seite, ſteckte den Säbel an, und bezeigte ſofort dem Vorgeſetzten ſeine Ehrfurcht mit tiefer Verneigung und Handlegung auf die Bruſt; dann wandte er ſich hurtig um, holte ſeinen Kirſchenkorb, warf im Gehen die bedeckenden Weinblätter hinweg, und präſentirte dem Paſcha gutmüthig ſchmunzelnd die Früchte; dieſer nahm etwas widerſtrebend einige davon, aber das war nicht genug, der galante Kriegsheld griff mit verdächtig ausſehenden Fingern tief in den Korb und ſuchte dem Oberen eine reichliche Gabe aufzunöthigen, die dieſer denn auch nicht verweigern mochte; dann aber kannte die Großmuth des Geſchmeichelten keine Grenze mehr, und er machte mit ſeinen Kirſchen die Runde auf dem ganzen Verdeck — nur den Frauen bot er keine an, wie ſich nach türkiſcher Lebensart von ſelbſt verſteht. Mittlerweile hatte ſich ſein Begleiter, ebenfalls Offizier und wie der andere mit mehren langbaumelnden Medaillen decorirt, ein abſcheulich plattgedrücktes Geſicht, das ſeine Negerabſtammung nicht verleugnen konnte, in größter Nonchalance auf die Planken niedergekauert, gleichſam als wolle er der ganzen Welt herausfordernd zeigen, daß er ein Paar Schuhe beſitze. Und er hatte ein Paar Schuhe, der Würdige, aber guter Himmel, welche! Niemand in Deutſchland würde ſie von einem Kehrichthaufen aufheben, neugierig guckten die Zehen daraus hervor in die Welt — denn an den Luxus von Strümpfen denkt kein echter Türke — glücklicherweiſe waren aber Haut und Leder von einerlei Farbe, daher kein großer Unterſchied zu bemerken.

Abgeſondert von ſeinen Kameraden hielt ſich ein moldauiſcher Oberſt, ein hoher, ſtattlicher Mann, wie es ſchien ſtarker Dreißiger, mit ſchwarzem, mächtigem Schnurrbart, dunklen Augen, aber etwas matten, verlebten Zügen.

Er war sehr sorgfältig gekleidet, und trug die Wucht der riesigen goldenen Epauletten mit Grazie und vornehmer Sicherheit. Ein Air von Distinction war um den Mann gebreitet; er stand fortwährend allein; niemand näherte sich ihm, mit niemandem knüpfte er ein Gespräch an. Als er, mit feinen Fingern seine Papyros rollend, suchend umherblickte, reichte ich ihm meine brennende Cigarre, er dankte mir verbindlich, aber schweigend. In diesem Augenblick begrüßte mich ein Bekannter, ein Schotte, mit dem ich im Café der Börse zu Galatsch mehre Male zufällig zusammengetroffen war. Was er war und trieb, wußte ich nicht; aber er erzählte mir, daß er sich in Ismail niedergelassen habe, und suchte mich nunmehr dringlichst zu bereden, meinen Ausflug bis nach dieser Wunderstadt auszudehnen. Denn als eine solche pries er sie, mit ihren breiten, regelmäßigen Straßen, netten, reinlichen Häusern, hübschen Gärten. „Schade nur, fügte er hinzu, daß die Stadt, seitdem die Russen sie verlassen haben, fast menschenleer geworden ist, was freilich auch sein Gutes hat; denn wohlfeiler kann man jetzt nirgend in der Welt ein Haus miethen, wie in Ismail."

Während der redselige Schotte mich also zu unterhalten strebte, warf ich von Zeit zu Zeit einen Blick hinaus auf den Strom und seine Ufer. Es war und blieb immer dasselbe Bild. Links die Hütten der Douane in gleichmäßigen Abständen dicht am Strand, rechts Weidicht und Schilf; über den Wassern schwebten zahlreiche Möven mit häßlichem Geschrei, zuweilen flog ein mächtiger Pelikan vor dem nahenden Dampfboot auf, um ein paar tausend Schritte weiter wiederum schwerfällig auf die Flut zu sinken; da und dort ein türkisches, schmuziges Schiff mit sonderbar hohem Castell regungslos in der Windstille vor Anker. Die Festung Isaktscha auf dem rechten Ufer, von welcher aus Omer Pascha — der andere — 1853 im October die russischen Kriegsschiffe, welche die Donau heraufsegelten, mit Erfolg beschoß und damit den Krieg thätlich begann, macht den Eindruck der Verkommenheit, wie alles, was osmanisch heißt. Hier scheint sich die Donau noch einmal zusammennehmen zu wollen, ehe sie in jenes regellose Wassergewirr verfällt, das der europäischen Politik so vieles Kopfzerbrechen und dem kranken Mann so vieles Geld gekostet hat; breit und so langsam, daß seine Oberfläche dem Spiegel eines Landsees gleicht, fließt der Strom zwischen flachen, schilfgegürteten Ufern dahin, ohne Buchten, Arme und Inseln; nur muß man nicht irre werden durch die großen Limane, besonders auf der linken Seite, welche von träg hervorwallenden Flüßchen gebildet werden, die in ihrer Mattigkeit scheinbar nicht das Vermögen mehr haben, die letzte Barriere zu durchbrechen, die sie von der Beherrscherin ihres Gebietes trennt, daher sie in stehendem Halbsumpf ihr Leben beschließen. Anders mag es freilich aussehen, wenn die Winterwasser sie geschwellt haben.

Die Glocke hatte ſchon zur Tafel gerufen — deren Preis in demjenigen der Paſſage, fünfundzwanzig Piaſter bis Tultſcha — einbegriffen iſt — ich war der letzte, der vom Verdeck hinabſtieg in die nicht beſonders geräumige Kajüte. Daher fand ich denn auch die lange Haupttafel ſo vollſtändig beſetzt, daß es unmöglich geweſen wäre, ſelbſt einen Yankee dazwiſchen hineinzuquetſchen, was doch etwas heißen will. Einigermaßen verlegen blickte ich umher, denn Hunger hat man auf dem Waſſer immer — doppelten vielleicht, wenn man für ſeine Befriedigung vorausbezahlt hat? — und ſuchte auf den gleichgiltigen Geſichtern der Stewards Troſt und Hoffnung. Der großen Tafel gegenüber war in einer Ecke noch ein kleiner Tiſch mit zwei Couverts ſervirt; eben nahmen der moldauer Oberſt und ein Herr im ſchwarzen Frack dieſe Separatplätze ein; als jener meine hilfloſe und ſogar etwas ſpaßhafte Verlegenheit gewahrte, gab er ſofort dem Herrn Oberkellner einen Wink, dieſer ſtürzte mit einem Couvert herbei, und der Schwarzbefrackte lud mich in vortrefflichem Franzöſiſch an den kleinen Tiſch. Das nahm ich dankbar an, und ſaß um ſo behaglicher dem Oberſten gegenüber, als ich bemerkte, daß wir mit beſonderer Aufmerkſamkeit, ja faſt Auszeichnung bedient wurden. Ich wollte mich der vor mir aufgepflanzten Flaſche des leichten, faſt waſſerhellen moldauer Weines bedienen, da bat mich der Oberſt ſo verbindlich um die Erlaubniß, mir ein Glas Bordeaux einſchenken zu dürfen, daß ich dankbar annehmen mußte, ſo wenig auch der feurige Claret ein Getränk iſt bei dreißig Grad Hitze im Kajütenſchatten. Die Koſten der Unterhaltung bei Tiſch beſtritt vorzugsweiſe der ſchwarze Herr, mein Nachbar; ſie begann mit dem Lobe des franzöſiſchen Weines und führte zu der kühnen Behauptung, daß man dieſen nirgend beſſer trinke, wie in Bukareſt; dem eifrigen Redner ſchien es eine völlig ausgemachte Sache, nicht des Streitens werth, zu ſein, daß es überhaupt nur zwei Städte in der Welt gäbe, Paris und Bukareſt. Der Oberſt, ein ſehr ſchweigſamer Gaſt, welcher gewohnt ſchien, unterhalten zu werden, gab ſeine Bekräftigung dieſer Anſicht mit energiſchem Kopfnicken und einem ſehnſüchtigen Blick in das rothe Licht des emporgehaltenen Glaſes; ich wunderte mich ein wenig darüber, daß Jaſſy nicht mindeſtens als dritte im Bund erwähnt wurde. Nachdem ich die Reſultate eines mehrwöchentlichen Aufenthalts in Galatſch und der Moldau mit einiger Noth zu einem kleinen Panegyrikus zuſammengeflochten hatte, ſchien der Oberſt etwas warm zu werden, und es kam die Rede auf die jetzige und künftige Bedeutung der Donaufürſtenthümer. Leider habe ich damals nicht Acht genug gegeben, um den ganzen Inhalt des Geſprächs noch im Gedächtniß zu haben; er lief aber darauf hinaus, daß ſich hier, an der untern Donau, die Geſchicke, die Zukunft Europas und der Welt entſcheiden würden. Auch die Abſtammung der Wlachen oder lieber Rumänen von den alten Römern kam zur Sprache, und ward als viel ſichrer betrachtet, wie

diejenige der heutigen Italiener. Ich gestehe, daß ich während meines Aufenthalts in den Donauländern weit öfter an Hunnen, Mongolen und Petschenegen erinnert worden bin, wie an alte Römer; doch hütete ich mich wohl diesen Gedanken laut werden zu lassen, da derselbe gradezu einen Hochverrath gegen die liebste Einbildung des Volkes ausgesprochen hätte. Der wieder schweigsam gewordene Oberst gab sich nicht die Mühe, in das Lob einzustimmen, das sein Begleiter, offenbar ein Franzose, freigebig und blumig der moldauischen Armee spendete; da ich dieses herrliche Kriegsheer bei diversen Gelegenheiten in den verschiedenartigsten Situationen zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, so konnte ich mir leicht denken, was der Oberst von diesem Lob seiner Truppe hielt, wenn er nicht blind war. Doch schoß er von Zeit zu Zeit aus seinen etwas unsicher schwimmenden schwarzen Augen einen bösen Blick hinüber an den Haupttisch, welchem der Pascha mit aller Würde des gereiften Weltmannes präsidirte; obgleich ihm grade nicht sehr ähnlich, erinnerte mich doch dieser moldauer Kriegshäuptling mehr als einmal an Napoleon den Dritten. Daß der besondere Tisch, überhaupt sein ganzes Benehmen, auch seine besondern Ursachen haben müsse, erschien mir klar, aber ich gab mir keine Mühe, darüber nachzuforschen. Hier ist eine Warnung einzuschalten für leichtsinnige Touristen: Behandle jeden, der dir unterwegs aufstößt, mit Ehrfurcht und merke dir seine Rede, denn wenn du selbst weißt, was der Mann ist, so weißt du doch nicht, was er noch werden kann! Mich interessirte damals Omer Pascha weit mehr, wie mein stolzer Wirth, was ich heute bitter zu bedauern habe. Der Schwarzrock nahm mich schließlich tüchtig ins Gebet über mein Vaterland, den Zweck meiner Reise u. s. w.; ich mußte ein ordentliches Verhör bestehen; daß ich einen Ausflug in die Dobrudscha machen wollte, schien mich in der guten Meinung der beiden Herren etwas herabzusetzen; „was in aller Welt haben Sie dort zu suchen? Keine Civilisation, keine Gesetze, kein Comfort.“ „Pas le moins du monde,“ bekräftigte der Oberst und reichte mir artig die erste Papyros, die er mit unnachahmlicher Fertigkeit gerollt hatte.

Wir stiegen auf das Verdeck, um daselbst den köstlichen Nero, auf türkische Art bereitet, zu schlürfen — beiläufig gesagt, sind Kaffee und Tabak das Genießbarste der ganzen Türkei. Tultscha erschien, von Höhen umkränzt, am rechten Ufer des Stroms, langsamer arbeitete die Maschine, und der Zrinyi wandte sich in großem Bogen dem Lande zu.

Eben gesellte sich der lange, hartblonde Schotte wiederum zu mir; bei dem Beginn der Tafel hatte er mich in meinen Nöthen vollständig verleugnet, denn er saß breit und gut, erwünschte Fülle vor sich. Ich richtete an ihn die Frage, ob er meinen Tischgenossen, den moldauischen Oberst kenne.

„Pah, ob ich ihn kenne!“ entgegnete er wegwerfend. „Er ist lange genug

Gouverneur von Galatsch gewesen, um jedermann im Gedächtniß zu bleiben, der in dieser lackirten Räuberhöhle eine Zeit seines Daseins, jedenfalls die schlimmste desselben, zuzubringen gezwungen war. Es ist der Oberst Kuza."

Dieser Name sagte mir nichts. „Bekleidet er gegenwärtig noch einen solchen hohen Posten?" frug ich weiter.

„Was nennen Sie hohen Posten in diesem Land?" fuhr mich der rothborstige Barbar an. „Wer hierzuland die rechten Wege kennt, und sie zu wandeln sich nicht scheut, der gelangt auf jeden Posten, dem er entgegensteuert. Dieser da hat schon mehr als eine Rolle gespielt. Jetzt ist er Oberst. Auf dreihundert Soldaten gibt es in der Moldau mindestens fünfhundert Obersten. Wer dem Kaimakam hübsch um den Bart geht, ihm von Zeit zu Zeit ein unverzinsliches Darlehn verschafft und erfolgreich für ihn kuppelt, der erhält das Patent eines Obersten und damit holla!"

Die Landungsglocke trennte mich von dem gallsüchtigen Scotchman. Ich nahm meine Reisetasche und betrat omnia mea mecum portans den Boden der Dobrudscha, zunächst aufsuchend das „deutsche Gasthaus" des Herrn Franz Ringler, welches ich allen meinen Nachfolgern hiermit bestens empfohlen haben will, was um so wirksamer sein wird, da es kein anderes gibt.

Oberst Kuza, der mit seinem Begleiter nach Ismail fuhr, winkte mir vom Verdeck aus würdig ein Lebewohl zu; ich bin mindestens fest überzeugt, daß es mir gegolten und nicht dem türkischen Pascha und seiner Suite, für welche stattliche Carrossen bereit standen.

In Dschingiskhans Heimath.

Zu den interessantesten Erscheinungen, welche das vorige Jahr auf dem Gebiet der Reisebeschreibung gebracht hat, gehört Atkinsons Werk „Western and Oriental Siberia" (London, Hurst und Blackett). Während Livingstone das Innere Südafrikas aufschloß und unter den Völkern am Zambesi den ersten Samen der Civilisation ausstreute, während Barth die geheimnißvollen Negerländer hinter der Sahara durchwanderte, die Räthsel von Timbuktu löste und den Schleier lüftete, der die Quellen des Niger und des Tschadsees verhüllte, durchstreifte Atkinson, nicht minder kühn und beharrlich, in siebenjähriger Wanderung die Steppen und Felsenwildnisse des Mongolenlandes. Die Gegenden, die er uns schildert, sind die, wo die weltgeschichtlichen Orkane sich zusammenzogen, die unter dem Namen der Hunnen- und Tartarenzüge Asien

bis an den Euphrat und bis zum gelben Meer, Europa bis zu den katalaunischen Gefilden, und später bis ans Riesengebirge erschütterten. Wir durchstreichen mit ihm die Wüste Gobi, überfliegen auf schnellen Steppenrossen das weite Grasland der chinesischen Tartarei, besuchen Kirgisensultane der großen und der kleinen Horde, darunter solche, welche sich rühmen, das Blut Dschingiskhans in ihren Adern zu haben, erfahren mit ihm unter mancherlei Abenteuern, daß der alte Raubgeist im Kleinen noch heute fortlebt, und begreifen im Anblick der grausigen Gebirgswelt, die wir durchklettern, der Wildbäche, die wir durchschwimmen, der unheimlichen Krater und Lavaströme, auf die wir hinabschauen, der furchtbaren Sandstürme, welche durch die Einöde fegen, den Ursprung und das Wesen jener weltgeschichtlichen Vorgänge, die uns mehr in das Bereich der Natur, als in das des Geistes zu gehören scheinen.

Wie das Land, so die Menschen, wenigstens in Zeiten des Anfangs. Es war die Seele des unbarmherzigen Vulkans, des plötzlich anschwellenden Bergstroms, des grausamen Steppenorkans, die unter Dschingiskhan und Timur Leng von hier aufbrach, um die Städte Chinas und Hindostans zu verbrennen, in Persien und Syrien Schädelpyramiden aufzuthürmen, Rußland und das östliche Deutschland in Blutseen zu verwandeln. Es war der Geist der Gobiwüste, welcher durch die Horden dieser Eroberer sein ödes Reich über die ganze alte Welt auszubreiten strebte.

Wir folgen im Nachstehenden dem unerschrockenen Reisenden auf einigen seiner Ausflüge an der Grenze zwischen China und Rußland, und zwar gesellen wir uns ihm zu, während er sich der Gobi nähert. Das weniger Charakteristische lassen wir aus, und bemerken nur noch, daß das Buch mit einer Anzahl sorgfältig ausgeführter Trachtenbilder und Landschaften ausgestattet ist, die von Atkinson an Ort und Stelle aufgenommen wurden.

„Stunde auf Stunde waren wir geritten, ohne einer Unterbrechung der monotonen Hügel und Thäler der Steppe zu begegnen. Bisweilen öffnete sich eine Aussicht nach Osten über die Sarchawüste mit ihrem gelben Sand, ihren purpurnen Felskämmen und ihren zahlreichen Todtenhügeln. An einer Stelle konnten wir den Dschabakanfluß an seiner dunkelgrünen Ufervegetation erkennen, wie er sich über die Ebene hinwand. Diesem Anblick wendeten wir bald nachher den Rücken, indem wir eine Bodenerhebung überstiegen und die Gobi vor uns erblickten. Diese Wüste streckt sich vom Kessilbach-Nur bis zu den Siotkibergen mehr als zweitausend Meilen*) aus, während ihre Breite zwischen zwei- und siebenhundert Meilen wechselt, und ist von unzähligen Hügelkämmen durchschnitten, deren Formen in der Ferne in lichtblauen Dunst verschwinden. Im Süden erheben sich die Schneegipfel des Syanschan, unter

*) Englische Meilen.

denen sich der Vulkan Peschan befindet. Wir kamen dann über die Steppe, über welche die asiatischen Horden zogen, deren Wanderung de Quincey in seinem „Exodus der Tartaren" so schön geschildert hat. Ich habe seine Erzählung mit höchstem Interesse gelesen und halte die Schlußscene, wo die Tartaren und die wilden Kirgisen sich in den See stürzen, für furchtbar tragisch.

Die Kosaken störten mich in meinem Sinnen, indem sie mir eine fern im Westen aufsteigende Rauchsäule zeigten, von der wir wußten, sie könne nicht von unsern Leuten kommen. Es waren unzweifelhaft Kirgisen da, und jetzt mußten wir auf unsrer Hut sein, da sie westlich von unsrer Route lagerten und sehr bald den Rauch unsres Feuers gewahr werden konnten. Wir bestiegen unsre Pferde und ritten bergab, der Spur unsrer Freunde folgend, die wir denn auch in weniger als einer Stunde in einem kleinen grasigen Thal entdeckten, in welchem ein klarer Bach schäumend und hüpfend über sein felsiges Bett herabrieselte. Alles war vorbereitet, daß wir hier Nachtruhe halten konnten und es mußten während der Nacht Wachen ausgestellt werden, da wir leicht einen Besuch jener herumschweifenden Banden bekommen konnten, welche sich fortwährend in der Steppe hin und herbewegen. Um die Dämmerstunde wurden die Pferde von der Weide geholt und neben uns festgemacht. Dann schlief jeder neben seinen Waffen, um sie für den Fall eines Angriffs sofort zur Hand zu haben. Alle wußten, daß unsre Sicherheit von uns allein abhing, daß wir von niemand Hilfe zu erwarten hatten, wofern wir uns überraschen ließen, daß unser Schicksal dann besiegelt sei und wir sämmtlich in die Sklaverei verkauft werden würden. Das war ein starker Sporn zur Wachsamkeit und Tapferkeit, und alle waren entschlossen, sich auf keinen Fall lebend fangen zu lassen."

Es ereignete sich indeß während dieser ersten Nacht im Lande der kirgisischen Räuber nichts, und die kleine Karavane setzte am nächsten Morgen ihren Ritt weiter fort. „Nachdem wir drei Stunden geritten, zeigte sich ein eigenthümlicher kuppelförmiger Hügel im Südosten. An demselben vorüberzugehen, konnte uns nicht sehr weit von unserm Curs abführen, und ich war begierig zu wissen, was es damit für eine Bewandtniß habe. Ich stieg vom Pferde und kletterte den felsigen Abhang der Schlucht neben dem Hügel hinab, wo ich fand, daß der Boden der Schlucht mit einer Lavaschicht bedeckt war, welche aus der kuppelförmigen Erhöhung herabgeflossen sein mußte. Als ich den Ort erreichte, sah ich, daß die Substanz aus mehren Stellen an der Seite des Hügels hervorgequollen war; es war indeß nur eine kleine Quantität, die sich auf dieser Seite ergossen hatte. Ich beschloß dann die Kuppel zu ersteigen, um zu sehen, wo sie geplatzt war. Das Ganze war von dunkelgrauer, ins Purpurne schillernder Farbe und sah aus, als ob es in weichem,

faſt flüſſigen Zuſtand in die Form einer ungeheuren Blaſe emporgetrieben worden. Es war nach allen Richtungen geſpalten und gebrochen, aber nicht in regelmäßigen Schichten. Nachdem ich das Geſtein genau unterſucht, entdeckte ich, daß die ganze äußere Hülle baſaltartig war. Ich fand Olivin in kleinen grünlichen Kryſtallen, an einigen Stellen ſchien es durch die ganze Maſſe hindurchzugehen, aber nur in kleinen Theilchen. Der Hügel, welcher keinen einzigen Grashalm trug, war kein regelmäßig kreisförmiger, ſondern von elliptiſcher Geſtalt. Als ich auf dem Gipfel ſtand, bemerkte ich in der Entfernung von zwanzig bis fünfundzwanzig Werſt im Südoſten einen ähnlich geſtalteten Hügel. Wir richteten unſre Schritte nach dieſer Gegend und ſtiegen ſo allmälig nach der Ebene hinab.

Bald nach Mittag ſahen wir zwiſchen einigen andern niedern Hügeln im Weſten etwa zehn Werſt entfernt einen Aul. Nach einer Berathung hielten wir es für das Beſte, uns nach demſelben hinzubegeben und zu ſehen, wie ſeine Bewohner Fremde behandeln würden. Nach kurzer Zeit ritten wir durch eine große Herde von Pferden und Kameelen. Die kirgiſiſchen Hirten kamen auf uns zu und fragten nach Woher und Wohin. Wir ſagten ihnen, daß wir vom Ubſanur kämen und nach dem Ulundſchur wollten. Darauf erfuhren wir, daß der Aul ein ſehr großer ſei und dem Sultan Baspaſthan gehöre, und daß wir ihn dort mit ſeinem Stamm antreffen würden. Jeder Kirgiſe, dem wir begegneten, hatte ſeine Streitaxt am Sattel hängen, aber ob ſie ſich damit gegen Menſchen oder Thiere ſichern wollten, wußten wir nicht. Nachdem wir ein paar Werſt geritten, kam ein Kirgiſe auf uns zu galoppirt, zeigte uns die Lage des Auls und ritt dann ſchnell auf denſelben zu, als ob der Anblick unſrer Waffen ihn veranlaßt, zu eilen, um dem Sultan Gelegenheit zu geben, uns einen warmen Empfang zu bereiten.

Ein kurzer Ritt weiterhin brachte uns auf den Kamm einer Hügelkette, von welcher wir auf den Aul hinabſchauten, der an einem Bach im Thale lag. Etwa eine Werſt entfernt von dem Aul glänzte ein Landſee. Auf der einen Seite deſſelben ſtand dichtes Schilf, auf der andern breitete ſich ein grasbewachſenes Ufer aus, auf welchem Schafe und Ziegen weideten. Wir bemerkten jetzt, daß mehre Leute auf ihre Pferde ſprangen, um uns entgegenzukommen; das war ſicher eine Friedensgeſandtſchaft. Als wir zuſammentrafen, legte einer ſeine Hand auf meine Bruſt und ſagte „Aman“. Ich folgte ſeinem Beiſpiel und ſo ritten wir weiter. Bei unſrer Annäherung ſchien in dem Aul große Bewegung zu herrſchen. Zwei Männer hatten ihre Pferde beſtiegen und waren davongeritten. Andere ſammelten Strauchwerk, und alle waren beſchäftigt. Unſere Escorte führte uns zu einer großen Jurte, an deren Thür ein langer Spieß in den Boden geſteckt war, von deſſen blitzender Spitze ein ſchwarzer Roßſchweif herabhing. Ein ſchöner hochgewachſener Mann em-

pfing uns an der Thür, ergriff die Zügel meines Pferdes, gab mir seine Hand zum Absteigen und führte mich in die Jurte.

Dies war Sultan Baspasihan. Er war ein starker Mann mit einem rothen Gesicht und trug einen schwarzen Sammetkalat mit Zobel besetzt und um die Hüften einen karmoisinrothen Shawl; seinen Kopf bedeckte eine kegelförmige Mütze von rothem Tuch, die mit Fuchspelz besetzt war und von deren Spitze eine Eulenfeder herabhing — das Zeichen seiner Abstammung von Dschingiskhan. Ein bocharischer Teppich wurde ausgebreitet, auf welchem wir Platz nahmen. Dann brachten zwei Knaben Thee und Obst herein. Sie waren in gestreifte seidene Kalats gekleidet, hatten Fuchspelzmützen auf und grüne Schärpen um den Leib. Es waren seine Söhne. Die Sultana war bei einem andern Sultan auf Besuch. Die Jurte war geräumig. Auf der einen Seite verbargen seidene Vorhänge die Schlafstelle. Daneben standen ein Berkut, d. h. ein großer schwarzer Jagdadler und ein Falke, die mit Ketten an ihre Sitzstäbe gefesselt waren, und ich bemerkte, daß alle Eintretenden sich in respectvoller Entfernung von dem gefiederten Monarchen hielten. Auf der andern Seite befanden sich drei Böckchen und zwei Lämmer in einem kleinen Verschlag. Hinter mir lag ein Haufen von Kasten und bocharischen Teppichen, so wie der große Kumisschlauch der Sultansfamilie. Zwischen uns und der Thür saßen acht oder zehn Kirgisen, welche alles, was ich that, mit großer Aufmerksamkeit beobachteten, und draußen war eine Gruppe von Weibern, deren kleine schwarze Augen sich starr auf den Fremden hefteten. Meine Jagdjacke, meine Aufschlagstiefeln und mein Filzhut waren Gegenstände von Interesse, aber mein Gürtel mit den Pistolen darin bildete den Hauptanziehungspunkt. Der Sultan wünschte die letztern zu untersuchen, ich händigte ihm eine ein, er drehte sie nach allen Seiten um und sah in die Läufe hinein. Dies genügte ihm nicht, er wünschte mich damit schießen zu sehen und bot ein Böckchen als Scheibe an, indem er wahrscheinlich dachte, daß ein so kleines Feuergewehr keine Wirkung haben werde. Ich lehnte sein Böckchen ab, riß ein Blatt aus meinem Skizzenbuch, machte ein Ziel in die Mitte und gab es dem Kosaken, welcher es als Scheibe auf einen gespaltenen Stock steckte. Der Sultan erhob sich, und alle verließen die Jurte. Ich folgte ihm und ging nach der Scheibe. Mir wohlbewußt, daß wir unter gefährlichen Leuten waren, nahm ich mir vor, ihnen zu zeigen, daß selbst diese kleinen Dinger gefährlich seien. Ich entfernte mich funfzehn Schritt von der Scheibe, drehte mich um und schoß ein Loch durch das Papier. Der Sultan hielt dies augenscheinlich für ein Taschenspielerstückchen und sagte etwas zu seinem Sohn, welcher sogleich in die Jurte lief und seinem Vater eine chinesische Holzschüssel brachte. Diese hing er eigenhändig auf den Stock, und als er zu seiner Stelle neben mir zurückgekehrt war, sandte ich eine Kugel hindurch.

Die beiden Löcher wurden sorgfältig untersucht, und jetzt war man hinlänglich überzeugt. Es war dies aber eine erwünschte Gelegenheit, die Vortrefflichkeit unserer Bewaffnung zu zeigen; denn die Leute, unter denen wir uns befanden, waren eine Räuberhorde, welche die Autorität der chinesischen Behörden für nichts achtete und ihre Raubzüge ungestraft machte."

Es wurde nun ein Gelage zubereitet, bei dem ein Kessel mit gekochtem Hammelfleisch die Hauptrolle spielte. Ein Teppich wurde ausgebreitet, auf den sich der Sultan und sein Gast setzten. Um sie reihten sich die ältesten und angesehensten Männer der Horde, dann folgten in einem weiteren Kreise die weniger Vornehmen und die Knaben. Weiber und Mädchen nahmen den letzten Platz ein, mit Ausnahme der Hunde, welche in einiger Entfernung standen und bei dem Vorgang augenscheinlich ebenso interessirt waren, als die andern. „Als alle Platz genommen, kamen zwei Männer in den innersten Kreis, jeder mit einem gußeisernen Gefäß von der Gestalt einer Theekanne. Der eine näherte sich dem Sultan, der andere mir, und sie gossen uns warmes Wasser über die Hände. Für ein Handtuch hatten wir selbst zu sorgen. Diese Ceremonie wurde mit jedem Anwesenden vom Sultan bis zum Hirten vorgenommen, nur die Weiber und Kinder blieben unberücksichtigt. Nachdem die Abwaschungen vollzogen waren, brachten die Köche lange Holztröge, den Mulden der Fleischer ähnlich, herein, in denen Haufen von gekochtem Hammelfleisch lagen. Der eine Trog, in dem sich zugleich gekochter Reis befand, wurde zwischen den Sultan und mich gestellt. Jedermann zog sein Messer aus der Scheide, von Tellern wurde völlig abgesehen. Mein Wirth suchte aus der dampfenden Masse ein schönes Stück heraus, steckte mir es in die Hand und begann dann sich selbst zu versorgen. Dies war das Zeichen, über die Speisen herzufallen. Die Kirgisen, welche den Trögen am nächsten saßen, griffen nach den Stücken, welche ihnen am meisten gefielen, aßen ein Stück davon und gaben es dann dem hinter ihnen Sitzenden; nachdem dieser davon das Beste abgebissen, gelangte das Stück in den dritten Kreis, von diesem zu den Knaben und dann, nachdem es durch alle diese Zähne und Finger Spießruthen gelaufen, erreichte der Knochen, fast alles Fleisches beraubt, die Frauen und Mädchen. Endlich, nachdem diese armen Geschöpfe daran genagt, bis nichts mehr daran war, wurde der Knochen den Hunden zugeworfen. Im Verlauf des Mahles bemerkte ich, wie drei kleine nackte Rangen hinter dem Rücken des Sultans, dessen Aufmerksamkeit auf die Kreise vor ihm gerichtet war, auf unsern Trog zukrochen. Ihre kleinen Augen beobachteten ängstlich seine Bewegungen, und als sie nahe genug waren, rissen ihre Hände ein Stück Fleisch heraus, worauf sie sich in derselben verstohlenen Weise hinter einen Haufen Lederdecken zurückzogen und ihre Beute verschlangen. Ich sah sie dies mehrmals thun und ergötzte mich

höchlich an ihrer Schlauheit. Jenseit der Weiber und umgeben von einem Rudel Hunde saß, einen dürren Schenkelknochen in der Hand, ein Kind von etwa vier Jahren. Ich verwunderte mich erst darüber, aber als ich Knochen unter sie werfen und die Hundegesellschaft auf diese zustürzen sah, begriff ich den Plan des Kleinen. Er ließ sich durch ihr Geheul nicht schrecken, seine knöcherne Waffe fiel gewichtig auf ihre Nasen, und häufig trug er die Beute davon. So verschwanden die gekochten Schafe in merkwürdig kurzer Zeit, dann wurde in großen Schüsseln das Wasser, in denen sie gesotten worden, herumgereicht und von den Kirgisen mit augenscheinlichem Behagen getrunken. Hierauf gossen wieder zwei Mann uns warmes Wasser über die Hände und nun stand alles auf und ging wieder an seine Geschäfte."

Der Sultan wünschte dann auch die Büchsen der Fremden kennen zu lernen und war außerordentlich erstaunt, als er Atkinson und seine Leute ein Papier von sieben Zoll Breite und Länge auf zweihundert Schritt weit treffen sah, während seine Kirgisen die Scheibe auf sechzig Schritt fehlten. Die Reisenden wünschten am nächsten Morgen aufzubrechen. Der Sultan begleitete sie bis zu einem andern, ihm ebenfalls angehörigen Aul, und sie hatten bei dieser Tour Gelegenheit, an einer Jagd Theil zu nehmen, bei welcher sie die Geschicklichkeit und Stärke seines Jagdadlers kennen lernen sollten.

„Nachdem wir unsern Morgenimbiß eingenommen, wurden für mich und den Sultan Pferde gebracht. Ich sollte diesen Tag eines seiner besten Rosse reiten, einen schönen Grauschimmel, welchem mein englisches Gebiß gar nicht zu gefallen schien. Auch der Sultan und seine beiden Söhne ritten schöne Thiere. Der älteste Knabe trug den Falken, welcher nach dem Federwild ausfliegen sollte. Ein wohlberittener Kirgise hielt den Adler, welcher an eine Sitzstange befestigt war, die in einer Art Fahnenschuh auf seinem Sattel stand. Der Adler trug Fesseln und eine Kappe und schien vollkommen ruhig. Im Gefolge des Sultans waren seine drei Jäger oder Leibwächter mit ihren Gewehren und etwa zwanzig andere Kirgisen in hellfarbigen Kalats, von denen mehr als die Hälfte mit Streitäxten bewaffnet waren." —

„Wir waren noch nicht weit gekommen, als verschiedene Stücke Rothwild aus dem Schilf eines stehenden Gewässers hervorsprangen und in der Entfernung von etwa dreihundert Yards von uns über die Ebene hinsetzten. Augenblicklich wurden dem Adler die Kappe und die Fesseln abgenommen, er sprang von seiner Stange auf und stieg in die Lüfte empor. Ich beobachtete ihn, als er sich drehte, und glaubte, er habe die Thiere nicht gesehen, aber das war ein Mißverständniß. Er hatte sich jetzt zu einer beträchtlichen Höhe erhoben und schien sich eine Minute lang sammeln zu wollen. Dann that er ein paar Flügelschläge und schwebte in gerader Richtung auf seine Beute zu. Ich konnte nicht bemerken, ob er seine Fittige bewegte, aber er schoß mit

furchtbarer Schnelligkeit dahin. Die Kirgisen stießen ein Freudengeheul aus und wir galoppirten auf die flüchtigen Hirsche zu. Als wir noch zweihundert Yards von ihnen entfernt waren, stieß der Adler auf seine Beute herab. Der Hirsch that einen Sprung nach vorwärts und fiel. Der Adler schlug eine Klaue in seinen Hals, die andere in seinen Rücken und hackte dann mit seinem Schnabel die Leber des Thieres heraus. Der Kirgise, der ihn unter seiner Aufsicht hatte, sprang von seinem Pferd, warf ihm die Kappe über den Kopf und befestigte ihm die Fesseln wieder an den Füßen und nahm ihn dann ohne Schwierigkeit von dem Wilde weg. Er bestieg hierauf sein Pferd wieder, ließ von seinem Gehilfen den Adler auf seine Stange setzen, und der letztere war zu einem neuen Flug bereit."

In dieser Weise jagt man Füchse, wilde Ziegen und Rehe. Hunde nimmt man bei solchen Jagden nicht mit, da der Berkut sie anfallen und tödten würde. Man behauptet, daß er sogar den Wolf angreift und überwindet. Kein Thier der Steppe entgeht ihm, es müßte denn im Stande sein, sich in eine der Höhlen in den Felsen zu verkriechen.

Die Jäger fanden dann noch wilde Schweine, deren mehre erlegt wurden, wobei aber auch das Pferd von einem der Kirgisen unter den Hauern eines Ebers fiel. Dann ritt man in scharfem Trabe nach dem Aul, wo man übernachten wollte. „Bald saßen wir in der Jurte des Sultans und es wurde in großen Bechern Kumis herumgegeben. Ich gestand, Thee vorzuziehen, und dieser war bald bereitet, aber als die Kirgisen zusahen, wie ich trank, war ich überzeugt, daß sie mich für einen vollständigen Barbaren hielten und mich wegen meines Mangels an Geschmack bemitleideten." Dann wurde dampfendes Hammelfleisch aufgetragen und rasch verzehrt, worauf man sofort schlafen ging.

„Eben graute der Tag, als ich hinausging, um nachzusehen, wo wir uns befanden, und die Schneegipfel des Syanschan entdeckte. Sie hoben sich kalt und gespenstisch von dem tiefblauen Himmel ab. Bald darauf wurden sie von den Strahlen der Sonne getroffen und leuchteten wie Rubinen. Ich saß auf dem Boden und beobachtete die Veränderungen der Färbung, bis die ganze Landschaft erleuchtet war. Unmittelbar um mich war ein lebensvolles Bild. Auf der einen Seite molken Männer mehr als hundert Stuten und trugen die ledernen Milcheimer nach dem Kumisschlauch in der Jurte. Daneben waren die Fohlen in zwei langen Reihen an Pflöcke befestigt, die in den Boden getrieben waren. Vor mir und auf der andern Seite molken die Weiber Kühe, Schafe und Ziegen, und eine kleine Strecke hinter diesen sah man Kameele, die ihre Jungen säugten. Rings um den Aul war die Steppe voll animalisches Leben. Der Sultan sagte mir, daß hier mehr als zweitausend Pferde, halb so viel Ochsen und Kühe, zweihundertachtzig Kameele

und mehr als sechstausend Schafe und Ziegen weideten. Das Geschrei der Kameele, das Gebrüll der Bullen, das Wiehern der Pferde, das Blöken der Schafe und das Gemecker der Ziegen bildete ein Concert, wie ich es in Europa nie gehört hatte." — —

Von Sultan Baspasihan begab sich Atkinson zu Sultan Sabeck, den er glücklich erreichte, nachdem er vorher mehren Hordenführern geringern Ranges und dem berüchtigten Räuber Kubaldos einen Besuch abgestattet hatte. Der Weg ging theils über Weidegründe, theils über nackte Steppen und kahle Hügelwellen. An einer Stelle war die Steppe auf eine weite Strecke mit den Löchern und Geweben von Taranteln bedeckt, weiterhin schossen sie mehre Fasanen, noch weiterhin passirten sie Salzseen, deren Ränder in der Abendsonne prachtvoll wie Ketten von Rubinen und Diamanten flimmerten. Einmal erblickten sie auf der Steppe das Spiel der Fata Morgana: einen schönen See, an dessen Gestade ein große Stadt sich ausbreitete, einzelne hohe Bäume und einen ausgedehnten Wald, alles so getreu gemalt, daß es schwer war, sich zu überzeugen, wie man nur ein Bild, keine Wirklichkeit vor sich habe. Endlich erreichte man den Aul des Kubaldos, der aus siebenundzwanzig Jurten bestand. Die Fremden wurden wie bei Baspasihan freundlich empfangen, mit Thee, getrocknetem Obst und Hammelfleisch bewirthet und überhaupt mit Aufmerksamkeit behandelt. Indeß merkten sie bald, daß die Räuber etwas gegen sie im Schilde führten. Der Räuberhauptmann that verdächtige Fragen, erkundigte sich nach den Feuerwaffen der Reisenden, wünschte die Pistolen Atkinsons zu kaufen und erweckte auch sonst Argwohn, indem er namentlich wollte, die Fremden sollten auf ihrer Reise zu Sabek seinen Freund Ultigun besuchen. Atkinson stellte sich, als werde er diesem Wunsche folgen, beschloß aber, einen andern Weg einzuschlagen. An dem Essen vermochte er nicht Theil zu nehmen, da die Eingeweide des geschlachteten Schafes nach echter Kirgisensitte so wenig gereinigt waren, daß ganze Klumpen verdauten Grases in den Kesseln schwammen. Die Leute des Kubaldos sahen außerordentlich wild aus. Die meisten hatten Pelzröcke an, einige auch Kleider aus Pferdehaut, bei denen die Mähne am Rücken herabhing, was ihnen ein besonders abenteuerliches Aeußere gab. Atkinson fürchtete nicht, während seines Aufenthaltes im Aul selbst angegriffen zu werden und schlief ruhig neben dem Räuberhauptmann. Als er aufstand, war Kubaldos fort, und ein Kosak meldete ihm, daß er während der Nacht mit einigen seiner Leute davongeritten war. Dies war seltsam, da Kubaldos sie am Tage zuvor eingeladen hatte, noch einige Zeit bei ihm zu bleiben, und Atkinson beschloß, sofort aufzubrechen. Man frühstückte, sattelte die Pferde, steckte frische Zündhütchen auf die Gewehre und ritt fort.

„Ich befahl dem Kosaken, einen der Kirgisen nach Kubaldos zu fragen.

Der Mann antwortete, er sei gegangen, um nach einigen Pferden zu sehen und werde um Mittag wiederkommen. Ich ließ ihn dann grüßen und bedauern, daß ich nicht auf seine Heimkunft warten könne. Der Kirgise sagte, daß er Befehl habe uns nach dem Aul Ultiguns zu führen, wenn wir vor der Rückkehr seines Häuptlings aufzubrechen wünschten. Er wurde indeß benachrichtigt, daß wir seines Beistandes nicht bedürften, was ihn zu wundern schien. Er versicherte, daß Kubaldos wegen unsres Besuchs bei seinem Freunde Vorkehrungen getroffen hätte und böse sein würde, wenn wir ihn nicht aufsuchten. Ich trug ihm auf, dem Häuptling für seine guten Absichten gegen uns zu danken und ihm zu sagen, daß es mich betrüben würde, wenn er unsere Abreise übel nähme, daß wir aber seinen Zorn nicht fürchteten und uns im Nothfall vertheidigen könnten und wollten."

Nachdem sich die Reisenden von einer Sklavin, welche, von Kubaldos geraubt, bei einem entfernten kleinen Aul Dienste verrichtete, nach dem Wege zu Sultan Sabek erkundigt, ritten sie in scharfem Trabe davon und gelangten nach einigen Stunden von der Grassteppe in eine sandige Wüste und drei Stunden später an einen Fluß, wo sie sich für die Nacht lagerten. Hier hielten sie Rath, was weiter zu thun sei. Die meisten glaubten, daß Kubaldos sie mit seiner Bande verfolgen werde, und es war sehr wahrscheinlich, daß er bald nach Mitternacht an dieser Stelle eintraf. Man bereitete sich daher vor, ihn blutig zu empfangen. Die Büchsen wurden geladen, die Pferde bei Dunkelwerden in die Nähe des Lagerplatzes gebracht und dann Wachen ausgestellt. Ein Kosak, ein Kalmuck und zwei Kirgisen sollten die erste Wache übernehmen, zwei Kosaken und zwei Kirgisen die zweite, Atkinson selbst mit dem Dolmetscher Tschackaboy und zwei Kalmucken die dritte. Außerdem wußte man, daß die Hunde jede Annäherung von Menschen oder Thieren melden würden.

„Alle mit Ausnahme der Wachen waren bald eingeschlafen. Als ein Kosak mich anrührte, sprang ich auf, überrascht, daß die Stunde so schnell vergangen. Meine drei Wachtgefährten standen auf ihrem Posten und die bisherigen Wachen verließen uns, sie hatten kein anderes Geräusch als das Murmeln des Flusses gehört, auch hatten die Hunde nicht angeschlagen. Die Nacht war schön, kein Wölkchen zu sehen, die Sterne strahlten mit großer Klarheit, und die tiefste Stille herrschte über der ganzen Gegend. Die Natur schien zu schlafen, wir hörten auf dem Rasen nicht einmal unsre eignen Fußtritte, und nirgend entdeckte unser Auge einen Gegenstand in der tiefen Finsterniß, welche die Steppe einhüllte. Da wurde plötzlich die ganze Ebne von einem blauen Licht erleuchtet. Ich fuhr einen Augenblick zusammen, und indem ich dann aufschaute, sah ich ein großes Meteor von prachtvoll blauer Farbe langsam von Süden nach Norden über den Himmel ziehen. Nach

etwa dreißig Secunden zersprang es mit einem großen Blitz entzwei und ein Geräusch wie ferner Kanonendonner ließ sich hören. Der Lärm erweckte einige von unsern Leuten, welche glaubten, wir hätten unsere Gewehre abgeschossen. Bald erschienen andere Meteore, sie waren klein und von hellrother Farbe, schossen mit großer Schnelligkeit herab und ließen häufig einen langen Schweif von weißen Funken hinter sich. Gegen halb zwei Uhr wurden sie sehr zahlreich und immer schöner. Einige waren hell karmoisinroth, andere tief purpurblau. Sie fielen in verschiedenen Richtungen, aber vorzüglich gegen Nordwest, und so ging es länger als eine Stunde fort, während welcher Zeit ich ihrer hundert und acht zählte. Oft sah ich zwei oder drei auf einmal. Dies begab sich am 11. August neuen Stils.

Während dies vor sich ging, vergaß ich Kubaldos und seine Bande. Noch saß ich da und sann über das Schauspiel nach, von dem ich Zeuge gewesen, als ein neben mir liegender Hund zu heulen begann. Wir blieben vollkommen still — bald darauf wiederholte er es, und jetzt fingen auch die andern Hunde an dumpf zu heulen. Tschuckaboy und einer der Kosaken, welche neben mir lagen, erklärten, daß die Hunde etwas auf der Steppe hörten. Ein langer schmaler Lichtstreifen ließ sich jetzt am nordöstlichen Horizont sehen. Bald darauf bellten die Hunde. Die Kirgisen hießen sie still sein, da ihr Gebell die Verfolger auf unsre Spur leiten mußte. Sie hätten uns aber nicht unvorbereitet überfallen können, denn wir waren auf unsrer Hut. Ich wies jetzt die Kosaken an, nicht eher als auf meinen Befehl zu schießen, und dann sollten nur vier auf einmal feuern, jeder auf einen bestimmten Kirgisen von rechts angefangen. Während sie wieder luden, sollten die andern vier schießen."

Die Hunde hatten sich nur geregt, weil Rehe in der Nähe waren. Als es hell wurde, ließ man daher ruhig wieder die Pferde grasen, ging den Fasanen nach, die hier aufgespürt worden, und ritt nach einem guten Frühstück weiter. „Die Kirgisen dachten indeß, daß wir mit Kubaldos noch nicht fertig wären. Nach dem, was die gefangene Frau gesagt, hatten wir eine lange Tagereise vor uns, ehe wir die Weidegründe am See erreichen konnten. Fünf bis sechs Stunden ritten wir über eine sandige Fläche, auf der an mehren Stellen die Salsolapflanze wuchs. Dann wurde das Land wellenförmig und in weiter Ferne konnten wir die Gipfel anscheinend hoher Bergkämme erblicken. Dann ritten wir über eine Grasfläche und weiterhin durch eine Gegend, auf welcher Zwerggebüsch wuchs. Um die Mitte des Nachmittags bekamen wir zuerst den See zu Gesicht, von dem die Frau gesprochen. Derselbe war von einem Gürtel grüner Wiesen umgeben. Im Süden zeigten sich einige hohe Bergrücken, welche sich nach Westen hin verzweigten. Wir waren etwa funfzehn Werst von diesen, indem wir grade auf die Mitte des mindestens vierzig Werst langen Sees zuritten, und es war nothwendig uns zu ent-

scheiden, nach welcher Seite wir uns wenden sollten. Nach einiger Ueberlegung entschlossen wir uns, südwärts zu gehen, da wir dachten, daß diese Route uns eher nach des Sultans Aul bringen würde. Nachdem wir gegen zehn Werst weiter geritten, änderte sich die Landschaft völlig. Ungeheure Granitblöcke lagen über den Boden hingesäet und kleine Schluchten zogen sich nach den felsigen Kämmen hinauf. Hier fingen unsre Hunde ein Böckchen von einem Rudel wilder Ziegen. Wir ritten ziemlich in südlicher Richtung weiter, wo wir eine gute Aussicht erreichten. Ich konnte in dieser Gegend keine Weideplätze sehen, was mich überzeugte, daß Sabeck noch weiter südlich zu suchen sei. Plötzlich hörte der Bergzug auf, und ein weites Thal streckte sich nach dem Gebirge im Westen hin. Zwischen den beiden Bergkämmen lag ein Theil des Sees, der sich gegen funfzehn Werst in das Thal hineinzog und ungefähr vier Werst breit war. Unmittelbar uns gegenüber lief eine lange Felsenzunge in das Wasserbecken hinaus, wo sie mit einer steilen Klippe endigte.

Während ich diese Scene zeichnete, bemerkte einer der Leute, wie etwa auf der Mitte des Berges an der andern Seite des Sees Rauch aufstieg, welcher, als er auf ihn hinwies, die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf sich lenkte. Die Kirgisen sagten, daß Kubaldos und seine Räuberschar vor uns angekommen seien, indem sie gewußt, daß wir diesen Weg nehmen müßten. Da es spät war, beschlossen wir, unser Lager am Seeufer aufzuschlagen. Die auf dem Berge mußten uns beim Hinabsteigen sehen, da sie gewiß Wachen ausgestellt hatten. In kurzer Zeit erreichten wir das Gestade und fanden einen schönen Platz zwischen Gebüschen und gutem Gras, etwa eine Werst südlich von jener Landzunge. Wer auch die Leute waren, deren Feuer wir gesehen, sie mußten sehr bald an dem aufqualmenden Rauch unsres Feuers sehen, daß sie Nachbarn hatten.

Während die Leute unser Abendessen bereiteten, untersuchte ich mit einem Kosaken und Tschuckaboy die schmale Felsenzunge. Ich fand, daß sie an einigen Stellen vier, an andern zwanzig Schritt breit war. An einigen Stellen war der Damm mit Gras bedeckt, an andern nackter Fels, zu beiden Seiten war tiefes Wasser. Am andern Ende starrten seltsam geformte Massen eines dunkelrothen Gesteins empor, darunter eine mit einer tiefen Grotte. Während ich mich damit beschäftigte, diese wunderbare Bildung zu zeichnen, untersuchten meine Begleiter sie in der Absicht, sie zu unserm Nachtquartier zu machen. Sie sagten, es sei kein Zweifel, daß eine große Anzahl von den Leuten des Kubaldos zur Hand seien, und daß man sich des Nachts, wenn wir schliefen, auf uns stürzen würde. Hier wäre eine Stelle, wo wir uns ihrer erwehren könnten und wenn es fünfhundert wären. Ein Theil der Landzunge war nicht breiter als zwölf Fuß, die Stelle war zerklüftet und es lagen große Blöcke darüber. Die schmale Passage befand sich gegen hundert Yards

vom Ufer und war vierzig Yards lang. Wir konnten jedermann, der sich dahin wagte, niederschießen, und unser erwarteter Besuch war nicht gewohnt, einem tödtlichen Feuer die Stirn zu bieten. Wir kamen überein, bis zu völligem Dunkelwerden in unserm Lager zu bleiben, dann die Pferde an das andere Ende der Felsenzunge zu schaffen und sie dort unter der Obhut von vier Kirgisen zu lassen, welche auch die Hunde mit sich nehmen und sie hindern sollten zu bellen. Die letzteren sind so gut gezogen, daß wir nicht zu fürchten hatten, sie würden uns verrathen.

Nachdem wir diesen Plan erörtert, kehrten wir in das Lager zurück und gaben die nöthigen Befehle zu seiner Ausführung. Während des Abends waren verschiedene Männer auf den Bergen gesehen worden, die uns beobachteten. Sie konnten alles sehen, was mit unsern Pferden vorgenommen wurde, welche, als es dämmerte, herbeigebracht und zwischen uns und dem See an Pflöcke festgemacht wurden, wie wenn wir die Nacht hier bleiben wollten. Man legte Haufen von Brennholz auf das Feuer, welches mit heller Flamme emporschlug und den Räubern zeigte, daß wir uns zum Schlafen vorbereiteten. Aber als die Nacht hinreichend dunkel geworden, wurden unsere Rosse gesattelt und zurecht gemacht, um nach unserer Felsencitadelle gebracht zu werden. Zwei Kalmucken blieben zurück, um das Feuer zu unterhalten, bis Tschuckaboy sie abrufen würde. Wir ritten dann so leise als möglich nach unserm Zufluchtsorte, und nachdem wir das Ende des schmalen Ganges erreicht, stiegen wir ab und ließen zwei Kosaken mit den Kirgisen gehen, um unsere Pferde an den vorhin bezeichneten Ort zu schaffen. Die Kosaken sollten zusehen, daß sie gehörig festgemacht würden, und dann zu uns zurückkehren, nachdem sie den Kirgisen strengen Befehl ertheilt, die Hunde ruhig zu erhalten. Wir ließen uns die Satteldecken bringen und bereiteten uns mit ihnen etwa fünfundzwanzig Schritt vom Ende des schmalen Ganges das Nachtlager. Ein Kosak und ein Kirgise legten sich am andern Ende näher am Ufer hin, um der Annäherung der Räuber zu lauschen; sobald sie diese vernähmen, sollten sie sich über die Felsen nach uns zurückschleichen. Tschuckaboy hatte seine Kalmucken vom Feuer weggerufen, und einer derselben wurde als Wache ausgestellt. Wir fühlten uns jetzt in unserer Position vollständig sicher und legten uns zum Schlafen nieder. Das Feuer in unserm alten Lager flackerte noch immer mit weithin leuchtender Flamme auf. Ich beobachtete sein zitterndes Spiegelbild auf dem Wasser ein Weilchen, während ich auf dem Ufer lag, und fiel dann in tiefen Schlaf.

Ehe noch die erste Wache vorüber war, kamen die beiden Vorposten zu uns herangekrochen und meldeten, daß die Schurken in unserm Lager wären. Büsche waren auf das Feuer geworfen worden, und die auflodernden Flammen hatten unsere Schildwachen Leute zu Pferde erblicken lassen. Ich gab jetzt

Befehl, wenn jene sich auf dem schmalen Theil der Landzunge zeigen sollten, so sollten nur drei Mann auf einmal feuern. Dies würde uns drei Salven geben, und ich war überzeugt, daß mein Gewehr in der Vertheidigung des engen Passes gute Dienste thun werde. Zwei Kosaken und ich wollten zuerst schießen, dann Tschuckaboy und seine Kalmucken, dann die andern. Nachdem dies allen klar gemacht worden, warteten wir gelassen auf die Ankunft des Feindes.

Es währte nicht lange, so hörten wir die Tritte von Pferden am Ufer, aber es war zu dunkel, um irgend einen Gegenstand zu erkennen. Die Räuber kamen langsam daher geritten und hielten plötzlich an der Landzunge. Mehre sprachen sehr rasch, aber die Kirgisen konnten nicht hören, was sie sagten. Ein Theil der Verfolger rückte dann auf der Landzunge vor und wir vernahmen, wie sie näher kamen. Sie erreichten endlich die schmale Stelle, wo nicht mehr als drei Mann nebeneinander reiten konnten. Dies brachte sie zum Stillstehen. Auf unserer Seite war jede Büchse bereit, aber wir konnten keinen Menschen sehen. Sie standen da und sprachen, aber keiner wagte es, hinüberzureiten. Jetzt war jedes Wort von ihnen deutlich zu hören, und bald erkannten wir auch die Stimme von Kubaldos. Die Bande blieb an dieser Stelle gegen zehn Minuten, dann gingen sie nach dem Ufer zurück und ritten im Trabe nach Norden ab. Die Kirgisen erklärten uns jetzt, was sie gehört. Kubaldos war sehr ärgerlich, daß wir entwischt, nannte uns Feiglinge und sagte seiner Bande, daß wir leicht gefangen werden könnten. Er war überzeugt, daß wir nach dem Nordende des Sees gegangen seien und daß er durch rasche Verfolgung uns bei Tagesanbruch erreichen und in die Moräste jagen könne. Selbst wenn wir diese glücklich passirten, würde er uns sicherlich wenigstens nach der Steppe treiben, von wo wir Sultan Sabecks Aul nicht unter drei Tagen erreichen könnten. In der Zwischenzeit könnte man uns leicht abschneiden, da unsere Pferde wegen Wassermangel entkräftet sein würden.

Die Kirgisen wünschten, daß wir so rasch als möglich nach Süden zu aufbrächen, aber diesem Plan wollte keiner von meinen Leuten beistimmen. Wir kamen endlich überein, mit Tagesgrauen wegzureiten, ohne vorher die Pferde gefüttert und selbst gefrühstückt zu haben. Denn mit dem Anbruch des Morgens würde Kubaldos sein Mißverständniß gewahr werden, und mit müden Pferden wahrscheinlich vierzig Werst von uns entfernt sein. Wir hielten aufmerksam Wache, wurden aber nicht wieder gestört, bis die Pferde zum Satteln herbeigebracht waren. Dies geschah im Dunkeln, und als der erste schwache Strahl des Morgenlichts im Osten sich zeigte, wurden die Pferde über die Felsenzunge geführt. Wir wendeten uns jetzt nach Süden, indem wir dem Seeufer folgten, und es war bald hell genug, daß wir die Spur

unſrer Feinde erkennen konnten. Die Kirgiſen meinten, es müßten vierzig bis funfzig Mann mit Kubaldos ſein, welcher ohne Zweifel ſicher war, daß er mit dieſer Uebermacht Sieger bleiben müßte. Nachdem wir das Ende des Sees erreicht, folgten wir ihrer Spur und ritten durch eine ſchmale Furt. Dies brachte uns auf die Oſtſeite, und wir gingen jetzt auf den Berg zu, wo unſre Gegner gelauert, und zogen uns an ſeinem Fuß hin.

Das Tageslicht breitete ſich jetzt raſch über Berg und Steppe aus und gab dem Pflanzenwuchs um den See eine tiefe ſammtgrüne Färbung. Wir folgten noch immer der Spur unſrer Feinde und fanden jetzt, daß ſie von der andern Seite des Gebirgs gekommen waren. Der Rauch, den wir geſehen, war von einem Feuer aufgeſtiegen, welches ihre Kundſchafter ſich gemacht hatten. Ein zweiſtündiger Ritt brachte uns zu einem kleinen See mit gutem Gras, wo wir deutliche Spuren entdeckten, daß dies ihr Lagerplatz geweſen war. Wir beſchloſſen hier unſre Pferde weiden zu laſſen, ſelbſt ein Frühſtück einzunehmen und dann weiter zu gehen und Sabeck aufzuſuchen. Da wir unſern Thieren hinreichend Zeit zum Freſſen laſſen mußten, ſo ſchlug ich einem Koſaken und Tſchuckaboy vor, mit mir den Berg zu erſteigen und nach dem Aul des Sultans Umſchau zu halten. In ungefähr einer Stunde waren wir auf dem Gipfel, obſchon das Hinaufſteigen an einigen Stellen ziemlich ſchwierig war. Das Geſtein war dunkelrother Granit, durch den ſich von Oſten nach Weſten dicke Quarzadern hindurchzogen. Vegetation war kaum zu ſehen, und der Berg hatte ein ſehr zerklüftetes und ödes Ausſehen. Kein Aul war zu erblicken, ebenſo wenig irgend ein lebendes Weſen, ſo weit ſich auch dieſe unermeßliche Ebene unter uns ausdehnte. Wir ſuchten an den Ufern des Sees nach Menſchen, aber es war niemand zu entdecken. Nachdem wir verſchiedene große Klippen überſtiegen, erreichten wir einen Punkt, der eine Ausſicht mehr nach Süden bot, und ſiehe da, hier fanden wir den von der gefangenen Kirgiſenfrau als Merkzeichen von Sabecks Lager erwähnten ſpitzgipfligen Berg. Dieſer war ein vortrefflicher Wegweiſer für uns, und in weniger Zeit als wir zum Heraufſteigen gebraucht, gelangten wir wieder zu unſern Leuten hinab, wo wir alles marſchfertig antrafen. Wir verließen das Weideland und betraten eine dürre Wüſte von Sand und Kieſeln, unter denen ich mehre ſchöne Achate und Karneole entdeckte. Hätte ich Zeit gehabt, ſo hätten ſich viele gute Proben davon ſammeln laſſen. Erſt nach einem Ritt von mehr als fünf Stunden ſahen wir den Gipfel des Berges vor uns, auf den wir hinzureiten hatten. Wenn der Aul dort war, ſo konnten wir ihn vor Dunkelwerden nicht erreichen, und jetzt begannen wir zu fürchten, daß wir nicht im Stande ſein würden Waſſer zu finden. Wir erblickten im Südweſten die ſchneeigen Gipfel des Syanſchan viel näher, als wir ſie je bisher geſehen, und ein kühler Wind von dieſer Seite geſtattete uns, unſre Pferde zu ſcharfem Lauf anzu-

treiben ohne sie zu ermüden. Noch ein paar Stunden, und der kegelförmige Berg trat stolz und kühn aus der Ebne hervor. Indem die Kirgisen auf gewisse dunkle Linien zeigten, die in der Ferne sich über die Steppe hinzogen, sagten sie, das seien Weidegründe, die wir vor Sonnenuntergang erreichen würden, und um ihre Verheißung wahr zu machen, setzten sie ihre Pferde in raschen Trab. Sie hatten Recht gehabt. Eine Stunde vor Sonnenuntergang sahen wir nicht blos Weideplätze, sondern auch weidende Kameele und Pferde. Dies war ein freudenvoller Anblick für Mensch und Thier, und bald darauf erreichten wir auch die Herden."

Die Reisenden hatten das Ende ihrer Mühen und Gefahren erreicht. Sie waren gerettet. Die Leute im Aul nahmen sie freundlich auf und führten sie am nächsten Morgen zu ihrem Sultan, der acht Stunden weiter lagerte und den Fremden ebenfalls wohlwollend begegnete. Sabeck war einer der reichsten Herdenbesitzer dieser Gegend, er war reicher wie der wieder zu Gnaden gekommene Hiob, denn er besaß nicht weniger als achttausend Pferde, sechshundert Kameele und so viele Kühe, Ochsen, Schafe und Ziegen, daß er sie nicht zählen konnte.

Aehnliche Abenteuer erlebte Atkinson noch eine gute Anzahl. Bald drohten Räuber, bald Abgründe, bald Tiger. Einmal wäre bei einem Haar die ganze Karavane in einen Morast versunken, den eine trügerische Decke von Rasen verhüllte. Ein andermal retteten sie sich mit genauer Noth vor einem Wirbelsturm. Keinen Abend waren sie sicher, ob sie den Morgen erleben würden. Aber der gute Stern des Europäers führte sie glücklich aus allen Gefahren, und nachdem Atkinson seine Mappe mit zahlreichen Skizzen gefüllt, noch die Gebirge und Seen Ostsibiriens besucht und auch dort fleißig gezeichnet, kehrte er wohlbehalten in die Heimath zurück.

Die Militärmacht Oestreichs in Italien.

Der feindlichen, mindestens zweideutigen Haltung Frankreichs, so wie dem entschieden feindseligen Benehmen Piemonts gegenüber hat Oestreich, um seinen Besitz und das Recht der Verträge in Italien für alle Eventualitäten zu sichern, in seinen italienischen Provinzen militärische Maßregeln getroffen, die wir in ihrem Zusammenhang überblicken wollen. Seine Rüstungen und Vorbereitungen hüllt Oestreich nicht wie Frankreich in geheimnißvolles Dunkel,

noch braucht es dieselben zu entschuldigen, denn es bereitet sich nur vor, einem unrechtmäßigen Angriff kräftig entgegentreten zu können. So ist man in Turin wie in Paris gewiß sehr gut über uns*) unterrichtet. Jedermann kann ja die einrückenden Truppen zählen und die Geschütze auf den Wällen sehen. Dies soll auch das Publicum in Deutschland erfahren. Es wird daraus ersehen, wie vortrefflich die neue militärische Organisation des Kaiserstaates und wie gut Oestreich gerüstet ist, die anmaßende Einmischungspolitik von der Seine her am Po zu empfangen.

Die östreichische Armee in Italien zählte zu Anfang dieses Jahres, wo sie sich noch auf dem Friedensfuß befand, in drei Armeecorps 55,000 Mann und 120 bespannte Geschütze. In der ersten Hälfte des Januar rückte ein viertes Corps aus Wien nebst einigen Bataillonen Grenzern u. s. f. in die Lombardei, wodurch die Streitkräfte in Italien eine Vermehrung um 25,000 Mann und 48 Geschützen erhielten. Gegen Ende Februar, als eine friedliche Lösung der Differenzen mit Frankreich unwahrscheinlicher wurde, kündigte die officielle östreichische Correspondenz an, daß einige der in dem lombardisch-venetianischen Königreich stationirten Regimenter, welche ihre Werbbezirke in den entfernteren Provinzen der Monarchie haben, angewiesen wären, die beurlaubte Mannschaft einzuberufen. Wenige Tage später, am letzten Februar, (es war der Tag nach der Ankunft Lord Cowleys in Wien) erging von Wien der telegraphische Befehl, die Armee in Italien auf den Kriegsstand zu setzen, was gleichzeitig auch mit mehren in den deutschen Provinzen stehenden Corps geschieht. Bereits treffen die Transporte zur Ergänzung der zur hiesigen Armee gehörenden Regimenter ein, und die aus allen Punkten der Monarchie einberufenen Urlauber werden ihre Abtheilungen completirt haben, ehe vierzehn Tage seit Erlaß des Befehls verflossen sind. Die im Frieden unbespannten Batterien, deren Cadres immer bestanden hatten, werden mit den in den andern Provinzen der Monarchie bereits eingekauften Pferden bespannt, der Train organisirt; die Armirung der Festungen und festen Plätze ist schon vollendet, ihre Approvisionirung im Werke. Oestreich steht also in dem Augenblick, wo diese Zeilen zur Oeffentlichkeit gelangt sein werden, vollkommen schlagfertig da. Die östreichischen Streitkräfte sind durch diese Ergänzungen augenblicklich auf ungefähr 150,000 Mann und 320 disponible Feldgeschütze gebracht, was als authentischer Effectivbestand betrachtet werden darf. Hierzu kommen die vierten Bataillone der in Italien stehenden Regimenter, und die in Mobilität gesetzten Grenzbataillone, welche ebenfalls in kürzester Zeit nachrücken und im Laufe dieses Monates noch hier eintreffend die disponible Armee abermals um 40,000 bis 50,000 Mann verstärken werden. Daß endlich noch eine beliebige

*) Der Verfasser ist ein östreichischer Militär in Mailand.

Anzahl Geschütze zu jeder Zeit aus den andern Provinzen nach Italien geschickt werden können, brauchen wir kaum beizufügen.

Es sei erlaubt, hier einige, wenn auch nicht officielle, aber ebenfalls richtige, aus der Organisation der östreichischen Armee abgeleitete Zahlen über die Stärke zu geben, auf welche diese Armee zu jeder beliebigen Zeit gebracht werden kann, ohne daß dem Staat und der Bevölkerung besondere Opfer abverlangt, oder außergewöhnliche Anstrengungen gemacht werden müßten. (Der Verfasser denkt als Soldat nur an die Menschen-, nicht an die Geldkräfte. D. R.) Das östreichische Heer zählt 62 Infanterieregimenter, 32 Jägerbataillone, 14 Grenzinfanterieregimenter, 16 schwere, 24 leichte Cavalerieregimenter, zusammen 288 Escadrons; ferner 14 Artillerietegimenter, jedes zu 112 Geschützen, 12 Genie-, 6 Pionier-, 3 Sanitätsbataillone, das Flotillencorps und 19 Gensdarmerieregimenter. Auf dem Kriegsstand bestehen die Infanterieregimenter aus 4 Feldbataillonen, 1 Grenadier- und dem Depotbataillon, im Ganzen aus 32 Compagnien zu 200 Mann (die Unteroffiziere inbegriffen). Jedes Infanterieregiment ist sonach im Kriege 6400 Mann stark. Dies gibt für die Linieninfanterie

eine Gesammtstärke von	396,800	Mann
Die Jägertruppen betragen	33,000	"
Die Grenzregimenter können 3, im Nothfall auch mehr Bataillone zum auswärtigen Dienst in das Feld stellen, zusammen	34,000	"
Die Feld-, Küsten- und Festungsartillerie, beträgt auf dem Kriegsstand in runder Summe	60,000	"
Genie- und Pioniertruppen	16,000	"
Die Cavalerie auf dem Kriegsstand	56,000	"
Gensdarmerie und Militärpolizei	10,000	"
Nichtcombattanten, Sanität, Train, Zeugsartillerie, Verpflegsbranche, Monturbranche	44,200	"
Gesammtsumme der östreichischen Armee:	650,000	Mann

Und um alle Abtheilungen auf diese ihre volle Stärke, den Kriegsstand zu bringen, besitzt jeder Ergänzungsbezirk der Monarchie für die Regimenter und Bataillone, welche demselben zugewiesen sind, mehr als die erforderliche Zahl beurlaubter Mannschaft, Leute, die bereits einige Jahre gedient haben, und nur in den Hauptort des Bezirkes einberufen zu werden brauchen, um von dort an die auswärts stehenden Regimenter abgesendet zu werden. Ferner hat jedes Regiment oder Bataillon die Waffen, Kleider und Ausrüstungsgegenstände in seinem Vorrath, um die zur Ergänzung auf den obigen Stand einberufene Mannschaft unverweilt bekleiden und bewaffnen, sich sonach complet auf den Kriegsfuß

ſetzen zu können. Eine neue Rekrutirung und Einberufung der nächſten Contingente iſt ſomit erſt dann nothwendig, wenn die Armee noch außergewöhnlich über den oben angegebenen ſyſtematiſirten Stand vermehrt, neue Bataillone errichtet, oder die im Laufe eines Feldzuges ſtattfindenden Verluſte erſetzt werden ſollen. Wie groß die Hilfsquellen der Monarchie in dieſer Beziehung ſind, hat ſich ſchon wiederholt bewährt, und ohne das Land ſehr zu erſchöpfen, könnte, wenn es erforderlich ſein ſollte, die Armee noch bedeutend vermehrt werden. Und ſind von den obigen Zahlen, welche die Stärke der öſtreichiſchen Armee in Kriegszeiten angeben, jetzt gleich nur 450,000 Mann auswärts verwendbar, ſo giebt dies zwei Armeen — die eine für Italien und die zweite für einen anderen Kriegsſchauplatz — von einer Stärke, wie ſie in europäiſchen Kriegen bisher nur ſelten vorzukommen pflegten.

Unter den weiteren militäriſchen Veranſtaltungen, um die Behauptung der Lombardei gegen einen eventuellen piemonteſiſch-franzöſiſchen Angriff zu ſichern, ſind hervorzuheben die an einigen Punkten unternommenen und zum größten Theil bereits vollendeten Befeſtigungen. Dieſe Punkte ſind Piacenza, deſſen Befeſtigung vervollſtändigt wurde, und das als einer der bedeutendſten Punkte am oberitalieniſchen Kriegsſchauplatz betrachtet werden muß; ſodann der Brückenkopf von Borgoforte über den Po; Pavia am Ticino, welches in einer unglaublich kurzen Zeit zu einem ſtarken Place du Moment, hart an der piemonteſiſchen Grenze gemacht wurde; endlich Laveno am Langen See, der Stationsort für die dortige Flotille, mit Küſtenbatterien. Nächſtdem iſt Venedig gegen die Seeſeite, ſo wie auch gegen das Land hin bedeutend verſtärkt, an dem neuen, ſehr ſtarken Kriegshafen von Pola ſind alle Werke vollendet worden; in Dalmatien werden zur Vervollſtändigung der Küſtenvertheidigung Anordnungen getroffen.

In der hieſigen Bevölkerung — namentlich in den untern Claſſen, unter Kleinbürgern und Bauern — herrſcht im Allgemeinen keine beſonders gefährliche Stimmung. Die Einberufung der Urlauber für die italieniſchen Regimenter geſchieht ohne Störung, die Leute rücken willig ein, nur äußerſt wenige Fälle kamen vor, daß einige entwichen, obwol in Piemont, unmittelbar an der Grenze, zum Empfang der Deſerteure und Flüchtlinge Werbdepots eingerichtet ſind. Die nach den deutſchen Provinzen abgehenden Transporte der einberufenen Urlauber ſieht man oft ſogar ſingend und ſoldatiſch heiter mit der Eiſenbahn ihre Heimath verlaſſen. Bezeichnend für die Denkart und das Urtheil eines Theils der niedern Volksclaſſen war eine Scene, bei der Schreiber dieſer Zeilen zufällig gegenwärtig war, und wo einer der einberufenen italieniſchen Soldaten laut in Anweſenheit einer großen Anzahl ſeiner Landsleute ſich über die Helden der hieſigen provocirenden Partei ausließ, ſie als Maulhelden bezeichnete und ſie als Leute verwünſchte, welche die

eigentliche Schuld trügen, daß er und so viel andere, die sein Schicksal theilten, jetzt abermals ihre Familie und ihren Beruf verlassen müßten. Und diese Partei ist es auch, welche die Auftritte verursachte, die in den letzten Wochen stattfanden (die Demonstrationen bei der Leichenfeier des Dandolo, die Verhinderung der Volksbelustigungen), und ohne Unterlaß die große gleichgiltige Menge der Bevölkerung bearbeitet, theilweise auch terrorisirt, um der Regierung Verlegenheiten zu bereiten, und besonders um Vorfälle herbeizuführen, welche für die hiesigen Zustände die Sympathien Europas zu erwecken geeignet wären, und durch welche unsere Exaltirten hoffen, eine Krisis, vielleicht eine Einmischung des Auslandes zu bewirken. In dieser Beziehung ist es ihnen gelungen, daß die Vergnügungen, welche die letzten Wochen des italienischen Carnevals so lebhaft zu machen pflegen, dieses Jahr in allen Städten der Lombardei unterblieben, während im Venetianischen der Fasching keine Störung erlitt. Es genügte, daß einige Schreier erklärten, es sei jetzt, in einem für das Vaterland so wichtigen Moment nicht an der Zeit, sich zu belustigen; die andern, welche sich gern im Fasching unterhalten hätten, wagten es nicht zu opponiren, theils aus Furcht insultirt zu werden, theils weil von den Belustigungen unter diesen Umständen wenig zu erwarten war, und alles fügte sich dem Gebot der Helden des Pflasters und der Kaffeehäuser. Das Land erhält durch diese Art Opposition einen Anstrich von Aufregung, die im Grunde nicht besteht. Es fällt weniger als jemals jemandem, selbst den Exaltirtesten nicht, ein, aus diesem Schmollen hinauszutreten und gegen die Regierung ernsthaft zu conspiriren. Man denkt nur an Befreiung durch Fremde, die freilich bequem genug ist. Sie hegen noch immer die sichere Hoffnung — und diese ist in der That sehr allgemein verbreitet und bei vielen auf das festeste eingewurzelt — daß Frankreich mit Oestreich anbinden werde (in welcher Absicht das allein geschehen könnte, wollen sie sich wol selbst nicht eingestehen) und daß die Franzosen demnächst vor Mailand erscheinen werden. Ganz ohne Hehl erzählen sie, Nachrichten aus Marseille und Toulon zu haben über die Vorbereitungen, die dort getroffen seien, 50,000 Mann nach Genua überzuschiffen, um sie von dort mittelst der Eisenbahn an den Ticino zu werfen, wo die piemontesischen Truppen auch in der That in beträchtlicher Zahl (angeblich 50,000 Mann mit 6000 Pferden und 86 Geschützen) concentrirt stehen — eine Operation, welche wirklich in sehr kurzer Zeit ausgeführt werden könnte. Zum Schluß meinen sie, worin unbefangene Beurtheiler ihnen einigermaßen beistimmen müssen, daß Piemont, sowol um Frankreich mit Gewalt in einen Krieg mitzureißen, als auch weil es auf dem einmal betretenen Weg seiner Politik sich leicht zu einem solchen Schritt verleiten lassen kann, und in der That auch kaum umzukehren im Stande ist, sich zu Acten offener Feindseligkeit gegen Oestreich bewegen läßt, welche dem letztern Staat das Recht

geben würden, aus seiner Jahre lang gewissenhaft beobachteten Defensive hinauszutreten.

Das neue Gesetz über die Ergänzung des Heeres in Oestreich.

Aus Siebenbürgen, Mitte Februar.

Der östreichische Kaiserstaat hat bekanntlich durch das kaiserliche Patent vom 29. September 1858, kundgemacht im Reichsgesetzblatt vom 7. October 1858, Stck. XLI., ein neues Gesetz über die Ergänzung des Heeres erhalten. Das vierte Hauptstück handelt von der „Befreiung von der Pflicht zum Eintritt in das Heer". Nach §. 20 desselben sind befreit: „Die ordentlichen und öffentlichen Studirenden an einer Universität, einer Rechtsakademie, an der orientalischen Akademie in Wien, an einem Obergymnasium und an einer Bergakademie, wenn sie sich a) über ein tadelloses sittliches Betragen und mit der allgemeinen Vorzugsclasse, oder, wo eine solche allgemeine Classe nicht gegeben wird, mit durchaus Vorzugsclassen im Fortgange ausweisen. Maturitätszeugnisse über das vollendete Gymnasium werden diesen Nachweisen gleich gehalten. b) Studirende, welche im Vorjahr sich an einer Studienanstalt befanden, wo halb- oder ganzjährige Prüfungen nicht stattfinden, müssen nachweisen, daß sie im nächstverflossenen Studienjahr in disciplinärer Hinsicht tadellos waren, und durch ein Colloquium über jedes Hauptfach darthun, daß sie den Unterricht mit ausgezeichnetem Fortgang genossen haben."

An dieses Gesetz reiht sich ein den Verwaltungsbehörden vor kurzem zugekommener „provisorischer Amtsunterricht zur Ausführung des Gesetzes über die Ergänzung des Heeres", in dessen 23. §. es in der Erklärung über die Nachweise zur Erlangung der Befreiung Seitens der Studirenden wörtlich heißt: Folgende Kategorien sind nicht befreit: Alle Studirenden an ausländischen Unterrichtsanstalten. Nachweise über bloße Frequentation, über Privatstudium, so wie alle Zeugnisse von ausländischen Studienanstalten zum Zweck der Befreiung selbst eines später im Inland ordentlich und öffentlich Studirenden sind nicht anzunehmen."

Wir wollen hier nicht untersuchen, ob sich diese, in dem kais. Patent nicht enthaltene beschränkende Bestimmung mit den allgemeinen Culturinteressen unsers Kaiserstaates in Einklang bringen lasse; wir wollen ebenso wenig erörtern, ob damit der, durch den Ministerialerlaß vom 2. Oct. 1855 ausdrücklich aufrecht erhaltene §. 46 des Ministerialerlasses vom 1. October 1850 (Regblatt. CXXX. Stück), betr. die Studienreform an den östr. Universitäten, welcher den östr. Staatsangehörigen gestattet, solche nicht östr. Hochschulen, an welchen Lehr- und Lernfreiheit besteht, zu besuchen und zur erfreulichen Folge gehabt hat, daß die k. bairische Staatsregierung den bairischen Studirenden durch Anschlag am schwarzen Bret auch ihrerseits den Besuch der juristischen Facultäten in Oestreich freistellte, nicht förmlich aufgehoben sei: das aber kann nicht unbeachtet gelassen, ja nicht nachdrücklich genug betont werden, daß, falls der „Amtsunterricht" im Geiste des kais. Patentes verfährt

und demnach „alle Studirenden an ausländischen Unterrichtsanstalten", also auch an ausländischen Universitäten, absolut militärpflichtig sind, die evangelische Kirche und Schule in Ungarn und Siebenbürgen in ihrem Rechte sowol, als auch in ihren heiligsten Bildungsinteressen unheilbar verwundet wird. Da nämlich die Pflicht zum Eintritt in das Heer (§. 3 des k. Patents) mit dem ersten Januar beginnt und durch sieben Jahre, die Dienstpflicht im Heere selbst acht Jahre dauert, so würde in den weitaus meisten Fällen der Besuch einer ausländischen Universität gleichbedeutend sein mit Einreihung in das kaiserliche Heer; oder mit andern Worten, jene Bestimmung des „Amtsunterrichtes" kommt in der Praxis einem Verbot der ausländischen Universitäten gleich.

Die evangelische Kirche in Ungarn, wie jene in Siebenbürgen hat ein verbrieftes, gesetzliches Recht auf den Besuch ausländischer, namentlich deutscher Bildungsanstalten. Dieses Recht der Protestanten in Ungarn wurzelt in dem §. 5 des 26. Gesetzartikels vom Jahre1790 — 1. In Siebenbürgen erhoben Fürst und Stände diese Freiheit noch im Jahre 1659 zu einem „perpetuum et irrevocabile decretum" und das Gesetzbuch der Compilaten (III. 9, 1) droht jedem, der auch nur den Antrag auf Einschränkung oder Abschaffung dieses Artikels mache, Gottes Fluch im zukünftigen Leben, Ehrlosigkeit in diesem. Der erste Novellarartikel vom Jahre 1752 hielt diese Freiheit ausdrücklich aufrecht und die protestantische Kirche Siebenbürgens hat dieselbe immer für einen Grund- und Eckstein ihres Gedeihens betrachtet.

Nicht mit Unrecht! Denn daß sie in den schweren Jahrhunderten, deren Druck auf ihr gelastet, nicht verkümmert ist, daß sie in Erkenntniß, in Glauben und Leben der Mutterkirche in Deutschland nicht unwürdig wurde, verdankt sie wesentlich den deutschen Hochschulen und der ungestörten Freiheit ihres Besuches. Nicht einmal Türken- und Tartarenkriege, nicht langdauernde Tyrannei siebenbürgischer Nationalfürsten haben ihn gehindert; viele hundert Söhne des sächsischen, wie des magyarischen Volkes haben, für den Dienst der Kirche, der Schule, des Staates sich vorbereitend, aus den ewig frischen Quellen ihre Bildung getrunken, wohin jene insbesondere auch das nie erloschene Heimweh nach dem Mutterland zog und — zieht. Den evangelischen deutschen Hochschulen verdankt das Sachsenland in Siebenbürgen seine Bildung, seine Schule ihre Blüte, seine Literatur ihren Aufschwung, sein gesammtes nationales Leben und damit vorzüglich auch seine evangelische Kirche, einen der bedeutendsten Factoren der Erhaltung, der Schönheit, der Würde.

Und nun sollen „alle Studirenden an ausländischen Unterrichtsanstalten", also auch die Studirenden der Theologie und des Lehramtes, militärpflichtig sein, während entsprechendes Studium in Oestreich frei macht?!

Man könnte einwenden, die Studirenden der Theologie auch an ausländischen Universitäten seien nach §. 16 des k. Patentes als „Candidaten des geistlichen Standes" der A. C. frei, „wenn sie sich mit einem von ihrem Superintendenten bestätigten Zeugniß des Vorstehers einer theologischen Lehranstalt darüber ausweisen, daß sie mit entsprechendem Fleiß und Erfolg den theologischen Studien oblägen und hinsichtlich ihres Betragens nichts Nachtheiliges vorgekommen." Diese Ansicht könnte Bekräftigung finden in §. 19 des „Amtsunterrichtes", der von den „Candidaten des geistlichen Standes der A. und H. Confession und des unitarischen Glaubensbekenntnisses nur die in §. 16 des Heerergänzungsgesetzes bezeichneten Documente fordert:

aber Thatsache ists, daß die Behörden, seitdem sie den Amtsunterricht erhalten, bis jetzt nur die Ansicht ausgesprochen haben: alle Studirenden an ausländischen Unterrichtsanstalten seien als solche militärpflichtig.

Die Grundgesetze der evangelischen Kirche in Ungarn und Siebenbürgen fordern daher gebieterisch eine Abänderung der ihnen widerstreitenden, im k. Patent über die Ergänzung des Heeres ohnehin nicht begründeten, beschränkenden Vorschrift des Amtsunterrichtes. Die Abänderung dieser beschränkenden Bestimmung, welche einem der heutigen vaterländischen Gesetzgebung offenbar zuwiderlaufenden Verbot der deutschen Universitäten gleichkommt, fordert aber nicht nur das Recht und das Interesse der evangelischen Kirche Oestreichs; es fordert sie auch das gesammte Culturleben Neuöstreichs, welches die langjährige, künstliche Absperrung von der geistigen Entwicklung Deutschlands nur zu sehr hat entgelten müssen; es fordert sie namentlich die Wissenschaft in Oestreich, die, wie der Minister für Cultus und Unterricht vor kurzem in dem wiener Sophiensaal mit beredten Worten ausgesprochen, fortan mit der geistigen Forschung in den übrigen deutschen Bundeslanden Hand in Hand gehen soll.

Noch einmal die freien Gemeinden.

Auf den Aufsatz „Der Protestantismus und das Laienthum" in unserm Neujahrsheft ist in der „Königsberger Sonntagspost" eine Entgegnung erfolgt. Auf die Verdrehungen derselben im Einzelnen einzugehen, wäre überflüssig; wir erinnern nur an den doppelten Gesichtspunkt, von dem wir ausgingen.

Was den Staat betrifft, so halten wir es für unstatthaft, daß er sich in Privatangelegenheiten einmischt, so lange sie nicht in das Gebiet der Criminaljustiz übergreifen. Shaker, Methodisten, Quäker, Irvingianer, pietistische Conventikel, freie Gemeinden — das alles geht ihn nichts an, so lange seine Gesetze nicht übertreten werden.

Was dagegen das Publicum betrifft, so halten wir seine völlige Gleichgiltigkeit gegen die „freien Gemeinden" für gerechtfertigt. Wir bestreiten nicht das locale Bedürfniß solcher Institute; es ist dasselbe Bedürfniß, das vor zwei Generationen die Conventikel hervorbrachte. Weiche Gemüther, schöne Seelen u. s. w. haben das Bedürfniß einer intensiveren Erbauung, als ihnen die Kirche, namentlich die protestantische Kirche bietet, die das Weib zum Schweigen verurtheilt. Die modernen „aufgeklärten" Conventikel sind viel weniger fratzenhaft als die alten. — Fratzenhaft bleiben sie aber doch, sobald sie sich für ein geschichtliches Culturmoment ausgeben, und der Vergleich mit der Reformation macht einen widerlichen Eindruck. — Sie sind nicht der Beginn einer neuen Zeit, sondern der Rest des alten Individualismus, den wir allmälig überwinden lernen. — Wenn vor funfzig Jahren Zacharias Werner, oder Bettine, oder Rahel, oder die Schriftsteller des Athenäums von einer neuen Religion träumten, die Herz, Geist und Einbildungskraft gleichmäßig

befriedigen sollte, so war das in der Richtung jener Zeit, die das Genie, die schöne Seele, die Subjectivität überhaupt für weltbewegende Mächte ansah; jetzt fließt der Strom von der entgegengesetzten Seite, wir suchen die Subjectivität in Zucht zu nehmen und jene allgemeinen Mächte des Lebens wiederherzustellen, deren Mangel Deutschland herabgedrückt hat. In England hat die Geschichte den umgekehrten Weg eingeschlagen. — Nichts widerstrebt dieser Richtung so entschieden, als der Dünkel des subjectiven Prophetenthums — das Ritterthum vom Geist, um bei dem beliebten Namen stehn zu bleiben. Dies subjective Prophetenthum ist im Gefühl seiner Unkraft, etwas hervorzubringen, bald geneigt, sich an jeden fremden Strohhalm zu klammern; hat es lange genug mit sich selber kokettirt, so wird es endlich müde, und wenn es dann doch noch eine Rolle spielen will, so wird es wol katholisch — wie früher Z. Werner, Fr. Schlegel, neuerdings Daumer, der in dieser Beziehung gewiß ein eclatantes Beispiel ist. — Jede innere Auflösung der protestantischen Kirche stärkt die katholische: das ist eine so allgemein bekannte Wahrheit, daß man sie nur am Pregel vergessen zu haben scheint.

Die Ritter vom Geist nennen diejenigen, die den Visionen und Offenbarungen Widerstand leisten, Philister. Aber der echte Philister ist grade derjenige, den jedes Strohfeuer ergreift: man lese die Philisterblätter aus den Zeiten Ronges und Dowiats, wie durchdrungen namentlich das schöne Geschlecht von den Declamationen dieser interessanten Persönlichkeiten war; man lese die Extrablätter der Freude sowol über die Revolution als über die Reaction, über die Zukunftsmusik und über das Tischrücken. Solchem Strohfeuer Widerstand zu leisten, ist nicht grade schwer, aber immerhin nicht ohne Verdienst: die Geschichte würde auch ohne das immer wieder ins rechte Geleise einlenken, aber man hat doch dann das Gefühl der Continuität.

Von der preußischen Grenze.

In der ewigen Fluctuation der großen europäischen Frage scheint in dem Augenblick, wo dies geschrieben wird, die Chance für den Frieden zu sein; ob das freilich bis dahin, wo der Brief im Druck erscheint, noch fortdauert, ist sehr die Frage. Ueberhaupt sind die Friedensaussichten noch sehr unbestimmter Art. Rußland scheint auf Conferenzen zu dringen, um die italienischen Verhältnisse auszutragen, und Oestreich scheint unter gewissen Umständen darauf eingehn zu wollen. Das heißt freilich noch nicht Entscheidung der Sache, sondern Vertagung. Wie lange werden die beiden zunächst betheiligten Mächte, Sardinien und Oestreich, diesen Aufschub ertragen? Oestreich wird und muß als eine Hauptbedingung ernsthafter Unterhandlungen die Entwaffnung Piemonts fordern, und welche Macht wird dies durchzuführen unternehmen? — Daß die östreichische Presse die eine Stilübung des Moniteur, die Abkanzelung der deutschen Zeitungen (die der englischen und französischen war vorhergegangen) ausbeutet, um das preußische Ehrgefühl aufzustacheln, dem es wahrlich nicht schmeichelhaft sein kann, in jenem Blatt gelobt zu werden, ist in der Ordnung;

aber der Ernſt der Sache iſt uns jetzt ſo nahe getreten, daß die ruhige Ueberlegung das Gefühl zurückdrängt. — In Deutſchland ſcheint die Stimmung ſich dahin zu wenden, daß Preußen mit den übrigen Bundesſtaaten ſich vereinigt, um wo möglich den Frieden zu erhalten, dann aber ruhig den Zeitpunkt feſtzuſtellen, wo man, im Intereſſe des Bundesgebiets, dem bedrohten Oeſtreich den Rücken zu decken hat; an ein Beſchleunigen dieſes Moments, um den Krieg vom Po an den Rhein zu verlegen, denkt trotz der vorhergehenden Declamationen niemand mehr. In England ſind alle Parteien darüber einig, dieſe Friedenspolitik zu unterſtützen; die Tories erlaſſen einen Drohbrief nach dem andern an den Grafen Cavour; die Radicalen (Roebuck) ſprechen ſich gegen jeden Cabinetswechſel aus, der die Chancen des Kriegs vermehren könnte; die Whigs (Daily News) verſprechen für den Fall ihrer Herrſchaft eifrige Unterſtützung der preußiſchen Haltung. — In den Conferenzen über die orientaliſche Frage wird man der ruſſiſch-franzöſiſch-rumäniſchen Idee den Sieg verſchaffen; Oeſtreich wird nachgeben, und durch dieſe Nachgiebigkeit ſich in der italieniſchen Frage ein leichteres Spiel zu erkaufen ſuchen; und da die Reviſion der Verträge etwas ſehr Unbeſtimmtes iſt, da weder Frankreich noch Sardinien ihre Anſprüche formulirt haben, ſo iſt es möglich, daß eine Verſtändigung — d. h. eine neue Vertagung der Frage — zu Stande kommt. Zwar kann eigentlich keiner der betheiligten Staaten nach den furchtbaren Opfern, die bereits gebracht ſind, eine ſolche Vertagung wünſchen; aber vielleicht rechnen ſie auf eine günſtigere Combination im nächſten Jahr — vielleicht, wenn nicht ein unvorhergeſehener oder ein vorhergeſehener Ausbruch in den kleinen italieniſchen Staaten zur Entſcheidung drängt. So iſt Europa gewiſſermaßen in den Händen des blinden Zufalls.

Die preußiſchen Kammern ſetzen, ungeſtört durch dieſen Kriegslärm, ihre Berathungen fort. Auch die eifrigſten Demokraten, die den Gothaismus mit ſo viel Mißtrauen betrachtet haben, werden jetzt zugeben müſſen, daß das, was ſie ſo nennen, nicht mehr exiſtirt. Die liberale Partei, im Allgemeinen, wie billig, der Regierung zugethan, zeigt ſich doch durchweg unabhängig, und erwägt jede Frage ausſchließlich nach dem Bedürfniß des Landes und der Logik des Geſetzes. Die ſcharfe, von einem ſtrengen Princip getragene Oppoſition des alten Kühne und ſeiner Parteigenoſſen gegen die Centraliſation der Eiſenbahnen durch den Staat wird gewiß alle befriedigt haben, die den Abſolutismus durch freie Entwickelung der individuellen Thätigkeit zu bekämpfen gedenken. Der einzige Schatten, der noch über unſerer conſtitutionellen Entwickelung ſchwebt, iſt die jetzige Zuſammenſetzung des Herrenhauſes, und auch hier hoffen wir, daß die faſt einmüthige Haltung der Abgeordneten die Regierung in den Schritten, die gegen die Paralyſirung des Staats durch einen neuen künſtlichen Feudalismus geſchehn müſſen, ermuthigen, ſtützen und kräftigen wird. † †

Literatur.

Abriß der physischen Geographie für Schulen und zur Selbstbelehrung von E. Boll. Zweite sehr vermehrte Auflage. — Neubrandenburg, C. Brünslow. 1859. — Der Verfasser ist derselbe, dem wir die vor vier Jahren erschienene gute Specialgeschichte Mecklenburgs verdanken. Sein Abriß der physischen Geographie leistet alles, was man von einer populären und auf das Nothwendigste beschränkten Schrift über den Gegenstand zu fordern berechtigt ist.—

Der Compaß. — Archiv für das gesammte Gebiet der Volkswirthschaft mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands und deutscher Interessen. Herausgegeben von Henrik Glogau. 1. Band. April bis November 1858. — Frankfurt a. M. C. Schömann. — Ein seinem umfassenden Plan wie seiner gründlichen und gewissenhaften Ausführung nach lobenswerthes Unternehmen, dem wir die allgemeinste Theilnahme wünschen. Eine retrospective Revue aller in das Gebiet der Volkswirthschaft einschlagenden Erscheinungen und Ereignisse, in der Haltung objectiv, in der Anordnung des Stoffs übersichtlich, erfüllt diese Monatsschrift in Wirklichkeit ein Bedürfniß, das sich bei der fortwährend wachsenden Fülle der Gegenstände des hier behandelten Gebiets von Tag zu Tag fühlbarer macht. Das beigegebene Generalregister über den Inhalt der im vorliegenden Band zusammengefaßten Hefte macht das Werk zu einem brauchbaren Nachschlagebuch für den Geschäftsmann wie für den Gelehrten, der bei keiner Frage über Handel, gewerbliche Zustände, Posten, Telegraphen und Eisenbahnen, Volkswohlfahrt, Polizei, Arbeitslöhne, Armenwesen, Staatspapiere u. d. m. umsonst nach der Antwort suchen wird. Wenn die Einregistrirung von Thatsachen bisher das Hauptstreben des Herausgebers gewesen zu sein scheint, so war sie, wie die selbstständige Auffassung und freie Behandlung einzelner Materien, z. B. Münz- und Zollwesen zeigt, nicht sein ausschließliches Ziel, und wir hören, daß eine Erweiterung des Unternehmens beabsichtigt ist, bei welcher man, ohne etwas von dem jetzigen Plan aufzugeben, häufiger und ausführlicher die Tagesfragen der Volkswirthschaft in der Form von Abhandlungen besprechen kann. — — u —

Berichtigung. In dem Art. „Zur Grundsteuerfrage in Preußen“ in Nr. 11 muß es Seite 405, Zeile 20 statt Offiaza heißen: Offiara.

Mit **Nr. 14** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal**, welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im März 1859.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

herausgegeben

von

Gustav Freytag und Julian Schmidt.

---

18. Jahrgang.

I. Semester. II. Band.

Leipzig.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

1859.

Register.

Jahrgang 1859. Zweites Vierteljahr.

Napoleon der Dritte und die italieniſche Frage. S. 361.

Die Kriegsfrage für Preußen und Deutſchland. S. 401.

Keine Garantie. S. 465.

Die italieniſche Frage. S. 61. 175. 393.

Von der preußiſchen Grenze. S. 36. 77. 115. 156. 195. 233. 277. 315. 355. 396. 432. 477. 512.

Politiſche Broſchüren. S. 80. 120. 157.

Der oberitalieniſche Kriegsſchauplatz. S. 33.

Ausblicke auf den Kriegsſchauplatz. S. 387. 428. 471. 481.

Der Tod des Reichsverweſers. S. 289.

Palmerſton. S. 479.

Preußiſche Debatte über Civilehe. S. 99.

Die Erfurter Aſſociation für Arbeiter. S. 1.

Die Jagdentſchädigungen. S. 13.

Die Elbzölle. S. 105. 308.

Südweſtdeutſche Bedenken. S. 143.

Rußlands Heeresmacht. S. 340.

Die Goldfrage. S. 161. 223.

China, Japan und der deutſche Handel. S. 29. 43.

Bilder italieniſchen Lebens. S. 369.

Der 18. Februar 1849 in Florenz. S. 419.

Italieniſches Kloſterleben. S. 281.

Ein Kloſter bei Genua S. 505.

Kitſchi-Gami. S. 347.

Die Polka. S. 152.

Guizots Denkwürdigkeiten. S. 20.

Tocqueville. S. 391.

Von der ſpaniſchen Nordküſte. S. 81.

Die rechtliche Stellung der deutſchen Juden im Mittelalter. S. 121.

Denkwürdigkeiten Katharinas der Zweiten. S. 70.

Bart und Mantel. (von Weingärtner) S. 408.

Böckings Ulrich von Hutten (von Strauß.) S. 241.

Ungedruckte Briefe von Goethe. (an Kleist.) S. 41.
Ungedruckte Briefe von Humboldt. S. 42. 313.
Ungedruckte Briefe von Beethoven. S. 236.
Varnhagens Denkwürdigkeiten. S. 185.
Ferdinand und Thereſe Huber. S. 201. 254.
Charlotte von Kalb. S. 321.
Caroline von Feuchtersleben. (Jean Pauls Liebe) S. 870.
Schiller als Hiſtoriker. S. 441. 497.
Grimmſches Wörterbuch. S. 319.
Prellers römiſche Mythologie. S. 381.
Der Zauberer von Rom und das Preßgeſetz S. 194. 233. 240. 267. 354.
Leipziger Muſikfeſt. S. 439.
Die Händelgeſellſchaft. S. 40.
Kleine Literaturberichte. S. 200 240. 518.

Die Association zu Erfurt.

Seit dem 1. April 1856 bestand in Erfurt eine Societätshandlung von zehn Mitgliedern, unter Direction der Herren Krackrügge und König, welche mit Mehl, Brot, Fleischwaaren und Heizmaterialien handelte, auch das Brot in zwei eignen Bäckereien selbst fabricirte, und sich „Association zur Beschaffung billiger Lebensbedürfnisse" nannte, Association freilich im uneigentlichen Sinne. Dieselbe war nämlich nicht aus der Mitte derjenigen hervorgegangen, deren Bedürfnisse sie befriedigen wollte, der Handwerker und Arbeiter, zog dieselben vielmehr wie jedes andere kaufmännische Geschäft nur als Kunden heran, was ihr um so mehr gelang, als sie die Leute durch gute und billige Bedienung vorzugsweise zufrieden stellte. Durch die umsichtige und tüchtige Leitung jener Männer wurde denn auch ein sich auf 25 Procent der Einlagen belaufender Reingewinn für die Gesellschafter gleich im ersten Betriebsjahr bei einem Umsatze von etwa 30,000 Thlrn. erzielt, welcher im zweiten Geschäftsjahr, wo der Umsatz auf circa 40,000 Thlr. stieg, sich wol nicht vermindert haben wird. Das anfänglich nur 2040 Thlr. betragende Gesellschaftscapital hatte sich am Ende des zweiten Jahres auf 8010 Thlr. erhöht.

Durch diese Erfolge bewogen, und von wirklich gemeinnützigen Tendenzen ausgehend, sind nun jene ursprünglichen zehn Gesellschafter, verstärkt durch zwei andere, unterm 1. Mai 1858, nach Auflösung der alten, zu einer neuen Handlungsgesellschaft zusammengetreten, welche außer den frühern Geschäften:

a) Detailhandel mit Landesproducten, Colonial- und ändern Waaren, so wie Rohmaterialien der Handwerker (Holz, Leder u. s. w.),
b) Engros- und Commissionshandel mit alle dem,
c) eine Sparkasse und Vorschußbank,
d) die Anlegung von Bierbrauerei, Ziegelbrennerei und was sich sonst noch als vortheilhaft ergeben möchte,

zu unternehmen beabsichtigt. Sie haben die Firma „Association zu Erfurt"

angenommen, und nähern sich gegenwärtig dem Wesen einer solchen insofern, als sie ihren Kunden eine Betheiligung beim Geschäft als stille Gesellschafter möglich machen. Die Organisation nach dem veröffentlichten Statut nebst Motiven vom 11. Mai 1858 ist ebenso originell als sinnreich. Das Ganze ist eine Commanditgesellschaft, in welcher die zwölf Stifter als Geschäftsinhaber dem Publicum mit unbeschränkter Garantie gegenüberstehen, alle übrigen Theilnehmer dagegen, als stille Gesellschafter, nur mit ihren in das Geschäft eingeschossnen Capitalien haften. Als solche können sich namentlich auch die sogenannten kleinen Leute betheiligen, indem zur Bildung von Antheilen von mindestens zwanzig Thalern fortlaufende geringe Beisteuern von einem Sgr. allwöchentlich angenommen werden. Die Verwaltung der Geschäfte gebührt, wie billig, ausschließlich den zwölf Stiftern, und ist von diesen zwei aus ihrer Mitte gewählten Beamten, einem Director und Kassirer übertragen, welche allein disponiren und die Procura führen, auch ausschließlich als Träger der Firma gelten, wobei sie durch einen aus den zehn übrigen Stiftern und zehn von den stillen Gesellschaftern gewählten Mitgliedern gebildeten Verwaltungsrath unterstützt und überwacht werden. Außerdem beschließt noch die Generalversammlung sämmtlicher Mitglieder über besonders wichtige und entscheidende Fragen (neue Unternehmungen, Statutenänderungen u. s. w.). Das Ineinandergreifen dieser Organe hat man sich so zu ordnen bestrebt, daß die nöthige Einheit der Geschäftsleitung möglichst mit einer regen Betheiligung sämmtlicher Mitglieder verbunden ist.

Die gänzliche Verschiedenheit dieser „Erfurter Association" von den durch den Unterzeichneten angeregten, in ganz Deutschland verbreiteten, springt nach dem Mitgetheilten in die Augen. Während bei den letzteren überall die Selbsthilfe der bei der Frage am meisten betheiligten arbeitenden Classe, deren Bedürfnissen man hauptsächlich abhelfen will, die Grundlage bildet, die Arbeiter und Handwerker also Initiative und Verwaltung, Risiko und Gewinn haben, mit einem Worte selbst die Träger des ganzen Unternehmens sind, nimmt in Erfurt eine Anzahl wohldenkender, geschäftsgewandter Männer aus den wohlhabenden Classen die Sache in die Hand, schießt den Haupttheil des Betriebsfonds vor, steht für das Risiko und behält die Hauptleitung und alleinige Verwaltung für sich, läßt jedoch den kleinen Leuten, auf deren Kundschaft gerechnet ist, einen Theil des von ihnen gezogenen Geschäftsgewinnes, durch Ermöglichung einer beschränkten Betheiligung am Unternehmen wieder zufließen, so jedoch, daß wenn diese auch keinen Gebrauch von dieser Gestattung machen, das Geschäft ruhig seinen Fortgang behält. Ferner: während die bisher operirenden Associationen mit getrenntem Risiko, Capitalien und unter verschiednen Leitern jede ihren speciellen geschäftlichen Zweck zum Gegenstand hatten, faßt die erfurter Gesellschaft als eine Association für alles, die ver-

schiedenartigsten Zwecke und Geschäfte unter ein Risiko und eine Leitung zusammen, und will keine irgendwie gewinnbringende commercielle Branche aus dem Kreise ihrer Thätigkeit ausgeschlossen wissen.

Gestützt auf diese Grundverschiedenheit der beiderseitigen Auffassungen greift nun eine von den Gründern der erfurter Association verbreitete Schrift, worin die Einrichtungen derselben den übrigen Associationen als nachahmungswerth empfohlen werden, die von dem Unterzeichneten vertretene Organisation in mehren Punkten an. Bei der immer wachsenden Betheiligung des deutschen Publicums an der Associationsbewegung ist eine eingehende Erörterung der angeregten Differenzen von entschiedener Wichtigkeit, indem mit den bisher angewendeten und zum Theil erprobten Formen die Sache sicher nicht abgemacht ist, und die Anbahnung neuer Wege auf dem erst seit kurzem bearbeiteten Felde stets mit Dank anerkannt und ohne alles Vorurtheil gewürdigt werden muß; andererseits aber auch viel daran gelegen ist, die noch junge Bewegung möglichst vor Ausschreitungen und Irrwegen zu bewahren, welche den Boden auf lange Zeit für solide und dauerhafte Schöpfungen verderben.

Der Angriff der erfurter Schrift ist hauptsächlich gegen die vom Unterzeichneten vertretenen Principien der solidarischen Haft der Mitglieder der Associationen, so wie gegen deren Specialisirung gerichtet. Sie sagt darüber unter anderem: „die Vorschußkasse erscheint als ein Hauptzweig der Geschäfte, und es dürfte den andern Vorschußkassen zu empfehlen sein, nicht Bankgeschäfte allein, sondern auch Handelsgeschäfte, versteht sich immer fern von gewagten Speculationen, zu betreiben. Schulze-Delitzsch ist ein Gegner dieser Erweiterung der Vorschußvereine. Uns dünkt mit Unrecht. Die Vorschußkasse, welche ihren Mitgliedern unentbehrliche Lebensbedürfnisse, Brot, Mehl, Heizungsmaterialien u. s. w. und vor allem ihren Handwerkern die nöthigen Rohmaterialien auf Borg gibt, nützt ihnen und sich selbst mehr, als wenn sie nur baar Geld herleihet. Freilich kommt dabei auf die Einrichtung und Leitung der Handelsgeschäfte viel an. Auch hier erscheint das erfurter Statut mustergiltig. Delitzsch will, gegenüber den Gläubigern, die solidarische Haftpflicht aller Vorschußkassenmitglieder, Erfurt nicht; hier sind diese Mitglieder stille Gesellschafter, welche weiter nichts einsetzen, als ihre kleinen Einlagen, bis herab auf — einen Sgr. — wöchentlich, die sie verzinst, und von denen sie ihren Antheil am Gewinn erhalten, gleichberechtigt mit den zwölf Stiftern der Association, welche Tausende einlegten und ganz allein den Societätsgläubigern solidarisch haften u. s. w."

So weit die hierher gehörige Stelle, bei welcher wir indessen sogleich der letzteren Behauptung als nicht zutreffend widersprechen müssen. Die stillen Gesellschafter sind nämlich nichts weniger als gleichberechtigt mit den Stiftern,

indem ja die letztern, als wirkliche Geschäftsinhaber, sich ausschließlich die Verwaltung vorbehalten haben, und den Director und Kassirer allein aus ihrer Mitte ernennen, auch schon als solche sämmtlich Mitglieder des Verwaltungsrathes sind und hier nur einer gleichen Zahl von den stillen Gesellschaftern gewählter gegenüberstehn.

Doch abgesehn hiervon, stehn den Einrichtungen der erfurter Association im Gegensatz zu den vom Unterzeichneten vertretenen sehr erhebliche Bedenken entgegen.

Zunächst läßt die erfurter Schrift, indem sie ihre Association im Allgemeinen als mustergiltig zur Nachahmung empfiehlt, außer Acht: daß durchaus nicht überall, im Gegentheil nur ausnahmsweise an sehr wenigen Orten die Elemente zu einer Organisation nach ihrem Plane vorhanden sind. Oder liegen etwa der Beispiele so viele vor, daß sich eine Anzahl Männer aus den besitzenden und gebildeten Ständen entschließen, nicht nur eine Summe bei einem solchen gemeinnützigen Unternehmen daran zu wagen — das kommt wol hier und da vor — nein, sich selbst an die Spitze zu stellen, die Mühe und Arbeit der Einrichtung und Verwaltung, das ganze Risiko zu übernehmen und doch mit ihren unvermögenden Mitbürgern den Gewinn zu theilen? Ferner ist mit solchem Gemeinsinn, wo er wirklich vorkommt, auch jedesmal die Befähigung und Geschäftsgewandtheit verbunden, wie sie zur Leitung eines solchen ausgebreiteten Etablissements gehört, und wie sich dies bei den Gründern der erfurter Association alles so glücklich vereint findet? — Die Verneinung kann nicht zweifelhaft sein. Eben deshalb kann aber der, welcher, gleich dem Unterzeichneten, die genossenschaftliche Bewegung im Ganzen auffaßt, für ihre allgemeine Verbreitung wirkt, und also von besondern, nur äußerst selten vorkommenden Localverhältnissen abzusehn hat, seine Organisationen unmöglich von dem Zutreffen so höchst problematischer Voraussetzungen, wie die erwähnte Initiative der wohlhabenden Classen, abhängig machen, welche durch das eigne Bedürfniß nicht dazu gedrängt werden. Vielmehr muß er die Sache nehmen, wie sie in der Regel liegt, und seine Gestaltungen den gewöhnlich vorkommenden Verhältnissen anpassen, nur auf diejenigen Elemente dabei zählen, welche stets und überall anzutreffen sind. Und da bleibt nichts übrig, als diejenigen Classen, welchen mittelst der Association geholfen werden soll, auf sich selbst zu verweisen, ihnen den Angriff der Sache mit eignen Händen zuzumuthen, und die ganzen Einrichtungen so zu treffen, daß sie keines Dritten dabei bedürfen, daß sie, auch ohne fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen, damit fertig werden. Nur auf sich selbst mag jeder zu jeder Zeit mit Sicherheit rechnen, und den Leuten hiergegen anzurathen, so lange mit der Gründung der ihnen so nöthigen und nützlichen Institute zu warten, bis ihnen ihre besser gestellten Mitbürger darin entgegenkommen und ihnen Mühe und

Risiko abnehmen, hieße an den allermeisten Orten, die Sache für immer vertagen.

Aber wäre dem auch nicht so, fänden sich die Elemente zu Organisationen, gleich der erfurter auch überall vor: nie und nimmer würde der Unterzeichnete von dem von ihm an die Spitze des Systems gestellten Grundsatz der Selbsthilfe, den die erfurter Einrichtungen, wie wir gesehn haben, wesentlich alteriren, das Mindeste aufgeben. Allerdings wird den Leuten dadurch die Schwierigkeit der ersten Einrichtung, die Mühe der Verwaltung, so wie das Risiko gespart, auch kann das Geschäft sofort mit größern Mitteln und Nachdruck, statt der kleinen Anfänge unsrer Associationen aus dem Engen heraus, begonnen werden. Allein werden nicht diese etwaigen Vortheile überreichlich dadurch aufgewogen, daß die unbemittelten Theilnehmer, die kleinen Leute, auf diese Weise stets abhängig bleiben von dem guten Willen ihrer vermögenden Genossen, nie sich zur Selbstverwaltung, zum Angriff der Sache aus eigner Kraft erheben? — Jenes Risiko, jene mühseligen Anfänge sind ja grade die unerläßliche Schule, sich zur Selbstständigkeit emporzuschwingen, und die damit unzertrennlich verbundene Arbeit und Gefahr, das Gewöhnen an die eigne Verantwortlichkeit der einzige Weg, der am Ende zu einer gesicherten Existenz, zur Bewältigung der dem Aufschwung des Gewerbebetriebes im Kleinen entgegenstehenden Schwierigkeiten führt. Weit entfernt also, einer wirklichen dauernden Hebung der arbeitenden Classen im höhern Grade förderlich zu sein, als unsere Associationen, stehn die erfurter Einrichtungen in dieser Hinsicht vielmehr offenbar zurück. Ja in einigen Beziehungen schaden sie sogar diesem Zweck entschieden. Um sich dies klar zu machen, wird man unter den verschiedenen Aufgaben, welche man in Erfurt zu vereinigen denkt, unterscheiden müssen. In so weit es sich nämlich blos um Anschaffung allgemein nothwendiger Consumartikel handelt (Mehl, Brot, Heizmaterial ꝛc.), geht der Vortheil der Gründer mit dem der übrigen Mitglieder Hand in Hand, weil alle dieser Gegenstände bedürfen und man sie desto billiger und besser bezieht, je mehr das Geschäft im Großen betrieben werden kann, je mehr Mitglieder aus allen Ständen sich dazu vereinigen. Verlieren hier auch die unbemittelten Mitglieder ihren Theil an der Leitung der Geschäfte, so mag dies allenfalls noch hingehn, indem sie sämmtlich dabei, ebenso wie die Stifter, nur als Consumenten in Betracht kommen, denen zunächst mit weiter nichts als der möglichst billigen und bessern Versorgung mit gewissen Artikeln des allgemeinen Verbrauchs gedient ist. Anders aber wird das Sachverhältniß, sobald es auf Befriedigung eines Bedürfnisses ankommt, welches nicht allen Mitgliedern gemein ist, sondern ganz speciell zu der Production, dem Geschäftsbetrieb gewisser Arbeiterbranchen in Bezug steht, z. B. die Beschaffung von Rohstoffen für gewisse Handwerker, wie des Leders für die Schuhmacher, des

Holzes für Stellmacher und Tischler u. s. w. Hier greift die ausschließliche Oberleitung der Unternehmer hemmend in die Entwicklung des eignen Geschäfts der Betheiligten ein. Weder die Unternehmer noch die übrigen Mitglieder der Association haben hierbei ein gleiches Interesse mit den betreffenden Procenten, welche in einer solchen speciellen Branche die alleinigen Abnehmer der fraglichen Stoffe aus dem Associationslager bilden, aus deren Kundschaft jene also einen Gewinn ziehen. Wenn sie nun auch als Associationsmitglieder selbst einen Theil von diesem Gewinn, den sie der gemeinschaftlichen Kasse gewähren, als Dividende wieder zurückerhalten, so müssen sie doch denselben mit sämmtlichen andern Genossen theilen, während sie ihn bei einer von ihnen selbst gegründeten speciellen Association allein beziehen würden. Indessen ist dies, wie gesagt, noch das Wenigste, und das Opfer der gewerblichen Selbstständigkeit, welches in der Entziehung eines so unendlich wichtigen Theiles der geschäftlichen Aufgabe, wie die Beschaffung der zu verarbeitenden Rohstoffe, liegt, fällt schwerer in das Gewicht. Grade indem man sie in ihrem eigentlichen Nahrungszweig, in dem erwählten Lebensberuf auf eignen Füßen stehen lehrt, sie in einer solchen speciellen Association zur Beschaffung der Rohstoffe, welche nur die ein gleiches Bedürfniß habenden Fachgenossen umfaßt, zur vollen Selbstverwaltung heranbildet, dagegen aber auch ihnen die damit verbundenen Mühen, Sorgen und Gefahren nicht erspart, erweist man den Leuten den größten Dienst. Und wie bald sich unsere Handwerker und Arbeiter in den anfänglich ungewohnten Geschäftsformen bewegen lernen, wie ihnen die nöthigen Capitalien gegen solidarische Haft reichlich zufließen, wie ihnen ihre specielle Fach- und Waarenkenntniß trefflich beim Ein- und Verkauf zu Statten kommt, und sich überall die geeigneten Männer in ihrer Mitte finden, welche der Leitung solcher Genossenschaften vollkommen gewachsen sind: davon liegen die erfreulichsten Beispiele seit einer Reihe von Jahren vor, über welche der Unterzeichnete bereits mehrfach berichtet hat. Namentlich wirkt der erweiterte Verkehr einer solchen von den betheiligten Fachgenossen selbst gegründeten und geleiteten Genossenschaft auf die intellectuelle und sittliche Hebung der Mitglieder zurück, indem die Betheiligung derselben bei Leitung der Geschäfte ihren Gesichtskreis weitet, die Gefahr, die man dabei läuft, der Gewinn, der in Aussicht steht, ihre Sorgsamkeit schärfen, die durch eigne Kraft erreichten Resultate endlich ihr Selbstgefühl stärken und zu immer größern Anstrengungen anspornen. Alle diese Ergebnisse aber können nur bei voller Selbstständigkeit und Selbstverwaltung der eignen Angelegenheiten durch die unmittelbar und am meisten dabei Interessirten erzielt werden, und niemals da in gleichem Maße gedeihen, wo die Leitung der Sache diesen entrückt und Männern anvertraut ist, welche außerhalb des eigentlichen Bedürfnisses stehn, und nur aus guter Meinung einen Theil des Geschäftsgewinns ihnen zufließen lassen.

Während das Bestehn des ganzen Instituts im letztern, dem erfurter Falle, sobald jene wohlmeinenden, an dessen Spitze stehenden Männer freiwillig oder unfreiwillig abtreten — und dies muß doch früher oder später überall geschehn — gefährdet ist, weil es sehr fraglich bleibt, ob andere an deren Stelle zu treten Lust haben werden, und guter Wille sich weder vererben, noch sonst übertragen läßt,*) gewinnt man in den speciellen Associationen der Gewerksgenossen, die eben nicht guter Wille für andere, sondern das eigne Interesse verbindet, eine durch die Selbstverwaltung sich stetig heranbildende und sich immer neu rekrutirende, nie aussterbende Schar, so daß das Ausscheiden der jeweiligen Leiter den Fortgang des gemeinsamen Geschäfts nicht einen Augenblick alterirt. Besonders trägt man auch auf diese Weise dazu bei, daß sich die junge, heranwachsende Generation mehr und mehr in die neuen Productions- und Verkehrsformen, wie sie der gewerbliche Fortschritt unsrer Zeit bedingt, hineinlebt, und in solchen freien, durch das Eigeninteresse der Betheiligten gebotenen Genossenschaften sich von dem beengenden Druck des Zunftzwangs mehr und mehr losmacht, dafür aber sich solchen lebens- und zukunftsvollen Gestaltungen, den wahren Innungen der Zukunft, zuwendet, welche in der Production für gemeinsame Rechnung und Gefahr ihren Höhepunkt erreichen, wie dies zum Theil schon in Paris, noch mehr aber in England mit glücklichem Erfolg versucht ist.

Was von der Beschaffung der Rohstoffe für einzelne Productionszweige, gilt zum Theil mindestens auch von der Vorschuß- oder Creditfrage. Auch diese greift in den Geschäftsbetrieb, den eigentlichen Erwerbsstand der arbeitenden Classen unmittelbar ein, auch hier waltet ein gleiches Bedürfniß zwischen den bemittelten und unbemittelten Classen, dem Groß- und Kleinbetrieb, in der Regel nicht ob, indem die ersteren die zu ihren Geschäften erforderlichen Baarmittel leicht und zur Genüge in den gewöhnlichen großen Bankgeschäften sich zu verschaffen pflegen, welche den letztern so gut wie verschlossen sind. Aus diesem Grunde sind unsere Vorschußvereine hauptsächlich auf die weniger bemittelten Handwerker und Arbeiter berechnet. Nun hindert zwar nichts, daß auch die Wohlhabenden sich betheiligen, ja dies geschieht fast überall, sobald jene die Sache nur erst in Gang gebracht haben und ihre Rentabilität entschieden ist. Diesen letztern aber deshalb die Leitung und Verwaltung des Vereins, etwa gegen alleinige Uebernahme des Risiko, wie in Erfurt, ausschließlich in die Hände zu geben, und die große Mehrzahl, welche wirkliches Bedürfniß dem Institute zuführt, davon principiell fern zu halten, dafür ist durchaus kein Grund vorhanden. Im Gegentheil zeigen

*) Was würde z. B. aus der erfurter Association, wenn die Herrn Krackrügge und König ausschieden? —

eine Menge von Beispielen, daß sich überall unter unsern Handwerkern Männer finden, welche der Leitung solcher Vereine vollkommen gewachsen sind und sich bald die erforderliche Geschäftsroutine, bei einiger Anleitung verschaffen, und wir haben nicht wenige Vorschußvereine, welche ausschließlich von Handwerkern gegründet und geleitet sind, sich mit ihrem Verkehr ganz in deren Kreise halten und einen außerordentlichen Aufschwung genommen haben, wie die vom Unterzeichneten regelmäßig veröffentlichten jährlichen Rechnungsabschlüsse beweisen. Wir müssen daher nach alledem im Interesse unseres Handwerker- und Arbeiterstandes im Allgemeinen auch hier solchen Einrichtungen den Vorzug geben, welche darauf berechnet sind, daß derselbe durch eigne Uebernahme des Risiko und der Leitung das Geschäft selbstständig in die Hände nehme, und, der eignen Kraft vertrauend, das Entgegenkommen der höhern Gesellschaftsschichten zwar acceptire, nicht aber davon, als einer nothwendigen Voraussetzung des Gelingens, die ganze Organisation abhängig mache. Mit einem Worte: was man selbst zu Stande zu bringen vermag, damit soll man nicht auf andere warten, besonders wenn es sich um eine solche Lebensfrage für die eigne Existenz handelt, und es noch sehr fraglich ist, ob sich solche andere, die gar nicht dasselbe Interesse bei der Sache haben, überhaupt finden.

Hier kommen wir nun auf einen der directen Angriffspunkte der erfurter Schrift, die solidarische Haft der sämmtlichen Associationsglieder, welche in unsern Vereinen die Regel bildet. Während wir die übrigen Differenzpunkte, in Betracht der Verschiedenheit des beiderseitigen Standpunktes sehr erklärlich fanden, setzt uns grade dieser Vorwurf wirklich in Erstaunen. Wie — so fragen wir uns — ist denn die erfurter Association, ihrer eigentlichen Creditbasis nach, nicht ebenso gut, wie die unsern, auf Solidarität ihren Gläubigern gegenüber gegründet? freilich nur auf die Solidarität der zwölf Stifter, als der alleinigen Geschäftsinhaber und Leiter des ganzen Unternehmens, wie dies gar nicht anders sein konnte und vollkommen ausreicht, da dieselben sämmtlich als wohlhabende Männer, welche Tausende in dem Geschäft anlegten, beim Publicum bekannt sind. So konnte und mußte man sogar die Haft der stillen Mitglieder umgehen. Aendert man dagegen jene Stellung der Mitglieder, läßt man sie, aus den oben entwickelten Gründen, sämmtlich und gleichmäßig bei der Verwaltung zu und macht sie in ihrer Gesammtheit zu Trägern des Associationsgeschäfts, wie in aller Welt will man es dann umgehen, auch das Risiko allen gemeinschaftlich zu machen? — Und daß dieses Risiko, die Haft der Associationsmitglieder für die Associationsschulden, bei allen Vereinen nothwendig die Form der Solidarität (des Einstehens jedes Einzelnen für das Ganze der Schuld) annehmen muß, wenn sich dritte Personen überhaupt mit dem Verein in Geschäfte einlassen, namentlich ihm Cre-

dit oder Geld gewähren sollen, ergibt schon ein flüchtiger Hinblick auf das Sach- und Rechtsverhältniß. Denn wollte man hier die Theilhaft einführen, vermöge deren der Gläubiger jeden einzelnen Vereinsgenossen nur auf die nach der Mitgliederzahl zu bestimmende Quote der Schuld belangen könnte, also oft viele hundert Klagen wegen einer und derselben Forderung anstellen müßte, von denen jede sich auf höchst minutiöse Beträge oft von wenigen Groschen erstrecken würde, so würde dies jeden von einer solchen Geschäftsverbindung abschrecken. Eben deshalb hat man denn auch in Erfurt selbst nicht blos den Director und Kassirer, als Firmenträger, sondern die sämmtlichen zwölf Stifter in das Risiko gezogen, und dieses für alle solidarisch erklärt. Denn hätte man nur einen oder den andern davon hierbei dem Publicum gegenübergestellt, oder die Theilhaft derselben proclamirt, so wäre auch hier die Creditbasis für das ganze Unternehmen, die Sicherheit für die Geschäftsgläubiger verloren gegangen, und man würde auf keinen Fall das Vertrauen in dem Grade genießen und seine Geschäfte in dem Maße ausdehnen können, als es jetzt der Fall ist. Zum Ueberfluß verordnen nun auch die preußischen wie die deutschen Gesetze überhaupt die solidarische Verhaftung als Regel bei Societätsgeschäften, so daß ein Abgehn davon gar nicht einmal in der Willkür der Betheiligten liegt. In jedem Falle aber ist die Solidarität, wie wir sahen, nothwendige Bedingung und Ausfluß der Selbstständigkeit der sämmtlichen Associationsmitglieder, und der so gestaltete Eintritt in das Risiko der einzige Weg für die weniger Bemittelten, sich der Bevormundung ihrer wohlhabendern Genossen zu entziehen. Indem die erfurter Schrift die bei uns demgemäß getroffenen Einrichtungen tadelt, erklärt sie sich also gegen das von uns an die Spitze der ganzen Organisation gestellte Princip der Selbsthilfe, welche anders als durch jene unbeschränkte Haft praktisch nicht realisirt werden kann. Hierüber muß man sich klar werden, ehe man sich für das Eine oder das Andere entscheidet.

Ein weiteres Bedenken gegen die erfurter allerdings zum Theil erst projectirten Einrichtungen liegt in dem Hereinziehn einer solchen Menge höchst verschiedenartiger Unternehmungen in das Associationsgeschäft, wie sie der mitgetheilte Plan ergibt, der nichts, was in den Bereich des Handelsverkehrs schlägt, ausgeschlossen wissen will und völlig in das Schrankenlose geht. Insofern zur Leitung so fremdartiger Geschäfte eine Menge fast nie in einer und derselben Person zusammentreffender Kenntnisse und Erfahrungen, eine höchst verschiedene Begabung gehört, hat deren Vereinigung in einer Hand (Director und Kassirer), auch wenn der Beirath eines Comité der Stifter ꝛc. zur Seite steht, immer etwas Mißliches. Besonders gewagt erscheint ferner die Uebernahme eines so vielfachen Risiko nach den verschiedensten Seiten bei einem Unternehmen, welches wesentlich auf fremde Gelder berechnet ist. Indessen

kommt dabei freilich viel auf locale Verhältnisse, auf die Bedürfnisse des Publicums an, mit dem man zu thun hat, und eine vorsichtige und geschickte Leitung, die nur bei gesichertem Erfolg sich auf neue Verkehrszweige ausdehnt, mag wol, wenn die allgemeinen Conjuncturen nicht ausnahmsweise ungünstig sich gestalten, gute Resultate erzielen. Ohne daher hier im voraus absprechen zu wollen, besonders da die leitenden Personen in Erfurt ihre Tüchtigkeit bisher so glänzend bewährt haben, können wir doch nicht umhin, vor Einem entschieden zu warnen: der Verbindung einer Vorschußbank mit einer solchen Association. Die Vermischung eines Geld- und Bankgeschäfts mit Waarenhandel und Fabrikation wird nämlich nach den erprobten Grundsätzen der Handelswissenschaft für durchaus unzuträglich gehalten, weil die Voraussetzungen hinsichtlich der soliden Begründung wie des zu übernehmenden Risiko bei beiden zu verschieden sind. Besonders erachtet man ein Bankinstitut für gefährdet, sobald es mit in das Risiko ganz fremdartiger Geschäfte, wie Mehl- und Getreidehandel, Bierbrauerei, Ziegelbrennerei ꝛc. verwickelt wird. Und dies mit Recht, da die Chancen für ein reines Vorschuß- oder Discontogeschäft, welches sich nicht auf Börsenspiel und Effectenhandel einläßt, sondern nur gegen die gehörige Sicherheit Gelder herleiht und Wechsel discontirt, weit günstiger als für jeden andern Productions- und Handelszweig liegen, dessen Waaren und Fabrikate bei der umsichtigsten Leitung großen Werthsschwankungen ausgesetzt sind, wie dies beim Geld niemals der Fall ist. Mehre der in den letzten Jahren gegründeten großen Creditinstitute sehen wir daher neuerlich bemüht, ihre Geschäfte so viel als möglich auf eigentlichen Bankverkehr zurückzuführen, welcher sie in den Tagen der großen Krise allein aufrecht erhielt, wogegen ihre übrigen Engagements sie ernstlich gefährdeten.

Fehlt es hiernach bei der erfurter Association selbst noch an den nöthigen Erfahrungen als Grundlage zu einem definitiven Urtheil, so wird es von Interesse sein, die Einrichtungen und Resultate ähnlicher Institute anderwärts damit zu vergleichen. Indessen können in Deutschland von bedeutenderen Versuchen dieser Art nur erst die beiden großen Consumvereine in Hamburg angeführt werden, von denen jeder im letzten Jahre für mehr als 100,000 Mark Banko an Waaren unter seinen Mitgliedern abgesetzt hat, wobei sich indessen das Geschäft auf Artikel allgemeinen Verbrauchs, wie Colonial- und Fleischwaaren, Mehl, Brot, Hülsenfrüchte, Butter und Heizmaterial beschränkte, ohne bei diesen Branchen zur Production überzugehn. Einen mehr zutreffenden Vergleichungspunkt mit Erfurt bieten uns dagegen die großartigen Cooperative-Stores in England, wo wir den Vorgang des bedeutendsten von allen, des zu Rochdale besonders bezeichnend finden. Von vierzig unbemittelten Fabrikarbeitern im Jahre 1843 gegründet, mit etwa funfzig Pfd. Str. allmälig und kümmerlich aufgesammelten Capitals begonnen, zählte es Ende

1858 1900 Mitglieder, welche im Jahre 1857 mit einem Betriebsfond von 15,142 Pfd. für 79,788 Pfd. Geschäfte und 5470 Pfd. Gewinn machten, worin die Betriebsresultate einer Mahlmühle und einer Weberei noch nicht inbegriffen sind. Man betreibt folgende Geschäfte: 1) Handel mit Mehl, Kohlen, Fleisch- und Colonialwaaren, und Kleiderstoffen; 2) eine Schuhmacherei, eine Schlächterei und Schneiderei; 3) eine Mahlmühle; 4) eine Weberei. Fonds und Verwaltung jedes dieser Geschäfte sind getrennt, und trotz ihrer Verschiedenartigkeit beziehen sich doch alle im Grunde auf einen und denselben Zweck: die Versorgung mit allgemein nothwendigen Consumartikeln, wie Nahrung, Heizung und Kleidung, wobei man denn freilich bis zur Production der Rohstoffe zurückgegangen ist. Nirgend sehen wir aber ein Bank- oder Creditgeschäft hereingezogen, und der erste Grundsatz beim Waarenverkauf ist die Baarzahlung, wogegen man in Erfurt gleich von Haus aus den Mitgliedern den Borg verspricht. Und nicht blos hierin stehn diese Stores im Gegensatz zu der erfurter Association, sondern auch besonders in ihrer Verfassung. Von Arbeitern gegründet, werden sie auch von denselben verwaltet, und sämmtliche Mitglieder, indem der gleichen Berechtigung aller die gleiche Verpflichtung entspricht, stehen in unbeschränkter Haft gegen die Geschäftsgläubiger. Ein Beweis zum mindesten, daß die Existenz und der Aufschwung solcher Vereine durchaus nicht mit Nothwendigkeit an Initiative und Leitung von Männern aus den höhern Gesellschaftsschichten geknüpft ist, wie in Erfurt.

Allein trotz dieser Bedenken gegen die erfurter Einrichtungen im Allgemeinen, sind wir doch weit entfernt, das Gute und Zweckmäßige, den Fortschritt, der darin liegt, zu verkennen. Wenn auch zu dem Zweck einer dauernden Hebung der arbeitenden Classen in materieller, sittlicher und intellectueller Hinsicht die Gewöhnung derselben zur Selbsthilfe, als unentbehrliche Grundlage, stets vorangestellt werden muß, so hat doch der in Erfurt eingeschlagene Weg als Zwischenstadium, als Durchgangspunkt, um dahin zu gelangen, immer seinen Werth, indem er die Leute wenigstens durch die materielle Vereinigung ihrer Mittel manche erhebliche Vortheile erreichen lehrt, wenn er sie auch noch von dem intellectuellen Theil der Aufgabe, der Gründung und Leitung der Geschäfte, fern hält. Namentlich begrüßen wir in ihm eine neue Phase der Sache bei den von den wohlhabenden und gebildeten Ständen ausgehenden hierher gehörenden Bestrebungen. Während diese Bestrebungen bisher fast immer den Charakter der Mildthätigkeit annahmen, und die reine Passivität, das Stillhalten der Patienten, an denen man die verschiedenen Curen vornahm, voraussetzten, fordert man in Erfurt von denjenigen, um deren Aufhilfe es zu thun ist, doch schon eine entgegenkommende Thätigkeit in den baaren Beisteuern, und erhebt so das beiderseitige Verhältniß auf das wirthschaftlich allein berechtigte Niveau von Leistung und Gegenleistung. Und

wie sinnreich und originell man dies alles in dem Statut geordnet und den Vortheil des Geschäftes mit dem der Kunden zu verschmelzen gewußt hat, indem man die letztern zu Theilhabern des erstern machte, haben wir schon gezeigt. Wo also bei unsern höhern Ständen wirklich der Drang zu helfen eine solche Richtung nimmt, müssen wir den erfurter Vorgang unbedingt zur Nachahmung empfehlen, der allen bisher gewöhnlichen mehr oder weniger directen bloßen Subventionen bei weitem vorzuziehn ist.

Ist nach alledem die Sache für ein definitives Urtheil noch um so weniger reif, als über den Gang der in Erfurt angebahnten Geschäfte noch keine Erfahrungen vorliegen, so kann doch die Erörterung der in der erfurter Schrift angeregten Differenzen der ganzen gegenwärtig so bedeutend vorschreitenden Associationsbewegung nur dienlich sein, wenn sie in eingehender Weise, mit Abwägung der Gründe und Gegengründe, wie dies im Vorstehenden versucht ist, geschieht. Allein ein so oberflächliches einseitiges Absprechen, so vage und unmotivirte Behauptungen, wie die der erfurter Schrift, welche, anstatt die eigentlichen Streitfragen scharf zu fassen und bestimmt zu beantworten, sie vielmehr verwirren und verdrehen, fördern die Einsicht nicht. So fällt es z. B. niemandem, am wenigsten dem Unterzeichneten ein, das Wohlthätige von Consumvereinen zu bestreiten, zu deren Gründung er ja mehrfach aufgefordert und thätig mitgewirkt hat. Nur will er sie mit Vorschußkassen und Rohstoffassociationen nicht vermengt wissen, und hatte seine Gründe dafür den leitenden Personen in Erfurt auf deren ausdrückliches Verlangen mitgetheilt. Die wohlthätige Wirksamkeit eines Vorschußvereins aber, wie die erfurter Schrift thut, darnach bemessen wollen, ob er seinen Mitgliedern billiges Brot, Heizmaterial und drgl. liefert, enthält eine Folgerung, welche logisch etwa mit derjenigen auf einer Stufe steht, wonach man die Tüchtigkeit eines Professors der Chemie für um so größer achten wollte, je besser der Mann sich auf die Tanzkunst verstände. Der Handel mit den erwähnten Waaren und die Lieferung baarer Geldsummen auf Credit sind ganz verschiedene Dinge, und eine Vorschußbank hat sich eben ihrem Begriff wie ihrer Bestimmung nach mit letzterer Aufgabe zu befassen und wirkt um so tüchtiger und nützlicher, in je höherem Grade sie dieselbe erfüllt, d. h. je mehr sie das Creditbedürfniß ihrer Mitglieder so vollständig und mit so großem Vortheil für sie als möglich befriedigt. Hierzu gehört aber grade, daß sie sich dieser Aufgabe ganz und mit ungetheilter Aufmerksamkeit hingebe, und sich nicht durch Aufnahme ganz fremdartiger Geschäfte davon abziehn, ja sogar durch das damit verbundene Risiko in ihrem Bestehn gefährden läßt. Nach der erfurter Schrift sieht es so aus, als ließen sich die obigen in sich ganz verschiedenartigen Zwecke eben nur vereint, in einer solchen Association für alles erreichen, und als wolle der, welcher nicht für eine solche Vermengung ist, überhaupt davon nichts wissen.

Nun findet aber in der Wirklichkeit das gerade Gegentheil statt. Denn wie das Vorschußgeschäft seinerseits, so gedeihen auch die andern Geschäftszweige besser getrennt, wenn für jedes die speciell berechneten Einrichtungen getroffen und die speciell tauglichsten Personen ausgewählt werden, und das große Princip alles geordneten Verkehrs, die Arbeitstheilung, ist wol nirgend mehr, wie hier, am Platze. Gegenüber der erfurter Schrift widerräth daher der Unterzeichnete auf das entschiedenste allen Vorschußvereinen, die bereits bestehn, oder in der Gründung begriffen sind, sich auf das Hereinziehn von Waarenhandel und Production einzulassen. Vielmehr schreite man, wo das Bedürfniß zu einer derartigen Vermittlung von Consumartikeln stattfindet, zur Bildung besonderer Vereine dafür, welche ihrerseits wiederum, wie dies bei uns längst geschieht, sich der Vorschußbanken vorkommenden Falls als Kunden bedienen können.

Gewiß ist das Auftreten der erfurter Association, als des ersten Consumvereins, der sich mit Erfolg auf Production einzelner Artikel (Brotbäckereien ꝛc.) gelegt hat, so wie wegen ihres außerordentlichen Aufschwungs in kurzer Zeit und ihrer höchst eigenthümlichen Einrichtungen halber, so bedeutend, daß wir es auch fernerhin mit dem größten Interesse zu verfolgen haben werden. Indessen wird noch längere Zeit dazu gehören, ehe der erfurter Verein so sichere Grundlagen zu einem Urtheil in seinen Erfolgen liefern kann, wie die nach dem Plan des Unterzeichneten schon länger operirenden Associationen, von denen allein die Vorschußvereine im vergangenen Jahre (1858) ihren Umsatz nach Millionen berechnen, wie die seiner Zeit zu veröffentlichenden Rechnungsabschlüsse nachweisen werden. Mögen ihm vor allen die Personen seiner Leiter erhalten bleiben, da bei so schwierigen und verwickelten Geschäften das Gelingen hauptsächlich an deren Umsicht und Geschäftsgewandtheit geknüpft ist.

Schulze-Delitzsch.

Die Jagdentschädigungen.

In den meisten deutschen Staaten wurden infolge der Bewegungen von 1848 die Jagdberechtigungen auf fremdem Grund und Boden entweder ohne alle Entschädigung der damaligen Eigenthümer, wie z. B. in Preußen und im Großherzogthum Sachsen-Weimar, oder mit sehr unbedeutenden, kaum den Namen verdienenden Entschädigungen aufgehoben, wie z. B. in

dem Großherzogthum Heſſen, woſelbſt nach dem Geſetz vom 26. Juli 1848 nur diejenigen Eigenthümer, welche nachweiſen konnten, daß ſie die in Rede ſtehenden Berechtigungen innerhalb der letzten dreißig Jahre erworben hatten, entſchädigt werden ſollten.

In wie fern die damaligen Regierungen durch die Zeitverhältniſſe genöthigt oder berechtigt waren, ſolche Geſetze zu erlaſſen, iſt eine Frage, bei deren Beantwortung weniger der Maßſtab des ſtrengen Rechtes, als der Klugheit und Vorſicht angelegt werden muß. Wir lebten damals inmitten einer Revolution, und keine Regierung hatte die Macht, dieſe Beſtrebungen mit Gewalt niederzuhalten; — es war deshalb klug, um größeren Uebelſtänden zu begegnen Conceſſionen zu machen, welche geeignet waren, möglichſt zu verhüten, daß die noch ruhige Maſſe der beſitzenden ländlichen Bevölkerung von der Revolution ergriffen werde.

Zu dieſen Conceſſionen gehörten vorzugsweiſe die Geſetze über Aufhebung der Jagdberechtigungen auf fremden Grund und Boden oder nicht ſowol Aufhebung als Uebertragung dieſer Rechte an andere Perſonen oder Corporationen, als diejenigen, welche bis dahin im Beſitz dieſer wohlerworbenen Rechte waren. Ein ſolches rückſichtsloſes Vorgehen war aber ganz unvermeidlich, da die Beſeitigung dieſes Rechtes, wie es bis dahin beſtanden hatte, ganz allgemein und zwar in der damals beliebten dictatoriſchen, ſelbſt vielfach drohenden Weiſe verlangt wurde.

Preußen hatte anfänglich ſogar die Jagden allen Grundeigenthümern ganz frei gegeben, — als dieſes jedoch zu exorbitanten Exceſſen führte, unterwarf die Regierung durch ein weiteres Geſetz dieſes Recht mannigfachen Beſchränkungen.

Andere Staaten zögerten mit der Aufhebung, bis die deutſchen Grundrechte durch die Nationalverſammlung verkündet wurden, in welchen ausgeſprochen iſt, daß im Grundeigenthum die Berechtigung zur Jagd auf eignem Grund und Boden liege, und daß die Jagdberechtigung auf fremdem Grund und Boden, Jagddienſtfrohnden und andere Leiſtungen für Jagdzwecke ohne Entſchädigung aufgehoben ſeien. Dieſes war beſonders in den kleineren Staaten der Fall, ſo im Jahr 1849 in Sachſen-Weimar, 1850 in Anhalt-Bernburg, 1852 in Oldenburg, Coburg-Gotha, Waldeck, Reuß jüngere Linie.

War nun die erfolgte Aufhebung der fraglichen Berechtigungen allerdings durch die Staatsklugheit geboten, ſo tritt, wie oben erwähnt, die Frage der Rechtsbeſtändigkeit der betreffenden Geſetze mehr in den Hintergrund, obgleich es nicht zu bezweifeln ſein dürfte, daß wenigſtens in den meiſten Fällen deren formelle Giltigkeit leicht nachzuweiſen iſt, indem ſie mit Zuſtimmung aller Factoren der Geſetzgebung zu Stande gekommen, auf verfaſſungsmäßigem Wege verkündet worden ſind, ohne Widerſpruch oder geeignete Vorbehalte von

irgend einer Seite zu erfahren, und fortwährend als giltige Geſetze angeſehen und reſpectirt wurden.

Will man nun auch hienach als unbeſtreitbar feſt annehmen, daß diejenigen Jagdberechtigungen, welche früher auf fremdem Grund und Boden, ſei es einzelnen Privaten, oder Corporationen oder dem Staate, beziehungsweiſe den Regentenfamilien, zuſtanden, in ganz legaler Weiſe aufgehoben und auf die Gemeinden, beziehungsweiſe die betreffenden Grundeigenthümer übertragen worden ſind, — ſo läßt ſich ebenſo wenig leugnen, daß die fraglichen Geſetze in materieller Beziehung darum eine große Ungerechtigkeit enthalten, weil ſie den dadurch theilweiſe in ſehr bedeutende Verluſte gekommenen Berechtigten keine Entſchädigung gewährten. Dieſe Ungerechtigkeit wird allenthalben lebhaft gefühlt, weil das Princip unentgeldlicher Aufhebung wohlerworbener Privatrechte die Grenzen einer geſunden Geſetzgebungspolitik unzweifelhaft überſchreitet.

So kam es, daß, als jene ſturmbewegten Zeiten ruhiger wurden, ſich viele Stimmen auch von Unbetheiligten gegen die Zuläſſigkeit jenes Verfahrens erhoben, während die Betheiligten ſelbſt wegen Beeinträchtigung ihrer Rechte fortwährend Beſchwerden führten, und vielfach das Verlangen ſtellten, ihnen entweder die entzogenen Rechte wieder einzuräumen, oder doch für den Verluſt derſelben eine angemeſſene Entſchädigung zu gewähren.

Dieſem gerechten Verlangen nach Möglichkeit zu entſprechen, iſt in der neueſten Zeit in verſchiedenen Ländern das Beſtreben der Stände und Regierungen, und man beeilt ſich, durch Geſetze jene frühere Ungerechtigkeit möglichſt auszugleichen. Theilweiſe iſt dieſes bereits geſchehen, theilweiſe ſind Unterhandlungen darüber im Gange, theilweiſe für die nahe Zukunft vorbereitet. Namentlich liegt den gegenwärtig verſammelten Ständen des Großherzogthums Sachſen-Weimar ein ſolcher „Jagdentſchädigungsgeſetzentwurf“ zur Berathung und Beſchlußfaſſung vor, auf den ich ſpäter zurückkommen werde.

Daß eine Entſchädigung gegeben werden ſoll, darüber ſcheint kein Zweifel mehr zu beſtehen, nur fragt es ſich:

A. Wer ſoll entſchädigt werden. B. Wie ſoll entſchädigt werden. C. Wer ſoll die Entſchädigung leiſten. Zu A. Geht man von dem Grundſatz aus, daß zwar jene Geſetze, welche die beſtehenden Berechtigungen aufhoben, materielle Ungerechtigkeiten verfügten, daß ſie aber in vollkommen legaler Weiſe erlaſſen, und vermöge der Omnipotenz des Geſetzgebers als rechtlich wirkſam in das Leben getreten ſind, ſo iſt nicht wol einzuſehen, wie man den Vorſchlag machen kann, denen, welche durch jene Acte der Geſetzgebung in den rechtlichen, eigenthümlichen Beſitz der Jagdberechtigungen kamen, dieſe Rechte wieder zu entziehen, um ſie den frühern Eigenthümern zu reſtituiren. Waren jene Geſetze unumgängliche Maßregeln, zu denen die damalige Revolution

gebieterisch drängte, und glaubt man sie nur durch Gründe eiserner Nothwendigkeit entschuldigen zu können, so würden wir uns durch ein solches Heilmittel auf einen Standpunkt stellen, der nicht anders, als ein revolutionärer genannt werden kann; denn was ist es anders, als Revolution von oben, wenn man denjenigen, die durch einen Act der Staatsgewalten, durch ein formell vollkommen giltiges Gesetz Eigenthumsrechte erwerben, diese wieder entzieht und die Allmacht des Gesetzgebers benutzt, um dieses zu ermöglichen? Wer sich zu solcher Gewalt heutzutage befugt erachtet, dem steht es am wenigsten zu, jene Gesetze zu verdammen, da er dieselbe Praxis übt, aus der auch jene hervorgegangen sind.

Alle bedeutenden Staatsrechtslehrer stellen als Grundsatz auf, daß die Gesetzgebungen sich wohl hüten sollten, über ihnen vorausgegangene dann zu Gericht zu sitzen, wenn infolge dieser Rechte in das Privateigenthum übergegangen wären. Das würde, wie allgemein angenommen wird, eines der gefährlichsten Experimente sein, vor denen nicht ernstlich genug gewarnt werden kann. Diese Ansicht ist auch die unsrige, und es widerstreitet gewiß jedem menschlichen Gefühl, einen Gegenstand, der nun einmal hingegeben worden ist, und dessen Hingabe auf gesetzlicher Bestimmung beruht, demjenigen, der ihn erhalten hat, wieder abzunehmen.

Jedenfalls liegen sonach sehr wichtige Gründe vor, aus denen man es für nicht gerechtfertigt halten kann, den Gemeinden und sonstigen Grundbesitzern ihre Berechtigung, die sie kraft jener Gesetze erhalten haben, und die sie schon neun bis zehn Jahr ungestört besaßen und ausübten, wieder zu entziehen.

Zu B. Sollte dieses aber dennoch irgendwo geschehn, so müßten 1) diese letzten Besitzer dafür entschädigt werden, daß man ihnen das in durchaus legaler Weise Erhaltene wieder entziehen würde; ebenso müßten aber auch 2) die frühern Besitzer dafür zu entschädigen sein, daß man ihnen neun bis zehn Jahr lang dasjenige entzogen hatte, was man ihnen nur durch einen ungerechtfertigten Gewaltact hatte entziehen können.

Man sieht daraus, wie höchst verwickelt und schwierig die Ausmittlung einer entsprechenden Entschädigungsnorm bei den vorliegenden Verhältnissen sein müßte, und zu welchen unerquicklichen Weiterungen die betreffenden Unterhandlungen nothwendig führen würden.

Wir meinen, auch dieser Umstand müßte einen weitern beachtenswerthen Grund dafür abgeben, die jetzt Besitzenden in dem Besitz zu lassen, indem in diesem Fall nur die früheren Besitzer eine Entschädigung anzusprechen haben.

Hiernach bleibt noch die dritte Frage, wer die Entschädigung zu leisten habe, und wie sie zu leisten ist, zu beantworten. Der oben erwähnte, den Ständen des Großherzogthums Sachsen-Weimar gegenwärtig vorliegende „Jagdentschädigungsgesetzentwurf" gewährt den zur Jagd auf fremdem Grund

und Boden Berechtigten dahin Entschädigung, daß jenes am 17. Jan. 1849 aufgehobene Recht durch eine von einer dazu ernannten Commission bestimmte Summe abgelöst und diese bis zum 17. Jan. 1849 rückverzinst werde. Das Ablösungscapital soll derjenige Grundbesitzer bezahlen, dessen Besitzungen durch die Jagd früher Schaden gelitten haben, weil sie mit dem Jagdrecht belastet waren, — die Zinsen dagegen übernimmt in allen Fällen die Staatskasse. Die einzelnen Bestimmungen des Gesetzentwurfes erstrecken sich auf die rechtliche Behandlung der Besitzungen, welche seit 1849 veräußert worden sind. Interessanter noch als das Gesetz selbst sind die Motive dazu. Diese behandeln die Genesis des Jagdrechtes und dessen Aufhebung, wie der Landtag im Jahre 1848 die Ablösung desselben beantragt, inzwischen aber die unentgeldliche Aufhebung von der frankfurter Nationalversammlung durch die Grundrechte verfügt worden ist. Die Regierung schildert ferner die Vortheile, welche die Aufhebung dieses Rechtes für die Landes- und Forstcultur geäußert habe, und sagt dann, daß sie sonach nicht an die Wiederherstellung jenes Rechtes, wol aber an eine dafür zu leistende Entschädigung denken müsse, da nicht zu leugnen sei, daß die Privatrechte der frühern Jagdinhaber verletzt worden seien, während eine Wiederherstellung des Rechtes auch deshalb rechtlich unthunlich erscheine, weil der früher damit belastete Besitz theilweise in andere Hände übergegangen sei.

In dem Königreich Würtemberg ist durch das die Aufhebung aussprechende Gesetz vom 17. August 1849 festgesetzt, daß die Entschädigung, sofern überhaupt eine solche stattfinde, mit vier Kreuzer pro Morgen zu gewähren sei. Nach dem im vorigen Jahre mit den Ständen vereinbarten Gesetz sind zehn Kreuzer für den Morgen Waldjagd und acht Kreuzer für den Morgen Feldjagd festgesetzt. Die Entschädigung ist auf die Staatskasse übernommen, dabei hat der König auf alle Entschädigung für die verlornen Jagden verzichtet. Zur Aufbringung der zur Leistung der Entschädigung erforderlichen Mittel wurde das Einkommen für die sogenannten Jagdwaffenpässe, dort Jagdkarten genannt (erst seit 1849 gleichzeitig mit dem Uebergang der Jagden auf die Eigenthümer des Grund und Bodens eingeführt), bestimmt, und man deducirt dieses so: da der Staat dieses Einkommen aus den Jagdkarten erst diesem Uebergang der Jagden auf die Eigenthümer verdanke, so sei es auch billig, dasselbe zur Entschädigung derjenigen zu verwenden, welche durch jenes Gesetz die Jagden verloren haben. Es wurde sogar der ganze schon verrechnete Ertrag der Jagdkarten seit dem Jahre 1849 dazu bestimmt.

Der Verabschiedung dieses Gesetzes ging ein Uebereinkommen der Regierung mit den Standesherrn voraus, welche als diejenigen Eigenthümer, die die meisten Jagden besessen hatten, am meisten dabei interessirt waren. Darum erfolgten von dieser Seite auch keine Widersprüche.

In dem Großherzogthum Baden verordnet das Gesetz vom 2. Dec. 1850, daß den vormals Jagdberechtigten von den Grundeigenthümern eine Entschädigung nach Maßgabe einer durch Regierungsverordnung festzustellenden allgemeinen Classification bis zu höchstens zehn Kreuzer per Morgen zu leisten sei; in der Vollzugsverordnung vom 21. Dec. 1850 werden die Jagdbezirke in fünf Classen getheilt, und die Entschädigung je auf 10, 8, 6, 4, 2 Kreuzer per Morgen bestimmt.

Sehr ähnliche Bestimmungen enthält das hannoversche Gesetz vom 29. Juli 1850. Dagegen ist das großherzoglich hessische Gesetz vom Jahre 1858 auf ganz andere Grundsätze basirt. Nach der Regierungsproposition sollten die durch das Gesetz vom 26. Juli 1848 aufgehobenen Jagdberechtigungen den früheren Berechtigten, nämlich denjenigen, welche solche zur Zeit des Erscheinens jenes Gesetzes eigenthümlich oder nutznießlich besaßen, beziehungsweise deren Rechtsnachfolgern, zurückgegeben werden; doch sollte den Gemeinden und Grundbesitzern, welche infolge jenes Gesetzes Jagden erworben haben, die nunmehr infolge des neuen Gesetzes den frühern Berechtigten zurückzugeben seien, das Recht zustehen, solche mittelst Ablösung der Jagdberechtigungen wieder zu erwerben, und zwar gegen ein Ablösungscapital, das in dem zwanzigfachen Betrag der Summe bestehe, welche die betreffende Jagd von dem Zeitpunkte an, mit welchem sie an den dermaligen Besitzer übergegangen ist, bis Ende 1857 im Durchschnitt jährlich ertragen habe. Diese Proposition wurde von der zweiten Kammer abgelehnt, und dagegen festgesetzt, es sollen diese Jagdberechtigungen den Gemeinden und Grundbesitzern, welche sie infolge jenes Gesetzes erworben haben, zwar auch fernerhin verbleiben, allein die früher Berechtigten sollen nach Maßgabe der nähern Bestimmungen des zu erlassenden Gesetzes entschädigt werden. Die erste Kammer hielt jedoch die Regierungsvorlage mit Stimmeneinhelligkeit aufrecht, und bei der hierauf stattgehabten wiederholten Berathung trat auch die zweite Kammer diesem Beschluß bei.

Hiernach waren sämmtliche Factoren der Gesetzgebung darin einverstanden: 1) die früher Berechtigten seien zu entschädigen; 2) den gegenwärtig Berechtigten sei jedoch die Wahl zu lassen, ob sie statt einer Entschädigung nicht vorzögen — ihrerseits auf jede Entschädigung verzichtend — die Jagden den früher Berechtigten zurückzugeben. In dem Gesetz ist als Ablösungscapital der achtzehnfache Betrag der Summe festgesetzt, welche die betreffende Jagd von dem Zeitpunkt des Uebergangs auf die dermalen Besitzenden an bis zu dem Erscheinen des die Entschädigung regelnden Gesetzes im Durchschnitt jährlich ertragen hat. Nun entstand aber die Frage, wer dieses Entschädigungscapital zu bezahlen habe; — sie wurde nach zwei verschiedenen Seiten hin beantwortet:

Die Regierungsproposition legte die Verpflichtung den erwerbenden Gemeinden und Grundbesitzern auf, in der Kammer der Abgeordneten wurde der Antrag gestellt und mehrfach unterstützt, es solle die Entschädigung von der Staatskasse übernommen werden, indem der Staat schuldig sei das Unrecht auszugleichen, welches die Regierung mit Zustimmung des Landtages zuzufügen veranlaßt gewesen sei. Es hielt nicht schwer, diesen Grund zu widerlegen, wobei insbesondere darauf aufmerksam gemacht wurde, daß man in diesem Fall noch eine weitere Ungerechtigkeit begehen würde, indem man auch diejenigen Steuerpflichtigen mit der Entschädigungspflicht belasten müsse, die an der Aufhebung der Jagdberechtigungen auf fremdem Grund und Boden nicht das entfernteste Interesse hatten. Schließlich wurde in das Gesetz aufgenommen, es sollten die festzusetzenden Ablösungscapitalien von den die Jagd erwerbenden Gemeinden und Grundbesitzern durch baare Zahlung an die früher Berechtigten entrichtet werden. Noch blieb zu Gewinnung einer festen Basis übrig, einen Zeitpunkt zu bestimmen, wann die betreffenden Erklärungen und Ablösungen stattfinden sollen und müssen, und in dieser Beziehung ist durch das Gesetz verordnet, daß diejenigen neuen Besitzer, welche von der Befugniß, die Jagden behalten zu dürfen, Gebrauch machen wollen, ihre desfallsige Erklärung innerhalb drei Monaten vom Tage des Erscheinens des Gesetzes an, bei der betreffenden Behörde um so gewisser abzugeben haben, als nach fruchtlosem Ablauf dieser Frist angenommen werden solle, daß sie auf Wiedererwerb der Jagden, in deren Besitz sie sich dermalen befinden, verzichten, — zugleich treten die frühern Jagdberechtigten alsbald nach Ablauf jener Frist wieder in den Besitz der genannten Rechte, und diese Jagden können erst nach Ablauf von drei Jahren von den seitherigen neuern Besitzern durch Ablösung erworben werden.

Erscheint es hiernach als der rechtlichste und einfachste Ausgleichungsmodus, die Jagden den gegenwärtigen Besitzern gegen Entschädigung zu überlassen, so wird — in Erwägung, daß dieses meistens Gemeinden sind — auch darüber Bestimmung zu treffen sein, wer in der Gemeinde, ob ihr Vorstand oder die einzelnen Mitglieder in persönlicher Abstimmung den betreffenden Beschluß zu fassen habe, und ist dieser Punkt um so wichtiger, als unter Umständen die Entschädigungssumme eine höchst bedeutende sein kann, während einem namhaften Theil der Gemeindemitglieder es in der Regel ganz einerlei ist, wer das Jagdrecht ausübt, und während auf der andern Seite in sehr vielen Fällen die Jagden sich gar nicht oder doch mehr oder weniger schlecht rentiren. Unbedenklich dürfte dieses Bestimmungsrecht ein Attribut des Gemeindevorstandes sein, weil eine allgemeine Abstimmung jedenfalls viele Inconvenienzen mit sich führen würde, allenfalls könnte man den einzelnen besonders betheiligten Gemeindemitgliedern ein gegründetes Einspracherecht in bestimmer Frist reserviren.

In den meisten Ländern sind, so viel wir wissen, die verschiedenen Gemeindeeinnahmen, so wie die Ausgaben in genau geschiedene Classen getrennt; jedenfalls würden die Ablösungscapitalien der Classe der mit Grundbesitz angesessenen Angehörigen entnommen, deren Zinsen in dieser Classe bestritten, und ebenso die durch Verpachtung der Jagden erzielt werdenden Beträge dieser Classe in Einnahme überwiesen werden.

Begrüßen wir das auf diesem Felde sich zeigende Bestreben, alle Mißstände, welche die Jahre 1848 und 1849 zurückgelassen haben, in möglichst unparteiischer Weise auszugleichen, mit Anerkennung. Es wird dieses von gedeihlicheren Folgen für die betreffenden Staaten sein, als wenn zu Werke gegangen wird wie in Kurhessen, wo man die Jagden ohne weiteres zurücknahm und an irgend eine Entschädigung nicht dachte. Hoffen wir, daß man anderwärts ein Bruchstück aus der unglücklichen Geschichte dieses Landes nicht nachzuspielen versuchen wird.

Guizots Denkwürdigkeiten.

Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. Par M. Guizot. Tome II. Leipzig, F. A. Brockhaus. —

Wenn der erste Band dieser Memoiren hauptsächlich dazu diente, die politischen Doctrinen des Verfassers auseinanderzusetzen, so hat der zweite einen wesentlich verschiedenen Charakter. Die Theorie tritt nur in der Einleitung auf, die hauptsächlichen Thatsachen sind im Wesentlichen nicht anders dargestellt, als man sie schon in den bekannten Geschichtsbüchern findet und über den innern Organismus der Geschäfte erfährt man nichts Bestimmtes. Dagegen ist die Physiognomie der hervorragenden Persönlichkeiten mit vielem Geschick ausgemalt, durchweg pikant, nicht selten boshaft, und es läßt sich im Allgemeinen annehmen, daß die Porträts getroffen sind.

Als Guizot im Juli 1830 nach Paris kam, um sich an der bekannten Adresse an den Herzog von Orleans zu betheiligen, war die Revolution bereits in vollem Gange. Der eine Theil der Sieger, und zwar derjenige, der sich hauptsächlich am Kampf betheiligt hatte, wollte eine ganz neue Verfassung gründen und dieselbe dem kraft der Volkssouveränetät erwählten König aufnöthigen; der andere Theil hielt zwar nach der Flucht der ältern Linie Bourbon den Thron für erledigt, glaubte aber, daß infolge dessen Ludwig Philipp

der natürliche Erbe sei, und daß von einer Wahl nicht die Rede sein könne. Guizot, der bekanntlich zu den letztern gehörte, gibt nachträglich zu, daß man sich von der Erledigung des Thrones etwas gar zu schnell überzeugte und daß das Vorbild der englischen Revolution von 1688 nicht wenig zu dieser Ansicht beigetragen hatte. In neuester Zeit hat man als den Hauptgrund für die Unsicherheit der Julidynastie den Umstand angegeben, daß man versäumt, die Königswahl den Urversammlungen zur Bestätigung vorzulegen. Guizot weist diese Ansicht zurück, und für den bestimmten Fall gewiß mit Recht, wenn auch unter andern Umständen ein thatsächlich bereits feststehendes Regiment durch die nachträgliche Zustimmung einer recht auffallenden Mehrheit einige Unterstützung gewinnt.

Von der Rechtsfrage ganz abgesehen, war für alle Freunde einer geordneten Regierung die Entscheidung für Ludwig Philipp eine innere Nothwendigkeit. Die Gefahr für die Gesellschaft war sehr groß, der Entschluß mußte schnell erfolgen, und wenn man mit Hilfe von Bajonetten sieben bis acht Millionen Stimmen bald aufbringt, so finden sich diese nicht so leicht, wo die Bajonette fehlen. Der Herzog von Orleans hat nach Guizots Versicherung den Thronwechsel in keiner Weise gefördert, es wäre ihm sogar bequemer gewesen, in der minder glänzenden aber mehr gesicherten Stellung eines ersten Prinzen von Geblüt zu verharren. Daß er positiv nichts dafür gethan hat, wollen wir glauben; wer indessen so offen, wie Ludwig Philipp im Kreise seiner Anhänger von der Opposition über die Wahrscheinlichkeit eines neuen Aufstandes, über die Verblendung des Hofes, und über seinen Entschluß, demselben nicht in die Verbannung zu folgen, sich ausspricht, auf den kann man wol das bekannte Wort des Sir Hamilton Seymour über den Kaiser Nikolaus anwenden: wer so entschieden den baldigen Tod des kranken Mannes prophezeihet, der ist entschlossen, ihn zu befördern.

Auch nach der Anerkennung des neuen Königs hielten sich die Republikaner noch immer für die Herrn der Situation, das neue Stichwort war, ein Königthum mit republikanischen Institutionen umgeben (auf breitester demokratischer Grundlage). Alles kam nun darauf an, ob das Volk einen festen Willen sich gegenüber fand. Ludwig Philipp selbst war schwankend und das Ministerium, mit welchem er am 11. August vor die Kammern trat, war aus den beiden Parteien ziemlich gleichmäßig zusammengesetzt. Von denjenigen, welche der Demokratie Widerstand zu leisten entschlossen waren, war Guizot der rücksichtsloseste, er erhielt das wichtige Departement des Innern. Von seinen Collegen gibt er sehr ergötzliche Bilder, das gelungenste ist das von Laffitte. Er hatte unter den Liberalen den umfassendsten Geist und die weiteste Bildung. Ein intelligenter und entschlossener Geschäftsmann, ein liebenswürdiger und unermüdlicher Plauderer, sorgfältig bemüht, allen denen

zu gefallen, die sich ihm näherten, und gut für alle, die ihm gefielen, war er stets bereit, alle Welt zu verstehen und zu verpflichten. Obgleich thatsächlich den revolutionären Einflüssen, die ihn umgaben, sehr gefügig, hatte er für sich selbst keine absoluten Ideen; er war weder Aristokrat, noch Demokrat, weder monarchisch, noch republikanisch, er liebte die Bewegung mehr aus Instinct und zu seinem Vergnügen, als aus irgend einer tiefen Absicht, er suchte eine einflußreiche Stellung mehr aus Eitelkeit als aus Ehrgeiz; hochfahrendes Wesen wechselte bei ihm mit wahrer Herzensgüte, Dünkel mit Nachlässigkeit; ein wahrer Finanzmann wie ihn das Lustspiel darstellt, in die Politik vertieft, wie seines Gleichen unter der alten Regierung in die Coulissen und die Literatur, wollte er vor allen Dingen mit einem großen Gefolge umgeben, geschmeichelt und gefeiert sein; er vertraute auf seinen Erfolg wie auf sein Verdienst beim König wie beim Volk, in den Revolutionen wie in den Speculationen, und behandelte alles, Staatsgeschäfte wie Geldgeschäfte, mit jener Leichtfertigkeit, die sich im Stande glaubt alles zu vermitteln, weil sie die wahren Schwierigkeiten nicht sieht. Weil er bei seiner oberflächlichen Empfänglichkeit fast bei jeder Gelegenheit wie diejenigen dachte, mit denen er nöthig hatte sich zu verständigen, glaubte er leicht, daß sie auch dächten wie er. Er war 1830 auf dem Gipfel seines Glücks, im höchsten Grade stolz darauf, daß in seinem Hause und wie er glaubte durch ihn eine Revolution gemacht war, die dem Lande gefiel, und ein König, der ihm gefiel, und versprach sich einflußreich, populär und reich zu bleiben, ohne sich mit der Regierung viel Mühe zu geben. Zwar verkehrte er hauptsächlich mit den Progressisten, aber wenn er es mit einem Conservativen zu thun hatte, so versicherte er ihm mit voller Aufrichtigkeit, er werde seine tollköpfigen Freunde schon zur Raison bringen, im Grunde dächten ja doch alle dasselbe. In dem Verkehr mit seinen Untergebenen war er ganz der reiche Bankier, mitunter empfing er einen Gesandten, der von ihm Instructionen forderte, mitten in einem Gastmahl, plauderte mit ihm auf das unbefangenste, war bereit, alles gelten zu lassen, selbst Don Miguel und den Herzog von Wellington, so daß die Gäste vor Verwunderung ganz sprachlos zuhörten, und schloß gewöhnlich mit der Phrase, es wird sich schon alles machen.

Die Bosheit dieser Charakteristik erklärt sich leicht, da eine Natur wie die geschilderte niemand so zuwider sein wird, als einem hartnäckigen Doctrinär in der Weise Guizots.

Für Louis Philipp war es der bequemste Minister, den er je gefunden hat, er war auch sein entschiedener Liebling. Laffitte sträubte sich nie, wenn der König im Ministerrath seine eigenen Ansichten durchzusetzen suchte, er repräsentirte die Maske, mit der sich Ludwig Philipp um der Popularität willen bekleidete, die Maske eines wohlgesinnten Bourgeois, in der liebenswür-

digſten Form, mit ihm konnte der König über alles Mögliche plaudern und hin und her disputiren und beides war ihm Bedürfniß. Guizot theilt einige königliche Handbillets mit, die wohlgeeignet waren, einen energiſchen und rückſichtsloſen Miniſter toll zu machen. Der König war durch ſeine wechſelnden Schickſale in ſeinen Ueberzeugungen unſicher gemacht, er hatte in ſeiner Jugend ſowol den Glanz als die Schrecken der Revolution mehr als ein anderer empfunden, in dem Pathos und der Logik der Revolution war er aufgewachſen, und wenn er auch ein Grauen vor ihr empfand, ſo konnte er doch nicht anders denken als ſie; er mißtraute ſeinen liberalen Rathgebern, weil er fürchtete, ſie würden ſich mit der Demokratie zu tief einlaſſen, er mißtraute aber noch mehr den Conſervativen, weil er beſorgte, ſie würden ſeine Popularität compromittiren, an der ihm damals alles gelegen war. Seinem gemiſchten Miniſterium gegenüber verhielt er ſich ſo, daß er Laffitte auf das vertraulichſte, ja ſelbſt auf das zärtlichſte behandelte, die Conſervativen dagegen ernſt, ja ſelbſt ſteif: es war das durchaus keine Heuchelei, ſondern ganz natürlich, denn jene verlangten einen guten Bürger, dieſe einen König.

Guizot als der hochfahrendſte von den Conſervativen, erregte am meiſten die Mißgunſt des Volkes; hauptſächlich tadelte man ihn, daß er nicht in der Neubeſetzung der Stellen eifriger zu Werke ging; und doch hat er alles Mögliche darin geleiſtet, denn er hat von 86 Präfecten 76, von 277 Unterpräfecten 196 abgeſetzt und ſo bis in die kleineren Stellen herunter. Aber das iſt vielleicht die widrigſte Seite der Revolution: jeder untergeordnete Agent will verſorgt ſein und die Canaille drängt ſich am meiſten vor; auch Guizot begegnete es ein paar Mal, daß einer ſeiner neuen Präfecten betrunken ins Collegium kam, oder von der Wache wegen Unfug verhaftet werden mußte. Seine Grundſätze ſprach er am 14. September in einem Schreiben an einen ſeiner Präfecten aus: er ſolle nicht zögern, die unpopulären Maires abzuſetzen, weil dieſe die Regierung nur in Verlegenheit ſetzten, anſtatt ſie zu ſtärken; er ſolle Männer ſuchen, die für ſich denken und handeln, denn das erſte Bedürfniß des Landes ſei, daß ſich überall unabhängige Meinungen und Einflüſſe bilden, die Centraliſation der Geiſter ſei ſchlimmer als die der Geſchäfte.

Nach längerem Sträuben gab Guizot am 18. Auguſt zu, daß Lafayette das Generalcommando der geſammten Nationalgarde vorläufig gelaſſen wurde. Damals wie vierzig Jahre früher hatte der General eine ungeheure Macht in Händen, deren er ſich nur nicht bediente, weil ihm die Popularität höher ſtand als der wirkliche Einfluß. In dieſer gefährlichen Zeit, wo es darauf ankam, den Kriegsſchrei der franzöſiſchen Jugend zu dämpfen, konnte man die Stütze populärer Namen nicht entbehren. In der Aufzählung der auswärtigen Mächte, mit denen Frankreich zu thun hatte, gibt Guizot unter andern vom Kaiſer Nikolaus eine vortreffliche Charakteriſtik. — Für dieſe

Schlichtung der auswärtigen Politik wählte der König wieder einen Mann, der schon vielen Regierungen als der nothwendige erschienen war, Talleyrand, und fand darin den Beifall seiner Minister. Talleyrand hatte als Unterhändler zwei vorzügliche Eigenschaften, er wußte in der Lage der Regierung, welcher er diente, den Punkt, auf den es augenblicklich ankam, scharf aufzufinden und denselben mit Hintansetzung aller übrigen Rücksichten, so wichtig sie auch sonst sein mochten, ausschließlich geltend zu machen. Ferner kannte er die Kunst zu gefallen aus dem Grunde, da er mit seiner Schmeichelei immer die Art und Weise eines großen Herrn verband. Namentlich für die Stelle eines Botschafters in London ist diese Verbindung eines liberalen Verständnisses mit aristokratischen Gewohnheiten von der größten Wichtigkeit. Talleyrand verband die Fähigkeit eines schnellen Entschlusses mit kühler Geduld, Kühnheit mit Unbeweglichkeit, und er verstand die seltene Kunst, auf eine vornehme Weise zu warten.

Auf das Detail der auswärtigen Angelegenheiten gehn wir hier nicht ein. Guizot unternimmt es, alles was damals geschah zu rechtfertigen, weil er in dieser Beziehung grade so ein Politiker der Umstände ist, wie alle übrigen Franzosen.

Um die Ordnung herzustellen, kam es nun auf einige durchgreifende Maßregeln an, zunächst galt es die Schließung der Clubs. So widersprechend es scheint, unmittelbar nach dem Siege eines Volks, dessen erstes Recht doch ist, über gemeinsame Interessen und Zwecke gemeinsam zu berathen, dieses Recht gewaltthätig zu verkümmern, so wird doch ein unbefangenes Studium der Geschichte aller Revolutionen zu folgenden Resultaten führen. Sobald die Clubs eine gewisse Dauer erlangen, herrscht in ihnen der Pöbel; denn die ordentlichen Leute haben nicht Zeit, den ganzen Tag Politik zu treiben und die Schlechten haben gegen ihre Gegner Waffen in der Hand, deren sich der Gute nicht bedienen kann. Entweder wird also die Regierung direct von den Clubs geführt wie 1793, und damit ist der Staat den wildesten Leidenschaften unterworfen, oder die Clubs werden geschlossen. Das Letztere ist, sobald man nur einmal den Entschluß gefaßt, immer leichter als man glaubt, denn die stille Meinung aller Gutgesinnten, die nur nicht den Muth hat, unabhängig aufzutreten, ist stets gegen die Clubs, und sobald eine entschlossene Hand den Kampf eröffnet, wird diese stille Meinung die allgemeine. Auch in Frankreich wurde die große Maßregel ohne Widerstand durchgesetzt und Guizot kommt das Verdienst zu, in demselben die Führerschaft übernommen zu haben. Wenn er dadurch der Menge verhaßt wurde, so trug er diese Unpopularität mit Anstand.

Eine zweite Schwierigkeit der neuen Regierung war der angefangene Proceß der abgesetzten Minister. Die Menge verlangte ihr Blut, um dadurch

ha ausschließlich Schriftheit zu verstehen. Heißt doch nun auch Gottes Wort Schrift, weil es geschrieben ist, und Gottes Wort ist Gottes Wort, weil es Gottes Geist selbst ist. Ja, der Geist ist es, der das Wort schreibt, indem man sich in diesem Begriffe des Schreibens nicht, wie Gelehrte es thun, an die Feder, sondern an den Finger Gottes halten muß, der die Tafeln des Gesetzes schrieb. Und wie Gott sein Wort selbst ist, so ist auch sein Schreiben, sein Wort, sein Geist, sein Finger, sein Schrift, sein Buch, sein Gesetz, sein Evangelium, seine Kirche nicht etwas Todtes, sondern etwas Lebendiges, Ewiges, Unvergängliches, Unsterbliches, Allmächtiges, Allwissendes, Allgegenwärtiges, Allbarmherziges, Allgerechtes, Allheiliges, Allseliges, Allherrliches, Allgroßes, Allgutes, Allliebendes, Allsüßes, Alles, was Gott ist, ist auch sein Wort, sein Geist, sein Finger, sein Schrift, sein Buch, sein Gesetz, sein Evangelium, seine Kirche. Wie Gott selbst ist, so

So hatte das „liberale" Ministerium einige erheblich reactionäre Maßregeln durchgesetzt; man konnte es wegwerfen. Ein Scandal zwischen den Republikanern und Legitimisten gab Veranlassung dazu (auf Lafittes Rath waren die Lilien der Bourbons aufgegeben): den 17. Febr. 1831 begannen die Angriffe der rechten Seite, an denen sich Guizot lebhaft betheiligte. „Wenn man auf diesem Wege beharrt, wenn man die Regierung auf die Popularität gründen will, so wird man gar keine Regierung haben. Die Ordnung verliert ihre Kraft, die Freiheit ihre Zukunft, die Menschen ihren Ruf: ich glaube nicht, daß man in dieser Lage bleiben darf." Mit großem Widerstreben gab der König Lafitte auf, und den 12. März 1831 wurde Casimir Périer mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragt.

Hier tritt nun eine neue Figur auf die Bühne, die stattlichste von allen, die man seit 1830 gesehn hat. Gegen den Inhalt seiner Politik kann man vieles einwenden, aber es kam vor allen Dingen darauf an, daß überhaupt ein bestimmter Gang mit Ernst und Consequenz festgehalten wurde. — Périer war eine despotische Natur, wie man sie der Bourgeoisie kaum zutrauen sollte. Zunächst knechtete er — nur durch die Stärke seines Willens — seine Parteigenossen, darunter Männer wie der Marschall Soult und der Graf d'Argout, die ganz als seine Subalternen erschienen; dafür nahm er sie gegen jeden, gerechten oder ungerechten Angriff in Schutz. Dann fühlten die Beamten seine eiserne Hand; sie mußten sich eine ganz militärische Disciplin gefallen lassen. Die Einmischung des Königs wurde mit schonungsloser Härte beseitigt, und Guizot selbst meint: homme de gouvernement par nature, mais arrivant au pouvoir après une longue carrière d'opposition, Périer y portait quelquefois des impatiences moins monarchiques que ses sentiments et ses desseins; seinerseits war der König in den Gewohnheiten des alten Königthums aufgewachsen, et il lui en était resté des velléités et des inquiétudes quelquefois peu d'accord avec ses intentions constitutionelles. Er fügte sich, denn Périer war ihm eine Nothwendigkeit, aber er haßte ihn gründlich, und ließ zuweilen sein Mißfallen deutlicher merken, als es für sein Ansehn wünschenswerth war. Was ihm Périer bot, war wirklich arg; er mußte sich zuweilen wie ein aufsässiges Kind behandeln lassen. Guizot hat beiläufig später diese Gewohnheit geerbt, nur daß bei ihm mehr der Professor hervortrat; einmal hat er Sr. Majestät folgenden Vortrag gehalten: que le Roi ne se fie jamais à sa première impression; soit en espérance, soit en alarme, elle est presque toujours excessive; pour voir les choses exactement comme elles sont et ne leur accorder que ce qui leur est dû, l'esprit de Roi a besoin d'y regarder deux fois. Was Ludwig Philipp sich dabei gedacht, hat Guizot wol nicht erfahren; nach Périers Tod äußerte er sich über ihn: Il m'a donné du mal, mais j'ai fini par le bien équiter! Es scheint

wirklich so gewesen zu sein, denn wenn er in allen einzelnen Fällen nachgab, so kam er doch mit großer Zähigkeit auf seine alten Ideen zurück, und gewann zuletzt, wie Guizot sich ausdrückt, auf seinen Minister einen wirklichen Einfluß.

Die politischen Begebenheiten unter diesem Ministerium sind bekannt genug; statt dessen einige Anekdoten. — Als einmal in einer Nebenfrage ein Theil der Majorität ihn im Stich gelassen, ließ Périer sie vor sich kommen, und rief ihnen zu, indem er sie mit einem strengen Blick niederschmetterte: Je me moque bien de mes amis quand j'ai raison! c'est quand j'ai tort qu'il faut qu'ils me soutiennent. — Widerspruch mochte er überhaupt nicht hören. Nur einer durfte zuweilen ihm gegenüber seine eigne Meinung behaupten: Bertin, der Besitzer des Journal des Debats, wenn er Abends mit ihm und Guizot eine Partie Whist spielte. — Bekanntlich war es Périer, der in der polnischen Krisis den europäischen Frieden erhielt; mit welchen Schwierigkeiten er dabei zu kämpfen hatte, zeigt der Brief eines eifrigen Anhängers seiner Politik an Guizot, 29. Juni 1831, aus dem wir hier einiges mittheilen, weil er auch für die gegenwärtige Krisis von Interesse ist. Er schildert die Stimmung des Landes: c'est un mélange d'irritation et de découragement, de crainte et de besoin de mouvement: c'est une maladie d'imagination qui ne peut ni se motiver, ni se traduire, mais qui me paraît grave. Les esprits me semblent tout-à-fait à l'état révolutionnaire, en ce sens qu'ils aspirent à un changement, à une crise, qu'ils l'attendent, qu'ils l'appellent, sans qu'aucun puisse dire pourquoi . . . Nous ne sommes pas dans un moment de raison, où les moyens tout raisonnés du système représentatif suffisent. (Und so spricht ein Conservativer! daraus möge man auf die Chancen des constitutionellen Systems in Frankreich schließen!) Je suis persuadé qu'une guerre serait utile (Aderlaß!); je serais disposé à la risquer en exigeant beaucoup pour la Pologne. C'est bien plus populaire parce que c'est plus dramatique. La France est, pour le moment, dans le genre sentimental bien plus que dans le genre rationnel. Uebrigens haben diese französischen Staatsmänner eine eigne liebenswürdige Art, miteinander zu correspondiren; wir sind dazu viel zu steif. — Ja ein so nüchterner Staatsmann wie Périer kam, um die italienische Frage zu lösen, auf den Knabenstreich von Ancona, den Professor Guizot als einen Ausdruck vollendeter Staatsklugheit verherrlicht, obgleich sich Frankreich damit nur eine Verlegenheit aufbürdete. — Als die fremden Gesandten zu ihm kamen, um Aufklärung zu fordern, fanden sie ihn sehr leidend; es waren ihm eben Blutegel gesetzt und er lag auf dem Sopha; aber als der preußische Gesandte ihn fragte, ob es denn noch ein Völkerrecht gebe, erhob er sich zornig, ging auf ihn zu und rief: „das Völkerrecht, mein Herr! Ich bin es, der es vertheidigt! Meinen Sie,

daß es so leicht ist? Ich habe Recht auf das Vertrauen Europas, und ich habe darauf gerechnet." „Ich sehe noch immer," erzählte später Pozzo di Borgo, „diese große Gestalt in dem flatternden Schlafrock, den Kopf in ein rothes Tuch gehüllt, wie sie mit feurigem Zornblick auf uns zuschritt." — Es war bekanntlich gegen den heftigsten Protest des Papstes, daß die Franzosen Ancona besetzten; aber damals fügte sich Oestreich.

Die Cholera endigte die Regierung dieses energischen Ministers (16. Mai 1832); als ein Hofmann gleich darauf in Gegenwart des Königs über diese Krankheit jammerte: et quelle perte que celle de M. Périer! setzte jener hinzu: ja wol, und die arme Frau von Champlâtreux! — Noch jetzt gönnte er seinem Despoten nicht diese Folie. — Der König, erzählt Guizot, gab viel auf die öffentliche Meinung, und wollte sich derselben gern als die Seele der Regierung darstellen. Seine Eindrücke waren sehr lebhaft, seine Zunge vorschnell, und er glaubte, das Publicum sei ungerecht gegen ihn. Wenn er seine Ansichten opferte, wollte er wenigstens das Verdienst seines Opfers haben, das Land sollte wissen, was es ihm schuldig sei. Für diese Stimmung ist die constitutionelle Regierungsform sehr unbequem; auch wenn der König wirklich das Ganze leitet, treten doch nur seine Minister auf die Bühne, aller Augen sind nur auf sie gerichtet. Wenn die Sicherheit des Thrones dabei gewinnt, so leidet oft die Eigenliebe des Fürsten darunter, dann reibt sich Eigenliebe an Eigenliebe, und das Gefühl der Ungerechtigkeit und des Undanks wird um so stärker, wenn der Fürst glaubt, den Ideen der allgemeinen Meinung näher zu stehen als seine Minister. Daraus ergaben sich manche Widersprüche. Einige Zeit nach dem Tode Périers, als der Aufstand vom 6. Juni unterdrückt war, begab sich eine Deputation zum König, um ihn zu einer Umgestaltung des Ministeriums im liberalen Sinn zu bestimmen. Er wurde sehr heftig, und stellte die ganze bisherige Politik als sein eignes Werk dar; eine Eitelkeit, die später sehr üble Folgen für ihn hatte.

Eine Ergänzung des Cabinets war nothwendig; man dachte zunächst an Talleyrand. Dieser weigerte sich, nach Guizots Ansicht mit Recht. Les diplomates ont le privilége de grandir aux yeux de leur pays sans avoir porté le poids de ses épreuves intérieures. Als Guizot 1848 mit Metternich in London zusammentraf, forderte er ihn auf, ihm die Möglichkeit einer Revolution in Oestreich zu erklären; mit einer Mischung von Stolz und Traurigkeit erwiederte der Fürst: Europa habe ich zuweilen regiert; Oestreich niemals!

Soult übernahm das Präsidium, der Herzog v. Broglie, dem das Auswärtige bestimmt war, wollte nicht ohne Guizot eintreten; lange und heftig sträubte man sich gegen die Unpopularität dieses Ministers; endlich einigte man sich dahin, ihm den öffentlichen Unterricht anzuvertrauen, wofür

er eine Specialität war; und so kam das Cabinet vom 11. Oct. 1832 zu Stande, womit dieser Band schließt.

Die Verträge mit China und Japan und der deutsche Handel.

1.

Die letzten Jahre haben, während sie das Verhältniß der civilisirten Völker zueinander trotz verschiedener Störungen im Wesentlichen ungeändert ließen, in dem Verhältniß der civilisirten Menschheit zu den übrigen Gliedern der Menschenfamilie, namentlich zu den zur mongolischen Race gehörigen Völkern, im hohen Grade bemerkenswerthe Aenderungen eintreten lassen. Die ungeheuern Reiche Ostasiens, die zusammen mehr als ein Drittheil der Bewohner der Erde umfassen, sind, durch die europäische Cultur vom Westen, Norden und Osten zugleich angegriffen, genöthigt worden, die abwehrende Haltung, welche sie den Strömungen dieser Cultur gegenüber bisher beobachteten, und die ihnen eine eigne, von der unsern völlig verschiedene Entwicklung verlieh, aufzugeben, und wenn sie bisher ihre Geschichte für sich hatten, so werden sie jetzt allmälig von den Mächten ergriffen, durchdrungen und umgewandelt werden, deren Leben wir die Weltgeschichte nennen. Das Ziel der Weltgeschichte, vielleicht nur des einen Weltjahres, in dem wir leben und welches mit der Wanderung der arischen Stämme aus ihrer Urheimath nach Westen begann, scheint die Unterwerfung der Racenvölker unter die Kaukasier, die Mittheilung der in diese gelegten, in diesen zur Blüte und Frucht gereiften geistigen Kräfte an jene, der allgemeine Triumph dessen, was dem weißen Tagmenschen wahr, gut und schön ist, über die halbe Barbarei des rothen und gelben Dämmerungsmenschen und über die ganze Barbarei des schwarzen Nachtmenschen zu sein. Diesem Ziel nähert sich das jetzige Jahrhundert mit starken Schritten. Die drei vorhergehenden haben Amerika und Australien für die Civilisation erobert, die drei oder vier nächstfolgenden werden, die weiten Länder Ostasiens unterwerfend, den Sonnengang der Geschichte um die Erde vollenden.

Die vis inertiae, die dem massiven Koloß des chinesischen Reiches innewohnt, die geistige Regsamkeit, die dem Inselvolk der Japanesen nachgerühmt wird, kann diesen Proceß nur aufhalten, die Arbeit der Cultur erschweren, aber nicht vereiteln. Der endliche Sieg ist gewiß, weil er nothwendig ist, und seine verhältnißmäßige Nähe ist verbürgt durch den raschen Fortschritt

und die außerordentlichen Erfolge der letzten Jahre. Von höchster Bedeutung war zunächst die Erwerbung Kaliforniens und Oregons durch die nordamerikanische Union, durch welche diese werdende Weltmacht, bis dahin nur am westlichen Horizont wirksam, auch am östlichen mit ihren Interessen und Tendenzen das Haupt erhob. Nicht weniger wichtig war sodann die Ausbreitung Rußlands bis zu den Mündungen des Amur. Dazu kam ferner, daß China seine 1842 nur halb geöffneten Thore, durch die Waffen Englands und Frankreichs genöthigt und zugleich von Russen und Amerikanern drohend angegangen, den Kaufleuten und Missionären des Westens ganz aufschloß. Dazu trat endlich der Vertrag Japans mit jenen vier Mächten, der auch dieses mächtige und starkbevölkerte Reich dem Handel und der Industrie, den Gedanken und Bestrebungen des europäisch-christlichen Culturlebens mehr als bisher aufthat.

Die Folgen dieser Vorgänge werden zunächst nur auf commerciellem Gebiet sichtbar werden. In China hat man den fremden Schiffen elf neue Häfen geöffnet. Dann ist ihnen die freie Küstenschiffahrt gewährt worden, und man wird sie nun längs des ganzen Uferlandes anlegen und sich allmälig des gesammten Küstenhandels bemächtigen sehen, da dieselben schneller gehen und vor Piraten sicherer sind, als die einheimischen Dschonken, und infolge dessen billigere Frachtpreise als diese stellen können. Sodann werden die Europäer und Amerikaner künftig den Yangtsekiang seinem ganzen Lauf nach befahren, und damit sind dem Handel Regionen eröffnet, deren Bedeutung unabsehbar ist; denn dieser sechshundert und funfzig deutsche Meilen lange Riesenstrom, welcher die mittlern Provinzen des Mandschureiches mit Tibet und Kokonor im Westen und mit den Gebieten am stillen Ocean im Osten verbindet, hat, wenn man an seine Nebenflüsse, an die zahlreichen großen Städte seines Thales*), an den Bodenreichthum seiner Uferlandschaften und an die überaus starke Bevölkerung seiner Seitenthäler denkt, auf Erden nicht seines Gleichen. Ferner müssen nach den neuen Verträgen die Durchgangszölle im Innern den Consuln angegeben werden und es darf niemals eine Erhöhung derselben eintreten. Sie betragen die Hälfte der Eingangszölle in den Häfen. Chinesen und Fremde haben das Recht, die Zölle auf einmal zu erlegen, und mit einer Bescheinigung darüber versehen, können sie ihre Waaren von einem Ende des Reiches zum andern frei weiter führen. Sollte die chinesische Regierung diesen Artikel, der ihr in Betreff der Zölle keinen freien Willen mehr läßt, wirklich erfüllen (und sie wird ihn erfüllen müssen), so wird der Handel der Fremden

*) Wir nennen nur das jetzt allerdings noch in der Gewalt der Taipingrebellen befindliche Nanking und die große von Lord Elgin im vorigen December besuchte Marktstadt Hankau, welche mit ihren Schwesterstädten Wutschang und Hanyang über drei Millionen Einwohner hat.

einen unermeßlichen Aufschwung nehmen und die chineſiſchen Kaufleute werden ſich dann nur der ausländiſchen Schiffer und Rheder zur Einführung ihrer Bedürfniſſe an Waaren bedienen. Dazu kommen endlich andere Beſtimmungen, durch welche das Tonnengeld auf ein Fünftel, die Einfuhrzölle auf die Hälfte, die Ausfuhrzölle auf zwei Drittel des bisherigen Betrags ermäßigt ſind, und die fernere, welche den Fremden alle nicht im Aufſtand begriffenen Theile des Landes zu bereiſen geſtattet. Da in Bezug auf letzteres keine Straßen oder Entfernungen angegeben ſind und ebenſo wenig die Art und Menge der Waaren feſtgeſtellt iſt, welche der Reiſende mit ſich führen dürfe, ſo kann letzterer jede beliebige Quantität Waaren an jedem ihm paſſend ſcheinenden Orte (Peking allein ausgenommen) verkaufen oder gegen Landesproducte austauſchen. Was der Fremde durch den Ausſchluß ſeiner Schiffe von einem und dem andern See- oder Flußhafen verliert, kann er demnach durch ſeine Züge im Binnenland erſetzen. Seine Waaren ſind nur mäßigen und für immer feſtſtehenden Abgaben unterworfen, ſeine Perſon iſt unverletzlich, und ſo wird er die Concurrenz der Eingebornen nicht zu ſcheuen haben, ja ſie mit der Zeit von allen Hauptmärkten verdrängen. Mit einem Wort, China iſt in den Händen der Mächte, die jene Verträge erzwangen, und die engliſche und amerikaniſche Speculation wird nicht ſäumen, die ihnen gebotenen Vortheile auszubeuten. Und auf die Eroberung durch den Handel wird eine Eroberung durch Soldaten und Diplomaten folgen. England hat ſchon an dem Beſitz Indiens eine Laſt. Aber es muß Indien behalten, wenn es eine Weltmacht bleiben will, und um Indien zu behalten, muß es China, wenigſtens Südchina erobern. Sonſt fällt China und mit China Indien in die Hände Rußlands. Der Vertrag von Tientſin iſt der erſte Bauſtein zu dem Gebäude eines anglochineſiſchen Reiches, die neuen Conſuln in China werden in kurzem ſich in Proconſuln verwandeln.

Die Ereigniſſe in China wirkten zurück auf Japan. Der Siogun in Jeddo gewährte aus Furcht vor den in der Nähe kreuzenden Geſchwadern alsbald, was der Kaiſer in Peking zugeſtanden. Die neuen Verträge deſſelben mit den Amerikanern, den Ruſſen und Engländern gleichen in der Hauptſache denen von Tientſin, ja ſie verſtatten dem fremden Handel ſogar noch wichtigere Vergünſtigungen, und man darf mit Beſtimmtheit annehmen, daß ſich hier mit der Zeit ein für die Europäer noch vortheilhafteres Verhältniß bilden wird, als es im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert zwiſchen den Portugieſen und Japaneſen beſtand. Da das letztere ſo wie das, was nach Abbruch deſſelben bis auf die neueſte Zeit folgte, beſonders lehrreich für die Gegenwart iſt, ſo widmen wir ihm eine ausführliche Darſtellung.

Es war im Jahre 1542, daß Japan zuerſt von Europäern beſucht wurde, und zwar geſchah dies dadurch, daß ein portugieſiſches Schiff dorthin ver-

Klingen durch. Auch Zeitschrift werden Ihnen bereits von diesem geistlichen Geschäftsmann angeboten worden sein, die Ihnen Ihre Kinder verderben können. Wenn diese Dinge, die Ihnen so gefährlich sind, Ihnen angeboten werden, dann beweist mir jemand, daß Christi Geist in solchem Verkäufer wohnt, daß er ein Kind Gottes ist, daß er Christi Gesinnung hat, daß er Christi Sinn hat, daß er Christi Herz in sich trägt, daß er Christi Liebe in sich trägt, daß er Christi Barmherzigkeit, und ich widerrede ihm gar nicht mehr, ich widerrede ihm gar nicht mehr, ich widerrede ihm gar nicht mehr,

general Aquaviva wünschte für sie eine unverzügliche Zusammenkunft mit dem Papst. Aber Gregor der Achte meinte, daß die Würde des heiligen Stuhls ein anderes Verfahren erheische. Sie wurden in Viterbo von einem prächtig geputzten Reiterzug empfangen und in feierlicher Procession nach dem Jesuitenhaus in Rom eskortirt, in dessen Kirche sofort ein Tedeum gesungen wurde. Am folgenden Tage geleitete sie ein noch glänzenderer Zug, in welchem der römische Adel, päpstliche Soldaten und Kammerherren, die Kutschen der Gesandten von Frankreich, Spanien und Venedig figurirten, unter Musik und Kanonendonner nach dem Vatican, wo die Prinzen den Papst und die Cardinäle versammelt fanden und nachdem sie ihren Auftrag ausgerichtet, die Ehre hatten, dem heiligen Vater die große Zehe zu küssen und ihm, als er sich entfernte, die Schleppe nachzutragen. Gregor der Achte starb wenige Tage nachher, aber sein Nachfolger Sixtus der Fünfte bewies sich gegen die Gesandten Japans nicht weniger gnädig. Sie durften bei seiner Krönung die Stangen seines Baldachins tragen, ihm als er dann die erste Messe als Papst las, das Becken halten, in dem er sich die Hände wusch, und wurden schließlich von ihm zu Rittern vom goldnen Sporn geschlagen, wobei Se. Heiligkeit ihnen Schwert und Kette umhing, während die Gesandten von Frankreich und Venedig ihnen die Sporen anschnallten. Von Rom besuchten sie Loretto, dann Venedig, Mailand und Genua, wo sie sich nach Barcelona einschifften. In Madrid hatten sie eine zweite Audienz bei Philipp dem Zweiten, dann gingen sie nach Lissabon und von hier im April 1586 in ihre Heimath zurück, welche sie nach zwei Jahren erreichten, so daß sie sechs Jahre entfernt gewesen waren.

Aus Oberitalien.

Für eine bloße Demonstration scheinen die in so großartigem Maßstab unternommenen, mit einem immensen Kostenaufwand verbundenen Rüstungen und sonstigen Vorbereitungsmaßregeln, welche weder diesseit noch jenseit des Ticino aufhören, viel zu ernst zu sein. Sardinien macht kein Hehl daraus, daß es gegen Oestreich einen Kampf auf Tod und Leben wolle, in welchem es auf den Beistand Italiens und Frankreichs rechnet, und mag auch der Entschluß Napoleons des Dritten noch nicht endgiltig gefaßt sein, so bleibt es doch Angesichts der zwei in Italien einander schlagfertig gegenüberstehenden Armeen verzeihlich, wenn viele hier an Ort und Stelle den Krieg für unvermeidlich halten.

Die strenstelle Form, wenn es um Verschärfung einer Aussage geht, ist die Verwendung des Komparativs. Dieser wird gebildet, indem an den Stamm des Adjektivs die Endung **-er** angehängt wird. Bei einsilbigen Adjektiven kommt oft noch ein Umlaut hinzu. Beispiele: Der Mann ist groß. Der Baum ist größer. Das Haus ist schön. Das Schloss ist schöner. Der Vogel ist klein. Der Käfig ist kleiner. Das Auto ist schnell. Das Flugzeug ist schneller. Der Hund ist stark. Der Bär ist stärker. Das Kind ist dumm. Der Lehrer ist dümmer. Das Buch ist teuer. Das Auto ist teurer. Das Haus ist hoch. Der Turm ist höher. Der Fluss ist lang. Die Brücke ist länger. Der Berg ist hoch. Der Mond ist höher. Der Stein ist schwer. Der Stein ist schwerer. Der Mann ist alt. Der Vater ist älter. Der Sohn ist jung. Der Bruder ist jünger. Der Mann ist arm. Der Bettler ist ärmer. Der Mann ist reich. Der König ist reicher. Der Mann ist krank. Der Arzt ist kränker. Der Mann ist gesund. Der Sportler ist gesünder. Der Mann ist stark. Der Bär ist stärker. Der Mann ist schwach. Der Hund ist schwächer. Der Mann ist groß. Der Baum ist größer. Der Mann ist klug. Der Professor ist klüger. Der Mann ist dumm. Der Lehrer ist dümmer. Der Mann ist gut. Der Freund ist besser. Der Mann ist schlecht. Der Feind ist schlechter. Der Mann ist arm. Der Bettler ist ärmer. Der Mann ist reich. Der König ist reicher. Der Mann ist krank. Der Arzt ist kränker. Der Mann ist gesund. Der Sportler ist gesünder. Der Mann ist stark. Der Bär ist stärker. Der Mann ist schwach. Der Hund ist schwächer. Der Mann ist groß. Der Baum ist größer. Der Mann ist klug. Der Professor ist klüger. Der Mann ist dumm. Der Lehrer ist dümmer. Der Mann ist gut. Der Freund ist besser. Der Mann ist schlecht. Der Feind ist schlechter.

- Der Mann ist groß. Der Baum ist größer. Das Haus ist schön. Das Schloss ist schöner. Der Vogel ist klein. Der Käfig ist kleiner. Das Auto ist schnell. Das Flugzeug ist schneller. Der Hund ist stark. Der Bär ist stärker. Das Kind ist dumm. Der Lehrer ist dümmer. Das Buch ist teuer. Das Auto ist teurer. Das Haus ist hoch. Der Turm ist höher. Der Fluss ist lang. Die Brücke ist länger. Der Berg ist hoch. Der Mond ist höher. Der Stein ist schwer. Der Stein ist schwerer. Der Mann ist alt. Der Vater ist älter. Der Sohn ist jung. Der Bruder ist jünger. Der Mann ist arm. Der Bettler ist ärmer. Der Mann ist reich. Der König ist reicher. Der Mann ist krank. Der Arzt ist kränker. Der Mann ist gesund. Der Sportler ist gesünder. Der Mann ist stark. Der Bär ist stärker. Der Mann ist schwach. Der Hund ist schwächer. Der Mann ist groß. Der Baum ist größer. Der Mann ist klug. Der Professor ist klüger. Der Mann ist dumm. Der Lehrer ist dümmer. Der Mann ist gut. Der Freund ist besser. Der Mann ist schlecht. Der Feind ist schlechter.

auch sind ihre Geschütze den östreichischen an Kaliber und Tragfähigkeit überlegen. Der Generalstab ist gut organisirt, und enthält zahlreiche junge, fähige und unterrichtete Offiziere. Empfindlich ist aber in der Armee Sardiniens der Mangel an Generalen für die höheren Commandos, zu denen die Armee Vertrauen besäße; wahrscheinlich müßte das Obercommando einem fremden General gegeben werden.

Die militärische Stellung Piemonts ist eine ziemlich schwierige. Kann es auch auf die Unterstützung Frankreichs rechnen, so bleibt es doch der Gefahr ausgesetzt, von der in der Lombardei aufgestellten östreichischen Armee angegriffen, und vielleicht vernichtet zu werden, oder doch erhebliche Verluste zu erleiden, ehe eine französische Armee über die Alpen herbeikommen, oder von Genua aus am Kriegsschauplatz erscheinen kann, den wahrscheinlich die Ebene bei Alessandria bilden würde. So wie im Anfang dieses Jahres Oestreich fürchten mußte, von Piemont überrascht zu werden, ehr es sich bei Malland zu concentriren im Stande war, so muß jetzt Piemont alles aufbieten, um im Beginn so stark als möglich zu sein, um den ersten Stoß der östreichischen Heeresmacht bis zu dem Eintreffen französischer Hilfe auszuhalten. Dies dürfte der sardinischen Armee durch den Schutz des verschanzten Lagers bei Alessandria ermöglicht werden, welches sonach berufen ist, in einem bevorstehenden Kriege eine wichtige Rolle zu spielen. Im schlimmsten Fall, wenn die sardinische Armee sich weder am Po, bei Casale, noch selbst in Alessandria zu halten vermöchte, so stände ihr die Wahl frei, den Rückzug über Turin in das Gebirge nach Savoyen oder nach Genua zu nehmen, welches durch seine befestigte Lage am Meer und seine gesicherte Verbindung mit Frankreich sich vielleicht am besten zum Replipunkt der piemontesischen Macht eignen dürfte, wozu es auch in der That, nach einzelnen Mittheilungen turiner Journale, so wie auch nach dem Umstand zu schließen, daß die größte Stärke der piemontesischen Armee sich auf deren rechten Flügel, gegen Genua hin, befindet, — auserlesen worden zu sein scheint. Oestreich seinerseits muß, sobald der Krieg entschieden und beschlossen ist, vom militärischen Gesichtspunkt aus seine anfängliche Uebermacht über Sardinien rasch und ohne sich durch irgendwelche weitere Rücksichten abhalten zu lassen, benutzen, um den Gegner, so lange er noch allein steht, niederzuwerfen, und dadurch zugleich die Bewegung im Lande zu ersticken. Wirken nicht andere Rücksichten von wirklich höchster Bedeutung lähmend auf seinen diesfallsigen Entschluß ein, so muß Oestreich die Initiative ergreifen, und dem Gegner zuvorkommen; aus diesem Grunde muß es auch, sobald der erste französische Soldat den piemontesischen Boden betritt, dies als casus belli betrachten; denn, es geschehe unter welchem Vorwand immer, so ist es dann ziemlich klar, daß an eine Erhaltung des Friedens nicht mehr zu denken. Abzuwarten, bis sich die Gegner vereinigen und gemeinsam die zusehende östreichische Armee angreifen, wäre vom militärischen, ja, wie wir glauben, von jedem Gesichtspunkt aus unverantwortlich. Der erste Feldzug Friedrichs des Zweiten im siebenjährigen Krieg, die Invasion Sachsens, liefert das großartigste Beispiel in der Kriegsgeschichte, wie eine kühn und geschickt ergriffene Initiative in der Defensive die Uebermacht der Feinde zu paralysiren und den Schwächeren selbst zum Herrn der Situation zu machen vermag. B.

Von der preußischen Grenze.

Ein neuer Stillstand in der großen Frage, die Europa bewegt! Oestreich hat eingewilligt, auf einem europäischen Congreß die italienischen Verhältnisse zu besprechen. Zwar hat man noch keine Ahnung davon, wie auf diesem Congreß zwischen den schroff entgegenstehenden Ueberzeugungen von Recht und Zweckmäßigkeit eine Verständigung hervorgebracht werden soll; keine Ahnung, wie man den Verdruß über die zwischen Oestreich und einigen italienischen Staaten abgeschlossenen Verträge so formuliren wird, daß eine Rechtscontrovers daraus gemacht werden kann; man weiß nicht einmal, wer den Congreß beschicken wird, ob die fünf Großmächte allein, oder auch die italienischen Staaten, die doch zunächst betheiligt sind; alle Wahrscheinlichkeitsgründe sprechen vielmehr dafür, daß der Congreß ebenso resultatlos auseinandergeht, wie der wiener 1854: aber wir schreiben jetzt März, der Congreß wird frühestens im Mai zusammenkommen, und so kann man zwei Monate wieder aufathmen; zwei Monate ist der Waffenstillstand so ziemlich gesichert. Wie die betheiligten Mächte, die so ungeheure Rüstungen gemacht, sich bei dieser Verlängerung des Statusquo befinden, das ist ihre Sache: manche von ihnen mag sich damit trösten, daß wer ohnehin bankrott ist, nicht viel verlieren kann.

Die Zeit der Ruhe haben vor allen Dingen die deutschen Bundesstaaten zu einer Verständigung über ihr Verhalten beim Eintritt der Krisis zu benutzen. Oestreich hatte vor zwei Monaten mit seiner Anfrage an die Mittelstaaten Preußen den Rang abgelaufen; Preußen hat jetzt die beste Gelegenheit, das Verlorne in vollem Maß wieder einzubringen. Möge sich unsre Regierung immer vor Augen halten, daß sie nichts ist ohne Deutschland, daß es aber ganz in ihrer Hand liegt, bei offnem und redlichem Verhalten Deutschland mit sich zu ziehn; wenn die Leidenschaften nicht die Ueberlegung zurückdrängen, muß es den kleinen und mitteldeutschen Staaten evident sein, daß sie nichts sind ohne Preußen.

Preußen war unpopulär, als es 1848 den Ruf der Solidität einbüßte, als man nicht wußte, wer regiere; es wurde wieder unpopulär, als es 1850 mit seinen Traditionen brach und mit dem Feudalismus liebäugelte. Und es wäre eine gewaltige Täuschung, anzunehmen, daß nur bei den Völkern sein Ruf gefallen war: die öffentliche Meinung ist eine große Macht, die Höfe, die Regierungen dachten in dieser Beziehung grade wie die Völker. Der Umschlag in der Stimmung seit dem Herbst vorigen Jahres ist allseitig; wenn einige Blätter, namentlich altsächsische, im Anfang schmollten, so hat sich das sehr schnell gegeben, und wir lesen namentlich in der „Leipziger Zeitung", die zu Anfang des preußischen Regierungswechsels sehr starke Dinge sagte, gegenwärtig die liberalsten Adressen an das preußische Brudervolk und die preußische Bruderregierung. Wenn in Preußen die Regierung mit dem Geist der Nation Hand in Hand geht, die alte traditionelle Solidität aufrechthält, und den Muth ihrer Ueberzeugung hat, so gibt es keinen Flecken in Deutschland, der auf die Länge der Zeit einer solchen Harmonie seinen Beifall versagen wollte. Die preußische Regierung ist am mächtigsten in Deutschland, wenn sie am mächtigsten in Preußen ist, wenn sie über die großen Kräfte ihres Volks wirklich disponiren kann.

Das gilt aber nicht blos von Preußen, es gilt von jedem deutschen Bundesstaat; und da die Kraft Deutschlands nichts Anderes ist, als die Summe der Kräfte aller deutschen Bundesstaaten, so wird auch die Kraft Deutschlands dann am größten sein, wenn alle einzelnen Regierungen mit ihren Völkern einig sind. Das ist aber darum möglich, weil trotz alles Patriotismus, der doch mehr in Redensarten, Symbolen, Fahnen und Provincialismen besteht, im Grund alle deutschen Völker dasselbe wollen. So gibt es z. B. in den Mittelstaaten viele Politiker, die auf das eifrigste für Oestreich schwärmen: wenn man die Frage aber so stellte, ob sie östreichisch werden, ob sie ihren Staat in wirkliche Abängigkeit von Oestreich bringen wollten, so würde sich kein einziger finden, der diese Frage bejahte.

Da in Preußen — wenn man vom Herrenhaus abstrahirt, das von seiner thatsächlichen Bedeutung erst eine Probe ablegen soll — die Einigkeit zwischen Regierung und Volk wirklich hergestellt ist, so sollten die übrigen Staaten die Zeit des Waffenstillstandes dazu benutzen, bei sich demselben Ziel nachzustreben. Wenn die neueste Nachricht grgründet ist, so hätte derjenige Staat, der an Bedeutung unmittelbar auf Preußen folgt, dazu einen erfreulichen Anfang gemacht.

Herr v. d. Pfordten hat seine Entlassung eingereicht; ob der König sie annehmen wird, scheint kaum zweifelhaft, da es die Neue Münchner Zeitung ist, die jene Nachricht bringt. — Baiern bot in den letzten Jahren ein seltnes, ja man kann wol sagen ein noch nie dagewesenes Schauspiel. Ein vom besten Willen erfüllter Fürst, der durch seine Begünstigung deutscher Wissenschaft und Kunst einem edlen Nachruhm nachstrebt; ein braves, loyales Volk, der Krone unbedingt ergeben, dem man eher den Vorwurf eines zu weit getriebenen Patriotismus machen konnte als das Gegentheil: — und auf der andern Seite Confiscationen der Presse, wie sie noch nie in Deutschland erhört waren, und eine ständische Opposition gegen das Ministerium, an Umfang und Ausdauer stärker als je eine in der deutschen Geschichte! für denjenigen, der draußen stand, mußte das Schauspiel etwas Räthselhaftes haben. — Wir Preußen haben keine Veranlassung, uns in das Materielle der Streitfragen, um die es sich zwischen Regierung und Ständen handelte, einzumischen: die Thatsache stand fest, daß die Regierung durch eine, von drei Ständeversammlungen fortgesetzte fast allgemeine Opposition an Macht ungemein einbüßen mußte. Die Mitglieder der Kammern haben — und zwar mit vollster Ueberzeugung — ihre Loyalität gegen die Krone bezeugt; trotzdem, so schwer es ihnen wurde, haben sie gegen die Rathgeber der Krone ein tief eingewurzeltes Mißtrauen ausgesprochen, und dieses Mißtrauen gradewegs zu ignoriren, wie es Herr v. d. Pfordten Willens schien, hätte die besten Kräfte Baierns paralysirt. — Wenn nun die Regierung einen andern Weg einschlägt, so ist es zunächst in ihrem eignen Interesse; aber auch wir Preußen haben keine Ursache, darüber zu trauern; denn von allen Feinden, die Preußen in Deutschland zählt, war Herr v. d Pfordten stets der eifrigste und rücksichtsloseste.

In einer andern, aber kaum erfreulicheren Lage befindet sich Hannover. Hier ist die Regierung mit den Kammern ebenso in Einklang, wie im vorigen Jahr die preußische Regierung mit den preußischen Kammern. Freilich waren hier wie dort die Kammern in derselben Art zu Stande gebracht. — Es ist noch nicht lange her, daß die Hannoveraner mit einem gewissen Stolz auf ihre deutschen Brüder herab-

sahn. Während überall sonst die „Errungenschaften" aufgehoben oder verkürzt wurden, schien in Hannover die Volksfreiheit auf immer gesichert. In der Besorgniß, Preußens Einfluß werde sich ungebührlich vergrößern, hatte Stüve, der Führer des Ministeriums und zugleich der liberalen Partei, nichts Eiligeres zu thun, als im Verein mit Herrn v. d. Pfordten den Bundestag wiederherzustellen, Preußen zu demüthigen und Oestreich die Hegemonie in Deutschland zu verschaffen. Die Folgen blieben nicht aus: Hessen-Kassel wurde paciscirt, Holstein den Dänen ausgeliefert, und auf Olmütz folgte in Berlin der „Bruch mit der Revolution" und das System Westphalen. Mit verdoppeltem Stolz sah der Hannoveraner auf seinen preußischen Nachbar herab und freute sich seiner „Errungenschaften". — Was dann weiter kam, weiß die Welt; auch der Hannoveraner: und wir hoffen, daß die liberale Partei in Hannover jetzt zu der Ueberzeugung gekommen sein wird, daß Hannover keineswegs auf einer Insel liegt, daß Fortschritt und Rückschritt in allen deutschen Staaten zusammenhängen, daß eine Solidarität der Interessen stattfindet, die nur ein Träumer verkennt. Und noch eins: daß in jedem Parteikampf Theilnahmlosigkeit verderblich ist; daß man sich gegen den gefährlichsten Gegner zu verbinden hat, gleich viel, ob man mit den Bundesgenossen durchweg einverstanden ist. — Der Feudalismus geht überall Hand in Hand; ehe der Liberalismus nicht von ihm gelernt hat, wird er keine dauernden Erfolge erreichen.

In diesen Staaten kann Preußen nur mit seinen guten Wünschen eintreten; nicht einmal zum Rathgeben hat es das Recht, da es seinerseits jeden Rath zurückweisen müßte, und da seine Ansprüche nicht höher sich steigern dürfen, als die seiner Bundesgenossen. Aber in zwei deutschen Bundesländern hat es nicht blos das Recht, sondern die Pflicht, eine alte Schuld zu bezahlen: in Hessen-Kassel und in Holstein.

Die Rechtsveränderung in Hessen-Kassel ist nicht durch eine innere Reaction, sondern durch die äußere Einmischung des Bundestags erfolgt. Es ist nicht ein neuer Rechtszustand hergestellt, es ist blos der alte suspendirt. Preußen hat damals die traurige Rolle gespielt, sich im Gefolge Oestreichs einer Maßregel anzuschließen, die es mißbilligte. Es hat nun die Pflicht, beim Bundestag den Antrag auf eine friedliche und gesetzmäßige Lösung zu stellen, da der Staat durch eigne Kraft dieselbe nicht gefunden hat. Die Luft hat sich wesentlich verändert, und ein Antrag Preußens würde diesmal sich mehr Erfolg versprechen können, als vor acht Jahren. Noch günstiger liegt die Sache in dem Bundesland Holstein und den Anrechten desselben auf Schleswig. Wenn vor einigen Jahren die Großmächte sich gemüßigt fanden, um des europäischen Gleichgewichts willen ein Arrangement zu treffen, vermöge dessen unsere Brüder in Schleswig und Holstein zu ewiger Knechtschaft verdammt wurden, so scheint sich ja jetzt über den Begriff des Gleichgewichts unter den Großmächten einige Unsicherheit gezeigt zu haben: Frankreich, Oestreich, England sind über verschiedene Dinge uneins; es ist Zeit, daß Preußen, gestützt auf Deutschland, sich jetzt gleichfalls zu einer Meinung erhebt, und die definitive Aufhebung jenes Arrangements, dem es in einer unseligen Stunde beitrat, beantragt. Vielleicht wird diese Meinung einiges Gewicht haben, sobald es von derselben seine Meinung über andere europäische Conflicte, die ihm fern liegen, abhängig macht. In diesem Punkt wenigstens wird ganz Deutschland gern und freudig ihm zur Seite stehn.

Was die innern Verhältnisse Preußens betrifft, so hat man sich im Publicum jetzt wol davon überzeugt, daß die gegenwärtige „Rechte" (die Bezeichnung will uns noch immer nicht in die Feder) nicht eine einseitige Partei, sondern die Wünsche des Volkes überhaupt vertritt, die auf Recht und Freiheit gehen, daß sie die wahre „Volkspartei" ist. — In dieser Beziehung möchten wir über die Broschüre: die Grundsätze der preußischen Demokratie. Zwei Reden des Dr. Johann Jacoby (Berlin, Franz Duncker) einige Bemerkungen machen. Ueber die locale Bedeutung jener Reden enthalten wir uns jedes Urtheils, wir fassen nur ihre allgemeine, schon im Titel ausgesprochene Bedeutung ins Auge. Die „preußische Demokratie" wird in derselben als eine Partei bezeichnet, die von der „Rechten" des gegenwärtigen Abgeordnetenhauses wesentlich verschieden sei: sie wird (S. 14) „den Gothaern" gegenübergestellt, „die das Sonderinteresse der Geldaristokratie vertreten, für Standesvorrechte, Wahlcensus, Steuerungleichheit und andere künstliche Unterscheidungen schwärmen;" wenn diese Gothaer im Monde leben sollen, so ist gegen diese Unterscheidung nichts zu sagen; soll aber unter Gothaern (in Königsberg hauptsächlich durch Simson vertreten) die jetzige „Rechte" verstanden werden, so darf man wol kaum hinzusetzen, daß jene Definition in allen Punkten eine arge Unwahrheit enthält. — Der theoretische Unterschied, ob man das allgemeine Wahlrecht auf das Dogma eines angebornen Menschenrechts stützt, oder auf die nüchterne Erwägung, in welcher Art die Vernunft der Nation am besten zum Ausdruck kommt, kann für die letztere Meinung gewiß nicht den Ausdruck „Schwärmerei" rechtfertigen. — Wenn im Uebrigen die Ideen jener Broschüre wirklich die Ansichten der preußischen Demokratie ausdrücken, d. h. derjenigen Männer, die vom 18. März 1848 bis April 1849 in Preußen sich Demokraten nannten, so freuen wir uns herzlich; wir wollen nicht daran erinnern, daß am 18. März und in der Sitzung April 1849, wo die gesammte Linke infolge eines scharfen Tadels des 18. März den Saal verließ, das Programm dieser Partei schwerlich mit den Worten anfing: „Ehrerbietung dem Könige! Achtung der Landesverfassung!" — denn jeder Bürger hat das Recht, sich in seinen politischen Ueberzeugungen durch die Erfahrung erziehn zu lassen; nur möchten wir fragen, was den Dr. Johann Jacoby berechtigt, nicht in seinem und seiner Bekannten Namen zu sprechen, sondern im Namen jener ehemaligen Partei, die doch als solche, so viel wir wissen, keine Versammlung gehalten hat? — Sollte es nicht zweckmäßiger sein, mit den alten Streitfragen auch den Namen fahren zu lassen? Sollten diejenigen, die für das Programm: „Ehrerbietung dem Könige! Achtung der Landesverfassung! den Gemeinden Selbstverwaltung! allen Bürgern gleiche Pflichten, gleiche Rechte!" eintreten — und das thun wir ebenso wie Dr. Jacoby — nicht die alten Spitznamen in alle vier Winde werfen? Wir lassen gern die Gothaer fahren; ist denn, was 1848 Demokratie genannt wurde, durchweg 1859 noch praktisch so empfehlenswerth, daß man mit diesem Namen mehr Umstände macht? Es ist nicht gleichgiltig, denn Namen trennen, wo die Sache vereinigt; und in das Stadium der blues und buffs wollen wir uns doch nicht heraufschrauben. † †

Notiz.

Die deutsche Händelgesellschaft zu Leipzig hat die Veröffentlichung der Werke Händels begonnen; der bereits ausgegebene erste Band des ersten (aus drei Bänden bestehenden) Jahrgangs enthält das Oratorium „Susanna"; Acis und Galatea so wie ein Band Klavierwerke werden binnen kurzem folgen.

Fr. Chrysander, über dessen vorzügliche Biographie Händels wir ausführlich berichtet haben, hat sich der hauptsächlichen Leitung der Ausgabe unterzogen, wodurch Sicherheit genug für ihre kritische und historische Reinheit geboten ist. Die deutsche Uebersetzung des englischen Textes besorgt Gervinus; die Uebertragung der Susanna ist vortrefflich gelungen. Im Aeußern unterscheidet sich diese Ausgabe wenig von der Bachausgabe; einen praktischen Vorzug hat sie durch den beigedruckten Klavierauszug, der auch dem Liebhaber das Eindringen in die Partitur erleichtert, und zur Popularisirung der Werke Händels unzweifelhaft beitragen wird. Bachs und Händels Werke können in Wahrheit nicht genug verbreitet werden; an ihnen kann der Kunstgeschmack unserer Nation sich verjüngen, und dann mit Gesundheit und frischer Kraft die in neuester Zeit mannigfachen Versuche, subjective Caprice in der Kunst allein geltend zu machen, mit ruhiger Energie zurückweisen. Die Klavierauszüge zu den Händelschen Partituren wurden von Julius Rietz ausgearbeitet; der vorliegende zur „Susanna" ist streng einfach und der Partitur getreu gehalten. Wenn der erste Jahrgang fertig vorliegt, soll ausführlicher berichtet werden. Die Gesellschaft hat wohlgethan mit der Susanna zu beginnen; es ist von vornherein ein Werk geboten, dessen Aufführung kleinern Gesanginstituten oder auch Privatvereinen leicht zu ermöglichen ist, und welches bei einer Fülle unmittelbar verständlicher Musik doch die Größe des Händelschen Stiles offenbart. Für die äußerliche Sicherstellung der Gesellschaft ist es sehr wichtig, daß der König von Hannover in rühmlichem Interesse für die Kunst ihr einen jährlichen Beitrag von tausend Thalern gewährt hat. Nichtsdestoweniger wird eine allgemeinere Betheiligung, wie sich bis jetzt gezeigt hat, dem Unternehmen nothwendig, wenn sein Fortbestehen für die Zukunft ganz fest begründet erscheinen soll. Deshalb ergehe die Aufforderung an alle Kunstverehrer, der Gesellschaft beizutreten, und bei der Errichtung dieses, einem der größten Tonmeister des Vaterlandes geweihten unvergänglichen Denkmals mitzuhelfen und dadurch zugleich zur Aufrechterhaltung des edleren Geschmackes in der Musik beizutragen. D.

Mit **Nr. 14** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal,** welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im März 1859.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Ungedruckte Briefe.

1.

Des Herrn von Kleist Hochwohlgeboren*)

Dresden.

Ew. Hochwohlgeboren

bin ich sehr dankbar für das übersendete Stück des Phoebus. Die prosaischen Aufsätze, wovon mir einige bekannt waren, haben mir viel Vergnügen gemacht. Mit der Penthesilea kann ich mich noch nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlecht und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß mich in beyde zu finden. Auch erlauben Sie mir zu sagen (denn wenn man nicht aufrichtig seyn sollte, so wäre es besser man schwiege gar) daß es mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches da kommen soll. Ein Jude der auf den Messias, ein Christ der aufs neue Jerusalem, und ein Portugiese der auf den Don Sebastian wartet, machen mir kein größeres Mißbehagen. Vor jedem Bretergerüst möchte ich dem wahrhaft theatralischen Genie sagen: hic Rhodus hic salta! Auf jedem Jahrmarkt getraue ich mir, auf Bohlen über Fässer geschichtet, mit Calderons Stücken, mutatis mutandis, der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen. Verzeihen Sie mir mein Geradezu: es zeigt von meinem aufrichtigen Wohlwollen. Dergleichen Dinge lassen sich freylich mit aufrichtigeren Tournüren und gefälli[illegible]sagen. Ich bin jetzt schon zufrieden, wenn ich nur etwas vom Herzen hab[illegible]schen [illegible]ächstens mehr.

Weimar den 1. Februar 1808. Goethe.

2.

Salzburg den 19. April 98.

Verehrungswerther Freund,

In dem Begriff (übermorgen) von hier aus, meinem Bruder nach Paris

*) Von den Werken Heinrich von Kleists erscheint in nächster Zeit bei Georg Reimer in Berlin eine neue Ausgabe, revidirt und mit einer biographisch-kritischen Einleitung.

zu folgen, erlauben Sie wohl, daß ich mein Andenken noch einmal bei Ihnen erneuere und Ihnen meine kleinen Dienſtleiſtungen erneuert anbiete. Faſt fünf Monathe habe ich hier in arbeitſamer Einſamkeit verlebt, da ich oft in einer Woche zwei Mal im Begriffe war, nach Italien abzugehen. Die politiſche Wendung der Dinge iſt aber ſo geworden, daß für jetzt die Alpen nicht zu paſſiren ſind. Ich denke jetzt einige Sommermonathe in Paris zuzubringen, um (da der leidige, aber ſtöhrende Seekrieg meine Weſtindiſche Reiſe aufzuſchieben gebietet) den Winter im Orient zuzubringen. Alle Anſtalten zu dieſer levantiſchen Reiſe ſind gemacht — aber ſchon höre ich von allen Seiten von einer Landung in Aegypten, die meine Zwekke entweder ſehr befördern oder ganz vereiteln wird. Ich will mir gern überreden, daß alles was jetzt geſchieht einſt den Flor der Wiſſenſchaften befördern wird. Ich ſelbſt aber fühle mich in allem Thun ſo gehindert, daß ich täglich ein 40 Jahr früher oder ſpäter gelebt zu haben wünſchte. Eine traurige der Menſchenbildung nachtheilige Einförmigkeit wird über den ganzen Erdboden verbreitet. Völker deren phyſiſche und moraliſche Lage gewiß ein Bedürfniß nach ſehr verſchiedenartigen Regierungsformen erregen ſollte, müſſen von einem Direktorium und zwei Räthen beherrſcht werden und die republikaniſchen Dragonaden ſind ebenſo empörend, als die religiöſen. Nur eine Wohlthat, die Ausrottung des Feudalſyſtems und aller ariſtokratiſchen Vorurtheile, unter denen die ärmeren und edleren Menſchenklaſſen ſo lange geſchmachtet, wird ſchon gegenwärtig genoſſen — und dieſer Genuß wird bleiben, wenn auch monarchiſche Verfaſſungen wieder ebenſo allgemein werden, als es die republikaniſchen zu werden ſcheinen. Unter den mannichfaltigen meiſt wehmüthigen Empfindungen, welche die Begebenheiten des ſinkenden Jahrhunderts in mir erregen, glaube ich meinen Zwekken getreu geblieben zu ſein. Ich war anhaltend nie ſo fleißig und glücklich im Experimentiren, als hier. Ich habe 5 Monathe lang täglich den Luftkreis unterſucht und hoffe die Reſultate dieſer mühſeligen Arbeit in Paris, alſo ehe ich mich einſchiffe, auszuarbeiten. Auch mit dem Sextanten, für den Sie Sich in Ihrem blühenden Garten einſt intereſſirten, habe ich viele Punkte aſtronomiſch beſtimmt, wie Sie vielleicht aus Zachs Journal geſehen haben. Jetzt vertauſche ich den Sextan___egen einen großen Ramsdenſchen Theodolith, oder Geodolith oder Däodoleth, denn kein Menſch weiß mir zu ſagen, wie ich ein Inſtrument richtig nenne, deſſen Gebrauch mir ſehr bekannt iſt. Vielleicht Geodolich?

Die anliegende Nachricht haben Sie wohl die Gewogenheit dem Intelligenzblatt einzuverleiben. Ich hoffe dadurch vieler läſtigen Correſpondenz ein Ende zu machen. Ich kann doch nicht in ganz Deutſchland umher reiſen und jedem, der ungeſchickte Hände hat, die Experimente vormachen.

Haben Sie die Gewogenheit mich Ihrer vortrefflichen Gattin, und dem

Hofr. Hufelandiſchen Hauſe wie auch Hr. H. Schütz und Dr. Schleussner gehorſamſt zu empfehlen.

Alex. Humboldt.

(am Rande:)

à Mr. de W. Conseiller des mines du Roi de Pr. à Paris faubourg St. Germain rue Verneuil No. 824. Sie rechnen wohl von ſelbſt darauf daß alle Briefe geöfnet werden. Schenken Sie mir die Fortdauer Ihrer Freundſchaft und Gewogenheit.*)

Die Verträge mit China und Japan und der deutſche Handel.

2.

Sie begaben ſich jetzt an den Hof des Mikado in Miako, um den mit Goldbuchſtaben auf Pergament geſchriebenen Brief des Papſtes an den Kaiſer abzuliefern, wobei ihnen ſämmtliche Kaufleute und Prieſter Nangaſakis, damals der Hauptſtation der Portugieſen in Japan, das Geleit gaben. Die Landkarten, Erdkugeln, Uhren, muſikaliſchen Inſtrumente und andere europäiſche Curioſitäten, die ſie mit ſich führten, der Glanz, in dem die Portugieſen auftraten, ihre Erzählungen von dem, was ſie im fernen Weſten erlebt und geſehen, machten einen großen Eindruck auf die Fürſten und Adligen, die von allen Seiten herbeiſtrömten, die Weitgereiſten zu begrüßen. Auch die Kunſt katholiſchen Kirchengeſanges, die ſie ſich angeeignet, ſoll Bewunderung erregt haben. Sie wurden mit Wohlwollen vom Mikado empfangen, ihr Führer, der Jeſuit Valignani, durfte demſelben die Hand küſſen, man überreichte ihnen koſtbare Geſchenke, und als ſie ſich entfernten, nahmen ſie die Hoffnung mit, daß ein neuer Schritt zur Ausbreitung des Chriſtenthums und des portugieſiſchen Handels über ganz Japan gethan ſei.

Dieſe Hoffnung ſchien ſich erfüllen zu wollen, als der Kaiſer den Chriſten plötzlich ſeine Gunſt entzog. Ein Spanier war an der Küſte von Japan

---

*) Der Brief iſt aus Salzburg datirt, woſelbſt ſich H. mit Leopold von Buch mehre Monate aufgehalten hatte, und wo von ihnen eigentlich die neuere Geologie gegründet wurde. Die Art, wie ſich dies, wie ſich die politiſchen Zeitereigniſſe, die uns faſt ſchon mythiſch gewordene Landung Napoleons in Aegypten, die eignen umfaſſenden Reiſeentwürfe unter dem Drucke jener Ereigniſſe prägnant in dieſem kurzen Briefe darſtellen, iſt um ſo intereſſanter, als Humboldt in den zahlloſen Briefen, die von ihm ausgegangen, und noch täglich ausgehen, ſo ſelten die Politik berührt. Der politiſche Scharfblick des Mannes ſpricht ſich deutlich darin aus. —

gestrandet. Man hatte ihn gefangen genommen, und um den Japanesen zu imponiren, hatte er mit seinem König gedroht, dessen Besitzungen er den Behörden auf einer Karte nachwies. Man fragte ihn, wie Spanien sich ein so großes Gebiet in allen Welttheilen erworben. Er antwortete, die Sache sei sehr einfach. Sein König pflege in die Länder, auf die er ein Auge geworfen, erst Missionäre, und wenn diese einen guten Theil der Eingebornen bekehrt, Truppen zu senden, welche in Gemeinschaft mit den Convertiten sehr bald das Land unterwürfen. Diese Aufschlüsse wurden dem Kaiser mitgetheilt, der darüber in große Unruhe gerieth und sofort den Befehl gab, die fremden Priester in Haft zu nehmen. Am 3. Jan. 1597 wurden dann vierundzwanzig Jesuiten auf einen öffentlichen Platz in Miako gebracht und ihnen dort das linke Ohr abgeschnitten, worauf man sie in Wagen durch die Straßen führte, um dem Volke zu zeigen, wie der Kaiser seine Feinde strafe. In Sakai und Osaka fand eine ähnliche Ceremonie statt, dann wurden die Delinquenten auf einem Hügel bei Nangasaki, der noch jetzt der Berg der Märtyrer heißt, durch Kreuzigung hingerichtet. Zu gleicher Zeit ließ der Kaiser sämmtliche christliche Kirchen im Lande, hundert und zweiundvierzig an Zahl, so wie die Häuser der Missionäre zerstören. Bald nachher ging der Mikado mit Tode ab, und da der Thronfolger unmündig war, so wurde die Verwaltung einer Regentschaft von neun Fürsten übertragen, an deren Spitze Gejas, der frühere Lehnsfürst von Mikava trat. Der erste Act desselben war, daß er das Heer, welches in Korea mit den Chinesen gekämpft, zurückrief. In diesem Heere befanden sich viele Christen, und da auch Gejas dem Christenthum geneigt war, so begann dieses von der Verfolgung wieder aufzuathmen und sich allmälig wieder auszubreiten.

Inzwischen hatten vom Jahre 1598 an die Holländer sich an den Küsten von Japan gezeigt und waren wohl aufgenommen worden. Sie erhielten 1607 vom Kaiser die Erlaubniß, am Hafen von Firato eine Factorei anzulegen. 1608 litt der spanische Gouverneur von Manilla an der Küste von Nipon Schiffbruch, fand freundliche Aufnahme, besuchte den Siogun so wie den Mikado und versuchte Handelsverbindungen mit Spanien anzuknüpfen, was ihm gelang. Sein Bestreben dagegen, die Holländer zu verdächtigen und ihre Austreibung zu bewirken, blieb erfolglos. 1614 erging ein neues kaiserliches Edict gegen die portugiesischen Missionäre und die eingebornen Christen. Es befanden sich damals hundert und dreißig Jesuiten, dreißig Mönche vom Augustiner-, Dominicaner- und Franciscanerorden und verschiedene Weltgeistliche im Reiche. Die meisten derselben schifften sich infolge jenes Erlasses, welches ihre Austreibung, die Zerstörung ihrer Kirchen und Klöster und die Rückkehr der eingebornen Christen zum Glauben der Väter befahl, nach Europa ein, andere blieben zurück und setzten in der Verkleidung

von Kaufleuten ihr Bekehrungswerk fort. Dies wurde zuletzt bekannt, und es erfolgte ein strengeres Edict, nach welchem vierzehn Jesuiten und zwei Mönche auf dem Scheiterhaufen starben, alle übrigen Missionäre das Land verließen und die große Mehrzahl der japanischen Christen ihren Glauben abschwor. 1622 versuchten die Spanier neue Priester einzuschmuggeln, und die Folge war, daß ihnen für immer verboten wurde, den Boden Japans zu betreten. Zwei Jahre später wurden alle Häfen des Reiches, Nangasaki und Firato ausgenommen, den Flaggen fremder Nationen geschlossen. Nangasaki sollte den Portugiesen, Firato den Holländern und den Engländern, welche letztere sich mittlerweile ebenfalls Zutritt verschafft, offen stehen, während die Chinesen in beiden Häfen Zutritt haben sollten.

Wenige Monate nach der Verordnung, die dies verfügte, brach ein großer Aufstand gegen den Kaiser aus. Die Rebellen bedrohten, gegen 40,000 Mann stark, Jeddo, wurden indeß geschlagen und zuletzt in der Festung Ximabara nicht weit von Nangasaki, wo sie sich einige Wochen vertheidigt, sämmtlich niedergehauen. Die Portugiesen wurden angeklagt, und zwar mit Recht, dieser Empörung Vorschub geleistet zu haben, und so verbannte sie der Kaiser 1638 für alle Zeiten aus seinen Staaten und untersagte zugleich allen Japanesen bei Todesstrafe, das Reich zu verlassen. Die Portugiesen, nicht Willens, ihre gewinnbringende Stellung in Japan ohne einen Versuch der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand aufzugeben, schickten eine Gesandtschaft an den Kaiser, um eine Abänderung zu erbitten. Die Mitglieder derselben wurden jedoch bei ihrer Landung festgenommen und achtundvierzig von ihnen als Uebertreter der Reichsgesetze gekreuzigt, die dreizehn übrigen schickte man nach Makao zurück, um dort das Schicksal ihrer Gefährten zu melden und vor weiteren Versuchen der Art zu warnen.

Die Holländer freuten sich der Verjagung ihrer Nebenbuhler, bei deren Verfolgung sie mitgewirkt hatten.*) Sie wurden indeß schon 1641 schwer drückenden Beschränkungen unterworfen, von Firato entfernt und auf die kleine Insel Decima bei Nangasaki verwiesen; auch durften sie von jetzt an jährlich nur ein einziges Schiff nach Japan senden, endlich mußten sie sich von jetzt an jedes Jahr einer demüthigenden Ceremonie unterwerfen, die darin bestand, daß man ihnen ein Crucifix und ein Bild der Jungfrau Maria vorlegte und sie diese Gegenstände mit Füßen treten ließ.

Von dieser Zeit an wurde Japan ruhig. Die Maßregeln, mit denen man das Christenthum ausrottete, waren unzweifelhaft hart und grausam, aber nichts weniger als unbegründet. Die Missionäre sowol als die Kauf-

*) Ximabara war hauptsächlich durch ihre Betheiligung an der Belagerung gefallen, indem Mynheer Kökebecker, der damalige holländische Director der holländischen Factorei, die Stadt bombardirte.

leute der Portugiesen waren entschiedene Feinde des Landes. Jene wirkten für den Papst, diese für den König von Portugal. Hätte man die Eindringlinge nicht vertrieben, die von den Priestern bekehrten Eingebornen nicht zur Verleugnung ihres Glaubens genöthigt, die zugleich eine Verleugnung ihres Zusammenhangs mit der Macht Roms war, so wäre eine stete Quelle von innern Wirren geblieben, mit dem Wachsthum des Christenthums wäre die Kühnheit seiner Priester gewachsen, und sobald die Christen die Mehrzahl im Lande gebildet hätten, würden sie ebenso intolerant gegen das Heidenthum verfahren sein, als dieses gegen sie war. Wenn man sie hinrichtete oder verbannte, so spielte man ihnen nur das Prävenire, und die Geschichte hat sich in Hinblick auf die Blutarbeit der Inquisition, die auch hier drohte, dazu nur Glück zu wünschen. Fast ein Jahrhundert lang von jetzt an sah Japan an seiner Küste nur die Flagge Hollands. Da begannen zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Russen ihre Fahrten hierhin auszudehnen. 1713 betraten sie eine der zu Japan gehörigen Inseln der Kurilengruppe. 1736 besuchten sie die südlichen Kurilen, 1787 stellte Lapeyrouse in den japanischen Meeren seine Beobachtungen an. Bald nachher versuchte das englische Schiff Argonaut, welches im Dienste der nordamerikanischen Pelzhändlergesellschaft fuhr, auf der Westküste von Nipon Handelsverbindungen anzuknüpfen, wurde jedoch zurückgewiesen. 1792 unternahm die russische Regierung eine Expedition nach Japan, um sich mit dem Siogun in diplomatischen Verkehr zu setzen und wo möglich im Lande Fuß zu fassen. Zehn Jahre vorher hatte eine japanesische Dschonke im Meer von Ochotsk Schiffbruch gelitten, die Russen hatten die Mannschaft gerettet und sie nach Irkutsk gebracht, wo sie blieben, bis 1792 Katharina die Zweite den Befehl gab, sie in ihre Heimath zurückzuführen und sie von einem russischen Gesandten begleiten zu lassen. Das Schiff, das sie trug, landete im Hafen von Hakodadi, von wo sich der Gesandte mit seinen japanesischen Begleitern nach Matsmai begab. Hier wurde er zwar mit großer Artigkeit empfangen, ihm aber zugleich bemerkt, daß er die Reichsgesetze verletzt, welche Fremden nur die Einfahrt in den Hafen von Nangasaki gestatteten, und daß er infolge dessen eigentlich mit ewiger Gefangenschaft zu bestrafen sei. Indeß wolle man auf seine gute Absicht und seine Unkenntniß der Gesetze Rücksicht nehmen. So entließ man ihn mit reichen Geschenken und versah überdies sein Fahrzeug unentgeltlich mit Lebensmitteln. 1804 wiederholten die Russen ihren Besuch, indem sie wieder mehre schiffbrüchige Japanesen zurückbrachten. Sie landeten diesmal in Nangasaki, aber auch jetzt gelang es nicht, die Aufträge, welche der Gesandte hatte, durchzusetzen. Schon vor der Landung erhob sich Streit. Die japanesischen Behörden forderten die Kanonen so wie die Munition des Schiffes und verlangten, daß die Fremden sich vor ihnen als Vertretern Sr. Majestät des Mikado zur Erde würfen. Die Russen lehnten beides ab, und

so ging die Sache nach Jeddo. Die Antwort ließ volle sechs Monate auf sich warten, und während dieser ganzen Zeit durfte nur der Gesandte mit seinem aus sieben Personen bestehenden Gefolge die Stadt betreten, alle andern mußten auf dem Schiffe bleiben, welches mit Wachtbooten umstellt wurde. Endlich kam der Bescheid vom Siogun. Er bestand in einer sehr höflich, aber zugleich sehr entschieden abgefaßten Weigerung, sich auf den Wunsch der Russen nach Eröffnung eines Handelsverkehrs mit Japan einzulassen. Nicht einmal die mitgebrachten Geschenke wurden angenommen, und zwar lehnte man sie unter dem Vorwand ab, daß man durch ihre Annahme genöthigt sein würde, einen Gesandten mit Gegengeschenken nach Rußland zu schicken, wogegen das seit hundert und funfzig Jahren giltige Gesetz streite, welches allen Bewohnern Japans das Reisen in fremde Länder untersage. Was die gewünschten Verkehrsbeziehungen anlange, so hätte Japan wenig oder keine Bedürfnisse, welche das Ausland liefern könne, die Holländer schafften herbei, was man etwa nöthig habe, und so gebe man sich der zuversichtlichen Hoffnung hin, daß die russische Regierung ihre Absichten in dieser Hinsicht fallen lassen würde. Der Kaiser danke für die Heimführung seiner schiffbrüchigen Unterthanen, bitte aber, dieselben künftig nur in holländischen oder chinesischen Schiffen zurückzusenden. Damit wünschte man dem Gesandten Gesundheit, Ruhm und Sieg über seine Feinde, womit er entlassen war.

Der Gesandte war außer sich vor Aerger über diese Abweisung. Er segelte sofort nach Ochotsk und schickte von hier zwei kleine Kriegsschiffe nach Japan, welche den hochmüthigen Japanesen seinen Verdruß fühlen lassen sollten. Die Schiffe segelten an der Küste von Sagalin hin, plünderten die dortigen Ortschaften, führten mehre Bewohner als Gefangene mit sich fort und ließen geschriebene Bekanntmachungen zurück, welche sagten, alles dies sei geschehen wegen der ungebührlichen Behandlung, welche dem Botschafter Rußlands zu Theil geworden.

Zu dieser Zeit wurde in Irkutsk eine japanesische Professur gegründet, die man mit einem schiffbrüchigen Japanesen besetzte, welcher zum Christenthum übergetreten war. 1807 erschien das amerikanische Schiff Eclipse, welches für die russisch-amerikanische Gesellschaft fuhr und deshalb die russische Flagge führte, auf der Rhede von Nangasaki, um Handel zu treiben. Es mußte die Flagge streichen und wurde dann unentgeltlich mit Lebensmitteln und Wasser versehen, konnte aber seine Absicht auf weiteren Verkehr mit dem Lande nicht erreichen. Im Herbst 1808 um die Zeit, wo das holländische Schiff sich einzustellen pflegte, warf ein Fahrzeug in der Bucht von Nangasaki Anker, welches durch seine Größe und Bauart die Holländer wie die Japanesen in Bestürzung versetzte. Zwei Holländer in einem Boote und mehre japanesische Beamte in einem andern begaben sich nach demselben, um zu fragen, wer man sei

und was man wolle. Die Holländer wurden in ihrer eignen Sprache an Bord eingeladen, wo sie fanden, daß es nicht das erwartete Schiff war, sondern die englische Fregatte Phaëton, welche jenes suchte, um es zu kapern. Die Japanesen ruderten, ohne sich mit der Fregatte in Verbindung gesetzt zu haben, nach der Stadt zurück, wo ihr Bericht von dem fremden Fahrzeug die Behörden nicht wenig verwunderte. Der Gouverneur gerieth in den äußersten Zorn, der sich steigerte, als der Engländer ohne Lootsen bis vor den innern Hafen fuhr und ein Boot nach dem Ufer schickte, welches einen Brief von den an Bord behaltenen Holländern überbrachte, in dem gesagt wurde, die Fremden forderten Lebensmittel und Wasser und drohten im Weigerungsfall sämmtliche Dschonken im Hafen zu verbrennen. Der Gouverneur mußte, da die Besatzung des Hafenwachthauses statt aus tausend Mann nur aus siebzig bestand, dem Verlangen der Engländer nachgeben. Er sann aber auf Rache, indem er das Schiff hinzuhalten strebte, und mittlerweile Vorkehrungen traf, dasselbe durch eine Flotille von Booten, die mit brennendem Schilf und Reisstroh versehen waren, in Brand zu stecken. Der Plan mißlang, indem die Fregatte sich, nach dem sie die verlangten Provisionen eingenommen, entfernte, und der Gouverneur, welcher die Ungnade des Kaisers zu fürchten hatte, gab sich auf landesübliche Weise, d. h. indem er sich den Bauch aufschlitzte, den Tod, ein Beispiel, welchem mehre andere Beamte folgten.

Durch dieses rücksichtslose Benehmen der Engländer wurden die Japanesen nur noch abgeneigter, sich mit ausländischen Mächten in Verbindung zu setzen, und ihr Haß war gegen die britische Flagge jetzt so groß wie gegen die russische.

Alle Schiffe, welche den Holländern in Nangasaki in diesen Jahren zukamen, waren, da der Krieg die holländische Flagge von der See vertrieben, Amerikaner, Bremer oder Dänen. Bis 1809 kamen dieselben regelmäßig jedes Jahr von Batavia an, dann aber ließ sich bis 1813 keines mehr sehen, und nicht einmal eine Nachricht von daheim erreichte die einsamen Bewohner der holländischen Factorei auf Decima. Ihre europäische Kleidung wurde zu Fetzen, ihre Lebensmittel begannen ihnen auszugehen. Sie mußten japanesische Stoffe tragen, und sich statt der gewohnten holsteinischen Butter des einheimischen Oels bedienen. Wie groß war daher ihr Entzücken, als im März 1813 die langersehnten Schiffe erschienen und die seit dem Besuch des Phaëton verabredeten besondern Signale machten. Butter und Käse und haarlemer Bier war wieder in Fülle vorhanden für die bisher so schwer bedrängten Kinder des Landes der Windmühlen und Treckschuiten. Aber die Schiffe brachten zugleich etwas weniger Angenehmes. Sie brachten einen Brief, in welchem stand, daß Holland dem französischen Kaiserthum einverleibt sei, daß England Besitz von den niederländischen Colonien in Ostasien ergriffen habe, und daß die Ueberbringer

des Briefes von dem englischen Gouverneur von Java beauftragt seien, die Stellen der bisherigen Beamten der Factorei auf Decima einzunehmen. Die letztern weigerten sich, darauf einzugehen. Sie sagten, wenn die Japanesen erführen, daß England sich hier festsetzen wolle, so würden sie die Schiffe verbrennen und alle Europäer in der Factorei niedermetzeln. Die neuen Ankömmlinge begnügten sich daher mit Besetzung einiger untergeordneter Stellen durch Engländer, die den Japanesen, die man bei dem Glauben ließ, Holland sei noch immer eine Macht für sich, als Eingeborne der Vereinigten Staaten dargestellt wurden. 1814 kam wieder ein englisches Schiff von Batavia an. Es brachte die Meldung, daß Europa sich gegen Frankreich erhoben habe, und daß Java wahrscheinlich wieder an Holland fallen werde. Der holländische Director der Factorei wurde aufgefordert, sich für kurze Zeit bis zur Feststellung der Verhältnisse den Befehlen des englischen Gouverneurs in Batavia zu unterwerfen. Er weigerte sich, und die Folge war, daß man englischerseits keine Schiffe mehr schickte und die Holländer wieder drei Jahre hindurch ohne allen Zusammenhang mit Europa waren. In dieser Zeit beschäftigte die japanesische Regierung, welche die Holländer zu unterhalten hatte, ihre Gäste auf eine sehr nützliche Weise. Sie mußten nämlich in Gemeinschaft mit zehn Dolmetschern ein holländisch-japanesisches Wörterbuch für den Gebrauch der japanesischen Gelehrten und des Hofes in Jeddo zusammenstellen. Das Werk wurde vollendet und eine Abschrift davon in der kaiserlichen Bibliothek zu Jeddo niedergelegt. Ein Beamter der Factorei nahm später davon eine Copie, welche er bei seiner Rückkehr im Jahr 1829 dem königlichen Museum zu Amsterdam übergab.

1811 fanden die Japanesen Gelegenheit, den Russen ihre Plünderungen auf Sagalin heimzuzahlen. Die russische Kriegsschaluppe Diana war beauftragt, die südlichen Kurilen zu untersuchen. Capitän Golownin, der Befehlshaber des Schiffes, ankerte in einer Bucht des zwanzigsten dieser Eilande, wo die Japanesen eine Niederlassung und ein starkbesetztes Fort hatten. Als er ans Ufer ging, wurde er von den Japanesen in das Fort gelockt und sammt einem Theil seiner Leute zum Gefangenen gemacht. Man schaffte sie von hier in Fesseln nach Hakodadi, wo sie über zwei Jahr im Gefängniß saßen. Endlich entließ man sie, wobei ihnen eine schriftliche Warnung mitgegeben wurde, des Inhalts, daß künftig jedes russische Schiff, welches in einen japanesischen Hafen einzulaufen wage, mit Kanonenkugeln empfangen werden würde.

1818 trafen in Nangasaki zwei Schiffe aus Batavia ein, welche die Nachricht brachten, daß Java den Holländern zurückerstattet worden. An Bord des einen befand sich auch eine Frau, und was in den Augen der Japaner noch schlimmer war, sie hatte ein Kind bei sich. Sie war die Gattin eines Holländers, welcher den bisherigen Director der Factorei ablösen sollte. Die japanesischen Behörden ließen sie, vermuthlich eine Vermehrung der hol-

ländiſchen Colonie befürchtend, nur ſo lange ſich in Decima aufhalten, als das Schiff, das ſie hergeführt, zum Löſchen ſeiner Waaren und zur Einnahme der Rückfracht bedurfte, dann mußte ſie ſich wieder nach Batavia einſchiffen, während ihr Gatte in Nangaſaki zurückblieb.

Kurz nach der Wiederaufnahme der alten Beziehungen zwiſchen Holland und Japan wagte ſich eine engliſche Brigg, die von dem Capitän Gordon befehligt war und zur engliſchen Flotte gehörte, in die Bucht von Jeddo. Dieſelbe wurde ſofort mit einem Cordon von bewaffneten Booten umgeben, deren Anführer das Schiff beſtieg und die üblichen Fragen that, welchem Lande man angehöre und was man wolle. Der Capitän antwortete, er wolle um die Vergünſtigung bitten, hier Handel zu treiben. Die Japaneſen entgegneten, daß dies nicht gewährt werden könne, und daß man ihm bis auf weiteres ſein Steuerruder und die am Bord befindlichen Waffen wegnehmen müſſe. Er mußte ſich wohl oder übel darein ergeben, da er von nicht weniger als hundert und zwanzig Booten und einem halben Dutzend großer Dſchonken, die Kanonen führten, umgeben war. Im Uebrigen war man ſehr artig, bot dem Capitän Pfeifen und Thee an, erkundigte ſich nach dem Befinden Napoleons, des Königs von England und des Königs der Niederlande, über welche man mindeſtens ebenſo gut unterrichtet war als der wackere Capitän, und ſchickte, als ein geeigneter Wind ſich einſtellte, alles was man weggenommen, wieder, worauf die Brigg von funfzig Ruderbooten aus der Bucht hinausbugſirt wurde.

1830 verſuchten engliſche Deportirte, welche ſich auf der Brigg Cyprus, die ſie nach Neuſüdwales bringen ſollte, empört und ſich des Schiffes bemächtigt hatten, an der Küſte Japans zu landen, wurden indeß mit Kanonenſchüſſen verjagt. Im folgenden Jahre landeten drei Japaneſen, die einzigen Ueberlebenden von der Mannſchaft einer Dſchonke, welche durch einen Sturm über den ſtillen Ocean verſchlagen worden, auf der Königin-Charlotte-Inſel an der Nordküſte von Amerika. Hier rettete ſie ein Agent der Hudſonsbaigeſellſchaft aus den Händen der Eingebornen und ſandte ſie nach England. Von dort ſchickte man ſie nach Makao, wo ein engliſcher Miſſionär ſich ihrer annahm. Bald darauf trafen vier andere Japaneſen, die bei den Philippinen Schiffbruch erlitten, in Makao ein. Die Lage dieſer Leute ſchien Gelegenheit zu bieten zur Eröffnung von Verbindungen mit Japan, und ſo rüſtete ein amerikaniſches Haus jenes Platzes die Brigg Morriſon aus und ſchickte ſie mit den Japaneſen in Begleitung von zwei proteſtantiſchen Miſſionären nach Japan. Hier warf das Schiff am 27. Juli 1837 in der Bucht von Jeddo Anker. Aber ſchon in der folgenden Nacht pflanzten die Japaneſen am Ufer Kanonen auf und begannen ein Feuer, welches die Brigg das Weite ſuchen ließ. Es war ein Mißverſtändniß, an welchem der Capitän des Schiffes

ſchuld war, welcher den von ihm hergeführten Japaneſen nicht geſtattet hatte, mit ihren Landsleuten zu ſprechen und ihnen den Grund des Beſuchs anzugeben. Der Morriſon begab ſich nach dieſem unfreundlichen Empfang nach der Bucht von Kangoſima, wo man zunächſt ein Boot nach der Stadt ſchickte, um anzuzeigen, weshalb man gekommen. Ein hoher Beamter kam darauf an Bord. Die ſchiffbrüchigen Japaneſen wurden ihm vorgeſtellt, worauf er den Capitän benachrichtigte, daß man zwar Maßregeln getroffen, ſein Fahrzeug in den Grund zu bohren, daß er indeß, da ihre Angaben befriedigend ſchienen, einen Aufſchub der Feindſeligkeiten anordnen wolle, um ſich von ſeinen Vorgeſetzten Verhaltungsbefehle einholen zu können. Inzwiſchen könnte er niemand — auch den Japaneſen nicht — die Landung erlauben. Man hoffte an Bord auf einen günſtigen Beſcheid. Allein am nächſten Tage ſtellten ſich Truppen am Ufer auf und begannen ein Kleingewehr- und Geſchützfeuer, welches das Schiff zur Abfahrt nöthigte. Man kehrte nach Makao zurück, ohne die Schiffbrüchigen den Ihrigen wiedergegeben zu haben.

1845 drang die britiſche Fregatte Samarang in den Hafen von Nangaſaki ein, die zum Zweck von Vermeſſungen und aſtronomiſchen Beobachtungen dieſe Meere befuhr. Gegen ein ſo großes Schiff wagte man keine offne Feindſeligkeit. Indeß bemühten ſich die japaneſiſchen Behörden nach Kräften, die Engländer vom Lande fern zu halten. Als das Schiff ſich näherte, wurde es mit Wachtbooten umſtellt, und dem Capitän ein Brief übergeben, der ihm unterſagte in einer Rhede einzulaufen, bevor das Fahrzeug von den Hafenbeamten unterſucht worden. Mit großer Mühe erlangte man die Erlaubniß, zum Zweck aſtronomiſcher Beobachtungen an das Land zu gehen, und es wurden dazu nur zwei Tage zugeſtanden. Die Japaneſen benahmen ſich übrigens ſehr artig und verſorgten das Schiff reichlich mit Lebensmitteln.

In demſelben Jahr fiſchte ein amerikaniſcher Walfiſchfahrer zwiſchen den nördlichen Inſeln Japans dreiundzwanzig Japaneſen auf, welche auf den Trümmern einer Dſchonke herumſchwammen, und brachte ſie nach der Bucht von Jeddo. Sofort ſah der Capitän ſein Schiff von vierhundert Booten umgeben, welche daſſelbe bis zur Stadt Odawarra bugſirten. Hier hieß man ihn Anker werfen und nahm ihm die Kanonen weg, that ihm aber ſonſt nichts zu Leide. Nach drei Tagen kam ein kaiſerlicher Befehl an, in welchem es hieß, es ſei zwar gegen die Geſetze des Landes, ſchiffbrüchige Japaneſen in andern als holländiſchen oder chineſiſchen Schiffen heimzubringen, da er indeß dieſes Geſetz nicht gekannt zu haben ſcheine, ſo wolle man ihn in Frieden ziehen laſſen, er möge ſich aber damit beeilen. Man verſah dann den Capitän mit Waſſer und Lebensmitteln, gab ihm ſeine Kanonen wieder, und nun wurde das Schiff von einer anderthalb Meilen langen Flotte von

Booten unter dem Klang muſikaliſcher Inſtrumente nach der Mündung der Bucht bugſirt.

Von jetzt an mehrten ſich die Beſuche der Fremden in Japan. Die oſtaſiatiſchen Meere wurden von Amerikanern und Europäern mehr befahren als bisher, und die Abgeſchloſſenheit des Reiches mußte infolge deſſen über kurz oder lang aufhören. Im Juli 1848 erſchienen das Linienſchiff Columbus und die Fregatte Vincennes in der Bucht von Jeddo, wo ſie zehn Tage verweilten, nach deren Ablauf ihnen eine Abſchrift des Reichsgeſetzes, welches den Verkehr mit dem Ausland verbot, in holländiſcher Ueberſetzung zugeſtellt und ihre augenblickliche Abfahrt verlangt wurde. Die Amerikaner entfernten ſich, nachdem ſie mit Lebensmitteln und Waſſer verſehen worden. Nicht ſo höflich wurden zwei franzöſiſche Kriegsſchiffe, die Fregatte Kleopatra und eine Corvette, behandelt, welche an demſelben Tage in die Bucht von Nangaſaki einliefen. Man verwehrte ihnen allen und jeden Verkehr mit dem Lande und nöthigte ſie, ohne Verzug die Anker zu lichten.

Zwei Monate ſpäter kam in Nangaſaki eine Dſchonke mit funfzehn fremden Seeleuten an, welche zur Mannſchaft eines amerikaniſchen Walfiſchfängers gehört, der an der Küſte von Japan geſtrandet war. Man brachte ſie ans Land und ſchaffte ſie in verſchloſſenen Sänften nach einem Tempel, der zu ihrer Wohnung beſtimmt worden, und wo man ſie wie Gefangene eingeſperrt hielt. Nachdem ihre Ankunft in Nangaſaki dem amerikaniſchen Bevollmächtigten in Kanton gemeldet worden, ging von dort die amerikaniſche Kriegsſchaluppe Preble ab, um ſie abzuholen. Als dieſe in der Bucht von Nangaſaki Anker warf, wurde ſie in der gewohnten Weiſe behandelt, mit Wachtbooten umgeben, von Beamten unterſucht und an jedem Verkehr mit dem Lande gehindert, und nachdem man die funfzehn Schiffbrüchigen abgeliefert, wurde dem Capitän ein Document eingehändigt, in dem darauf aufmerkſam gemacht war, daß wie nur holländiſchen und chineſiſchen Schiffen geſtattet ſei, ſchiffbrüchige Japaneſen nach Hauſe zu bringen, ſo dürften ferner auch nur ſolche Schiffe die Schiffbrüchigen andrer Nationen aus Japan abholen.

Fünf Wochen nach Abfahrt des Preble ankerte ein britiſches Schiff, das mit Vermeſſungen beauftragt war, in der Bucht von Jeddo und der Capitän ließ ſich von den Japaneſen nicht hindern, ſeinen Auftrag zu vollziehen. Man legte ihm möglichſt viele Hinderniſſe in den Weg, aber von Kanonenſchüſſen und dergleichen war ſchon nicht mehr die Rede. Was weiter geſchah, um Japan zu öffnen, iſt den Leſern zu bekannt, als daß hier ausführlich davon zu ſprechen wäre. Am 3. Juli 1853 erſchien ein ſtarkes amerikaniſches Geſchwader in der Bucht von Jeddo, um gewiſſe Vergünſtigungen für den Handel und die Schiffahrt der Vereinigten Staaten zu fordern und nöthigenfalls zu erzwingen, und der Siogun ſah ſich genöthigt, nachzugeben. Während des

Kriegs der Weſtmächte mit Rußland wurde Japan von ruſſiſchen und engliſchen Schiffen beſucht, und die Japaneſen lernten die Ueberlegenheit der europäiſchen Flotten über ihre Vertheidigungsmittel hinreichend kennen. Nachdem damit Boden gewonnen war, ſandten Rußland und England Bevollmächtigte nach Jeddo, um wegen Handelsverbindungen zu unterhandeln, und auch dieſe erzielten die gewünſchten Verträge, während zu gleicher Zeit Amerika Abänderung eines Artikels in ſeinem Vertrag erlangte, welcher die Erlaubniß zum Betrieb des Handels illuſoriſch machte, indem nach demſelben ein amerikaniſcher Thaler einer japaneſiſchen Münze gleichgelten ſollte, die nur den Werth des dritten Theils eines Thalers hat.

Die neuen Verträge Englands, Rußlands und Amerikas mit Japan gleichen, wie oben bemerkt, in den Hauptpunkten denen, welche dieſe Mächte mit China abſchloſſen, ja ſie gewähren in einigen Beziehungen noch größere Freiheiten. Wir fragen, ob Deutſchland leer ausgehen ſoll? Ob unſer Handel, unſre Schiffahrt an dieſen Küſten kein Intereſſe hat? Ob wir nicht die Macht haben, wenn ein ſolches Intereſſe vorhanden iſt, es geltend zu machen? Die erſte Frage wird an unſre Regierungen, vor allem an Preußen zu richten ſein. Die beiden andern können hier beantwortet, und zwar müſſen ſie bejaht werden. Unſre Rheder, unſre Kaufleute, unſre Fabrikanten haben in China, haben in Japan ein ſehr großes Intereſſe, und die Macht, es geltend zu machen, wäre zu ſchaffen, ja ſie iſt jetzt ſchon bereit.

Die deutſche Schiffahrt iſt bekanntlich nach der amerikaniſchen und engliſchen die ſtärkſte der Welt. Sie nimmt aber auch, wie Neumann in ſeiner ſoeben erſchienenen Denkſchrift „Die Ereigniſſe in Oſtaſien und die Nothwendigkeit deutſcher Handelsverträge mit Siam, China und Japan", der wir im Nachſtehenden theilweiſe folgen, in den chineſiſchen Häfen den dritten Rang ein. Während der Monate Auguſt und September lagen im vorigen Jahr in dieſen 1440 fremde Fahrzeuge, und von dieſen führten 696 die britiſche, 236 die amerikaniſche und 117 die holländiſche Flagge. 121 Schiffe vertheilten ſich auf Spanien, Frankreich, die ſkandinaviſchen Länder und die ſüdamerikaniſchen Staaten, 90 gehörten nach Siam. Deutſchland aber war mit 180 Schiffen vertreten. Ganz Deutſchland iſt hierbei, wenn auch zum Theil nur mittelbar, betheiligt. Die hamburger und bremer Rheder, die lübecker und oldenburger verführen die Erzeugniſſe der binnenländiſchen Fabriken nach Oſtaſien, und ſie nehmen dafür in Rückfracht die Producte jener Landſtriche mit, welche in Deutſchland und Oeſtreich verbraucht werden. Sie dienen aber zugleich dem engliſchen und amerikaniſchen Verkehr, ja ſelbſt dem Handel Siams mit China. Würden uns dieſelben Vergünſtigungen wie England zu Theil, ſo könnte die hanſeatiſche Schiffahrt einen großen Theil des Küſtenverkehrs an ſich ziehen, und ſo würde von ihr auch die Eröffnung des Yangt-

sekiang benutzt werden können. Außerdem aber müßte sich durch Verträge Deutschlands mit China auch die deutsche Ausfuhr erheblich steigern.

In China, diesem stark bevölkerten und bis auf die unfruchtbarsten Strecken angebauten Lande gibt es nur wenig Raum für den Betrieb der Schaf- und Ziegenzucht. Die Dreifelderwirthschaft ist unbekannt, zu keiner Zeit bleibt ein Acker brach liegen. Ferner sind südlich vom gelben Fluß fast alle Wälder und mit ihnen das Hochwild ausgerottet. China ist deshalb in Betreff wollener Stoffe so wie der Rauchwaaren beinahe ganz vom Ausland abhängig, und da es bei dem Klima Ostasiens, welches unter gleichen Breiten drei bis vier Grad kälter als das europäische ist, warmer Kleider dringend bedarf, so waren jene Stoffe und Waaren vom Beginn des Verkehrs mit Europa der Haupteinfuhrartikel. Namentlich waren feine Tuche gesucht, indem gröbere aus Tibet und andern Nachbarländern geliefert wurden. Jetzt, bei der großen Ermäßigung der Einfuhrzölle, können auch grobe Wollenwaaren mit Vortheil eingeführt werden. Es würde dadurch der russische Handel über Kiachta voraussichtlich einen Stoß erhalten. „Seitdem nämlich," sagt Neumann, „die russische Regierung ihr Land hermetisch verschlossen hält und mit Gewalt ein industrieller, alles fabricirender Staat werden will, sind die Chinesen mit den Waaren, welche die Russen zu Markte bringen, obgleich ihnen die herkömmlichen deutschen Fabrikzeichen ankleben, höchst unzufrieden. Namentlich ist dies bei den Tüchern der Fall. Die Tucheinfuhr hat selbst in Kanton, infolge der Unzufriedenheit mit den russischen Wollwaren, während der letzten Jahrzehnte sehr zugenommen. Niederländische Camelote und die Gattungen Tuches, welche von den Engländern Longells oder Longcloth genannt werden, sind am leichtesten verkäuflich."

Ebenfalls sehr bedeutend ist die Einfuhr roher und zu Garn oder Zeugen verarbeiteter Baumwolle. Die Baumwollenstaude ist zwar schon seit Urzeiten in China heimisch, ihr Anbau beschränkt sich jedoch auf einen verhältnißmäßig kleinen Kreis, und da dieser nicht genug producirt, so führten die Engländer schon 1770 große Massen ein. Die Einfuhr mußte sich nach Einrichtung der Maschinen steigern, da die chinesischen Handspinner trotz ihrer Wohlfeilheit mit den Fabriken des Westens nicht wetteifern konnten und eine Neuerung wie die Einführung von Maschinen in dem starren China ebenso zu den Unmöglichkeiten gehörte, wie die Einführung des Baumwollenbaus in Strichen, welche bis dahin nur Getreide gebaut. Im Handelsjahr 1836 auf 1837 betrug die Einfuhr von roher und verarbeiteter Baumwolle schon fünfundsiebzig Millionen Pfund, und man kann annehmen, daß sie jetzt hundert Millionen Pfund beträgt.

Wie in vielen Dingen sind die Chinesen auch in der Gewinnung und Bearbeitung der Metalle hinter den Bewohnern des Westens weit zurückgeblie-

ben. Ihr Eisen ist weich und spröde und kann zu mancher Verrichtung gar nicht verwendet werden, ihr Stahl ist ebenfalls wenig werth, und so muß auch hiervon viel vom Ausland bezogen werden. Eisen und Stahl werden theils roh, theils zu Messern, Scheeren, Beilen und andern Werkzeugen verarbeitet auf die chinesischen Märkte gebracht. Gegenstände der Einfuhr sind ferner Bronze- und Bijouteriewaaren, messingne Ringe und Ohrglocken, Haar- und Nähnadeln, böhmische Steine, Glaswaaren, Goldpapier, Brillen und Uhren aller Gattungen. Sodann lohnt die Einfuhr von Tapeten, wofern der Fabrikant den chinesischen Geschmack berücksichtigt, von Kupferstichen und Lithographien, von berliner Blau und von Arzeneien, wenn in chinesischer Schrift angegeben ist, wofür sie gut sind. Endlich ist der Verbrauch von Zinn, Blei und Quecksilber in China so bedeutend, daß die einheimischen Erzeugnisse bei aller Fülle nicht ausreichen, und die Zinneinfuhr der Engländer der des Eisens fast gleichkommt. Man darf indeß von diesen Gegenständen nicht zu viel auf einmal bringen, weil sonst der Markt überführt wird und die Preise herabgedrückt werden, auch muß man die Abfahrt von Europa so einrichten, daß man während der Handelsmonate ankommt, welche zu Kanton und Schanghai in die letzte Hälfte des Jahres fallen.

Die Ausfuhr von China nach Europa und Amerika ist bis jetzt weit stärker gewesen als die Einfuhr. Die letztere belief sich zu Schanghai im letzten Handelsjahr — 1. Juli 1857 bis 30. Juni 1858 auf 9,383,059, die erstere dagegen auf 11,323,214 Pfd. St. Wird nun, was kaum zu bezweifeln, die Einfuhr in den nächsten Jahren infolge der neuen Verträge in noch größerm Maßstab zunehmen, als im letztverflossenen Jahrzehnt, wo sie sich in verschiedenen Zweigen verdoppelte, so entsteht die Frage, ob sich in demselben Grad eine vortheilhafte Rückfracht finden wird, oder ob die Chinesen den Ausfall werden mit baarem Gelde decken müssen. Letzteres würde nur möglich sein, wenn die chinesische Regierung so viel Einsicht besäße, den Betrieb der Bergwerke des Landes, der sich jetzt auf der Stufe der Kindheit befindet und verhältnißmäßig sehr unbedeutende Erträgnisse liefert, zu ändern und entweder europäische Bergleute kommen zu lassen oder die Minen an europäische Gesellschaften zu verpachten. Die Hauptausfuhrartikel Chinas sind Thee und Seide. Die Ausfuhr des Thees, welche jährlich wenigstens 180 Millionen Pfund beträgt, muß in der nächsten Zeit noch zunehmen, die Verträge von 1858, nach denen der Thee nicht fern von den Gegenden, die ihn vorzüglich bauen, angekauft werden kann und nur geringern Binnenzöllen unterliegt, werden bewirken, daß alle Gattungen wohlfeiler werden, und je mehr den ärmern Classen in England und seinen Colonien, in Amerika und Norddeutschland, in Rußland und Skandinavien der Theegenuß erleichtert wird, um so stärker wird die Nachfrage nach diesem Product werden. Die Chinawurzel, Rhabarber,

Drachenblut und einige andere Arzneimittel wurden in manchen Jahren von den Europäern und Amerikanern in Massen gekauft, indeß kann die Nachfrage nach diesen Ausfuhrartikeln nicht in dem Maße wachsen als die Nachfrage der Chinesen nach europäischen und amerikanischen Waaren. Dagegen wird sich die Ausfuhr der verschiedenen Papiersorten, die man in China aus der Rinde des Bambus macht, der kunstreichen Arbeiten in Elfenbein und Perlmutter, der lackirten Waaren, der Gegenstände von weißem Kupfer, einem Metall, welches dem chinesischen Boden eigenthümlich ist, jedenfalls beträchtlich steigern. Nanking könnte ebenfalls wieder so lebhaft begehrt werden, wie früher, als er in der Mode war. Vor allem aber wird die Ausfuhr von Seide zunehmen, von der allein nach Großbritannien im Handelsjahr 1852 bis 1853 25,040 Ballen und 1856 bis 1857 bereits 74,215 Ballen gingen.

„Wir sind überzeugt," schließt Neumann seine Betrachtungen über diesen Verkehr, „daß China und Japan jede beliebige Summe Seide und Thee erzeugen können, sollte sich auch der Bedarf der Welt jährlich auf 500 Millionen Pfund Thee und 200,000 Ballen Seide steigern."

Ueber die Einfuhrartikel, welche sich für Japan eignen möchten, entnehmen wir dem soeben erschienenen Werke des Amerikaners Kinahan Cornwallis „Two Journeys to Japan" Folgendes:

„Die von den Holländern nach ihrer japanischen Factorei eingeführten Waaren bestanden hauptsächlich in roher Seide von China, Bengalen und Persien, allen Arten wollner, seidner und andrer Stoffe (mit Ausnahme von Kaschimirshawls), Büffel- und andere Felle, Pelze, Wachs, Büffelhörner, Pfeffer, Zucker in Hüten so wie klar, Gewürznäglein und Muskatnüsse, Kampher von Borneo und Sumatra, Quecksilber und Zinnober, Blei, Salpeter, Borax, Alaun, Benzoeharz und Gummi arabicum, flüssiges Storax und Katechu, Bernstein, Korallen, Antimonium zum Färben des Porzellans, Spiegel, unreife ostindische Früchte in Essig und Senf, Bleistifte, Quecksilbersublimat, feine Feilen und Nadeln, Brillen, Trinkgläser, ausgestopfte Vögel und ähnliche Curiositäten." Wir fügen hinzu, daß man nach dem Bericht des deutschen Kaufmanns Lühdorf, der sich 1855 acht Monate in verschiedenen Küstenstädten Japans aufhielt, auch Schießgewehre mit Vortheil dort absetzt, und daß auch Champagner und Liqueure, Fernröhre, Spieldosen und Uhren Käufer finden.

Ueber die Erzeugnisse Japans berichtet Lühdorf Folgendes: der Kampherbaum wächst in vielen Provinzen, und es wird viel Kampher gewonnen. Seidenraupenzucht wird besonders im Norden getrieben, wo viele Städte und Dörfer allein davon leben. Doch ist die japanesische Seide grob und bei weitem nicht so gut als die chinesische, was daran liegt, daß man die Maulbeerbäume zu alt werden läßt, und daß die Grobheit der alten Blätter sich dem Gespinnst der damit gefütterten Würmer mittheilt. Ferner gewinnt man aus

dem Usuribaum einen vortrefflichen Firniß. Der Theestrauch wird in Japan viel gebaut, aber seine Blätter sind weniger gut als die des chinesischen. Da Japan weder Schafe noch Ziegen hat, so ist der Gebrauch der Wolle unbekannt. „Was über den Mineralreichthum in Japan und den Ueberfluß an kostbaren Metallen erzählt wird, klingt fabelhaft, es ist aber durchaus nicht zu bezweifeln, daß beide sehr groß sind. Gold findet sich fast überall, am meisten im Norden Japans, es wird theils im Kupfer gefunden, theils aus Golderzen, theils durch Auswaschen von Sand gewonnen. Da die Ausfuhr der edlen Metalle verboten ist, so bekommt man selten japanesisches Gold zu Gesicht. Personen, die solches gesehen, behaupten, daß es ungewöhnlich rein und fast jungfräuliches Gold ist. In Jeddo und Miako sollen nicht allein die kaiserlichen Paläste, sondern auch die vieler großen Herren mit massiven Goldplatten gedeckt sein, vieles Mobiliar aus gediegnem Gold bestehen. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts betrug die jährliche Ausfuhr an Gold $5^1/_2$ Millionen preußische Thaler. Die Höhe dieser Ausfuhr erregte die Besorgniß der Regierung, sie wurde daher beschränkt und 1680 ganz verboten. Silber, dessen Qualität ebenso ausgezeichnet ist, wie die des Goldes, wird ebenso reichlich wie dieses Metall gefunden, seine Ausfuhr wurde indeß gleichzeitig mit der des Goldes verboten. Kupfer wird noch mehr gewonnen; es soll das beste der Welt sein. Ebenso werden Blei und Quecksilber in Menge gefunden, Zinn dagegen nur in geringer Menge, aber wahrscheinlich blos deshalb, weil die Japanesen dasselbe nicht besonders schätzen, übrigens ist es so fein und weiß wie Silber. Eisen wird nur in drei Provinzen gegraben, ist aber ohne Zweifel in vielen andern Gegenden des Landes zu finden. Es ist von ausgezeichneter Güte. Steinkohlen sind überall, besonders aber in der Provinz Sikusen vorhanden, doch sind sie von schlechter Beschaffenheit. Schwefel producirt Japan in unaussprechlicher Menge. Endlich wird an den Küsten eine Perle von blaßrother Farbe, runder Form und ansehnlicher Größe gefunden, deren Werth den der weißen Perlen bei weitem übertrifft.“ Von japanischen Fabrikaten sind zunächst die lackirten Waaren zu nennen, die in ihrer Art alles übertreffen, was von andern Völkern geleistet wird. Sie bedienen sich dazu des aus dem erwähnten Usuri quellenden Firnisses, und verstehen den Grund zu malen und auf das künstlichste mit Gold, Perlmutter u. a. m. auszulegen. „Die Lackwaaren Japans zeichnen sich durch ihre Vorzüglichkeit vor den chinesischen ebenso sehr aus, wie das japanesische Porzellan vor den gewöhnlichen Töpferwaaren, und der Lack ist so gut, daß ihm selbst heißes Wasser nichts anhat, und daß man die damit überzogenen Geräthe bei Gastmählern als Schüsseln gebraucht.“ Ist der Verkehr nur geregelter, so werden die Japanesen sicher auch Sachen in europäischen Formen nach ihnen gegebenen Mustern arbeiten. Ein andrer Artikel, den sie mit großem Geschick verfertigen,

iſt Papier; es wird in großer Menge vorzüglich aus der Rinde des Maulbeerbaums bereitet, und nicht nur zum Schreiben gebraucht, ſondern auch zu Tapeten, Taſchentüchern, Servietten, zum Einpacken von Waaren und namentlich zu Kleidern verwendet, indem es die Stelle von Kattun oder Muſſelin vertritt, von deren Anfertigung man in Japan nur wenig zu verſtehen ſcheint. Durch Einreiben mit einem vegetabiliſchen Oel wird dieſes Papier ſo vollkommen waſſerdicht gemacht, daß man es zu Regenſchirmen und Regenmänteln benutzen kann. „Ich benutzte," erzählt Heine einer engliſchen Quelle nach, „einen ſolchen Regenmantel bei ſtetem Bootsdienſt mehre Monate lang, wo er mir vortreffliche Dienſte leiſtete, und als ich ihn zuletzt einem Freunde in San Francisco ſchenkte, war er noch ebenſo waſſerdicht. Obgleich die japaniſche Seide von geringer Güte iſt, ſo werden doch brauchbare Stoffe daraus gewebt. „Sehr reiche und wundervolle, häufig mit Gold und Silber durchwirkte Stoffe werden ſchöner als in China aus chineſiſcher Seide angefertigt, wie man ſagt, von unglücklichen Edelleuten, welche auf eine einſame Inſel verbannt und genöthigt ſind, für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten. Die Ausfuhr dieſer vorzüglichen Gattung von Seidenzeugen iſt nicht geſtattet." Das Porzellan Japans iſt dem chineſiſchen ähnlich, doch ſoll es Porzellan von ausgezeichneter Feinheit und Schönheit geben, und die Teller und Taſſen, womit der Kaiſer in den letzten Jahren den Europäern Geſchenke machte, übertrafen alles, was dieſe bis dahin geſehen hatten. Glas wird in Japan nicht gefertigt, Leder iſt ſehr wenig im Gebrauch, da alles ſich der Reisſtrohſandalen bedient.

Endlich muß als die Krone der japaneſiſchen Induſtrie die große Menge der ſchönen Metallwaaren genannt werden, welche der Gewerbfleiß ſeiner Bewohner hervorbringt. „Sie werden in den verſchiedenen Metallen, namentlich in Kupfer, Gold und Silber und einer Miſchung von Gold und Kupfer (von den Japaneſen Sowas genannt), die ſie ſchwarz und blau zu färben verſtehen, ſehr hübſch und kunſtreich gearbeitet; ganz vorzüglich verſtehen ſie aber das Eiſen zu bearbeiten. In der Bereitung und Bearbeitung des Stahls ſind ſie vollkommen Meiſter; neben ihrer Geſchicklichkeit hierfür beſitzen ſie ohne Zweifel ein ſehr werthvolles Geheimniß für die Kunſt, den Stahl zu härten. Ihre Schwerter liefern den Beweis für die Vorzüglichkeit ihres Stahls und ihrer Arbeit. „Es wird," ſagt Lühdorf, als eine notoriſche Thatſache behauptet, daß ein gutes japaneſiſches Schwert einen menſchlichen Körper auf einen Schlag ſpalten könne, und ich für meine Perſon habe keinen Grund, dies zu bezweifeln."

Wenn aus dem Geſagten hervorgeht, daß der deutſche Handel und Gewerbfleiß auch in China und Japan Intereſſen hat, ſo iſt nicht ſchwer, zu zeigen, daß die deutſche Macht, welche in gewiſſem Sinne die Erbſchaft der deutſchen Flotte angetreten hat, und welche an der Spitze des Zollvereins

ſteht (vom Bunde iſt in dieſer Hinſicht nichts zu hoffen, ſchon darum nicht, weil er die Mittel, die dazu nöthig wären, verkauft hat), daß alſo Preußen zunächſt vielleicht für ſich ſelbſt, dann für das im Zollverein vertretne Deutſchland ähnliche Vortheile wie Amerika, Rußland und England erwerben könnte. Der Starrſinn der oſtaſiatiſchen Reiche iſt gebrochen, und es bedürfte, um Japan ſowol wie China zu Handelsverträgen mit Deutſchland zu beſtimmen, unſrer Meinung nach durchaus keiner übergroßen Machtentwickelung. Deutſchland iſt den Chineſen allerdings unbekannt, was nicht zu verwundern, da es ſelbſt Deutſche gegeben hat, die es für einen bloßen geographiſchen Begriff hielten. Man kennt im Reich der Mitte nur ein Land des Doppeladler, Manjing, d. i. Oeſtreich und ein Land des einfachen Adlers, Tanjing, d. i. Preußen. Ein gelehrter Geograph Kantons gibt in einem ſeiner Werke folgende Notizen über dieſe beiden Staaten: „Die Oeſtreicher fuhren zum erſten Mal durch die Tigermündung im 45. Jahre der Periode Kienlong (1781) und heißen Taſchne, Deutſche. Sie haben die Religion des Himmelsherrn angenommen (das Chriſtenthum). In ihren Sitten und Gebräuchen ſind ſie von den Portugieſen nicht verſchieden; ſie und die Preußen ſind Brüder und helfen ſich gegenſeitig. Die Preußen fuhren zum erſten Mal durch die Tigermündung im 52. Jahre der Periode Kienlong (1788); ſie wohnen nordweſtlich von den Oeſtreichern und gleichen ihnen vollkommen an Sitten und Gewohnheiten.“ Es dürfte an der Zeit ſein, die chineſiſche Regierung durch eine Expedition etwas mehr über deutſche Verhältniſſe aufzuklären. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir damit nicht die unmittelbare Gegenwart meinen, wo allerdings an näher liegende Dinge zu denken ſein wird. Es genügt, daß die Frage angeregt, an der rechten Stelle ins Auge und ein Entſchluß für die nächſten, hoffentlich ruhigeren Jahre gefaßt wird. Ein Geſchwader von der Größe deſſen, mit welchem die Amerikaner vor Jeddo erſchienen, würde füe China genügen, da es höchſt wahrſcheinlich nur darauf ankommen würde, einigermaßen zu imponiren. Zwei oder drei Fregatten und einige kleinere Fahrzeuge nach dem Golf von Petſcheli zu ſenden, würde keine unverhältnißmäßigen Koſten verurſachen, zumal da Preußen ſeine Flotte ohnehin vergrößern muß, wenn ſie überhaupt etwas bedeuten ſoll. Im Uebrigen wäre es, wie uns ſcheint, nicht gradezu unmöglich, daß Preußen und Oeſtreich ſich zu einer gemeinſchaftlichen Expedition nach den oſtaſiatiſchen Gewäſſern vereinigten; es könnte wie im Krieg der Engländer und Franzoſen mit China geſchah, jede Schiffsabtheilung unter beſonderem Commando bleiben, nur ein gemeinſames Handeln nach außen, gegen fremde Staaten wäre nothwendig.

In Japan ſcheinen die Ausſichten auf Erfolg einer ſolchen Geſandtſchaft noch günſtiger zu ſein als in China. Hier hat der erwähnte Lühdorf in ge-

wissem Sinn als Pionnier für ein derartiges Unternehmen gewirkt, und wenn er nichts ausrichtete, was von Bedeutung wäre, so ist sein patriotischer Sinn aller Ehren werth und die Wahrhaftigkeit seiner Angaben nicht wohl zu bezweifeln. Derselbe übergab mit dem Capitän Thaulow dem Gouverneur von Simoda am 4. Juli 1855 ein Schreiben, in dem er bat, bei der kaiserlichen Regierung in Jeddo beantragen zu wollen, daß Deutschland dieselben Privilegien gewährt würden, welche man England und den Ver. Staaten zugestanden. Er begründete sein Gesuch damit, daß es die Pflicht jedes Deutschen sei, das Interesse seines Vaterlandes zu vertreten, wo es auch sein möge, daß ferner die deutsche Nation mit Recht die gebildetste in Europa heiße, und daß Deutschland zwar wenig Kriegsschiffe, aber nächst England die größte Handelsflotte besitze, von deren Schiffen sehr viele die japanesischen Gewässer befahren. Der Gouverneur sandte den Brief nach Jeddo und ließ dem Absender sagen, daß seiner Ansicht nach die japanesische Regierung mit derselben Bereitwilligkeit einen Vertrag mit den Deutschen wie mit den Amerikanern, Engländern und Russen schließen würde, falls Deutschland einen mit gehöriger Vollmacht versehenen Gesandten schicke; ihm (Lühdorf) aber könne darüber als einem bloßen Privatmann keine officielle Mittheilung gemacht werden. Die Antwort von Jeddo bestätigte diese Meinung in allen Punkten. Wir lesen darüber in dem Tagebuche Lühdorfs unterm 22. October Folgendes:

„Die kaiserlich japanesische Regierung, die mich für einen Amerikaner ansieht (das Schiff, mit dem er als Supercargo angekommen, fuhr unter amerikanischer Flagge) und als solchen behandelt, bedauert, mein Gesuch aus diesem Grunde nicht in dem gewünschten Licht betrachten zu können. Die einzige Antwort, die mir darauf ertheilt werden könne, sei die, daß ein mit den nöthigen Vollmachten und Beglaubigungsschreiben versehener Gesandter der deutschen Staaten dieselbe Berücksichtigung wie die Gesandten der bereits mit Japan befreundeten Mächte erhalten werde.

Wie ich Gelegenheit gehabt habe, aus sicherer Quelle zu erfahren, wird die japanesische Regierung mit derselben Bereitwilligkeit einen Vertrag mit Deutschland, wie mit Amerika, England und Rußland eingehen, und es ist durchaus unnöthig, deshalb eine starke Kriegsmacht, wie die genannten Mächte gethan haben, nach Japan zu senden. Ein einziges Kriegsschiff würde diesen Zweck erreichen, und ohne viele Schwierigkeiten und große Kosten würde sich ein Vertrag mit Japan auf denselben, vielleicht auf noch weit besseren (Deutschland als wenig mächtig zur See ist wenig oder gar nicht gefährlich für Japan) schließen lassen, wie der amerikanische, der bis jetzt noch immer zum Vorbild genommen worden ist. Die Vortheile eines Vertrags müssen jedermann einleuchten; denn ohne einen solchen ist an keine directe Handelsbeziehungen, ja nicht einmal daran zu denken, daß deutsche Schiffe zum Frachtverkehr nach

Japan benutzt werden können, denen überdies, wenn sie hierher verschlagen werden, jeder Schutz mangelt." —

War man in Jeddo schon damals, wo die Eröffnung der Häfen Japans noch in weit beschränkterem Maße stattfand, als jetzt nach Lord Elgins Besuch beim Siogun, geneigt, auf Handelsverträge mit den Deutschen einzugehen, so sollte man meinen, daß dies jetzt, wo das Reich für Russen, Amerikaner und Engländer vollkommen zugänglich ist, noch weit mehr der Fall sein müsse. Die Japanesen sind ein verständiges Volk, und so dürften sie, ganz abgesehen davon, daß die Deutschen ihnen nur nützen, durchaus nicht schaden können, wissen, daß je mehr Handelsleute verschiedener Nationen auf dem Markte erscheinen, desto vortheilhafter nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage sich die Preise für die einheimischen Ein- und Verkäufer stellen.*) Engländer und Amerikaner werden ihnen ohnedies in den nächsten Jahren nach Kräften Geld und Geldeswerth abnehmen.

Die italienische Frage.

1.

Oestreich und das italienische Staatensystem.

Die italienische Frage an sich ist mehr denn ein Jahrtausend alt, in ihrer jetzigen Gestalt aber datirt sie erst seit 1815. Wenn früher Italien wesentlich der Schauplatz war, wo zwei fremde feindliche Mächte ihre Kräfte maßen, im Mittelalter Kaiserthum und Papstthum, später die Häuser von Bourbon und Habsburg, so ist seit dem Ende der letzten großen Continentalkriege der Kampf ein nationaler geworden. Die französische Revolution warf das alte System von nur geographisch verbundenen Staaten über den Haufen und die eiserne Hand Napoleons schweißte das bisher Getrennte in mehre politische Körper zusammen. Zwar das Königreich Italien und die italienischen Lehen hatten so wenig Bestand wie das Königreich Westphalen und das Herzog-

*) Dem widerspricht nicht, daß wir soeben lesen, ein dänisches Schiff sei in Japan nicht zugelassen worden. Dänemark hat eben noch keinen Handelsvertrag mit Japan abgeschlossen. Neuere Nachrichten melden indeß, daß das schwedische Cabinet in Kopenhagen den Antrag gestellt hat, eine gemeinschaftliche Mission der drei skandinavischen Staaten nach Japan und China zu senden, zu welcher Schweden eine Fregatte und den Diplomaten, Dänemark ebenfalls eine Fregatte und Norwegen eine Korvette stellen soll.

thum Berg, doch ward diese Epoche für Italien wie für Deutschland der Ausgangspunkt einer neuen Zeit, indem eine Menge von Unlebensfähigem beseitigt und frische Keime gelegt wurden. Nicht allein Straßenbauten, Prachtgebäude, öffentliche Spaziergänge und Anstalten für Wissenschaft und Kunst bezeichnen die Regierung Napoleons und Eugens, sondern namentlich die Reform der innern Verwaltung und Gesetzgebung; im Vergleich zu diesem Fortschritt fühlte man den Mangel wirklicher politischer Freiheit, die man seit Jahrhunderten nicht mehr gekannt, wenig. Der übermäßige Einfluß der Geistlichkeit ward beschränkt, die Literatur nahm einen neuen Aufschwung, indem man wie in Deutschland auf die alten Dichter und Geschichtschreiber zurückging, und die Feldzüge unter Napoleons Fahnen brachten zum erstenmal seit langer Zeit den italienischen Waffen wieder Ehre und Ruhm. Freilich fand man zuletzt, daß dies etwas theuer zu stehen komme, man hatte den Soldatenkaiser auch nicht um seiner selbst willen geliebt und sah seinem Fall ziemlich gleichgiltig zu.

Der lachende Erbe der Revolution, wie treffend gesagt ist, ward in Italien das Haus Oestreich, dem auf dem wiener Congreß die ganze Lombardei nebst dem venetianischen Gebiet zufiel. Vor 1789 hatten seine italienischen Besitzungen den Charakter einzelner Vorlande, die mit dem eigentlichen Reichskörper so wenig in Verbindung standen wie der Breisgau und Belgien. Durch den Frieden von Campo Formio verlor es Mailand, aber behielt das Venetianische. Die Verträge von 1815 brachten ihm die Lombardei, so daß seine transalpinischen Besitzungen zu einem großen Ganzen mit den deutsch-ungarischen Erblanden abgerundet waren.

Diese Verträge sind der einzige Titel Oestreichs für den Besitz des lombardisch-venetianischen Königreichs. Es ist nicht mehr das alte heilige römische Reich, das seine italienischen Traditionen wieder aufnimmt und das mailändische Lehen zurückerhält, das Reich war längst mit Oestreichs Zustimmung begraben, Venedig und die Lombardei waren Entschädigungen für anderweitige Gebietsverluste, nach dem alleinigen Grundsatz der Zweckmäßigkeit zuerkannt. Der erste kaiserliche Commissar, Graf Sommariva, nahm in Mailand Besitz von diesen Provinzen nicht im Namen alter Reichsansprüche, sondern im Namen der hohen verbündeten Mächte, welche damals Europa vertheilten. Unzweifelhaft ist dieser Besitztitel völkerrechtlich grade so gut wie der Sardiniens auf Genua oder Preußens auf Köln, aber er hebt keine der innern Schwierigkeiten auf, welchen seine Herrschaft begegnete.

Die Revolution weckte das Gefühl der Nationalität, indem sie die Instincte der Völker gegen jede Unterdrückung aufrief, das Kaiserthum brachte innere Fortschritte und zum erstenmal ward der Name Italien in einer bestimmten politischen Bedeutung gehört; dies mußte magisch wirken. Wenn das Königreich Italien auch nur einen Theil der Halbinsel begriff, so sah

man es als Kern des zukünftigen großen Staates an. Und nicht allein Napoleon wandte sich an das nationale Gefühl, 1805 sagte der Erzherzog Johann in einer Proclamation: „Das Königreich Italien ist nur ein Traum, ein leerer Name, die wirklichen Thatsachen sind Aushebungen, Steuern, Tyrannei in jeder Gestalt, Nichtigkeit der politischen Existenz. In diesem Zustande der Erniedrigung könnt ihr weder geachtet noch in Frieden bleiben, noch Italiener sein. Wollt ihr es wieder werden? Ich bin den Italienern von meinem Bruder, dem Kaiser, geschickt, nicht um einem eiteln Eroberungsdurst zu fröhnen, sondern um ihre Unabhängigkeit und die der andern Völker zu vertheidigen, und im Namen des Kaisers eine Verfassung zu versprechen, die auf die natürlichen Verhältnisse und eine aufrichtige Politik begründet sein wird." — Und am 16. April 1815 machte der Marschall Bellegarde in Mailand ein Patent des Kaisers Franz vom 7. April d. J. bekannt, wodurch derselbe getreu den Gefühlen der Vorliebe für seine italienischen „Besitzungen" dieselben zum lombardisch-venetianischen Königreich erhob. Dieser Beschluß solle seinen italienischen Unterthanen jene Nationalität, auf welche sie mit Recht einen so hohen Werth legten, erhalten. Ein Vicekönig soll den Kaiser repräsentiren und die Organisation dieses Königreichs soll dem Charakter und den Sitten der Italiener entsprechend sein. —

Glaubte Oestreich damals diese Versprechungen erfüllen zu können oder ließ der lebhafte Wunsch des Besitzes vergessen, was doch Metternich selbst bei dem treuen Tirol fühlte, daß es für Oestreich gefährlich sei, an nationale Gefühle zu appelliren? Konnte es den Italienern mehr bieten, als einen Wechsel in der Fremdherrschaft? An die Stelle der Franzosen traten die Kaiserlichen. Und dies war nicht mehr die patriarchalische Regierung Maria Theresias und Firmians, welche Mailand durch Italiener und den Verhältnissen nach liberal verwalteten, nicht mehr das aufklärende Eingreifen Josefs des Zweiten, es war die Regierung eines fremden Herrscherhauses über eine neu erworbene Provinz, von der viele bedeutende Theile, wie Bergamo, Brescia, Crema, das Veltelin u. a. zuvor in keiner Verbindung mit Oestreich gestanden hatten.

Nichts desto weniger wäre es gewiß möglich gewesen, aus dem lombardisch-venetianischen Königreich eine treue Provinz zu machen, wenn man den Muth gehabt, es, wie jenes Patent verhieß, unabhängig und national zu constituiren und nur die oberste Leitung dem wiener Cabinet vorzubehalten. Aber dazu hätte es allerdings einer Aenderung der östreichischen Staatsgrundsätze bedurft und dazu waren weder Zeit noch Menschen angethan, die europäische Reaction hatte begonnen und ging in aufsteigender Linie, jede Mitwirkung der Unterthanen bei der Regierung war als eine mißliebige betrachtet und als eine Gefahr bezeichnet, der man sich nur im Nothfall zu fügen habe,

der Absolutismus in seinen verschiedenen Abstufungen vom Scheinconstitutionalismus bis zur russischen Willkür beherrschte den Continent außer Frankreich. Um so schlimmer, daß man Versprechungen gab, die man nicht halten zu können glaubte, es erbittert immer mehr, wenn man den Schein eines Dinges gibt, als wenn man alles vorenthält.*) So sandte Kaiser Franz wol seinen Bruder, den Erzherzog Rainer als Vicekönig, dessen kalte und zögernde Natur außerdem den Italienern wenig sympathisch sein mußte, aber er gab ihm keine eigne königliche Gewalt. In Wien bestand nicht einmal für die italienischen Besitzungen eine besondere Kanzlei, wie Ungarn und Siebenbürgen seit Alters hatten, sondern das Königreich ward rein vom Cabinet und den Centralbehörden regiert. Das Patent vom 15. April hatte (Art. 12 und 13) eine Repräsentation in Form zweier berathender Centralversammlungen in Mailand und Venedig versprochen, außerdem sollte eine ähnliche Provinzialvertretung in jedem Bezirke stattfinden. Die Zusammensetzung beider war so unpolitisch und engherzig wie möglich, die Vertreter sollten ehrfurchtsvoll ihre Wünsche ausdrücken dürfen, während die Regierung ihrerseits sich vorbehielt, „sie um Rath zu fragen, wenn sie es für zweckdienlich erachte" (Patent vom 24. April 1815). Aber während fünfunddreißig Jahren hat man keiner der Versammlungen jemals eins der vielen Gesetze unterbreitet, welche erlassen wurden, und als 1825 die mailändischen Vertreter einmal von jenem Recht, ihre Wünsche ehrfurchtsvoll auszudrücken, Gebrauch machten, indem sie eine Adresse an den Kaiser aufsetzten, worin gewisse Verwaltungsreformen erbeten wurden, ward die Ueberreichung derselben vom Gouverneur untersagt und vom Kaiser abgeschlagen. Begreiflich genug war es allerdings, daß ein büreaukratischer Kopf wie Franz, welcher wollte, daß alle Fäden der Verwaltung in seinem Privatcabinet zusammenliefen, repräsentative Versammlungen nicht lieben konnte; dazu hatte er in Italien das Danaergeschenk eines centralisirten Verwaltungsmechanismus gefunden, welchen Napoleon in allen Vasallenstaaten eingeführt, und seinem regelrechten Geist gefiel diese bequeme Mechanik nur zu sehr. Auch muß man zugestehen, daß eine solche büreaukratisch-absolute Regierung eine Nothwendigkeit war, wenn man die italienischen Provinzen in der Weise der östreichischen Cabinetspolitik regieren wollte, es war dann aber schon ein großer Fehler, eine auch nur berathende Vertretung zu schaffen, welche nicht in Thätigkeit kommen sollte. Aber selbst die Organisation der Bureaukratie war fehlerhaft, man konnte wenigstens die Italiener durch italienische Be-

*) Ganz consequent tadelt daher auch Graf Ficquelmont die Errichtung des lombardisch-venetianischen Königreichs als „eine falsche Concession an das italienische Nationalgefühl, die eine Gefahr für Oestreich werden mußte." Denn Geschichte und Geographie mußten vereint rathen, kein andres Band der politischen Solidarität zwischen den beiden großen Theilen, welche das neue Königreich bilden, bestehen zu lassen, als das des gemeinsamen Gehorsams gegen den Kaiser. (Ld. Palmerston ꝛc. 2 p. 211.)

amte regieren; statt dessen setzte man oft Deutsche oder Böhmen in gerichtliche oder Verwaltungscollegien, welche kaum der Sprache, geschweige der Zustände kundig waren, die italienischen Regimenter lagen in entfernten Theilen der Monarchie, Kroaten und Czechen in den lombardischen Städten, die Censur verkümmerte jeden geistigen Aufschwung, für Kunst und Wissenschaft geschah nichts, der Kaiser selbst sagte den Professoren von Padua, ihre Pflicht sei, nicht sowol gelehrte als getreue Unterthanen zu bilden, ein officieller Leitfaden für die Elementarschulen, aus dem Deutschen ohne alle Rücksicht auf die italienischen Verhältnisse übersetzt, prägte die absolute Unterthänigkeit gegen alle Vorschriften der Regierung ein. Das Gefühl der Gleichgiltigkeit, mit der man anfangs die östreichische Herrschaft hingenommen, fing an in Haß überzugehen und Verschwörungen begannen. 1814 waren es nur einige Militärs, die einen mißlungenen Aufstandsversuch machten, die Verschwörung der Carbonari von 1821 war ernster, um so mehr, als ihre Mitglieder den höhern Ständen angehörten. Wie Oestreich sie bestrafte, weiß man von Silvio Pellico, eine Amnestie wurde bei der Krönung in Mailand verweigert, die Unzufriedenheit wurde fortan nur durch die Waffen niedergehalten.

Aber die Consequenzen des östreichischen Systems gingen über die Grenzen seiner italienischen Besitzungen heraus, die Fremdherrschaft mußte sich auch gegen den Einfluß entgegengesetzter nationaler und liberaler Tendenzen anderer Staaten der Halbinsel sichern, die Lombardei durfte nicht von constitutionellen Staaten umgeben werden. In den Revolutionskriegen hatte Oestreich gestrebt, ganz Oberitalien zu erhalten, später verlangte es die Legationen und Marken, und nur Consalvis Geschick, unterstützt durch die drei nichtkatholischen Mächte, gab dem Papst sein altes Gebiet zurück. Was dem wiener Cabinet an materiellem Besitz entgangen war, suchte es durch Einfluß zu erlangen, es sicherte sich schon 1815 gewisse Besatzungsrechte als vorgeschobene Posten in den päpstlichen Staaten, 1817 durch europäischen Vertrag auch in Piacenza. Außerdem begann es die italienischen Fürsten durch eine Reihe von Specialverträgen an sich zu ketten. Dies konnte dem Geschick der östreichischen Diplomatie nicht schwer fallen. Italien wird von Souveränen beherrscht, welche in keinem politischen Verband stehen, im Volk dagegen begann sich ein Gefühl der nationalen Einigung zu regen, die sich nur auf Kosten der Einzelsouveränetäten verwirklichen konnte. Dem trat Oestreich, eine europäische Großmacht, mit seinen gewaltigen Mitteln entgegen: was war natürlicher, als daß die andern Fürsten, die theils schon mit ihm verwandt, theils wie der Papst direct auf seine Hilfe angewiesen waren, sich ihm anschlossen.

Unzweifelhaft hat nun jeder Souverän das Recht, Verträge zu schließen. Aber die italienischen Staaten waren durch die wiener Congreßacte als unabhängige Staaten erklärt: wie wenn sie sich nun vertragsmäßig ihrer Unab-

hängigkeit entäußerten? Kommt es nicht aber darauf hinaus, wenn der König von Neapel sich am 12. Juli 1815 durch einen geheimen Artikel dazu verpflichtet, keine Veränderungen in seinem Lande zuzugeben, die unverträglich, sei es mit den monarchischen Institutionen, sei es mit den Grundsätzen, welche Seine Kaiserl. Königl. Apostolische Majestät für die innere Regierung ihrer italienischen Provinzen angenommen? — oder wenn 1847 der Herzog von Modena den östreichischen Truppen das Recht einräumt, in sein Gebiet einzurücken toutes les fois, que l'exigera l'intérêt de la commune défense ou la prudence militaire? Sind die Verträge von 1815, die Oestreichs Grenzen festsetzen, nicht überschritten, wenn jener Vertrag erklärt, daß die Staaten des Herzogs von Modena „entrent dans la ligne de défense des provinces italiennes de S. M. l'Empereur d'Autriche", und, wie auch Parma, auf das Recht der Militärconventionen mit andern Staaten verzichtet? Ist nicht auch alle Gegenseitigkeit illusorisch, wenn der Herzog für solche exorbitante Zugeständnisse verspricht, mit seinen Waffen Oestreich zu schützen, oder selbst wenn Toscana (1. Juli 1815) zur Garantie des beiderseitigen Besitzstandes 6000 Mann und das wiener Cabinet 80,000 Mann zusagt?

Die Folge dieser Verträge ist eine fortdauernde militärische Intervention Oestreichs in den Staaten der Halbinsel gewesen, 1821 in Piemont und Neapel, wo es sechs Jahre bleibt und sein Aufenthalt dem Lande 85 Mill. Dukati kostet, 1831 in Modena, Parma und den Legationen, wo es sieben Jahre bleibt, Toscana entging der Besetzung nur durch die Energie seines Ministers Fossombroni. Nach 1848 beginnt dasselbe Schauspiel, die östreichischen Truppen waren sechs Jahre in Livorno und Florenz, haben Parma erst 1855 verlassen und sind nach zehn Jahren noch in Bologna und Ancona. Und diese Interventionen geschahen nicht blos zur Aufrechthaltung der Ruhe, während derselben lag meist die ganze Regierungsgewalt in den Händen der Commandanten, östreichische Militärcommissionen richteten überall. War es nicht natürlich, daß durch einen solchen Zustand die italienischen Regierungen ihren Unterthanen gegenüber jeder Autorität und Unabhängigkeit beraubt wurden, daß man an ihnen verzweifelte und gewaltsam andere Verhältnisse herbeiführen wollte? In noch viel höherm Maße als in Deutschland war unter Metternich in Italien jedes nationale Gefühl verpönt, jeder liberale Gedanke erweckte Befürchtungen von Unabhängigkeit. Die Folge solchen ungesunden Druckes war wie immer, daß sich die Geister, denen jede Möglichkeit einer regelmäßigen politischen Thätigkeit abgeschnitten war, in unmöglichen Speculationen verloren und dieselben gewaltsam zu verwirklichen suchten. Bei dem Charakter der Italiener ward die Verschwörung zur Kunst ausgebildet, Complotte und grausame Bestrafung derselben folgten sich und jeder unglückliche Versuch warf wie die zurücktretende Flut eine neue Ablagerung Heimath-

flüchtiger in das Exil, wo sie die geheimen Gesellschaften vergrößerten. Und um so tiefer dringt das Uebel, als jene Unzufriedenen meist den höhern Classen angehören, die gebildet und gereist, lebhaft den traurigen Zustand ihres Vaterlandes fühlen und ihn verbessern möchten. Wie aber Oestreich und Neapel strafen, weiß die Welt und hat sich einstimmig entrüstet darüber ausgesprochen. Dem gegenüber verhält sich das wiener Cabinet rein negativ und unterdrückend, aber die Verhältnisse machen ihm diese Stellung immer schwerer. Sie war stark, so lange sie solidarisch mit einem großen System der Reaction auf dem Continent verbunden war, Oestreich war damals der Mandatar der heiligen Allianz in Italien. Jetzt existirt dieselbe nicht mehr, ganz andere Ideen bewegen die Welt, die Constellation der Mächte hat vollkommen gewechselt, und doch ist Oestreich seine Stellung in Italien wichtiger als je zuvor, nicht blos um seine Besitzungen zu schützen, sondern auch wegen seines Einflusses, den es dadurch auf den Papst hat. Nachdem die Revolution von 1848—50 gezeigt hat, wie tief die kaiserliche Autorität erschüttert ist, glaubt man in Wien mit Recht oder Unrecht nur durch den Einfluß des Katholicismus die Völker wieder zur Ruhe bringen zu können, daher das Concordat. Aber so große Befugnisse es auch der Curie einräumt, so muß der Kaiser doch stets auf dieselbe einen entscheidenden Einfluß haben, und dies geschieht durch nichts so sicher als durch eine materiell beschützende Nachbarschaft. Oestreich besitzt Bologna und Ferrara und gewährt dem Papst dafür geistliche Censur in seinen Staaten, um so schlimmern Eindruck aber muß dies in Italien selbst machen, als das Papstthum sich dadurch mit der Fremdherrschaft solidarisch macht.

Bei einem solchen allgemeinen Zustand kommt verhältnißmäßig wenig darauf an, ob in einem Staate der Druck geringer ist, als in dem andern. Es ist bekannt, daß die Reaction in Toscana niemals auf den Höhepunkt gelangt ist, wie in Neapel oder Modena. Der Großherzog ist ein wohlwollender Charakter, er hat dem Dringen auf ein Concordat widerstanden, aber der etwas größere Spielraum, der hier gelassen wird, läßt nur mehr fordern.

Nur ein Staat der Halbinsel befindet sich in einer diametral entgegengesetzten Stellung, Sardinien. Aus kleinen Anfängen erwuchs dieser Staat zwischen mächtigen Nachbarn. Durch geschickte Benutzung der Umstände wußten sich die Herzöge von Savoyen zu vergrößern, Papst Felix V., der selbst Herzog gewesen, sagte: die Fürsten seines Reiches seien nicht gewohnt, Dinge, welche sie gewonnen, zurückzugeben, sondern neue zu gewinnen. Bald nach Preußen erwarb es die Königskrone, und der östreichische Erbfolgekrieg brachte ein Stück von Mailand, der spanische Vigevano, Montferrat, Comilina, das Sesiathal, der Frieden von Worms Novara und Tortona. Die Fürsten, die an der Spitze dieses kriegerischen und scharf disciplinirten Staates standen,

waren des Wortes ihres Ahnherrn gedenk: Surtout voyez qu'en Europe rien ne se fasse, sans que vous y soyez.

Oeſtreich fühlte, daß dieſer aufſtrebende Staat ſeinem Wunſch auf ganz Oberitalien ſtets entgegentreten mußte. In den Revolutionskriegen verſuchte es mehrfach ihn einzuverleiben, nachdem es ihn erſt in die Coalition gegen Frankreich gezogen und vorangeſtellt, ſo daß ſein König flüchtig werden mußte. Die Suwarowſche Correſpondenz und die Grenvilleſchen Papiere haben darauf ein merkwürdiges Licht geworfen. Lord Minto, der engliſche Geſandte in Wien, ſchreibt 17. Auguſt 1799: „Der Kaiſer hat die Abſicht, Piemont zu behalten und alles von Savoyen zu nehmen, was militäriſche Wichtigkeit hat. Ich zweifle nicht, daß er beabſichtigt, auch die Grafſchaft Nizza zu nehmen und den Var zur Grenze gegen Frankreich zu machen. Auch das ganze genueſiſche Gebiet ſcheint für ihn ein Gegenſtand ernſthafter Speculation zu ſein." Niemand drückt ſich lebhafter hierüber aus, als der Graf de Maiſtre, der zwar hochconſervativ, aber als treuer Anhänger des Hauſes Savoyen antiöſtreichiſch war. Wenn Oeſtreich in Venedig und Pavia herrſcht, ſchreibt er, ſo iſt es um das Haus Savoyen geſchehen, es hat gelebt. Durch die Natur der Dinge und in Folge eines unabweisbaren Zuges muß Oeſtreich, ſo lange die Dinge in Italien ſo ſtehen, immer gegen uns gehen, und benutzt jede dazu paſſende Gelegenheit. Unſer Intereſſe, wie das ganz Italiens wäre, daß Oeſtreich in dieſem Lande gar keine Beſitzungen hätte und in Deutſchland entſchädigt würde. In dieſen Behauptungen liegt nichts, was unehrerbietig gegen eins der erlauchteſten Häuſer wäre, man bezeichnet nur die Lage der Dinge damit. Auf dem wiener Congreß fanden dieſe Befürchtungen Maiſtres ihren Ausdruck in einer Denkſchrift, welche der ſardiniſche Geſandte Graf d'Aglie an Lord Caſtlereagh übergab. Nach einer Schilderung der frühern Lage des italieniſchen Staatenſyſtems und der beſondern Stellung Piemonts als Grenzwächter der Alpen, welche es gegen Frankreich natürlich und gegen Oeſtreich durch die Zerſplitterung von deſſen Beſitzungen habe ausfüllen können, heißt es hier:

„Mit der Ausbreitung des Militärſyſtems in Europa und im Verhältniß zu den Vergrößerungen Frankreichs und Oeſtreichs hielt auch die lebhafte Fürſorge der Mächte, denen die Aufrechthaltung des allgemeinen Gleichgewichts am Herzen lag, namentlich Englands Fürſorge gleichen Schritt, den König von Sardinien ſtark zu machen. In allen bedeutenden Friedensſchlüſſen des vorigen Jahrhunderts erhielt das Haus Savoyen Vergrößerungen in Italien. Dennoch bewies die Erfahrung der letzten Kriege, daß ſeine Mittel nicht im Verhältniß zu der großen Bedeutung ſeiner Weltſtellung ſtanden. So beträchtlich aber auch die Uebelſtände der alten Eintheilung Oberitaliens ſein mochten, ſo iſt doch die jetzt beabſichtigte Eintheilung unermeßlich unheil-

voller sowol für Italien im Allgemeinen, als für den König von Sardinien insbesondere. Wenn eine schon jetzt furchtbare Macht die Absicht kund gibt, sich den besten und größten Theil Italiens anzueignen und ihr Gebiet bis zur Grenze Piemonts auszudehnen, so darf man die Anstrengungen, die der turiner Hof machen würde, um eine Gebietserweiterung zu erhalten, welche der Gefahr, von der er bedroht ist, entspräche, nicht als Begehrlichkeit bezeichnen. In diesem Fall ist Vergrößerung nicht Ehrgeiz, sondern eine Garantie, ein unentbehrliches Mittel, seine Unabhängigkeit zu bewahren. Dagegen sind die Absichten Oestreichs durch keine Nothwendigkeit gerechtfertigt und berühren weder seine Sicherheit noch seine Unabhängigkeit. Man darf selbst weiter gehen und behaupten, daß die in Frage stehende Vergrößerung, obschon an sich beträchtlich, kein anderes Ergebniß haben würde, als die Knechtung (asservissement) Italiens und die Zerstörung des Gleichgewichts in Südeuropa, ohne Oestreich wahre und dauernde Vortheile zu bringen. Diese Behauptung, so auffallend sie auch scheinen mag, ist auf Vernunft und Erfahrung gegründet. Die natürlichen Grenzen zwischen Italien und Deutschland sind zu klar, als daß diese beiden Länder jemals zu einem verschmolzen werden könnten. Die Bewohner der Oestreich untergebenen italienischen Provinzen können sich heute so wenig als vor hundert Jahren den Deutschen assimiliren." —

Trotz dieser gewichtigen Gründe kam es zu der heute noch bestehenden Besitzvertheilung, Sardinien hing fortan nur durch die schmale parmesanische Grenze mit dem übrigen Italien zusammen. Das starre Reactionssystem, welches nach 1815 in Turin Platz griff, schläferte Oestreichs Besorgnisse nicht ein, bei der ersten Gelegenheit 1821 intervenirte es und 1830 noch sagte Metternich offen dem französischen Botschafter, ihm sei die Frage Piemonts die Frage von ganz Italien. Ebenso wenig vertraute der Minister jener Reaction, Graf Solar della Margherita, dem wiener Cabinet, 1835 ermahnte er seine Diplomaten ausdrücklich, Oestreich und seinen Versicherungen stets zu mißtrauen; wenn Genua Sardinien einverleibt sei, so sei es nur geschehen, weil Oestreich es nicht habe hindern können. — Das Verhältniß beider Staaten blieb indeß wesentlich in statu quo, bis 1847 die Anzeichen sich mehrten, daß Karl Albert die Ideen seiner Jugend wieder aufnehmen und eine neue Ordnung der Dinge begründen wolle. Der Krieg von 1848 und 1849 ist bekannt, Oestreich war Sieger geblieben, aber die europäischen Mächte hatten keine Veränderung der Grenzen zum Nachtheil seines Gegners gestattet. Oestreich hatte durch den Sieg seine Provinzen gerettet, aber es blieb ihm in Sardinien ein unversöhnlicher Feind, der wol die erzwungene Entschädigung zahlte, jedoch sich gegen jede andere Concession verschloß. Umsonst versuchte das wiener Cabinet dem neuen Souverän seine Niederlage als Strafe der revolutionären Ideen darzustellen und ihm mit der Wiedererlangung

der unumschränkten Gewalt zu schmeicheln. Die Loyalität Victor Emanuels zog es vor, mit seinem Volk besiegt zu erscheinen, er sah mit gesundem Blick, daß die Aufrechthaltung der repräsentativen Regierung in ihrer Grundverschiedenheit mit der lombardischen Verwaltung ein moralischer Schlagbaum und ein eventuelles Kriegsmittel gegen Oestreich sei. Und auch das Volk liebt seine Institutionen sowol deshalb, weil sie antiöstreichisch als weil sie liberal sind, und mehr aus ersterem als aus letzterem Grund trägt es geduldig die schweren Steuern, welche ihm ein Kriegsbudget von vierzig Mill. Franken und die vierzig Mill. Zinsen für die Staatsschuld auflegen. Dank diesem Muthe repräsentirt Sardinien noch mehr als zuvor die Möglichkeit eines unabhängigen Italiens. Diese Idee spukt jetzt nicht blos im Kopfe von Flüchtlingen, sondern wird durch einen organisirten Staat mit Heer, Flotte, Budget und Diplomatie vertreten, an dessen Spitze eine der ältesten Herrscherfamilien Europas steht.

Das italienische Interesse hat auch allein Sardinien am Krimkrieg theilnehmen lassen, der ihm wol große Opfer gekostet, aber es auch durch seine active Politik sehr gehoben hat. Es war doch etwas, Oestreich zum Trotz sich neben die Großmächte im Congreß zu setzen. Graf Cavour, der als Verkörperung dieser sardinischen Politik gelten darf, hat dort die italienische Frage zur Sprache gebracht, und von europäischen Staatsmännern ward anerkannt, daß der Zustand Italiens bedenklich sei und ein Heilmittel erheische. Seit jener Zeit sind die Verhältnisse in der Schwebe geblieben. Sardinien versuchte mehrmals einzelne Streitfälle mit andern italienischen Staaten durchzufechten, war aber dabei nicht glücklich. Von England in der Cagliarisache unklug im Stich gelassen, neigte es sich immer mehr Frankreich zu, bis es zu der jetzigen Allianz kam. Im dritten Artikel wollen wir sehen, welche Aussichten diese Italien bietet, zunächst aber die päpstliche Frage uns klar zu machen suchen.

Russische Denkwürdigkeiten.

Memoiren der Kaiserin Katharina der Zweiten. Von ihr selbst geschrieben. Nebst einer Vorrede von A. Herzen. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Hannover, Rümpler. —

Mit diesen Memoiren, die von 1744 bis 1759 reichen, hat es nach der Angabe des Herausgebers folgende Bewandtniß.

Gleich nach dem Tode der Kaiserin ließ sie ihr Nachfolger versiegeln;

eine Abschrift, die sein Günstling, Graf Kurakin genommen, wurde unter Nikolaus confiscirt. Eine neue Abschrift wurde im März 1855 genommen und von dieser stammt der vorliegende Abdruck. Die Echtheit kann hier nicht untersucht werden; innere Gründe sprechen sehr dafür. Sollte das Manuscript gefälscht sein, so müßte es von einer wunderbar geschickten Hand herrühren. Als Beleg für das Weiberregiment, das damals mit der gewaltigsten Monarchie der Welt ein wunderliches Spiel trieb, theilen wir einige Züge daraus mit. Katharina die Zweite war am 25. April 1729 (also gleichzeitig mit Lessing) geboren; ihr späterer Gemahl, der Großfürst Peter, den 9. Februar 1728. Seine Mutter war bekanntlich eine Tochter Peter des Großen, sein Vater ein Herzog von Holstein. Die Kinder sahen sich zum ersten Mal 1739 in Eutin. Nach der Thronbesteigung der Kaiserin Elisabeth wurde Peter zum Thronfolger bestimmt, und als solcher in Rußland erzogen. Katharina als seine Braut kam den 9. Februar 1744 in Moskau an. Der sechzehnjährige Großfürst beschäftigte sich schon damals ausschließlich damit, ein paar Bediente exerciren zu lassen, und sie zu den höchsten Ehrenstellen der Armee zu befördern, natürlich nur im Spiel. Er machte seiner Braut sofort die Eröffnung, daß er in eine der Ehrendamen der Kaiserin verliebt sei und sehr gewünscht habe, sie zu heirathen, daß er sich aber dem Willen seiner Tante füge. „Ich hörte diese Mittheilungen erröthend an und dankte ihm für sein Vertrauen; aber im Grund meines Herzens betrachtete ich mit Erstaunen seine Unvorsichtigkeit."

Bald nach ihrer Ankunft verfiel Katharina in ein hitziges Fieber; bei ihrer Genesung im April 1744 legte sie auf Befehl der Kaiserin zuerst Schminke an; ihre Mutter machte ihr und den andern höchsten Personen zuweilen arge Scenen, Katharina wurde nicht selten geohrfeigt, und der junge Großfürst mußte im August von ihr hören, er sei ein schlecht erzogener kleiner Junge. Die Kaiserin war in ihrem Verdruß zuweilen nahe daran, die ganze Familie nach Hause zu schicken. Katharina war zwar im Allgemeinen ihr Liebling, weil sie sich sehr eifrig auf das Studium der russischen Sprache legte, die Religionsgebräuche sorgfältig erfüllte, und in der Fastenzeit kein Fleisch verlangte, doch hatte sie auch an ihr manches auszusetzen, namentlich ihre Neigung zum Schuldenmachen. „Man hatte mir gesagt, daß man in Rußland gern Geschenke empfange, und daß man sich durch Großmuth Freunde erwerbe." Unter der Anleitung eines Grafen Gyllenburg beschäftigte sich Katharina schon damals mit ernster Lectüre; während ihr Bräutigam mit Puppen spielte, las sie den Plutarch und Montesquieu, und schrieb für ihren Lehrer einen Aufsatz, Porträt einer funfzehnjährigen Philosophin, den dieser natürlich sehr geistreich fand und mit moralischen Anmerkungen begleitete. Uebrigens hielt man sie sehr streng und die Kaiserin wetteiferte mit ihrer Mutter, allen ihren Neigungen entgegen-

zutreten. Wenn eine junge Dame ihre besondere Gunst erwarb, so konnte sie ziemlich sicher darauf rechnen, vom Hofe verbannt zu werden. Den 21. August 1745 fand die Hochzeit statt, die Mutter der neuen Großfürstin wurde bald darauf entlassen und fing nun mit ihrer Tochter, die sie bis dahin auf jede Weise gemißhandelt hatte, eine heimliche Correspondenz an. „Mein lieber Gemahl bekümmerte sich durchaus nicht um mich, sondern war fortwährend in seinem Zimmer mit dem Einexerciren seiner Bedienten beschäftigt, wobei er zwanzigmal in einem Tag die Uniform wechselte. Ich gähnte, langweilte mich, da ich mit niemand reden konnte, oder ich war bei öffentlichen Festlichkeiten zugegen." Sie ging auch nur sehr selten in die Zimmer ihres Gemahls, und wenn das geschah, so konnte man auf irgend eine Unschicklichkeit rechnen. Einmal, Ostern 1746, ließ er in seinem Zimmer ein Marionettentheater errichten und lud die Damen dazu ein. Das Zimmer hatte eine verbotene Thür, welche in ein Gemach der Kaiserin führte, wo ein Tisch war, den man vermittelst einer Maschine senken und heben konnte, um ohne Bedienung zu speisen. Der neugierige Großfürst bohrt ein Loch durch die Thür und bemerkt den Oberjägermeister, der im Schlafrock mit der Kaiserin dinirte. Das Schauspiel wurde allen Anwesenden mitgetheilt, die Kaiserin erfuhr es und hielt dem Großfürsten eine zornige Strafpredigt: unter ihrer Vorgängerin wäre so etwas jedenfalls mit der Festung bestraft worden; er sei nichts als ein dummer Junge, dem sie Lebensart lehren müsse. Uebrigens war sie bei aller Leidenschaftlichkeit im Grunde sehr gutmüthig, man konnte ihren heftigen Zorn beschwichtigen, wenn man ihr auf russisch: Vergebung, Mütterchen, sagte.

In diese Periode fällt die erste Neigung der Großfürstin, es war ein Cavalier ihres Mannes, Andreas Cernitschef; die Kaiserin wurde sehr ungehalten darüber, man suchte sogar durch Beichtväter auf die junge Dame zu wirken, und Cernitschef wurde in eine Festung gesperrt.

Zur Zerstreuung las die Großfürstin ein Jahr lang nichts als Romane: „doch diese begannen mich zu langweilen; zufällig kam ich auf die Briefe der Madame Sevigné, eine Lectüre, die mich amüsirte. Nachdem ich sie verschlungen hatte, fielen mir die Werke Voltaires in die Hand. Nach dieser Lectüre suchte ich meine Bücher mit größerer Wahl aus."

Einige Zeit darauf erfuhr sie den Tod ihres Vaters. „Man ließ mich acht Tage weinen so viel ich wollte, doch am Ende dieser acht Tage erklärte mir die Oberhofmeisterin, es sei nun des Weinens genug, die Kaiserin befehle mir aufzuhören, denn es schicke sich für eine Großfürstin nicht, länger um einen Vater zu weinen, der kein König gewesen sei."

Während eines Landaufenthaltes fing der Großfürst an, Hunde zu dressiren; wenn er müde wurde sie zu quälen, spielte er mit großer Heftigkeit die Violine, obgleich er keine Note kannte. Eine Kammerfrau verschaffte ihm

Spielzeug und Puppen. „Während des Tages verbarg man dieselben in und unter meinem Bett, der Großfürst legte sich zuerst nach dem Abendessen nieder und spielte damit bis ein oder zwei Uhr Morgens.“ „Um sich während des Winters mehr Unterhaltung zu verschaffen, ließ der Großfürst acht bis zehn Jagdhunde vom Lande kommen und placirte sie hinter einen Holzverschlag, welcher den Alkoven meines Schlafzimmers von einem großen hinter unsern Gemächern liegenden Vorhof trennte. Da nun der Alkoven nur eine Breterwand hatte, drang der Geruch des Hundestalles herein. Wenn ich mich darüber beklagte, erwiderte er: es sei unmöglich zu ändern. Da der Hundestall ein großes Geheimniß war, so ertrug ich diese Unannehmlichkeit und bewahrte das Geheimniß seiner kaiserlichen Hoheit. — Weil es während dieses Carnevals durchaus keine Unterhaltung bei Hofe gab, fiel es dem Großfürsten ein, in meinem Zimmer Maskenbälle zu veranstalten. Er ließ seine Diener, die meinigen und meinen Frauen Maskencostüme anlegen und in meinem Schlafzimmer tanzen. Er selbst spielte die Geige und tanzte mit.“ Neue Schulden, welche die Großfürstin machte, zogen ihr wiederum die Ungunst der Kaiserin zu, die ihr sagen ließ: „alles was ich thue, habe einen Anstrich von Dummheit, dennoch bilde ich mir ein, daß ich viel Geist habe, allein außer mir selbst denke niemand so vortheilhaft von mir.“ Diesmal scheinen es hauptsächlich Spielschulden gewesen zu sein; das Spiel war das Hauptvergnügen des Hofes und auch im Innern der Familie wichen die Hunde den Karten. „Aus Langerweile spielte der Großfürst mit mir jeden Nachmittag Lhombre; wenn ich gewann, wurde er ärgerlich, wenn ich verlor, wollte er sofort bezahlt sein.“

Eine andere Physiognomie gewann einige Zeit darauf das Leben in Oranienbaum. „Ich stand um drei Uhr Morgens auf und kleidete mich selbst von Kopf zu Fuß in Männerzeug; einer meiner Diener, ein alter Jäger, erwartete mich schon mit den Flinten; ein Fischerboot lag am Ufer des Meeres bereit; wir durchschritten den Garten zu Fuß, die Flinte auf der Schulter und bestiegen, ich, ein Hund und der Fischer, welcher uns fuhr, das Boot. Ich schoß darauf Enten in dem Schilfrohr, welches das Meer auf beiden Seiten des Kanales von Oranienbaum, welcher zwei Werste weit in das Meer hinausläuft, begrenzt. Wir fuhren oft über diesen Kanal hinaus und wurden daher bisweilen bei stürmischem Wetter in unserm Boote aufs offene Meer hinausgetrieben. Der Großfürst folgte uns ein bis zwei Stunden später, weil er immer ein Frühstück und Gott weiß was sonst noch nöthig hatte. Wenn er uns begegnete, gingen wir zusammen, wenn nicht, schoß und jagte jedes für sich.“ Außerdem gewöhnte sich Katharina in dieser Zeit leidenschaftliches Reiten an, wobei sie auf Männerart im Sattel saß, sehr zum Verdruß der Kaiserin, die ohnehin mit der Kinderlosigkeit der Ehe unzufrieden

war. — Damit man aber über diesen idyllischen Beschäftigungen nicht vergißt, daß die Geschichte in Rußland spielt, wird man zuweilen durch heimliche Verbannungen nach Sibirien, durch Verhaftungen und selbst durch die Folter an die öffentlichen Staatsgeschäfte erinnert.

Im Jahr 1749 studirte Katharina den Plato, was um so verdienstlicher war, da gleichzeitig der Großfürst in den Nebenzimmern unter lautem Peitschenknallen und mit Jägerschrei wiederum eine Meute Hunde dressirte, wobei die grausamsten Hiebe vorkamen. Neben der Lectüre des Plato hatte Katharina die Kühnheit, eine heimliche Correspondenz mit Cernitschef zu unterhalten, bis es dem Hetman Graf Ratzumofsky einfiel, ihr feierlich seine Liebe zu bekennen. „Und er war in der That ein schöner Mensch, von originellem Geist und gefälligem Benehmen."

Eine reizende Scene findet in Sophino statt, siebzig Werst von Moskau. „Wir lagerten dort in Zelten. Den Tag nach unsrer Ankunft gingen wir in das Zelt der Kaiserin und fanden sie beschäftigt, den Verwalter des Guts zu schelten. Sie war gekommen, um auf die Jagd zu gehn, und hatte keine Hasen vorgefunden. Der Mensch war blaß und zitterte — sie überhäufte ihn mit Schmähungen jeder Art; in der That, sie war außer sich vor Wuth. Als sie uns zum Handkuß kommen sah, umarmte sie uns wie gewöhnlich und setzte dann ihr Schelten fort. In ihrem Zorn schleuderte sie Pfeile nach allen Seiten. Sie sprang von einem aufs andere und ihre Zungenfertigkeit war großartig. Unter andern bemerkte sie: sie verstehe sich vollkommen auf die Verwaltung von Gütern, die Regierung der Kaiserin Anna habe sie darüber belehrt; als sie wenig gehabt, habe sie sich gehütet viel auszugeben; wenn sie Schulden gemacht hätte, würde sie gefürchtet haben, sich in Verdammniß zu stürzen; wäre sie mit Schulden gestorben, so würde niemand sie bezahlt haben, ihre Seele würde zur Hölle gefahren sein, was sie nicht wolle; sie trage deshalb zu Hause, auch wenn sie es nicht nöthig habe, sehr einfache Kleider, oben aus weißem Tafft, unten aus schwarzem Tuch; auf diese Weise spare sie viel; und sie hüte sich, kostbare Stoffe auf der Reise oder auf dem Lande zu tragen. Das sollte auf mich gehn, denn ich trug ein Lilakleid mit Silber; ich ließ es mir also gesagt sein. Diese Vorlesung (denn eine solche war es, da niemand, wenn er sie von Zorn roth und flammend sah, ein Wort redete) dauerte wenigstens dreiviertel Stunden. Endlich brachte ein Narr der Kaiserin, Namens Aksakoff, sie zum Schluß. Er trat mit einem kleinen Stachelschwein herein, welches er ihr in seinem Hute darreichte. Sie näherte sich ihm, um es zu betrachten, stieß aber, so wie sie es sah, einen lauten Schrei aus, erklärte, es gleiche einer Maus und entfloh spornstreichs in ihr Zelt. Sie hatte die größte Furcht vor Mäusen. Wir sahen sie dann nicht mehr, sie dinirte allein."

Auch der Großfürſt wurde zuweilen daran erinnert, daß er in Rußland ſei. „Zu Anfang des Winters (1749) bemerkte ich an ihm eine ernſte Unruhe. Ich wußte nicht, was dies zu bedeuten habe. Er richtete ſeine Meute nicht mehr ab, kam zwanzigmal des Tags in mein Zimmer, hatte ein leidendes Ausſehn, war träumeriſch und zerſtreut. Er kaufte ſich deutſche Bücher; aber was für Bücher! Ein Theil davon beſtand aus Lutheriſchen Gebetbüchern, ein anderer aus Geſchichten und Proceſſen von Straßenräubern, welche man gehängt oder gerädert hatte. Er las beides abwechſelnd, wenn er nicht mit der Violine beſchäftigt war. Da er gewöhnlich nicht lange bei ſich behielt, was er auf dem Herzen hatte, und da er niemand außer mir davon erzählen konnte, wartete ich geduldig ſeine Geſtändniſſe ab. Eines Tages entdeckte er mir denn auch endlich, was ihn quälte, und ich fand, daß es eine bei weitem ernſtere Angelegenheit war, als ich vorausgeſetzt hatte.“ Die Jägersleute, mit denen ſich Peter damals ausſchließlich beſchäftigte, hatten ihm erzählt, im Regiment Butioſky ſei ein Lieutenant Baturin, der große Ergebenheit gegen S. kaiſ. Hoheit an den Tag lege. Der Großfürſt hörte dieſe Erzählung mit Wohlgefallen, endlich ließ ihn Baturin um eine Audienz auf der Jagd erſuchen. In der That erwartete er ihn eines Tages an einem verborgenen Ort, fiel, ſobald er ihn erblickte, auf die Knie und ſchwur, er erkenne keinen andern Herrn als ihn an. „Der Großfürſt ſagte mir, als er dieſen Eid gehört, habe er erſchrocken ſeinem Pferd die Sporen gegeben und jenen auf den Knien im Walde liegen laſſen.“ Nun war Baturin, und bald nach ihm die Jäger verhaftet, und Peter ſchwebte in der größten Angſt. Doch wurde ſein Name nicht genannt: die Jäger wurden über die Grenze gebracht; Baturin gefoltert und verurtheilt, den Reſt ſeiner Tage auf der Feſtung Schlüſſelburg zu ſitzen. Von dort ſuchte er ſpäter zu entkommen, wurde nach Kamtſchatka gebracht, entfloh mit Benjowski und fand ſeinen Tod auf der Inſel Formoſa.

In politiſchen Dingen war Katharina ſtets die Vertraute ihres Gemahls; ſeine Neigung konnte ſie nicht erwerben. Im März 1750 zeigte der Großfürſt, „beſonders wenn er getrunken hatte, was er jeden Tag that,“ eine entſchiedene Neigung für die Prinzeſſin von Kurland. Nach einer ſehr lebhaften Scene entfernte ſich eines Abends die Großfürſtin, um zu Bett zu gehen. „Kaum war ich eingeſchlafen, als der Großfürſt kam. Da er betrunken war, richtete er das Wort an mich, um mich von den ausgezeichneten Eigenſchaften ſeiner Schönen zu unterhalten. Da ich kein Zeichen des Wachſeins gab — verſetzte er mir zwei bis drei heftige Fauſtſchläge, indem er über meinen tiefen Schlaf grollte. Dann wandte er ſich um und ſchlief ein.“ Zuweilen ſtürzte er mitten des Nachts an ihr Bett, und ſie mußte aufſtehn und friſche holſteiniſche Auſtern mit ihm eſſen. — Einen Winter hindurch war ein dreſſirter Pudel

das Hauptvergnügen des Paares. Uebrigens beschränkten sich die Possen nicht auf die Großfürstin; Ihre Majestät gab nicht selten Bälle, wo die Herren als Damen, die Damen als Cavaliere erscheinen mußten: sie war die einzige, die in der Herrenkleidung stattlich aussah.

Mit der Zeit nahm Katharina eine selbstständigere Stellung ein; seit 1752 nahm sie ihrem Gemahl die holsteinischen Regierungssorgen ab; Hofleute, die gegen sie intriguirten, bekehrte sie durch derbe Ohrfeigen; sie bildete sich einen eignen Hofstaat und nahm endlich auch einen anerkannten Günstling, Sergius Soltikoff. „Er war schön wie der Tag und niemand kam ihm gleich." „Ich widerstand ihm während des Frühlings und eines Theils des Sommers." „Eines Tages kam mir der Gedanke, mich seiner zu entledigen, indem ich ihm sagte: vielleicht ist mein Herz schon von einem andern erobert! Doch ich bemerkte, daß diese Worte, statt ihn zu entmuthigen, seinen Bewerbungen nur eine heißere Leidenschaft einflößten. Von meinem lieben Gemahl war bei allen diesen Vorgängen nicht die Rede." Einmals, als sie ihn „aufmerksamer als gewöhnlich anhörte," drang er in sie, sie solle ihm wenigstens gestatten zu glauben, daß er ihr nicht gleichgiltig sei. „Ich erwiderte, ich könne ihn nicht hindern, sich seinen Phantasien hinzugeben." Die Intrigue wurde diesmal vom Hof begünstigt. — Was weiter folgt, mag man doch lieber im Buche selbst nachlesen. Die Oberhofmeisterin, die das Verhältniß vermittelt, behauptete, das Reich sei ihr zu großem Dank verpflichtet.

Statt dieser Staatsangelegenheiten lieber noch eine anmuthige Geschichte von Peter (1753). Der Großfürst hielt sich meist in seinen Zimmern auf, wo ihn einer seiner Kammerdiener nach Kräften unterhielt, indem er ihm Spielsachen und starke Getränke brachte. Während dieser Bachanalien vergaß man oft, daß er der Großfürst sei. „Dann nahm S. kais. Hoheit zu Stockschlägen und flachen Säbelhieben seine Zuflucht, — aber trotzdem gehorchte ihm die Genossenschaft schlecht und mehr als einmal beklagte er sich über seine Leute bei mir und bat mich, sie zur Vernunft zu bringen. Ich ging darauf in sein Zimmer, schalt sie, erinnerte sie an ihre Pflichten und brachte sie sofort zum Gehorsam — so daß der Großfürst wiederholt gegen mich äußerte und auch gegen Bresson wiederholte, er wisse nicht, was ich mit seinen Leuten mache; er selbst schelte sie und könne sie nicht zum Gehorsam bringen und ich erlange von ihnen alles mit einem Worte. Als ich eines Tages zu demselben Zweck das Zimmer S. kais. Hoheit betrat, fiel mein Blick auf eine todte Ratte, die er mit dem ganzen Apparat einer Hinrichtung in der Mitte eines durch eine Bretterwand gebildeten Cabinets hatte aufhängen lassen. Ich fragte, was dies bedeute, worauf er erwiderte, diese Ratte habe eine verbrecherische Handlung begangen, welche nach den Kriegsgesetzen mit Hinrichtung bestraft werde. Sie sei über die Wälle einer Festung von

Pappe gesprungen, die auf dem Tische in diesem Cabinet stand, und habe zwei aus Teig verfertigte Schildwachen, die auf den Bastionen im Dienst gewesen, aufgefressen. Er habe den Verbrecher nach den Kriegsgesetzen verurtheilen lassen. Sein Hühnerhund habe die Ratte erwischt, und sie sei sofort erhängt worden, wie ich sie sehe und solle als warnendes Beispiel drei Tage vor den Augen des Publicums ausgestellt bleiben. Ich konnte nicht umhin, in lautes Lachen auszubrechen, erregte jedoch dadurch großes Mißfallen bei ihm. In Anbetracht der Wichtigkeit, die er der Sache beimaß, zog ich mich zurück und verschanzte mich als Frau hinter meine Unkenntniß der Kriegsgesetze. Allein er ließ nicht nach, mich wegen meines Lachens zu schelten, und doch konnte man zur Rechtfertigung der Ratte mindestens das anführen, daß sie gehängt worden war, ohne daß man sie aufgefordert, sich zu rechtfertigen, oder daß man ihre Rechtfertigung gehört hätte." —

Es sind in dem Buch, das zuletzt sich fast zur Vollständigkeit eines Tagebuchs erweitert, noch viele sehr interessante Geschichten aus Cabinet und Alkoven, und die erlauchte Schreiberin geht in Bezug auf sich selbst offenherzig genug zu Werke; da es uns aber hier mehr darauf ankam, ein Bild von dem Ton dieser apokryphischen Schrift zu geben, als das historische Material zu erschöpfen, so lassen wir es bei der hingerichteten Ratte bewenden.

Von der preußischen Grenze.

Zu den verschiedenen Zwischenfällen, durch welche die italienische Frage noch verwickelter wird als sie schon ist, tritt nun auch die englische Cabinetskrisis. Die Whigs benutzen in factiöser Opposition in einer Zeit, wo wegen jener europäischen Frage alles darauf ankommt, daß England eine starke Regierung hat, einen mit jener Frage nicht zusammenhängenden Gesetzvorschlag, die Gegner der Regierung von allen möglichen Farben zu vereinigen und die Regierung zu stürzen. Die Tories beschließen — wobei ihnen freilich kein Gesetz, wol aber der Brauch entgegensteht — jene Frage dennoch in der Hand zu behalten, und deshalb die für ihr Bleiben nothwendige Auflösung des Parlaments zu vertagen. Daß sie damit bezwecken sollten, im nächsten Parlament die Majorität zu haben, ist kaum anzunehmen, jedenfalls wäre das von ihnen gewählte Mittel das zweckwidrigste; aber es gelingt ihnen damit auch nicht, während der europäischen Krisis das Ansehn Englands zu behaupten. Wenn nun der europäische Congreß im Mai zusammentritt, welches Gewicht soll man den Erklärungen der britischen Bevollmächtigten beilegen, da sie vielleicht oder wahrscheinlich zwei Monate darauf bereits durch andere ersetzt sein werden? Durch andere, deren Instructionen vielleicht ganz verschieden lauten! Wenigstens scheint der Verfasser der

pariſer Révélations ſo etwas vorauszuſetzen. Dieſer Umſtand allein würde vielleicht hinreichen, die Verhandlungen des Congreſſes völlig wirkungslos zu machen. — Die Sache hat aber noch eine andere Seite, und wir müſſen darauf zurückkommen, was wir vor beinahe zwei Jahren bei dem Sturz Lord Palmerſtons geſagt haben. — Es war bisher — nicht Geſetz, aber Brauch — in England, daß die Regierung durch die Majorität des Unterhauſes beſtimmt, mit andern Worten, ernannt und abgeſetzt wurde. Dieſer Brauch ſetzte voraus, daß die Majorität einige Conſiſtenz habe, denn alle Vierteljahr mit der Regierung zu wechſeln, iſt nicht möglich. Die Conſiſtenz lag in dem Beſtehn zweier mächtiger Parteien, denen ſich die unabhängigen Mitglieder — an Zahl für ſich ganz unbedeutend — anſchließen mußten; verlor der Führer der einen Partei die Majorität, ſo hatte ſie unmittelbar der Führer der andern. — Jetzt iſt die Sachlage anders. Die Stärke der organiſirten Parteien iſt bedeutend geſchwächt, die Zahl der unabhängigen Mitglieder unendlich gewachſen; und welchem von den Parteiführern dieſe letzteren, in deren Händen der Ausſchlag liegt, den Vorzug geben, fällt außer aller Berechnung. — Bei ſo bewandten Umſtänden haben wir damals behauptet und wiederholen die Behauptung: daß der (durch kein poſitives Geſetz ſanctionirte) Brauch, daß die Miniſter einer feindſeligen Majorität gegenüber abdanken müſſen, einer ſehr bedenklichen Probe entgegengeht; daß er bereits gefährdet ſein würde, wenn nicht glücklicherweiſe eine der Verfaſſung treu ergebene Königin regierte; und daß er, bei Wiederholung ſolcher Fälle, wie der jetzige und der vor zwei Jahren, durch die einfache Logik der Thatſachen beſeitigt wird. — Vielleicht hätte es ſchon damals Lord Palmerſton verſucht, wenn er nicht auch mit dem Hof zerfallen wäre.

In der Lage der feindlichen Mächte iſt keine Aenderung eingetreten; die Schmähungen zwiſchen Oeſtreich und Sardinien dauern fort; was die beiden Theile wollen, iſt ebenſo unklar als früher. — Wenn Oeſtreich ſich der Aufnahme Sardiniens in den Rath der Großmächte widerſetzt, ſo iſt es vollſtändig in ſeinem Recht; wenn es ſeine Betheiligung am Congreß von der vorhergehenden Entwaffnung Sardiniens abhängig macht, ſo iſt dieſe exorbitante Forderung kaum ernſt gemeint; denn bei dem Machtverhältniß der beiden ſich entgegenſtehenden Staaten hieße das nichts anders, als ſich der Discretion des übermächtigen Gegners Preis geben, was man doch erſt infolge entſcheidender Siege erlangen kann. Freilich hat Sardinien die öſtreichiſchen Rüſtungen provocirt; aber die Bewaffnung Sardiniens iſt doch nur eine Folge der letzteren.

In den deutſchen Zuſtänden iſt auch noch vieles unſicher. Daß die Entlaſſung des Herrn v. d. Pfordten angenommen wird, iſt jetzt, nach dem unerhörten Démenti in Bezug auf die an holſteiniſche Abgeordnete gerichteten Aeußerungen wahrſcheinlicher als früher; aber damit iſt für das, was uns das Wichtigſte ſein muß, noch wenig gewonnen, ſo lange die Erklärung der bisherigen Oppoſition in Kraft bleibt, ſie ſei mit der auswärtigen (d. h. deutſchen) Politik dieſes Miniſters völlig einverſtanden. — In Hamburg hat der Senat es für angemeſſen erachtet, die Bürgerſchaft durch weitgehende Maßregeln zu reizen; er hat ſich ſogar an den Bundestag gewandt; und ſo würde die gerühmte deutſche Einigkeit an vielen Orten noch die Probe zu beſtehen haben. Leider auch bei uns.

Die Seſſion unſeres Landtages geht allmälig zu Ende, man folgt dieſem Ende

mit sehr gemischten Empfindungen. Große Resultate hatte man von dieser Sitzung nicht erwartet, und durfte es auch nicht; im Allgemeinen kann man sagen, daß die Abgeordneten wie die Minister ihre Schuldigkeit gethan haben. — Der Finanzminister hat in Bezug auf die Grundsteuer einen Gesetzentwurf eingebracht, der, wenn er auch diesmal nicht durchgeht, mit seiner ernsten, durchdachten Fassung die endliche Entscheidung dieser sehr verwickelten Frage wesentlich fördert; der Cultusminister hat in Bezug auf die Glaubensfreiheit die vortrefflichsten Ideen ausgesprochen und ihnen die gesetzliche Sanction verheißen; der Kriegsminister hat die Befürchtung, es könne an der bisherigen so höchst populären Einrichtung des Kriegswesens durch bloßes Reglement etwas geändert werden, entschieden aufgehoben; allen gerechten Beschwerden ist Abhilfe versichert oder schon geleistet. Bis dahin wäre alles in der schönsten Harmonie, und doch machen die Zustände nur zu sehr den Eindruck des Provisorischen.

Man spricht von dem Zurücktritt mehrer Minister nach Vollendung der Session. Hr. Flottwell soll durch den Grafen Pückler ersetzt werden; auch die Gerüchte von der Absicht des Fürsten von Hohenzollern, den Vorsitz niederzulegen, sind leider noch nicht beseitigt. In den höhern Beamten, die dem Ministerium eine leidenschaftliche Opposition machen, ist nichts geändert; das Herrenhaus fährt in seiner Rücksichtslosigkeit fort. — Daß der neuliche Einfall der Kreuzzeitung, die Armee zum Richter der innern Staatsverwaltung zu machen, und die Aufforderung, den Freiherrn v. Vincke unter die Juden zu verbannen, von der liberalen Presse nur mit Gelächter aufgenommen ist, wäre ganz in der Ordnung, wenn es sich nur um jenes Blatt handelte: daß aber die Partei, welche in jenem Blatt ihr Wesen treibt, ohne vollständig rasend zu sein, eine solche Sprache zuläßt, muß das nicht den Verdacht erregen, daß sie auf irgend einen Hinterhalt rechnet? Und hier wäre es wol die Aufgabe der Herren Minister, der Besorgniß des Landes durch eine unumwundene Erklärung ein Ende zu machen, falls sie besser unterrichtet sind als das Publicum, was wir doch hoffen. Denn nie war eine Einigung aller Kräfte in Preußen so nothwendig, als in diesem kritischen Augenblick.

Daß in Bezug auf die Preßgesetzgebung festere Normen nöthig sind, zeigen die abweichenden Entscheidungen verschiedener Gerichte. Das Kammergericht hat festgestellt, daß die Ereignisse von 1849 bereits der Geschichte angehören und darum dem freien Urtheil anheimfallen: ein Princip, dessen Verletzung freilich allem gesunden Menschenverstand widerstreitet; aber was hätte in dieser Sphäre seit mehren Jahren nicht dem gesunden Menschenverstand widersprochen? — Das kölnische Stadtgericht findet eine Beleidigung von Staatsbeamten schon darin, wenn zwei (an sich richtige) Facta nebeneinandergestellt werden, deren Zusammenstellung bei irgend einem Leser die Vermuthung erregen könnte, es solle zwischen ihnen ein Causalnexus angedeutet werden: ein Princip, infolge dessen, wie schon anderwärts richtig bemerkt ist, die Zeitungen ihre sämmtlichen Correspondenzen in den Papierkorb werfen müßten, denn danach ließe sich aus jeder Zeile ein Vergehen oder Verbrechen deduciren. — Man sieht daraus, daß die Gesetze doch nicht so klar sind, jeden Mißverstand abzuschneiden; und da man doch wieder einmal in die Lage kommen könnte, wo der böse Wille solche Unklarheiten benutzt, so genügt es nicht, die augenblickliche Praxis zu lassen, sondern es ist nothwendig, auf die Grundlage derselben, die Gesetzgebung zurückzugehen. ††

Politische Literatur.

Bekanntes. Zusammengestellt von einem Zeitgenossen. — Koblenz, Bädecker. — Der Verfasser stellt in kurzen Sätzen den Gang der europäischen Politik seit den polnischen Theilungen zusammen, hauptsächlich um die Nothwendigkeit darzuthun, daß Oestreich und Preußen bei jedem europäischen Conflict zusammenhalten. Wir stimmen ganz mit ihm überein, halten aber eben darum für nöthig, daß Oestreich, welches bisher nur fordert und nichts gewährt, dem kleineren Staat Garantien gibt, daß seine großen Opfer ihm auch etwas einbringen. In dieser Beziehung leben die östreichischen Staatsmänner noch immer in der unheilvollen Verblendung, Preußen als einen Vasallenstaat zu betrachten. —

Ueber die Einheit Italiens. Vortrag gehalten zu Düsseldorf 1. März 1859 von Prof. Loebell. — Bonn, Henry. — Der Verfasser sucht durch eine summarische Uebersicht der Geschichte „das Verlangen nach einem einheitlichen Italien, wie laut es sich auch in Worten äußern mag", als „ein unbestimmtes und farbloses Lichtgebilde ohne Anknüpfung an die Realität" zu erweisen. Freilich geht er nicht so weit, wie die leidenschaftlichen Anhänger Oestreichs. „Man hat kürzlich sogar behauptet, das Einheitsstreben der Italiener sei nichts als ein Krankheitssymptom, ein Gefühl, daß die gänzliche Auflösung der Nation nahe bevorstehe. Eine höchst seltsame, gehässige Ansicht, welcher beizustimmen mir nicht entfernt in den Sinn kommt. Nur das habe ich zeigen wollen, daß wenn die Italiener noch einmal zu einem nicht durch Gewalt auf kurze Zeit gegründeten, sondern durch inneres Zusammenstimmen dienenden Gesammtstaat gelangen sollten, dieses Ziel noch ein außerordentlich fernes ist, und daß sie auf dem Wege dahin größere und mannigfaltigere Schwierigkeiten zu überwinden haben möchten, als irgend (??) ein anderes Volk". — Wenn dies auch bis auf einen gewissen Grad richtig sein mag; wenn wir die Wühlereien der revolutionären Propaganda nur auf eine Linie mit denen der polnischen Emigration stellen können; wenn wir den engen Anschluß Sardiniens an Frankreich höchst bedenklich finden, da im besten Fall dadurch ein Joch nur mit dem andern vertauscht wird, so bleibt doch in den Wünschen der Italiener sehr viel Berechtigtes, das durch jene einseitige Darstellung nicht hervorgehoben wird. Der Bewohner des Kirchenstaats ist in vollem Recht, wenn er die geistliche Mißregierung abzuschaffen strebt; der Bewohner von Toskana, Parma, Modena ist in vollem Recht, wenn er eine Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes begehrt, wie sie seiner Bildung angemessen ist. Wenn nun diese gerechten Wünsche lediglich durch das Bündniß der Regierungen mit Oestreich vereitelt werden, welches jene Regierungen berechtigt, jedes Streben nach Reform mit östreichischen Bajonetten niederzuschlagen: soll man sich dann darüber wundern, daß der Patriot, um diese Bündnisse zu brechen, sich dem Feinde Oestreichs auf alle Bedingungen in die Arme wirft? Freilich bleibt es darum nicht minder thöricht, aber eben darum haben jetzt die europäischen Staaten, namentlich diejenigen, auf deren Hilfe Oestreich im Collisionsfall rechnet, nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, Oestreich zum Maß in seinen Ansprüchen auf die italienische Hegemonie zu veranlassen. Und darum handelt es sich zunächst. —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Von der spanischen Nordküste.

Wie sehr auch seit den letzten Jahrzehnten die ganze Erde von Neu- und Wißbegierigen nach allen Richtungen durchzogen worden ist, so enthält doch selbst unser Welttheil noch manchen entlegenen Winkel, der, ob auch noch so reich an Schönheiten und Interesse, doch selten einen Gast aus der Ferne anlockt und wohin die ausgetretenen Bahnen der Touristen nicht reichen. In einen solchen und zwar einen, der wahrhaftig nicht zu den reizlosesten Theilen des westlichen Europas gehört, nämlich an die nördliche Küste der pyrenäischen Halbinsel, führten mich meine persönlichen Verhältnisse gegen Ende des Jahres 1857 und fügten es, daß ich seitdem meinen bleibenden Wohnsitz dort nahm.

Der bequemste und kürzeste Weg dahin führt von Paris aus über Nantes, welches mit Santander durch eine Dampfbootlinie in regelmäßiger Verbindung steht. Da aber der der Winterszeit wegen auf eine einmalige Fahrt im Monat beschränkte Dienst auf derselben mich zu langem Verweilen in Paris genöthigt haben würde, so fuhr ich nach Bayonne, in der Hoffnung, dort eine günstigere Gelegenheit zum Weiterkommen zu finden. Allerdings vermittelt ein spanisches Dampfboot allmonatlich einmal die Verbindung zwischen den wichtigsten Punkten der spanischen Nordküste bis nach Coruña; wollte ich jedoch nicht wenigstens acht Tage auf seine Abfahrt warten, so blieb mir nichts übrig, als zu Lande weiter nach Bilbao zu gehen, und man machte mir Hoffnung, daß ich dort ein zeitiger abgehendes Boot treffen würde. Denn ich hatte einmal den lebhaften Wunsch, zur See zu reisen, um nicht in der Post den gewaltigen Bogen machen zu müssen, den die Straße nach Oviedo über Burgos, Valladolid und Leon beschreibt. Die Fahrt nach Bilbao in der Diligenza auf den ihrer Vortrefflichkeit wegen mit Recht berühmten Straßen Biscayas ging so rasch und gemächlich von statten, daß ich die abschreckenden Vorstellungen von Reisen in Spanien ins Reich der Fabel zu verweisen anfing, freilich nur um schon in den nächsten Tagen desto gründlicher überzeugt zu werden, wie sehr sie gegründet sind. Bald kamen uns die

schwarzen, schroffen Gipfel der Pyrenäen zu Gesicht. Trotz des Novembers war die Luft frühlingslau, Bäume und Sträucher noch belaubt, Wäldchen von Kastanien und immergrünen Eichen säumten stellenweise die Straße. So gelangten wir auf die angenehmste Weise nach Irun, wo uns die allgemeine Paßrevision belehrte, daß wir nunmehr das Reich Ihrer katholischen Majestät betreten hatten; nicht minder deutlich bewies die scharfe Scheidung der französischen von der spanischen Sprache, daß die Grenze uns nunmehr im Rücken lag. Vor Einbruch der Nacht waren wir in San Sebastian und setzten unsere Reise von da am andern Morgen fort. Bis zu dem Städtchen Orio läuft die Straße in geringer Entfernung vom Meere hin, von da an dringt sie, sich landeinwärts wendend, in ein wildes Gebirgsland ein. Einige der Bergrücken, welche sie übersteigt, sind so steil, daß dem Postwagen noch vier Ochsen vorgelegt werden mußten, um sie zu bewältigen. Diesen Charakter behielt die Gegend bis nach Bilbao, welches wir am Abend erreichten. Abermals Gepäckrevision. Die Mühe, die es mich hier, mehr noch als in Bayonne, kostete, Genaues über den Cours der Dampfboote nach dem Westen zu erfahren, berechtigte zu keinem befriedigenden Schluß auf seine Lebhaftigkeit und Regelmäßigkeit. Der Anblick der kleinen, schmuzigen und winkligen Stadt bot geringen Ersatz für meine Ungeduld. Erst am folgenden Tag gelang es mir zu ermitteln, daß das nächste Schiff nicht vor drei Tagen abgehe. Drei Tage in Bilbao, wo schon einer hingereicht hatte, mich tödtlich zu langweilen! Allein der Zufall, dieser mächtige Gott der Reisenden, schien sich meiner erbarmen zu wollen. Zwei Spanier, deren Bekanntschaft ich in der Fonda gemacht hatte, beide aus den südlichen Provinzen gebürtig, boten mir, durch meine Verlegenheit zum Mitleid gestimmt, einen Platz in ihrem Wagen an, den sie zu einer Reise nach Santander gemiethet hatten. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich ihn dankbar annahm.

Mit Wein, Brot und Fleisch hinreichend versehen, brachen wir noch am nämlichen Tage auf. So langsam auch die Fahrt ging, — denn dasselbe Gespann diente uns für die ganze Fahrt, — so wurden wir doch, da der Wagen nicht in Federn hing, auf der schlechten Straße kläglich gerüttelt und geschüttelt. Sie wand sich durch wildes, fast unbebautes Gebirgsland, immer höher stiegen wir aufwärts, der Regen, der uns schon seit unserer Abfahrt begleitete, verwandelte sich in Schnee. Plötzlich wurden durch das Gestöber hindurch die Umrisse menschlicher Gestalten sichtbar, die auf unsern Wagen zukamen, und schon stiegen in mir Erinnerungen an die schrecklichsten spanischen Räubergeschichten auf, als sie sich als friedsame Carabineros (Zollwächter) erwiesen. Trotz Kälte, Regen und Schnee wurden wir angehalten, Wägen, Gepäck und Taschen visitirt, bis sie sich von der Harmlosigkeit derselben, vermuthlich auch von der Unzugänglichkeit unserer Börsen, die sich

nicht öffnen wollten, überzeugt hatten. Unser Mittagsbrot hielten wir in einem Wirthshaus, das freilich weder wirthlich war, noch auch in Deutschland mit dem Namen eines Hauses beehrt worden wäre, es war nichts als eine elende, schmuzige Hütte, doch gelang es uns wenigstens einiger Eier zur Vervollständigung unserer Mahlzeit habhaft zu werden.

Noch eine bedeutende Strecke mußten wir auf immer schlechteren Wegen emporklimmen, bevor wir den Kamm des Gebirges erreichten. Dann ging es auf halsbrechend steilen Wegen, hier und da an grausigen Abgründen vorbei, schnell abwärts, die Luft ward wieder milder, aber es mußte am folgenden Tag ein zweiter Gebirgspaß überstiegen werden, der so hoch war, daß wir auf seinem Gipfel eine Zeit lang rings von Wolken umgeben waren. Als wir aus der dichten Umhüllung heraustraten, lag endlich tief unter uns das Meer, und über dasselbe weg winkten aus der Ferne die Thürme von Santander. Hätten wir eine Ahnung davon gehabt, was noch zu bestehen sei, bevor wir dort ein Obdach finden sollten, wir würden den Anblick dieses ersehnten Zieles mit geringerer Freude begrüßt haben. Denn kaum hatten wir uns am Fuß des Gebirges in einem elenden Gasthaus zu einem frugalen Mahl niedergelassen, zufrieden, mit ganzen Gliedern bis hierher gekommen zu sein, da trat das Schicksal in Gestalt unseres Kutschers drohend uns gegenüber. Der Mann erschien, um uns rund heraus zu erklären: bis hierher habe er uns gefahren und nicht weiter, von nun an sei der Weg so schlecht, daß sein Wagen darauf nicht fortkommen könne. Sprachs, drehte seinen Wagen um und rüstete sich zur Heimkehr.

Es klang mir das anfangs so unglaublich, daß ich es für nichts Anderes als eine ungeschickte Speculation auf unsern Beutel hielt, aber bald lernte ich es anders ansehen. Die herzugerufenen Leute aus dem Wirthshause bestätigten, was der Kutscher sagte, sie schienen es ganz in der Ordnung zu finden. Santander ist neben Coruña die bedeutendste Stadt der spanischen Nordküste: zwei Stunden vor derselben mußten wir unsern Wagen abdanken, weil kein fahrbarer Weg bis zu ihr hin führte. Diese Thatsache spricht beredter als ein ganzes Buch über den volkswirthschaftlichen Zustand des Landes. Gegen Norden zwar hat die Natur selbst für eine Fahrstraße gesorgt, dort ist das Meer, das sich zum Glück selber in gutem Zustand erhält, aber sie auf dem trocknen Lande zu ergänzen, selbst dazu ist der Mensch zu träge. Die einzige Hauptstraße, die von Santander ausläuft, ist die, welche rechtwinklig mit der Küste nach Burgos führt.

Der Macht der Thatsachen ohnmächtigen Aerger entgegenzusetzen, nützt nichts. Wir verabschiedeten also unser Gefährt, luden unser Gepäck auf den Rücken zweier Männer, die uns zugleich als Wegweiser dienen sollten, um weiter abwärts an dem Flüßchen, welches in die Bucht von Santander fließt,

die Barke zu erreichen, in der wir unsere Reise mit einer ruhigen Fahrt über den Meerbusen zu beschließen gedachten. Nach einem einstündigen Marsch über steinigen und unebenen Boden kamen wir zwar zu dem Schifferhaus, auch das Boot war da, aber statt sich auf dem ersehnten Wasser zu schaukeln, saß es in tiefem Schlamme fest: es war Ebbe! Die Rückkehr der Flut in solchen Umgebungen abzuwarten, war eine Unmöglichkeit, es galt, unsere Wanderung bis an die Küste selbst fortzusetzen. Die Dunkelheit brach ein, keine Spur von einem Wege war zu sehn, und selbst das Licht der Sonne hatte hier nie einen beschienen, bis über die Knöchel wateten wir im Sumpf, während von oben ein kalter Regen uns durchnäßte. Obendrein mußten zwei Bäche passirt werden, die beide noch nie das Joch einer Brücke oder eines Steges getragen hatten, und wo das Wasser uns bis an die Mitte des Schenkels reichte. Zwei volle Stunden brachten wir auf diesem schrecklichen Marsch zu, denn schwerer noch als uns selbst ward es den Trägern, sich in dem pfadlosen Morast vorwärts zu bewegen, und ich will es meinen Lesern selbst überlassen, sich den Zustand auszumalen, in welchem wir das Fahrhaus erreichten. Trotz Nässe, Schmuz und Schlamm durchströmte uns doch ein wahres Wonnegefühl, als wir uns endlich auf der Bank des Bootes ausstreckten, der Fährmann die Segel aufspannte und ein frischer Wind uns nach Santander hinüberblies, dessen Lichtern wir immer näher kamen.

Kurz nach neun Uhr stieß unser Boot an den Quai. Daß unser Gepäck sogleich mit Beschlag belegt und auf die Douane geschafft wurde, überraschte mich nicht mehr, aber begierig es wieder in meine Hände zu bekommen, sah ich mich ungeduldig nach dem Beamten um, dem ich es öffnen könnte. Des Wartens überdrüssig, richtete ich eine Frage deshalb an einen Danebenstehenden, der Mann sah mich groß an, zeigte mit dem Finger nach einer verschlossenen Thür und ertheilte mir trocken den Bescheid, das Büreau sei heute nicht mehr offen und mein Gepäck habe daher bis morgen hier zu bleiben. Hätte ich damals schon etwas mehr Erfahrung über das spanische Zollwesen gehabt, so würde es mir wol gelungen sein, dieser ärgerlichen Lage zu entgehen. So aber blieb mir nichts übrig, als zum bösen Spiel gute Miene zu machen, schleunigst die fonda de Abeilhé aufzusuchen, und um nur der Nässe und des Schmuzes ledig zu werden, mich ohne Verzug ins Bett zu legen.

Auch von Santander ging, wie sich am nächsten Tag ergab, in der nächsten Zeit kein Dampfer ab, dagegen half mir eine zufällig angeknüpfte Bekanntschaft aus der Verlegenheit. Senor P., Director einer Galmeigrube bei Torre de la Vega, etliche Meilen südwestlich von Santander, ein höchst liebenswürdiger und gebildeter Mann, hatte im Gespräch gehört, wohin ich zu reisen beabsichtigte und lud mich aufs artigste ein, ihn nach seinem Wohnort zu begleiten, und versprach von da für meine Weiterreise Sorge zu tragen. Das

Anerbieten war nach den Erfahrungen der letzten Tage zu lockend, um es auszuschlagen. Ich hatte noch Zeit genug, mich an der entzückenden Lage der Stadt satt zu sehen, die gegen Süden von einem Kranz jetzt schneebedeckter Berge, derselben, die ich gestern überklettert hatte, eingeschlossen, auf einer schmalen Landzunge am Eingang einer Bucht erbaut ist, welche das Meer in die steile Felsenküste gehöhlt zu haben scheint. So fuhren wir denn nach Torre de la Vega, und nachdem mir mein gütiger Wirth den Aufenthalt bei sich auf alle Weise angenehm gemacht hatte, besorgte er mir auch noch ein Paar Pferde. Denn im nördlichen Spanien bietet das Reiten auf vielen Wegen die einzige Möglichkeit des Fortkommens. Das zweite Pferd war für mein Gepäck und den Arbeiter bestimmt, der die Thiere zurückbringen sollte. Bei dem Küstenort Cumillas begrüßte ich zum ersten Mal Myrthen und Citronenbäume, die mit Früchten beladen gruppenweise beisammenstanden. Von da an läuft der Weg bis Gijon in unaufhörlichem Wechsel von Berg und Thal immer dicht am Meer hin oder entfernt sich nur wenig davon. Wenn ich sage der Weg, so möchte freilich der Ausdruck deutsche Leser leicht irre führen, denn was hier so heißt, hat mit dem, was man in Deutschland darunter versteht, nur eine sehr entfernte Aehnlichkeit.

Nach einem dreitägigen anstrengenden Ritt erreichten wir Villaviciosa und den folgenden Mittag stiegen wir in das weite, lachende Becken hinab, in welchem Gijon liegt. Dieses Städtchen verdient vor allen andern der Nordküste den Vorzug; es ist um vieles freundlicher, reinlicher und belebter und ist reizend gelegen. Die Umgegend ist trefflich angebaut und mit Maisfeldern, Aepfel-, Feigen- und Orangebäumen übersäet. Von dem Hafenquai genießt man die herrlichste Aussicht, hier auf die Meeresbucht und das geschäftige Leben am Ufer, dort die bergigen Küsten, die sich landeinwärts zur Kette des asturischen Gebirges erheben und in der Ferne von dem Gipfel des Pajarés überragt werden. Weiter nach Westen zu nähert sich das Gebirge wieder mehr dem Meere, die Küste wird felsiger und die Berge höher.

Wir kamen über die Eisenbahn, welche gegenwärtig Gijon mit Oviedo verbindet und dereinst mit Leon verbinden soll. Mein Begleiter begriff nicht, daß ich nicht halten wollte, um die Dampfwagen zu besehen. Ich konnte mir nicht versagen, ihm zu versichern, daß in meiner Heimath jede Stadt von der Größe Gijons ihre Eisenbahn habe, und daß es dort Städte mit fünf und sechs Bahnhöfen gäbe. Er hörte ernst zu, von Stund an aber war der bisher so freundliche und gesprächige Bursche zurückhaltend und einsilbig, offenbar verstimmt, daß ich ihm eine so dumme Leichtgläubigkeit zutraue und er schien froh zu sein, als er sich in Aviles von seinem undankbaren Beleidiger trennen durfte.

So befand ich mich denn nunmehr auf dem Boden Asturiens, jenes von Ge-

birg und Meer eingeschlossenen schmalen Landes, welches vor Zeiten in der Geschichte Spaniens eine so bedeutende Rolle gespielt hat. Von hier aus begann Pelayo seinen Heldenkampf gegen die maurischen Eroberer, von hier aus wurde das Land südlich des Gebirges ihnen wieder abgenommen, und bis auf den heutigen Tag trägt darum der spanische Thronerbe den Titel eines Prinzen von Asturien. Auch ist das Land einer solchen Auszeichnung, nicht blos wegen dieser historischen Reminiscenz, wol werth. Freilich ist es ein abgelegener Winkel; meine Herreise hatte mich schon überzeugt, daß die Verbindung mit der Außenwelt einiges zu wünschen übrig lasse, und diese Wahrnehmung zu wiederholen, bot sich mir noch oft Gelegenheit, zum Beispiel in Bezug auf den brieflichen Verkehr. Er wird durch reitende Postboten vermittelt, in deren Gange des schlechten Wetters halber, besonders im Winter, häufige Unregelmäßigkeiten vorkommen. Wenn der hohe Paß des Pajarés, der nach Leon führt, verschneit ist, so kommt es vor, daß wochenlang gar keine Briefe hierher gelangen. Manchmal waltet auch ein eigenthümliches Schicksal über den Gegenständen, die der spanischen Postverwaltung verfallen. So kam die Kölnische Zeitung, welche ich lese, eine Zeit lang sehr unregelmäßig, und sonderbarerweise jedesmal über Coruña hierher. Vermuthlich nahm irgend ein Postbeamter in Burgos oder Leon die Angabe auf dem Couvert: Gazette de Cologne für Coruña und dirigirte sie wohlgemuth dahin, was mir um so wahrscheinlicher ist, als sie regelmäßig eintrifft, seitdem die Expedition auf unsre Veranlassung die französische Angabe auf der Adresse wegläßt.

Von diesen und etlichen andern für einen civilisirten Menschen manchmal etwas lästigen Uebelständen abgesehn, ist aber Asturien ein wunderschönes Land. Infolge seiner südlicheren Lage ist der Unterschied in den Tag- und Nachtlängen merklich geringer, die Dämmerung kürzer, der Mond ist doppelt so hell als bei uns und steht, wenn er auf seinem größten Bogen culminirt, so hoch, daß man seinen eignen Schatten unter den Füßen suchen muß. Dank der Nachbarschaft des Meeres ist das Klima höchst gleichmäßig und dürfte vielleicht der gesundeste Strich auf der Halbinsel sein. Es kennt ebenso wenig die dörrende Hitze und Trockenheit der castilischen Hochebene als die Fieberluft vieler Küstengegenden am Mittelmeer. Jeden Morgen mit dem Erscheinen der Sonne springt der nächtliche Landwind in eine Brise von der See her um. Der Winter überzieht nur den Kamm des Gebirges mit Schnee, dafür stellen sich in der Nähe der Küste vom November bis März bei heftigen Weststürmen, die sich besonders zur Zeit der Aequinoctien zu wahrer Wuth steigern, häufige Gewitter und Platzregen ein. Dadurch schwellen die Gewässer, welche ohnehin in raschem Gefälle die steile Böschung des Gebirges herabeilen, in wenigen Stunden dermaßen an, daß die Communicationen nach allen Seiten hin erschwert, meist aber ganz unterbrochen werden. Denn Brücken

gibt es fast nirgend und das hohe Wasser läßt sich nicht mehr durchwaten. Große juchtene Wasserstiefeln und Kautschukmäntel sind dann für jeden, der sich im Freien bewegt, unentbehrlich. Vor kurzem hatte ich in Begleituug eines Bekannten in solcher Jahreszeit einen Ausflug in das Innere zu machen: zwei Stunden vor Oviedo von der Fahrstraße abbiegend, hatten wir auf pfadlosem Weg fast unser Ziel erreicht, als uns kurz davor ein Nebenflüßchen des Nalou den Weg versperrte, das durch die Regengüsse zu einem ansehnlichen Strom geschwollen war. Wir ließen die Pferde in einer Bauernhütte, und da es keinen Nachen gab, fuhren wir in einem hohlen Baumstamm über den Fluß. Zum Rudern dieses improvisirten Kanoes lieferte uns der Bauer eine alte Schippe und das Instrument, womit er das Brot in den Backofen schiebt.

Nie, mit Ausnahme einiger Nächte im Januar, wo es schneeig riecht, sinkt das Thermometer unter 0. Bald darauf erwacht die Pflanzenwelt von neuem, und Anfang Februar ist schon wieder alles, von der Wiese bis zu den Feigen und Kastanien mit dem frischesten Grün bedeckt. Im Mai beträgt die mittlere Tagestemperatur 20° C. Schon Oviedo, welches rings von Gebirgen umschlossen, bedeutend höher liegt, hat ein viel rauheres Klima. Die gesunde Luft an der Küste lockt daher alljährlich viele Gäste aus dem Innern herbei. Ganze Karavanen derselben kommen im Sommer herbei, namentlich um auf dem Arenat (den Dünen) von Gijon und Aviles das Seebad zu genießen, und alle, Herren und Damen auf ihren buntgeschirrten, mit Glöckchen behangenen Maulthieren reitend, beleben dann die Gegend aufs anmuthigste.

Dieses milde Klima zeitigt die schönsten Früchte und Gemüse in seltener Güte. Im Januar erscheinen täglich fast auf unserm Tische Schoten, Blumenkohl ꝛc., die im neuen Jahr in unserm Garten gepflückt sind, Anfang April gibt es die aromatischesten Erdbeeren und Melonen, und beides in solcher Fülle, daß man sie um einen Spottpreis kauft. Pfirsiche, Aprikosen und Feigen werden wie in Deutschland die Aepfel verkauft und gegessen.

Einzelne Gegenden sind von hoher landschaftlicher Schönheit. Am Eingang des Hafens von Aviles auf einer senkrechten Felswand liegen die Ruinen eines alten Forts, das ehedem zur Vertheidigung der Hafeneinfahrt gedient hat; unter dem Trümmerhaufen liegen noch viele lange gußeiserne Kanonen, die aber keine Inschrift tragen. Von diesem Castillo aus hat man eine wundervolle Aussicht auf das Meer, das sich zu Füßen an dem Felsen bricht, auf die Stadt Aviles selbst, auf einen großen Theil der Küste und des Innern, wo die Schneeberge den Horizont begrenzen. Einen unbeschreiblichen Anblick gewährt es, wenn beim heitersten Wetter plötzlich das Meer anfängt wild zu werden. Dann wissen wir, daß es weiter nördlich, im Kanal, Sturm gegeben hat. Bis hierher wird dann die Fläche aufgewühlt und schäumt

und wirft klafterhohe Wellen, während über dem zornigen Elemente die reinste Himmelsbläue sich spannt. Wen ließe es wol gleichgiltig, wenn er in dunkler Nacht die Meereswogen beobachtet, die sich dumpf brausend und phosphorartig leuchtend an der Küste brechen, während aus den Bergen die eigenthümlichen, schwermüthigen Melodien der asturischen Volkslieder herüberklingen!

Leider sind die der Küste zunächst liegenden Anhöhen ganz kahl, weil in früherer Zeit aller Wald dort weggeschlagen worden ist, um das Holz zu Schiff nach dem südlichen Spanien zu schaffen. Weiter oben im Gebirge und in Galizien gibt es noch große Massen Wald, nur wird damit jetzt dasselbe Unwesen getrieben wie früher mit jenen. In Muros, einige Stunden weiter hinauf, tief in den Bergen und Wäldern lebt seit etlichen Jahren ein deutscher Forstmann, aus Darmstadt gebürtig, und dirigirt dort für eine englische Gesellschaft die Fällung von Eichenwäldern zu Schiffbauholz, das dann in dem kleinen Hafen Pravia nach England verschifft wird. Dort ist das Land auf weite Strecken ganz unbewohnt, sehr rauh, im Winter mit tiefem Schnee bedeckt und mit nichts als dichtem Wald, wahrem Urwald bewachsen. Dort hausen noch Wölfe und Bären, auch einzelne Gemsen werden angetroffen, das Naturaliencabinet der Universität Oviedo enthält von allen dreien sehr schöne einheimische Exemplare. In besonders großer Menge gibt es aber im ganzen Lande Raubvögel; unter ihnen zeichnen sich die Geier aus, von denen man mitunter kolossale Exemplare zu Gesicht bekommt. In den untern Gegenden sind die Füchse über die Maßen zahlreich und unverschämt. Kürzlich erst schoß ich einen von meinem Fenster aus, grade als er im Begriff war, mit einem unsrer fettesten Hähne zu entwischen. Das Gouvernement in Oviedo zahlt für jeden erlegten Fuchs eine Prämie von sechs Realen, weshalb die Bauern sie häufig jagen und die Ohren der erlegten nach Oviedo tragen, um sie gegen den ausgesetzten Preis auszutauschen.

Sehr reich ist Asturien an geflügeltem Wildpret, an wilden Enten, Gänsen, Schnepfen, Wachteln und Rebhühnern; letztere sind von dem gemeinen deutschen Rebhuhn verschieden, sie haben rothe Köpfe und Beine, was ihnen ein sehr zierliches Aussehen gibt. Es ist merkwürdig, welche große Zahl von Varietäten der nämlichen Art, besonders unter den Wasservögeln hier vorkommt; von Enten, Wasserhühnern und dergl. sind mir deren schon fünf bis sechs vorgekommen. Etwa anderthalb Stunden nordwestlich von Aviles liegt eine kleine unbewohnte Felseninsel, Deba. Sie ist ganz von wildwachsendem Riesenkohl bedeckt, in welchem viele Tausende von wilden Kaninchen hausen, und der sie aller Nahrungssorgen überhebt. Außer ihnen wird das Eiland nur noch von einer zahllosen Menge Seemöven bewohnt, die auf den kahlen, der Sonne zugekehrten Theilen des Bodens ihre Nester bauen und den Felsen

in dichten Schwärmen umkreiſen. In Begleitung etlicher anderer jungen Leute unternahmen wir neulich eine Spazierfahrt dahin. Wir hatten uns mit Lebensmitteln, Decken und Kleidern verſehen und ſchlugen damit, nachdem wir die öde Inſel durchſtrichen, Eier geſammelt und ein paar Kaninchen geſchoſſen hatten, unſer Bivouac für die Nacht auf, doch dachte niemand von uns an Schlaf: die Majeſtät des geſtirnten Himmels, das Brauſen des brandenden Meeres hielten Auge, Ohr und Gemüth wach.

Obgleich das Land mit Ausnahme einzelner Striche, wo, wie in der kleinen Halbinſel de Peñas, der Boden aus nichts als dem nackten Felſen beſteht, eine große Fruchtbarkeit beſitzt, ſo iſt doch die Bevölkerung dünn und der Anbau noch höchſt mangelhaft. Oben im Gebirg iſt es, wie ſchon erwähnt, ſo gut wie gar nicht bebaut, höchſtens daß hier und da ein ärmliches Häuschen von einem kleinen Stück Maisfeld umgeben zu finden iſt, das Uebrige, was nicht Wald iſt, dient nur zur Weide für etliche frei herumlaufende Pferde und Rinder. Die aldeas oder pueblos, die kleinen Dörfer, in denen der aſturiſche Bauer wohnt, führen faſt alle den Namen irgend eines Heiligen, wie San Juan, Santiago, San Martin, San Criſtobal, Santa-Maria del mar. Sie beſtehen nur aus wenigen zerſtreuten kleinen Häuſern, aber ſelbſt dem kleinſten fehlt gewiß nicht eine Kirche oder Kapelle, die größeren haben deren gar zwei. Jede Beſitzung pflegt mit einer niedrigen Mauer von loſen Steinen umgeben zu ſein, drin ſteht das Häuschen tief in friſchem grünen Buſchwerk zwiſchen Tamarinden, Feigen und Lorbeerbäumen. Die Maisfelder daneben erhöhen die Anmuth eines ſolchen Bildes, beſonders zur Zeit ihrer Blüte. Aber wie viel Land liegt daneben unbenutzt, welches die ſchönſten Feldfrüchte tragen könnte! Von unſern Getreidearten wird nur wenig gebaut und dieſes Wenige auf eine ganz eigenthümliche Art eingeerntet. Man ſchneidet nämlich zuvörderſt mit einer Art hölzerner Scheere die Aehren einzeln ab und erſt wenn dieſe geſammelt ſind, wird das Stroh für ſich mit Sicheln abgemäht. — Außer dem Mais cultivirt der aſturiſche Bauer noch eine Art Diſtel, rosa genannt, die eine bedeutende Höhe erreicht und förmlich baumartig wächſt; er benutzt ſie als Brennmaterial, da bei dem Mangel an Wegen es ſchwierig iſt, Holz aus dem Gebirge zu beziehen, denn ſie fängt, ſelbſt bevor ſie noch getrocknet iſt, ungemein leicht Feuer, und erzeugt eine helle praſſelnde Flamme.

Jeder von dieſen paisanos beſitzt ein paar Kühe, Ochſen, Schweine und Hühner, die vollſtändig zu ſeiner Familie gehören und mit denen er auf dem vertrauteſten Fuße lebt. Das Innere der Häuſer beſteht in der Regel nur aus zwei Räumen, der eine davon dient als Küche, der andere zum übrigen gemeinſchaftlichen Gebrauch für Menſch und Vieh; übrigens haben beide ohne Unterſchied auch zur Küche freien Zutritt. Das ganze Innere des

Hauses ist kohlschwarz von Rus, denn in der Küche brennt das Feuer unmittelbar auf dem Erdboden, der Luxus eines Herdes ist hier noch unbekannt und der Rauch zieht ab, wohinaus er will und kann. Um das Feuer herum kochen die Bucheros eines der spanischen Nationalgerichte, bestehend aus Saubohnen, Kohl, Speck und Erbsen, die zusammengekocht und dann mit ranzigem Oel angemacht werden. Denn ranzig schmeckt alles Oel in Spanien; es kommt das daher, daß man die Oliven erst faulen läßt, weil sie dann mehr Ausbeute an Oel geben, und daher bekommt es jenen abscheulichen widerlichen Geruch und Geschmack, die es für den Ausländer gradezu ungenießbar machen, die aber der Spanier grade überaus köstlich findet. — Die reicheren Bauern, die etwas mehr Feld besitzen, haben außer diesem Häuschen noch ein zweites, das als Scheune dient, und darin schlafen sie dann auch vom Vieh getrennt. Um diese Scheunen den Ratten und andern Thieren unzugänglich zu machen, stehen sie nicht unmittelbar auf dem Erdboden, sondern auf vier niedrigen steinernen Säulen, und zum Eingang führen etliche kunstlose Stufen hinauf. An der Außenwand hängen rings herum, geschützt durch das weit überhangende, nach allen vier Seiten abfallende Breterdach, das mit Steinen beschwert ist, die schönen gelben Maiskolben, die diesem schwebenden Häuschen ein äußerst freundliches Ansehen geben.

Die Geräthschaften, deren sich der asturische Bauer bedient, können nicht einfacher gedacht werden, so daß sie lebhaft an die patriarchalische Urzeit des menschlichen Geschlechts erinnern. Jeder von ihnen besitzt einen oder zwei Ochsenkarren, welche das dürftigste Fuhrwerk repräsentiren, das es geben kann. Man denke sich zwei eisenbeschlagne kreisrunde Holzscheiben, die an einer Axe festsitzen, und die Stelle der Räder vertreten, auf der Axe liegen zwei hölzerne Stangen, welche die doppelte Bestimmung haben, die Last zu tragen und als Deichsel zu dienen, denn an sie werden die Ochsen, welche den Karren ziehen, mit den Hörnern festgebunden. Das ist die ganze Maschine. Die Karrenräder und die Achse werden absichtlich nie geschmiert, damit sie so stark als möglich kreischen, denn der Asturier behauptet, daß die Ochsen dann desto besser gehen. Daher ist es nicht zu verwundern, daß diese Karren einen ohrenzerreißenden Lärm machen, den man, ohne Uebertreibung, Viertelstunden weit hört. Dieses einfachste aller Fuhrwerke leistet dennoch dem Asturier auf seinen schlechten Wegen die besten Dienste. Er kümmert sich auch nicht viel darum, ob er Weg findet oder nicht, mit seinem Karren kommt er überall durch, kein Berg ist ihm zu steil, kein Steinicht zu holperig. Zur Führung seines Ochsengespanns hat er nichts weiter als eine lange Stange; will er sie antreiben, so sticht oder schlägt er sie damit, um sie zu lenken, hält er sie bald auf der einen bald auf der andern Seite, und sollen sie stehen bleiben, so hält er sie ihnen quer vor den Kopf. Wo möglich noch

einfacher ist der Pflug. Derselbe hat gar kein Rädergestelle; wie auf den ältesten Sculpturen des Orients vertritt die Pflugschar ein verticales, unten mit Eisen beschlagnes Stück Holz, welches die Erde, wie natürlich, nur nothdürftig aufreißt, dieses ist vermittelst eines Pflockes an eine horizontale Stange befestigt, die als Deichsel dient und somit den Pflug vollendet.

Die Hauptbeschäftigung der ländlichen Bevölkerung Asturiens bleibt die Viehzucht, und ihr verdanken wir, wonach man sich im übrigen Spanien vergebens sehnt, reichliche und treffliche Butter; sie wird in Därme gefüllt und kommt dahin in Gestalt von Würsten zum Verkauf. Auch das Fleisch ist billig, ein Ochse ist durchschnittlich 40 Thlr. werth, ein Schaf 1½ Thlr. Dasselbe gilt von Wildpret und Fischen; einen Hasen kauft man für 8 Sgr., einen großen Hummer für die Hälfte, von den Austern kann man ohne große Uebertreibung sagen, sie seien umsonst zu haben. Es ergibt sich hieraus, daß die Lebensmittel hier zu Lande überhaupt billig sind. Dagegen trinkt man im Allgemeinen wenig Wein, da das Land so gut wie gar keinen baut, dafür wird aber cidra, Aepfelwein, in desto größeren Quantitäten verbraucht, und der genügsame Magen eines Asturiers ist vollkommen zufrieden gestellt, wenn er zu seinem Aepfelwein ein paar Hände voll Kastanien hat. Der Wein wird in der Regel nicht anders als in ledernen Schläuchen aufbewahrt. Die maragates, Maulthiertreiber, bringen ihn und vorzugsweise den weißen castilischen über das Gebirge hierher. Natürlich nimmt der edle Trank von dem Bocksfell einen häßlichen Geruch und Beigeschmack an, der einem nichtspanischen Magen keineswegs eine Veredelung der Blume dünkt. Unter den Küstengegenden des biscayischen Meeres ist Navarra die einzige, welche nennenswerthen Weibau treibt; es erzeugt einen feurigen, sehr wohlschmeckenden Rothwein, allein infolge der höchst mangelhaften Communicationen hat derselbe, da er in großer Menge producirt wird, nämlich auf Boden, der für nichts Anderes taugt, nur einen sehr geringen Werth im Lande. Ja es kommt dort häufig vor, daß er statt in Fässern in steinernen Cisternen aufbewahrt, und um ihn vor der Berührung der Luft zu schützen, einfach mit einer Schicht Oel bedeckt wird.

Will man ein Beispiel davon haben, was die Mechanik dem Asturier bedeutet, so muß man sich die Mühlen ansehn, die von den kleinen Gebirgswässerchen getrieben werden. Wie oft trifft man an deutschen Bächen Mühlwerke, die beredte Zeugen dafür sind, mit welcher Zähigkeit sich die Liebe zum Hergebrachten, sei es auch noch so unvollkommen, gegen die Fortschritte der Wissenschaft wehrt; sie sind aber wahre Kunstwerke gegen die hiesigen. Diese bestehen aus einem ganz kleinen Häuschen, etwa sechs Fuß breit, zehn Fuß lang und acht Fuß hoch und sind so gebaut, daß der Bach durch sie hindurchfließend ein kleines horizontales Wasserrad, eine Art Turbine, schnell umdreht.

Unmittelbar an der Axe dieſes Rades iſt der Läufer befeſtigt, der die Maiskörner mahlt, welche ihm durch einen großen hölzernen Trichter zugeführt werden. An der Peripherie des Läufers fällt das gelbe Mehl heraus in den Kaſten und iſt zum Brotbacken fertig. Auch hierin iſt alſo das Aeußerſte an Einfachheit geleiſtet. Es hat hier wahrſcheinlich ſchon Jahrhunderte lang Turbinen gegeben, ehe ſie bei uns zur Anwendung gekommen ſind. Früh Morgens nun geht der Müller hinaus zu ſeiner Mühle, ſchüttet in den großen Holztrichter ſo viel Mais, als den Tag über gemahlen werden kann und kümmert ſich dann vor dem Abend nicht weiter darum. An den Kaſten aber, in welchem das Mehl aufgefangen wird, bindet er eine Katze mit einem Strick feſt, damit nicht etwa die Ratten in Abweſenheit des Müllers das Mehl wegfreſſen.

Im Spätſommer, wenn die Erntezeit vorüber iſt, werden in den Dörfern die romerias, die Kirchweihen gefeiert. Das junge Volk, Burſchen und Mädchen in ihrem beſten Staat mit ſchreiend bunten Farben aufgeputzt, verſammelt ſich dann unter einem großen Baume neben der Kirche, der Dudelſack läßt ſich hören, die Paare ſtellen ſich in zwei geraden Linien einander gegenüber, und nun beginnt, ohne daß ſich die Tanzenden von ihrem Platze bewegen, einer jener ausdrucksvollen Tänze, der mit ſeinen beredten, zuletzt oft leidenſchaftlichen Geberden zu einer wahren mimiſchen Sprache ſich geſtaltet. Kein ſolches Feſt iſt vollſtändig, wenn es nicht am Ende durch eine Schlägerei gekrönt wird. Dann ziehen die Burſchen ihre großen Kneife aus dem Gürtel, doch meiſt nur um unblutige Demonſtrationen damit zu machen, denn der Aſturier iſt nicht ſo heißblütig wie der Andaluſier, der ſeine Freude am Blut hat, er iſt vielmehr gutmüthig und gefügig, dafür geht ihm aber auch die ſchwungfertige Beweglichkeit dieſes ab, er zeigt ſich im Allgemeinen ſchwerfällig und beſchränkt.

Um die Sittlichkeit der Bevölkerung überhaupt ſteht es höchſt bedauerlich, es ließe ſich über dieſen Punkt viel ſagen, wenn hier der Ort dazu wäre. Den Basken rühmt man nach, daß ſie ſich in dieſer Hinſicht rühmlich vor ihren Landsleuten auszeichnen. Bei alledem ſind die Leutchen gewaltig fromm und fehlen niemals in der Meſſe und Beichte. Freilich gehen ihnen die Pfaffen nicht eben mit dem beſten Beiſpiel voran; viele derſelben ſcheuen ſich nicht, öffentlich den ärgſten Scandal zu treiben. Schon ihre äußere Erſcheinung ſtößt gemeiniglich durch ihre Widerwärtigkeit ab, ſie ſind dick und feiſt, und beſonders die Landgeiſtlichen über die Maßen ſchmuzig. Nicht beſſer ſehen die Kirchen und Kapellen der Dörfer aus; Hunde laufen ungehindert darin herum, und während die Gemeindemitglieder ihre vorgeſchriebenen Gebete herplappern, ſuchen ſie ſich — es iſt dies der einzige Fall, wo ſie mit der Zeit geizen, — gegenſeitig das Ungeziefer ab, eine Kunſt, in der ſie es in

der That zu einer unglaublichen Fertigkeit gebracht haben. Einen noch widerlicheren Eindruck als die Kirchen machen die Begräbnißplätze. Ich besuchte kürzlich einen derselben, es war ein kleiner viereckiger, von Mauern umschlossener Raum. Dorthin werden die Leichen, in ein altes Tuch oder Kleidungsstück eingewickelt, gelegt, und etwa einen Fuß hoch mit Erde bedeckt. Fehlt es an Platz, so legt man sie übereinander, wie es grade trifft. Manchmal wäscht der Regen die dünne Erdschicht weg, und es kommen dann die Gebeine oder Gliedmaßen in Ekel erregender Weise zum Vorschein. Gewiß, die Art, wie ein Volk mit seinen Todten umgeht, darf als ein sicheres Zeichen seiner ganzen sittlichen Cultur angesehen werden. Wie lernt man in solcher Umgebung die sinnige Sorgfalt lieben, die in Deutschland die Stätte der Verwesung mit dem stillfreundlichen Gewand eines Blumengartens umhüllt! —

Im November beginnt in Asturien die Zeit der Auswanderung nach der Habana. Die Häfen von Gijon und Aviles beleben sich dann in ungewöhnlicher Weise. Es ist nämlich von Alters her Sitte, daß die jungen Burschen von zwölf bis zwanzig Jahren dorthin auswandern, um ihr Glück zu suchen, und womöglich als reiche Leute zurückzukehren. Sobald daher ein Junge durch Sparen und Arbeiten Geld genug zusammengebracht hat, um die Ueberfahrt zu bestreiten, so schifft er sich ein, und seine Eltern sind ihm mit allen Kräften behilflich, um dies zu ermöglichen, denn es ist ein förmlicher Stolz für sie, einen, zwei, auch noch mehr Söhne in der Habana zu haben. Sie fahren zu Anfang des Winters hier fort, um nicht in der heißen Jahreszeit drüben anzukommen. Aber trotzdem ist die Sterblichkeit unter diesen jungen Auswanderern sowol auf der Reise als in Cuba entsetzlich, man rechnet, daß über die Hälfte von ihnen ihr Vaterland nicht wiedersehen, und doch ist ihre Anzahl von Jahr zu Jahr im Zunehmen begriffen, weil es zu sehr in die Augen sticht, von Zeit zu Zeit einmal einen, der als armer Bursche von zu Hause fortgegangen war, als reichen Americano zurückkommen zu sehen. Eine Folge dieser fortwährenden Auswanderung ist, daß die männliche Bevölkerung Asturiens um vieles schwächer ist als die weibliche, und daß es dem Ackerbau und der aufkeimenden Industrie, die beide in diesem Lande den ergiebigsten Boden finden könnten, außerordentlich an Armen fehlt. Man kann diese Scharen der kräftigsten Leute nicht ohne Jammer so aus ihrer schönen Heimath fortziehen sehen, die so dünn bevölkert ist, daß sie die dreifache Anzahl der gegenwärtigen Bewohner tragen, ernähren und selbst reich machen könnte, aber es ist wie ein dämonischer Zug, der sie dem Tode in einer der ungesundesten Gegenden der Welt in die Arme treibt. Aber es fehlt einmal dem Asturier wie dem Spanier überhaupt die Fähigkeit, im Schweiß seines Angesichts sein Brot zu verdienen. Genügsam wie er ist, kennt er nicht die rastlose Betriebsamkeit der germanischen Race, und der Zweck seiner Arbeit ist

eigentlich doch nur der, sich den Müßiggang zu verdienen. Wer von einem spanischen Dienstboten auch nur die Leistungen des gewöhnlichsten deutschen Dienstmädchens erwarten wollte, würde sich arg verrechnen. Wir selbst hatten diese Erfahrung zu machen. Wir hatten eine Spanierin in Dienst genommen, um die Wäsche zu waschen und in Stand zu halten; aber um keinen Preis wollte sie vor ½9 Uhr aufstehen. Dann brauchte sie eine volle Stunde zu ihrer Toilette exclusive des Waschens, denn diese Operation, glaube ich, führte sie an sich selbst niemals aus, — so daß sie nach überstandenem Frühstück gegen 11 oder 12 Uhr bereit war, an die Arbeit zu gehn. Die größte tägliche Arbeit, die sie jemals in unserm Dienst vollbracht hat, ist drei Hemden geplättet zu haben. Dies als ein Beispiel unter vielen. Um daher unsern Haushalt zu versorgen, namentlich auch um der spanischen Küche zu entgehen haben wir eine französische Köchin angenommen. Es läßt sich nicht verkennen, daß die große Anzahl der katholischen Feiertage, an denen die Arbeit streng untersagt ist, diesen allgemeinen Hang zum Müßiggehen unterstützt. Der December allein zählt mit Einschluß der Sonntage sechzehn Feiertage. Beiläufig gesagt sind diese zugleich Fasttage, doch ist die Pflicht nicht allzu schwer: man kann sich die Dispensation davon für monatlich vier Realen kaufen.

Bei dieser Lage der Dinge ist es denn auch gekommen, daß hier wie an unzähligen andern Orten der Halbinsel die Schätze des Bodens ungehoben geblieben sind, weil es dem Volke an Fleiß und Unternehmungsgeist gebricht. Asturien gehört in Bezug auf diejenigen Gaben der Natur, welche die Vorbedingungen einer blühenden Industrie sind, zu den bevorzugtesten Theilen des Landes; es hat mächtige Kohlenlager und die ganze nördliche Gebirgskette besitzt einen unerschöpflichen Reichthum an Galmei, Blei und selbst Silber, aber man braucht nur das mineralogische Cabinet zu Oviedo zu besuchen, um sich zu überzeugen, wie sehr der Spanier diese Schätze vernachlässigt: es besitzt einheimische Mineralien so gut wie gar nicht. Um einen Anfang zu ihrer Ausnutzung zu machen, hat es ausländischer Kräfte und fremder Capitalien bedurft. Ein in dieser Beziehung höchst bemerkenswerthes Unternehmen ist das in der Nähe von Aviles bei Arnao gelegene, von belgischen und französischen Capitalisten seit einigen Jahren begründete Etablissement, welches die Ausbeutung der Mineralschätze Asturiens zum Zweck hat. Die Gesellschaft führt den officiellen Titel Real Compañia Asturiana. Das großartige Hüttenwerk liegt in einer höchst malerischen Thalsenkung dicht an der Küste, dicht daneben befindet sich eine Kohlengrube; nachdem die obern Schichten des Kohlenflötzes aufgebaut worden sind, ist die Gesellschaft jetzt damit beschäftigt, in einer Tiefe von zweihundert funfzig Fuß und zwar unter dem Meeresboden, wohin der Stollen reicht, eine Dampfmaschine aufzustellen, um die Förderung weiter fortsetzen zu können. Auch weiter landeinwärts hat die Gesellschaft mehre Kohlen-

felder erworben, welche die Unterſuchung bereits als abbauwürdig erkannt hat, aber die größte Schwierigkeit für ihre Benutzung liegt in der baaren Unmöglichkeit, die Kohle an der Stelle, wo ſie zu Tage gefördert wird, auf den jetzt vorhandenen Wegen zu transportiren. Sie wird ſich daher, um ſie benutzen zu können, genöthigt ſehen, auf eigne Rechnung ſich Straßen zu bauen. Hat ſie ja doch ſchon von der Hütte aus eine vier Kilometer lange Eiſenbahn, welche mittelſt eines Tunnels von ſechshundert Metres Länge einen Berg durchſchneidet und mit Maulthieren betrieben wird, bis nach San Juan, dem Hafen von Aviles, gebaut, wo die Fabrikate unmittelbar zu Schiffe verladen werden. Der grimmigſte Feind derſelben iſt Flugſand, denn bei ſtarkem Wind und trocknem Wetter rücken die Kämme der Dünen mit großer Geſchwindigkeit und unaufhaltſam von ihrer Stelle und bedecken ſie dann oft in Zeit von wenigen Stunden mannshoch mit dem feinen, rundkörnigen Meeresſand, deſſen Entfernung großen Aufwand an Zeit und Geld erfordert. Darum hat die Geſellſchaft die Dünen, die in ihrem jetzigen nackten Zuſtand nicht den mindeſten Werth haben, um ein Spottgeld angekauft und ſie mit Esparto bepflanzt, um ſie zu fixiren. Sollte ihr die Fertiliſirung dieſes Sandſtriches ebenſo gelingen, wie der franzöſiſchen Regierung die der Landes, ſo wäre dies allein ein glänzendes Geſchäft. Es hat aber dieſe Fixirung des Arenals noch eine weitergehende Wichtigkeit: es ſcheint nämlich von ihr die Erhaltung des Hafens von Aviles abzuhängen, weil dann der Sand von dem Winde nicht mehr in denſelben getrieben werden und ihn mehr und mehr verſanden könnte, wie bis jetzt unaufhörlich geſchehen iſt und noch geſchieht. Die Zunahme des Sandes und infolge deſſen das Zurücktreten des Meeres ſcheint ziemlich ſchnell vor ſich zu gehen. Es wird behauptet, daß vor etwa hundert Jahren Aviles noch dicht am Meer gelegen habe, während es gegenwärtig nur noch durch die Ria mit demſelben in Verbindung ſteht, und eine halbe Stunde davon entfernt iſt. Auch das alte Kloſter von Raices, deſſen Ruinen jetzt einem Bauer mit ſeinem Vieh zur Wohnung dienen, ſoll damals dicht an der Brandung geſtanden haben, jetzt wird es durch einen Sandgürtel von mehr als einer Viertelſtunde Breite davon getrennt.

Die günſtigen Vorbedingungen dieſer jungen Induſtrie, welche geeignet wären, ſie zur Rivalin der belgiſchen und engliſchen zu machen, erleiden freilich durch die trübſelige Lage des Landes vielerlei Einſchränkungen. Zunächſt hält ſchon der ſpaniſche Arbeiter durchaus keinen Vergleich mit dem belgiſchen oder britiſchen aus. Man muß einen ſolchen ſelbſt geſehen haben, wie er mit der höchſten Gemüthsruhe und Gemüthlichkeit ſeinen Tabak aus der Taſche holt, ihn dann ſchneidet, darauf in das Papier rollt, und nun erſt dahin gelangt, die fertige Cigareta anzuzünden, die in wenigen Minuten zu Aſche gebrannt iſt und daher bald wieder durch eine neue erſetzt werden muß; man

wird dann gestehen, daß der berüchtigte deutsche Maurerschwamm hier weit übertroffen wird. Vergebens haben die Directoren der Fabrik versucht, den Arbeitern diese Zeitverschwendung abzugewöhnen, alle Verbote, bei der Arbeit in der Fabrik zu rauchen, haben diese als einen unerhörten Eingriff in ihre Rechte zurückgewiesen. Da ich einmal von diesen Arbeitern spreche, muß ich doch auch einer sonderbaren Naschhaftigkeit erwähnen, die ihnen eigen ist. Sie ziehen es nämlich gern vor, das Oel, welches ihnen zum Schmieren der Maschinen verabfolgt wird, selbst zu trinken, und man ist dadurch genöthigt worden, es vor dem Gebrauch auf eine besondere Art zu präpariren, um ihnen das Gelüst danach zu verbieten. Wie schwierig und kostspielig ferner die Transporte hier zu Lande sind, erhellt schon aus dem, was ich oben angeführt habe. Wo es Straßen gibt, sind sie zwar vortrefflich, aber es gibt eben nur wenige. Es sei beispielsweise nur bemerkt, daß von Aviles nach Gijon keine directe Straße führt, wer zu Wagen von dem einen Orte zum andern reisen will, muß den Umweg über Oviedo machen! Nicht das Nämliche gilt von den Eisenbahnen. Allerdings ist ihre Zahl und Länge auch geringfügig, aber der Betrieb darauf, — ich rede zunächst von der Gijon-Oviedobahn — über alle Begriffe nachlässig, so daß sie, die von so großer Bedeutung sein könnte, fast zu gar nichts nützt. An bestimmte Abfahrts- und Ankunftszeit ist nicht zu denken, der Maschinist fährt fort oder wartet, wie es ihm eben beliebt. Oft bleibt ein Zug ohne allen nachweislichen Grund auf einer Station liegen und die Passagiere mit ihm. Ein Tunnel, durch den die Bahn geht, ist dem Einsturz nahe, so daß die Passagiere vor demselben aussteigen und zu Fuß über den Berg gehen müssen, um auf der andern Seite wieder einzusteigen. Das Nämliche geschieht bei einer schiefen Ebene, die so lang und so steil ist, daß schon unzählig oft die Seile gerissen sind. Es ist niemandem zu verdenken, wenn er dies für eine Satire hält, ich kann aber versichern, daß es buchstäblich wahr ist.

Rechne man nun noch hinzu, daß die Regierung in ihrer chronischen Finanznoth ein Auskunftsmittel in drückenden Steuern und Zöllen sucht, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn es die Gesellschaft vortheilhafter findet, nur einen Theil ihrer Erze an Ort und Stelle zu verhütten und das Uebrige nach Belgien und England zu verkaufen, wo ihr sehr hohe Preise dafür bezahlt werden. Selbst da aber, wo die Regierung Miene macht, die Industrie zu unterstützen, vergreift sie sich gewöhnlich in ihren Mitteln ganz und gar. So hat sie vor kurzer Zeit viele Millionen Realen darauf verwendet, in Ribadesella, westlich von Gijon, einen großen und wirklich prächtigen Hafen anzulegen, und der ganze Verkehr dieses Platzes beschränkt sich jährlich auf zwanzig bis fünfundzwanzig ein- und auslaufende Schiffe. Wäre nur die Hälfte dieser Summe auf den Hafen von Aviles verwendet worden, dessen

Verkehr sich auf dreihundert Schiffe in der gleichen Zeit beläuft, so wäre seiner Industrie schon längst geholfen, und man würde nicht alljährlich mehrmals das Schauspiel eines in der Ria gestrandeten Fahrzeuges haben.

Das ärgste von allen Hindernissen für das Emporkommen einer einheimischen Industrie in Spanien ist und bleibt aber immer der schwankende politische Zustand des Landes. Jeder Ministerwechsel, und alle Welt weiß, wie viele es in den letzten zehn Jahren erlebt hat, bringt veränderte volkswirthschaftliche Ansichten, oder was vielleicht richtiger wäre, veränderte Gunst und Ungunst zur Geltung, so daß der industrielle Unternehmer nie mit Sicherheit darauf bauen kann, auf wie lange seine Berechnungen zu den wirklichen Verhältnissen passen werden. Selbst die Gerechtigkeitspflege folgt diesen Schwankungen der Politik. Daraus ergibt sich bereits, daß es vor der Hand nur dem großen Capital möglich ist, in Spanien Erfolge zu erzielen. Beispiele erläutern diese Lage weit eindringlicher als Beweisführungen. Die eben genannte Gesellschaft hat bei Cumilias eine Galmeigrube, für deren Besitz sie bereits sechs Processe mit ein und demselben Gegner hat führen müssen; diese hat sie abwechselnd gewonnen und verloren, und es sind in dieser Sache ebenso viele königliche Decrete erlassen worden, die derselben den Besitz das eine Mal zu-, das andere Mal absprechen. Das letzte Mal hat sie den Proceß gewonnen, und ist demzufolge zum dritten Mal durch königliches Decret für die rechtmäßige Besitzerin der Grube erklärt, aber niemand steht ihr dafür, daß beim nächsten Ministerwechsel dieses Urtheil durch königliches Decret cassirt und die Sache zum siebenten Mal von vorn angefangen werden muß.

So muß es denn ebenfalls eine Folge der politischen Zerrüttung genannt werden, daß nirgend in der Verwaltung ein geregelter, stetiger Gang herrscht. Die redlichste, wohlmeinendste Regierung wird sich in den wohlthätigsten Maßregeln gehemmt, in dem ehrlichsten Streben aufgehalten sehen, weil sie sich auf ihre Organe nicht verlassen kann. Die Depravation des Beamtenstandes ist die Quelle der schlimmsten Uebel in Spanien, sie schadet gegenwärtig dem Lande nicht weniger als seit Jahrhunderten der blinde Fanatismus der Kirche. Welches Land, dieses Spanien, das mit seinen Reichthümern und seiner herrlichen Lage eines der ersten Europas sein könnte, wenn nicht seiner Bevölkerung alle Tüchtigkeit abhanden gekommen wäre! Auch hier möge ein Beispiel aus vielen das Gesagte erläutern. Kürzlich war auf der Rhede eines der nördlichen Häfen ein holländisches Schiff gescheitert. Durch Sachverständige wurde es für verloren erklärt und der Capitän verzichtete darauf, indem er es der Versicherungsgesellschaft überließ. Nach spanischem Gesetz hatte die Hafenbehörde das Wrack ans Land zu schaffen, es öffentlich zu versteigern und den Ertrag nach Abzug der Kosten der Versicherungsgesellschaft, als der nunmehrigen Besitzerin des Schiffes, zuzustellen. So geschah denn auch. Die

Koſten der Bergung betrugen 23,000 Realen und das Schiff wurde für 65,000 Realen verkauft. Allein der Hafencommandant ſetzte für Bergungskoſten 56,000 Realen in Rechnung, lieferte demnach 9000 Realen als Ueberſchuß ab und behielt die andern 33,000 Realen als Proviſion für ſeine perſönlichen Bemühungen. Eine ſolche ſchamloſe Handlung iſt ſchlimm genug, aber das Schlimmſte dabei bleibt immer die Oeffentlichkeit, mit welcher dergleichen ſchmuzige Geſchäfte betrieben werden, denn ſie zeigen, daß eines der größten Güter der wirklichen Civiliſation, die Controle durch die öffentliche Meinung, vollſtändig fehlt. Alle Welt weiß dieſe Geſchichte, und man ſpricht davon als von etwas, das ſich eben von ſelbſt verſteht. Der Poſten des Zollbeamten in Irun trägt nur den ſpärlichen Gehalt von 4000 Realen, dennoch wird er mit dem größten Eifer geſucht. Denn die auf dem großartigſten Fuße betriebene Paſcherei macht ihn zu einer der einträglichſten Stellen, die von den madrider Behörden nur beſonders Begünſtigten vergeben wird.

Wer dieſe Erſcheinungen, wie ich ſie zum Theil im Vorſtehenden zu ſchildern verſucht habe, rings um ſich her beobachtet, wird der noch im Zweifel darüber bleiben können, warum alle Anſtrengungen, die nunmehr ſeit einem halben Jahrhundert gemacht worden ſind, Spanien die politiſche Freiheit zu erringen, nicht weiter geführt haben, als zu immer neuen krampfhaften Zuckungen, die wie ein innerliches Fieber die Lebenskraft mehr und mehr ſchwächen und abtödten? Nicht auf dem Gebiet der politiſchen Doctrin iſt zunächſt das zu ſuchen, was Spanien noththut, weder die noch jene Conſtitution vermag ſeine Gebrechen zu heilen, und mögen nun Progreſſiſten oder Moderados oder ſonſt welche Partei am Ruder ſein, das Land verkommt unter den einen ſo gut wie unter den andern. Soll es in Spanien beſſer werden, ſo muß der ſittliche Zuſtand des Volkes gehoben werden, es muß arbeiten lernen, es muß das lebendige Gefühl für Recht und Unrecht wieder finden, es muß auch über ſeine materiellen Bedürfniſſe und Hilfsquellen aufgeklärt werden, es muß Vertrauen faſſen zur Verwaltung und zur Unparteilichkeit der Rechtspflege, — lauter Dinge, für die ihm heute die Begriffe ganz und gar abgeben. Dies iſt nach meinen Beobachtungen die erſte und vornehmſte Aufgabe einer vernünftigen Regierung in Spanien, und nur inſofern von einer liberalen Regierung das Erfaſſen derſelben eher zu hoffen ſteht, muß man auch jetzt der liberalen Partei das Uebergewicht im Lande wünſchen.

Die Debatte über die Civilehe.

Nachdem der preußische Landtag fast während der ganzen Dauer dieser Session sich vorzugsweise mit der Erledigung der Bitten und Beschwerden beschäftigt, einer nicht zu umgehenden Pflicht, die grade diesmal in den Vordergrund treten mußte, die aber nicht dazu dient, eine zusammenhängende und glänzende Thätigkeit möglich zu machen, hat er bei der ersten großen Frage der Gesetzgebung, die zur Sprache kam, dem Gesetzentwurf über die Civilehe, all seine Kräfte auf eine erfreuliche Weise ins Feld geführt. Wer diese Debatte aufmerksam verfolgt hat, wird sich überzeugen, daß unser Parlament wenigstens ebenso viel wenn nicht mehr Verstand und Gewissenhaftigkeit entwickelt hat, als das englische Parlament in ähnlichen Fällen. Die Sachlage und die Principien sind aufs gründlichste geprüft, der Ton der Debatte war so würdig wie es dem Gegenstand ziemt, und die einzelnen Redner haben theilweise ein nicht gemeines Talent entwickelt. Mit der größten Freude haben wir die Rede des Cultusministers begrüßt, wie auch schon früher die Ansichten, die er in der Dissidentenfrage entwickelte. Man sah seiner Ernennung mit einigem Mißtrauen entgegen, weil er aus dem Schooß des strengen Kirchenthums hervorgegangen war, und auch wir konnten uns dieses Mißtrauens nicht ganz erwehren; wie die Sachen aber jetzt stehen, gibt grade dieser Umstand seinem Auftreten eine größere Bedeutung, denn er zeigt, was man häufig leugnen wollte, daß auch das rechtgläubige protestantische Christenthum mit den Principien der Freiheit und Humanität keineswegs unvereinbar ist. Dies ist der wahre Weg, den überlieferten Kirchenglauben mit dem Geist der Bildung und des Rechtssinns, der sich theilweise aus einer andern Quelle, aus dem classischen Alterthum herschreibt, zu versöhnen: wenn der Glaube seiner selbst so gewiß ist, daß er dem Unglauben Luft und Erde nicht versagt. Auch die wahre Kirche wird am besten gedeihen in der Luft der Freiheit, auf dem festen Boden des Rechts; der Jesuitismus, der angeblich zur größern Ehre Gottes Recht und Freiheit untergräbt, gräbt eben damit schließlich seiner eignen Sache das Grab. Wenn wir auf den Inhalt der Frage eingehn, so ist der Conflict ein sehr einfacher. Der preußische Staat umfaßt zwei Hauptkirchen, deren jede ein verschiedenes Eherecht besitzt, er selber hat sich in einer Zeit, wo man die politischen Dinge ganz von den kirchlichen trennte, ein drittes gegeben. Allein er hatte nicht die Kraft, diejenigen seiner Bürger, die sich des durch ihn gewahrten Rechts bedienen wollten, darin zu schützen, weil die Handhabung des Eherechts (abgesehn von der Rheinprovinz) in seiner vorzüglichsten Function, in der Trauung, ausschließlich in den Hän-

den der Geiſtlichen war und dieſe, ſobald das kirchliche Bewußtſein wieder erſtarkt war, ſich weigerten, eine ihrem Gewiſſen d. h. den kirchlichen Satzungen widerſprechende Ehe einzuſegnen. Wie ernſt und bedeutungsvoll dieſer Conflict war, erfahren wir am deutlichſten aus der Rede des Cultusminiſters, der die Fälle der Eheverweigerung zu Tauſenden zählt und auf die Unſittlichkeit aufmerkſam macht, die aus einem ſo ſchreienden Widerſpruch der verſchiedenen poſitiven Rechte hervorgehn mußte.

Für die Löſung dieſes Conflicts boten ſich drei Wege.

Entweder man modificirte das Staatsrecht nach dem Kirchenrecht.

Oder man zwang die Geiſtlichen, inſofern ſie die bürgerliche Function der Trauung ausübten, mit Hintanſetzung des Kirchenrechts dem Staatsrecht zu folgen.

Oder man ſchied, um das Gewiſſen der Geiſtlichen zu ſchonen, die bürgerliche, dem Staatsrecht folgende Trauung von der kirchlichen und legte beiden gleiche Berechtigung bei.

Für den erſten Weg konnten ſich conſequent nur die ſtrenggläubigen Katholiken entſcheiden, denen die Ehe ein Sacrament und darum unauflöslich iſt. Zwar gab es auf der äußerſten Rechten, (oder wie man ſich jetzt ausdrücken muß, äußerſten Linken) Fanatiker, die mit Preisgebung des bisherigen preußiſchen Staatsrechts die geſetzlichen Beſtimmungen über die Ehe mit Bezug auf einzelne Bibelworte dem kanoniſchen Recht der katholiſchen Kirche ſo viel als möglich nähern wollten; aber keiner ging ſo weit, die Katholiken wirklich zu befriedigen d. h. der Ehe einen gradezu ſacramentalen Charakter zu geben. Sämmtliche Proteſtanten erkennen den Ehebruch als einen rechtlichen Scheidungsgrund. Aber ſelbſt wenn der Proteſtantismus dieſe Poſition aufgegeben hätte, würde er damit ſeinen Gegner noch keineswegs befriedigt haben, denn dann kamen die verbotenen Grade der Verwandtſchaft und vieles andere, was den Conflict immer noch fortdauern ließ. Die katholiſche Fraction des vorigen Landtags hat auch conſequent jede Abſchlagszahlung verſchmäht, und wenn nicht ihr eignes Kirchenrecht als Staatsrecht proclamirt würde, ſich jeder Abänderung des beſtehenden Rechts widerſetzt. Da nun Sitte und geſunder Menſchenverſtand, wie ſie in unſerer Periode ſich entwickelt haben, den katholiſchen Beſtimmungen des Eherechts auf das härteſte widerſprechen, da dieſer Conflict in die innerſten Lebensbeziehungen des Volkes eingreift und da alſo eine jede ſtraffere Handhabung des Zügels eine Beförderung der Unſittlichkeit ſein würde, ſo konnte von dieſem erſteren Weg nicht die Rede ſein.

Der zweite Weg, die Geiſtlichen zu zwingen, eine dem Staatsgeſetz nicht widerſprechende Ehe einzuſegnen, wäre innerhalb der proteſtantiſchen Kirche vielleicht möglich geweſen; wie denn dieſe Conflicte zwiſchen proteſtantiſchem

Kirchenrecht und Staatsrecht sich erst in den letzten Jahrzehnten gezeigt haben und meistens aus dem Fanatismus einzelner hochstehender Geistlichen hervorgegangen sind. Andrerseits enthält jeder Gewissenszwang etwas Gehässiges, das doch nur selten seinen Zweck erreicht. Die Maßregeln der constituirenden Versammlung von 1789—91 haben viele Märtyrer hervorgebracht, aber die Grundfesten des alten Kirchenthums nicht zu erschüttern vermocht; es war mit den preußischen Maßregeln gegen die Altlutheraner, wenn auch in viel geringerem Umfang, der nämliche Fall.

Völlig ungerechtfertigt aber war diese Härte gegen die protestantischen Geistlichen, wenn man sie nicht auch auf die katholischen ausdehnte. Der letztere Versuch wurde 1838 gemacht, dann aber wieder aufgegeben, und diese Haltlosigkeit des Staats der Kirche gegenüber hat nicht wenig dazu beigetragen, den preußischen Staat in den Augen des deutschen Volks herabzusetzen. Wir glaubten, daß dieser Weg auf immer aufgegeben sei, und doch hat er in der gegenwärtigen Debatte einen Vertheidiger gefunden, freilich nur einen, aber einen glänzenden.

Mit nicht geringer Spannung hatten wir dem ersten Auftreten des Abgeordneten Gneist in einer Frage von größerem Belang entgegengesehen, da wir aus dem Nachtrag zu seiner Geschichte des englischen Staatsrechts wußten, daß seine Ueberzeugung von der nothwendigen Entwicklung des preußischen Staats der Ueberzeugung aller bestehenden Parteien, der reactionären, der constitutionellen, der demokratischen, diametral entgegengesetzt sei. Wir halten es für einen großen Gewinn, wenn ein geistvoller Mann, der die politischen Schlagwörter der Menge scharf kritisirt, an der gesetzgebenden Versammlung Theil nimmt, die dadurch zu einer schärferen Selbstkritik und zu einem lebendigeren Fluß veranlaßt wird. Wir sind durch die erste Probe seiner Beredsamkeit in hohem Grade befriedigt; als Kunstwerk betrachtet war sie die glänzendste Leistung dieser Debatte, und wenn sie fast gar keinen Eindruck gemacht, wenn man fast gar nicht versucht hat, sie zu beantworten, so liegt der Grund wol hauptsächlich darin, daß der Redner seinen Ansichten keine Folge gegeben und was er mit dieser Deduction beabsichtigt, im Dunkel gelassen hat. Wir wollen das keineswegs als Inconsequenz auslegen; er konnte das Mittel, das man zur Lösung des Conflicts anwenden wollte, im Princip mißbilligen und doch unter den obwaltenden Umständen, da die Lösung drängte und kein anderer Ausweg sich bot, es gelten lassen: aber die Wirkung seiner Rede hat er jedenfalls dadurch beeinträchtigt.

Er beginnt seine Deduction mit dem Ausdruck eines Gefühls, dem auch wir freudig beitreten und das die ganze Versammlung als das ihrige bekennt. „Noch heute kann das Volksbewußtsein die sittliche Weihe und Unwiderruflichkeit der Ehe nicht trennen von dem Ort und der symbolischen Trauung, die

nicht blos in kirchlicher, sondern in volksthümlicher Auffassung ein beiden Kirchen gemeinsamer religiöser Act geworden. Dem einen oder andern studirten Mann, dem philosophirenden Handwerker oder Maschinenbauer mag hier und da eine Idee von Civileheſtandsregister und Vertragsschließung gekommen sein; die große Masse der denkenden und fühlenden Bevölkerung weiß und will sie nicht, und auch jenen hochgebildeten und philosophirenden Männern, auch den Hochgestellten, die sich hier versammeln, um Gesetze zu berathen, bedeutet in mancher kritischen Stunde die Erinnerung an das Versprechen am Altar doch etwas mehr als die Erinnerung an einen Wochendeputirten und ein Register. Wir versündigen uns an einem tiefen Charakterzug unserer Nation, wenn wir das Mangel an Bildung nennen wollen; weil wir so denken, haben wir deutsche Frauen und darum verdienen wir sie zu haben." Mit vollem Herzen treten wir dieser schönen Ausführung bei, und wenn der Redner uns den Weg gezeigt hätte, die Wohlthat der kirchlichen Trauung jedem Bedürftigen zu gewähren, so würden wir diesen als den allein richtigen erkannt haben.

Gneist stellt hauptsächlich dem preußischen Staat die Aufgabe, die überhaupt der Absolutismus durchzuführen suchte: die sittlichen Elemente der mittelalterlichen Gesetzgebung aus dem Streit der Confessionen zu retten, in seiner höhern Einheit die Kirchensitte zu bewahren und mit ihr in Form und Volksbewußtsein die Einheit des Rechtlichen und Sittlichen in der Ehe. „Durch seine Geschichte und Lage gezwungen, ist dieser Staat darin als Muster vorangegangen, hat bald bewußt, bald unbewußt für die Aufgabe der Zukunft gearbeitet, für die Möglichkeit eines großen deutschen Staats mit der wesentlichen Grundlage der Einheit d. h. einem Eherecht und doch mit zwei selbstständigen Kirchen, die gleich eng mit dem Volksbewußtsein verbunden, gleiche Ansprüche auf Selbstständigkeit und Ehre haben." — „Eine Geistlichkeit, die im Cölibat lebt und eine Geistlichkeit, welche in der Ehe lebt, werden stets sehr verschiedene Eherechte wollen. Beiden gegenüber mußte der Staat, wenn er Herr im Lande bleiben wollte, die Trauung erzwingen." Erst in unsrer Zeit habe der Staat diese Ansprüche aufgegeben: „und es entwickelte sich nun jene heimliche Anarchie, die sich weiter zu förmlichen Verbindungen gegen die Landesgesetze consolidirte und endlich zu dem seltsamen Irrthum erhob, daß das kirchliche Aufruhrswort, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen, zur Grundlage von Institutionen des preußischen Staats werden könne. Es ist nur Selbsttäuschung zu glauben, daß dieser Zustand geheilt werden könne durch Ausweichen und weitere Nachgiebigkeit. Die Civilehe, wenn sie dies bedeuten soll, als dauerndes Institut, zieht scheinbar den Staat aus dem Conflict, aber nur um die Unterthanen dafür schutzlos den Unterscheidungslehren, dem Glaubenseifer und der Herrschsucht ihrer geistlichen Oberen zu

überliefern. Denn die freie Kirche bedeutet bei dem dermaligen Zuſtand der Kirchenverfaſſung auf beiden Seiten nichts weiter als das freie Walten der geiſtlichen Oberen über ihre Pfarrkinder. Wir conſtruiren jetzt eine künſtliche Ehe, welche dem Volk ſtets fremd bleibt. Wer eine ordentliche Ehe will, muß ſie bei der Kirche nachſuchen, die nach ihren Dogmen gewähren und verſagen ſoll. Für den gewiſſenhaften ſchwächern Theil, für die Maſſe des Volks, auf die es ankommt, bleibt nichts übrig, als ſich zu fügen." — „Ein preußiſcher Staat, der ſo ein neues Corpus Catholicorum und Evangelicorum von unten auf erzeugt und nährt, kann nicht der zukünftige deutſche Staat ſein, der vor allen Dingen einheitlicher und gerechter Herr ſein muß." — „Pflicht des Königs iſt, das was er für Recht hält, zu vertreten gegen die kirchlichen Gewalten." — Aber: „wie iſt es praktiſch möglich, eine Kirchengewalt zur Nachgiebigkeit zu nöthigen?" — Es iſt ein Satz des engliſchen Staatsrechts: „daß die Geiſtlichen durch Strafbefehle auch zu Pfarramtshandlungen gezwungen, wegen Competenzüberſchreitungen geſtraft werden; eine andere Weiſe, einen verfaſſungsmäßigen Staat verfaſſungsmäßig zu regieren, gibt es überhaupt nicht." „Es iſt der einzige Weg, der Regierung die Mittel wiederzugeben, um zu regieren, d. h. um die königlichen Pflichten zu erfüllen, die erfüllt werden müſſen, um die Einheit des deutſchen Volks zu erhalten."

Dieſes Glaubensſyſtem iſt, grade herausgeſagt, das Syſtem des aufgeklärten Despotismus; daß der Redner zwiſchen die königliche Gewalt und die Kirche noch „freie Corporationen" einſchieben will, ändert an der Sache um ſo weniger, da für den beſtimmten Fall vollſtändig unklar gelaſſen iſt, wie dieſe vermittelnden Corporationen beſchaffen ſein ſollen.

Indeſſen ſind wir nicht gemeint, uns durch Namen ſchrecken zu laſſen; wenn der aufgeklärte Despotismus für den beſtimmten Fall das zweckmäßigſte Mittel, und vor allem ausführbar iſt, ſo werden uns abſtracte Principien nicht unbedingt beſtimmen. Malen wir uns die Sache aus, und zwar hier zunächſt in Bezug auf den Punkt, auf den alles ankommt, auf die katholiſche Kirche; denn daß mit dem bloßen Zwang gegen die proteſtantiſchen Geiſtlichen noch nichts ausgemacht iſt, dürfen wir nicht erſt erwähnen.

Der Staat ſcheiterte bereits an dem gelindeſten Conflict, an dem Conflict, wo er wenigſtens theilweiſe im Recht war: an der Frage über Einſegnung der gemiſchten Ehen. — Nun ſollen aber die katholiſchen Geiſtlichen gezwungen werden, u. a. folgende Ehen einzuſegnen: Ehen in verbotenen Graden; Ehen Geſchiedener, während die Ehe nach dem katholiſchen Lehrbegriff den Charakter der Indelibilität hat; Ehen von Prieſtern, die ihr Amt niederlegen, welches kanoniſch gleichfalls unauslöſchlich iſt. — Das ſind nur einzelne Conflicte, ſie genügen aber, zu beweiſen, daß alle dieſe Zumuthungen an katholiſche Geiſtliche Ausflüſſe der entſetzlichſten Tyrannei wären, einer Tyrannei, wie ſie in

der Welt noch nicht erhört, einer Tyrannei, welche die gesammte katholische Bevölkerung zu einer leidenschaftlichen Opposition gegen den preußischen Staat, und dadurch den Staat in die Nothwendigkeit eines schmählichen Nachgebens bringen würde.

Die Sache ist so evident, daß wir in der Meinung, uns geirrt zu haben, die Rede mehrmals genau durchlasen; aber es ist kein Irrthum möglich: Gneist verlangt vom Staat, die Geistlichen jeder Confession, also auch der katholischen, dazu zu zwingen, jede staatlich erlaubte Ehe einzusegnen, also auch die vorhin aufgezählten. — Die Rede muß von den nachfolgenden Rednern nicht richtig verstanden sein, weil sonst viel heftigere Entgegnungen nicht ausgeblieben sein würden.

Wahr ist es, viele Personen werden nicht wagen, das von dem Staat ihnen gebotene Mittel der Civilehe zu ergreifen, aus Scheu vor der Geistlichkeit; aber der Staat hat auch gar nicht die Aufgabe, die Furchtsamen glücklich zu machen; er hat ihnen nur die Mittel zu bieten, nach Maßgabe seiner Gesetze ihr Glück selbstständig zu ergreifen und sie vor äußerer Verfolgung zu schützen; gegen die Meinung mögen sie selbst sich wehren oder ihr nachgeben, wie es ihnen zweckmäßig scheint: der Staat ist nicht die Vorsehung auf Erden.

Mit Ausnahme dieses Redners und der katholischen Fraction, die jedes Nachgeben ablehnte, war daher auch das gesammte Haus einig, zur Lösung des Conflicts den dritten Weg einzuschlagen, den Weg der Civilehe; es handelte sich nur um den Umfang und die Dignität derselben.

Die „Linke" läßt die Nothehe gelten, d. h. die Civilehe unter erschwerenden Umständen, die einen gewissen Makel auf dieses Institut werfen, so daß die bürgerlich geschlossene Ehe an Würde und Berechtigung hinter der andern zurückstehn soll.

Wir (und mit diesem „wir" ist wol die Mehrheit der „Rechten" zu bezeichnen) halten die allgemeine Zwangspflicht zur Einzeichnung in die Civilstandsregister, welche die gesetzliche Giltigkeit der Ehe bestimmt, für den des Staats und der Kirche einzig würdigen Ausweg; wobei wir überzeugt sind, daß die unendliche Mehrheit trotzdem an der kirchlichen Einsegnung festhalten würde — von der wir ganz so denken wie der Abgeordnete Gneist.

Die Regierung bestreitet keineswegs das Logische dieser Forderung; aber aus Gründen momentaner Zweckmäßigkeit (der Abneigung des Volks, der vergrößerten Kosten u. s. w.) schlägt sie einen Mittelweg ein, der nicht ganz correct ist, den wir uns aber als Abschlagszahlung können gefallen lassen: der Nothehe ohne anklebenden Makel, mit gleicher Berechtigung (denn so ungefähr wird sich die „facultative" Civilehe übersetzen lassen). Dieser Ausweg hebt den augenblicklichen Nothstand, und er gewöhnt das Volk (falls es wirk-

lich gegen die Civilstandsregister so eingenommen sein sollte) daran, sich die Sache ruhiger zu überlegen.

Durch die Civilehe gewinnt der Staat sein freies Recht, das er mit allen Waffen des Gesetzes vertreten kann, da er zugleich den Kirchen ihr freies Recht läßt. Freilich wäre Einheit der Kirche und des Staats besser — das hat ja auch Ferdinand der Zweite gemeint, Ludwig der Vierzehnte und wie die blutigen Verfolger alle heißen, die den Grundsatz des Abgeordneten Gneist vertraten: „Pflicht des Königs ist, das was er für recht hält, zu vertreten gegen die kirchlichen Gewalten" (z. B. gegen die Ketzer). — Wir wollen lieber bei der bescheidneren Pflicht bleiben: das Recht zu ehren, auch wo es dem Thoren zu gute kommt. „Die Gewissensfreiheit," sagt der Minister mit Recht, „bleibt ein heiliges Gut, wenn sie auch von einem Gewissenlosen gemißbraucht werden kann;" — und von einem Unfreien, setzen wir hinzu.

Die Elbzölle. *)

Seit die Elbacte durch den Beschluß der Bundesversammlung des Jahres 1822 in Kraft getreten ist, hat sich der Verkehr überhaupt und namentlich auch der Verkehr der an dem Elbflusse participirenden Staaten, als deren Mittelpunkt man mit Recht die Stadt Hamburg erblicken darf, in einer solchen Weise geweitet und gehoben, daß die Stipulationen jener Acte den Forderungen dieses Verkehrs nach möglichster Freiheit der Bewegung gegenüber längst antiquirt erscheinen mußten. Dies wurde schon nach dem Abschluß der Elbacte gar bald in einigem Maße der Fall und daher kam es, daß bei den Zusammenkünften der durch die Acte bestimmten Revisionscommissionen für die Elbschiffahrt stets diejenige Berathung in den Vordergrund trat, „wie man Veranstaltuugen und Maßregeln treffen könne, um nach neueren Erfahrungen Handel und Schiffahrt auf dem Flusse zu erleichtern". Beim Zusammensein der Revisionscommission, welche 1824 in Hamburg, 1842—44 in Dresden, 1850—54 in Magdeburg und 1858 wieder in Hamburg tagte, war also von Anfang an der Hauptgegenstand für die Berathung die Zollfrage, und da rücksichtlich der Verkehrserleichterung eine Erhöhung derselben nicht in Frage kommen konnte, so handelte es sich ebenfalls vom Anfang an nur um die Herabsetzung der Zollerhebungen. Es lag hierbei in der

*) Es liegt dem Folgenden eine im „Archiv für Landeskunde ꝛc. in den Großherzogthümern Mecklenburg" veröffentlichte, sehr umfangreiche Abhandlung zu Grunde.

Sache selbst, daß die an der unteren Elbe gelegenen Staaten, theils weil sie selbst von dem zum Meere gehenden Verkehr und dessen Zollbeschränkungen wenig berührt wurden, theils weil sie von diesen eine bei der geringeren Größe ihres Gebietes sehr wichtige Erhebung genossen, die Zollfrage hauptsächlich von der finanziellen Seite betrachteten und für die Erhaltung der Zölle bemüht waren. Umgekehrt waren aus ebenso natürlichen Gründen die oberelbischen Staaten, deren Verkehr durch die vorweg auf der Niederelbe erhobenen Abgaben bedrückt und beschränkt wurde, bei deren größerem Umfang und hauptsächlich binnenländischem Handel die Flußzollintraden überhaupt nur Nebensache sein konnten, aus volkswirthschaftlichen Gründen von vornherein zu einer Herabsetzung oder Modification der Elbzölle geneigt. Es kann demnach nicht auffallen, daß Hannover, Mecklenburg und Dänemark (für Lauenburg) auf der ersteren, Preußen, Sachsen und Oestreich auf der zweiten Seite standen; die anhaltinischen Staaten zogen wieder aus den Zöllen eine verhältnißmäßig große Einnahme (20 bis 30,000 Thlr.) und hielten deshalb zu den unterelbischen Ländern, während Hamburg, welches überhaupt keinen Antheil an den Zolleinnahmen hatte, mit natürlicher Nothwendigkeit auf Seiten der oberelbischen Länder stand. In den Revisionscommissionen gingen demnach die Anträge auf Herabsetzung der Zollsätze stets von den oberelbischen Staaten und Hamburg aus, gleichwie der Widerstand gegen sie von den niederelbischen Staaten unterhalten wurde. Wenn aber die ersteren hiermit dem allgemeinen Verkehrsinteresse Rechnung zu tragen scheinen, dem Interesse, welches auf Erleichterung der Verkehrsschranken überhaupt gerichtet ist und welches durch die heute mehr oder minder allgemeine, aber immer durch wohlberechtigte volkswirthschaftliche Gründe unterstützte Einsicht von der Schädlichkeit der eine Straße örtlich beschränkenden Erhebungen getragen wird — so ist dies durchaus der Sache nach nur ein Scheinbares, da die oberelbischen Staaten den Flußdurchgangs- in einen Einfuhr-Zoll umgewandelt haben. Es läßt sich nicht verkennen, daß die einmalige Zahlung Vortheile vor der häufigeren Zahlung hat, selbst wenn die Summe in beiden Fällen gleich ist; aber es kann doch diese Modification der Erhebung immer nicht mit einer völligen Sistirung derselben gleichgestellt werden, eine Auffassung, welche das Auftreten der Commissäre jener Staaten den niederelbischen gegenüber doch zur Geltung bringen zu wollen scheint. Obwol wir der gänzlichen Aufhebung aller hier zur Rede stehenden Beschränkungen, so weit sie nicht rein die Erhaltung des Verkehrsweges (des Flusses) bezwecken, unbedingt zugethan sind, fordert doch die Gerechtigkeit, daß diese Momente hervorgehoben werden; denn es ist jedenfalls ein gleichmäßiges Streben nicht, wenn ein Staat, der die Einkünfte solcher Erhebungen unter verändertem Namen ganz oder theilweise in die Tasche steckt, von dem an-

deren, welchem hierzu die Gelegenheit fehlt, die einfache Aufhebung derselben fordert und sich, falls dieser der Forderung nicht nachkommt, mit moralischer Entrüstung glaubt von ihm abwenden zu dürfen.

Die Aufkünfte aus den Elbzöllen betrugen:

	im Jahre 1845.	im Jahre 1858.	Verhältniß.
für Oestreich	17,931 Thlr.	—	—
„ Sachsen	27,012 „	13,407 Thlr.	1 : 0,50
„ Anhalt	32,226 „	22,100 „	1 : 0,69
„ Preußen	118,263 „	44,404 „	1 : 0,38
„ Hannover	359,230 „	188,673 „	1 : 0,53
„ (dazu der stader Zoll . . .	206,133 „	266,056 „	1 : 1,29)
„ Mecklenburg	258,688 „	119,077 „	1 : 0,46
„ Dänemark (Lauenburg) . .	118,281 „	56,832 „	1 : 0,48
„ Eßlinger Zoll	13,849 „	2,406 „	1 : 0,17

Aus dieser Zusammenstellung zeigt sich leicht, in welcher Weise die verschiedenen Staaten bisher die auf dem Elbverkehr ruhenden Belästigungen erleichtert haben; denn die auf den Zusammenkünften der Revisionscommissionen wiederholt gestellten Anträge hatten allerdings eine Herabsetzung der Zölle im Allgemeinen zur Folge. Die hierauf bezüglichen Beschlüsse wurden vornämlich bei der dritten Revision gefaßt. Oestreich hatte seit 1850 die Erhebung der Elbzölle gänzlich suspendirt, Preußen und Sachsen erhoben damals nur noch eine Controlegebühr von $3^3/_4$ Pf. pro Zollcentner für den eigenen Verkehr, während sie den Durchgangsverkehr nach Oestreich ebenfalls ermäßigten. Sachsen und Anhalt hatten den Zoll im beiderseitigen Verkehr sehr bedeutend herabgesetzt oder gänzlich aufgehoben, während Preußen an Anhalt für die völlige Aufgabe der Zollerhebung in ihrem beiderseitigen Verkehr ein jährliches Aequivalent von 10,000 Thlr. zahlte. Die niederelbischen Staaten aber hatten damals (1850) den vollen Zollsatz beibehalten und standen sich um so besser, als natürlich die oberelbische Erleichterung der Abgaben den Verkehr belebte und hob.

Conventionsmäßig waren von jedem Normalcentner zu erheben berechtigt:

			von und nach Böhmen.	
Lauenburg	1 Sgr. — Pf.	1850 erhoben 1 Sgr. — Pf.		
Mecklenburg	2 „ 3 „	„ „ 2 „ 3 „	6 Sgr. 5 Pf.	6 Sgr. 5 Pf.
Hannover	3 „ 2 „	„ „ 3 „ 2 „		
Preußen	16 „ 7 „	„ „ — „ $3^3/_4$ „	„ „	11 „ 1 „
Anhalt	2 „ 6 „	„ „ — „ — „	„ „	2 „ 6 „
Sachsen	6 „ 4 „	„ „ — „ — „	„ „	4 „ $2^2/_5$ „
Oestreich	2 „ 1 „	„ „ — „ — „	„ „	— „ — „
Summe:	33 Sgr. 11 Pf.	6 Sgr. $8^3/_4$ Pf.		24 Sgr. $2^2/_5$ Pf.

Zu diesem Normalsatz gab es aber eine Menge, wenn wir nicht irren 96, Unterabtheilungen, wonach einzelne Waaren zu ¼, ⅛ (Getreide ꝛc.), 1/10 bis 1/20 des Normalsatzes tarifirt waren. Daß demnach hieraus eine so beträchtliche Abgabe erhoben werden konnte, beweist die Größe des Verkehrs. Nimmt man hierzu, daß schon 1850 thatsächlich der größte Theil aller werthvolleren, höher tarifirten Waaren sich vom Elbweg ab den an den Ufern des Stromes von Hamburg aus erbauten Eisenbahnen zugewandt hatte, so ergibt sich selbstverständlich das große Interesse, welches die oberelbischen Staaten an einer noch größeren Erleichterung der Zollerhebungen auf der Niederelbe hatten. Gleicherweise ergibt sich aber auch das Interesse des Widerstandes von Seiten der letzteren Staaten, und wenn auch Hannover 1851, beim Abschluß des Septembervertrages, welcher seinen Anschluß an den Zollverein zur Folge hatte, eine Zeit lang schwankte, so kam es doch bald hiervon zurück und schloß sich wieder an die von Dänemark und Mecklenburg gebildete Opposition gegen die beantragten Erleichterungen. Hierzu bewog diese Staaten um so mehr der Umstand, daß sie ohne Einbuße einer erheblichen Einnahme, für welche sie ein Aequivalent nicht besaßen, eine größere Erleichterung nicht wohl zulassen konnten. Auf dem Elbweg bezog der Verkehr nur noch voluminöse, verhältnißmäßig minder werthvolle Güter, und wenn auch die Gesammtmasse der letzteren gestiegen war, so war doch dadurch, daß sie in ihre natürlichen Zollclassen gesetzt wurden, schon eine bedeutende Mindereinnahme hervorgebracht. Der Elbverkehr bei Wittenberge umfaßte stromauf- und ab im Jahre 1845 Ctr. 8,287,104, im Jahre 1858 Ctr. 11,065,790 und diese Waaren brachten im Ganzen die oben näher bezeichneten Zolleinnahmen. Die Minderung der letzteren ging, wie erwähnt, theils aus der Herabsetzung der Zollclassen, theils aus der Versendung der werthvolleren Güter durch die Eisenbahnen hervor. Es muß jedoch erwähnt werden, daß ein wirklicher Verlust dieser Staaten keineswegs stattfand. Mecklenburg fand seinen Ersatz in dem wachsenden Ertrag der Durchgangsabgaben auf der Berlin-Hamburger Eisenbahn, welche 1846/47 21,400 Thlr., 1857/58 aber 182,962 Thlr. betrugen. Der gleiche Fall fand für Lauenburg statt, wo dieselben von im Ganzen 44,717 Thlr. im Jahre 1847 auf 146,115 Thlr. im Jahre 1858 stiegen, während Hannover zwar eine eigentliche Landtransitabgabe nicht mehr erhob, jedoch in dem zunehmenden Frachtverkehr auf seinen Staatseisenbahnen und deren größerer Rentabilität Ersatz fand. Die Gesammterhebung aber der Flußzölle und der Durchgangszölle auf der Eisenbahn betrug für Mecklenburg und Lauenburg im Jahre 1857 eine nur unbedeutend höhere Summe, als im Jahre 1847, so daß, wenn der überhaupt gestiegene Verkehr mit in Anschlag gebracht wird, mindestens der Wunsch von Seiten dieser Staaten sich klar herausstellt, den Verkehr

ſelbſt zum Vortheil ſeiner Zollclaſſen nicht beſchränken und beläſtigen zu wollen.

Dies nun waren die Verhältniſſe, wie ſie thatſächlich 1850 ſchon beſtanden und heute noch beſtehen. Indem wir gern anerkennen, daß die gedachten Flußzölle mit den auf möglichſte Befreiung der Verkehrswege gerichteten Beſtrebungen der Gegenwart im Widerſpruch ſtehen, wiederholen wir, daß wir jene keineswegs haben an und für ſich vertheidigen, ſondern nur darſtellen wollen. Zugleich war es allerdings unſer Wunſch, die Rückſichtnahme hervorzuheben, welche dieſe Staaten auf den Verkehr inſofern nehmen, als ſie durch denſelben eine Erhöhung ihrer Einnahmen offenbar nicht beabſichtigen. Es iſt nicht zu leugnen, daß eine ſolche Rückſichtnahme an und für ſich auf Anerkennung Anſpruch machen darf. Und je mehr man die Beſeitigung der in Rede ſtehenden Beſchränkungen, wie der particulären Intereſſen unſerer deutſchen Staaten überhaupt, lebhaft wünſchen muß, deſto nothwendiger iſt die klare und vorurtheilsloſe Erkenntniß derſelben, gleichwie die zuvorige Anerkennung der Intereſſen ſelbſt nach dem vollen Werthe, welchen ſie für die einzelnen Staaten haben.

Dieſe Erkenntniß ſchien die im vorigen Jahre nach Hamburg hinberufene Reviſionscommiſſion nicht in genügender Weiſe zu beſitzen. Es handelte ſich offenbar darum, daß ein Weg aufgefunden werde, welcher die niederelbiſchen Staaten zur Herabſetzung des Elbzolltarifs führen könne, d. h. daß für den verhältnißmäßig bedeutenden Verluſt, welchen ſie erleiden würden und aus ihren eigenen Mitteln nicht erſetzen können, eine Ausgleichung gefunden und beſchloſſen werde. Hamburg hatte dies erkannt und brachte im Juni v. J., kurz nach dem Zuſammentritt der Commiſſion, einen Antrag zur gänzlichen Ablöſung der Elbzölle, nach Analogie der Sundzollablöſung ein. Alle anderen Regierungen waren geneigt, über dies Project zu verhandeln, doch ſcheiterte es an dem von Anfang an beigebrachten entſchiedenen Widerſpruch Preußens und Oeſtreichs. Dieſe beiden Staaten brachten an ſeiner Statt nur Zollermäßigungsanträge vor, und obgleich der fiscaliſche Nachtheil der niederelbiſchen Staaten aus der Annahme ſolcher klar vor Augen lag, erklärten ſich dennoch Hannover und Mecklenburg bereit, für eine Reihe von Jahren verſuchsweiſe den Zollſatz im Allgemeinen um $^1/_6$, denjenigen für den Verkehr nach Böhmen hin (ſeiner großen Belaſtung wegen) um $^2/_3$, denjenigen aller niedrigeren Verzollungsclaſſen überhaupt aber nur um $^1/_3$ der normalen Höhe abmindern zu wollen. Gerechterweiſe kann man hierin nur ein bereitwilliges Entgegenkommen erblicken und hätte deſſen Anerkennung erwarten dürfen. Dies geſchah nicht, im Gegentheil wurden jene Ermäßigungen für völlig ungenügend erklärt und ſtatt die Verhandlungen, welchen noch andere Gegenſtände, z. B. die ſehr dringende Correction des Fluſſes,

vorlagen, fortzusetzen, machten die oberelbischen Staaten den Versuch, sie durch die Erklärung zu schließen, daß die Commission bei der Weigerung, die Erhebungen gemäß dem Bedürfnisse des Verkehrs und dem Art. 30 der Elbacte modificiren zu wollen, ihre Verpflichtungen nicht erfüllen könne. Dieser Versuch, rechtlich unbegründet, weil durch ihn ein Zwang auf die Verhandlungen ausgeübt und eine Verpflichtung vorausgesetzt werden sollte, begegnete natürlich der entschiedensten Protestation von Seiten der niederelbischen Staaten. Gleiches war der Fall, als Anhalt, welches bisher eine Ermäßigung des Tarifs beharrlich abgelehnt hatte, auf die Seite der oberelbischen Staaten trat und diese nun den Versuch machten, durch Stimmenmehrheit ihre Gegner zur Bewilligung ihrer Forderungen zu vermögen. Hierdurch konnte nichts Anderes erreicht werden sollen, als die unter allen Umständen ungerechte Verletzung der Rechte Einzelner durch die Mehrheit, abgesehen davon, daß die Revisionscommission zur Fassung giltiger Beschlüsse an und für sich gar nicht berechtigt war, sondern nur zur Begutachtung ihr unterbreiteter Verhältnisse. Trotz aller Protestationen beharrte man aber dennoch auf diesem neuen Modus der Abstimmung, wodurch sich die Commissare der Dissentirenden (niederelbischen) Staaten genöthigt sahen, die Commission ihrerseits für aufgelöst und ihre Vollmachten für erloschen zu erklären. So endigten diese Verhandlungen mit einem Bruch, welcher seiner Zeit (im November vorigen Jahres) so großes Aufsehen und so widersprechende Beurtheilung hervorrief.

Durch das Tagen der — vierten — Revisionscommission ist die rechtliche Seite der obschwebenden Frage, resp. die rechtliche Verpflichtung der Regierungen zur Abminderung der Elbzollsätze oder deren gänzlicher Aufhebung, in den Vordergrund getreten, denn jene Commissare der oberelbischen Staaten brachten zur Begründung ihrer Forderungen und Anträge den Artikel 30. der Elbzollacte wiederholt herbei. Die rechtliche Bedeutung der Angelegenheit ergibt sich aus deren geschichtlicher Entwicklung. Vorerst ist zu bemerken, daß, wenn die Verkehrsverhältnisse durch Zölle und sonstige Abgaben auf eine Weise beschränkt sind, durch welche die segensreiche Entfaltung von Handel und Wandel unterdrückt, mehr oder minder unmöglich gemacht wird, daß alsdann die moralische Verpflichtung der Regierungen, durch Befreiung von solchen Hemmnissen dem Aufstreben ihres Landes zu Hilfe zu kommen, nicht bestritten werden kann und soll. Es kann aber der Maßstab, nach welchem sie in diesem Fall handeln müssen, immer nur ihrer eigenen Ueberzeugung anheimgegeben sein und durch diese wird jene Verpflichtung nur bis zu der Grenze geführt werden, wo sie mit andern höhern oder gleichberechtigten Verpflichtungen zusammentrifft. Ein unbedingtes Aufheben lästiger Erhebungen ist durch sie an und für sich dann noch nicht geboten, wenn durch eine solche dem Lande unverhältnißmäßige Opfer bereitet werden. Es liegt für Mecklen-

burg nicht die Verpflichtung vor, die Summe von 119,077 Thlr., welche es aus dem Elbzoll nur zum geringen Theil von seinen eignen Unterthanen bezieht, gänzlich fallen zu lassen und, da es ihrer für seinen Staatshaushalt nicht entbehren kann, auf die Schultern seiner eignen Unterthanen zu werfen. Für Hannover und Lauenburg ist das Gleiche der Fall. Man mag diese Ansicht eine particuläre nennen und sie ist es allerdings, aber sie ist im Wesen der deutschen Staatentheilung begründet und es können sie, so lange diese besteht, wie sie jetzt ist, sowol die kleinen wie auch die großen Staaten nicht ohne weiteres abweisen. Preußen und Oestreich haben die Elbzölle ermäßigt und aufgehoben, weil sie Gelegenheit hatten, die Abgabe ohne Verlust auf minder drückende Weise durch Einfuhrzölle zu beziehen; sie wünschen nun die Aufhebung jener auch Seiten der übrigen Staaten, damit ihre Schiffahrt und ihr Handel durch sie nicht bedrückt werde. Auch dies ist ein rein particuläres Streben, wenn der zufällige Umstand, daß die Verkehrserleichterung mit allgemeinen Interessen zusammenfällt, gebührenderweise von ihm entfernt wird. Es wäre jedenfalls beiden Ländern zu großes Verdienst zugerechnet, wenn man sagen wollte, daß sie dabei nicht ihre eignen, sondern die allgemeinen Interessen hauptsächlich im Auge gehabt hätten. Die tägliche Erfahrung lehrt, daß wir bis zu diesem Punkt leider noch nicht gelangt sind und in der Elbzollangelegenheit lehrt es Preußen mehr als deutlich.

Mit der Abminderung der Zölle nämlich scheint diesem auch das Interesse für den Fluß, so weit es Geld kostet und nicht andere Länder allein betrifft, abhanden gekommen. Die Stromschaucommission hat sich davon selbst überzeugen müssen, als sie die Elbe auf einem Schiff, welches den statutenmäßigen Tiefgang noch nicht erreichte, zwecks der Besichtigung befuhr. Es ereignete sich dabei, daß sie auf preußischem Gebiet auf den Grund gerieth und somit ihrerseits ein Seitenstück zu den Elbzollverhandlungen im Allgemeinen darstellte. Ueberhaupt waren die Schwierigkeiten, welche sich in den oberelbischen Staaten der Besichtigungsbehörde in den Weg legten, außerordentlich zahlreich und bedeutend, während auch bei dem niedrigen Wasserstand der letzten Jahre die Schiffahrt auf der Niederelbe, wo sie an einigen Stellen bei der Breite und geringen Tiefe des Flusses sehr schwer zu reguliren ist, nicht unterbrochen wurde. Wir wissen zwar, daß Preußen an die Erhaltung des Fahrwassers große Summen gewandt hatte und behaupten nicht das Gegentheil, wol aber, daß es jenes dennoch nicht im wünschenswerthen Stande erhalten. Aus diesem Grunde ist aber eine gänzliche Aufhebung der Elbzölle von vornherein nicht zu befürworten, so lange nicht auch für solchen Fall genügende Garantien für die Unterhaltung der Wasserstraße geboten sind. Eine Abgabe hierzu wird also im Interesse der Schiffer selbst liegen und für den, welcher mit diesem Flusse einigermaßen bekannt ist, bedarf es nicht der

Andeutung, daß dieselbe so gar gering nicht sein darf. In den letzten acht Jahren sind die Klagen der Schiffer umfangreich und zahllos gewesen, da es, eben wegen Vernachlässigung der oberelbischen Fahrstraße, der Schiffahrt selbst unmöglich war, alle ihr zur Besorgung zueilenden Güter zu transportiren und diese zum großen Theil auf die für voluminöse Güter viel theurere Eisenbahn übergehen mußten. Die Denkschrift der hamburger Commerzdeputation, welche diese Verhältnisse berührt, macht deshalb ausdrücklich darauf aufmerksam, daß es durchaus wünschenswerth sein müsse, wenn mindestens eine zur Erhaltung des Fahrwassers genügende Elbabgabe fixirt bleibe. Dies darf nicht übersehen werden und muß die gänzliche Befreiung der Schiffahrt von vornherein unmöglich machen. Werden nun aber die Zölle auf der Niederelbe auf das durch das Bedürfniß des Flusses bezeichnete Minimum herabgesetzt, so geht der Transport in viel höherem Maße als jetzt auf die Eisenbahnen, wodurch die oberelbischen Staaten dann auch direct und indirect höhere Erhebungen haben. Wer will da noch glauben, daß das particuläre Interesse bei den Bestrebungen dieser Staaten ganz verstummt sei?

Die Zollgerechtsame auf der Elbe sind sehr hohen Alters. Anfangs unbedeutende Abgaben wuchsen sie durch kaiserliche Verleihungen heran, und diese waren Aequivalente für im deutschen Interesse errungene Verdienste und gehabte Kriegseinbußen. Am 21. Juli 1546 ertheilte der Kaiser dem Herzog Albrecht von Mecklenburg die Erhebung des Elbzolles als Entschädigung für die Einbußen, welche dieser bei seiner auf kaiserlichen Befehl unternommenen Betheiligung am dänischen Kriege erlitten hatte. — Durch den Abschluß des westphälischen Friedens verlor Mecklenburg an Schweden, wie es in der kaiserlichen Bestätigung wörtlich heißt „das beste Kleinod des Landes", die Stadt Wismar mit dem Amte Neukloster und der Insel Poel, und erhielt dafür die Bestätigung der Elbzollgerechtsame. (Kais. Conf.-Urk. von 1648, 11. März 1651, 17. Juni 1659, 26. August 1693.) Wismar mit den eben gedachten Pertinentien wurde erst im Jahre 1803 von Schweden für die baare Summe von 1,875,000 Thalern wieder erkauft; man kann also wol sagen, daß Mecklenburg wenigstens die Elbzollgerechtsame theuer genug erstanden hat. Jene Summe hat sich in der früheren Zeit aus dem Zoll selbst nicht über 260,000 Thaler verzinst und ist dieser Zins in den letzten Jahren auf 100,000 Thaler gesunken. Im Laufe des 18. Jahrhunderts erlaubten sich freilich manche Staaten, indem sie den Rechtspunkt verkannten, allerlei Uebergriffe, bis dann 1815 die Flußschiffahrt auf Grund der Stipulationen der wiener Congreßacte geregelt und die Rechte der einzelnen Staaten auf die Zollerhebungen bestimmt wurden. Was Mecklenburg betrifft, so erhielt es die Bestätigung seiner Gerechtsame wiederum als Entschädigung, und außer ihr und der Erhöhung seines Fürsten zum Großherzog ging es bei der Länder-

theilung, aus welcher manche Staaten 1815 sich bereicherten, gänzlich leer aus. Mit Hannover war es ähnlich und es bleibt demnach bestehen, daß diese Staaten ihre Rechte theuer erkauft hatten. Sind nun aber die deutschen Bundesregierungen verpflichtet, diese Stipulationen der wiener Congreßacte als wohlerworbene Rechte anzusehen, worüber wol kein Zweifel herrschen kann, so muß dies um so mehr unter den Elbstaaten der Fall sein, welche unter sich noch wieder auf die Schiffahrt bezügliche Verträge schlossen. Diese sind niedergelegt in der Elbschiffahrtsacte vom 23. Juni 1821 und wurden von allen Elbstaaten ohne Vorbehalt ratificirt. Man hielt damals diesen Vertrag, welcher den Gesammtzoll für die ganze Länge des Stromes von 2 Thlr. 8—20 Ggr. auf 1 Thlr. 3½ Ggr. als Maximum herabsetzte, für einen der Schiffahrt sehr günstigen; die Zollhebestellen waren von 35 auf 14 beschränkt und eine Verminderung derselben noch in Aussicht gestellt. Obwol aber der Vertrag als ein „für das Gedeihen des Handels wohlthätiger" (5. Sitzung der Bundesversammlung v. J. 1822) betrachtet wurde und auch wirklich nach seinem Abschluß Handel und Schiffahrt auf der Elbe einen sehr bedeutenden Aufschwung nahmen, hatten doch die contrahirenden Staaten auch für die Zukunft Sorge getragen. Art. 30 der Elbacte setzte fest, daß von Zeit zu Zeit Revisionscommissionen, je ein Bevollmächtigter jeden Staates, zusammentreten, die Beobachtung des Vertrages prüfen, auch „Veranstaltungen und Maßregeln, welche nach neuerer Erfahrung Handel und Schiffahrt ferner erleichtern könnten, berathen" sollten. Eine solche Erleichterung wurde u. a. durch die Additionalacte vom 13. April 1844 beschlossen, nach welcher die Recognitionsgebühr von den Schiffen als solche wegfiel, dem Waarenzoll eingerechnet und eine große Menge von Waaren in passendere Tarifsclassen versetzt wurde. Letzteres geschah jedoch ausschließlich durch Herabsetzung in niedrigere Classen, eine Erhöhung fand nirgend statt.

Aus dem Gesagten ergibt sich zur Genüge, daß die Elbzollintraden den betreffenden Staaten zu finanziellen Zwecken eingeräumt waren. Es folgt dies auch daraus, daß im Art. 111 der wiener Congreßacte sich der durch sie regulirte Rheinschiffahrtsoctroi als norme approximative für die Schiffahrtsabgaben auf anderen conventionellen (mit Verträgen belegten) Flüssen vorgeschrieben findet." Jener aber hatte einen unverkennbar finanziellen Zweck, indem die durch den Reichsdeputationshauptschluß vom Jahre 1803 darauf fundirten Renten als solche durch die Congreßacte bestätigt wurden. Ueberhaupt kann nach den Verhandlungen der Specialcommission des wiener Congresses nicht zweifelhaft sein, daß die Absicht gänzlich fern lag, in den Elbzöllen nur eine Vergütung für die Kosten der Unterhaltung des Flusses und Fahrwassers stipuliren zu wollen. Endlich bezeugt die historische Entwickelung der Zollgerechtsame deutlich, daß von vornherein ein eigentliches

Recht und ein finanzieller Zweck ins Auge gefaßt wurde. Die Ansicht also, daß die Zölle nur zum Zweck der Erhaltung des Flusses erhoben werden, eine Ansicht, welcher sich die oberelbischen Staaten und Hamburg als der mit ihren Interessen übereinstimmenden zuneigen, ist eine irrige und die niederelbischen Staaten sind nicht ohne weiteres zu tadeln, wenn sie an der Zollerhebung als einem Rechte festhalten und die Hebungssumme für ihren Staatshaushalt benutzen. Wäre es nöthig, noch einen speciellen Beweis dafür beizubringen, daß die Elbzölle wirklich einen finanziellen Zweck hatten und haben, so brauchten wir nur darauf hinzuweisen, daß Mecklenburg-Strelitz, welches mit der Elbe gar nicht in Berührung steht, aus der Erhebungssumme zur Vergütung seiner Kriegseinbußen jährlich 9000 Thlr. bekommt, grade wie Mecklenburg-Schwerin aus dem Rheinschiffahrtsoctroi eine jährliche Erhebung von 10,000 Thlr. erhalten hat. Jedenfalls ist so viel gewiß, daß die Elbstaaten an den von ihnen erhobenen Flußzöllen ein Recht an sich besaßen und besitzen und es kann sich bei der Aufhebung oder Abminderung der Zölle nur darum handeln, daß dies Recht auf irgend eine Weise entschädigt werde. Ungerecht aber ist und bleibt es, wenn ein solches Recht durch Zwang, Majorität der Stimmen oder auf sonst eine äußere Weise kurzweg beseitigt werden soll.

Wir konnten bisher zur Auseinandersetzung des Sachverhaltes nur diesen ins Auge fassen und mußten die Wirkung der Zölle auf den Handel überhaupt dahingestellt sein lassen. Da jeder Elbstaat in der Commission eine gleichberechtigte Stimme hat und alle übrigen Staaten das Veto eines einzelnen nicht überstimmen oder gegen dessen Dissens für ihn giltige Beschlüsse fassen können; da ferner die niederelbischen Staaten, für deren Haushalt die Einnahme aus den Elbzöllen von der größten Wichtigkeit ist, um ihrer selbst willen die Aufhebung jener ohne Ersatz nicht acceptiren können, so darf man mit Bestimmtheit behaupten, daß eine Entschädigung allein die Aufgabe derselben erzielen kann.

Die Elbzölle wirken belästigend und in manchen Fällen auch hemmend auf die Schiffahrt und den Handel — dies läßt sich nicht wol leugnen und ist auch von allen betreffenden Regierungen anerkannt. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß die niederelbischen Staaten diese Anerkennung verweigern. Es hat vielmehr ein jeder der letzteren der Verkehrsfreiheit zugestimmt, und nur rücksichtlich seiner Finanzen eine Entschädigung beantragt. Wie schon erwähnt, hält keiner dieser Staaten an den gedachten Zöllen zu dem Zwecke fest, um in ihnen eine Quelle steigender Einnahmen zu haben. Darin aber manifestirt sich schon der gute Wille und hat dies längst gethan, ohne die freiwillige Ermäßigung der Zölle würde sich die Gesammteinnahme aus ihnen von Jahr zu Jahr gehoben haben, und wenn man dies, wie di

Gerechtigkeit fordert, mit in Betracht zieht, muß man wol gestehen, daß zum Tadel nicht unbedingt Grund vorhanden ist.

Der Gesammtbetrag der Elbzölle ist nicht mehr ein bedeutender; er ist von 945,480 Thlr. im Jahre 1845 auf 446,899 Thlr. im Jahre 1858 gesunken. Hierin ist jedoch der stader (brunshauser) Zoll nicht mit eingerechnet, welcher resp. 206,133 und 266,056 Thlr. betrug. Die Summe ist offenbar an und für sich, wenn man von ihr die Verwaltungs- und für die Flußschiffahrt nothwendigen Erhaltungskosten abrechnet, von einer dem großen darüber erregten Streit wenig analogen Bedeutung. Dies um so mehr, wenn man die Ablösung des Sundzolles, dessen rechtliche Basis beharrlich bestritten wurde, mit ihr in Vergleich stellt. Es läßt sich erwarten, daß, wenn der ernste Wille in der That vorhanden ist, auch die Mittel sich aufbringen lassen. Uns konnte es hier nur um die Darlegung des Thatbestandes zu thun sein; wir erkennen dessen lästige Seiten sehr wohl, sind aber doch der Meinung, daß sie, gleich manchen anderen Ausflüssen des Particularismus, nur auf dem Wege der rechtlichen Anerkennung und Vereinbarung gehoben werden können. So weit es sich heute übersehen läßt, findet die Elbzollfrage nur auf diese Weise ihre sichere und schnelle Erledigung, beides, weil im Grunde die Wünsche aller Regierungen ebenso entschieden auf dies Ziel gerichtet sind, wie es die Wünsche aller Urtheilsfähigen überhaupt nur sein können.

Von der preußischen Grenze.

Unter den zahlreichen Angriffen, welche die preußische Politik in der letzten Zeit erfahren hat, ist der schärfste die neuerschienene Vorrede zu einem 1853 herausgegebenen Buch: Grundsätze der Realpolitik, angewendet auf die staatlichen Zustände Deutschlands (Stuttgart, Göpel). Ueber das Buch selbst haben wir hier weiter nichts zu sagen, da es seiner Zeit in den Grenzboten als eine geistvolle Kritik der bestehenden Parteiungen besprochen worden ist, die Vorrede hat das Unglück gehabt, mehre Wochen zu spät zu erscheinen, denn das Verbot der Pferdeausfuhr, welches sie mit so großer Heftigkeit verlangt, ist längst erfolgt. Da aber der Verfasser bei seinem großen Talent allgemeines Gehör beanspruchen kann, und da es nicht ohne Interesse ist, grade der Realpolitik gegenüber die reale Politik gegen das souveräne Gefühl zu vertheidigen, das Gefühl, welches nirgend beredter und kräftiger sich äußert, als in dieser Schrift, so gehen wir ausführlicher darauf ein.

Die Sachlage charakterisirt der Verfasser, und wie wir glauben vollkommen richtig, folgendermaßen. „Oestreich und Preußen, als geborne und nothwendige Nebenbuhler, haben im Allgemeinen wenig Ursache, einander zu unterstützen oder

gar Opfer zu bringen . . . Welchen Grund hätte Preußen insbesondere, die östreichische Herrschaft in Italien zu begünstigen? Wenn Oestreich vor neun Jahren ein Heer gegen Schleswig-Holstein abschickte, so hatte es dabei keinen andern Zweck, als den preußischen Einfluß aus den deutschen Landschaften zu verdrängen, in denen es die dänische Fremdherrschaft wieder herstellte. Und jetzt soll Preußen seine Heere ausrücken lassen, um Oestreich im Besitz seiner italienischen Provinzen zu schützen?" — „Aber nicht genug, daß Preußen, um für Oestreich Partei zu nehmen, Böses mit Gutem vergelten muß, hat es dabei einen Einsatz zu machen, welcher weit größer ist als derjenige, welcher für Oestreich selbst auf dem Spiel steht. Für Oestreich handelt es sich um eine Provinz, deren Verlust es im schlimmsten Fall verschmerzen könnte, für Preußen dagegen um seine ganze Rolle als Großmacht. (Vielmehr um seine Existenz!) Von dem Augenblick an, wo Preußen in den Krieg eintritt, wird der Hauptschauplatz desselben natürlich an den Rhein verlegt werden, und daß Preußen hier auf den wirksamen Beistand Oestreichs mit einiger Sicherheit rechnen könnte, wird ein umsichtiges Urtheil schwerlich zu behaupten wagen. Ein Kampf mit einem übermächtigen Gegner, und für einen Bundesgenossen, der im voraus mit Undank gezahlt, und dessen nachträglicher Undank so gewiß ist wie ein mathematischer Satz, ein Kampf auf Leben und Tod für eine fremde, für eine beinahe feindliche Sache, das ist es, was Preußen mit der östreichischen Bundesgenossenschaft zu übernehmen hat." — Ferner im Folgenden: „Es ist nichts natürlicher, als daß Preußen eifrig bemüht ist, einen Krieg hinterzuhalten, der ihm im glücklichsten Fall kaum einen andern Vortheil verspricht, als die Aufrechthaltung des bisherigen Zustandes der Dinge mit allen seinen Unzuträglichkeiten, schwierigen Aufgaben und Nebenbuhlerschaften." —

Jeder unbefangene Leser erwartet nach dieser sehr deutlichen und sehr sachgemäßen Auseinandersetzung, der Verfasser werde ähnlich schließen, wie die von H. v. Arnim als „unstaatsmännisch und unpreußisch" qualificirte Broschüre: „Preußen und die italienische Frage;" um so mehr, als im Vorigen Sardiniens Sache (freilich nicht seine Mittel) warm gelobt war.*) Man wird also nicht wenig überrascht, als er plötzlich eine ganz entgegengesetzte Wendung nimmt.

„Gleichwol will diese Bundesgenossenschaft mit allen ihren Nachtheilen und Gefahren übernommen sein." Nicht aus andern Gründen, sondern „im eignen unmittelbaren Interesse muß und wird Preußen mit Oestreich gegen Frankreich unter allen Umständen gemeinschaftliche Sache machen. Denn (1,) der Sieg Frankreichs über Oestreich wäre unfehlbar der Anfang des Unterganges Preußens. Ueberhaupt (2,) aber ist die Zukunft Preußens bedingt durch eine endliche Versöhnung mit der öffentlichen Meinung in Deutschland, welche einen Rückfall in die Politik des basler Friedens, gleichviel ob mit Recht oder mit Unrecht (!), wie eine namenlose

*) „Daß Sardinien seit nunmehr elf Jahren und inmitten der schwierigsten Umstände unerschütterlich an dem Gedanken, an dem Entschluß festgehalten hat, Italien von der Fremdherrschaft zu befreien, das ist die Ehre seines Volks und der Ruhm seiner Staatsmänner, und es gehört eine seltene Stupidität oder eine wahrhaft dänische Niederträchtigkeit dazu, dem Nationalpatriotismus der sardinischen Staats- und Volkspolitik nicht blos die verdiente Anerkennung zu verweigern, sondern denselben gar mit Schmach zu überschütten."

Infamie aufnehmen würde. Mit einem Worte, die Neutralität Preußens wäre eine Politik des Wahnsinns."

Schon der — höchst überzeugende und lichtvolle Schluß verräth, daß der Verfasser durch die Heftigkeit seiner Sprache nur seine eigne Unsicherheit betäubt. Während er das, was gegen seine Ansicht spricht, deutlich, correct und mit erwogenen Gründen ausführt, deutet er das, was für sie spricht, nur durch einige oberflächliche Phrasen an, die im Grunde nichts sagen.

Was den zweiten Grund betrifft, die „Versöhnung" mit dem deutschen Publicum, so erlauben wir uns folgendes zu bemerken. — Unsere süddeutschen Freunde überschätzen ihren Einfluß. — Wir wissen sehr gut, daß dort auf Preußen von Weisen und Thoren viel geschmäht wird, wir empfinden es zuweilen mit Schmerz; aber die Vorwürfe, die man uns macht, sind so absurd und lächerlich, daß es von unsrer Seite eine „Politik des Wahnsinns" wäre, uns von diesen Vorwürfen irgend wie bestimmen zu lassen. — Die gute Meinung des deutschen Publicums führt uns heute ebenso wenig auch nur ein einziges Bajonett zu, als sie es zur Zeit der Schlacht von Bronzell gethan haben würde; und die Situation ist zu ernst, es handelt sich in der Gefahr, der wir uns unterziehn sollen, so um unsere Existenz, daß der Applaus oder das Zischen des Parterre uns im Verhältniß dazu ganz gleichgiltig sein kann.

Da nun aber der Vorwurf des Verfassers hauptsächlich die preußischen Kammern trifft, und da nach unsrer Ueberzeugung weder die Kammern noch die Regierung, ohne andere zu beleidigen, über die Motive der preußischen Politik sich aussprechen können, so übernehmen wir es, auszusprechen, was in Preußen jedermann denkt.

So sehr der Kaiser Napoleon jetzt mit uns kokettirt — noch die neuste Moniteurnote ist ja eine Verherrlichung unsrer Unionspolitik — so wissen wir doch sehr wohl, daß es den Franzosen viel mehr um den Erwerb der Rheingrenze, als um einen Beutezug in Italien zu thun ist; wir wissen sehr wohl, daß dieser Instinct des Volks zuletzt den Kaiser bestimmen wird. Freilich würde er unter Umständen den Versuch machen, uns für den Rhein irgend welche Entschädigung anzubieten, da aber Preußen in diese Infamie niemals willigen wird, so sehen wir über kurz oder lang einem ernsten Conflict entgegen; unsere Aufgabe ist nur die, es so einzurichten, daß dieser Conflict in der für uns günstigsten Zeit eintritt.

Wenn Napoleon anstatt mit Oestreich nicht gleich mit uns angefangen hat, so liegt das zum Theil in seinen Beziehungen zu England, zum Theil aber auch darin, daß die öffentliche Meinung einen größern Einfluß auf ihn übt, als man glaubt. Gegen Preußen hat er nicht den geringsten Vorwand, indem er aber die italienische Sache zu der seinigen machte, rechnete er auf die laute oder stille Sympathie aller Völker. Er hat sich darin bitter getäuscht, und wir sind fest überzeugt, daß er in diesem Augenblick, wenn er es könnte, die Sache wieder rückgängig machen würde. Er kann es nicht mehr, wie wir fürchten. Um so freudiger aber würde er jeden Vorwand ergreifen, der Sache eine Wendung zu geben, die mit dem Instinct seines Volks zusammenhinge. Die doppelte Spitze seiner Rüstung ist bereits gegen den Rhein gekehrt und jede Drohung Preußens würde sein Heer in das Herz unseres Reichs ziehn.

Für diesen Fall sind wir nicht blos berechtigt, sondern verpflichtet, von unsern

Verbündeten Garantien zu fordern, daß wir nicht allein die Zeche zu bezahlen haben. Der Realpolitiker sagt zwar in seiner gewöhnlichen bündigen Weise: „wenn man davon spricht, daß Preußen als Gegenleistung für seinen Beistand von Oestreich Bürgschaften dieser oder jener Art verlangen müsse, so würde solchen Hirngespinnsten durch jede Art von Erörterung zu viel Ehre geschehn." Das sind aber blos Worte, und wir wollen statt der Worte die Sachen hervorheben.

Wenn jene Bürgschaft freilich nur in Versprechungen bestände, so würden wir über ihr Gewicht grade so denken, wie der Realpolitiker; wir fordern aber eine Bürgschaft anderer Art.

Wir fordern eine Bürgschaft dafür, daß der Krieg auf eine zweckmäßige Art geführt wird; eine Bürgschaft dafür, daß wir ihn nicht allein zu führen haben; eine Bürgschaft endlich dafür, daß Oestreich oder ein anderer deutscher Bundesstaat nicht auf unsere Kosten Frieden macht, sondern daß wir für unsere grenzenlosen Opfer eine angemessene Entschädigung erhalten.

Ueber die Möglichkeit und sogar Wahrscheinlichkeit dieser Eventualitäten denkt der Verfasser genau so wie wir, es ist also nicht nöthig, mit ihm darüber zu streiten.

Auf welche Weise Oestreich für das Nichteintreten dieser Eventualitäten genügende Bürgschaft leisten will, das zu finden, ist seine Sache, da in diesem Augenblick Oestreich um Hilfe bittet, nicht wir; vor allen Dingen gehörte dazu die Ertheilung des unbedingten Obercommandos an Preußen mit der Berechtigung, gegen jeden General, der Separatinstructionen vorschützt, nach Kriegsrecht zu verfahren. Kann Oestreich für diesen Punkt genügende Garantien nicht bieten, so wäre es von Preußen eine Politik des Wahnsinns, sich freiwillig in die Gefahr zu versetzen, halb zertrümmert die Hilfe des unberührten Oestreich zu erflehen. Es wird sich in diesem Fall vielmehr darauf beschränken, seine Bundespflicht zu erfüllen, d. h. die Grenzen des deutschen Bundesgebiets zu schützen. Dieser Pflicht wird es unter allen Umständen genügen, denn über die Verbindlichkeit der Verträge denkt Preußen ernster als der Realpolitiker. Wenn Preußen den Eintritt dieser Eventualität abwartet, bedarf es weiter keiner Bürgschaften, es nimmt sie dann sich selber.

Freilich widerspricht diese Politik auch unserm Gefühl; auch wir, die wir von Oestreich keineswegs so schlecht denken als sein Anwalt, würden eine vorhergehende Verhandlung mit Oestreich und ein unbedingt gemeinsames Handeln, das wir für sehr möglich halten, vorziehn: wenn man aber darüber klagt, daß diese Einigung nicht zu Stande kommt, so klage man Oestreich an und nicht Preußen.

Was verlangt man denn eigentlich von dem preußischen Landtag? Der preußische Landtag könnte nichts Anderes sagen, als was wir eben gesagt haben, nur mehr oder minder schwarz gefärbt; mit Declamationen, wie wir sie neuerdings wieder in Kassel gehört, ists in Berlin nicht gethan. Wenn aber der Landtag nicht anders reden kann, so ist es nach unserer Ueberzeugung besser, daß er schweigt; die Presse kann die Wahrheit unbedingt aussprechen, weil sie niemand die Verantwortlichkeit aufbürdet, eine politische Körperschaft aber hat Rücksichten zu nehmen.

Freilich sind es grade diese Rücksichten, die den Realpolitiker beleidigen, er äußert sich darüber ziemlich stark. „In einer Zeit, wo ein Wort des preußischen Landtags eine That sein könnte, macht der preußische Landtag den Mann des blechernen Pathos und der schweifwedelnden Phrase zu seinem Wortführer, um seine aller-

unterthänigsten Gefühle zu bezeugen." „Wenn die politische Freiheit und das parlamentarische Recht sich erschleichen ließe, so möchte der von dem preußischen Landtag eingeschlagene Weg zum Ziel führen; da es aber auf dem Gebiet des Staatslebens keinen andern Besitz gibt als denjenigen, welcher mit gewaffneter Hand erobert und mit selbstständiger Macht behauptet wird, so ist es eine falsche Rechnung, wenn der preußische Landtag . . . ein zartfühlendes Stillschweigen über die empörenden Thatsachen der jüngsten Vergangenheit beobachtet." — Die letzte Behauptung ist wol nur daraus zu erklären, daß der Realpolitiker keine Zeitungen liest. Wenn ihm der Landtag über die Thaten der jüngsten Vergangenheit noch nicht laut genug spricht oder schreit, so ist er wirklich schwer zu befriedigen. Man sieht bei ihm aber recht deutlich, wie keiner mehr der Gefahr ausgesetzt ist, in Phrasen zu verfallen als wer fortwährend ausruft: „nur keine Phrasen!" Denn jene Bemerkung über die Nothwendigkeit, die Freiheit mit gewaffneter Hand zu erobern, ist für den gegenwärtigen Fall wirklich eine leere, ja sinnlose Phrase. Wenn der Landtag in der That etwas damit ausrichten könnte, mit Schwert und Spieß vor das königliche Schloß zu rücken, so hätte er jedenfalls jetzt dazu keine Veranlassung, da man ihm von dort aus auf das bereitwilligste entgegenkommt, da die Majorität des Landtags und mit ihm fast das ganze Land mit der Regierung in den Hauptsachen vollkommen einig ist; wenn man in Süddeutschland diese Einigkeit nicht billigt, so ist das bedauern, aber wir werden suchen müssen, es zu ertragen.

Was den Verlauf der politischen Angelegenheiten selbst betrifft, so erkennt die Conferenz über die Donaufürstenthümer, wie wir es voraussagten, die vollendete Thatsache an; mit der schweizer Neutralität haben sich Oestreich und Preußen einverstanden erklärt; über die Präliminarien der beabsichtigten Conferenz wissen wir grade so viel als früher, wir wissen nur, daß statt der Entwaffnung alle Welt die Rüstungen vermehrt. Englands Einfluß ist durch die Ministerkrisis fast ganz paralysirt, Rußland spielt ein verstecktes Spiel; wenn wir von unserm Standpunkt aus an die preußische Regierung eine Interpellation zu richten hätten, so wäre es die, ob sie bereits versucht hat, sich mit den übrigen Bundesregierungen zu verständigen. Diese Verständigung ist nothwendig, da Preußen unmöglich daran denken kann, sich zu isoliren, sie ist möglich, da diesmal glücklicherweise alle diese Regierungen mit Ausnahme Oestreichs ein vollständig identisches Interesse haben. Auch eine Verhandlung mit Oestreich kann nur dann mit einiger Aussicht auf Erfolg versucht werden, wenn vorher die übrigen Regierungen über alle Eventualitäten der Zukunft einig geworden sind. † †

Nachtrag. Die Erklärung, welche soeben die „Preußische Zeitung" über die Anstalten gibt, welche Preußen trifft, um seiner Bundespflicht zu genügen, werden hoffentlich auch in Süddeutschland beruhigend wirken. — Nur noch eine Bemerkung in Bezug auf die Forderungen süddeutscher Blätter, eine gemeinschaftliche Rüstung des Bundes betreffend. Diese kann nur vom Bundestag ausgehn; das Präsidium des Bundes führt Oestreich, und so würde nach einem solchen Vorgang Preußen auf jede Möglichkeit einer Vermittlung Verzicht leisten — die bis jetzt, wie wir von der Pr. Z. mit großer Freude hören, noch nicht ganz abgeschnitten ist. — Die Ereignisse gehn so rasch, daß diese Bemerkung vielleicht antiquirt sein wird, wenn sie im Druck erscheint; jedenfalls scheint sie für das Vergangene nicht überflüssig. † †

Politische Literatur.

Der deutsche Patriotismus vor dem Richterstuhl des französischen Moniteur. — Wien, Manz. — Die kleine Schrift ist im Interesse Oestreichs mehr gegen Preußen, als gegen Frankreich gerichtet. Zwar erhält die preußische Regierung einiges Lob, aber die „preußische Presse" wird für alle Uneinigkeit Deutschlands verantwortlich gemacht. — Ueber die Regierungsmethode des modernen Frankreichs ist viel Richtiges gesagt; und es wäre erfreulich, wenn sich Oestreich ein Beispiel daran nähme, und die beredte Kritik des Absolutismus auf sein eignes System anwendete. Aus den gegenseitigen Anklagen der absolutistischen Mächte ist für den Unbetheiligten viel zu lernen. Der Verfasser stellt den orientalischen Krieg als Resultat der ehrgeizigen Napoleonischen Pläne dar; er sagt zum Schluß: „Das unerwartete Abbrechen des Krieges nach der Eroberung einer halben Stadt und in dem Augenblick, wo man erst große Dinge erwartete, erregte in England und Deutschland eine unangenehme Enttäuschung." Wer gab denn aber das Signal zum Abbrechen? wer entwaffnete zuerst? Uns scheint, es war Oestreich: ist das Gedächtniß wirklich so kurz, daß es nicht über drei Jahre hinausgeht? — Oestreich habe sich in Italien an die Spitze der liberalen Sache gestellt. — „Der Kaiser faßte den hochherzigen Entschluß, ein edles Beispiel zu geben und dadurch alle italienischen Fürsten zur Nachfolge zu ermuntern. In Begleitung seiner Gemahlin bereiste er seine italienischen Provinzen, hielt sich viele Monate dort auf und verkündete eine ausnahmlose Amnestie... Mit erweiterten Befugnissen wurde eine Landesvertretung hergestellt u. s. w." — In der That ist es sehr die Frage, ob die Lombarden weise handeln, auf eine gewaltsame Erschütterung des Bestehenden hinzuarbeiten; aber warum soll Deutschland für die Vernunft der Lombarden eintreten? — Es handelt sich lediglich darum, ob es das Interesse des deutschen Bundesgebiets ist, das am Po verfochten werden soll, und da kommen die östreichischen Publicisten stets auf das Argument zurück: läßt Deutschland Oestreich dies Jahr im Stich, so rückt Napoleon im nächsten an den Rhein. — Aber eröffnet sich der Krieg in Norddeutschland, ehe er in Italien ernstlich losgebrochen ist, so wird er ausschließlich am Rhein geführt; diese Logik der Thatsachen ist deutlicher als die Wahrscheinlichkeit eines Rheinfeldzugs im nächsten Jahr. — „In Süddeutschland erwachte eine so nationale Begeisterung, daß ... es unverkennbar wurde: das Geschlecht von 1813 lebt in seinen Söhnen und Enkeln unverändert fort." Ist das nun Ironie oder Unwissenheit? Das Letztere wäre doch etwas stark! — „Die königliche Regierung in Berlin weiß, daß Oestreich den Rathschlägen seiner Freunde gern Gehör gibt." Weiß sie das wirklich, so verdient sie ernsten Tadel, diese bisher völlig unbekannte Thatsache dem Publicum vorenthalten zu haben. Warum kommt ihr aber Oestreich nicht mit dieser Publication zu Hilfe? — Schließlich wird die Betheiligung Oestreichs am Congreß davon abhängig gemacht: 1) daß Sardinien im Rath der Großmächte keine Stimme hat, 2) daß es vorher entwaffnet. — Die erste Forderung ist vollkommen gerecht, die zweite aber unhaltbar. Einem zehnfach übermächtigen Gegner gegenüber, der — freilich provocirt — zuerst gerüstet hat und mit einer furchtbaren Armee hart an den Grenzen steht, die Waffen zu strecken — so etwas verlangt man erst nach einem entscheidenden Sieg. — Wie es nach der neuesten Depesche scheint, hat man einen Mittelweg gefunden. —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Ueber die rechtliche Stellung der deutschen Juden im Mittelalter.

Sowol von jüdischen, als von christlichen Schriftstellern besitzen wir eine große Reihe von Werken, welche die Geschichte des jüdischen Volks nach der Zerstörung seines Staats und seiner Zerstreuung über die Erde behandeln und sich auch mit ihren Verhältnissen im Mittelalter beschäftigen; ich hebe unter ihnen hervor: Joſt, Geschichte der Israeliten von der Zeit der Makkabäer bis auf unsere Tage in neun Bänden; Depping, histoire des Juifs au moyen âge, auch in deutscher Uebersetzung erschienen; das an Urkunden und Mittheilungen aus Chroniken sehr reiche Werk von Schaab, diplomatische Geschichte der Juden zu Mainz und dessen Umgebung. Aber diese und alle sonstigen Schriften über dies Thema behandeln mehr die Geschichte der jüdischen Gemeinden von einzelnen Orten, ihre gesellschaftlichen Verhältnisse, die Verfolgungen, denen sie Jahrhunderte hindurch ausgesetzt sind, als ihre rechtliche Stellung: sie bildet den Gegenstand der folgenden Mittheilungen. Schon lange vor der Zerstörung Jerusalems durch Titus begann die Zerstreuung des jüdischen Volks; die Juden waren über den ganzen Orient, aber auch in Kleinasien und auf den jonischen Inseln verbreitet und lebten hier unter römischer Herrschaft, vom Kriegsdienst befreit und in der Ausübung ihrer religiösen Vorschriften geschützt. Zu vielen Tausenden wurden sie von Pompejus nach Rom geführt und als Sklaven verkauft; sie erreichten bald eine leidliche Existenz und wurden nach ihrer Freilassung römische Bürger. Aber wesentlich verschlimmerte sich ihre Lage, als die Juden der Heimath sich gegen die Herrschaft der Römer empörten und es begannen seit Tiber die Judenverfolgungen und Vertreibungen aus Rom. Als Titus Jerusalem zerstörte (im Jahre 70 n. Chr.) sollen 97,000 Juden gefangen genommen sein; viele wurden niedergemacht oder starben in Noth, die meisten wurden in die Sklaverei geführt. Jetzt verbreiten sie sich in größerer Zahl nicht blos über Italien, sondern auch in den westlichen Theilen Europas, in Gallien, auf der pyrenäischen Halbinsel und in einzelnen Theilen Deutschlands, ohne daß sich genauer bestimmen ließe, wann sie hierher kamen und was sie hierher

führte. Im römischen Reich war die Stellung der Juden je nach dem Sinn der einzelnen Kaiser und den äußern Verhältnissen verschieden: harte Behandlung und strenge Gesetze wechseln mit mildern Grundsätzen ab. Während in der ersten Zeit des Christenthums die Juden zu Verfolgungen der Christen angereizt hatten, änderte sich ihre Stellung, als mit Konstantin die christliche Religion zur Staatsreligion erhoben wurde. Jetzt gebieten die Concilien die Absonderung der Juden von den Christen, verbieten die Ehen zwischen ihnen, das Zusammenspeisen derselben untereinander, und gestatten nicht, daß Juden christliche Sklaven halten.

Das römische Weltreich wurde zerstört und es entstanden auf seinem Boden eine Reihe größerer deutscher Staaten; in allen treffen wir Juden und es werden ihre Rechtsverhältnisse in den Gesetzen der Burgunder, der Ost- und Westgothen und der Franken erwähnt. Während in dem westgothischen Recht ein bis zum Fanatismus starrer, strenggläubiger Sinn herrscht, welcher sich später in der Inquisition Spaniens auf eine Schauder erregende Weise Geltung verschafft, und das Judenthum hier mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden sollte, scheinen sie bei den Ostgothen eine angesehenere Stellung gehabt zu haben. Wir übergehen diese deutschen Reiche, um nur kurz bei den Franken zu verweilen.

Da die Juden unter merovingischer Herrschaft öfter Beamte gewesen waren, suchte die Kirche ihren Einfluß zu schmälern und entzog ihnen das Zoll- und Richteramt; wiederholt werden die gemischten Ehen zwischen Juden und Christen verboten. Excesse, welche die Juden an christlichen Feiertagen verübt hatten, waren die Veranlassung zu einer Verordnung König Childeberts, daß sie in der Osterzeit sich jeder Gemeinschaft mit Christen enthalten und nirgend auf Straßen oder Märkten „gewissermaßen den Christen zum Spott erscheinen sollten." König Chilperich von Soissons (562—564), welcher mit einem ruchlosen Leben Interesse für die Theologie verband und Schriften über die Dreieinigkeit und Menschwerdung Christi verfaßte, suchte die Juden durch Ueberredung und mit Gewalt zum Christenthum zu führen und zwang viele sich taufen zu lassen. Während seine Nachfolger den Juden eine erträgliche Stellung gewährten, gebot König Dagobert, daß sie sich entweder taufen ließen, oder auswanderten. In wie weit sein Befehl ausgeführt wurde, wissen wir nicht; auffallend ist es, daß auch noch später trotz alles Widerspruchs der Kirche Juden Beamte, besonders Zollbeamte waren. Insbesondere scheint sich unter den Karolingern ihre Lage verbessert zu haben; sie besaßen Häuser und Landgüter. Ja Karl der Große schenkte ihnen so weit sein Vertrauen, daß er einen Juden Isaak mit zwei deutschen Grafen zum Kalifen Harun al Raschid als Gesandten schickte. Wir besitzen einige Bestimmungen von Karl dem Großen und seinem Sohne Ludwig dem Frommen, welche nur gewisse Beschränkungen im Interesse des

Christenthums und der Kirche gegen sie aussprechen: sie sollen kein Kirchengut, Silber, Gold oder sonst etwas, was der Kirche gehört, weder zu Eigenthum noch als Pfand annehmen; die Uebertretung des Gebots wird mit dem Verlust der rechten Hand und des Vermögens bestraft; kein Jude soll einen Christen der Schuldknechtschaft unterwerfen; er soll keine Münze in seinem Hause haben und keine Nahrungsmittel verkaufen.

Nach dem Innern Deutschlands scheinen die Juden erst unter den spätern Karolingern gekommen zu sein; denn in den bis in den Anfang des neunten Jahrhunderts hinein entstandenen Gesetzbüchern der Deutschland bewohnenden Stämme wird der Juden nirgend gedacht. In größerer Zahl scheinen sie sich in Deutschland erst angesiedelt zu haben, als das städtische Leben und der Handel emporkam; in den Städten längs des Rheins und der Donau, wo sie ihren Gewerben am bequemsten nachgehn konnten, werden sie zuerst erwähnt.

Ueberall im deutschen Reiche, mochten sich die Juden in einem Gebiet niedergelassen haben, welches unmittelbar dem deutschen Kaiser unterworfen war, oder in einem Lande oder in einer Stadt wohnen, welche einen besondern Herrn hatten, standen sie unter dem Schutz des Kaisers. Die spätere Sage führte diesen Schutz auf Kaiser Vespasianus zurück, welcher durch Ertheilung desselben dem Juden Josephus seinen Dank dafür bezeugen wollte, daß er seinen Sohn Titus von der Gicht geheilt hatte. Der Grund dieses allgemeinen kaiserlichen Schutzes ist, daß die Juden als Fremde angesehen wurden, welche niemals ein wahres Bürgerrecht in der Gemeinde erwerben konnten, und daher keiner Rechtsgenossenschaft angehörten, innerhalb deren ihre Rechte allgemein geschützt wurden. Ebenso wie der Fremde in der ältern Zeit an sich rechtlos ist, so auch der Jude; er kann nur dadurch eine rechtliche Sicherheit erlangen, daß der Kaiser ihm seinen Schutz angedeihen läßt. Aber der Schutz des Kaisers und später des Landesherrn, hat nicht dieselbe Bedeutung, wie der Schutz des Gesetzes; wenn auch der Kaiser ihn gegen Angriffe von außen her sichert, so bleibt er doch dem kaiserlichen Willen und seiner Willkür schonungslos Preis gegeben.

In den Landfrieden verbieten die Kaiser seit dem Beginn des zwölften Jahrhunderts ebenso die Bedrückungen der Juden, wie der Witwen und Waisen, der Kirchen und der Geistlichkeit. Wer einen Juden in religiösem Fanatismus verfolgt, solle als Landfriedensbrecher, ebenso als wenn er einen Christen verletzt hätte, bestraft werden. Die Kaiser stellen die Juden unter die besondere Obhut ihrer Beamten und begünstigen nicht die Excesse, in welchen Nationalhaß oder religiöse Beschränktheit, Hang zu wilder Grausamkeit oder das Verlangen nach fremden Reichthümern sich Luft machte. Sie versprechen, sich selbst aller Feindseligkeiten gegen die Juden zu enthalten und fordern biswei-

len ihre Beamten auf, sich der Juden anzunehmen, falls sie selbst ihrem Versprechen nicht nachkämen und sich Ungerechtigkeiten gegen sie zu Schulden kommen ließen.

Es waren nicht Motive der reinsten Art, welche die Kaiser sich zu Beschützern der Juden aufwerfen ließen, es ist weniger das Bewußtsein, daß der Jude ebenso gut wie jeder andere im Reiche unter dem Gesetz stehen müsse, als die Möglichkeit, das Schutzverhältniß zum Gedeihen der kaiserlichen Kasse auszubeuten. Abgesehn von den sonstigen Steuern, welche die Juden an Kaiser und Landesherrn abzuführen hatten, zahlten sie dem Kaiser für seinen Schutz ein jährliches Kopfgeld, einen Leibzins, welcher zum Gedächtniß an ihr Verfahren gegen Christus am Weihnachtstag zu zahlen war und den Namen „goldener Pfenning" oder „Opferpfenning" führte. Im Jahr 1342 kam z. B. König Ludwig mit der Judenschaft im Reiche überein, daß jeder Jude und jede Judenwitwe, sobald sie über zwölf Jahr alt sind und ein Vermögen von wenigstens zwanzig Gulden besitzen, ihm jährlich einen Gulden Leibzins zahlen solle. Wegen dieser Abgabe an den kaiserlichen Schatz, an die kaiserliche Kammer heißen die Juden im Mittelalter kaiserliche Kammerknechte (servi camerae imperialis speciales) und die Kaiser nennen sie wol auch, wenn sie von ihnen Geld erhalten haben oder noch verlangen, „ihre lieben Kammerknechte".

Aber es blieb nicht bei dieser festen Abgabe, sondern so wie jeder Grundherr von seinen Bauern und Hörigen dann Geldzahlungen verlangte, wenn er sie brauchte, so hielten sich auch die Kaiser, wenn sie in Geldnoth waren, an ihre Juden, welche auf der einen Seite ihre Kammerknechte und auf der andern die reichen Leute waren. Die kaiserlichen Einkünfte flossen das ganze Mittelalter hindurch bis in die neuere Zeit aus sehr verschiedenen Quellen und wurden, wie es an gleichmäßigen Grundsätzen für die Verwaltung des deutschen Reichs überhaupt fehlte, für die einzelnen Landesherrschaften, Städte, Gemeinden u. s. w. nach besondern Grundsätzen geregelt und durch eigne Vereinbarungen oder Erlasse festgesetzt. So wie der König mit den einzelnen Reichsstädten, welche noch beim Reich geblieben waren, über die jährlich von der Bürgerschaft aufzubringende Reichssteuer verhandelte, so sehen wir ihn auch mit den Juden jeder Stadt, in welcher sie ansässig und ihm steuerpflichtig waren, in Unterhandlung über die von ihnen zu tragenden Abgaben treten, welche dann nicht blos in den Jahren, in welchen sich ein Bedürfniß herausstellte, sondern jedes Jahr als feste Steuer zu entrichten waren. Vergleichen wir die Steuer, welche eine Stadtgemeinde, mit der, welche die Judenschaft derselben Stadt aufzubringen hatte, so erscheint die letztere unerhört hoch, und wir lernen das Interesse der Kaiser würdigen, die Juden als ihre unmittelbaren Unterthanen sich zu erhalten und sie vor jeder anderweitigen Beschwerung ihrer Person oder ihres Vermögens zu schützen. Sie nehmen sich der Juden,

ihrer lieben Kammerknechte, an, um deren Besteuerung als ein kaiserliches Regal für sich allein auszuüben. Ich führe einzelne Beispiele an. Die augsburger Juden zahlten im Jahr 1330 eine jährliche Steuer von 80 Pfund Pfennigen, die Stadt Augsburg in den ersten Decennien des vierzehnten Jahrhunderts nur den fünffachen Betrag, 400 Pfund. — Das gleiche Verhältniß fand im Jahr 1331 zu Nürnberg statt: die Juden zahlen 400 Pfund Heller, die Stadt 2000 Pfund Heller. — Im Jahr 1297 verpfändete König Adolph dem Erzbischof von Mainz seine Juden zu Frankfurt, d. h. die Steuer, welche er von ihnen bezog, für 300 Mark jährlicher Einkünfte und König Albrecht wies im Jahr 1299 demselben Erzbischof noch weitere 500 Pfund Heller auf die frankfurter Juden an; sie zahlten also nach dem damaligen Münzfuß jährlich über 1,100 Pfund Heller, etwa 11,000 Thaler; die Steuer der Stadt betrug im Jahr 1336 nur 960 Pfund, etwa 9,600 Thaler. Mit dem sich immer vermehrenden Bedürfniß der Kaiser und Landesherrn und mit dem zunehmenden Reichthum der Juden wurden ihre Steuern immer mehr erhöht, im Jahr 1349 scheint die Judensteuer Frankfurts bereits 1,520 Pfund, also 400 Pfd. mehr, als funfzig Jahr vorher betragen zu haben.

Urkunden setzen uns in den Stand zu berechnen, wie viel von der Steuer durchschnittlich auf jeden Juden kam. König Rudolf bewilligte einem Grafen, fünf Juden zu halten und bestimmte, daß dieses Recht vom Kaiser mit 300 Mark wieder eingelöst werden könne. Da also die Einkünfte von fünf Juden dem Genuß eines Capitals von 300 Mark gleichgestellt werden und die jährliche Rente damals durchschnittlich den zehnten Theil des Capitals betrug, so bezog der Graf von den fünf Juden jährlich dreißig Mark. Im Jahr 1323 mußte der Jude Lamp zu München dem Kaiser Ludwig dem Baiern für sich und seine Familie jährlich zwanzig Pfund Heller bezahlen; 1357 wurden Juden in die Pfalz aufgenommen mit der Verpflichtung, jährlich zehn florentiner Gulden zu bezahlen.

Die Vereinbarung über die Steuer sollte meistens nur für ein paar Jahr gelten und es fügten die Kaiser derselben bisweilen gleich die Clausel hinzu, daß sie erhöht werden solle, wenn sich die Vermögensverhältnisse der Juden erweislich verbesserten. Und selbst wenn die Kaiser ihnen ihre Rechte verbrieft und Urkunden über ihre Steuerpflicht gegeben hatten, so glaubten sie sich doch durch die Umstände von allen Schranken befreit und machten von ihrem willkürlichen Besteuerungsrecht häufigen Gebrauch. Als Graf Adolph von Nassau zum deutschen König gekrönt war und er die Wirthshausrechnungen in Frankfurt für sich und sein Gefolge nicht bezahlen konnte, wollte er das Geld von den Juden Frankfurts erpressen und wurde nur durch den Widerspruch des Schultheißen verhindert. Als er darauf im Jahr 1297 300 Mark von den frankfurter Judeneinkünften verpfändete, sah er zugleich den Fall vor,

daß er pro tali liberacione dictorum reddituum ab ipsis Judeis ein Subsidium fordern sollte: die Juden selbst müssen also neues Geld aufbringen, damit der Kaiser die verpfändeten Judensteuern wieder einlöse. — König Konrad der Vierte trug im Jahr 1243 dem Burggrafen von Sinzich am Rhein auf, von den Juden zu Sinzich 500 Mark einzutreiben et per captivitatem, si necesse fuerit, extorquere. Die Juden gefangen zu nehmen war ein sehr beliebtes und wirksames Mittel, sei es um sie durch die Gewalt zum Versprechen eines großen Lösegeldes zu nöthigen, sei es um in Ruhe nach den in ihren Häusern verborgenen Schätzen zu suchen. Wie die Verhandlungen mit den Juden geführt sein mögen, ersehen wir z. B. daraus, daß der König Ludwig im Jahr 1338 mit den Juden von Worms übereinkommt, daß sie ihm ihrer Verschuldungen wegen und weil er einen Kriegszug gegen Frankreich unternehmen will, 2000 Gulden in bestimmten Fristen zahlen sollen; das Geld solle der Rath, wenn es nöthig sei, allenfalls mit Gewalt eintreiben. Ihre Verschuldungen werden weniger die Ursache der neuen Steuern gewesen sein, als das Bedürfniß Geld für den Krieg gegen Frankreich zu haben; brauchte man Geld, so fand sich leicht ein Vorwand, es von den Juden einzutreiben. Zur Zeit des Hussitenkrieges forderte der Kaiser im Jahr 1425 von den Juden ein Drittheil ihrer Einkünfte; als Kaiser Maximilian zu einem Kriege gegen Venedig außerordentlicher Geldmittel bedurfte, schrieb er eine Judensteuer für das ganze Reich aus und ließ sie auch von denjenigen Juden erheben, welche vom Reich veräußert waren und den deutschen Landesherrn gehörten. Ja man ging wol in späterer Zeit noch weiter und behauptete, daß die Juden dem Kaiser gegenüber völlig rechtlos seien und der Kaiser bei seiner Krönung ihnen im ganzen Reich ihr Gut nehmen und sie tödten könne, falls sie nicht ihr Leben mit dem dritten Theil ihres Vermögens einlösten.

Wie es mit den meisten Regalien und Reichseinkünften ging, so auch mit den Judensteuern, sie kamen aus der Hand des Kaisers und wurden an Landesherrn und andere Personen, um augenblickliche Bedürfnisse zu befriedigen, verzettelt. Bei ihrer fortwährenden Geldnoth sahen sich die Kaiser oft genöthigt, um für den Augenblick über eine größere Summe gebieten zu können, ihr Besteuerungsrecht der Juden an Landesherrn oder Städte, in deren Gebiet Juden angesessen waren, oder auch an andere Landesherrn zu veräußern. Seit dem Interregnum beginnen diese Uebertragungen des Judenschutzes und werden unter Ludwig dem Baiern und Karl dem Vierten immer zahlreicher. Wenn die Kaiser einem Landesherrn, einer Stadt oder einem ihrer Vasallen eine Schenkung machen, oder ihre Gläubiger befriedigen oder überhaupt schnell zu Geld kommen wollten, so übertrugen sie entweder das Schutzrecht über die Juden eines Orts mit den Einkünften aus demselben, oder wiesen einfach die Zahlung auf ihre Einnahmen aus dem Judenschutzrecht an. Bald geschah die Ueber-

tragung auf Zeit, bald auf immer; bald zu Eigenthum oder Lehnrecht, bald zu Pfandrecht. Auch die Verpfändungen waren im Wesentlichen nichts Anderes als Veräußerungen für immer, denn nur selten kamen bessere, reichere Zeiten für die Kaiser, um die verpfändeten Reichsgüter bei den Gläubigern wieder einzulösen. — Aus den Händen der Landesherrn kam dann der Judenschutz, ebenso wie die andern Regalien, an ihre Vasallen und wurde ein Gegenstand des Verkehrs. Ein Beispiel statt vieler: König Adolph hatte dem Herrn Gotfrid von Merenberg 200 Mark jährliche Einkünfte von den Juden Frankfurts zu Lehen gegeben und dieser wiederum verlieh von ihnen vier Mark dem Ritter Heinrich von Sachsenhausen.

Später versuchten es allerdings die Kaiser, sich wieder in den Besitz dieser wichtigen finanziellen Quelle zu setzen; König Wenzel beanspruchte im Jahr 1383 von allen Fürsten und Städten den zehnten Theil der Juden zu erhalten, aber wir erfahren nicht, daß er in seinem Bestreben besonders glücklich gewesen sei. In der Reichspolizeiordnung von 1548 wurde eingeschärft, daß niemand Rechte über die Juden haben könne, als wer sie von dem Kaiser empfangen habe und sich darüber ausweisen könne.

Den Landesherrn gegenüber war ihre Stellung nicht gesicherter, als dem Kaiser gegenüber. Sie sind jetzt landesherrliche Kammerknechte und zahlen nicht blos die regelmäßigen Steuern, sondern müssen Geld hergeben, sobald die Landesherrn desselben bedürfen. Um sich für die Kosten seiner Reise nach Rom zu entschädigen, ließ der Erzbischof von Magdeburg einmal zur Zeit des Laubhüttenfestes die Juden zu Halle und Magdeburg gefangen nehmen, ihre Häuser erbrechen und ihnen ihr Gold und Silber nehmen. Der Raub wurde auf 100,000 Mark geschätzt. Privilegien, welche man ihnen gegeben hatte, wurden für nichts geachtet und selbst die Kaiser zwangen bisweilen die Juden, die Urkunden herauszugeben, welche sie in Händen hatten.

Kaiser und Landesherrn, welche auf der einen Seite das Vorrecht der Juden, Geld auf Zinsen zu leihen, anerkannten, vernichteten auf der andern Seite zum Vortheil der Schuldner öfter die Forderungen der Juden durch ihren bloßen kaiserlichen Willen. Es spricht sich hier wiederum der Gedanke aus, daß der Jude der unumschränkten Willkür des Kaisers oder Schutzherrn unterworfen ist und daß es in der kaiserlichen und landesherrlichen Machtvollkommenheit steht, die ihm eingeräumten Rechte und Privilegien für nicht gegeben zu betrachten. Derartige Schuldentilgungen waren zunächst eine Erfindung der Päpste: Eugenius der Dritte erließ im Jahr 1147 allen Pilgern, welche das heilige Land zu erobern auszogen, ihre Schulden an die Juden; Innocenz der Dritte gebot im Jahr 1215, den Kreuzrittern, welche zur Zahlung unfähig waren, ein Moratorium zu gewähren und hob für die Zeit ihrer Abwesenheit den Lauf der Zinsen auf. Aehnlich verfuhren Kaiser und Landes-

herrn seit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gegen die Juden. Sie heben zu Gunsten einzelner Landesherrn deren Schulden auf und befehlen den Juden, alle auf dieselben bezüglichen Documente herauszugeben, sie erlassen die Zinsen oder ordnen Theilzahlungen an; ja es tragen selbst geistliche Fürsten kein Bedenken, Schuldner, welche mit ihrem Eide die Rückzahlung von Capital und Zinsen gelobt haben, des Eides zu entbinden. Es befreite z. B. König Ludwig im Jahr 1343 den Burggrafen zu Nürnberg von allen Forderungen, welche mehr als achtzig Juden gegen ihn hatten, und bemerkte zur Motivirung, daß die Juden mit allem ihrem Besitz ihm gehörten und er mit ihnen anfangen dürfe, was ihm beliebe. Noch weiter ging König Wenzel, als er im Jahr 1390 die Judenschulden aller Christen des gesammten Frankenlandes zu tilgen gedachte; seine Absicht war aber weniger, den unglücklichen Schuldnern zu helfen, als des Königs leeren Beutel zu füllen. Er ließ sich nämlich für dieses Privileg von den Reichsständen, den Landesherrn und Städten bedeutende Summen bezahlen und diese erhoben sie wieder von den Schuldnern, so daß die Schuld nur zum Theil getilgt wurde und für das Uebrige jetzt nicht mehr der Jude, sondern der Kaiser Gläubiger war. Eine ähnliche Finanzoperation hatte schon zwei Jahrhunderte vorher König Philipp von Frankreich gegen die Juden unternommen, indem er ihre sämmtlichen Forderungen mit Ausnahme des fünften Theils für erloschen erklärte, welchen er sich vorbehielt.

Freilich verstand es sich von selbst, daß der Jude zu Darlehen nicht gezwungen werden durfte und zum Ueberfluß hob man es noch in besonderen Bestimmungen hervor, aber auch in dieser Hinsicht ging man ohne Bedenken über das Recht hinaus und forderte mit Gewalt, wo es freier Uebereinkunft bedurft hätte.

Nicht dieselbe Stellung wie ein gewöhnlicher Landesherr hatte der Erzbischof von Mainz zu den Juden. Der Schwabenspiegel sagt, der Kaiser solle ihm, seinem Kanzler, alle Juden in den deutschen Landen empfehlen und auch, wenn es nicht geschehe, übe der Erzbischof über sie ein allgemeines Schutzrecht aus. Demgemäß befahl z. B. König Ludwig im Jahr 1337 dem Rath von Frankfurt, dem Erzbischof von Mainz in der Beschirmung der Juden des Reichs beizustehen. Der höchste geistliche Fürst in Deutschland ist es also, welchem die Vertheidigung der der christlichen Kirche so verhaßten Juden anvertraut ist. Meinem Ermessen nach ist diese Pflicht des Erzbischofs damit in Zusammenhang zu bringen, daß er der oberste Beamte des Reiches und wenn dasselbe erledigt oder der Kaiser sonst behindert ist, grade er es ist, welcher die Reichsrechte als Stellvertreter zu verwalten hat. Und in der That hat sich auch der Erzbischof von Mainz bei den schweren Judenverfolgungen zur Zeit der Kreuzzüge der Bedrängten in würdiger Weise angenommen.

Für die Ausübung des Schutzes bezog er den zehnten Theil der kaiserlichen Einkünfte von den Juden, die decima pecuniae Judaeorum, u. s. w. Da es aber schwierig war, die in die kaiserliche Kammer fließenden Steuern genauer zu berechnen, so wurde es später gebräuchlich, dem Erzbischof statt des mannigfachem Wechsel unterworfenen Zehnten eine bestimmte Summe aus dem Staatsschatz zu bezahlen, durch welche er mit allen seinen Ansprüchen abgefunden wurde. Im Jahr 1299 betrug sie 500 Pfund Heller, zehn Jahre später 600 Pfund Heller. Dennoch können wir in erwünschter Weise zugleich das Einkommen des Kaisers von den Juden veranschlagen: es betrug im Jahr 1299 etwa 5000 Pfund Heller, 1303 etwa 6000 Pfund Heller, d. h. nach unserm Gelde etwa 30,000, resp. 36,000 Thaler.

Obgleich die Kaiser ihr Recht des Judenschutzes in vielen Städten oder in größeren Bezirken aus den Händen gegeben hatten, blieb der Judenschutz doch noch immer ein Regal, d. h. es durfte kein Landesherr und keine Gemeinde, in welcher bisher nicht seit geraumer Zeit oder infolge kaiserlicher Genehmigung Juden gesessen hatten, ohne specielles Privileg des Kaisers Juden bei sich aufnehmen. Besonders seit dem dreizehnten Jahrhundert sehen wir viele Gemeinden oder Landesherrn bei dem Kaiser um das Recht sich bewerben, Juden zu halten (Judaeos habere, tenere). Die Kaiser bewilligten es ihnen entweder allgemein oder gestatteten, daß sie eine bestimmte Zahl von Juden, sei es für immer oder nur für eine bestimmte Zeit, pfandweise oder auf Widerruf bei sich aufnehmen durften. Und was die Kaiser den Landesherrn, das gewährten diese dann weiter ihren Landsassen, besonders ihren getreuen Rittern. König Albrecht gestattete z. B. dem Wildgrafen Konrad, drei Juden zu halten, bis das Reich dies Recht mit 150 Mark einlösen würde. König Ludwig erlaubt der Altstadt Brandenburg auf Bitte des Raths und der Einwohner zwei oder drei Juden zu halten; die Grafen von Salm dürfen funfzehn Juden, die von Katzenelnbogen vierundzwanzig Juden auf ihren Gebieten halten, wo sie wollen. Ganz allgemein verlieh Karl der Vierte in der goldenen Bulle den Kurfürsten das Recht Judaeos habere und auch das unechte Privileg für das Herzogthum Oestreich, welches sich für im Jahr 1156 entstanden ausgibt, in der That aber der goldenen Bulle nachgebildet ist, schreibt das Recht des Judenhaltens dem Herzog von Oestreich zu. Bei der Aufnahme der Juden an einen Ort wurde dann regelmäßig zugleich ein Uebereinkommen über die von ihnen aufzubringenden Steuern getroffen.

Ein Grund, warum Landesherrn und Städte die Juden in ihre Gebiete hineinzuziehn suchten, liegt sehr nahe: man vergaß den Nationalhaß und die Verachtung der jüdischen Religion, wenn man reiche Einwohner, welche hohe Steuern zu zahlen im Stande waren, gewinnen konnte. Häufig ertheilten die Kaiser ihre derartigen Privilegien unter besonderer Berücksichtigung eines

Geldbedürfnisses: König Heinrich der Siebente erlaubt einem Adligen, Juden in einer Burg zu halten, um seine Lehen zu verbessern; als zu Frankfurt Schaden an der Mainbrücke geschehen war, gestattete Karl der Vierte, Juden in die Stadt aufzunehmen und mit ihnen sich über die Steuer zu verabreden, ein Theil derselben solle an den Kaiser und seine Gläubiger fallen, der andere von der Stadt zur Wiederherstellung der Brücke verwendet werden. Außer den Steuern an Kaiser und Landesherrn waren die Juden noch manchen sonstigen Abgaben an die städtischen Beamten und für die Bedürfnisse der Städte unterworfen. In Olmütz zahlen sie Communalsteuern, wie alle übrigen Bürger; in Brünn bringen sie den vierten Theil auf pro reparatione murorum et fossati civitatis; in Trier zahlten im zwölften Jahrhundert die Juden an die Münze 150 Mark, an den Erzbischof 6 und an den Kämmerer 2 Pfund Pfeffer. In Köln entrichteten sie für das Geleit in der Diöcese dem Burggrafen jährlich 10 Mark und 6 Pfund Pfeffer. Außerdem waren sie noch dem kirchlichen Zehnten und manchen sonstigen Abgaben unterworfen. Ich hebe den Würfelzoll hervor, welcher an allen mainzischen Zollstätten zu Wasser und zu Lande von ihnen erhoben wurde und weniger den Vortheil des Erzbischofs, als die Demüthigung der Juden bezweckte. Jeder Jude, welcher das Zollamt passirte, mußte drei Würfel, wahrscheinlich zum Andenken daran geben, daß die Kriegsknechte um den Rock Jesu losten. Diese mehr symbolische Abgabe wurde erst im Jahr 1384 aufgehoben. Begab sich ein Jude auf Reisen, so mußte er noch Geld für das Geleit bezahlen, um sicher über die Landstraße zu ziehen und in andern Städten verweilen zu dürfen.

Die Judensteuern waren aber nicht das einzige Motiv für die Landesherrn, Juden in ihrem Lande aufzunehmen. Zu der Möglichkeit, durch rechtliches Verlangen oder widerrechtliche Gewalt den erschöpften Kassen zu Hilfe zu kommen, kam noch die Fürsorge für den Verkehr. Leute, welche Geldgeschäfte betrieben, Geld liehen, Zahlungen vermittelten u. s. w. waren bei dem zunehmenden Verkehr allmälig unentbehrlich geworden. Und wer trieb solche Geschäfte, als grade die Juden? Dies Motiv ergibt sich aus einer Reihe von Privilegien. Der Erzbischof von Speier sagt in dem sehr alten (1084) Privileg für seine Stadt: putavi milies amplificare honorem loci, si et judeos colligerem, und König Johann von Böhmen gestattete im Jahr 1341 der Stadt Budweis in Böhmen, zwei Juden bei sich aufzunehmen, weil die Schuldverhältnisse der Bürger zu auswärtigen Gläubigern viele Ungelegenheiten herbeiführten. Es werden also in den Juden reiche Leute nach der Stadt gezogen, welche aus dem Geldleihen ein Gewerbe machen. So erklärt es sich, wenn bisweilen eine Judengemeinde gegen die Aufnahme von noch mehren Juden protestirt; sie fürchtet durch die größere Concurrenz in ihren Geschäften beeinträchtigt zu werden.

Betrachten wir ferner die Stellung der Juden in den Gemeinden, so hatten sie kein Bürgerrecht, sondern wurden nur als Schutzverwandte betrachtet. Sie nahmen an den Gemeindeversammlungen keinen Theil, leisteten keinen Kriegsdienst, konnten nicht in den Rath der Stadt kommen, keine Gemeindeämter bekleiden und hatten keinen Antheil an der Nutzung der Gemeindegüter. Schon die ältesten kirchlichen Gesetze verbieten die Ehe zwischen Juden und Christen und suchen sie von gegenseitiger Annäherung fern zu halten. Die Juden lebten im Mittelalter abgesondert von den Christen in Wohnung, Kleidung, Gericht u. s. w. und bildeten in den Städten gewissermaßen wieder besondere Gemeinden. Sie wohnten infolge besonderer Bestimmungen in einzelnen, ihnen angewiesenen Straßen und Quartieren, welche auch heute noch den Namen Judenviertel, Judenstraßen führen. Schon im Jahr 1084 erhielten sie zu Speier Wohnsitze extra communionem et habitacionem ceterorum civium und wurde ihr Quartier mit einer Mauer umgeben, um sie vor den Angriffen des Pöbels zu schützen. Josts Ansicht, daß diese Absonderung erst in späterer Zeit erfolgte und in Frankfurt die Juden erst im Jahr 1462 ihr besonderes Judenviertel erhielten, erscheint als unrichtig; denn schon 1280 wird zu Frankfurt ein Fridericus, qui moratur inter Judeos genannt, woraus sich ergibt, daß die Juden ihre besondern Wohnsitze hatten, daß aber auch hier und da unter ihnen Christen wohnten. Man sonderte sie in ihrer Wohnung ab, wol weniger um sie vor den Bedrückungen der Bürger zu schützen, als um das häufigere Zusammenkommen der Christen mit den verachteten Juden zu verhindern. Den Mittelpunkt ihres Quartiers bildete gewöhnlich die Synagoge; außerhalb der Mauern hatten sie ihren besondern Kirchhof.

Aber auch sonst beschränkte man die Gemeinschaft der Juden und Christen. Bereits im achten Jahrhundert verboten Synoden den Christen bei Strafe der Excommunication, sich an den jüdischen Festen zu betheiligen, mit den Juden zusammen zu wohnen, zu baden oder einen jüdischen Arzt zu brauchen. Die Kirchenversammlung zu Wien verbot den Juden den Besuch christlicher Wirthshäuser und Badeanstalten, und bestrafte den Beischlaf einer Christin mit einem Juden an dem letztern mit zehn Mark Silber und an der Christin mit Stäupung und Landesverweisung. Nach dem Schwabenspiegel soll kein Christ bei einem Juden nach jüdischem Gebrauch bereitete Speisen essen, einen Juden zu einer Hochzeit oder einem Gastmahl laden, mit ihm an Feiertagen zusammen baden; die fleischliche Vermischung zwischen Juden und Christen wird mit dem Feuertode an beiden geahndet, da der Christ durch eine solche That seinen Glauben verleugnet. Sehr alt ist die fortwährend wiederholte Bestimmung, daß die Juden keine christlichen Dienstboten haben sollen, weil man die Verführung oder Annäherung zum Judenthum befürchtete. Während der christlichen Feiertage, besonders um die Osterzeit herum, sollen sie ihre

Thüren und Fenster schließen und sich auf den Straßen nicht sehen lassen; ihr Erscheinen wird als Verspottung der christlichen Religion ausgelegt (in contumeliam fidei christianae). Und in der That mag ihr Benehmen an den hohen christlichen Feiertagen dies Gebot gerechtfertigt haben. Schon die Kaiser Honorius und Teodosius rügen es, daß die Juden zum Zeichen ihrer Verachtung des Christenthums an ihren Festtagen ein Kreuz verbrennen, und auch aus Deutschland erfahren wir, daß Juden am Charfreitag sich festlich ankleideten, auf der Straße herumstanden und die Processionen verspotteten. So wie in Spanien unter maurischer Herrschaft die Juden schweinslederne Gürtel tragen und nicht zu Pferde, sondern auf Mauleseln und Eseln reiten sollen, um sich von den Christen zu unterscheiden, so wurden auch in den christlichen Staaten besondere Abzeichen in der Kleidung für sie bestimmt, um sie von andern ehrbaren Leuten zu unterscheiden. Nach dem Schwabenspiegel sollen sie spitze Hüte — das charakteristische Zeichen der Heiden — von gelber Farbe tragen, vielleicht weil gelb die Farbe des Reichs war, damit sie durch dieselbe als kaiserliche Kammerknechte bezeichnet würden. Wer den Hut nicht trägt, wird bestraft; demgemäß wird der Jude mit diesem spitzen weißen oder gelben Hut auch auf den Bildern bezeichnet, welche im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert zum Sachsenspiegel verfertigt wurden. Die Provincialsynode zu Mainz schreibt vor, daß die Männer einen Zirkel gelber Fäden auf der Brust, die Weiber zwei Streifen von Holzfarbe auf dem Kopftuche tragen sollen. Nach der Reichspolizeiordnung von 1530 sollen „die Juden einen gelben Ring an dem Rock oder Kappen allenthalben unverborgen, zu ihrer Erkenntniß öffentlich tragen.“ Und auch außerhalb Deutschlands ergehen ähnliche Vorschriften, in Frankreich im Jahr 1269, daß sie auf Brust und Rücken ein Zeichen scharlachrother Farbe tragen; Philipp der Kühne bestimmte für die französischen Juden ein Horn, welches in den Haaren befestigt und von dem Fiscus gekauft werden mußte. Zu Malta mußten sie unter ihrem Bart ein rothes Zeichen von der Größe des königlichen Siegels tragen; Papst Paul der Zweite befahl ihnen, rothe Mäntel zu tragen und nahm nur die Mediciner und Artisten aus u. s. w. Selbst noch im Tode sonderte man den Juden vom Christen. Als im vierzehnten Jahrhundert zu Brünn ein Jude wegen Diebstahls gehängt wurde, steckte man ihn in eine ganz besondere Kleidung, ut a christianis suspensis discerneretur; zu Nürnberg hing man einen Juden außerhalb des Galgens an einen Balken auf und setzte ihm einen Judenhut mit heißem Pech auf den Kopf. Zu Mainz richtete man im Jahr 1567 für einen Juden einen besondern halben Galgen auf und that ihm, wie es heißt, die Gnade, daß man ihn am Hals und einen schwarzen Hund neben ihm aufhing.

In den Städten bildeten die Juden eigne Gemeinden mit besondern Vorstehern, dem magister Judæorum Archisynagogus, Judenbischof. In Worms

wählten sie sich zwölf Rathsleute, welche zugleich das jüdische Gericht abhielten, aus ihrer Zahl ernannte der Bischof einen Vorsteher, den Judenbischof. In vielen Städten standen sie nicht unter der ordentlichen Obrigkeit, dem Bürgermeister und Rath, sondern unter besondern landesherrlichen Beamten, z. B. in Schlesien unter dem Palatinus, in Thüringen unter einem landesherrlichen Rath.

Da man im ältern deutschen Recht das Princip befolgte, daß der Fremde nicht nach dem Landesrecht, sondern nach dem Recht seines Volks beurtheilt werde, so ließ man auch den Juden, welche immer Fremde, immer Angehörige des jüdischen Volks blieben, den Genuß ihres Rechts. In ihren Privatrechtsverhältnissen konnten sie sich des jüdischen Rechts bedienen, Streitigkeiten untereinander wurden nach jüdischem Recht beurtheilt und, da nur der Jude das jüdische Recht kennt, auch von Juden als Urtheilern entschieden. Nur darin herrschte Verschiedenheit, daß dem Gericht bald ein von den Juden gewählter und von dem Landesherrn bestätigter Jude, bald der Landesherr selbst oder sein Stellvertreter vorstand. Dies jüdische Gericht und Recht konnte aber nur da zur Anwendung kommen, wo Juden unter sich einen Streit hatten, z. B. ein Jude den andern verwundet hatte, oder eine Frage des Erbrechts zu entscheiden war. Streitigkeiten zwischen Juden und Christen und Verbrechen der Juden gehörten vor das allgemeine Gericht der Stadt. Allein die Juden strebten — und zum Theil mit Glück — danach, auch wenn sie von einem Christen beklagt wurden, nur ihrem eignen Gericht zu Recht stehen zu dürfen. Als der Erzbischof von Köln einmal in großer Geldnoth sich befand, sah er sich genöthigt, den Juden das Privilegium zu verkaufen, daß Christen, welche gegen sie Forderungen haben, sich an das Synagogengericht wenden sollten, von welchem keine weitere Appellation stattfinden dürfe. Bald erhob sich wegen dieses Privilegs zwischen dem Erzbischof und dem Domcapitel Zwiespalt, welcher nicht eher ein Ende nahm, als bis der Erzbischof das Privileg zurückgenommen hatte.

Auch was den Proceß, besonders das Beweisverfahren betrifft, bildete man für die Juden besondere Grundsätze aus. Es war eine allgemeine Regel des deutschen Rechts, daß jeder nicht blos von seinen Standesgenossen gerichtet, sondern auch nur von ihnen als Zeugen überführt werden dürfe. Da man nun aber befürchtete, daß der Jude, welcher einen Christen beklagt, schwerlich den Beweis mit lauter Christen würde führen können, und es auf der andern Seite für unwürdig hielt, daß der christliche Kläger den Juden nur mit jüdischen Zeugen überführen sollte, so ließ man für solche Fälle ein aus Juden und Christen gemischtes Zeugniß zu. Sodann wandte man gegen Juden ebenso wie gegen Leibeigne die Tortur als Beweismittel an und bildete für sie einen eignen Formalismus des Eides aus. Eine französische Vorschrift

ſagt, daß man dem Juden, welcher einen Eid leiſtet, einen Kranz von Brombeerſtaude um den Hals hängen, ſeine Knie damit umwinden und eine Brombeerſtaude von fünf Ellen Länge mit tüchtigen Dornen zwiſchen den Hüften durchziehen ſolle. Nach dem Schwabenſpiegel ſoll er auf einer Sauhaut — als Schreckmittel — ſtehen, die fünf Bücher Moſis vor ſich haben und die rechte Hand in das Buch hineinlegen; anderswo heißt es, er ſoll einen grauen Rock auf bloßem Leibe ohne Hemd, ein Paar graue Hoſen ohne Vorfüße tragen, einen ſpitzen Hut auf dem Kopfe haben und auf einer mit Lammblut angefeuchteten Haut ſtehen.

Während der Chriſt bei dem Eide in einfacher Form Gott zum Zeugen anruft, wurden für den Juden eigne, dem jüdiſchen Glauben angepaßte, ſehr ausführliche Formeln mit ſchrecklichen Verwünſchungen ausgearbeitet, von denen wol die ausführlichſte im weſtgothiſchen Geſetzbuch enthalten iſt. Karl der Große ſchrieb dies Formular vor: „So wahr mir Gott helfe, jener Gott, welcher Moſes auf dem Berge Sinai das Geſetz gab; möge der Ausſatz nicht über mich kommen, wie er über Naman Siri kam, möge mich nicht die Erde verſchlingen, wie ſie Dhatan und Abiron verſchlang, ich habe nichts Böſes um dich verdient.“ Ohne die ausführlichen uns ſonſt erhaltenen Formulare anführen zu wollen, theile ich nur noch das Eidesformular mit, welches Erzbiſchof Konrad ungefähr ums Jahr 1160 für die erfurter Juden in deutſcher Sprache beſtimmte: „deſſen dich dieſer beſchuldigt, biſt du unſchuldig, ſo dir Gott helfe, der Gott, der Himmel und Erde ſchuf, Laub, Blumen und Gras, das vorher nicht war. Und ob du unrecht ſchwörſt, ſoll dich die Erde verſchlingen, welche Dhatan und Abiron verſchlang. Und ob du unrecht ſchwörſt, ſoll dich der Ausſatz befallen, der Naman verzehrte und Jezi ergriff. Und ob du unrecht ſchwörſt, ſoll dich das Geſetz vertilgen, welches Gott Moſes auf dem Berge Sinai gab, welches Gott ſelbſt mit ſeinen Fingern auf die ſteinerne Tafel ſchrieb. Und ob du unrecht ſchwörſt, ſoll dich alle Schrift vernichten, welche geſchrieben ſteht in den fünf Büchern Moſes.“

Trotz aller dieſer rechtlichen Zurückſetzung haben die Juden doch durch ihren Reichthum einen größern Einfluß und eine hervorragendere Bedeutung auch im Mittelalter erlangt, als wir nach den vielen Steuern, welchen ſie unterworfen waren, und nach der Verachtung, in welcher ſie lebten, vielleicht annehmen möchten. Trotz aller Verfolgungen, Bedrückungen und Steuern ſind und bleiben die Juden die Reichen; Wohlhabende und Arme mußten in Geldnoth an ſie ſich wenden, um Darlehn gegen ſchwere Zinſen geliehen zu erhalten. Derartige ſociale Schäden ließen ſich zum Vortheil der Chriſten weder durch Bedrückungen und Vertreibungen der Juden, noch durch polizeiliche Vorſchriften heilen. Was helfen Geſetze, wenn die Geſellſchaft krank iſt! Kaum waren die Juden von einem Ort vertrieben, ſo kehren ſie auch ſchon nach kurzer Zeit

dorthin wieder zurück und werden mit neuen Privilegien ausgestattet; kaum haben sie all das Ihrige, Capital und Zinsen verloren, so gewinnen sie doch, da der Wucher unter den gegebenen Verhältnissen nicht zu umgehen war und der Creditlosigkeit erst am Ende des funfzehnten Jahrhunderts durch die Stiftung von Pfandleihbanken begegnet wurde, in wenigen Jahren angestrengter Thätigkeit den ehemaligen Reichthum wieder zurück. Schon durch die Verhältnisse waren sie auf den Handel angewiesen. Das Handwerk war ihnen verschlossen, da es bis in die neuere Zeit hinein zünftig war und niemand es ausüben durfte, als wer in die Zunft, eine streng abgeschlossene Corporation, aufgenommen war. Der Erwerb von Ländereien war ihnen durch kein allgemeines Verbot, sondern nur hier und da untersagt. Wir haben auch Nachrichten, daß Juden bisweilen Gutsbesitzer waren, aber es scheint, daß sie schon damals den Landbau nicht liebten, sondern das Leben in den Städten vorzogen. Der Handel war ihr eigentlicher Beruf; allein auch hier unterlagen sie Beschränkungen, indem ihnen z. B. der Handel mit Nahrungsmitteln, mit Kleidungsstoffen u. s. w. verboten wurde. Ihre Geschäfte waren zweierlei Art: die Einen betrieben Schacher, indem sie von einem Ort zum andern herumziehend kleine, werthlosere Gegenstände verhandelten, — sie waren die verachtetste Classe —; die Andern waren angesessen und machten Geldgeschäfte, wechselten oder liehen Geld auf Pfänder oder ohne Pfand. Der Wucher ist das Gewerbe, in welchem sie privilegirt sind, in welchem kein Christ ihnen Concurrenz machen durfte; er war die Quelle ihres Reichthums, der Grund ihres Einflusses und ihrer Unentbehrlichkeit.

Zinsen zu nehmen verbot sowol der Papst, als der Kaiser, das geistliche und das weltliche Recht. Karl der Große sagte: Justum foenus est, qui amplius non requirit quam praestat, und die Kirche erklärte es für Sünde mehr zu nehmen, als man gegeben hat und schloß den Wucherer von der kirchlichen Gemeinschaft und dem christlichen Begräbniß aus. Dazu kam, daß der Mangel an persönlichem Credit einfache Darlehen selten zu Stande kommen ließ. Wer Geld brauchte, erhielt gewöhnlich ein Darlehen nur dann, wenn er an einem Grundstück ein Pfandrecht bestellte; von diesem den Nutzen zu ziehen, es wie das seinige zu bestellen und so den Ausfall zu decken, welcher durch das Darlehen erfolgt war, war dem Gläubiger unbedenklich gestattet. Hatte jemand eidlich die Zahlung von Zinsen angelobt, so war die casuistisch-sophistische Lehre um ein Auskunftsmittel nicht verlegen, diesen Eid nichtig zu machen. Wer dem Gläubiger versprach, die gezahlten Zinsen nicht zurückzufordern, soll es dem geistlichen Richter bekannt machen und dieser soll dann den Gläubiger ebenso richten, als wenn der Schuldner selbst klagte; Klagen um Zinsen soll der Richter nicht annehmen; von dem Eide, man wolle von den Zinsen niemand etwas sagen, absolvirt der Bischof. Mögen

nun auch Christen bisweilen ihren Vortheil verstanden und Geld auf Zinsen geliehen haben, so war doch der Wucher das eigentliche Geschäft der Juden. Durch die Gebote der Kirche und des kanonischen Rechts nicht eingeschränkt, durften sie, da ohne Darlehen kein Leben und kein Verkehr möglich ist, ruhig das thun, was dem Christen die Kirche als Sünde verbot. Der Jude darf Zinsen, aber keinen übermäßigen Wucher nehmen, welcher des Schuldners Vermögen in kurzer Zeit aufzehrt; der Zinswucher ist sein Privileg, welches ihn für die sonstige Zurücksetzung entschädigt und auch seitdem dem Christen gleichfalls Zinsen gestattet waren, durfte der Jude aus diesem Grunde mehr Zinsen nehmen, als jener.

War schon bei der Pacht, dem Rentenkauf und andern Rentengeschäften des Mittelalters die Rente sehr hoch im Verhältniß zum Capital, oft zwanzig, meistens zehn Procent, so war die Höhe der Zinsen bei Darlehen noch um ein sehr beträchtliches höher und artete für den Schuldner zu der verderblichsten Plage aus. Sie erschien nicht so groß, weil kleinere Darlehen meistens auf kurze Zeit gegeben und die Zinsen wöchentlich gezahlt wurden; indem man aber die Zinsen zum Capital schlug, wuchs die Schuld nicht selten zu einer erstaunlichen und für den Schuldner sehr verderblichen Höhe. Bei dem Mangel an gesetzlichen Bestimmungen über das erlaubte Maß der Zinsen waren die Schuldner rettungslos den Juden verfallen und konnten nur durch Widerrechtlichkeiten, wie jene erwähnten kaiserlichen und landesherrliche Erlasse, von Schulden und Zinsen Erleichterung finden. Fünfundsiebenzig Procent, funfzig Procent jährliche Zinsen gehören durchaus nicht zu den Seltenheiten. Wir führen als Beispiel einen recht drückenden Vertrag an. Es verpfändet jemand seinen Hof für eine bestimmte Summe, verspricht Zinsen, welche etwa hundertdreißig Procent ausmachen würden, und verabredet außerdem, daß wenn die aufgelaufenen Zinsen das Capital erreichen, d. h. also nach neun Monaten, der Jude den Hof als sein Eigenthum behalten und für die übrige Schuld das sonstige Vermögen des Schuldners angreifen dürfe. Erst spät trat die Gesetzgebung dem unbeschränkten Wucher gegenüber und setzte einen Zinsfuß fest, welcher aber im Verhältniß zu dem heutigen als enorm bezeichnet werden muß. Auf dem Städtetage zu Worms wurde im Jahr 1255 beschlossen, daß, da christliche Wucherer mit Excommunication bestraft und zur Restitution der Zinsen angehalten würden, der Jude von einem Pfund zwei Pfennige Zinsen wöchentlich nehmen dürfe, d. h. etwa funfzig Procent jährlich. Demgemäß wurde der Zinsfuß in vielen Städten Baierns, Oestreichs, Schwabens u. s. w. durch Gesetz oder Privileg fixirt, nur kam hier meistens hinzu, daß sie von auswärtigen Schuldnern höhere Zinsen nehmen dürften, gewöhnlich fünfundsechzig Procent. Auch suchte man zu großen Bedrückungen durch die Vorschrift vorzubeugen, daß die Schuldbriefe jährlich oder innerhalb einer kurzen Reihe

von Jahren zu erneuern seien, um in Kraft zu bleiben: man gedachte so dem verborgenen Ansammeln von Zinsen und Zinseszinsen zu begegnen.

Natürlich wurde auf diesem Wege der Hilflosigkeit armer Schuldner nicht abgeholfen und man griff jetzt zu radicaleren Mitteln, durch welche man allerdings den Juden schadete, aber das Uebel, welches in den socialen Gesammtverhältnissen seinen Grund hatte, nicht beseitigte. Man vertrieb die Juden, sah sich aber bald nach einigen Jahren wieder genöthigt, sie bei sich aufzunehmen, oder man versagte ihnen ganz und gar, Geld auf Zinsen auszuleihen. Die Reichspolizeiordnung von 1577 bestimmte endlich auch für die Juden den Zinsfuß auf fünf Procent.

Abgesehen von dem Wucher bei kleinen Darlehen mit dem Versprechen wöchentlicher Zinsen, streckten die Juden auch den Kaisern, Landesherrn u. s. w. große Geldsummen vor, bei welchen sie sich jährliche Zinsen versprechen und bedeutende Unterpfänder geben ließen. War der Geldbeutel der hohen Herrn erschöpft, so machten sie bei den Juden große Anleihen, welche zu derartigen ausgedehnteren Geschäften in Compagnien zusammentraten. So verpfändete z. B. König Ludwig im Jahr 1315 die Stadt München auf sechs Jahr an einige Juden, d. h. ertheilte diesen das Recht, für diese Zeit die Einkünfte aus der Stadt zu beziehen, welche sonst in des Königs Kammer flossen. In demselben Jahr verbürgt sich die Stadt Eßlingen für die Summe, welche der König den Juden zu Ueberlingen schuldig ist. Der Rheingraf bat im Jahr 1296 den König Adolph, einen Zoll, welchen er vom Reich zu Lehen hat, an einen Juden aus Oppenheim für dreihundert Mark auf sechs Jahr verpfänden zu dürfen. Der Herr von Limburg verpfändet im Jahr 1316 an zwei Juden aus Wesel seine Burgmannen, Schöffen und Bürger zu Limburg, welche also mit ihrem gesammten Vermögen für die Schuld verhaftet sind. Eine solche Verpfändung von Einkünften hatte bald den Sinn, daß die Juden aus ihnen sich für die Schuld und Zinsen bezahlt machten, bald daß die Einkünfte statt der Zinsen erhoben wurden. Aber auch kostbare bewegliche Gegenstände wurden verpfändet; so lieh der Erzbischof von Mainz die Kleinodien vom Domcapitel und ließ sich darauf von zwei mainzer Juden ein Darlehn von 1160 Gulden auszahlen.

Da sie überhaupt im Mittelalter die Finanzmänner waren, so übertrugen ihnen häufig Kaiser und Landesherrn die Einkassirung von Steuern, und zwar nicht blos der von den Juden, sondern auch der überhaupt von einem Bezirk aufzubringenden Abgaben. Wegen ihres Reichthums, ihrer Kenntniß der Hilfsquellen, ihrer Gewandtheit in der Ueberwindung schwieriger Verhältnisse, aber auch wegen ihrer geringern Scheu vor krummen Wegen und der öffentlichen Meinung wußten sie das Vertrauen der Großen und eine einflußreiche Stellung zu gewinnen. In Polen und Ungarn wurden sie mit der Verwaltung

der Staatseinkünfte betraut; aber auch in der Mark hatte z. B. Ludwig der Römer einen Hofjuden Fritzel, welcher in seinem Gefolge war und später auch ein Amt in Spandau erhielt.

Auch noch in anderer Beziehung, als was ihre Darlehen betrifft, waren die Juden durch das Recht privilegirt. Es galt in Deutschland im Allgemeinen der Satz, daß wer in den Besitz einer gestohlenen oder geraubten Sache — und mochte es auf die redlichste Weise geschehen sein — gekommen war, dieselbe dem Eigenthümer oder einem andern Kläger, welcher ein stärkeres Recht nachwies, herausgeben mußte, ohne Anspruch auf den Ersatz des Kaufgeldes zu haben, für welches er sie erwarb, oder des Darlehens, wegen dessen sie ihm verpfändet wurde. Nur zu Gunsten der Juden machte man eine Ausnahme. Da sie gewerbsmäßig Sachen kauften oder Geld auf Pfänder liehen, so galt es als Beeinträchtigung ihres Geschäfts, wenn man sie denselben strengen Grundsätzen unterwerfen wollte. Man hielt es für eine Unmöglichkeit und unzweckmäßige Beschränkung des Verkehrs, wenn der Jude jedesmal zuerst untersuchen sollte, ob der Verkäufer oder der Verpfänder auch auf rechtmäßige Weise in den Besitz gekommen sei, und verpflichtete ihn daher nur dann die Sache dem Eigenthümer herauszugeben, wenn ihm dieser seinen Aufwand ersetzte. Zuerst wird dies Vorrecht in dem Privileg für die Juden Speiers vom Jahr 1090 erwähnt: wenn ein Jude die bei ihm gefundenen gestohlenen Sachen gekauft zu haben behauptet, kann er mit seinem Eide die Höhe des Kaufpreises erhärten und gibt sie nur gegen Erlegung desselben heraus. Vorausgesetzt wird dabei aber immer, daß der Jude von dem vitium der Sache keine Kunde hatte, und einen Eid leistet, er habe nicht gewußt, daß sie gestohlen oder geraubt sei. Die Gesetze enthalten einzelne Bestimmungen, nach denen eine Präsumtion für den redlichen oder unredlichen Erwerb entstehen soll. Gegen den Juden wird vermuthet, wenn er Kirchengut kauft oder als Pfand nimmt, Kelche, geistliche Bücher, Meßgewänder; kann er sich über den redlichen Erwerb nicht ausweisen, so wird er als Dieb bestraft. Er soll auf kein blutiges oder nasses Gewand Darlehen geben; er soll nicht Leuten, welche als Räuber oder Diebe verdächtig sind, Geld auf Pfänder leihen. Es entsteht ein Verdacht, wenn er die Sache nicht unverhohlen und unverstohlen bei Tageslicht, sondern bei verschlossenen Thüren kauft.

Einzelne den Juden wohlgesinnte Rechte heben auch diese Beschränkungen auf; so bestimmte der Erzbischof von Mainz im Jahr 1517, als er einem Juden den Aufenthalt zu Mainz gewährte, daß er auch auf Sachen, welche er für gestohlen erachtet, Geld leihen oder sie kaufen dürfe und daß dann der Eigenthümer sie von ihm lösen müsse. Dieses ganze Vorrecht hob die Reichspolizeiordnung von 1577 auf: werden in ihrem Besitz gestohlene Sachen gefunden, so sollen sie sie ganz ohne alle Entschädigung herausgeben.

Sie besaßen noch weiter Vorrechte im Mittelalter: wird über die Höhe des Darlehens gestritten, so beschwört sie der Jude, wenn nicht der Schuldner den Beweis mit christlichen und jüdischen Zeugen leisten kann. Hatte ein Christ eine Sache verkauft und erhob sich zwischen dem Käufer und einer dritten Person Streit über das Recht an der Sache, so mußte der Verkäufer den Käufer im Proceß vertreten und ihm Gewährschaft leisten. Von dem Juden, welcher auch gestohlene Sachen kaufen kann und sie nicht unter allen Umständen herauszugeben braucht, kann man nicht dasselbe verlangen: er leistet Gewährschaft, wenn er will.

Während also das Privatrecht des Mittelalters ihnen manche Vortheile gegen die Christen gab, schränkte die spätere Reichsgesetzgebung sie immer mehr ein. Forderungen gegen Christen sollen sie nicht an andere Christen cediren dürfen, weil der Christ eine angesehenere Person ist und Mittel in den Händen hat, den Schuldner mehr zu bedrängen. Um jedem betrügerischen Geschäft zu begegnen, sollen die Juden, ebenso wie man für die Bauern die Gerichtlichkeit der Verträge bestimmte, ihre Obligationen vor der christlichen Obrigkeit aufrichten.

Dies war die rechtliche und materielle Stellung der Juden im Mittelalter. Aber weder die Gesetze, noch der kaiserliche Schutz, noch ihr Reichthum konnte sie der Verachtung und dem Hasse entziehen, mit welchem das niedere Volk sie verfolgte. Wenn auch der Kaiser und die größeren Landesherrn sie zu schützen und Excesse gegen sie nicht zu begünstigen pflegten, so erging sich doch die bis zum Fanatismus intolerante Geistlichkeit, der rohe und beutelustige Adel und der auf ihre Reichthümer neidische, von ihrem Wucher hart bedrängte niedere Bürgerstand in den grausamsten Gewaltthaten gegen sie. Bis zum Ende des elften Jahrhunderts scheinen sie überall in Deutschland ein ziemlich friedliches, gesichertes Leben geführt zu haben; von dieser Zeit an beginnen im Gefolge der Kreuzzüge die barbarischesten Verfolgungen in allen Städten, in welchen sie in größerer Zahl angesessen waren. Sie werden aus ihren Wohnsitzen vertrieben, ihre Güter confiscirt, ihre Häuser den Flammen Preis gegeben; zu Hunderten, ja Tausenden werden sie niedergemacht oder sterben den Feuertod; die Synagogen reißt man nieder, um an ihrer Stelle christliche Kapellen zu erbauen, ja selbst die Leichensteine ihrer Todtenhöfe verwendet man mit Erlaubniß der Landesherrn zum Festungsbau. Um das Judenthum ganz zu vernichten, nimmt man ihnen ihre jungen Kinder, tauft sie und erzieht sie zum christlichen Glauben. Man scheute keine Gewaltthat, kein Verbrechen und nirgend tritt die Gewalt der Kaiser oder der Landesherrn den maßlos verübten Greueln kräftig gegenüber, nirgend wird ein strenges Strafgericht über die Mörder und Räuber abgehalten; die

allgemeine Strafloſigkeit und die einmal bewieſene Schwäche läßt noch immer neue Gewaltthaten erſtehen.

Werfen wir zum Schluß noch einen kurzen Blick auf die Judenverfolgungen und ihre Motive, ſo ſehen wir, daß, was in Deutſchland geſchah, nicht allein für ſich daſteht, ſondern die Rohheit der Zeit gleiche Gewaltthaten in Italien, Frankreich und England erzeugte und überall dieſelben Motive entwickelte.

Als im Jahr 1096 unter Anführung des Peter von Amiens der Zug der Kreuzfahrer, zum großen Theil aus Abenteurern und Habenichtſen beſtehend, wegen des Gott wohlgefälligen Werks mit Ablaß für jede Sünde ausgeſtattet, durch die Moſel- und Rheingegenden hinzog, glaubten ſie die Bekehrung der Ungläubigen und die Verbreitung des Chriſtenthums gleich mit der Verfolgung der Juden beginnen zu können. Die zügelloſeſte Wuth gegen die Juden war ein Vorſpiel zur Eroberung des heiligen Grabes; ſie behaupteten Gottes Befehl zu folgen, wenn ſie ſo ihren Zug gegen die Feinde des chriſtlichen Glaubens eröffneten. In Trier, Worms, Mainz, Köln, aber auch an der Donau, in Ungarn, Böhmen und Baiern begegnen wir den gräßlichſten Scenen, welche Tauſenden das Leben koſteten oder ihr Vermögen raubten. Gier nach dem Gelde, welches die Juden in reicher Fülle beſitzen und durch Wucher erworben haben, das Verlangen, durch den Tod der Gläubiger von allen Schulden befreit zu werden, der Haß gegen das Volk, deſſen Vorfahren vor mehr als tauſend Jahren Chriſtum gekreuzigt haben, gegen welches ſein Blut zum Himmel ſchreie, das ſind die Motive, welche das zuſammengeleſene Heer und den Pöbel der Städte zu jenen Greueln entflammten.

Mit Gewalt verlangte man ihren Uebertritt zum Chriſtenthum, aber nur ſelten zogen ſie die Taufe dem Tode vor und bewieſen überhaupt einen Muth und ein treues Feſthalten an dem Glauben ihrer Väter und an dem, was ſie für recht hielten, wie es nicht auf jedem Blatt der Geſchichte zu finden iſt. Nicht blos bei den jüdiſchen Geſchichtſchreibern, ſondern auch in den allgemeinen Chroniken chriſtlicher Schriftſteller begegnen wir vielen großartigen Zügen, welche beweiſen, daß auch damals das tief verachtete jüdiſche Volk reich an edeln und energiſchen Charakteren war.

Die zweite allgemeine Verfolgung begann im Jahr 1146 mit dem zweiten Kreuzzug. Ein Mönch Rudolph predigte in den Rheingegenden den Kreuzzug, aber auch die Verfolgung der Juden, und wenn auch der Abt von Cluny, Peter der Einſiedler in ſeinem Schreiben an Ludwig den Achten vom Morden abrieth, ſo erläßt er doch die allgemeine Aufforderung, ihnen ihren übel erworbenen Reichthum zu nehmen. König Konrad und die Erzbiſchöfe von Köln und von Mainz nahmen ſich der Juden, ſo viel es an ihnen lag.

an und ſuchten die Wuth der Verfolger von ihnen abzulenken; aber was vermochte ihr Anſehen, da die Leidenſchaften wild entfeſſelt waren?

Als im Jahr 1161 in Böhmen eine anſteckende Krankheit ausbrach und am Anfange verhältnißmäßig wenige Juden dahinraffte, beſchuldigte man ſie, die Brunnen und Quellen vergiftet zu haben, verbrannte fünfundachtzig Juden und warf ihre Aſche in die Moldau. Am Ende des dreizehnten Jahrhunderts durchzog ein Ritter, Rindfleiſch mit Namen, die Städte Frankens und Schwabens, ſammelte große Volkshaufen um ſich und forderte zur Vertilgung der Juden auf. Einen gleichen Raub- und Mordkrieg unternahm im Jahr 1337 in den Rheingegenden ein Bauer Armleder aus dem Naſſauiſchen, an der Spitze einer Rotte von Bauern und Edelleuten.

Die allgemeinſte Verfolgung fand aber in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zu gleicher Zeit in Italien, Frankreich und Deutſchland ſtatt. Als die verheerende Peſt, eine bis dahin ungekannte Krankheit, in allen Theilen Europas ihre zahlreichen Opfer forderte, da ſollten es, ebenſo wie in unſerm Jahrhundert beim Ausbruch der Cholera, die Juden ſein, welche die Brunnen vergiftet hatten, um ihre Feinde, die Chriſten zu tödten. In allen Ländern des Abendlandes beherrſchte derſelbe Wahn das Volk und erzeugte die zügelloſeſten Verfolgungen. Man ſpannte die Juden auf die Folter und erhielt das gewünſchte Geſtändniß, daß ſie dieſe Krankheit durch einen Giftſtaub erzeugt hätten, man fand in den Brunnen Säckchen mit Gift und der Beweis, daß die Juden die Thäter ſeien, war leicht geführt und die Verfolgung gerechtfertigt.

Aber auch andere Vorwände wurden geſucht und gefunden, um ihnen nach dem Leben und Vermögen zu trachten. Jahrhunderte hindurch wirft man ihnen in den verſchiedenſten Theilen der Welt dieſelben Verbrechen gegen das Leben der Chriſten und die Heiligkeit der chriſtlichen Religion vor, ſei es aus irrgeleitetem, abergläubiſchen Fanatismus, ſei es mit Bewußtſein der Lüge aus böswilliger Verfolgungsſucht. Seit dem dreizehnten Jahrhundert kehren immer dieſelben Anſchuldigungen wieder, zu welchen die Juden wol nur in den ſeltenſten Fällen einen Anlaß gegeben haben mögen. Einſichtige Kaiſer und Landesherrn, vorurtheilsfreie Männer, ja ſelbſt die Päpſte treten dieſen Behauptungen entgegen, um ihre Grundloſigkeit darzuthun: aber in einer Zeit allgemeiner Rohheit und Verfinſterung vermag das Wort der Höchſten und Erſten nichts gegen den allgemeinen Aberglauben.

Beſonders häufig iſt die Beſchuldigung, daß ſie Chriſtenkinder zur Zeit des Paſſahfeſtes getödet hätten, um ſich mit ihrem Blut zu beſtreichen. Als eine ſolche Klage im Jahr 1236 vor Friedrich den Zweiten kam, erklärte der freigeiſtige Kaiſer zuerſt, man ſolle die Kinder beerdigen, und als die Kläger

sich bei dieser Antwort nicht beruhigen wollten, legte er den Theologen die Frage vor, ob die Juden glaubten Christenblutes zu bedürfen; als sie ihm verneint wurde, wies er die Ankläger zur Ruhe. Ihres großen Interesses wegen theile ich noch eine Verordnung des Papstes Innocenz des Vierten vom Jahr 1247 mit: „Wir haben jämmerliche Klagen der Juden Deutschlands vernommen, wie manche geistliche und weltliche Fürsten und andere Adlige und Machthaber in euren Städten und Diöcesen gegen sie gottlose Anschläge erheben und die verschiedensten Anlässe suchen, um ihre Güter sich auf unrechtmäßige Weise anzueignen, ohne zu bedenken, daß gewissermaßen aus ihren Archiven die Zeugnisse christlichen Glaubens hervorgingen. Während die heilige Schrift unter anderm sagt: Du sollst nicht tödten, und ihnen verbietet, am Passahfest etwas Todtes zu berühren, erheben jene die falsche Beschuldigung, daß sie am Passahfest das Herz eines gemordeten Kindes genössen und legen ihnen den Mord zur Last, wenn irgendwo ein Leichnam gefunden wird. Solche und andere Vorwände nehmen sie, um sie wüthend zu verfolgen; ohne Anklage und ohne Geständniß, gegen die Bestimmungen des apostolischen Stuhls, gottlos und wider Recht berauben sie sie ihres Vermögens, bedrängen sie mit Hunger, Gefängniß und andern Qualen, unterwerfen sie den verschiedensten Strafen und tödten ihrer viele auf die gräßlichste Weise, so daß die Juden unter der Herrschaft dieser Fürsten, Gewalthaber und Adligen ein schrecklicheres Loos haben, als unter Pharao in Aegypten, und gezwungen werden, die Wohnorte zu verlassen, an denen ihre Vorfahren seit Menschengedenken gesessen haben. In der Furcht vor gänzlicher Vernichtung haben sie sich an die Vorsehung des apostolischen Stuhls gewendet" u. s. w. Der Papst empfiehlt darauf die Juden dem Schutze der Fürsten und verbietet alle fernern Verfolgungen.

Insbesondere suchte man die Wuth des Volks durch die Beschuldigung zu erregen, daß sie sich auf unrechtmäßige Weise geweihte Hostien verschafft und mit ihnen ihren Spott getrieben hätten; sie sollen sie durchstochen haben, bis viel Blut geflossen, oder gepeitscht, bis sie den Blutsturz bekommen; sie hätten eine Hostie in einen Kessel mit siedend heißem Wasser geworfen und seitdem schwimme das Jesuskind oben auf, ohne daß es möglich sei, es unterzutauchen; ein Jude soll auf ein Frescobild geschlagen haben, welches die Mutter Gottes darstellt und aus der Mauer Blut geflossen sein. Hier und da mögen Juden in ihrem Haß gegen die Christen die Heiligthümer ihres Glaubens profanirt und Anlaß zu blutigen Scenen gegeben haben; ebenso gewiß ist es aber auch, daß die Priester selbst Hostien befleckten, um die That den Juden zur Last legen zu können.

Mögen wir nun auch in Deutschland in dem Bewußtsein leben, daß bei uns diese Zeiten vorüber sind, und ein Geist größerer Humanität und aus-

gebreiteterer Bildung ſolche Greuel unmöglich macht, ſo führe ich doch zum Schluß noch ein, wie es ſcheint, wenig gekanntes Schriftchen vom Jahr 1846 an „Anklagen der Juden in Rußland wegen Kindermords, Gebrauchs von Chriſtenblut und Gotteslästerung", woraus wir erfahren, daß auch noch in dieſem Jahrhundert in Rußland Proceſſe gegen Juden, denen der Mord von Chriſtenkindern, der Raub und die Entweihung von Hoſtien und Meßgewändern Schuld gegeben wird, nicht zu den Seltenheiten gehören. Obgleich ein kaiſerlicher Ukas vom Jahr 1817 verbietet, ſolchen Anklagen der Juden wegen Gebrauchs von Chriſtenblut Gehör zu ſchenken, begann im Jahr 1823 ein derartiger Proceß gegen dreiundvierzig Juden zu Weliſch im Gouvernement Witebsk wegen eines ermordeten Chriſtenknaben, dem alles Blut abgezapft ſei; er wurde zwölf Jahre hindurch in den verſchiedenſten Inſtanzen geführt und endete erſt im Jahr 1835 mit der gänzlichen, vom Kaiſer beſtätigten Freiſprechung wegen Mangel alles Beweiſes. St.

Südweſtdeutſche. Bedenken.

Der zweifelhafte Congreß über die italieniſche Frage hat jedenfalls nicht blos diplomatiſche Vortheile für die Klarſtellung der Streitobjecte, ſondern auch für die Verſtändigung über die Mißverſtändniſſe zwiſchen zuſammengehörigen Nationalintereſſen. So viel Zeit läßt er uns jedoch nicht übrig, um ſentimentale Klagen darüber zu erneuen, daß es bei der erſten Gelegenheit, da es gemeinſames Beſchließen und einheitliches Handeln gilt, zwiſchen den Deutſchen abermals erſt der Verſtändigung bedarf, daß, während wir im Was zuſammenſtimmen, das Wie einen beinah ſpaltenden Hader heraufbeſchwor. Man muß die Dinge eben nüchtern nehmen, wie ſie ſind, nicht wie ſie ſein könnten und ſollten. Wir haben kein Geſammtorgan zu ſtetiger gegenſeitiger Vertretung des deutſchen Nordens, Südens, Oſtens und Weſtens. Dies weder in der Preſſe, noch in der politiſchen Organiſation. Am erſtern Mangel iſt das Publicum ſelbſt Schuld. Denn wer nur einigermaßen verſirt iſt in der Tagespreſſe, der weiß auch, daß in den alltäglichen Zeiten ſtillen Dahinlebens die nord- und mitteldeutſchen Zeitungen den deutſchen Südweſten nicht blos als ſolchen, ſondern ſelbſt als Baiern, Würtemberg, Baden u. ſ. w., blos höchſt gelegentlich und beiläufig abthun, während die ſüdweſtdeutſche Preſſe ihrerſeits blos die Hauptorte Mittel- und Norddeutſchlands, jedoch nicht

als solche, sondern als specifisch preußische, sächsische, hannoversche ꝛc. Hauptpunkte im Auge hält. Das Publicum beider Hälften des Vaterlandes gegenseitig auf dem Laufenden ihres ganzen Lebens zu erhalten, versäumt man hier wie dort; ja der gesammte Südwesten und Süden Deutschlands besitzt nicht einmal ein Organ, welches sich der Aufgabe vorwiegend widmet, die politischen und socialen Lebensvorgänge in Deutschland parteilos aus culturhistorischem Standpunkte mit seinen Beobachtungen, Betrachtungen und Erläuterungen zu begleiten. Dieser Mangel einer ständigen gegenseitigen Verständigung durch die Presse wird sich vielleicht heben, weil das Bedürfniß danach allmälig auch in solchen Kreisen erwacht, welche der Politik fernstehn; praktische Anfänge dazu macht man ja auch schon längere Zeit auf volkswirthschaftlichem Gebiet.

Dagegen kann sich gewiß kein nüchterner Politiker der schmerzlichen Ueberzeugung verschließen, daß von einer lebendigen Nationalvertretung ganz Deutschlands, selbst blos Bundesdeutschlands, unsere Gegenwart ferner steht, als das ganze Menschenalter seit Erschaffung des Bundestags. Die Nothwendigkeit einer Bundesreform stellt freilich keine officielle Politik der Bundesstaaten mehr in principielle Abrede; aber mit jedem Jahr mehr erstarkt die wunderbare Uebereinstimmung ihrer Leiter in der Versicherung, „der geeignete Moment" sei dafür noch nicht vorhanden. Ueberdies haben noch vor zwei Jahren Preußen und Oestreich feierlich erklärt, daß sie niemals auf eine „Bundesreform mit parlamentarischer Grundlage" eingehen würden. Trotz der Veränderungen, welche unterdessen in Preußen vorgegangen sind, ist auch heute keineswegs anzunehmen, daß man dort einer solchen Umgestaltung des deutschen Centralorgans viel günstiger als damals gesinnt ist. An Oestreich ist natürlich gar nicht zu denken, so lange es in seinem Innern keine ständischen Institutionen besitzt. Wahrhaft komisch nimmt sich also die praktische Fähigkeit derjenigen gutmeinenden Politiker aus, welche allen Ernstes den Vorschlag machen, jetzt grade den „kühnen Griff" einer solchen Reform zu thun, da so ziemlich überall die Kanonen vorgefahren sind, um die erste Salve eines Krieges erdröhnen zu lassen, von dem wir kaum recht wissen, wo und warum er beginnt, noch weniger wann und wie er endet, sondern nur, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach ein Weltkrieg wird.

So lange nun diese Mängel einer stetigen und consequenten gegenseitigen Vertretung zwischen den geographisch geschiedenen Gauen unseres Gesammtvaterlandes fortbestehen, werden wir bei außerordentlichen Zeitumständen stets von neuem auf die Gegensätze der Meinungen über die nächste nationale Nothwendigkeit stoßen. Der Beginn der nothwendigen Gemeinsamkeit wird stets ein Hader scheinen, aber immerhin mehr scheinen, als sein. Denn jede Hälfte des Vaterlandes (von eigentlichen Parteien kann man nicht reden)

ſpricht und fordert das Mithandeln der andern aus denjenigen Verhältniſſen heraus, welche ſich ſeit der letzten gegenſeitigen Begegnung bei ihr wieder eingelebt haben. Der Eine hört den Andern nicht an, bis er ſeine Anſichten, Ueberzeugungen, Vorſchläge ganz ausgeſprochen, ſondern fällt ihm vorzeitig ins Wort, als liefe er ſelbſt Gefahr, das Wort zu verlieren. Dies gibt der Meinungsverſchiedenheit den gereizten Charakter.

So war es auch im Anfang der heutigen Verwicklungen. Preußen ſprach aus hoffnungsvollem Aufſchwung ſeiner innern Zuſtände heraus, der deutſche Südweſten nicht. Preußen ſtand in lebhafter Bewegung des politiſchen und ſocialen Lebens, der deutſche Südweſten ſah in einem Krieg, in welchen Deutſchland erſt nach einer gegebenen Zeit und unter gewiſſen Umſtänden eintreten ſolle, nur eine Periode, während welcher auch die einzige rechte Friſche ſeiner Lebensbewegungen, nämlich auf dem materiellen Gebiet, verdorrt ſein würde. Preußen endlich faßte ſeine Ueberzeugungen auf der Grundlage eines Großſtaates und ohne tägliche, ſtündliche Berührung mit dem weſtlichen Nachbar, der Südweſten in der vom täglichen Verkehr bedingten Gereiztheit, mit dem Bewußtſein eines auf kleinen, unſchlüſſigen, überrückſichtsvollen Staatskörpern ruhenden Daſeins. Sollte dieſe Verſchiedenheit der Standpunkte ohne Einfluß auf die Gemüthsruhe bleiben, welche man einer unergründlichen Kriegspolitik gegenüberſtellt? So hatte man wol recht, wenn man dem Südweſten vorwarf, er übertreibe die Beſorgniß vor Deutſchlands unmittelbarer Gefährdung durch Frankreichs Politik und ſchieße mit ſeinem Verlangen nach einer gewiſſermaßen initiativen Abwehrdrohung über das Ziel des Zweckmäßigen hinaus. Allein ebenſo unrecht, als verletzend war ſofort im erſten Moment die Art dieſer Belehrung, welche das Beſſerwiſſen der „thatſächlichen Verhältniſſe“ wie eine norddeutſche Domäne anſah und den ſüddeutſchen Patriotismus von vornherein behandelte, als ſei er die gefälſchte Oriflamme einer für abſolut öſtreichiſche Intereſſen agitirenden Partei. Wer unter und mit den Süddeutſchen lebte und ſeine Beobachtungen nicht blos aus der höchſt unvollkommnen Vertretung des öffentlichen Geiſtes durch die nur in ſehr einzelnen Organen ſelbſtſtändige Preſſe ſchöpfte, der kann und konnte nicht anders ſagen, als daß der ſüddeutſche Patriotismus echt, tüchtig, ohne Makel, beſonders auch ohne mißgünſtige Nebengedanken gegen Preußen und die norddeutſchen Intereſſen ſich kundgibt. Wenn er nach den officiellen Aeußerungen in mehren Kammern ein weſentliches Gewicht auf das Zuſammengehen mit Oeſtreich legt, ſo verkennt jene gewiſſe norddeutſche Gereiztheit ſeine Lauterkeit, welche darin bereits eine Gegnerſchaft gegen Preußen erblickt. Es iſt derſelbe Fehler, welchen ehedem die Manteuffelſche Politik activ verfolgte, indem ſie jede moraliſche oder materielle Beeinträchtigung Oeſtreichs einem Machtgewinn Preußens gleich erachtete.

Oestreich war nun zunächst von der Kriegsdrohung betroffen, von welcher im ersten Moment des Alarms niemand mit Bestimmtheit sagen konnte, ob sie blos dessen italienische Beziehungen berühren solle, oder ob nicht wenigstens sofort jener Winkel Deutschlands in unmittelbare Mitleidenschaft gezogen werde, in welchem es mit Oestreich und der Schweiz zusammengrenzt. Seit Jahren aber waren die zarten Rücksichten der südwestdeutschen Grenzstaaten gegen den Imperialismus nur gewachsen, und die Besorgniß des Publicums, daß jetzt aus lauter Rücksicht nicht an jeder Stelle die volle Pflicht gethan werde, um der gemeinsamen Bedrohung des Vaterlandes energisch zu begegnen, oder wenigstens nicht rechtzeitig, war nicht ohne innere Berechtigung. Dazu haben die einflußreichen Beziehungen Rußlands, welches der Süddeutsche seit der stuttgarter Kaiserconferenz nur als festen Alliirten des Napoleonismus denkt, gleichzeitig seit dem Ende des orientalischen Krieges immer festeren Fuß im Südwesten gefaßt. Dann endlich war dem Süddeutschen von vornherein die künstlich aufgewirbelte Verwicklung gar keine östreichisch-italienische, sondern weit unmittelbarer eine französisch-rheinländische Frage.

Denn darauf, daß das linke Rheinland das eigentliche Ziel Napoleonischer Politik, hat die öffentliche Meinung des deutschen Südwestens nicht etwa erst seit der ominösen Neujahrsfloskel des Kaisers seine Ueberzeugungen, sondern seit Jahren fast schon sein Leben gerichtet. In diesem gewissermaßen instinctiven Bewußtsein beruhete weit mehr als in den genugsam durchgeredeten sonstigen Gründen jener noch heute unbeschwichtigte Widerwille gegen die kehler Rheinbrücke und gegen Rheinbrücken überhaupt, wie gegen die von Frankreich so eifrig betriebenen Schutzverträge für Literatur-, Bilder-, Fabrikstempeleigenthum. In diesem Gefühl haben sich hunderte von jenen tausend und abertausend täglichen und persönlichen Beziehungen über die politische Grenze herüber und hinüber allmälig gelockert oder verloren, welche letztere vor dem neunapoleonischen Regiment bis zur Unerkennbarkeit ihrer Linie überflochten. In diesem Bewußtsein ist jene frühere, fast bedenkliche Sympathie für Frankreich wirklich abgestorben und in ihr Gegentheil umgeschlagen, welche namentlich der linksrheinischen Pfalz und Mainz noch vor verhältnißmäßig wenigen Jahren mit Recht zum nationalen Vorwurf gemacht wurde.

Wenn aber das südwestdeutsche Drängen nach einer sofortigen demonstrativen Abwehrstellung Deutschlands an manchen Stellen den Anschein gewann, als sei es gewissermaßen aus Mißstimmung gegen Preußen hervorgegangen — so muß man nicht blos den Moment ins Auge fassen, unter dem die nationale höchste Gefahr über uns hereinzubrechen drohte, sondern auch, was unmittelbar voranging. Die Regierungsveränderung in Preußen war im ganzen Südwesten mit der freudigen Zuversicht bewillkommt worden, daß sie die Frage der nationalen Reform sofort auf die Tagesordnung setzen

werde, namentlich aber, daß schon ihr bloßer Eintritt jene mittelstaatliche Politik zu einiger Mäßigung zurückführen werde, welche bis dahin die verfassungsfeindlichen Principe und die polizeiselige Praxis des größten Bundesstaates so eifrig zur Norm genommen hatte. Die langgedrückte Ungeduld erwartete allerdings diese Consequenzen zu rasch; auch mochte man vielleicht in Preußen selbst beim Uebergang in das neue System nicht erwartet haben, so schweren Hemmnissen zu begegnen, so lange noch mit Aufräumung übler Erbschaften im Ganzen, wie im Detail zu schaffen zu haben, ehe man entschiedenen Griffes an die Entwicklung eines gesunden Staatslebens aus dem kranken herantreten könnte. In Preußen führte diese ernüchternde Erkenntniß zu dem praktisch sicherlich richtigen Entschluß der patriotischen Parteien, jedes Drängen der Regierung zu vermeiden. In Südwestdeutschland aber wuchs der alte Argwohn, daß ein in sich befriedigtes Preußen seine Beachtung von der nationalen Frage nunmehr wegwende, daß Preußen sich auf sich zurückziehe, nachdem jene Maximen obsolet geworden, welche grade die letzten Momente ihrer Herrschaft mit einer „zukunftpolitischen" Literatur bezeichnet hatten, die über „Preußens süddeutsches Einflußgebiet" verfügte, wie über Lehnstaaten der Tunguſen und Tartaren. Der beste Eindruck des Westphalenschen Systems war eine eroberungslustige Drohung gewesen, welche verheißen hatte, wenn Deutschland in preußischem Besitz sei, werde Preußen national werden; der erste Eindruck der neuen Politik war, daß Preußen es dem übrigen Deutschland überlasse, den moralischen Impulsen des neuen preußischen Lebens zu folgen. Aber dazu gehörten andere Voraussetzungen, als sie der deutsche Südwesten bot. Während der ganzen neunjährigen Herrschaft des Manteuffel-Westphalenschen Systems waren alle etwaige constitutionelle oder nationale Anregungen der südwestdeutschen Kammern grade von Berlin aus entweder mit der Revolution identificirt oder mit spottender Lächerlichmachung behandelt worden; wir erinnern beispielsweise an die parlamentarischen Mahnungen zur Bundesreform nach dem orientalischen Krieg in Würtemberg, Baiern, Baden, Hessen, Nassau. Von Seite der einheimischen Regierungen war solchen Aeußerungen stets Vertagung oder Auflösung gefolgt. Jetzt war, außer der baierischen, keine Landesvertretung versammelt und also momentan nicht einmal die Möglichkeit gegeben, mit Anlehnung an das preußische Beispiel einen ehrlichen Constitutionalismus zu fordern. In Baiern aber herrschten Zustände, welche denn doch selbst im Südwesten kaum ihres Gleichen fanden. Trotzdem war von einem moralischen Einfluß der nunmehrigen preußischen Principe auf die mittel- und kleinstaatliche Regierungspraxis weder hier noch sonst im deutschen Südwesten etwas zu verspüren. Ja die officielle und subvenirte Presse aller Einzelstaaten schien absichtlich darauf bedacht, das nationale Element des preußischen Umschwunges, das Hervortreten des ehrlichen Rechtsstaates in den Hintergrund zu drängen,

wenn sie nicht gar Gefahren für Ruhe und Ordnung aus dem neuen preußischen Leben deducirte. Dazu kam ein Umstand, welcher, wenn auch nicht grade wesentlich, so doch nicht ganz ohne Einfluß darauf blieb, daß vom größern Publicum im Südwesten die innern Entwicklungen Preußens geringer geglaubt wurden, als sie sind. Unter dem abgetretenen preußischen Regiment war man es nämlich gewohnt worden, jede preußische Regierungsmaßregel in dem über den ganzen Südwesten ausgesponnenen System des frankfurter Filiales des berliner Centralpreßbureaus als eine nationale That oder mindestens als nationales Ereigniß verherrlicht zu finden. Jetzt schwieg dieses Orchester selbst bei den folgereichsten Vorgängen, während man doch seine Persönlichkeiten noch in Function sah. Daraus wurde gefolgert, daß die Vorgänge in Preußen eben auch blos von specifisch preußischem Interesse sein könnten oder gar sein sollten. So wirkte auch hier noch der Fluch jener systematischen Fälschung der öffentlichen Meinung nach, welche seit Jahren, anstatt die Verständigung zwischen dem Norden und Süden zu pflegen, jenen über sein moralisches Einflußgebiet getäuscht und diesen fortwährend in einer gewissen Gereiztheit gegen den Norden erhalten hatte.

Trotz alledem und alledem fühlte sich im Moment der Gefahr die materielle Sicherheit des Südwestens vom Einstehen des Nordens für die nationale Sache bedingt. Daß Oestreich unter den gewordenen Verhältnissen nicht daran denken könne, der Vertheidigung des deutschen Südwestens einen materiellen Nachdruck zu geben, sagte sich jeder. Die eignen kleinern und mittlern Regierungen erfand man dagegen nicht blos im ersten Moment der herandrohenden Gefahr flau in der Vorbereitung der Vertheidigungsmittel, sondern selbst noch später fast ängstlich bemüht, die von der öffentlichen Meinung abgedrungenen Vorbereitungen abzuleugnen. Von einem gegenseitigen Ineinandergreifen der in Bewegung gesetzten Maßregeln schien vollends keine Rede. Blos Baiern rüstete fast ostentiös grade von dem Tage an, da H. v. d. Pfordten dem Landtag erklärt hatte, an Preußens Widerspruch sei selbst die höchst inoffensive Maßregel eines Pferdeausfuhrverbotes gescheitert. Was sollte das heißen? Die nationale Politik dieses Staatsmannes besaß am allerwenigsten das öffentliche Vertrauen des deutschen Südwestens. Im Gegentheil; diese auffälligen Rüstungen, zusammengehalten mit der damals ventilirten Idee, den Streit um das römische Besatzungsrecht Oestreichs und Frankreichs gegenstandlos zu machen durch die Besetzung des römischen Gebiets mit Truppen einer neutralen Macht, weckte den Argwohn, daß Baiern in den jetzigen Verhältnissen abermals eine der oft verfehlten Gelegenheiten sehen wolle, sich gewissermaßen in die pentarchische Politik einzudrängen und dadurch seiner natürlichen, coordinirten Stellung in der nationalen Gemeinsamkeit enthoben zu sein. Dabei schienen aber seine Kundgebungen — und es waren die ein-

zigen, welche man von officieller Seite empfing — faſt unzweifelhaft anzudeuten, daß Preußen eine nationale Gefahr noch gar nicht anerkenne, jedenfalls ſeine deutſchen Bundesgenoſſen ohne Aufklärung über ſeine Stellung zu der deutſchen Sphäre der europäiſchen Frage gelaſſen habe. Welche Uebel die Theorie der freien Hand und der Nondumneridiespolitik bei den bisherigen europäiſchen Verwicklungen über Deutſchland und namentlich für das nationale Bewußtſein gebracht, war noch in zu friſcher Erinnerung, um nicht abermals bedrohlich vor dem geiſtigen Blick des Patriotismus aufzutauchen, welcher, wir wiederholen es, in der Aufwirbelung des italieniſchen Tumults blos eine Diverſion ſah, um Oeſtreichs Waffenkraft an einem entfernten Punkte zu beſchäftigen, während das eigentliche Ziel der Napoleoniſchen Expanſivplane das linke Rheinufer blieb. Wie weit der Südweſten darin Recht hatte und hat — denn endgiltig iſt es ja wahrlich auch heute noch nicht entſchieden — kann hier nicht in Frage kommen. In ſeinem Bewußtſein aber hatte er jedenfalls vollkommen recht, wenn er forderte, daß Preußen aufs entſchiedenſte gegen jede Bedrohung Deutſchlands eintrete. Dieſe Forderung wurde lärmend geltend gemacht, lärmender vielleicht, als es geſchehen wäre, wenn Preußen vielleicht einige Wochen früher in Bezug auf die nationale Sphäre der europäiſchen Frage dieſelben Erklärungen abgegeben hätte, mit denen es den 9. März bezeichnete. Denn gezweifelt am echtdeutſchen Sinn von Preußens jetziger Staatsleitung hatte niemand, aber daran hatte man gezweifelt, ob dieſelbe vollkommen ehrlich unterrichtet ſei von den thatſächlichen Verhältniſſen an Deutſchlands Weſtgrenzen und vom ſüdweſtdeutſchen Geiſte. Denn daran ließen die berliner Aeußerungen in der Preſſe am meiſten zweifeln.

Man ſchien dort nämlich zu glauben, oder affectirte den Glauben, als wolle der deutſche Südweſten eine initiative Aggreſſion des deutſchen Bundes gegen Frankreich, um dieſes zu hindern, Oeſtreich in Italien anzugreifen oder durch Sardinien angreifen zu laſſen. Man ſagte ſelbſt rund heraus, der deutſche Südweſten wolle den Krieg vom Po an den Rhein verlegen. Außer in ein paar ultramontanen Parteiblättern, welche um ſo lauter ſchreien, je mehr ſie ſich der moraliſchen Ohnmacht und politiſchen Unwahrhaftigkeit ihrer Partei bewußt ſind, vermag man jedoch die Aufforderung, den Napoleoniſchen Planen das Prävenire zu ſpielen und heißſpornig Deutſchland für Oeſtreichs hegemoniſtiſche Intereſſen in Italien einzuſetzen, in keinem ſüddeutſchen Organ nachzuweiſen. Und ſelbſt die Ultramontanen rückten blos verblümt und verſuchsweiſe mit dieſer Idee hervor, indem ſie Oeſtreich nannten und Rom meinten. Denn an Oeſtreich in Italien iſt ihnen offenbar ſehr wenig gelegen, wol dagegen ſehr viel daran, daß die römiſche ſtaatliche Wirthſchaft nicht etwa unſanft berührt werde, wohin die italieniſche Frage im Beginn ihrer jetzigen Phaſe allerdings ſtark genug neigte. Wäre es ihnen nun gelungen,

den Krieg vom Po an den Rhein zu lenken, so daß der Bund sofort genöthigt gewesen wäre, gewissermaßen als Oestreichs Vortrab oder Lehnsmann den Kampf mit Frankreich zu engagiren, dann hätte die Partei, welche sich in ihrer östreichischen Herrschaft noch keineswegs nach Wunsch gefestigt fühlt, auf dieses ihr Verdienst um Abwendung des Krieges vom Kaiserstaat allerdings manchen weiteren Machtanspruch stützen können.

Allein grade den Verkehr mit dieser Partei ist man leider im deutschen Südwesten gewohnter, als im Norden. Selbst wo sie sich der allgemeinen öffentlichen Stimmung anzuschließen scheint, verhandelt diese mit ihr, so zu sagen, mit gespannter Pistole. Ein aggressives Vorgehen Deutschlands gegen Frankreich, weil dieses Oestreichs Separatverträge mit Mittelitalien einer europäischen Revision unterziehen will, ist dem Südwesten niemals in den Sinn gekommen; er forderte nur eine feste Defensivstellung an der Rheingrenze, weil ihm die italienische Fragstellung eben blos als ablenkende Diversion zur Verhüllung der Plane gegen das Rheinufer, ein bloßer Scheinbeginn des eigentlichen Anfanges erschien. Und weil für solche vorsorgliche Defensive in dem südwestdeutschen Staatencomplex kein genügender Kern gegeben sein kann, weil Preußen nur als deutsche Großmacht den materiellen und moralischen Nachdruck einer solchen Vorsorge Deutschlands zu geben vermag — daher dieses Drängen nach Bundesbewaffnung, daher diese grollenden Vorwürfe gegen Preußens Zurückhaltung, gegen seine hemmenden Einflüsse, die es selbst der einst (im orientalischen Krieg) mit der Neutralität vereinbaren Kriegsbereitschaft des Bundes entgegenstellte.

Unterdessen ist die Congreßidee aus der vermittelnden Thätigkeit Englands, Rußlands und Preußens hervorgegangen. Kommt der Congreß zu Stande, so ist voraussichtlich die kriegerische Explosion, wenigstens auf Monate vertagt; andernfalls freilich wol kaum noch wenige Wochen. Der erstere Fall, welcher den Verhandlungen und Vereinbarungen über Deutschlands Haltung günstiger sein mag, steigert im deutschen Südwesten zwei Uebel, von denen das deutsche Hinterland weit geringeren Maßes getroffen wird: die allgemeine Geschäftslosigkeit und die Ausfuhr von Kriegsbedürfnissen, welche unseren eigenen Regierungen, resp. dem Bund die Vorsorge nach dieser Richtung erschwert und vertheuert. Dies ist bereits jetzt so positiv und statistisch bei Tuchbestellungen, Pulverlieferungen, den Pferdefutterpreisen ꝛc. nachgewiesen, daß man hier nicht weiter darauf einzugehen braucht. Dem Pferdeausfuhrverbot wurde die demonstrative Spitze dadurch abgebrochen, daß man es vom Zollverein ausgehen ließ. Anträge ähnlicher Art von Seite der Zollvereinstaaten hat Preußen neuerdings abgewiesen, und zwar, wie die Zeitungen besagen, um Frankreich keinen Vorwand zur Gereiztheit gegen den Bund zu geben. Niemand wird dieses Motiv verwerfen können. Aber die Frage ist,

ob es stärker sein kann, als die entgegengesetzte Nothwendigkeit. Denn wenn auch Frankreich seit der Moniteurnote vom 15. März keinen öffentlichen Versuch wieder gemacht hat, intellectuelle Scheidungen zwischen den einzelnen Bundestheilen wieder herzustellen, so sind doch grade seit jenem Moment die echellonirten Aufstellungen gegen die obere Rheingrenze bedeutend verstärkt worden, und zwar mit Waffengattungen, von denen die fachwissenschaftlichen Organe nachweisen, daß sie auf eine Offensive hinweisen. In demselben Moment hat der Bund beschlossen, die Bundesfestungen auf den completen artilleristischen Friedensstand zu bringen. Dies ist eine Demonstration, mit welcher factisch dennoch keiner kriegerischen Eventualität begegnet wird; der deutsche Südwesten sieht darin blos eine Inconsequenz im Princip, ohne daß die selbstständigen Vorbereitungsanstrengungen der Einzelstaaten dadurch selbst nur eine moralische Unterstützung gewönnen. Sollen nun dieselben auf die bloße Möglichkeit eines den Krieg vielleicht vertagenden Congresses hin ihre militärischen Vorbereitungen wieder einstellen, während die diplomatische Etikette verbietet, Frankreich selbst nur die Verminderung seiner militärischen Rüstungen während dieses fraglichen Congresses anzumuthen, nachdem dasselbe beiläufig, der „irrgeleiteten öffentlichen Meinung" gegenüber erklärt hat, seine Rüstungen seien keine Rüstungen, sondern blos Completirungen? Setzen die südwestdeutschen Staaten ohne den Nachdruck eines Bundesbeschlusses ihre Maßregeln zur Kriegsbereitschaft fort, so handeln sie vollkommen im Sinn und nach dem Wunsch ihrer Bevölkerungen, obschon man sich durchaus nicht verhehlt, daß im Kriegsfall, der nun einmal als gewiß angenommen wird, Frankreich die vollste Schale seines Zornes über sie ausgießen würde. Gesetzt aber, sie fühlten sich zu schwach, dem ersten Andrang Widerstand zu leisten, weil der verzögerte Beschluß des Bundes zur Kriegsbereitschaft den marschfertigen französischen Aufstellungen gegenüber sicherlich nicht rechtzeitig zur vollendeten That werden könnte, gesetzt, sie ließen sich auf Transactionen ein, um der Selbsterhaltung zu genügen, so würde, wie sie damit factisch von Preußen geschieden würden, auch die Schuld eines solchen Ganges der Dinge vom gesammten Südwesten ausschließlich auf Preußen gewälzt werden. Deutschland stände wieder auf dem Punkte, wie nach der Auflösung des deutschen Reiches; darüber sollte man sich im Norden keine Illusionen machen. Andernfalls gesetzt, daß die vereinigte Macht der südwestdeutschen Staaten den ersten Andrang aufhielte, daß preußische oder Bundeshilfe ihrem Ermatten zu Hilfe käme und zu Hilfe kommen könnte, so brauchen wir wahrlich nicht weit zurückzugehen, um der keineswegs unwirksamen Beschuldigung zu begegnen, daß der größte Bundesstaat es absichtlich habe dahin kommen lassen, um die Abhängigkeit der kleineren zu verstärken. Preußens moralisches Einflußgebiet könnte auf diese Weise nur eine Schmälerung erfahren.

Alle diese Gefahren würden natürlich nur drohender, wenn der Congreß gar nicht zu Stande käme. Welche Hindernisse aber in diesem Fall einer rechtzeitigen Defensivstellung, einer militärischen Bereithaltung des Bundes entgegenstehen könnten, dafür hat man im deutschen Südwesten kein Verständniß. Darf Frankreich nicht um seine Rüstungen gefragt werden, so hat der Bund doch wol dasselbe Recht, auch seine Maßnahmen ohne fremde Einsprache zu treffen. Seine Stellung zur italienisch-östreichischen Frage wäre damit nicht berührt. Preußen aber gewönne sicherlich ebenfalls einen nicht zu verachtenden Nachdruck für seine vermittelnde Thätigkeit als europäische Macht, wenn es gestattete, daß der deutsche Bund in jedem Augenblick über seine materiellen Kräfte verfügen könnte. Namentlich aber wäre damit von vornherein die Gefahr beseitigt, daß das großmannsüchtige Sonderinteresse den Aufschwung des ehrlichen Patriotismus vom Hauptziel ablenken, auf falsche Wege leiten, für seine Zwecke ausbeuten könnte.*)

Die Polka.**)

Zu Anfang der dreißiger Jahre tanzte ein junges Bauermädchen, das in Elbeteinitz bei einem Bürger in Dienst stand, eines Sonntagnachmittags zur eignen Erheiterung einen Tanz, den es sich selbst erdacht, und sang hierzu eine passende Melodie. Der dortige Lehrer, Namens Josef Neruda, der zufällig anwesend war, schrieb die Melodie nieder, und der neue Tanz wurde kurze Zeit darauf zum ersten Mal in Elbeteinitz getanzt. Um das Jahr 1835 fand er in der böhmischen Metropole Eingang und erhielt dort, wahrscheinlich wegen des in ihm waltenden Halbschrittes von dem böhmischen Worte pulka, d. i. die Hälfte, den Namen „Polka“. Vier Jahre später

*) Anm. der Redact. Wir glaubten es dem deutschen Südwesten schuldig zu sein, einmal seinen Ansichten auch in diesen Blättern Raum zu geben; was die letztere Bemerkung betrifft, so ist sie schon in der vorigen Nummer erörtert worden. Könnte eine gemeinsame Rüstung des Bundes ohne Oestreich stattfinden, so wäre sie — und zum wahren Heile Oestreichs! — schon ins Werk gesetzt; auf Antrag des Bundespräsidiums unternommen, hieße sie so viel als unbedingte Parteinahme; und diese bis nach dem Scheitern des letzten Versuchs einer Verständigung zu verschieben, scheint uns ebenso im Interesse des Südwestens als Preußens zu liegen. — Da übrigens jeder Tag etwas Neues bringt, so bemerken wir, daß uns dieser Artikel heute, 14. April zugeht.

**) Als Probe aus dem interessanten Büchlein: „Böhmische Nationaltänze.“ Culturstudie von Alfred Waldau. — Prag, Dominikus. —

wurde er durch eine Abtheilung des Musikchors der prager Scharfschützen unter der Leitung des Kapellmeistes Pergler nach Wien gebacht, woselbst Musik und Tanz sich einen außerordentlichen Beifall errangen. Im Jahre 1840 tanzte zuerst Raab, ständischer Tanzlehrer in Prag, diese böhmische Polka auf dem Odeontheater zu Paris mit ausgezeichnetem Erfolg, worauf derselben mit staunenswerther Schnelligkeit der Eingang in die eleganten Salons und Ballsäle von Paris gestattet wurde.

Wie alle Dinge der Mode verbreitete sich der lebhafte und aufregende Tanz von hier aus, wenn auch mannigfach modificirt, beinahe über alle Länder Europas, ja er pilgerte sogar über den atlantischen Ocean und fand selbst in Neuyork ein sehr freundliches Willkommen. Alle Kreise der Gesellschaft beeiferten sich gleichmäßig, ihm mit freudiger Vorliebe zu huldigen, und dies geschieht noch bis zu dieser Stunde; es gibt keinen einzigen Eleganzball, wo nicht die Polka mindestens zweimal auf der Tanzordnung stände. In ihrer gegenwärtigen Gestalt gleicht sie sehr dem bekannten Ecossaisewalzer (Schottisch), nur daß die Pas schärfer markirt werden und der Tänzer den Fuß in die Höhe zieht, und hörbar, beinahe stampfend, wieder niedersetzt. Die Musik ist in Zweivierteltakt gesetzt. Die erste Polka, die im Musikalienhandel erschien, war von Franz Hilmar, Lehrer in Kopidlno, componirt. Sie wurde noch am 27. Februar 1859 in der mailänder Scala vom großen Orchester ausgezeichnet gespielt, indessen die Prima ballerina auf der Bühne den schönen, einfachen böhmischen Tanz aufführte. — Gute, echt nationale Polkas lieferten in der Folge vorzugsweise die Kapellmeister: J. Labitzky, J. Liehmann, J. Prochaska, F. W. Swoboda, A. Emil Titl. — Das Mädchen aber, das diesen weltberühmten Tanz erfunden hatte, soll jetzt in dem Dorfe Konetopy, auf der ehemaligen Herrschaft Brandeis, verheirathet leben. Der Name desselben ist aber unbekannt! —

Als eine Abart der Polka erscheint der Třasák, welcher nichts Geringeres ist, als die seit mehren Jahren in der Salonwelt so sehr beliebt gewordene „Polka tremblante“. Im Jahr 1844 wurde er durch den berühmten Tanzlehrer Cellarius in Paris eingeführt, und wie groß die dadurch erregte Sensation gewesen, darüber finden wir in dem Buche: „Paris und die Franzosen. Skizzen von Ida Kohl“ viele interessante Auskünfte. Unter anderm heißt es über die ersten Glanztage des böhmischen Volkstanzes in der berühmten Weltstadt: „Da erscheint Monsieur Cellarius, der Retter, und ihm zur Seite die Polka, seine Adoptivtochter, denn fertig geharnischt war sie nicht aus seinem Gehirn entsprungen, er hatte sie nur aufgegriffen, ein Kind fremden Landes im einfachen Gewande. Er gab ihr eine Tournüre, Grazie und einen schönen Namen — so wurde sie vom Stapel gelassen, und alles Volk jauchzt: „Vivat Cellarius!“ Und einen kräftigen Lebenskeim hat er herausgezogen. Das

Volk jauchzte, und stand umher, und nahm keinen Antheil, ja wie wenige waren der Glücklichen, die im beschränkten Centrum eines Salons sich dem lebhaften Viersprung, dem Schieben, dem Retiriren, dem unerwarteten Umschwunge, der Wendung von rechts nach links, dem départ gracieux der bewunderten Polka hingeben konnten. Weiß wie Schnee glänzten ihre Kleider unter dem Kronleuchter, der sie fast ganz in seine Strahlen einhüllte, verklärt waren die Gesichter dieser Auserwählten. Selig pries sich, wer als Zuschauer in einem solchen Salon sich befand."

Solches geschah im Jahre 1844, und wenn seitdem der hitzige Enthusiasmus sich abgekühlt hat, so ist, wie ich schon früher erwähnte, der zur feintonigen „Polka tremblante" metamorphosirte volksthümliche Trasák auch noch heute ein mit Recht äußerst beliebter Gesellschaftstanz; schade nur, daß er so sehr von der Willkür des Tänzers abhängt, indem er dem Cancan ebensowol gleichen kann, wie dem anmuthigsten, poetischesten, sinnreichsten Spiel der Glieder. Wenn er aber schön, wie es sich gehört, getanzt wird, dann ist er die Anmuth, Zierlichkeit und Gemüthlichkeit, der Tanz der Grazien selbst, und kann jeden Vergleich aushalten mit dem reizenden Bolero der Spanier, der poetischen Kossakka der Russen, dem originellen Djoko der Walachen, und dem gemüthvollen, sinnigen steirischen Nationaltanz! Die nächsten Anverwandten des Trasák sind wieder die Trinozka und die Skocná, welche letztere sich selbst in viele deutsche Gegenden verirrt hat und, z. B. in Wien unter dem Namen „Zäpperlpolka", sehr häufig getanzt wird. Sie trägt einen mehr scherzhaften, neckischen als erotisch zarten Charakter an sich, und auch die zu ihren Melodien gesungenen Texte sind zum größten Theil humoristischer Natur. Es gibt deren eine ziemlich bedeutende Anzahl; ich will nur einige der gebräuchlichsten hier dem Wortlaut nach anführen, und nebenbei erwähnen, daß sie, im Gegensatz zu den anmuthigen, rhythmusreichen, charakteristischen Tanzmelodien in sehr vielen Fällen eines poetischen Werthes ermangeln und sich recht bizarr, manchmal sogar trivial ausnehmen.

„Dalken buck aus weißem Mehl sie,
Streut drauf Pfefferkuchen fein,
Reicht sie dem Hänschen in die
Kammer durch das Fensterlein.

„„Tanz mit mir, kriegst einen Dalken,
Tanz mit mir, kriegst zwei von mir;
Unsre Mutter buck sie gestern
Und ich stahl sie heute ihr!""

Ein anderer Text zu der Skocná lautet folgendermaßen:

„O das wär doch eine Schande,
Möcht ein Weib den Mann mißhandeln:

O das wär doch eine Schande,
Wenn ers still ertrüg!
Ja, sie schlug ihn — beim Kamine;
Und womit denn? — Mit der Haspel!
O das wär doch eine Schande,
Wenn ers still ertrüg!
O das wär doch eine Schande,
Möcht ein Weib den Mann mißhandeln,
O das wär doch eine Schande,
Wenn ers still ertrüg!
Wo schlug sie ihn? — Auf der Holzbank;
Und womit denn? — Mit dem Handschuh!
O das ist doch eine Schande,
Daß ers still ertrug!"

Eines der beliebtesten und bekanntesten Lieder jedoch, das man in ganz Böhmen zu dem genannten Tanze singt, ist das nachfolgende:

„Kätchen fegt die Stube blank,
Und da fand nah bei der Bank
Einen Knopf die Maid,
Und war sehr erfreut.
Wie davon die Hausfrau hört,
Sie sogleich den Knopf begehrt:
„Gib den Knopf nur her,
Denn sonst zürn ich sehr!"
„„Meines Bruders Knopf ist dies,
Eh ich mir ihn nehmen ließ,
Kündige ich Euch
Meinen Dienst sogleich!
Wenn der Knopf vom Rocke wär,
Mukste ich nicht; doch da er
Von der Weste ist, schick
Ich ihn treu zurück."" —

Von der preußischen Grenze.

Die Passionswoche bringt also doch gegen alles Erwarten eine Chance des Friedens; woher diese plötzliche Strömung, und wie lange sie dauern wird, das vermag auch nach der neuesten Moniteurnote und nach den Eröffnungen der großbritannischen Minister freilich bei diesem verwickelten Hazardspiel, dessen innerste Motive vielleicht nur zwei Menschen in Europa kennen, niemand zu berechnen. Genug, der Krieg bricht in den nächsten Tagen noch nicht los, und ein Congreß tritt aller Wahrscheinlichkeit nach zusammen. Bei den geringen Aussichten auf Verständigung, die ein solcher Congreß selbst dem besten Willen bietet; bei der Schwierigkeit, wo nicht Unmöglichkeit, eine Entwaffnung der Großmächte, die Vorbedingung des Congresses, zu definiren, ja nur genau zu bestimmen, was man darunter versteht, da der französische Kaiser noch immer versichert, er habe noch gar nicht gerüstet; bei der Gefahr, die eine Entwaffnung Sardiniens unmittelbar nach sich zieht, ist es schwer, die Absichten der betheiligten Mächte zu errathen: jedenfalls wird man einsehn, daß Preußen sehr weise daran gehandelt hat, dem Kriegsgeschrei nicht ohne weiteres nachzugeben. Jede Woche in Waffen kostet eine schwere Masse Geld, und da Preußen nicht gewohnt ist, sich in seinen Verlegenheiten durch einen Staatsbankerott zu helfen, so wäre es ein sträflicher Leichtsinn von der Regierung gewesen, die Kräfte des Staats anzuspannen, bevor es zur Action kam.

Jetzt ist die Zeit für Preußen gekommen, handelnd einzutreten. Der Congreß wird ganz fruchtlos sein, da die Forderungen Frankreichs und namentlich Sardiniens von Oestreich von vornherein unbedingt zurückgewiesen sind, wenn nicht die vermittelnden Mächte ein ernstes Wort sprechen. Die Erklärungen Lord Derbys geben wenigstens einige Handhabe; haben sich Preußen und Rußland diesen Anforderungen unbedingt angeschlossen? Hat sich Preußen mit seinen deutschen Bundesgenossen in Einvernehmen gesetzt, um das Gewicht seiner Vermittlung zu verstärken? Wir wissen es nicht; aber so viel ist klar, der Congreß hat nur dann einen Sinn, wenn die vermittelnden Mächte mit ganz bestimmt formulirten Anforderungen auftreten, und von der Annahme derselben seitens Oestreich ihre Betheiligung an dem Conflict abhängig machen. Daß Veränderungen in Italien nicht blos wünschenswerth, sondern nothwendig sind für den Frieden Europas, weiß jeder; daß Frankreich nicht in gutem Recht sie verlangt, ist ebenso bekannt: aber sollten sie darum unerfüllt bleiben? Wollen uns etwa die Anwälte Oestreichs glauben machen, daß Oestreich sie ohne das Drängen Frankreichs seinem alten Bundesgenossen Preußen gewährt haben würde, gegen den es noch in der neufchateller Angelegenheit so viel Courtoisie gezeigt?

Daß Oestreich entwaffne, und dafür der deutsche Bund mobilisire — der Einfall ist gemüthlich, geistreich, aber zu gemüthlich, zu geistreich, um zu reüssiren; auch wenn er im reinsten wiener Dialekt ausgesprochen wäre.

Oestreich mußte damit *anfangen*, sich mit Preußen zu verständigen; im gegenwärtigen Stadium, und mit so gemüthlichen und geistreichen Ansprüchen, kann man auf eine unmittelbare Verständigung kaum rechnen. ††

Politische Literatur.

Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft. Eine Untersuchung auf geschichtlicher und statistischer Grundlage über die finanziellen und volkswirthschaftlichen, die politischen und socialen Einflüsse des Heerwesens. Von Wilhelm Schultz-Bodmer. — Leipzig, Brockhaus. — Die Frage, die schon lange und ernst jeden Freund der Menschheit beschäftigt hat, drängt sich in diesem Augenblick auch der sonst theilnahmlosen Masse in ihrer handgreiflichen Wichtigkeit auf. Die nächste Bedeutung hat sie für Deutschland. Seit 1815 sind wir des Krieges entwöhnt; die Zwistigkeiten zwischen den europäischen Mächten, die in dieser Periode vorkamen, sind außerhalb unserer Grenzen ausgefochten. Nun zeigt sich plötzlich, wie trüglich die Sicherheit war, in die wir uns einwiegten: ein unruhiger Nachbar, und Monat für Monat schreckt uns ein neues Kriegsgerücht, hemmt den geistigen und geschäftlichen Verkehr, wirft sich den Fortschritten der Cultur in den Weg. Dieser perennirende bewaffnete Friede, schlimmer als ein schnell, wenn auch blutig ausgefochtener Krieg, ist auf die Länge nicht zu ertragen; es fragt sich nur, ob zur Abhilfe dieses Elends ein Mittel gefunden werden kann. — Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat sich schon 1855 in der „Militärpolitik; mit besonderer Beziehung auf die Widerstandskraft der Schweiz und den Kampf eines Milizheers gegen stehende Heere" darüber vernehmen lassen; auch diesmal hält er die Ersetzung der Conscription durch eine lediglich auf die Vertheidigung gerichtete Landwehr für das angemessenste Mittel. — „Der möglichst hohe Grad der Vertheidigungskraft ist erreicht, sobald sich nöthigenfalls die ganze wehrkräftige Bevölkerung eines Landes in wirksamster Weise vertheidigen kann und will. Dies setzt die Einführung des Volksheerwesens in solchem Maß voraus, daß der etwa eindringende Feind allerwärts einer überlegenen Vertheidigung begegnet; daß er seine Kriegszwecke nirgend anders erreichen kann, als nur vorübergehend und durch verhältnißmäßig schwere Opfer." — Jedenfalls wäre es für Deutschland nicht angemessen, mit dieser Form der Bewaffnung voranzugehn, da einem etwaigen Angriffskrieg von Seiten Frankreichs und Rußlands am besten durch eine entschiedene Offensive begegnet wird; jene Staaten haben den großen Vorzug einer schnellen Concentration ihrer Kräfte; sobald unsere dreiunddreißig Staaten nur über Landwehren verfügten, wäre sehr bald eine nach der andern geworfen. — Die beste Art, den Krieg zu vermeiden, liegt darin, daß die Zwecke desselben abgeschnitten werden. Veranlassungen zu europäischen Kriegen sind zunächst die orientalische und die italienische Frage; beide gehn uns im Grunde nichts an, und es kommt nur darauf an, uns durch Concentration unserer Wehrkraft unsere Neutralität in diesen Fragen zu sichern. — Das Mittel dazu klingt antiquirt; man wird aber doch darauf immer zurückkommen müssen; es heißt: Union. — Die Union sichert 1) die mittlern und kleinern deutschen Staaten vor einer Arrondirungspolitik Preußens (diesen Gesichtspunkt hat man noch nicht genug hervorgehoben); 2) es sichert Preußen vor einem Rheinbund; 3) es enthebt die Bundesländer der Verpflichtung, für Fragen, die sie nichts angehn, zu kämpfen; die alte Verpflichtung, auch das östreichische Bundesgebiet vor jedem Angriff zu sichern, bleibt intact; 4) es concentrirt unsere Wehrkraft, und macht uns fähig,

durch uns selbst jedem böswilligen Nachbar zu widerstehn. — Die Conjecturalpolitik weiter zu treiben, wäre unnöthig; aber es liegt nahe, welches Interesse Niederland, Belgien und selbst die Schweiz haben, im Lauf der Zeit zu dieser Union in dasselbe Verhältniß zu treten, welches Oestreich einnimmt, und wie viel England daran gelegen sein muß, diesen Bund, welcher den Frieden Mitteleuropas sichert, zu kräftigen. — Vielleicht ist grade jetzt im Interesse aller Betheiligten der Augenblick gekommen, die alte Idee wieder in Erwägung zu ziehn. —

Der Verfasser gibt soeben einen Nachtrag zu seiner Schrift: Entwaffnung oder Krieg. Eine Denkschrift für den italienischen Congreß. — Indem er beiläufig erwähnt, daß er mit seinen Ideen bei Bunsen vorzüglichen Anklang gefunden hat, spricht er die Meinung aus, daß die gegenwärtige Situation recht dazu angethan sei, dieselben ins Werk zu setzen. „Vor allem ist es Sache der Besitzenden, ist es die Sache aller großen und kleinen Mächte des Capitals, daß sie sich rühren, daß in ihren Reihen der Gedanke lebendig werde: den Regierungen von England und Preußen für Erhaltung des Friedens den letzten Thaler, der friedebrechenden Regierung keinen Centime!" „Gegen die friedebrechende Regierung den Bann und die Acht des europäischen Credits!" „Das einzige Mittel für die noch mögliche Erhaltung des Friedens ist und bleibt die allgemeine gleichzeitige und verhältnißmäßige Entwaffnung aller mit allseitigem Krieg sich bedrohenden Mächte." „Der Friede kann nicht blos erhalten, sondern in einen dauernd gesicherten verwandelt werden, wenn England und Preußen, vielleicht auch Rußland, noch zur rechten Stunde den Gedanken der gleichzeitigen Entwaffnung unter die ihnen freudig zujubelnden Nationen werfen; wenn also durch die Unterbrechung dieser Zwangsaushebungen der Krieg vorerst unmöglich gemacht, so wie die Reduction der stehenden Armeen und die Erleichterung aller Völker in ihrer unerträglich gewordenen Militärlast sogleich wirklich begonnen wird." Auch der Bonapartismus fände dabei seine Rechnung. „Es kostet Napoleon den Dritten so wenig, sich sogar den Dank der Völker zu verdienen! Er braucht nur die Hälfte dessen zu thun, was der Kaiser von Rußland wirklich gethan hat; er braucht es nur in den Moniteur drucken, er braucht es nur in allen Gemeinden Frankreichs anschlagen zu lassen: in den Jahren 1859 und 1860 findet keine Conscription statt."

Lettres sur la Turquie, par M. P. de Tchihatcheff. — Leipzig, Schnee. — Diese sehr instructiven Briefe erschienen zuerst im „Nord"; der Verfasser (russischer Naturforscher) studirt seit zehn Jahren die Türkei, und hat über die weniger bekannten Gegenden Kleinasiens Beobachtungen angestellt, die eine wahre Bereicherung der Wissenschaft sind. Ueberall sind ihm (auch während des orientalischen Krieges) die türkischen Behörden freundlich und zuvorkommend entgegengekommen, und doch spricht er die Ueberzeugung aus und begründet sie durch Thatsachen, daß der Staat mit Riesenschritten seinem Verfall entgegengeht, daß alle Reformen nur dazu dienen, denselben zu beschleunigen. Rußland rüstet sich mit Macht, für diesen Fall die Erbschaft anzutreten; wird Oestreich sich nicht die Hände nach andern Seiten hin freimachen, um hier, in dem eigentlichen Lebensnerv seines Staatencomplexes, gleichfalls mit Energie und Folgerichtigkeit eingreifen zu können? —

Vertheidigung des Machiavellismus. Von Karl Vollmann. — Quedlinburg, Huch. — Bekanntlich hat man schon früher Machiavelli durch den natio-

nalen Standpunkt zu rechtfertigen gesucht: nur ein entschlossener Tyrann könne Italien von den Barbaren befreien; man müsse daher die Tyrannei ertragen, um die künftige Freiheit und Größe des Vaterlandes vorzubereiten. — Diese Ideen wendet der Verfasser auf Deutschland an; er erwartet einen „Fürsten" der Zukunft, der die Aufgabe der Geschichte in seine Hand nimmt: „er wird, wie Machiavelli lehrt, das Wohl des Volkes heilig halten, aber dem Ausland gegenüber weder Milde noch Grausamkeit, weder Treue noch Wortbruch, weder Ehre noch Schande, sondern nur die Einheit, Größe und Unabhängigkeit des Vaterlandes kennen. Solch ein Fürst aber wird alle Hindernisse besiegen, er wird groß, mächtig, unwiderstehlich sein." „Wann wirst du erscheinen, König der Zukunft?" u. s. w. „O komm, komm bald! und alle Thore werden sich dir öffnen und alle Deutschen werden dir entgegenjubeln und dir folgen zu Kampf und Sieg." — Das ist Lyrik: warum soll man nicht einmal den kommenden Cäsar besingen, wie sonst so oft die Republik der Zukunft? — Aehnliche Gedanken mögen wol jedem einmal durch den Kopf gegangen sein, der über Deutschlands Einheit gegrübelt; es ist aber zweckmäßig, sich derselben zu erwehren. — Immoralität wird mitunter durch den großen Erfolg vor dem „Weltgericht der Geschichte" gerechtfertigt; kann der Machiavellismus das von sich rühmen? Er hat ein Jahrhundert wirklich in Italien geherrscht; und was sind die Folgen? — Oder lockt etwa der moderne Cäsar jenseit des Rhein? — Es ist besser, wir lassen die Tyrannen ruhn. Die bürgerliche, unverdrossene Thätigkeit führt langsamer, aber sicherer zum Ziel; und wenn wir dies Ziel auch selber nicht erreichen, so ist es doch etwas, dafür ernsthaft gerungen zu haben.

Po und Rhein. — Berlin, Franz Dunker. — Der Verfasser, offenbar ein Militär, beweist mit viel Scharfsinn und Sachkenntniß, die Ansicht vieler Politiker, der Po, d. h. die Lombardei und Venedig, sei ein unentbehrliches strategisches Complement Deutschlands, beruhe auf einem völligen Mißverständniß; daß hier nicht von Deutschland, sondern von Oestreich in seiner gegenwärtigen Gestalt, das auf eigne Faust in Italien Kriege führt, die Rede sein kann. „Oberitalien ist ein Anhängsel, das Deutschland unter allen Umständen nur im Kriege nutzen, im Frieden aber nur schaden kann. Die zu seiner Niederhaltung nöthigen Armeen sind seit 1820 immer stärker geworden, und übersteigen seit 1844 im tiefsten Frieden 70,000 Mann, die sich fortwährend wie in Feindes Land befinden. Der Krieg 1848 und 49 und die Occupation Italiens bis heute trotz der piemontesischen Kriegscontribution, trotz den wiederholten lombardischen Contributionen, Zwangsanleihen und Extrasteuern, hat Oestreich weit mehr gekostet als ihm Italien seit 1848 eingebracht hat. Und doch ist von 1848 bis 54 das Land systematisch als eine blos provisorische Besitzung behandelt worden, aus der man zieht so viel man kann, ehe man sie räumt." „Statt unsere Stärke im Besitz fremden Bodens zu suchen und in der Unterdrückung einer fremden Nationalität, der nur das Vorurtheil die Zukunftsfähigkeit absprechen kann, werden wir besser thun, dafür zu sorgen, daß wir in unserm eignen Hause eins und stark sind." „Die Theorie der natürlichen Grenzen macht der schleswig-holsteinischen Frage mit dem einen Ruf ein Ende: Dänemark bis zur Eider." Was verlangen denn die Dänen anders als ihren Po und Mincio, der Eider heißt? ihr Mantua, genannt Friedrichstadt? Die Theorie der natürlichen Grenzen verlangt mit demselben Recht, auf das Deutschland

sich am Po stützt, für Rußland Galizien und die Bukowina u. s. w." „Das Endresultat dieser ganzen Untersuchung ist, daß wir Deutsche einen ganz ausgezeichneten Handel machen würden, wenn wir den Po, den Mincio, die Etsch und den ganzen italienischen Plunder vertauschen könnten gegen die Einheit, die uns vor einer Wiederholung von Warschau und Bronzell schützt, und die allein uns nach Innen und Außen stark machen kann. Haben wir diese Einheit, so kann die Defensive aufhören. Wir brauchen dann keinen Mincio mehr; unser „Genie" wird wieder sein „zu attakiren", und es gibt noch einige faule Flecke, wo dies nöthig sein wird." —

Bayerische Wochenschrift. Herausgegeben von K. Brater. (München, Rösler). — Wir begrüßen das Erscheinen dieser Wochenschrift, die in Bezug auf Volksentwicklung, auf die Ideen von Freiheit und Recht mit uns Hand in Hand zu gehen verspricht, mit Freuden. — In Bezug auf die wichtigste Frage, die Entwicklung des deutschen Bundes, wird diese Uebereinstimmung vielleicht nicht stattfinden; aber es wird schon ein großer Gewinn sein, wenn einmal klar und positiv gesagt wird, wie man sich in Süddeutschland diesen Fortschritt zur Einheit und Freiheit, zum Gedeihen und zur Ehre des deutschen Volks denkt. Unser Standpunkt ist bekannt, aber wir halten ihn keineswegs für den absoluten; wir wissen, daß seine Durchführung in weiter Aussicht steht und jedenfalls schwere Opfer kosten würde; zeigt man uns einen einfachern Weg, der nicht ganz hoffnungslos ist, so werden wir uns der Belehrung nicht verschließen, und jedenfalls kann eine ruhige Discussion — jetzt wo man noch lange mit den Vorbereitungen zu thun hat, allseitig Gewinn bringen.

Notiz.

Breslau, April 1859. Es wird Ihnen von Interesse sein, zu erfahren, daß die musikalische Bibliothek des verstorbenen Directors unsrer musikalischen Akademie, Dr. Mosewius, an das hiesige Maskesche Antiquariat verkauft worden ist, während der größere Theil seiner Sammlung Musikalien an die Akademie durch testamentarische Verfügung übergegangen ist. Die Büchersammlung ist besonders reichhaltig an historisch-kritischen Werken deutscher Musik, wie denn die Schriften Mattheſons, Marpurgs u. a. m. in seltner Reichhaltigkeit vertreten sind. Auch ältere Werke des 17. Jahrhunderts, welche Forkel schon als sehr selten aufführt, wie Printz von Waldheim, Werkmeister, Reithard u. a. sind in der Sammlung enthalten. Daneben eine interessante Collection praktischer Musik, worunter die Werke Händels und Bachs, so wie die italienischen Meister in Partituren und reichem Apparate zur Aufführung sich vorfinden.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die Goldfrage.

1.

Der bekannte französische Nationalökonom Herr Michel Chevalier hat kürzlich eine Schrift erscheinen lassen unter dem Titel „Ueber die wahrscheinliche Werthverringerung des Goldes, die commerciellen und socialen Folgen, die daraus hervorgehen können, und die dadurch hervorgerufenen Maßregeln." Herr Chevalier hat sich bereits früher mit volkswirthschaftlichen Untersuchungen über die Edelmetalle mehrfach beschäftigt, und zwar schon zu einer Zeit, als von den neuen großen Goldzuflüssen aus Kalifornien und Australien noch gar nicht die Rede war. Er hat namentlich im Jahre 1847 die älteren statistischen Ermittlungen Alexander von Humboldts über die Productionsverhältnisse der Edelmetalle wieder aufgenommen und zu vervollständigen versucht. Den damals von ihm aufgestellten Schätzungen zufolge betrug die gesammte Production seit Entdeckung Amerikas bis zum Jahr 1847 (mit Einschluß des aus dem Mittelalter überkommenen präsumtiven Vorraths von circa 80 Mill. Thlr. an Gold und circa 200 Mill. an Silber):

an Gold: 3,900 Mill. Thlr.; davon aus Amerika 2,700 Mill. Thlr.
an Silber: 8,125 „ „ ; „ „ „ 8,125 „
zusammen 12,025 Mill. Thlr.; davon aus Amerika 10,825 Mill. Thlr.

Es sind jetzt seit der Auffindung des Goldreichthums Kaliforniens etwa elf Jahre und seit dem Beginn der ebenso großartigen Goldausbeutung in Australien etwa sieben Jahre verflossen. Die Vermehrung des in den Verkehr gekommenen Goldquantums allein aus diesen beiden Productionsländern beläuft sich bis Ende des vorigen Jahres (1858) nach einer eher zu niedrigen als zu hohen Veranschlagung auf die enorme Summe von über 1,480 Mill. Thlr. Daß diese Goldgewinnung bald wieder aufhören, oder auch nur auf ein bedeutend geringeres Maß zurückgehen werde, darüber scheinen zuverlässige Anzeichen noch keineswegs vorzuliegen und man muß mithin darauf gefaßt sein, daß im Verlauf der nächsten Jahre der Goldvorrath durch fort-

geſetzte Ausbeutung der kaliforniſchen und auſtraliſchen Goldfelder um weitere etwa 2000 Mill. Thlr. ſich vergrößern wird. Hierzu kommen nun die ſonſt noch neu hinzukommenden und die fortdauernden Goldzuflüſſe aus dem britiſchen Kolumbien, Neuſeeland u. ſ. w. ſo wie insbeſondere aus dem aſiatiſchen Rußland, und dann auch aus den Productionsländern, welche früher die regelmäßige Verſorgung des Weltverkehrs mit Gold übernommen hatten. Dahin gehören Neugranada, Chili, Braſilien, Centralafrika, die Sundainſeln und in Europa Oeſtreich.

Es wird noch in Erinnerung ſein, welch ein ungemeines Aufſehen und welche Aufregung die Kunde von dem entdeckten großen Goldreichthum Kaliforniens und darnach Auſtraliens in der ganzen civiliſirten Welt, namentlich in den handeltreibenden Kreiſen, anfangs hervorrief, und wie verſchiedenartige Erwartungen ſich an dies Ereigniß knüpften. Einige beſorgten eine ſofort eintretende und in raſcher Progreſſion fortſchreitende Werthverringerung des Goldes und des Geldes überhaupt; andere meinten, die Hauptwirkung der enormen Zunahme an baarem circulirendem Medium werde ſich in einer allgemeinen und anhaltenden Ermäßigung des Zinsfußes äußern.

Die bisherige Erfahrung iſt beiden Anſichten entſchieden entgegengetreten. Die Werthverringerung des Goldes, inſofern ſich dieſe der Natur der Sache nach zunächſt und am ſichtbarſten in dem Werthverhältniß deſſelben zum Silber geltend machen mußte, hat, nachdem allerdings zu Ende des Jahres 1850 ſich hierin ein Sinken von nahezu zwei Procent bemerklich gemacht hatte, ſeitdem keine fernere Progreſſion gezeigt, und hinſichtlich der Werthverringerung des Geldes überhaupt, oder, was das Nämliche, der allgemeinen Steigerung der Preiſe, gehen die Anſichten darüber ſehr auseinander, wie weit eine ſolche als allgemein und als erwieſen anzunehmen, und noch mehr, ob ſelbige eine natürliche Folge der Vermehrung des Goldvorraths oder vornämlich nur durch Ausdehnung des Credits und der Speculationen herbeigeführt ſei. Und was das erwartete Herabdrücken des Zinsfußes anlangt, ſo haben der durchſchnittliche Discont der Bank von England, dieſes Hauptreſervoirs der Goldzuflüſſe nach Europa, der in den Jahren 1855 bis 1857 beträchtlich höher war als je zuvor, ſo wie der eher höher als niedriger gewordene Zinsfuß für Hypotheken in mehren Ländern, den ſchlagenden Beweis geliefert, daß die Vermehrung des circulirenden Mediums an ſich auf die Dauer nicht im Stande iſt, den Zinsfuß herabzudrücken, weil dieſer ſich durch das Verhältniß des Angebots von wirklichem Capital und der Nachfrage nach ſolchem regulirt, bei welchen Transactionen das circulirende Medium nur für die Vermittlung gebraucht wird, ja ſelbſt nicht einmal hierzu bei größeren Geſchäften mehr erforderlich iſt, ſondern lediglich als Maßſtab des Werthes dient.

Dem anfänglichen so außerordentlich lebhaften und weit verbreiteten Interesse des größeren Publicums an der Goldfrage ist in den letztverflossenen Jahren eine wesentlich verminderte Aufmerksamkeit, ja eine gewisse Gleichgiltigkeit für diese Angelegenheit auch in commerciellen Kreisen und in der Tagespresse gefolgt. Es kann dies auch nicht verwundern, wenn man bedenkt, wie sehr der Mensch von der Gewohnheit abhängt, und wie auch das Wichtigste und Wunderbarste, wenn es regelmäßig wiederkehrt und keine sehr bemerkbaren plötzlichen Störungen bewirkt, allmälig als etwas Selbstverständliches betrachtet zu werden pflegt. Man hat jetzt schon mehre Jahre lang immer wiederkehrend von einer jährlichen Goldausfuhr aus San Francisco und Melbourne zum Betrag von circa 50 bis 60 Mill. Dollars und von circa 10 bis 12 Mill. Pfd. St. (oder zusammen von circa 130 Mill. Thlr. jährlich) gehört, so daß diese Summen nicht mehr wie anfangs als etwas Erstaunliches auffallen, zumal die monatlichen Uebersichten der Baarvorräthe in den verschiedenen großen Nationalbanken bisher keine progressive Ueberfülle an Edelmetall nachgewiesen haben.

Bei näherer Erwägung muß aber diese jetzt vorherrschende Gleichgiltigkeit in Bezug auf die Goldfrage, wenn man den praktischen Gesichtspunkt festhält, ebenso wenig für gerechtfertigt erachtet werden, als vor zehn oder sieben Jahren die übertriebenen Vorstellungen von den unmittelbaren Folgen der ersten neuen Goldzuflüsse. Jeder Nachdenkende hätte sich damals selbst sagen können, daß, wie bedeutend auch immer die hinzugekommene Goldausbeute sei, dieselbe doch in Betracht mit den schon vorhandenen Quantitäten dieses Metalls und bei der nahe liegenden Verwendbarkeit derselben in den Münzstätten der beiden großen Staaten mit factischer Doppelwährung — der Vereinigten Staaten und Frankreichs — wenigstens einige Jahre hindurch noch keinen wesentlichen Einfluß auf die Werthrelation auszuüben vermöge, wenn anders nicht die Münzgesetzgebung der genannten Staaten unerwartet eine durchgreifende Umgestaltung erfahre. Gegenwärtig aber, nachdem die neuen großen Goldzuflüsse schon über zehn Jahre lang angehalten haben, wodurch in den Verhältnissen des gesammten Münzvorraths der großen Handelsstaaten allmälig eine merkliche Veränderung hinsichtlich der Goldverwendung sich vollzogen hat, und wo die fortgesetzte Goldgewinnung gewissermaßen einen anscheinend ganz genügend versorgten Edelmetallmarkt vorfindet, scheint die Frage wegen einer bevorstehenden progressiven Werthverringerung des Goldes mit allen sich hieran knüpfenden, weit reichenden Consequenzen die ernsteste Aufmerksamkeit zu verdienen. Herr Chevalier hat daher eine höchst zeitgemäße Arbeit unternommen, indem er, unbeirrt durch die Erfolglosigkeit seiner bisherigen Warnungen wegen der bevorstehenden Werthrevolution in den Ländern mit Goldwährung, jetzt aufs neue die Goldfrage zum Gegenstand einer ausführlichen Publication gewählt hat.

Das vorliegende Buch, dessen Titel wir oben angaben, ist freilich keine eigentlich neue Arbeit, sondern im Wesentlichen nur eine Zusammenstellung und Ueberarbeitung von drei Aufsätzen, welche Herr Chevalier im Herbst 1857 in der Revue des deux Mondes veröffentlicht hatte, nur daß jetzt die officiellen Actenstücke zur Geschichte des französischen Münzgesetzes von 1803 in einer Reihe von Anlagen beigefügt sind.

Wenn gleich nicht verkannt werden kann, daß die Behandlung der Goldfrage im vorliegenden Werk vorzugsweise die französischen Zustände berücksichtigt, und daß überhaupt diese Frage zunächst für Frankreich, wegen der dortigen Münzgesetzgebung, eine ganz specielle praktische Bedeutung hat, so werden doch auch die volkswirthschaftlichen Interessen der übrigen civilisirten Nationen unausbleiblich dabei mitbetroffen. Es wird daher nicht unwillkommen sein, hier eine Uebersicht der Betrachtungen des berühmten französischen Nationalökonomen über das wahrscheinliche Sinken des Werthes des Goldes und die sich hieran knüpfenden Folgen zu erhalten. Es sollen hier, wohlverstanden, zunächst nur die Ansichten des Herrn Chevalier mitgetheilt werden, auch wenn sie von denjenigen des Einsenders dieses Aufsatzes abweichen, und werden nur einige neueste statistische Notizen, welche in dem französischen Werke noch nicht berücksichtigt werden konnten, ohne weitere Bemerkung eingeschaltet werden. Eine Beleuchtung verschiedener Punkte in dem Werke des Herrn Chevalier wird für einen zweiten Artikel vorbehalten.

Für den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts läßt sich das jährlich neu in den Verkehr der christlichen Staaten kommende Quantum Gold nur auf etwa 36,000 Pfd. (16½ Mill. Thlr.) schätzen, höchstens auf 48,000 Pfd., wenn man für die Goldgewinnung auf den Inseln des indischen Archipels, über deren Belauf jeder Anschlag mehr als gewagt erscheint, und mit denen der europäische Verkehr sehr geringfügig war, einen Zuschlag zu machen für nöthig erachtet. Auf diesem Betrage hielt sich die durchschnittliche Goldproduction bis zum Beginn der Ausbeute der Goldlager des Ural und bald darauf von Sibirien. Durch diese stieg die jährliche Goldproduction allmälig auf das Dreifache, also auf ungefähr 100,000 Pfd. (circa 46 Mill. Thlr.). Durch die Goldzuflüsse aus Kalifornien und Australien hat sich nun aber seit 1848 die jährliche Goldgewinnung wieder etwa verfünffacht, indem dieselbe gegenwärtig, in runder Zahl veranschlagt, den Betrag von mindestens 550,000 Pfd. (circa 253 Mill. Thlr.) erreicht hat. Das jährlich in den Verkehr der civilisirten Staaten übergehende Goldquantum beträgt mithin etwa das Funfzehnfache der entsprechenden Production zu Anfang des Jahrhunderts.

Die Silberproduction dagegen, die zu Anfang des Jahrhunderts im Jahresdurchschnitt auf 1,800,000 Pfd. (54 Mill. Thlr.) betrug, kann jetzt auf nicht

viel höher als ungefähr 2,000,000 Pfd. (60 Mill. Thlr.) jährlich geschätzt werden.

Alles Gold, das seit der Entdeckung Amerikas bis zur Auffindung des kalifornischen Goldreichthums in 356 Jahren (1492—1848) neu gewonnen und in den Verkehr gekommen ist, dürfte nach annähernder Schätzung auf 5,840,000 Pfd. zu veranschlagen sein; dieser nämliche Betrag wird nach den dermaligen Productionsverhältnissen schon in ungefähr zehn Jahren erreicht.

Die eigenthümliche Bedeutung der heutigen Goldproduction und die Nothwendigkeit einer bevorstehenden Werthverringerung des Goldes wird auch daraus erhellen, daß der durchschnittliche Gewinn eines Goldgräbers in Kalifornien und Australien auf etwa 5 Thlr. für jeden Werktag auskommt, während die noch hier und dort betriebene Goldwäscherei am Rhein höchstens einen entsprechenden Ertrag von 8 bis 12 Sgr. liefert!

Um sich einen Begriff davon zu machen, mit welchem so zu sagen Ungestüm das neu gewonnene Gold in die Circulation eindringt, genügt die Notiz, daß in dem einen Jahre 1857 die pariser Münze Gold zum Werthe von 572,561,225 Franken, — also täglich über 1½ Millionen — geprägt hat und daß in den acht Jahren von 1850 bis 1857 2,749,693,490 Franken französische Goldmünzen der Circulation übergeben sind, während davon in den fünfundvierzig Jahren vor 1848 im Ganzen nur 1186 Millionen geprägt wurden.*)

Diese außerordentlich starke Goldausmünzung in Frankreich, infolge der dort bestehenden Münzverhältnisse, ist es, welche bisher dem tieferen Sinken des Goldwerthes einen Damm entgegengestellt hat. Indem nämlich dort gesetzlich gestattet ist, jede Zahlung entweder in Silber, das Kilogramm von ⁹/₁₀ Feinheit zu 200 Franken ausgemünzt, oder auch in Gold, das Kilogramm von ⁹/₁₀ Feinheit zu 3,100 Franken ausgemünzt, zu leisten, ist hiervon die natürliche Folge, daß der Zahlungspflichtige dasjenige Metall wählt, welches verhältnißmäßig wohlfeiler anzuschaffen ist. So lange nun für Gold auf dem Weltmarkt ein höherer Preis zu bedingen war, als das 15½ fache des Silbers, mußte demnach Silber das allgemein übliche Zahlmittel in Frankreich bleiben, und man konnte goldene Zwanzig- und Zehnfrankstücke nur gegen Zahlung einer veränderlichen Prämie erhalten. Seitdem nun aber auf dem Weltmarkt die Werthrelation des Goldes gegen Silber unter das Verhältniß von 15½ sank, was sich am einleuchtendsten in den londoner Silberpreisen kundgab, und wozu außer den großen Goldzuflüssen, die seit 1852 bis Ende

*) Die Goldausmünzung in Großbritannien hat in den Jahren 1848 bis 1858 circa 60 Mill. Pfd. Sterling, in den Vereinigten Staaten über 450 Mill. Dollars betragen, so daß die Goldausmünzung in diesen beiden Staaten mit Frankreich zusammen die fabelhafte Summe von über 1,800 Mill. Thlr. erreicht hat!

1857 besonders stark gewordene Nachfrage nach Silber zur Verschiffung nach Indien und China wesentlich mitwirken mußte, da konnte es nicht ausbleiben, daß der größere Theil des in Europa importirten Goldes sofort seinen Weg in die pariser Münze nahm, daß damit die vollhaltigen silbernen Fünffrankstücke zum Einschmelzen und zur Ausfuhr aufgekauft wurden und das Provenü dieses Silberexports wieder zum Ankauf von Gold diente, um die nämliche gewinnreiche Procedur zu wiederholen. So ist es gekommen, daß Europa im Stande gewesen ist, in den Jahren 1852 bis 1857 Silber zum Werth von 448 Mill. Thlr. nach Ostasien zu versenden, denn die Silberrimessen aus Südamerika und Mexiko hätten hierzu bei weitem nicht ausgereicht. Wie viel Frankreich zu diesem erstaunlichen Silberexport geliefert hat, läßt sich nicht mit Genauigkeit ermitteln, allein es ist wol nicht zu bezweifeln, daß gegen die dort neu in Circulation gekommenen etwa 3000 Mill. Franken gewiß weit über die Hälfte dieses Werthes an Silber außer Landes gegangen ist. Ganz klar aber liegt es vor Augen, daß so lange man in Frankreich, abgesehen von den hinzukommenden verhältnißmäßig unbedeutenden Münzkosten und sonstigen Spesen, für 1 Pfd. Gold 15½ Pfd. Silber sich verschaffen kann, die Werthrelation der Edelmetalle auf dem Weltmarkt unmöglich unter dies Verhältniß erheblich sinken kann.

Alle Anzeichen sprechen dafür, daß die dermalige große Goldgewinnung kein rasch vorübergehendes Phänomen, sondern wenigstens noch für eine Reihe von Jahren von Dauer sein wird. Die Goldgewinnung durch vereinzeltes Graben und Auswaschen hat in Kalifornien und Australien an Ergiebigkeit schon verloren; dagegen ist aber mit Hilfe darauf verwendeter Capitalien und Maschinen die systematische Ausbeutung der Goldablagerungen und des im Quarz selbst noch enthaltenen Goldes mehr und mehr in Angriff genommen und verspricht nachhaltige Resultate. Mag auch in vielen Fällen der schließliche Reingewinn bei diesem Bergbau den davon gehegten Erwartungen weniger entsprechen, so wird nichts desto weniger eine Menge Gold dadurch producirt, und die einmal vorhandene Capitalanlage ist ein Motiv, die begonnene Production mit möglichster Ausdauer fortzuführen. Auch haben sorgfältige geologische Untersuchungen ergeben, daß sowol in den eben genannten Ländern als nicht minder in Sibirien die Gold enthaltenden Landstriche und Gebirgszüge eine sehr große Ausdehnung haben, welche noch auf lange Zeit hin ergiebige Ausbeute in Aussicht stellen.

Wie bei allen übrigen Waaren, so muß auch beim Gold eine ungewöhnliche und anhaltende Zunahme der Production die naturgemäße Tendenz haben, eine bedeutende Werthverringerung herbeizuführen — wofern nicht eine entsprechende Nachfrage zu einer Verwendung unter gleichen Preisverhältnissen wie bis dahin, ein Gegengewicht abgibt. Wir haben gesehen, daß eine solche

Nachfrage bisher durch die französischen Münzzustände gegeben war. Es fragt sich, ob, wenn diese prompte Verwendung des Goldes zu einer gegebenen Werthrelation und meist im directen Austausch gegen Silber demnächst aufhören oder doch wesentlich sich verringern wird, sonstige Abzugswege für die reichlich zuströmenden neuen Goldmengen in Aussicht stehen — wohlverstanden zum bisherigen Werthverhältniß, denn dies ist grade der Punkt, worauf es ankommt. Mit andern Worten, es erhebt sich die Frage, welche Verwendungen und von welchem Belange die einzelnen Arten derselben, etwa im Verlauf der nächsten zehn Jahre für ein gesammtes Goldquantum von ungefähr fünf Millionen Pfund (circa 2,300 Millionen Thlr.), welcher Betrag nämlich für die kalifornische und australische Goldproduction allein, ohne die sonstige Gewinnung dieses Edelmetalls, für den Zeitraum von 1858 bis 1867 präsumirt wird, unter Voraussetzung des jetzigen Werthverhältnisses des Goldes zum Silber und zu allen sonstigen Dingen, in Aussicht stehen.

Großbritannien, die Vereinigten Staaten und Frankreich haben durch Ausmünzung des bei weitem größten Theils des seit 1848 gewonnenen Goldes ihr Bedürfniß an baarem circulirendem Medium sehr reichlich gedeckt und erscheint eine fernere ansehnliche Vermehrung ihres Goldmünzenvorraths in keiner Weise durch ihre Verkehrsinteressen geboten. Betrachtet man die Münzbedürfnisse der übrigen Länder, welche mehr oder minder dem Gold nur eine untergeordnete Rolle in der Circulation zuweisen, und unter denen eigentlich nur für Oestreich vielleicht bei schließlicher Wiederherstellung seiner Valutaverhältnisse eine beträchtlichere Nachfrage nach Gold zu erwarten sein möchte, so wird man sicherlich viel zu hoch greifen, wenn man hierfür im Ganzen für die nächsten zehn Jahr 600,000 Pfund veranschlagt.

Will man nun ferner die Vermehrung der allgemeinen europäischen Goldcirculation nach der zu präsumirenden Zunahme der Bevölkerung und des Wohlstandes veranschlagen, so muß man dagegen nicht vergessen, welche Fortschritte das Bankwesen inzwischen, zur Ersparung des baaren Geldes und selbst der Banknoten, gemacht hat und noch fortwährend macht. Allein man lasse diesen Umstand unbeachtet und veranschlage einen der Zunahme der Bevölkerung gleichkommenden jährlichen Mehrbedarf an Gold, so reichen hierfür 44,000 Pfund aus. Man erhöhe indeß noch diese Summe auf das Doppelte, auf 88,000 Pfund, das will sagen auf mehr als das Zweifache der Goldmasse, welche Europa in den Jahren 1800 bis 1825 für alle seine Verwendungen dieses Metalls jährlich erhalten hat.

Für die Abnutzung der umlaufenden Goldmünzen macht man vermuthlich eine sehr übertriebene Schätzung, wenn hierfür ein Betrag von jährlich 7,000 Pfund angenommen wird, und Gleiches gilt bei Annahme von jährlich 15,000 Pfund Gold für die durch Schiffbruch und Vergraben verloren gehenden Summen.

Von dem Goldquantum, welches der Luxus und gewisse technische Zwecke in Anspruch nehmen, macht man sich bei oberflächlicher Beurtheilung der Dinge leicht eine ganz unrichtige, gar sehr übertriebene Vorstellung. In England und Frankreich unterliegt die Verarbeitung der Edelmetalle gewissen Stempelabgaben und läßt sich hieraus die fragliche Goldverwendung, so weit dafür Abgabe bezahlt ist, berechnen. Aber selbst wenn man die hieraus sich ergebenden Summen vervierfacht, ja verzehnfacht, so erhält man doch nur solche Beträge, die im Vergleich mit der jetzigen jährlichen Production sich als völlig irrelevant darstellen. Massives goldnes Geräth, wie solches von Silber im Gebrauch ist, kommt selten vor, und bei der erstaunlichen Dehnbarkeit des Goldes genügen verhältnißmäßig geringe Quantitäten dieses Metalls, um große Oberflächen zu vergolden und die gewöhnlichen Schmucksachen herzustellen. Nach dem Urtheil sachverständiger Fabrikanten werden in Frankreich, welches in dieser Beziehung bekanntlich auch sehr vieles für andere Länder liefert, zum Vergolden überhaupt nur 800 bis 900 Pfund Gold jährlich erfordert. Erwägt man nun noch, daß zu diesem Zweck auch manches Material aus wieder eingeschmolzenen ältern Goldsachen gezogen wird, so muß die Annahme einer jährlichen Verwendung neuen Goldes hierzu zum Belauf von 70,000 Pfund sehr hoch erscheinen.

Rechnet man alle die vorstehend aufgeführten Anschläge der Goldverwendung zusammen, so erhält man für die nächsten zehn Jahr folgende Summe:

Zur Ausmünzung in den Ländern, welche jetzt zu wenig Goldmünzen besitzen	600,000	Pfund
in Betracht der Zunahme der Bevölkerung und des Wohlstandes	440,000	„
in Rücksicht des Mehrbedarfs für Handelszwecke	440,000	„
Abnutzung des vorhandenen Münzvorraths . . .	70,000	„
Vergraben und zufälliges Verlorengehen	300,000	„
zu Luxus- und technischen Zwecken	700,000	„
Zusammen	2,550,000	Pfund.

Die Summe von 2,550,000 Pfund Gold würde, wenn man alle Schätzungen möglichst hoch ansetzt, als die so zu sagen natürliche Verwendung des Goldes im nächsten Decennium anzusehn sein, während die zu erwartende Goldproduction nach dem mäßig angenommenen Jahresdurchschnitt von 500,000 Pfund (die Annahme von 600,000 Pfund wäre vermuthlich zutreffender) fünf Millionen Pfund ist. Es würde hiernach also ein Ueberschuß der Goldproduction von mindestens 2,450,000 Pfund Gold sich ergeben. Man bringe hiervon, um allen Eventualitäten genug zu thun, noch 400,000 bis

500,000 Pfund in Abzug, so bleibt immer noch ein solches Quantum Gold übrig, um auf den Markt einen Druck auszuüben, wie solcher noch nie dagewesen ist. Dieses Gold, welches sonst keine Verwendung finden kann, wird sich selbstverständlich zu den Münzstätten derjenigen Staaten drängen, in denen Gold als gesetzliches Zahlungsmittel gilt, die Goldmünzen werden dort mehr und mehr in größerer Menge in Umlauf kommen, als der Verkehr nach den bisherigen Preisverhältnissen erforderte, und die unausbleibliche natürliche Folge muß eine Werthverringerung des Goldes, oder, was dasselbe, ein allgemeines Steigen der Preise sein.

Um die praktischen Folgen einer wesentlichen Werthverringerung des Goldes anschaulicher zu machen, erscheint es gewiß als das Passendste, hierfür ein bestimmtes concretes Verhältniß beispielsweise vorauszusetzen. Wie rasch und bis zu welchem Grade die fragliche Werthverringerung vor sich gehen wird, darüber ist es natürlich ganz unthunlich, irgend eine bestimmte Ansicht zu äußern, da hierauf so viele und so verschiedenartige Momente mit einwirken; allein es ist einleuchtend, daß, was an dem angenommenen Falle nachgewiesen wird, mehr oder weniger, je nachdem die Werthverringerung nicht so weit oder noch weiter geht, für den wirklichen Verlauf gilt. Es möge also angenommen werden, daß der Werth des Goldes, im Verhältniß zum Silber und zu allen sonstigen Gegenständen überhaupt, innerhalb der nächsten zehn Jahr auf die Hälfte sänke, d. h. daß man für das nämliche Quantum Gold alsdann nur noch die Hälfte der jetzt dafür zu erlangenden Aequivalente an Sachen oder Diensten erlangen könnte. Welche Folgen würden sich hieran knüpfen?

Der Nachtheil einer solchen Werthverringerung des Goldes und somit des Geldes überhaupt in den Ländern, wo die Goldvaluta besteht, wird bedeutend durch die Uebergangsperiode mit ihren unzähligen Belästigungen und Schwierigkeiten vermehrt. Während des Ueberganges, der in ungeregelten plötzlichen Sprüngen vor sich gehen wird, muß alles Eigenthum einer leidigen Ungewißheit und störenden Schwankungen unterworfen sein. Es ist dies insbesondere für solche Personen schlimm, deren Einkommen in einer im voraus bestimmten festen Geldsumme besteht. Sie werden stufenweise von ihrem frühern Wohlstand hinabgedrängt werden, bis sie schließlich in Wirklichkeit nur die Hälfte ihres ehemaligen Einkommens haben. Die Kategorie der dahin gehörenden Personen ist aber sehr beträchtlich. Zuerst kommen hier die Staatsgläubiger in Betracht. Das Capital der britischen Nationalschuld ist ungefähr 800 Millionen Pfund Sterling und in Frankreich ist das Capital der eingeschriebenen Schuld, nach Abzug des der Amortisationskasse zugeschriebenen Belaufs, nahezu 7,250 Millionen Franken, deren Zinsen von mehr als einer Million Parteien erhoben werden. Hierzu kommen nun noch die Gläubiger der Gemeinden,

die Inhaber der Eisenbahnprioritäten und ähnlicher Obligationen. Diejenigen Personen, welche sich mit einer festen Pension zurückgezogen, welche auf längere Termine verpachtet oder auf Hypothek ausgeliehen haben, befinden sich in gleicher Lage. Man kann ferner die Beamten hinzurechnen, welche, wenn sie schließlich auch eine entsprechende Erhöhung ihrer Besoldungen erlangen, vorher doch in der Zwischenzeit während der großen Schwankungen des Geldwerths vielen Verlegenheiten und Sorgen ausgesetzt sein müssen. Die Honorare der liberalen Professionen werden ebenfalls den Unzuträglichkeiten des sinkenden Geldwerths unterworfen sein. Auch für die arbeitenden Classen überhaupt wird die Uebergangszeit zu dem schließlichen geringeren Geldwerth eine Periode der Unruhe und Bedrängniß sein, weil, wie die Erfahrung gezeigt hat, die Erhöhung des Arbeitslohns der Preissteigerung der Lebensbedürfnisse meist nicht gleich auf dem Fuße nachfolgt, sondern erst ein wirklicher Nothstand der Arbeiter voranzugehn pflegt.

Auf der andern Seite fehlen freilich nicht gewisse Kategorien, welche durch die Werthverringerung des Geldes gewinnen werden. Dahin gehören vor allem die Grundeigenthümer, deren Güter mit Hypotheken belastet sind, und alle Schuldner, welche eine im voraus bestimmte Geldsumme zu zahlen haben. Sie werden nominell die angeliehenen Summen oder bedungenen Zinsen zahlen, aber in Wirklichkeit wird ihnen durch den auf die Hälfte gesunkenen Geldwerth auch die Hälfte ihrer Verbindlichkeit abgenommen. Auch diejenigen Staaten (mit Goldwährung), bei deren Ausgaben jetzt die Zinsen der öffentlichen Schuld eine hervorragende Rolle spielen, werden durch die Werthverringerung des Goldes in Wirklichkeit eine entsprechende Erleichterung für ihre Finanzen erfahren.

Niemand kann behaupten, ob nicht auch für das Silber eines Tages eine große Werthverringerung eintreten wird infolge einer Production, die sich durch zweierlei Charakterzüge auszeichnen würde, einmal, daß sie zu beträchtlich wäre für die Verwendungsweisen, welche das Silber bis dahin gefunden hätte, und zweitens, einer wohlfeileren Gewinnung. Es liegt die Annahme nahe, daß wenn die Vereinigten Staaten den Besitz von Mexiko erlangen und im südlichen Amerika weiter vordringen, unter den Auspicien der so industriellen und energischen angelsächsischen Race sich dies Phänomen vollziehen würde. Aber selbst in solchem Fall muß man wegen der eigenthümlichen Verhältnisse des Silberbergbaues und der mannigfachen Verwendung des Silbers zu Geräthen bezweifeln, ob das Sinken des Silberwerthes so rasch und in solchem Grad vor sich gehen wird, wie man es aller Wahrscheinlichkeit nach beim Gold erfahren wird.

Großbritannien und Frankreich sind diejenigen europäischen Länder, in denen die in alle Eigenthumsverhältnisse so tief eingreifenden Folgen einer

bedeutenden Werthverringerung des Goldes vor allem ihre schädliche Wirkung äußern würden.

Diese Länder sind jedoch der bevorstehenden Erschütterung gegenüber keineswegs in gleicher Lage, um dagegen Maßregeln beschließen zu können. Es ist freilich auch in England von einzelnen Publicisten in Anregung gebracht, im Hinblick auf die drohende Umwälzung im Werth des Goldes zu der eine größere Stabilität in Aussicht stellenden Silberwährung überzugehen, allein man kann bei näherer Erwägung unmöglich die von Seiten des positiven Rechts entgegenstehenden Schwierigkeiten verkennen, wie wünschenswerth aus Zweckmäßigkeitsgründen eine solche Maßregel auch sein möchte. Diese Gründe hat Herr Macclaren dahin sehr treffend zusammengefaßt: „Die Anordnung eines Werthmaßstabes, um darnach die Vertheilung des Eigenthums und den Austausch der Erzeugnisse unter die Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu erleichtern, ist in einem civilisirten Staate eine öffentliche Nothwendigkeit; die Menschen können eines solchen für eine geregelte Vornahme ihrer Geschäfte durchaus nicht entbehren. Man kann sich nun aber nicht verhehlen, daß die Hauptbedingung, welche man bei der Wahl des Gegenstandes, der den Maßstab abgeben soll, im Auge haben muß, die Festigkeit des Werthes ist. Es folgt hieraus, daß, wenn der für diesen Zweck gewählte Artikel bis zu einem gewissen Grad die Eigenschaft, welche ihn dazu empfohlen hatte, verloren hat, es angemessen ist, an seine Stelle einen andern Artikel zu setzen wenn man einen solchen finden kann, welcher die passenden Eigenschaften in einem höhern Grad besitzt, und daß in solchem Fall die Veränderung unmittelbar eintreten sollte. Die Wahrheit dieses Punktes ist so sehr von selbst einleuchtend, daß es eines weitern Beweises hierfür nicht bedarf."

Durch Parlamentsacte vom Jahr 1817 ist aber andererseits für das vereinigte Königreich Gold, die Troyunze von $^{11}/_{12}$ Feinheit zu $77^{7}/_{9}$ Sh. gerechnet, als das allein gesetzliche Zahlungsmittel für alle Zahlungen über zwei Pfd. Sterling ganz unzweifelhaft und ohne allen Vorbehalt festgestellt worden. Jede auf Pfd. Sterling lautende Zahlungsverbindlichkeit verspricht nicht mehr und nicht weniger als ein genau bestimmtes Gewicht Gold von einer gewissen Feinheit. Wären die Goldfelder in Sibirien, Kalifornien und Australien nicht aufgefunden worden und der Werth des Goldes im Laufe der Zeit ansehnlich gestiegen, so hätten die Zahlungspflichtigen aus diesem Umstand keinen Vorwand entnehmen dürfen, um eine Verminderung ihrer Verbindlichkeit zu beanspruchen. Wenn nun jetzt das Gegentheil eintritt, und durch die neuen Goldzuflüsse der Werth des Goldes und damit des gesetzlichen Zahlmittels sinkt, so muß dies, umgekehrt, den Schuldnern zu Gute kommen. Eine Verletzung dieses Rechts ist um so weniger denkbar, als bekanntlich in England nach Wiederherstellung der Baarzahlungen der Bank im Jahr 1819

eine beträchtliche Werthsteigerung der Landesvaluta eintrat, zum großen Vortheil aller Gläubiger, aber zu gleichem Nachtheil aller Zahlungspflichtigen, und damals, wo diese Werthveränderung eine Folge früherer künstlicher Vorkehrungen war, gewiß noch mehr Grund vorgelegen hätte, für eine Art Ausgleichung Sorge zu tragen, als jetzt, wo solche Veränderung lediglich das Werk unvorhergesehener natürlicher Ereignisse ist.

Anders aber steht die Sache in Frankreich. Das französische Münzgesetz vom 28. März 1803 hat ausdrücklich als Einheit des französischen Münzwesens den Frank, als fünf Gramm Silber von $^{9}/_{10}$ Feinheit, anerkannt. Aus den Verhandlungen, welche dem Erlaß jenes Münzgesetzes vorangegangen sind, erhellt deutlich, daß es die Absicht war, die Silbervaluta als das unveränderliche Fundament des französischen Münzwesens anzunehmen, und neben dieser den Goldmünzen nur eine secundäre Bedeutung einzuräumen. Der Berichterstatter Gaudin erklärte diesen Grundsatz unter andern durch folgende nicht mißzuverstehende Bemerkung: „Wer zweihundert Franken ausleihen wird, dem soll zu keiner Zeit die Rückzahlung mit weniger als mit einem Kilogramm Silber (von $^{9}/_{10}$ Feinheit) geleistet werden können." Die Berechtigung der Goldwährung beruht nur auf dem Artikel 6 des Münzgesetzes, der dahin lautet: „Es sollen Goldstücke geprägt werden zu zwanzig Franken und zu vierzig Franken, wobei dann noch festgesetzt wird, daß das Kilogramm Gold von $^{9}/_{10}$ Feinheit zu 155 Zwanzigfrankstücken ausgeprägt werden soll, was die Werthrelation von $1 : 15^{1}/_{2}$ ergibt.

So lange der Werth des Goldes auf dem Weltmarkt sich höher hielt, was von 1803 bis 1850 durchweg der Fall war, entstand aus jener Bestimmung des französischen Münzgesetzes keine Unzuträglichkeit, indem bei Benutzung der Goldmünzen die Parteien sich über das Agio zu vereinbaren hatten.

Wenn jetzt in Frankreich die Befugniß, die Zahlungsverbindlichkeiten mittelst Goldmünze zu erfüllen, gesetzlich aufgehoben werden soll, so kann das in England vorwaltende Bedenken dem nicht entgegentreten, denn dort ist ein gewisses Quantum Gold als gesetzliche Münzeinheit unbedingt angenommen, in Frankreich aber ist im Fundamentalmünzgesetz der Frank, in der Eigenschaft eines genau bestimmten Quantums Silber, als Münzeinheit anerkannt worden.

Nachdem eine im Jahr 1851 niedergesetzt gewesene Commission für die Goldfrage eine Entscheidung für noch nicht an der Zeit erklärt hatte, da hinlängliche Erfahrungen noch nicht vorlägen, ward am 7. Februar 1857 vom Finanzministerium für die nämliche Angelegenheit aufs neue eine Commission angeordnet. Diese hat nun in einem Bericht vom Februar 1858 sich im Wesentlichen dahin ausgesprochen: „Die Hauptursache der seit einigen Jahren

im französischen Münzwesen erfahrenen Störungen liege in der ungewöhnlichen Nachfrage nach Silber zur Ausfuhr nach dem äußersten Osten. Diese außerordentliche Nachfrage habe die Werthsteigerung des Silbers im Verhältniß zu andern Waaren zur Folge gehabt. Was das Gold anlange, so sei der Werth desselben ungeachtet der großen Goldproduction in Kalifornien und Australien nicht gesunken. Das beste Mittel, um die entgegentretenden Schwierigkeiten zu heben, bestehe darin, mit aller Kraft die durch das Münzgesetz vom Jahr 1803 festgestellte, oder vielmehr nur constatirte, Werthrelation von 1 : 15½ aufrecht zu halten. Um den auswärtigen Markt zu verhindern, in dieser Beziehung auf den französischen Markt einen Einfluß auszuüben, brauche man nur die Silberausfuhr mit einem Zoll zu belegen und diejenigen Geschäftsleute, welche diese Ausfuhr betreiben oder erleichtern, mit Strafe zu bedrohen. Der Ausfuhrzoll für Silber müsse hoch bestimmt werden, und nicht nur die Ausfuhr, sondern schon das Auswippen der Silbermünzen strafbar sein."

Gegen diesen Vorschlag genügt es das Eine anzuführen, daß, wie die Erfahrung von Jahrhunderten klar bewiesen hat und worüber alle Oekonomisten einverstanden sind, auch die strengsten Verbote gegen das Auswippen und die Ausfuhr von Münzen, sobald ein lockender Vortheil damit verbunden ist, im Ganzen und Großen durchaus unwirksam bleiben und ihren Zweck verfehlen.

Auf welche andre Weise soll dann aber den großen Nachtheilen, mit denen die Münzzerrüttung und das Sinken des Goldwerthes das Land bedrohen, vorgebeugt werden? Das principiell richtigste Mittel besteht darin, sämmtliche jetzt umlaufende französische Goldmünzen einzuziehen und einzuschmelzen, und statt der bisherigen Prägung von goldenen Fünf-, Zehn-, Zwanzig- und Vierzigfrankenstücken künftig Goldstücke mit alleiniger Bezeichnung ihres Gewichts (etwa fünf und zehn Gramm) auszumünzen und deren Werthbestimmung lediglich dem freien Verkehr zu überlassen. Falls aber eine solche Einziehung und Umprägung der ganzen großen Masse der vorhandenen französischen Goldmünzen zu weitläufig und kostspielig erscheine, möge nach dem Beispiel Belgiens beliebt werden, daß der Werth der jetzigen Zwanzigfrankstücke ꝛc. in Zukunft sich nur nach der Werthrelation zwischen Gold und Silber im freien Verkehr richten solle, also bei sinkendem Goldwerth 19 Franken 50 Centimes, dann 19 Franken u. s. w. Zur Erleichterung der kleineren Umsätze könne, etwa von sechs zu sechs Monaten, solcher Werth, wozu die öffentlichen Kassen die Goldmünzen annehmen, zur Richtschnur des gewöhnlichen Verkehrs officiell bekannt gemacht werden. Treffe man dabei noch die Verfügung, daß niemand gehalten sei, über tausend Franken Zahlung in Gold anzunehmen, so könne eine solche halbjährliche Tarifirung der Goldmünzen keine wesentliche Unzuträglichkeit mit sich führen.

Es erhebt sich hierbei aber die Frage: soll der Verlust bei einer solchen Devalvirung der Goldmünzen von der Staatskasse oder von den zur Zeit dieselben besitzenden Privatpersonen getragen werden? Wenn bei der in Holland und Belgien stattgehabten Demonetisation des Goldes die Staatskassen innerhalb eines angesetzten Termins die Landesgoldmünzen zu ihrem vollen Nominalwerth gegen Silbergeld umgewechselt haben, so ist die Sachlage dort anders gewesen als in Frankreich. In letzterem Staate hat nicht der Staat für seine Rechnung die Goldmünzen prägen lassen und ausgegeben, sondern die Ausmünzung ist auf Verlangen und für Rechnung von Privaten geschehen. Selbst aber dann, wenn auch in Frankreich die Staatskasse den Verlust übernehmen müßte, so erscheint jedes für die Wiederherstellung der ursprünglichen Silberwährung gebrachte einmalige finanzielle Opfer sehr gering im Vergleich mit den großen und bleibenden Nachtheilen, die sich an die Beibehaltung des jetzigen Systems knüpfen. Da jedoch, wenn der Staat den unvermeidlichen Verlust bei Devalvirung der Goldmünzen den Privaten überläßt, dieser sich über unzählig viele Einzelne vertheilen und deshalb nicht sehr empfindlich sein würde, erscheint es aus der vorhin erwähnten Rücksicht unbedenklich, beim Eintritt einer solchen Maßregel von der Einwechselung von Staatswegen abzusehen.

Ein besonderer Grund für die Beseitigung der jetzt vorherrschenden Goldwährung und für die Rückkehr zur ursprünglichen reinen Silberwährung liegt ferner in der Rücksicht auf das metrische Gewichtsystem, welches immer weitere Verbreitung findet und dessen Durchführung Frankreich so sehr zur Ehre gereicht. Sobald die Münzeinheit nicht mehr durch fünf Gramm Münzsilber, sondern durch circa neunundzwanzig Centigramm Gold dargestellt wird, entsteht eine nicht auszugleichende und höchst störende Lücke im allgemeinen metrischen und Decimalsystem.

Herr Michel Chevalier schließt seine Darstellung mit folgender Betrachtung.

Auf zweierlei Weise kann man die Vorschriften der Münzgesetzgebung vom Jahr 1803 brechen und für Frankreich die damit verknüpften, im Vorstehenden angedeuteten Rechtsverletzungen, Leiden und Störungen aller Art herbeiführen. Die erste Art und Weise, und zwar die offenere und kühnere, würde die sein, unverzüglich dem gesetzgebenden Körper einen Gesetzentwurf vorzulegen, worin erklärt wird, daß in Zukunft das Silber der Rolle enthoben sei, welche ihm die Gesetzgebung des Jahres 1803 zugetheilt hat, und daß fortan Gold die Landeswährung sein soll. Die andere, furchtsamere Art und Weise besteht darin, als ruhiger Zuschauer die Dinge immer weiter bis zu Ende den Verlauf nehmen zu lassen, den sie von selbst eingeschlagen haben. Alsdann wird das Silbergeld so zu sagen bis zum letzten Fünffrankstück aus Frankreich unaufhaltsam fortgehen. Um endlich nur die kleineren Münzstücke

im Lande zu behalten, wird man nicht umhin können, dieselben zu Scheidemünzen umzugestalten, indem man ihren Silbergehalt verringert. Die Demonetisation des Silbers wird dann eine vollendete Thatsache sein. Aus welchem Gesichtspunkt man aber auch die Sache ansieht, sei es der Interessen, sei es des Rechts und der Ehre, zwischen beiden erwähnten Proceduren läßt sich ein großer Unterschied nicht erkennen. Die Folgen werden dieselben sein, in beiden Fällen gleich verderblich und verwerflich, und die Geschichte wird dereinst darüber ein strenges Urtheil fällen.

Der seit Anfang 1858 hinsichtlich des Silberabflusses aus Frankreich sich zeigende Nachlaß ist insofern ein glücklicher Umstand, als er die Erhaltung des durch das Gesetz von 1803 angeordneten Münzsystems leichter macht. Es darf dies indeß zu keinem Motiv noch einer Entschuldigung für die Unthätigkeit oder endloses Zögern werden. Der Strom, welcher das Silber aus Frankreich fortführte, besteht noch und nichts deutet auf sein Verschwinden; es ist im Gegentheil wahrscheinlich, daß er mit großer Lebhaftigkeit sich wieder einstellen wird. Man muß dies Ereigniß für das nehmen, was es ist, für eine der Staatsgewalt in Frankreich von der Vorsehung gestattete letzte Frist, um auf den rechten Weg zurückzukehren. —

In einem folgenden Aufsatz behält der Einsender, wie erwähnt, sich vor, einige der von Herrn Chevalier geäußerten Ansichten, welche mit den praktischen Verhältnissen nicht in Einklang zu stehen scheinen, einer kurzen Erörterung zu unterziehen und seine eigne Ansicht über die eine und andere Seite der Goldfrage darzulegen. — oe —

Die italienische Frage.

2.

Die päpstliche Frage.

Es liegt nicht in unsrer Absicht, hier die Frage des päpstlichen Primates selbst zu erörtern, wir gedenken nicht dem Grafen de Maistre in die Irrgänge seiner Dialektik zu folgen. Uns genügt die Thatsache, daß er das anerkannte Haupt der katholischen Kirche ist. Die Streitfrage ist nur, wie diese Stellung mit der eines weltlichen Fürsten zu vereinigen ist, welche Wechselwirkung eine Aenderung beider Stellungen aufeinander haben muß. Denn daß eine solche unvermeidlich, scheint nicht bezweifelt werden zu können: die absolute Trennung

vom geiſtlichen und weltlichen Fürſten, welche katholiſche Schriftſteller aufzuſtellen geſucht, um zu zeigen, daß die Fehler des letztern die Reinheit des erſtern nicht berühren, iſt doch geſchichtlich und praktiſch nicht durchzuführen. Es gehört der naive Glaube des Grafen de Maiſtre dazu, ſich über alle entgegenſtehenden Zeugniſſe hinwegzuſetzen und zu verſichern, die Päpſte hätten niemals ihre kirchliche Macht benutzt, um weltliche Vortheile zu erlangen. Man braucht, um ſich vom Gegentheil zu überzeugen, nicht in das erſte Mittelalter zurückzugehen, wo die Pipiniſche Schenkung das weltliche Gebiet begründete. Allerdings ging Geiſtern wie Gregor dem Siebenten und Innocenz dem Achten das Streben nach Ausbildung der kirchlichen Macht über alles, aber je mehr jener großartige ideale Zug verſchwand, deſto entſchiedener verfolgten ihre Nachfolger die Zwecke des weltlichen Fürſtenthums. Auf dem baſler Concil ward es offen geſagt, daß der Papſt ohne das Erbgut der Kirche nur einen Knecht der Könige vorſtelle. Die Statthalter Chriſti fühlten ſich immer mehr als italieniſche Fürſten, ſie benutzten die Verwickelungen des Augenblicks, um ihre weltlichen Abſichten durchzuſetzen, und ihre Familien auszuſtatten, die Regierungen von Sixtus dem Vierten, Alexander dem Zweiten, Julius dem Sechſten und Sixtus dem Fünften bieten reiche Commentare hierfür, man weiß, welche Rolle ſie in den Wirren von Florenz, Urbino, Mantua und Venedig geſpielt haben, jede Gelegenheit ward zum Vortheil benutzt, jede Beeinträchtigung als Sacrileg hingeſtellt; ſo kam der jetzige Kirchenſtaat zu Stande.

Es iſt zu bemerken, daß der Aufſchwung, den die päpſtliche Macht durch die Reaction gegen die Reformation nahm, viel weniger auf der Thätigkeit der Päpſte ſelbſt beruhte, als auf der der katholiſchen Fürſten, die ihre Macht durch die religiöſe Bewegung bedroht ſahen, und auf der der geiſtlichen Orden, namentlich der Jeſuiten. Es bezeichnet den tiefſten Verfall der kirchlichen Obergewalt, daß Clemens der Vierzehnte ſich dazu verſtand dieſen Orden, den getreuſten Kämpfer für das Pontificat, aufzuheben, denn es war ein entſcheidender Sieg der öffentlichen Meinung, der den Orden aus einem Lande nach dem andern vertrieb, bis endlich das Haupt der Kirche ſich dazu verſtand, dieſem Verdict ſeine Sanction zu geben. Das Papſtthum war damals ſo geſchwächt, daß es der Revolution nur ohnmächtigen Widerſtand entgegenſetzen konnte, die Staatsraiſon allein war es, die den Sieger von Marengo bewog, wieder mit der römiſchen Kirche anzuknüpfen. Der Cultus der Vernunft hatte ſich als zerrüttend bewieſen, die Herſtellung des Katholicismus ward als zweckmäßig und nothwendig betrachtet, um die ſtaatliche Autorität durch religiöſe Motive zu ſtützen. In den Denkſchriften von Portalis über das Concordat finden ſich die verſchiedenen Möglichkeiten hinſichtlich der Art dieſer Wiederherſtellung auf das kühlſte abgewogen. Ein Patriarch würde zu mächtig ſein. „Wenn er ehrgeizig iſt, kann er Verſchwörer werden und iſt im Stande die Gemüther

aufzuregen. Die katholischen Regierungen haben ein entferntes Haupt vorgezogen, dessen Stimme nur schwach im Lande wiederhallt und der das größte Interesse hat, die Rücksichten und die Schonung zu beobachten für die Mächte, deren Bündniß und Schutz ihm nothwendig sind. Früher hatte der Papst in den Orden eine allzeit gehorsame Miliz, welche die rechten Pastoren unterdrückte und immer geneigt war, die ultramontanen Doctrinen zu verbreiten, unsre Gesetze haben diese Miliz beurlaubt, wir haben nur Weltgeistliche d. h. Bischöfe und Priester, die selbst immer interessirt sind, unsre Grundsätze (d. h. die gallikanischen) wie ihre eigne Freiheit zu vertheidigen, denn dieselbe kann nur durch diese Grundsätze garantirt werden." Man wird zugestehen, daß hier von der Unterwerfung des Staates unter die kirchliche Autorität keine Rede ist, auch kann man wol die Standhaftigkeit bewundern, welche die Curie bei den Verhandlungen an den Tag legte, aber doch nicht verkennen, wie ohnmächtig und gedemüthigt sie damals war, und daß ein Hauptgrund dafür der Verlust der weltlich-fürstlichen Stellung des Papstes war. Nicht seiner Macht, sondern der Gnade der europäischen Souveräne verdankte er seine Wiedereinsetzung, und zwar wesentlich den drei nichtkatholischen Herrschern von England, Rußland und Preußen, während der allerchristlichste König wenigstens Avignon behielt und seine Apostolische Majestät dringend die Legationen für sich verlangte.

Der Kirchenstaat war wiederhergestellt, alle französischen Neuerungen wurden abgeschafft, alle alten Ordnungen wieder in Kraft gesetzt, und doch war die Veränderung ungeheuer. Wir haben im vorigen Artikel gezeigt, welchen Einfluß die Napoleonische Epoche auf die italienischen Völker gehabt. Sie hatten eine geordnete Staatsverwaltung kennen lernen und mit der Wiedereinführung aller alten Mißbräuche und mangelhaften Einrichtungen legte man den Grund der wachsenden Unzufriedenheit, die Verschwörungen und Attentate, die man seit langer Zeit nicht mehr gekannt, schlugen ihren Wohnsitz in Rom wie in den andern italienischen Städten auf und endigten mit der seit dem Mittelalter unerhörten Vertreibung des heiligen Vaters. Aber weit bedeutender nach außen wirkte der Umstand, daß ein Staatswesen wie das päpstliche nach 1815 einzig in seiner Art geworden war. Vor der Revolution gab es die geistlichen Reichsfürsten, welche Landeshoheit wie die Kurfürsten von Baiern oder Hannover hatten, die Säcularisationen vernichteten diese Anomalien, die des päpstlichen Staates trat desto schroffer hervor. Nach den großen Kriegen begann eine Epoche der innern Entwickelung aller Staaten, die sich mit der Dauer des Friedens steigerte, die Verbindungs- und Verkehrsanstalten nahmen einen großartigen Aufschwung und näherten die Völker einander, die politische Freiheit machte eine Eroberung nach der andern, die Schranken, welche die Reaction mühsam aufbaute, wurden nacheinander hinfällig, selbst

die absolutesten Regierungen sahen sich allmälig zu Zugeständnissen genöthigt, nur die Curie blieb unbeweglich. Auf kirchlichem Gebiet wußte sie sich wie immer den Umständen anzupassen und suchte mit Löffeln wiederzunehmen, was man ihr mit Scheffeln genommen; zwar erlitt sie in Frankreich durch die Julirevolution eine Niederlage, aber sie errang doch größere Erfolge, wie z. B. durch die Emancipation der Katholiken in England, durch die belgische Revolution, zu der sie sich mit dem Liberalismus verbündete, durch die Wiederherstellung des Jesuitenordens in vielen Staaten und die Neubelebung des Ultramontanismus. Im Kirchenstaat aber blieb alles wie es war, die Unfehlbarkeit des geistlichen Oberhauptes litt keinen Wechsel in seiner irdischen Regierung, während doch rund um ihn her und in seiner eignen ewigen Stadt sich alles veränderte. Metternich schrieb an Leo den Zwölften: jede Revolution ist für das Pontificat ein niedergerissener Damm, welcher leicht dem zerstörenden Strom, welcher aus bösen Leidenschaften entspringt, den Weg öffnet.

Indeß der Zeitpunkt kam, wo die Gewalt der Thatsachen die Fiction zerstörte, daß solche Unbeweglichkeit aufrecht zu erhalten sei. Infolge der revolutionären Zuckungen, welche der Sturz Karls des Zehnten in Europa herbeiführte, brachen im Anfang des Jahres 1831 Aufstände in Modena und Ferrara aus, welche Umwälzungen auf der ganzen Halbinsel fürchten ließen; am Tage der Krönung des neuerwählten Papstes Gregor des Zwölften insurgirte sich Bologna, dem bald alle Legationen folgten. Außer den Einheitsideen, welche hier wie in ganz Italien wirkten, war noch besonders der Haß gegen die weltliche Herrschaft des Papstes und eine tiefe Verachtung des gesammten Priesterregiments Triebfeder. Gregor war zu Reformen geneigt, aber er ließ sich überreden, Oestreich werde sie nicht dulden, und erbat die Hilfe des letzteren. Frankreich protestirte dagegen, die andern Mächte fürchteten einen Conflict der beiden katholischen Staaten und suchten zu vermitteln, indem sie gemeinsam über die Verbesserungen beriethen, welche für die Ruhe der päpstlichen Staaten nothwendig seien. Dies ward die erste Einmischung der Großmächte in die weltlichen Angelegenheiten des heiligen Vaters.

Metternich leitete diese Conferenz durch eine an den östreichischen Gesandten Grafen Lützow gerichtete Depesche ein, die ihn aufforderte, sich mit seinem französischen Collegen, Grafen St. Aulaire in Verbindung zu setzen und die guten Dienste des russischen und preußischen Gesandten in Anspruch zu nehmen; von England wohnte der Geschäftsträger in Florenz, — Mr. Brook Taylor, den Berathungen bei. Man hatte eben damit angefangen, ein vom Papst zu erlassendes Amnestiedecret zu besprechen, als Metternich erklären ließ, eine der wichtigsten Aufgaben sei, die Unabhängigkeit des Papstes als weltlichen Monarchen zu sichern und sein Vertreter schlug als Mittel dazu eine feierliche Er-

klärung aller Großmächte vor, durch welche die Integrität der päpstlichen Staaten gegen jede revolutionäre Bewegung zu garantiren sei. Die Reformfrage war bei dieser Mittheilung ganz in den Hintergrund gedrängt. Graf St. Aulaire wies ihr die richtige Stellung an und erklärte, nur dann lasse sich über eine Bürgschaft für die weltliche Macht des Papstes sprechen, wenn derselbe den Rath der Mächte über die einzuführenden Verbesserungen höre, im andern Fall würden nur die bisherigen Uebelstände mitgarantirt. Der Gesandte bestand auf dieser Ansicht um so mehr, als er erfahren, daß Gregor beabsichtige, sich durch ein motu proprio mit einigen illusorischen Verbesserungsverheißungen aus der Sache zu ziehen. Nach längern Verhandlungen kam das Memorandum zu Stande, das von Herrn Bunsen redigirt am 21. Mai collectiv dem Staatssecretär Cardinal Bernetti übergeben ward und jetzt in Guizots Denkwürdigkeiten Bd. 2, S. 432 veröffentlicht ist. Es stellte folgende Forderungen: 1) Trennung der Justiz und Verwaltung mit gehöriger Betheiligung der Laien. 2) Municipalsystem auf freien Wahlen ruhend. Vertretung der Gemeindeinteressen durch Notabeln. 3) Provinzialräthe, die aus diesen hervorgehen würden. 4) Eine Centraldeputation aus denselben mit der Aufgabe, die Verwaltungsrechnungen zu revidiren und die Verwendung der Staatsfonds so wie Tilgung der öffentlichen Schuld zu überwachen. 5) Fortschreitende Einführung aller übrigen unter dem Pontificat von Pius dem Siebenten, durch dessen motu proprio 1816 verheißenen Verbesserungen.

Der Papst nahm dies scheinbar günstig auf, aber die Verhandlungen kamen doch nicht von der Stelle, da die Gesandten die Reformen als Bedingungen der Garantie hinstellten, während die Curie umgekehrt zuerst diese verlangte, und die Schwierigkeit wuchs, als es sich darum handelte, die Form der Garantie zu finden. Oestreich wollte, daß dem Papst das Recht eingeräumt werde, sich bei Ausbruch neuer Unruhen im Kirchenstaat an diejenige Macht zu wenden, deren Hilfeleistung ihm den Umständen nach am geeignetsten erscheinen würde. Einer solchen Wendung pro domo konnte Frankreich nicht beitreten, es wollte, daß die fünf Mächte sich eintretenden Falls über die zum Schutz nöthigen Mittel verständigen sollten. Dies gab eine starke Spannung, ein französisches Geschwader kreuzte vor Ancona, und verlangte die Räumung des päpstlichen Gebietes. So kam man mit den Reformberathungen nicht von der Stelle und am 5. Juli erließ Gregor, nachdem er erklärt, daß eine Centraljunta, als Anfang eines Repräsentativsystems, mit seiner Regierung unvereinbar sei, ein Edict, welches die Provinzial- und Communalverfassung dahin regelte, daß dem päpstlichen Delegaten eine berathende Behörde von fünf Mitgliedern beigegeben und Gemeinderäthe eingeführt werden sollten. Aber diese Reformen, so ungenügend sie waren, traten nie wirklich in Kraft und die Mächte konnten sich über die Garantie nicht

einigen, der Papst war durch Zähigkeit diplomatischer Sieger geblieben, noch mehr aber Oestreich, das den Conflict mit Frankreich vermieden, die Revolution niedergeworfen, die Reformen verhindert und fast sieben Jahre in den Legationen blieb. Die Regierung Gregors ward eine der traurigsten Epochen für den Kirchenstaat.

Wir sind in dieser Darstellung etwas ausführlicher gewesen, weil dieser erste Versuch, mit der päpstlichen Regierung zu verhandeln, sich in seinen Phasen wiederholen muß, sobald man der Curie Reformen aufnöthigen will, grade so wie sich das klägliche Scheitern der aus eignem Antrieb unternommenen Reformen wiederholen wird, welches das Loos von Pius dem Neunten war. Wir müssen daher auch auf diesen fruchtlosen Versuch etwas näher eingehen.

Je stärker der materielle Druck war, durch den man jede politische Bewegung in Italien und jede reformatorische Bestrebung in der katholischen Kirche zu vereiteln suchte, desto gewaltiger ward der Gegendruck, nachdem die Zeit der großen Continentalkriege vorüber war. Je mehr die orthodoxe Partei sich dem Ultramontanismus in die Arme warf, desto mehr neigten die, welche eine ernstliche Aenderung für nothwendig hielten, von reformatorischen zu revolutionären Ideen. Die erste bedeutsame Erscheinung in dieser Beziehung war Lamennais. In seiner Zeitschrift l'Avenir stellte er den Satz auf, das beste Mittel den Katholicismus zu beleben sei, ihn vom Staate gänzlich zu trennen; die Kirche sollte auf alle Unterstützung des Budgets verzichten und von den freiwilligen Gaben der Gläubigen leben. So werde sie wahrhaft unabhängig werden. Die Geistlichkeit werde nur ein Haupt im Papste haben und solle übrigens in Concilien selbst ihre Bischöfe wählen. Freiheit der Presse, des Unterrichtswesens und Vereinsrechtes sollten dies System vervollständigen. Man sieht, es war eine vollständige Umwälzung, die Lamennais vorschlug; war sie nun schon an sich unpraktisch und unmöglich, so war es vollständig erstaunlich, daß er nach Rom ging und der Curie, welche jede Hinneigung zu diesen Grundsätzen seit Jahrhunderten bekämpft hatte, vorschlug, seine Ideen anzunehmen. Eine Encyclika Gregors, von einem vertraulichen Briefe des Cardinal Pacca begleitet, verwarf diese Lehren auf das nachdrücklichste, da sie den Geist des Aufruhrs und der Auflehnung gegen die Souveräne heraufbeschwören müßten. Der weitere Streit und Abfall Lamennais in seinen Affaires de Rome liegt uns hier fern, wir erwähnten seine Ideen nur, weil sie bald Anhänger in Italien gewännen, bei denen der Zusammenhang der katholischen und weltlich-päpstlichen Interessen noch schärfer hervortreten mußte. Piemont ward seit den vierziger Jahren der Boden, von dem die Reformideen zuerst in der Theorie, dann in der Praxis ausgingen. Drei hochbegabte Männer sind hier vor andern zu erwähnen,

Massimo d'Azeglio, Cesare Balbo und Vincenzo Gioberti. Während ersterer sich an die rein politische Seite hielt und in seinen Ultimi casi di Romagna den zerrütteten Zustand des Kirchenstaates aufdeckte, versuchten die beiden andern eine Reconstruction Italiens als möglich darzustellen, wonach der Papst an die Spitze eines Staatenbundes treten sollte, namentlich ward diese Idee in Giobertis Primato entwickelt. Es liegt nun freilich auf der Hand, daß, so lange Oestreich in Oberitalien herrscht, es auch in jeder Conföderation italienischer Staaten tonangebend sein wird; das vermeintliche Haupt derselben würde sein ergebener Diener sein, da es schon seiner Truppen bedarf, um Ruhe im Lande zu erhalten. Jede Conföderation aber, welche Oestreich ausschlösse, wird es natürlich um jeden Preis verhindern und sollte sie durch die Umstände gelingen, so wäre der Papst zu machtlos, um sich an ihre Spitze zu stellen, selbst wenn er es wollte. Das Chimärische der Idee ist also klar, aber ihr Einfluß war nichts desto weniger doch sehr groß. In diesem Zeitpunkt, wo die Aufregung auf das höchste gestiegen war, starb Gregor der Sechzehnte und der Cardinal Mastai Feretti ward als Pius der Neunte sein Nachfolger. Eine allgemeine Amnestie, Verabschiedung der Schweizergarde und Versprechungen der liberalsten Reformen eröffneten seine Regierung. Alles jauchzte ihm zu, Mazzini, der ewige Verschwörer, schrieb dem Papst, daß er in seiner Initiative den Anfang einer neuen Aera sehe und in seine Hände abdanke. Das war freilich ein zweifelhafter Glückwunsch, aber in Frankreich waren Regierung und Opposition in gleichem Maße jener neuen Aera günstig, Thiers wollte die Bewegung ermuthigen, Guizot sie mäßigen, beide um sie zu stärken. Wir wünschen, sagte der Letztere, einen italienischen Papst, der den Geist seines Jahrhunderts verstehe. Nur der Fürst Metternich sprach anders; allem Widersinn unserer Zeit, meinte er, werde die Krone aufgesetzt durch die Erscheinung eines liberalen Papstes. Er hat Recht behalten und wird es immer behalten, denn die Natur der Dinge macht eine solche Erscheinung zum Unding.

Abgesehen aber von allen innerlichen unübersteiglichen Schwierigkeiten, fehlte es dem weichen Herzen von Pius dem Neunten ganz an der Energie, um den Mißbräuchen nachdrücklich entgegenzutreten und die Reformen zu sichern. Auch stiegen die Ansprüche; früher wäre man beglückt gewesen durch eine Verbesserung der Verwaltung, jetzt forderte man politische Institutionen, welche Gregor sehr richtig als unvereinbar mit den Grundsätzen der päpstlichen Regierung bezeichnet; sein Nachfolger versprach sie nach langem Schwanken im Sept. 1847, wählbare Provinzialräthe und eine Nationalvertretung in Rom sollten die Rechte des Volkes in Obacht nehmen, eine Allianz ward mit Toscana und Sardinien geschlossen, die Reibungen mit den Oestreichern wurden heftiger. In demselben Maße wuchsen die Forderungen, die Central-

vertretung sollte nur berathend sein, sobald sie zusammentrat, gerieth sie in Conflict mit der Regierung. Pius ging vom Zaudern zur Furcht über. Die Revolution und der Krieg gegen Oestreich brachen aus; er weigerte sich an demselben Theil zu nehmen und mißbilligte ihn offen durch eine Encyclika, die Revolution aber wuchs ihm über den Kopf. Rossi ward ermordet und am 25. Sept. flüchtete der heilige Vater im Wagen der Gräfin Spreur nach Gaeta. Die römische Republik ward erklärt und fiel vor den französischen Bajonetten, welche den Papst zurückführten. Fortan hatte man eine französische Armee in Rom und eine östreichische in den Legationen, unter ihrem Schutz herrscht der Cardinal Antonelli in der Weise, die man kennt, die Mißregierung ist schlimmer als jemals, Pius ist innerlich gebrochen und hat sich auf kirchliche Interessen zurückgezogen.

Die Gewalt der Waffen hatte die alten Zustände auf der ganzen Halbinsel wiederhergestellt, mit Ausnahme Sardiniens, das ein repräsentativer Staat geworden. Dasselbe brachte auf dem pariser Congreß die Lage Italiens zur Sprache. Graf Walewski meinte, die Abnormität könne in Bezug auf den Kirchenstaat nicht verkannt werden, daß eine Macht fremder Truppen bedürfe, um sich in ihrem eignen Gebiet zu behaupten, und erklärte die Bereitwilligkeit Frankreichs, seine Truppen aus Rom zurückzuziehen, sobald dies ohne Gefahr für die päpstlichen Staaten geschehen könne. Lord Clarendon trat dem Wunsche der Räumung nicht nur bei, sondern machte auch darauf aufmerksam, daß man die Ursache des Uebels zu entfernen suchen müsse, welches die Besetzung herbeigeführt und meinte, daß die Verwaltung der römischen Staaten Unzuträglichkeiten biete, woraus ernste Gefahren entstehen können. Er empfahl wenigstens für die Legationen die Säcularisation der Verwaltung. Rußland und Preußen hielten sich zurück, Oestreich bekämpfte die Beschwerden, welche Graf Cavour vorbrachte, konnte aber nicht umhin, das Wünschenswerthe der Räumung anzuerkennen.

Zunächst wurden nun die Reformen in den päpstlichen Staaten Gegenstand der Verhandlung zwischen Oestreich und Frankreich. Im Juni 1857 sandte Graf Walewski einen Vorschlag nach Wien, dessen Grundzüge folgende waren:

1) Säculariſirung der Verwaltung und Bildung eines Staatsrathes von Laien, der die Gesetze prüfen und discutiren soll.

2) Vertretung aller Landesinteressen durch eine Consulta, die unmittelbar durch die Provinzialräthe oder doch wenigstens aus einer von ihnen präsentirten Liste durch den Papst gewählt würde, und alle Gesetze berathen so wie das Budget bewilligen solle.

3) Wirksame Controle der örtlichen Ausgaben durch Provinzialräthe, welche von den Municipalräthen, die selbst wieder gewählt sein würden, zu delegiren wären, gemäß dem Edict von 1850.

4) Gerichtliche Reform durch ein bürgerliches Gesetzbuch nach Muster des Code Napoleon oder des lombardo-venetianischen oder des neapolitanischen Gesetzbuches.

5) Regelmäßige Einziehung der öffentlichen Einkünfte durch das französische System der Steuerbeitreibung.

Oestreich modificirte diesen Plan durch ein Gegenproject so, daß er unkenntlich wurde und Frankreich darauf verzichtete, solche Scheinverbesserungen vorzuschlagen. Das wiener Cabinet war sich darin nur selbst treu, es kann keine liberale Regierung in Italien wollen und weiß, daß sie mit der päpstlichen Herrschaft unverträglich ist. Das französische Cabinet hatte seinerseits einen empfindlichen Schlag dadurch erhalten, daß infolge einer Indiscretion eine Denkschrift seines Botschafters in Rom, des Grafen Rayneval, in Daily News abgedruckt wurde, worin die päpstliche Regierung gegen jeden Vorwurf gerechtfertigt ward. Dieselbe war dem Diplomaten gewiß sehr dankbar dafür, daß er das undankbare Geschäft der Vertheidigung übernommen, aber er stellte ihrer Lebensfähigkeit doch ein trauriges Zeugniß aus, seine Stellung war dadurch unhaltbar geworden, er ward abberufen. Diese Denkschrift bleibt ein merkwürdiges Document, nicht der Vertheidiguug wegen, sondern weil darin die Unmöglichkeit einer liberalen päpstlichen Regierung überzeugend ausgeführt ist. Die Vertheidigung ist ganz schwach, da sie theils unwahre Thatsachen behauptet, wie, daß Räuberei und Bestechung im Kirchenstaat nicht schlimmer als in andern Ländern seien, und falsche Zahlen anführt, theils eine ganz illusorische Unterscheidung zwischen Priestern und Prälaten macht. Auf die Anklage über die Priesterverwaltung antwortet er nämlich einfach, daß nur verhältnißmäßig wenig Priester in der Verwaltung seien. Die Curie habe schon in Zeiten, wo sich noch niemand gegen ihre Autorität erhoben, wohl eingesehen, daß Altar und weltliches Amt leicht in Conflict kommen könnten und habe deshalb die Prälatur eingeführt, der überall, selbst im Cardinalcollegium, Plätze gesichert seien, und Graf Rayneval weist nun nach, daß die Prälaten überall in der Mehrzahl wären. Aber worauf läuft denn der ganze Unterschied zwischen ihnen und den Priestern hinaus? Daß sie nicht den sacerdotalen Charakter haben und keine unwiderruflichen Gelübde ablegten. Aendert dies aber irgend etwas in ihrer wirklichen Stellung im Leben und der Regierung? Der Cardinalstaatssecretär Antonelli ist Prälat, er kann sich morgen verheirathen und in das bürgerliche Leben zurücktreten, aber wie oft kommt es vor, daß ein Prälat dies thut? Weiß das Volk auch nur, ob jemand Priester oder Prälat ist? Beide sind thatsächlich demselben Gesetz unterworfen, und die Möglichkeit der letzteren, sich ihm zu entziehen, ist für die Wirklichkeit ohne Bedeutung.

Dagegen müssen wir dem Diplomaten durchaus Recht geben, wenn er

behauptet, durch die verlangten Reformen der Verwaltung würden die wahrhaften Schwierigkeiten der Lage keineswegs gehoben. Er schildert den Verfall der geistlichen Macht Roms und die tiefe Erniedrigung des Papstthums durch die Flucht von Pius. „Es war jetzt nicht mehr die heilige Arche, gegen die alle Anfeindung machtlos scheitern mußte. Alle Zugeständnisse halfen nichts, seine Existenz wurde in Frage gestellt, man gewöhnte sich an die Idee, es verschwinden zu sehen.“ — Aber wo sind die Mittel, diesen Zustand zu verbessern? „Eine populäre Regierung ist unmöglich, car comment constituer un régime de liberté et de discussion en présence d'un pouvoir infaillible en matière spirituelle et exclusivement basé sur le principe d'autorité?“ Man hat vorgeschlagen, die Regierung des h. Vaters zu theilen, und die Legationen und Marken durch einen Delegaten verwalten zu lassen. Darin liegt eine große Gefahr, man würde in wenigen Monaten in Bologna die Absetzung des Papstes proclamiren und Krieg gegen Oestreich anfangen. Es hieße dem Papst eine Unfähigkeitserklärung geben, „er wird dem nie zustimmen, aber in jedem Falle würde das Papstthum dadurch von einem tödtlichen Streiche getroffen werden.“ — Was ist also der Schluß des Staatsmannes, da alle diese Mittel unmöglich sind? „Ich glaube nicht, daß alle Fragen dieser Welt eine definitive Lösung haben, die römische Frage hat nach meinem Gefühl eine solche nicht. Man kann also nur durch einen wohlwollenden und aufmerksamen Schutz die Gefahren einer Katastrophe abwenden und ein Provisorium verlängern, das wenigstens das große Verdienst hat, Europa zahllose Uebel zu ersparen. Sollen die französischen Truppen, welche mehr eine moralische als materielle Stütze sind (?), zurückberufen werden, so ist dies besser, als durch Rathschläge oder Combinationen der weltlichen Gewalt des Papstes den Gnadenstoß zu geben. Bei der großen Aufregung der Gemüther in Italien und dem tiefen Eindruck, den die Veröffentlichung der Protokolle hervorgebracht, kann man sich unmöglich des Gefühls tiefer Beunruhigung über die Zukunft des Papstthums erwehren. Wenn man sich nicht in Acht nimmt, so wird das schrecklichste Problem sich vor Europa hinstellen, schrecklich, weil es die tiefsten und brennendsten Leidenschaften des menschlichen Herzens berührt.“

Man sieht, dies ist keine Lösung, sondern die Verzweiflung an jeder Lösung der päpstlichen Frage. Gibt es denn eine Lösung? Wir glauben keine vollständige, wenn die weltliche Gewalt des Papstes aufrecht erhalten werden soll. Ein Palliativmittel, wenn der Papst dazu einwilligte, wäre, seine unbeschränkte Herrschaft auf Rom und die Romagna zu beschränken, für den übrigen Theil des Kirchenstaates nur seine Suzeränetät bestehen zu lassen und den Städten wie Bologna, Ferrara, Ancona u. s. w. ihre alte municipale Selbstständigkeit wiederzugeben. Aber selbst, wenn unwahrscheinlicher-

weise der Papst seine Zustimmung dazu gäbe, so wäre dies doch nur eine halbe Maßregel, wenigstens vom nationalen Standpunkt aus, wie wir im nächsten Artikel sehen werden. Von andrer Seite dagegen wird als wirkliche Lösung die Aufhebung der weltlichen Herrschaft des Papstes vorgeschlagen und zwar sowol von Feinden wie von Freunden der katholischen Kirche. Doch glauben wir, daß letztere wesentlich Idealisten sind, selbst wenn sie nicht auf so wunderliche Sprünge kommen, wie der Abbé Michre, der den Papst nach Jerusalem setzen will, sondern auch wenn sie ihm die ewige Stadt als neutrales Gebiet lassen wollen und ihn mit einer reichen Civilliste ausstatten, um den Glanz des Oberhauptes der Kirche aufrecht zu erhalten. Der Katholicismus kann einer starken Beimischung von weltlicher Macht nicht leicht entbehren, die Bestimmungen des östreichischen Concordats wären wesentlich machtlos, wenn der Staat nicht die Verpflichtung übernommen, ihre Ausführung zu erzwingen. Wir zweifeln, daß die Zurückführung der päpstlichen Macht auf eine blos geistige Herrschaft zu ihrer Stärkung beitragen werde, aber eine andere Frage ist es, ob die Großmächte und namentlich die drei nichtkatholischen, ein Interesse haben, dies Resultat deshalb zu verhindern.

Wir werden diese letzten Gesichtspunkte im folgenden Artikel berühren, wo wir versuchen wollen, die möglichen Lösungen der italienischen Frage anzudeuten.

Varnhagens Denkwürdigkeiten.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. Achter Band. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Indem wir uns vorbehalten, von dem Verstorbenen nach der Anleitung seiner Denkwürdigkeiten, so weit er in das sociale und literarische Leben seiner Zeit eingriff, ein umfassendes Charaktergemälde zu geben, beschränken wir uns hier auf die Angabe dessen, was der soeben erschienene 8. Band Neues enthält.

Die Herausgeberin, Ludmilla Assing, Varnhagens Nichte, erklärt in der Vorrede, der Band sei bis auf einige Kritiken schon seit einer Reihe von Jahren druckfähig gewesen, und nur die Rücksicht auf Persönlichkeiten habe Varnhagen bestimmt, die Veröffentlichung bis zu seinem Tode hinauszuschieben. Es ist natürlich, daß man sich zunächst mit besonderer Neugierde nach demjenigen Abschnitt umsieht, welcher solche Rücksichten geboten haben mag.

Wahrscheinlich ist es der Abschnitt „Wien und Baden 1834“, Seite 69 bis 142.

Bald nach dem Tode seiner geliebten Gemahlin und nach der Herausgabe des Buches, das ihren Namen führt, besuchte Varnhagen seine alten Freunde und Gönner in Wien, die ihm ihre Theilnahme um seinen schweren Verlust mit mehr oder minder Gefühl an den Tag legten. Zu diesen Gönnern gehörte auch Fürst Metternich, der ihn zweimal in vertrauter langer Audienz empfing, ihn außerdem mehrmals zur Tafel zog und ihm sein ganzes politisches Glaubensbekenntniß auseinandersetzte. Im Privatgespräch hat Herr von Varnhagen wol manches von diesem Glaubensbekenntniß verlauten lassen, und wir glauben nicht fehlzugreifen, wenn wir in der schon früher von uns besprochenen zeitgenössischen Geschichte von Adolph Schmidt bedeutende Spuren dieser Mittheilungen finden; aber er hätte es für eine Indiscretion gehalten, etwas davon an die Oeffentlichkeit zu bringen. Ob er damit ganz den Sinn des Fürsten getroffen hat, ist zweifelhaft; zwar war der Fürst namentlich in seinem spätern Alter zu solchen Ergießungen überhaupt geneigt, und es gab für ihn keine glücklichere Stunde, als wenn er in lebhaftem Ton irgend einem Mann von Qualität seine Principien und deren welthistorische Bedeutung auseinandersetzen konnte, aber hier, einem geistvollen Schriftsteller gegenüber, dem „preußischen Gentz“, wie er ihn nennt, hatte er wol noch einen stillen Nebengedanken: er hätte zwar über jede etwaige Indiscretion den Kopf geschüttelt, aber wir glauben, er hätte sie verziehen. Und wol konnte er es, denn das Bild, welches er von sich selbst entwirft und welches Herr von Varnhagen ihm nachzeichnet, ist schmeichelhaft genug, fast so schmeichelhaft, wie das von einem andern jungdeutschen Schriftsteller entworfene. Dieser Punkt des Gesprächs ist interessant genug, um hier hervorgehoben zu werden. Es war davon die Rede, wie man junge Talente für die gute Sache concentriren könnte. — „Die Jüngern! sagte der Fürst, ja wo findet man deren, die nicht schon ganz in Wildheit verloren wären? — Ich legte dem Fürsten die Grundzüge einer Göthegesellschaft vor, die man in Weimar stiften und über ganz Deutschland ausbreiten sollte; da würde viel guter Nach- und Wetteifer entstehen, in einem Sinn, der dem Gange der Geistesbildung in Deutschland förderlich sein könnte, ohne das Mißtrauen der Regierungen zu erwecken; eine solche Gesellschaft ließe sich so einrichten, daß sie manchen irrschweifenden Kräften zum rollenden Sammelplatz dienen könnte. Ich versicherte, es würden die besten Köpfe und schönsten Talente oft in dem Augenblick, wo sie den bessern Weg schon betreten, mit Gewalt auf den schlechten zurückgestoßen. Da mir Heinrich Laube einfiel, dessen kürzlich erfolgte Verhaftung mir aus Berlin war geschrieben worden, so glaubte ich die Gelegenheit benutzen zu müssen, ihm hier einigen Vorschub zu thun. Ich sagte zu seinen Gunsten, was ich an

dieſer Stelle mit Fug und Wahrheit ſagen durfte, und bemerkte unter andern, wenn Friedrich Schlegel für ſeine jugendlichen Thaten und Schriften ſo ſcharf behandelt worden wäre, ſo würde er nimmer kaiſerlich öſtreichiſcher Legationsrath geworden ſein, noch vom Papſt den Chriſtusorden erhalten haben. Dies war das einzige Mal, daß der Fürſt etwas lachte. Am allerwenigſten, fuhr ich fort, laſſen ſich ſolche junge Talente erkaufen; die ſchlechten aber, die ſich etwa verführen laſſen, erniedrigen ſich ganz, und ſind nun unbrauchbar. Der Fürſt gab mir vollkommen Recht, und verſicherte, er habe nie einen Heller bezahlt, um in ſolcher Art gegneriſche Stimmen für ſich zu gewinnen. Die größte Lobrede, fuhr er fort, die mir je gehalten worden, hat Heine gemacht, Heine, mit dem Sie ja befreundet ſind. — Ich erhob die Augen, und fragte wo und wie denn? — In dem Buch über Frankreich. Da ſpricht er von mir als von einem Feinde, aber als von einem, der bei der Stange geblieben, nie gebuhlt mit dem Liberalismus, nie doppeltes Spiel geſpielt. Ich weiß recht gut, daß er mich nur gelobt, um ſeinen heftigen Haß gegen andere deſto ſchneidender zu machen, allein er würde dazu jenes Lob nicht haben brauchen können, wenn es nicht auf die Wahrheit gegründet wäre."

Metternich, der vielleicht kein ſo großer Staatsmann war, als er hier und anderwärts geſchildert wird, war jedenfalls ein Mann vom feinſten Geſchmack; die ſtiliſtiſchen Regeln, die hier Varnhagen mittheilt, ſind ohne Ausnahme vortrefflich und muſtergiltig, und er wußte ſehr wohl, ein feines Lob auch bei ſeinem Feinde zu würdigen. Was Heine hier ſagt, iſt in der That um ſo ſchmeichelhafter, da es Heine ſagt, und man wird das Lob um ſo mehr würdigen, wenn man ein anderes Urtheil vergleicht, welches 1828 W. v. Humboldt über Metternich gegen Varnhagen geäußert hatte. „Ein ſchwacher, inconſequenter Miniſter," ſo ungefähr lautete es, „der, ſo wie das Glück ihn einen Augenblick verläßt, in größter Verlegenheit iſt, oder gar keine Anſichten hat, alles perſönlich nimmt, gegen ſchwache Gegner faſt gar nichts ausgerichtet hat, dabei falſch und hinterliſtig iſt und am Ende mit Schanden beſtehn wird; es iſt ihm gelungen, den Kaiſer Alexander eine Zeit lang zu bethören und zu gängeln, das iſt auch alles; in Deutſchland und Italien hat er immer nur den Augenblick beſchwichtigt, aber nirgend etwas Weſentliches hervorgebracht; durch perſönliche Manieren hat er auch den Lord Caſtlereagh und den Fürſten Hatzfeld eingefangen, und das war eben nichts Großes! Er war von Anfang günſtig geſtellt, die Umſtände kamen ihm zu Hilfe, alle Mittel Oeſtreichs lagen in ſeiner Hand, dem Kaiſer Franz gab er nach und gewöhnte ihn dadurch ihm nachzugeben; — hätte er ſich von unten emporarbeiten ſollen, ſo würde er es nicht weit gebracht haben." In ähnlicher Weiſe hatte auch der Miniſter von Stein geurtheilt.

Herr von Varnhagen nennt zwar dieſes Urtheil nicht unrichtig, zu einem

so bestimmten Ausdruck entschließt er sich überhaupt selten, aber er deutet doch an, daß er seinem eignen Urtheil eine weit größere Tiefe zuschreibe. Und in der That, Fürst Metternich hat ihn gradezu bezaubert. Er deutet zwar an, daß er in manchen Punkten von ihm abweiche; als der Fürst ihm sagte, sein Princip sei die Erhaltung des Bestehenden, wagte er einzuschieben: „und die Fortbildung" mit dem Bewußtsein, damit etwas Erhebliches gesagt haben, worauf aber Metternich mit erhöhter Stimme wiederholte: „mein Princip ist die Erhaltung des Bestehenden!" Hier findet nun Varnhagen die Kluft, die sie voneinander trennt. Indessen schiebt er die Hauptschuld auf die östreichischen Interessen, die Metternich gezwungen, so zu handeln wie er handelte; in Preußen würde er ein sehr liberaler Staatsmann gewesen sein, was ihm Metternich auch zugab: — unsere östreichischen Brüder mögen sich dafür bei den beiden Herrn bedanken! Richtiger ist eine andere Bemerkung: Metternich, obgleich ein Feind des Liberalismus, sei im persönlichen Verkehr entschieden liberal gewesen d. h. er habe honette Leute honett zu behandeln gewußt: eine Gabe, die sich bei preußischen Staatsmännern seltener findet. So hatte er z. B. nichts dagegen, wenn Personen von Qualität die verbotenen Bücher studirten, es kam ihm auch gar nicht auf die innern Gesinnungen der Leute an, die er brauchte, wenn sie nur brauchbar waren. „Daß der Fürst, den ich in religiösen Dingen als einen Freidenker gekannt, sich jetzt einen katholischen Gläubigen nannte, wunderte mich nicht allzusehr, ich wußte, was ich der Nothwendigkeit, welche seiner Stellung auflag, der langwierigen Gewöhnung an nicht abzuweisende Formen und auch den Stimmungen des höhern Alters hierbei zurechnen dürfte. Dabei zeigte sich keine Spur von Unduldsamkeit. Auch wußte ich, daß er noch kürzlich von schwer abzuweisenden und sich oft erneuernden fanatischen Nöthigungen gedrängt, diesen kräftig widerstanden, und sie diesmal völlig niedergeschlagen hatte. Die menschlichen Rücksichten, den sogenannten respect humain, die er neben den Geboten der Pflicht und der Staatszwecke durchaus nicht dulden wollte, übte im persönlichen Verkehr niemand liebenswürdiger und wohlthuender aus, als grade er selbst. Nicht nur, daß sein ursprüngliches Naturell harmlos und gütig war und seine Gegenwart ein gewisses Behagen verbreitete, sondern auch bewußt und absichtlich bewies er in diesem Sinn die zarteste Aufmerksamkeit und zwar so leise und unscheinbar, daß auch darin wieder ein Zauber lag." „Freiheit und Gleichheit, für den Staatsmann gewiß kein Wahlspruch, konnten ganz und gar als der des Menschen gelten. Eine sehr liebenswürdige Seite des Fürsten war auch seine Theilnahme für wissenschaftliche Sachen, für Kunstfleiß und Geschicklichkeiten." — So nahm er z. B. lebhaftes Interesse an der Kunst, in Papier zu schnitzeln, worin Varnhagen bekanntlich Meister war, und sagte diesem darüber viel Schmeichelhaftes.

Diese Charakteristik Metternichs gibt zugleich sehr erhebliche Fingerzeige für die Charakteristik Varnhagens. Ein Bewunderer Metternichs, in beständigem vertrauten Verkehr mit der Aristokratie, was ihm nicht wenig Freude machte, ein Freund und Vertheidiger von Gentz, sehr conservativ in entscheidenden Augenblicken, hielt er sich doch nach 1848 meistens zur Demokratie, in einzelnen Fällen sogar zu der am weitesten vorgeschrittenen Schule derselben. In der Galerie seiner Ideale hatten alle Nüancen Raum, von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken. Zum Theil ist das freilich persönlich zu erklären: ein Staatsmann, der resignirt hat, wird die Dinge immer etwas anders auffassen, als ein Staatsmann im Amt, die Hauptsache aber war die Schule Rahels. Jede Persönlichkeit war ihm werth, in der er etwas Aristokratisches fand, Aristokratie des Standes oder des Benehmens oder auch des Geistes. Die Gesinnung stand ihm erst in zweiter Linie, und er hatte sogar eine entschiedene Vorliebe für Ansichten und Ueberzeugungen, die sich vom Hergebrachten so weit als möglich entfernten. Diese Gesinnung, für einen Mann der Gesellschaft gewiß die liebenswürdigste, ist nicht grade empfehlend für einen Staatsmann, und je höher seine Gabe im gesellschaftlichen Verkehr war, desto zweifelhafter sind wir über seine politische Bedeutung.

Das Vertrauen, mit welchem ihm Metternich anscheinend entgegenkam, hatte ihn offenbar überrascht; noch mehr seine wiener Freunde, und die letzteren waren fest davon überzeugt, der Fürst wolle ihm die Stelle von Gentz übertragen. Es geschah nicht, ja Metternich machte nicht einmal die geringste Andeutung, und Varnhagen ließ den Freunden merken, er werde wol schwerlich auf so etwas eingehn, es sei zwischen ihren Ansichten doch eine zu tiefe Kluft, Metternich wolle nur die Erhaltung des Bestehenden, er die Erhaltung und Fortbildung desselben. Schmeichelhaft war ihm die Idee auf jeden Fall, und im Anfang nahm das Gespräch in der That eine Wendung, die auf so etwas hinzudeuten schien. Metternich bezeichnete ihn als den preußischen Gentz, worauf Varnhagen entgegnete, daß ihm alles Ansehn und alle Vortheile, die sich auf Gentz so reichlich gehäuft, entrückt geblieben, und daß er seit dem Tode Rahels seine Dienstlaufbahn für geschlossen ansehe. „Der Fürst sah mich erst etwas befremdet an und entgegnete dann vertraulich, daß der Minister Ancillon ihm noch vor kurzem zugesagt, eine gewisse Arbeit, bei welcher Oestreich ebenso sehr als Preußen das Interesse habe, sie mit Gewandtheit abgefaßt zu sehen, durch mich ausführen zu lassen. Ich gestand, daß eine solche Absicht, deren Ursprung ich mehr in der guten Meinung des Fürsten, als in der Geneigtheit Ancillons zu suchen wisse, mir allerdings bekannt sei, allein ich zweifelte, daß jene Arbeit wirklich mir werde übertragen werden. Metternich hatte nämlich mit Ancillon verabredet, daß, sobald die Beschlüsse der letzten wiener Berathungen bei den deutschen Regierungen

gehörig verarbeitet sein würden, eine öffentliche Verständigung über die getroffenen Maßregeln im Druck erscheinen sollte, und er hatte meine Feder hierzu dringend empfohlen (man höre!). Er schien nicht ungern zu hören, daß ich aber gar nicht in Gunst bei Ancillon stände ... er äußerte nur um so freier seine Ansicht über Ancillon, dem er guten Willen beimaß, aber wenig Takt, und der in dem Staatsminister noch zu sehr den Prediger zur Schau trage ... ich konnte ihm hierin nicht widersprechen."

Ueber Gentz werden einige Notizen willkommen sein. — Seine Einnahmen waren sehr groß, doch für seine Verschwendung noch lange nicht groß genug. Sein regelmäßiger Jahresgehalt im kaiserlichen Dienst betrug früher 9000, in den letzten Zeiten 12,000 Kaisergulden. Als diplomatischer Agent der Hospodare der Moldau und Walachei bezog er jährlich 6000 Ducaten, ungerechnet die außerordentlichen Geschenke und Vergütungen, die Zugaben von Kaffeesendungen, von kostbaren Shawls, deren er immer eine große Menge zum Verschenken brauchte. Die Führung des Protokolls bei den häufigen Congressen brachte ihm jedes Mal ungeheure Summen. Alle Fürsten von Deutschland nahmen Gelegenheit, ihm bedeutende Geschenke zu machen. Der Herzog von Nassau hat ihm öfters aus guter Neigung und Freundschaft tausend Ducaten und darüber auszahlen lassen. Summen von hohem Betrage hatte er früher aus England und Frankreich gezogen. Dabei verschmähte er auch kleinere Beihilfen nicht, so nahm er von Cotta unter dem Titel eines Mitarbeiters der Allg. Z., die jedoch nie etwas Anderes von ihm erhielt, als was er schon in höherem Auftrag dorthin zu geben hatte, jährlich 4000 Fl. Was er von Rothschild gezogen, ist kaum zu berechnen. Auch andere große Wechselhäuser suchten ihn auf alle Weise zu verbinden, und wandten ihm oft große Vortheile zu. Wenn er gespart hätte, meinte man, so hätte er einige Millionen hinterlassen können. — Einem Hospodar, welcher zu Wien besonders wichtige Geschäfte betrieb, hatte Gentz in kurzer Zeit 19,000 Ducaten aufgerechnet! Der Hospodar fand die Summe doch zu groß, und schrieb klagend an Metternich, er möchte doch Gentz vorstellen, etwas mehr Maß zu halten. Kaum aber begann Metternich der Sache gegen Gentz zu erwähnen, so fuhr dieser heftig auf: Was mischen Sie sich in meine Sachen? schrie er voll Grimm, was gehn meine Sachen Sie an? Ich verbitte mir alles dergleichen! Und der Kerl von Grieche! was unterfteht der sich? denkt er mich einzuschüchtern? mir die Hände zu binden? da kommt er eben recht! Ich will ihn schon bedeuten! — „Gentz war in solchem Zorn," erzählt Metternich selbst, „daß ich um keinen Preis gewagt hätte, ihn noch mehr zu reizen, und ich habe mich wohl gehütet, ihm je wieder von der Sache zu reden." Was diese Gemüthlichkeit der Regierung auf die sittlichen Zustände von Wien für Einflüsse hatte, das möge man S. 160 ff. nachsehn; die Ge-

ſchichte iſt für uns zu lang. — Der Fürſt wurde von Gentz gar nicht geſchont; er behandelte ihn zuweilen wie einen Schulknaben. Dafür tröſtete ſich Metternich mit ſeinem Selbſtbewußtſein. — Ein penſionirter General fragte ihn einmal, womit er jetzt die Zeit hinbringen ſollte? que feriez-vous, mon prince, si vous n'étiez plus en activité? — Mit mehr Lebhaftigkeit, als er ſonſt zu haben pflegte, antwortete Metternich unwillig: Mais vous admettez un cas qui est impossible! — Auch der gute Kaiſer mußte zuweilen den Geldbedürfniſſen von Gentz durch außerordentliche Zulagen abhelfen; wobei ſich ereignete, daß er dem Kaſſenbeamten, der eine ſolche Zahlung leiſten ſollte, vertraulich ſagte: das brauch ich für die Fanny Elßler und dann ſehr lachte, als der mißverſtehende Diener erſchrocken äußerte, das hätte er nie von ſeinem Kaiſer gedacht!

Dieſes Capitel möchte das intereſſanteſte des Buches ſein; doch fehlt es auch ſonſt an liebenswürdigen und beachtenswerthen Mittheilungen nicht. Zunächſt die beiden Abſchnitte „Ungarn 1809“ und „Nach dem wiener Frieden 1809. 1810“, wodurch Varnhagens Selbſtbiographie bis zum Jahr 1817 ziemlich vollſtändig abgerundet wird. Die biographiſchen Skizzen des Kreiſes von Rahel ſind durch zwei ſehr ſchätzbare Beiträge vermehrt: Karl Müller (ein Charakterbild aus den Freiheitskriegen) und Guſtav v. Brinckmann: das letztere ein humoriſtiſch ausgeführtes Genrebild, das ſich den beſten Skizzen Varnhagens an die Seite ſtellen kann. Ueber Tieck und Bernhardi ſind leider nur einige einleitende Worte gegeben; hier wären eingehende Schilderungen, zu denen Varnhagen das reichſte Material beſaß, ſehr dankenswerth geweſen. — Die Geſchichte der Beziehungen Voltaires zu Friedrich dem Großen, namentlich im Jahr 1753, iſt mit muſterhafter Gründlichkeit ausgearbeitet. Der Abſchnitt: Goethe beim tollen Hagen, hat ſchon anderwärts viel Freunde gefunden.

Von den Recenſionen verdient nur die eine Beachtung, die ſich auf einen Verfaſſungsentwurf des Jahres 1816 bezieht; die andern, meiſt aus den letzten Jahren des Verfaſſers, ſind ohne Gehalt; alle Bücher, die von irgend einem Verehrer ihm überſandt wurden, werden mit einigen wohlwollenden Worten angezeigt, die mittelmäßigen und ſchlechten am wohlwollendſten. Es iſt weiter nichts darüber zu ſagen, Goethe hat es in den letzten Jahren ſeines Lebens ebenſo gemacht, aber wenn man von Goethe mit Recht jeden Papierſchnitzel aufhebt, ſo ſcheint das bei Varnhagen doch überflüſſig. Er war überhaupt kein Kritiker; ſeine Anzeigen — auch die der beſſern Zeit — waren eben als empfehlende Anzeigen für den Tag an ihrem Platz; ſie aufzubewahren iſt kein Grund. Ohnehin gibt es nichts Langweiligeres als eine lange Reihe von Recenſionen, wie man das ſchon an A. W. Schlegels Werken beobachten kann; ſind ſie noch dazu ſo farblos wie dieſe, ſo iſt gar kein Grund, ſie ihrem ephemeren Zweck zu entziehn.

Mit großer Freude wird man dagegen die Denkwürdigkeiten über Rahel lesen — eigentlich ist das ganze Buch, wie alle Bücher Varnhagens, von süßer Pietät für diese bedeutende Frau durchflochten. Der eine Abschnitt „der Salon der Frau von Varnhagen, Berlin im März 1830" schildert die bedeutendsten Männer und Frauen dieser Epoche, die bei Rahel verkehrten, und führt an einem Abend zusammen, was sich in der Wirklichkeit wol durch einen längern Zeitraum zersplittert haben mag. „Herrn v. Varnhagen," sagt der Erzähler, „hatte ich schon öfters gesehn und auch flüchtig gesprochen, allein ich bekenne, daß er wenig Anziehendes für mich besaß, er hatte etwas Scharfes und Ironisches, das mir ganz mißfiel u. s. w." Auch im weitern Verlauf des Abends versäumt der Erzähler keine Gelegenheit, zu bemerken, daß ihm Herr v. Varnhagen ganz und gar nicht gefällt; er persiflirt ihn sogar, und es spricht sehr für die Bonhommie Varnhagens, daß — er selber dieser Erzähler ist! Gern eclipsirt er sich, um das Licht seiner Frau desto heller strahlen zu lassen. — Es ist der von uns schon erwähnte Artikel aus den Grenzboten. Ueber Rahel macht er eine sehr feine und richtige Bemerkung. „Ich betrachtete mit Wohlgefallen ihre Art einzuwirken und zu beleben, erkannte darin ein wahrhaftes Talent, und fragte mich im Stillen, auf welche Gaben und Kräfte der Seele wol vorzugsweise dieses Talent sich gründe? Der Geist war es nicht allein, die Güte allein auch nicht, sogar die Vereinigung von beiden schien nicht grade diese besondern, eigenthümlichen Wirkungen hervorbringen zu müssen. Einigen Aufschluß gab mir die Wahrnehmung, die sich mir plötzlich darbot: ich glaubte nämlich zu entdecken, daß ein großer Theil der geselligen Stärke dieser Frau darin liege, daß die Menschen, welche sie sah, ihr nicht wesenlose Schatten waren, sondern daß jeder, wenigstens für den Augenblick, ihr ein wirkliches Interesse darbot, und nicht nur ein allgemein menschliches, sondern auch ein individuelles, was freilich nur durch Einsicht und Eingehen in das Wesen jedes Einzelnen möglich war. Eine ebenso gütige als blitzschnelle Menschenkenntniß gab ihr die Leichtigkeit, an jedem Menschen auf der Stelle seine vortheilhafte Seite zu finden, die sie dann zum Licht hervorzuwenden und zu beleben wußte, wodurch die unvortheilhaften Seiten von selbst im Schatten blieben. Sie hatte auf diese Weise mit jedem Einzelnen eine persönliche Beziehung, stand mit ihm auf irgend einem Punkt in echtem Verhältniß, das natürlich in den mannigfachsten Richtungen und Graden sich schied und abstufte. Mit ihrem Willen war es nie, daß irgend jemand, sei es Mann oder Frau, sich als leere Gesellschaftsdecoration, als leblose Salonkaryatide hielt; dagegen ich in andern Kreisen oft gesehen, daß, weil die Leute mit ihren Werthen eigentlich durch nichts zusammenhingen, nichts mit ihnen gemein hatten, sogar die sonst bedeutendsten Menschen nutzlos gleich den geringsten zur bloßen Zimmerfüllung dienten." — Eine sehr anziehende

Rolle an diesem Abend spielt auch Bettine, die zuletzt auftritt, als die Glocke schon zwölf geschlagen hat. Sie bindet mit jedem an: „vergebens wollte man ihr antworten; die beredtesten Männer verstummten vor diesem glänzenden Bilderstrom, auf welchem Witz und Gedanke muthig dahinschifften; kaum daß Frau von Varnhagen mittelst der ihr eignen Raschheit und Kürze noch wol einen Spruch einschob, aller sonstigen Redefäden hatte sich die wunderbare Zauberfrau bemächtigt, und hielt sie gleich Zügeln in den Händen, bald rechts- bald linkshin lenkend, bald geradaus ihre beschwingten Gedankenbilder zu vollem Lauf auslassend. In der That, niemand sprach noch jetzt als sie; aber so schön, so reich, so bezaubernd, daß wir alle hingerissen waren: Phantasien, Ideen, Einfälle, Witzworte, Launen, alles beflügelt in raschem Wechsel vorübereilend" u. s. w. — Auch Alexander v. Humboldt, Gans, L. Robert und seine schöne Frau, so wie verschiedene hochgestellte Civil- und Militärpersonen sind artig gezeichnet. — Ein anderer Abend bei Mlle. Levin (Levy), Ende des Jahres 1801, führt uns dreißig Jahre zurück, in die Periode des Prinzen Louis Ferdinand, der Schlegel, Gentz, Unzelmann, Major Gualtieri u. s. w. Die Composition ist von derselben Art, der Verfasser wahrscheinlich wiederum Varnhagen. Daran schließen sich zwei Charakteristiken Rahels von Brinckmann und von Custine; eine Aufsatz über ihre Religiosität und eine Zusammenstellung ihrer Theaterurtheile, zum Theil aus Briefen an ihren Bruder Robert.

Nun noch ein Wunsch an die geehrte Buchhandlung, den vermuthlich das gesammte Publicum mit uns theilen wird. Wir setzen voraus, daß dieser Band schnell vergriffen sein wird, wie er es reichlich verdient, und würden dann folgende Anordnung des Materials für zweckmäßig halten.

Die drei Bücher: 1) Varnhagens Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften, 2) Rahel ein Buch des Andenkens, 3) Galerie aus Rahels Umgang, bilden zusammen ein Ganzes, welches ein höchst geistvolles und farbenreiches Bild der berliner Geselligkeit von 1800—1834 gibt, so weit sie mit der Literatur zusammenhängt. Sie würden aber unendlich gewinnen, wenn sie nach folgendem System geordnet wären.

1) Die Denkwürdigkeiten für sich, chronologisch geordnet. Die drei ersten Bände sind bereits in der neuen Ausgabe nach diesem System zusammengestellt; dazu kämen nun die Abschnitte aus Band 7 und 8, und womöglich von jemand, der Varnhagen nahe stand (und der, im Einverständniß mit seinen Erben, die ganze Ausgabe leiten müßte), eine Charakteristik seines spätern Lebens, namentlich in Bezug auf seine Berufsarbeiten, von denen das Publicum noch sehr wenig weiß. Es wäre jetzt grade Zeit, an dieses Material zu denken.

2) Die biographischen Schilderungen aus eben jenem Kreise, wie sie in

den Einleitungen zur „Galerie“ waren, jetzt in Band 4 und 5 der Denkwürdigkeiten; doch so, daß Aufsätze wie Angelus Sileſius oder Voltaire, die an eine andere Stelle (in die vermiſchten Schriften) gehören, davon ausgeſchieden, dagegen diejenigen Recenſionen, die biographiſches Material enthalten, darin aufgenommen würden.

3) Die Briefe von und an Rahel in chronologiſcher Ordnung, mit den zahlreichen Nachträgen, von denen einige ſchon anderwärts gedruckt ſind, andere ſich hoffentlich noch maſſenhaft im Manuſcript vorfinden werden.

4) Die vermiſchten Schriften in ſtrenger Auswahl mit Weglaſſung der meiſten Recenſionen und Gedichte, an denen niemand etwas gelegen iſt. — Das Ganze würde eine Sammlung bilden, an der die Nation ihre Freude hätte, und die uns ein Stück unſres Lebens ſo ſinnreich wie kein anderes Buch abſchildern würde.

In Preßangelegenheiten.

§. 22 des ſächſiſchen Preßgeſetzes lautet: „Die Herausgeber von Zeitſchriften ſind verpflichtet, von Behörden und Privatperſonen Berichtigungen der auf dieſe Bezug habenden Artikel ... ohne alle Bemerkungen und Zuſätze aufzunehmen. Für deren Abdruck ... dürfen Inſertionsgebühren ... nur inſoweit verlangt werden, als die Berichtigung den doppelten Raum des zu berichtigenden Artikels überſteigt.“

Gleich bei der erſten Beſprechung des Geſetzes erkannten wir den Mißbrauch, der damit getrieben werden könnte; indeß nahmen die Schriftſteller doch Anſtand, ſich deſſelben zu unentgeldlichen Reclamen zu bedienen, bis gegen das Ende des vorigen Jahres Hr. Dr. Gutzkow uns mit der Ueberſchrift „Berichtigung“ eine Antikritik gegen unſere Recenſion ſeines „Zauberers von Rom“ einſandte, in der Meinung, die Ueberſchrift „Berichtigung“ genüge, dieſelbe als Berichtigung zu qualificiren. Da mitunter die Beſprechung eines Buchs zwanzig Seiten einnimmt, ſo hatte nach dieſer Anſicht der Verfaſſer jedes Mal das Recht, vierzig Seiten „Berichtigung“ einzuſenden, der urſprüngliche Recenſent, der ſich doch auch des Privilegiums einer „Privatperſon“ zu erfreuen hat, achtzig Seiten und ſo ins Unendliche fort. Da nun dieſer Präcedenzfall im Princip von der höchſten Wichtigkeit iſt, ſo gingen wir mit der Sache bis ans Miniſterium.

Das Miniſterium hat vor einigen Tagen entſchieden, „daß von Anwendung des §. 22 nicht füglich die Rede ſein kann, wenn der Gegenſtand der Berichtigung nicht in etwas Thatſächlichem, ſondern in bloßen Auffaſſungen und Meinungen beſteht.“ „Wollte man einräumen, daß derartige Verſchiedenheiten in der individuellen Auffaſſung und Beurtheilung eines literariſchen Erzeugniſſes dem Herausgeber einer Zeitſchrift die Verpflichtung zur Aufnahme einer Berichtigung im Sinn des §. 22

auflegen könnten, so würde dieser gesetzlichen Bestimmung damit eine Ausdehnung gegeben werden, welche nicht im Sinn des Gesetzgebers gelegen haben kann und zu bedenklichen Consequenzen führen müßte."

Die sächsische Presse muß uns Dank wissen, zu dieser authentischen Interpretation des Gesetzes Veranlassung gegeben zu haben. Möchte das Ministerium nur darauf denken, dem Gesetz — das auch uns in der That nicht ganz klar erscheint — eine bestimmtere Fassung zu geben; denn auch dem Ministerium kann es weder angenehm noch förderlich sein, als literarische Behörde über Kritik und Antikritik zu Gericht zu sitzen, und von Amtswegen lange Romane durchzulesen, um zu erkennen, ob der Thatbestand vom Recensenten genau oder ungenau angegeben ist.

Im Uebrigen war unsere Absicht, nach Feststellung des Princips dem Wunsch des Hrn. Dr. Gutzkow zu entsprechen: 1) seine Berichtigung unverkürzt abdrucken zu lassen (nicht blos das Factische, daß Lucinde nicht aus einem Bier-, sondern aus einem Wasserglase Champagner trinkt, daß die erzbischöfliche Stadt, wo sie zuerst hingeht, nicht Köln ist, sondern eine andere u. s. w.); 2) ebenso die angefochtenen Stellen seines Buchs wörtlich, um den Leser selbst urtheilen zu lassen, ob unsere Farbe zu stark war; 3) die Actenstücke; 4) unsern Commentar dazu; 5) eine Erörterung der Reclamenfabrik in Dresden mit ihren Filialen in Leipzig, Breslau u. s. w. — Wir nehmen in diesem Augenblick — wo, aufrichtig gesagt, unsere Stimmung für dergleichen zu ernst ist — so lange damit Anstand, bis Hr. Dr. Gutzkow uns durch eine neue Provocation veranlaßt, uns dennoch diesem unbequemen aber lehrreichen Geschäft zu unterziehn. — Eine weitere Besprechung seines Romans erfolgt nach Vollendung desselben. —

Von der preußischen Grenze.

In dem wilden Drama, das sich — leider nur in zu gefahrdrohender Nähe — — vor unsern Augen entwickelt, brachte die letzte Woche die wunderbarsten Ueberraschungen. — Abreise des Erzherzog Albrecht von Berlin, nachdem die Presse die Erzielung eines vollständigen Einverständnisses zwischen Oestreich und Preußen triumphirend gemeldet; unmittelbar darauf Antrag Preußens beim deutschen Bund auf Kriegsbereitschaft einstimmig angenommen; gleichzeitig Anzeige eines neuen, von England ausgehenden Vermittlungsversuchs, der Vorschlag einer aus militärischen Bevollmächtigten der fünf Großmächte und Sardiniens zusammengesetzten Commission, die allgemeine gleichzeitige Entwaffnung zu überwachen; unmittelbar darauf heitere, frühlingsgleiche, mit Blumen geschmückte Festausgabe des Moniteur: alle Schwierigkeiten seien gehoben, und man warte nur auf den angemessenen Ort, sich brüderlich in die Arme zu sinken; infolge dessen Zweifel in Berlin, ob man den Antrag auf Bewaffnung nicht zurücknehmen solle (der unter diesen Umständen den Unkundigen allerdings sehr deplacirt erscheinen mußte); gleich darauf telegraphische Depesche aus Wien: Kriegsmanifest der Wiener

Zeitung, Sommation an Sardinien, binnen drei Tagen zu entwaffnen, widrigenfalls Krieg; dann, wie natürlich, Anzeige eines Marsches von 100,000 Franzosen an die piemontesische Grenze; Protest Englands gegen Oestreichs eigenwilliges Vorschreiten; warnendes Achselzucken Rußlands. Wem da nicht der Kopf wild wurde, der konnte sich wahrlich eines kühlen Temperaments rühmen!

Endlich gibt die preußische Regierung in der officiösen Zeitung eine Aufklärung der Sache, die nur noch dazu angethan ist, die Verwirrung zu vergrößern.

Nach dieser Aufklärung ist es ein reiner Zufall, daß der Antrag Preußens auf Bundesbewaffnung, gemacht vor dem letzten Vermittlungsvorschlag, gleichzeitig mit dem Ultimatum Oestreichs veröffentlicht wurde; er habe mit der Anwesenheit des Erzherzogs und andrer deutschen Fürsten in Berlin nichts zu thun: „was aber den letzten Schritt Oestreichs Sardinien gegenüber anlangt, so mußte die Nachricht davon die königliche Regierung um so mehr überraschen, als noch in den unmittelbar vorangegangenen Tagen (bis zur Abreise des Erzherzogs) von ihr nichts unterlassen war, um das wiener Cabinet auf die unberechenbaren Folgen und die schwere Verantwortlichkeit eindringlich aufmerksam zu machen, welche jedes einseitige Verfahren nach sich ziehn mußte." — Und eine andere berliner Zeitung, die Bank- und Handelszeitung", setzt mit dem Anschein positiven Wissens hinzu: „Am 21. April früh ist der preußischen Regierung von dem Geschehenen Anzeige gemacht worden. Unsere Regierung säumte nicht, noch jetzt Vorstellungen in Wien zu erneuen, welche die Erhaltung des Friedens möglich machen könnten. In der Voraussicht ihrer Erfolglosigkeit erklärte sie, daß sie Oestreich die ganze Verantwortlichkeit für die Folgen seines verhängnißvollen Entschlusses überlassen müsse. Es ist nunmehr der feste Entschluß unsrer Regierung, dem Streit zwischen Oestreich und Sardinien, selbst wenn aus demselben ein Conflict Oestreichs mit Frankreich hervorgehn sollte, so lange fremd zu bleiben, als der Krieg nicht entweder deutsches Bundesgebiet berühren oder eine Einmischung Englands oder Rußlands eintreten sollte. Die Initiative, welche Preußen am Bunde ergriffen hat, zeigt, daß diese Macht gleichzeitig bestrebt ist, auch den deutschen Bund mit sich auf gleicher Linie der Parteinahme fern zu halten."

Aus diesen Enthüllungen ergibt sich wenigstens so viel mit Bestimmtheit, daß die Mission des Erzherzog Albrecht gescheitert, daß ein Einverständniß zwischen Oestreich und Preußen nicht erzielt worden ist. Es ergibt sich aber nicht daraus, wie weit Preußen mit den übrigen deutschen Bundesregierungen sich über den Weg, der nun einzuschlagen sei, verständigt habe, und das wäre für jetzt die Hauptsache. Wird hier eine Einigung, eine ernste, feste Einigung möglich, so können wir jeder Eventualität mit Zuversicht entgegensehn, gleichviel wann die Nothwendigkeit eintritt, uns an dem Kampf zu betheiligen; im entgegengesetzten Fall sehen wir nur Schmach und Elend voraus. Der Wortlaut des preußischen Antrags an die Bundesversammlung und die unmittelbare einstimmige Annahme desselben 23. April scheint zwar auf eine vorherige Einigung hinzudeuten; aber diese Andeutung genügt um so weniger, da Oestreich, welches entschieden mit Preußen nicht einig ist, dem Antrag secundirt hat. In dieser Hinsicht wäre eine unverhüllte Erklärung Preußens das wünschenswertheste Ereigniß der nächsten Tage.

Aus unsern frühern Aufsätzen ergibt sich, daß wir die Haltung der preußischen Regierung, wenn sie, wie wir voraussetzen, sich gleich bleibt, unbedingt billigen;

daß sie uns nicht blos für Preußen, sondern für ganz Deutschland als die zweckmäßigste erscheint, und daß auch Oestreich insofern damit zufrieden sein kann, als sie ihm den Rücken deckt: sowol gegen einen Angriff Frankreichs auf sein Bundesgebiet als gegen eine zweideutige Wendung Rußlands.

Daß die letztere nicht unmöglich sei, ergibt sich am deutlichsten aus den Erklärungen der englischen Minister. Daß Rußland — aus Abneigung gegen Oestreich — seit langer Zeit mit Frankreich denselben Weg verfolgt, war bereits aus den verschiedenen Phasen der orientalischen Frage bekannt, in denen die beiden Mächte einander stets secundirt haben. Noch sind, trotz der pariser Conferenz, die Zwistigkeiten in Bezug auf die Walachei und Serbien nicht geschlichtet, noch immer hat Rußland entschiedenes Interesse daran, daß Oestreich nach dieser Seite nicht freie Hand gewinne. Indessen nahm man an, daß es zu sehr mit seiner innern Entwicklung zu thun habe, um eine Erschütterung des Friedens zu wünschen; daß es nicht in der Lage sei, sich mit voller Macht an einem europäischen Krieg zu betheiligen. Man nahm daher an, der bekannte, von England und Frankreich sofort angenommene Antrag eines Congresses zur Erledigung der italienischen Frage sei in der Hauptsache mit der Sendung des Lord Cowley übereinstimmend gewesen. Lord Derby belehrt uns nun vom Gegentheil: der Antrag Rußlands war eine Contremine, und ihm hauptsächlich schiebt die Regierung der Königin Victoria das Scheitern der Vermittlung zur Last. — Eine Nachricht der — in dieser Beziehung sonst gut unterrichteten — Kreuzzeitung meldet die Kriegsbereitschaft eines russischen Armeecorps: „Das petersburger Cabinet habe erklärt, daß es seine Truppen nicht vorschieben werde, so lange dergleichen auch in Deutschland nicht geschehe; andernfalls werde es ein Observationscorps aufstellen an der östreichischen Grenze und also dieselbe beobachtende Stellung einnehmen, wie Oestreich während des orientalischen Krieges." — Wenn die Nachricht auch nicht officiell sein sollte: daß derart wirklich die Gesinnung des petersburger Cabinets beschaffen ist, darüber kann kein Zweifel stattfinden. Und wenn es ihm zum Ueberfluß noch einfallen sollte, auch die Dänen aufzubieten, so werden es diese an sich nicht fehlen lassen.

Wie steht es nun mit England, der einzigen Macht, die im Allgemeinen für Oestreich und Deutschland wohlgesinnt ist? Leider ist die Regierung nicht in der Lage, einen entscheidenden Schritt zu thun, weil ihre Existenz — Dank den Intriguen der Whigs! — nur provisorisch ist; weil sich die öffentliche Meinung, trotz ihrer Abneigung gegen den Friedensstörer Napoleon, auf das entschiedenste gegen jede Betheiligung an dem Continentalkrieg ausspricht, und weil jede Intervention in Italien, zu Gunsten des Absolutismus, unpopulär sein würde. — Die Minister sind über zwei Punkte einig: 1) daß Oestreich völlig im Rechte ist, 2) daß es höchst unweise handelt (in Beziehung auf die Verträge mit den italienischen Staaten), auf seinem Recht zu bestehen. In beiden Punkten stimmt wol alle Welt mit ihnen überein. Nun sagte Lord Derby, bevor die Antwort auf seinen letzten Vermittlungsvorschlag eingelaufen war: „England wird nun bald erklären müssen, daß es sich von jeder weiteren Dazwischenkunft zurückziehe und für die Zukunft freie Hand lassen muß." „Der Krieg wird nicht auf Italien beschränkt bleiben. Es wird ein sehr blutiger Krieg, weil ein Principienkampf, ein Kampf voll Leidenschaft sein; nicht ein Kampf zwischen zwei großen Staaten zu einem bestimmten Zweck geführt,

sondern eine Feuersbrunst ohne Ziel und Grenze." „Die geringste Ueberschreitung der italienischen Grenze wird den deutschen Bund ins Spiel bringen." [Ob hier die Grenze zwischen Italien und Deutschland gemeint ist?] „Und möge die Kenntniß, daß England kein schwacher oder hilfloser Zuschauer des Kampfes bleiben werde, dem Ehrgeiz und der Herrschsucht zur Warnung dienen und das drohende Unheil womöglich abwenden."

Offenbar ist diese Spitze gegen Kaiser Napoleon gerichtet, wie denn überhaupt die ganze Rede, obgleich sie keine bestimmte Hilfe in Aussicht stellt, sich im Ganzen für Oestreich günstig ausspricht. Die Whigs, die für den Fall, daß sie ans Ruder kommen, eine für Sardinien günstigere Wendung in Aussicht stellen (gewiß sehr unpatriotisch!), haben diese Neigung nur noch mehr markirt.

Was kann nun Oestreich bestimmt haben, diese günstige Meinung offen von sich zu stoßen, den Vermittlungsvorschlag (der wider Erwarten von den Gegnern angenommen wird) nicht blos völlig zu ignoriren, sondern unmittelbar den letzten Schritt eintreten zu lassen, der zum Kriege führen muß? denn daß Sardinien das Ultimatum annehmen könne, wird selbst in Wien niemand glauben. Die Frage drängt sich um so mehr auf, da Oestreich in diesem bestimmten Punkt die öffentliche Meinung entschieden gegen sich hat, da es alle Welt unbillig findet, daß Sardinien, weil es keine Großmacht ist, früher entwaffnen soll als sein mächtiger Gegner, der es zerdrücken kann; da alle Welt (und nicht ohne Grund) überzeugt war, Oestreich habe in diesem Punkt nachgegeben und das Princip der gleichzeitigen Entwaffnung anerkannt.

Infolge dieses Schritts — der noch dazu in einer für Preußen ziemlich verletzenden Form diesem mitgetheilt zu sein scheint — hat es sich England und Preußen entfremdet, und aus den officiellen und officiösen Berichten aus Wien können wir nicht ersehen, was es damit eigentlich gewonnen hat. Der versuchte Nachweis der Wiener Zeitung, Oestreich habe seine Anforderung der vorläufigen Entwaffnung Sardiniens, ehe an die gleichzeitige Entwaffnung der Großmächte gedacht werden könne, nie aufgegeben, wird niemand überzeugen.

Es ist ferner außer Zweifel, daß das östreichische Cabinet sein Ultimatum gestellt hat, nachdem ihm der Vermittlungsvorschlag Englands vorgelegt war.

Vor dem officiellen Artikel der Wiener Zeitung sagt die Ostdeutsche Post: „Zu welchem praktischen Resultat würde das englische Project führen? Die Entwaffnungscommission würde zusammentreten und ihre Arbeiten beginnen, sie würde damit anfangen, den normalen Stand der Waffenmacht eines jeden Staats zu prüfen, die Listen der außerordentlichen Bewaffnung zu studiren, über das Institut der Reserven (welches in jedem Lande anders ist) Berichte einzusenden, diese zu vergleichen, zu studiren u. s. w. Mittlerweile müssen die Heere Oestreichs schlagfertig in ihren Cantonirungen bleiben, die Piemonts nicht minder, während die Freischärler und fahnenflüchtigen Zuzügler sich mehren" u. s. w. „Ist das ein Vorschlag, von dem man sich einbildet, daß er zum Guten führen kann? Liegt es nicht auf der Hand, daß die Mitglieder der Entwaffnungscommission, welche von denselben Mächten bestellt wird, die im Congreß sitzen, ja sogar noch von Sardinien extra, theilweise die Sache so in die Länge ziehen werden, als der Congreß dauert, so lange als Frankreich, Sardinien und vielleicht auch Rußland ein Interesse daran haben, die Berathungen auszudehnen?"

Wir sind keineswegs gemeint, diese Bemerkungen als gänzlich unbegründet zurückzuweisen; die Beaufsichtigung der gleichzeitigen Entwaffnung wird stets mit großen Schwierigkeiten verknüpft sein, aber an und für sich ist sie doch nothwendig, denn die bloße Behauptung der Mächte, daß sie entwaffnen, ist doch noch keine genügende Bürgschaft. — Aber was lag denn in dem Vorschlag Englands, auch wenn man in Bezug auf die Modalität Bedenken hatte und Abänderungen vorschlug, das eine so schroffe Zurückweisung motivirt hätte?

Wir finden keinen Grund, und wenn nicht im Lauf der nächsten Tage Thatsachen eintreten, die uns eines Andern überführen, so müssen wir annehmen, daß an maßgebender Stelle eine Veränderung in den Ansichten eingetreten ist: ob wegen des unvollständigen Erfolgs der Sendung des Erzherzog Albrecht, oder aus welchem andern Motiv, können wir natürlich nicht errathen. † †

Folgende Umstände sind noch nachträglich hinzuzufügen.

1) Oestreich hat sein Ultimatum übergeben, nachdem ihm nicht blos die Annahme des englischen Vermittlungsversuchs durch Frankreich und Sardinien, sondern auch die Rückäußerungen Preußens und Englands über sein Vorhaben bekannt waren. Die Meinung scheint zu sein, daß der Schutz der Bundesgrenze durch Preußen und den Bund für Oestreich *vorläufig* ein hinlänglicher Vortheil sei. Die Ostdeutsche Post bringt darüber einen lesenswerthen Aufsatz.

2) Preußen scheint in einer Circulardepesche an die deutschen Regierungen vom 22. d. M. ausgeführt zu haben, daß, da Oestreich die Offensive ergriffen, dieser Krieg den Bund nicht zum Beistand verpflichte; daß sich Preußen durch etwaige Majoritätsbeschlüsse im andern Sinn nicht werde binden lassen. — Da alles darauf ankommt, ein Einverständniß der deutschen Staaten herzustellen, so erwarten wir, daß diese Ausführung in ebenso freundlicher als überzeugender Form gehalten sein wird.

3) An demselben Tage soll zwischen Frankreich und Rußland ein Vertrag irgend welcher Art geschlossen sein; wir hoffen, daß Preußen über denselben genügende Auskunft gefordert und erhalten haben wird. Auf jeden Fall muß die höchst drohende Lage unsere süddeutschen Brüder davon überzeugen, daß hier mit einfachem Kriegsgeschrei nichts auszurichten ist, daß man mit dem festen Entschluß, sich gegen jeden Angriff auf Leben und Tod zu wehren, die höchste Besonnenheit verbinden muß, wenn nicht namenloses Elend eintreten soll. Die deutschen Regierungen müssen in dieser furchtbaren Lage unbedingt mit Preußen gehen, auch wenn sie den Ansichten dieser Regierung nicht ganz beipflichten; jetzt ist nicht die Zeit dazu, individuelle Ueberzeugungen geltend zu machen. Auf England ist nur (und auch dann nicht einmal bestimmt) zu rechnen, wenn handgreiflich das Unrecht auf der entgegengesetzten Seite ist.

Uebrigens müssen wir — als unbefangene Zuschauer — Oestreichs entschiedene Haltung würdigend anerkennen. Es handelt mit dem stolzen Selbstgefühl einer wirklichen Großmacht. Aber in einem Punkt scheint es uns den Stolz doch zu weit getrieben zu haben, daß es nicht vor drei Monaten eine ernste und unbedingte Verständigung mit der einzigen Großmacht, auf die es ihm ankam, gesucht hat, mit Preußen. Damals, wir sind davon überzeugt, hätte es sie gefunden.

† †

Literatur.

Geschichte des italienischen Volkes unter der napoleonischen Herrschaft als Grundlage einer neuesten Geschichte Italiens. Von Dr. E. Ruth. — Leipzig, G. Mayer. — Der Titel ist nicht genau: es ist nicht eine zusammenhängende politische Geschichte, sondern eine Reihe geistreich zusammengestellter Culturbilder, die uns die gegenseitigen Beziehungen des innern Lebens zum äußern versinnlichen. Höchst gelungen sind namentlich die Bilder von Alfieri, Ugo Foscolo (dem Dichter des Jacopo Ortis) und Silvio Pellico; man sieht das Krankhafte und Gemachte ihrer Bestrebungen und gewinnt doch für die Dichter menschliche Theilnahme, deren ideales Leben sich in einen schweren Traum verlor. — Auch das Gemälde des neapolitanischen Schreckensregiments zu Nelsons Zeit ist vortrefflich. —

Histoire de l'etat dramatique en France depuis 25 ans. — Leipzig, A. Dürr. — Die erste Reihe dieser Sammlung enthält Theophil Gautiers Theaterberichte von 1837—1839: eine der fruchtbarsten Perioden für das französische Theater. Sie umfaßt die Thätigkeit der Bühne in allen Zweigen: Tragödie, Lustspiel, Oper, Ballet; auch die Leistungen der Akrobaten fehlen nicht, und Herr Auriol spielt neben der Julia Grisi und Pauline Garcia eine große Rolle. Bei dem Durchblättern dieser sehr lebendig und anmuthig geschriebenen Kritiken gewinnt man ein anschauliches Bild von dem bunten Treiben des lustigen, frivolen aber immer liebenswürdigen Paris. —

Hallbergers Prachtausgabe der Classiker Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart, in ihren Werken für das Pianoforte allein, neu herausgegeben mit Bezeichnung des Zeitmaßes und Fingersatzes von Moscheles, sei ihrer trefflichen Ausstattung und ihres außerordentlich billigen Preises wegen (ein Ngr. für den Musikbogen!) hier noch einmal warm empfohlen.

Des Knaben Lust und Lehre. Album für das reifere Jugendalter. Herausgegeben von Dr. Hermann Masius. Jahrgang 1859. 1. Lief. — Glogau, C. Flemming. —

Die erste Lieferung dieses Jahrgangs enthält eine Abhandlung über den Nil vom Herausgeber, einen Aufsatz über die Pässe der Alpen von A. Buddeus, eine Zusammenstellung berühmter Söhne von Bauern von Th. Kriebitsch, ein Jagdabenteuer in den baierischen Alpen (aus dem Englischen), ein Bild aus dem Leben der Ritter der Marienburg von M. Rosenheyn und einen Fastnachtsvortrag über die Antipoden von Dr. Curtmann. Der Ton, in dem die meisten der Aufsätze gehalten sind, ist gleichweit entfernt von altschulmeisterlicher Trockenheit und neuschulmeisterlicher künstlicher Naivetät und Süßlichkeit, ein Beweis, daß man unter den Schulmännern einzusehen anfängt, wie man für die Jugend zu schreiben hat. Besonders gut sind der Artikel über den Nil und der Curtmannsche. —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Ferdinand und Therese Huber.

1.

Es ist nicht bloße Neugier, wenn man bei der Geschichte unseres classischen Zeitalters den Schriftstellern zweiten und dritten Ranges eine größere Aufmerksamkeit zuwendet, als sie ihrem innern Werth nach zu verdienen scheinen. Um die Leistungen großer Dichter richtig zu würdigen, muß man sich ihr Verhältniß zur allgemeinen Bildung des Zeitalters versinnlichen; man muß wissen, was sie von ihren Zeitgenossen empfingen, was sie ihnen gaben und was sie ihnen waren. Bei den Griechen und Römern, bei den Spaniern und Franzosen, selbst bei den Italienern und Engländern läßt sich dies Verhältniß ziemlich deutlich ermessen; Publicum und Nation fiel in gewissem Sinn zusammen, das ganze Culturleben hatte sich in einen Mittelpunkt gedrängt und die Dichter hatten keine andere Aufgabe, als für dasselbe den ebenbürtigen Ausdruck zu finden. In Deutschland wird es dem Geschichtschreiber nicht so leicht. Zwar ist es auch dem Genius unmöglich, sich dem Boden zu entziehen, auf dem er aufgewachsen ist, und ein tieferes Studium wird uns überführen, daß unser classisches Zeitalter trotz seiner hellenistischen und romantischen Tendenzen im letzten Grunde nur den deutschen Geist darstellt; aber von diesem Zusammenhang eine sinnliche Anschauung zu geben, ist schwer, weil das deutsche Leben so sehr auseinanderfiel. Andererseits ist es nicht genau, wenn man die freie Mannigfaltigkeit unserer Dichtung aus ihrer Decentralisation herleitet. Im Gegentheil bestand in ihrer Blütezeit, die freilich nur kurz dauerte, ein enger Zusammenhang zwischen allem, was geschrieben wurde, der in anderem Sinn, als Klopstock es gewollt, die Idee seiner Gelehrtenrepublik verwirklichte. Nach Klopstocks Idee sollte Kaiser Joseph in Wien eine Akademie errichten, deren Präsidium natürlich ihm zufiel, und vermöge derselben der deutschen Literatur ein sittlich-patriotisches Gepräge aufdrücken. Diese Akademie kam nicht zu Stande, und der Periode Klopstocks und Lessings wollte es überhaupt nicht gelingen, die widerstrebenden und auseinanderfahrenden Kräfte zu sammeln und zu einigen. Was aber Fürsten-

gunst nicht zu Wege brachte, gelang ungewollt einer mächtigen Persönlichkeit. Sobald Goethe auftritt, sehen wir einen nach dem andern jener excentrischen Kometen sich dieser Sonne anschließen, sie bald in näheren bald in ferneren Bahnen umkreisen, bis endlich auch der letzte und größte, bis Schiller sich ihr fügt; und nun wird Dichtkunst, Philosophie, Alterthum, Naturwissenschaft und Geschichte, ja die Religion in Zucht genommen; obgleich mit heimlichem Widerstreben richtet sich alles, was geschrieben wird, nach Weimar und Jena, und wenn man früher von Goethe sagte, er mache in Weimar Sonnenschein und schlecht Wetter, so konnte man jetzt dasselbe von Weimar und Jena in Bezug auf Deutschland sagen. Selbst das tolle Wagstück der Xenien diente dazu, diese Beziehungen zu verstärken, denn nun war auch der Pöbel der Literatur in diesen Zauberkreis gebannt, und wenn er auch nichts Anderes that, als auf die Despoten an der Ilm und an der Saale zu lästern, so war das eben nur eine indirecte Anerkennung ihres Despotismus. Die herrschende Literatur fand im lesenden und schreibenden Publicum gemäßigte und excentrische Anhänger, gemäßigte und fanatische Widersacher, aber sie fand keinen Gleichgiltigen mehr: wer sich nicht für oder wider das antike Schicksal, für oder wider den Hexameter, für oder wider den transcendentalen Idealismus aussprechen konnte, durfte in gebildeten Kreisen nicht mehr mitreden. Wenn Fr. v. Staël die Deutschen als ein Volk definirte, das sich mit dem antiken Schicksal, dem Hexameter, dem transcendentalen Idealismus und ähnlichen Dingen zu thun mache, so war das für die gebildeten Kreise, die sie allein kannte, nicht unrichtig: freilich waren diese Kreise nicht das ganze Volk, und als nach Schillers Tod der große Krieg losbrach, der mit Gewalt die absolute Kunst und den transcendentalen Idealismus hinter die politischen Fragen zurückdrängte, war es mit der Centralisation der deutschen Literatur vorbei. Es begann eine babylonische Sprachverwirrung und nur noch die Sehnsucht nach dem alten Paradies lebte fort, jene Sehnsucht, die sich an die Knie des alternden Dichters anklammerte, und noch heute geschäftig ist, immer neue Bausteine und Zierrathen zu seiner Ehrenhalle herbeizuschaffen.

„Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht, verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre!" sagt Goethe im Tasso. Aehnlich sprach sich Schiller in den spätern Jahren aus, als er Goethe, die Humboldts, Körner, und seine Frau für sein einziges Publicum erklärte. Sophokles, Shakespeare, Calderon u. s. w. haben nicht so gedacht, weil sie unmittelbar zur Nation sprachen, weil bei ihnen die sociale Aristokratie mit der geistigen zusammenfiel. Das ist eben der charakteristische Gegensatz unseres classischen Zeitalters gegen alle verwandte Perioden. Unsere Dichter brauchten ein Medium, durch welches sie das Volk verstanden und dem Volk verständlich wurden, ein ideales Pu-

blicum, welches ihnen das fehlende wirkliche ersetzte. Wie wichtig ihnen die unmittelbare Berührung mit diesem Publicum erschien, zeigt am schlagendsten ein wenig beachteter Umstand. Als Schiller im Frühling 1804 Berlin besuchte, wurde ihm ein Jahrgehalt von dreitausend Thalern angeboten, wenn er nach Berlin übersiedeln wollte. Obgleich er hier bei der unendlich vollkommeneren Ausbildung des Theaters für seine Kunst nur gewinnen konnte, wies er das Anerbieten ohne Zögern von der Hand, als ihm der Herzog — achthundert Thaler zusicherte. Und doch war Schiller, wie wir aus seinen Briefen sehen, ohne irgend wie habsüchtig zu sein, auf seinen weltlichen Vortheil wohlbedacht, wie es auch die Pflicht eines Familienvaters war. Dankbarkeit gegen den Herzog allein konnte es nicht machen, sein persönliches Verhältniß zu diesem war gering, ebenso zu den Honoratioren von Weimar, wie schon sein sonderbares Begräbniß zeigt. Es war zunächst Freundschaft für Goethe, dem man freilich, wenn er Schiller begleiten wollte, in Berlin ein gleiches Gehalt zusicherte, der aber an Weimar durch seine Pflicht gebunden war; hauptsächlich aber das instinctartige Gefühl, künstlerisch nur in der Atmosphäre gedeihen zu können, in der er groß gewachsen war. „Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht, verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre."

Wir haben nun den Vorzug, von diesen Beziehungen der Freundschaft zu dem poetischen Schaffen in den zahllosen Correspondenzen jener Tage uns ein anschauliches Bild zu schaffen, und da alle Beziehungen jener Zeit persönlicher Natur waren, uns das ideale Publicum vor Augen zu stellen, das die Nation ersetzte. Aus dem Briefwechsel Schillers mit Goethe, Humboldt, Körner gewinnen wir eine weit vollständigere Einsicht in seine Poetik, als aus seinen ästhetischen Schriften. Huber kommt zwar jenen an Bedeutung nicht gleich, auch stand er Schiller nicht so nahe, doch hat er vor ihnen zwei Vorzüge. Zunächst war er wirklicher Kritiker und neben Schlegel, den er in manchen Punkten übertraf, der bedeutendste jener Periode; dann hatte er Beziehungen zur Politik, die dem Kreise von Weimar und Jena fehlten, und vermittelt so zwischen zwei Zeitaltern. Therese, seine Frau, hat zwar ihrem biographischen Versuch einige von seinen Briefen und einige von seinen spätern Recensionen hinzugefügt, es wäre aber wünschenswerth, eine vollständigere Ausgabe davon zu veranstalten, wobei die ältern Kritiken und Auszüge aus Artikeln der Allgemeinen Zeitung, die in dies Gebiet einschlagen, nicht fehlen dürften. Zu einem solchen Unternehmen anzuregen, ist zum Theil der Zweck der folgenden Skizze.

Michael Huber, der Vater, war 1727 zu Frankenhausen in Oberbaiern geboren und in seinem sechzehnten Jahr als armer Knabe nach Paris gekommen. Wie es ihm dort gelang, zu den literarischen Cirkeln Zugang zu

gewinnen, ist nicht bekannt; seine Uebersetzung Geßners ins Französische verschaffte ihm einen nicht unbedeutenden Namen. Nachdem er eine gebildete Schneiderstochter geheirathet, ging er 1766 nach Leipzig, um Unterricht im Französischen zu geben. Als Katholik konnte er keinen Lehrstuhl erhalten, wurde aber vom Kurfürsten durch eine kleine Pension und den Professortitel entschädigt. Die Messen führten ihm viele Fremde zu, und seine Kunstliebhaberei vermehrte den Kreis angesehener Bekanntschaften: er bekam Aufträge, Kupferstiche zu kaufen, Copien von Gemälden anfertigen zu lassen, Erkundigungen über diesen oder jenen literarischen oder artistischen Gegenstand einzuziehn; so bildete er sich mit den bescheidensten Mitteln eine in ihrer Art glänzende Existenz, und erzählte in den Briefen seinem Sohn immer sehr genau, welche Fürsten, Grafen und Standespersonen ihn besucht oder eingeladen hätten. Madame Huber gründete einige Jahre nach ihrer Ankunft einen Kosttisch für vornehme Studirende, den sie bis 1786 fortführte, und den ihr Mann durch geistvolle Unterhaltung belebte. Mit den alten literarischen Bekannten in Frankreich stand er in fortdauerndem Verkehr.

Ferdinand war bereits in Paris 1764 geboren; ältere Geschwister waren frühzeitig gestorben. Er wurde von seiner Mutter im höchsten Grade verzärtelt und infolge dessen körperlich schwach: er lernte weder reiten noch tanzen und litt unerträglich am Schwindel. Im Uebrigen war er keineswegs linkisch; ein talentvoller Schauspieler, im Extemporiren geübt; seine Bildung war ganz französisch. Die Mutter hielt ihn unter kleinlicher Aufsicht; sie öffnete die an ihn gerichteten Briefe, so oft es ihr einfiel, schickte ihm Mägde nach, um alle seine Schritte zu bewachen, und controlirte bis in die zwanziger Jahre hinein seine Ausgaben. Aus dieser Behandlung leitet Therese seine Verschlossenheit her: er strebte nach Unabhängigkeit im Handeln, und da die Eltern in ihren Ansprüchen an seine Mittheilung keine Wahl trafen, betrachtete er alles, was er ihren Augen entziehen konnte, als sein rechtmäßig erbeutetes Eigenthum. In der Religion ließ man ihn frei gewähren, und er blieb in dieser Beziehung bis an sein Lebensende indifferent.

Noch sehr jung schloß er sich an den acht Jahre ältern Körner an (geb. zu Leipzig 2. Juli 1756), der seit 1778 Privatdocent, seit 1781 Consistorialadvocat daselbst war und erst 1783 als Consistorialrath nach Dresden versetzt wurde. Der feste Charakter dieses Mannes und seine solide Bildung gaben dem schwankenden Wesen des Jüngern einen Halt. Bei dem frischen Aufkeimen der Literatur ergab sich für den strebsamen Jüngling die literarische Beschäftigung von selbst: schon früh übersetzte er aus dem Englischen und Französischen, u. a. ein Trauerspiel von Beaumont und Fletcher, welches 1783 ohne Erfolg in Leipzig aufgeführt wurde. Der alte Huber hatte den Gram, in seinem Sohn einen leidenschaftlichen Anhänger des regellosen Shake-

ſpeare zu ſehn; noch ſchlimmer wurde es, als eine mächtige Dichterkraft die ganze deutſche Jugend in neue Bahnen fortriß.

In einem Brief an Körner (21. April 1783), der von Freundſchaft überquillt, ſagt Huber (damals neunzehn Jahr alt): „Ich dächte, der beſte unſrer dramatiſchen Schriftſteller müßte, wenn er Schiller geleſen, ausrufen, was Bourgognino in dem Enthuſiasmus für Fiesco ſagt: bin ich denn gar nichts mehr? Im Vergleich mit den Räubern iſt im Fiesco die Sprache viel gleicher und erhabner, der Reichthum an Gedanken größer, das Intereſſe anziehender und unterhaltender .... und doch möchte ich die rieſenmäßige philoſophiſche Idee, die Räuber zu ſchreiben, lieber gehabt haben als die Idee des Fiesco. Ich habe den Fiesco ſchon unendlichemal geleſen, und habe mehre Einwürfe gegen manches gehabt, aber wenn meine Kritik einige Zeit geruht hatte und gereift war, ſo fand ich, daß das künſtliche Gewebe des Meiſters nicht ſo gradezu dem flüchtigen Anfänger in die Augen ſpringt, und vieles, was mir Fehler des Dichters ſchien, war nothwendiger Fehler des Charakters und wahre Schönheit des Dichters.“

Mittlerweile war das Band zwiſchen Körner und Huber noch dadurch befeſtigt, daß der erſtere ſich mit der älteſten Tochter des Kupferſtechers Stock, Minna, Huber mit der jüngeren, Dora, verlobte. Alle vier ſchrieben Juni 1784 den bekannten Huldigungsbrief an Schiller nach Mannheim, der für dieſen eine Epoche war, und ihn endlich (17. April 1785) zur Ueberſiedelung nach Leipzig beſtimmte, wo er, da Körner in Dresden war, von Huber aufs herzlichſte empfangen wurde, und mit ihm anfangs Tiſch und Wohnung theilte. Doch trat, namentlich ſeit der erſten perſönlichen Zuſammenkunft mit Körner in Gohlis (2. Juli), die Freundſchaft zu dieſem, den Schiller ſich als ebenbürtig fühlte, bei weitem in den Vordergrund. Er ſchreibt ihm den folgenden Tag: „Hubers Situation geht mir nahe, und von Herzen wünſchte ich, ſeine Eltern möchten über dieſen Punkt mit ſich einig ſein. Zur ganzen Glückſeligkeit unſers Beiſammenſeins (Schiller wollte Körner nach Dresden folgen) gehört es durchaus, daß Huber nicht in Leipzig zurückbleibt. Ich hoffe einmal von unſrer Verbindung alles für ſeine Bildung, und es gehört zu meinen ſchönſten Träumen, die Epoche ſeines Geiſtes lenken zu helfen. Du und ich ſind ihm unentbehrlich, wenn die gewünſchte Revolution in ihm bewirkt werden ſoll, und das Glück unſrer wechſelſeitigen Vereinigung wird durch ihn einen großen Zuwachs erhalten. Mache dirs alſo zu einer angenehmen Pflicht, ſeine Sache ins Reine zu bringen. Huber ſelbſt iſt zu blöde und muthlos, die Sache zum Ziel zu bringen.“ Den 7. Auguſt feiert Körner ſeine Hochzeit (Dora zieht mit ihm), den 6. September ſchreibt Schiller: „Hubers Angelegenheit verzögert ſich allzuſehr für meine Wünſche, ich kann es unmöglich mehr abwarten; ich muß zu euch.“ Den 12. September

kommt er in Dresden an, einige Zeit darauf scheint ihm Huber gefolgt zu sein.*) — Thereſe berichtet darüber folgendes.

Bis in sein achtzehntes Jahr scheint Huber an keinen bestimmten Beruf gedacht zu haben; er kannte keinen Ehrgeiz und seine Gedanken gingen nicht über den folgenden Tag hinaus. Nun versprach Graf Redern, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten, für ihn zu sorgen; zu ihm wurde Huber nach Dresden geschickt.

Sonderbarerweise, erzählt Thereſe, fügte es sich, daß er den Cirkel, in dem er in Leipzig gelebt, in Dresden wiederfand. Dies mußte für die Sitten des jungen Mannes von wohlthätigen Folgen sein, aber für seine weltmännische Ausbildung war es ihm gewiß höchst schädlich. Er drehte sich ewig in einem und demselben Kreis von braven Menschen, die aber der großen Welt zu fremd waren, mit denen er schöne Literatur trieb und fröhliche Abende verlebte. Die Eltern betrieben die Beförderung ihres Sohns mit der drolligsten Protectionspolitik, sie ermahnten ihn, bald diesem bald jenem Subalternen die Cour zu machen; er machte nicht einmal die wirklich schicklichen Pflichtbesuche. Indeß zog ihn der Minister immer mehr in sein Haus, dort sah er nach und nach alle Personen vom Hof und alle Fremden von Stand, die während dieser Jahre dahin kamen. — Die Ueberſetzungen aus dem Englischen und Französischen ſetzte er fort; außerdem machte ihn Schillers Vorbild productiv; er machte Entwürfe zu mannigfaltigen Trauerspielen: Mir Jaffier (nach St. Réal, den Schiller zum Don Carlos benutzt), das heimliche Gericht u. s. w. Seine geringe Anlage zum Dramatischen erklärt Thereſe ganz fein: „Er ging ohne äußere Anregung nie aus sich heraus, so daß er den Menschen und die Dinge in sehr wenig Beziehungen beobachtete, sie immer nur getrennt von der Vergangenheit und Zukunft in dem Augenblick, wo sie vor ihm standen, erkannte. Daher hatte er sehr viel Ansichten des Menschen, eine richtige Abstraction seines Wesens, aber wenn er sich ihn wollte in Handlungen ausdrücken lassen, fehlten ihm die Uebergänge vom Denken zum Handeln." — Schiller erwartete nicht viel von seinem Talent, überhaupt waren sie einander nicht näher gekommen: „Ich bin Hubern nichts," schreibt er Dec. 1786, „und er mir wenig." — Den 26. Juli 1787 verließ Schiller Dresden, um nach Weimar zu gehn; Huber arbeitete mittlerweile den Anfang des „heimlichen Gerichts" aus, und Schiller ſetzte ihn in die Thalia.

Zu Anfang des Jahres 1788 erhielt Huber die Stelle eines Legationssecretärs bei dem kursächsischen Gesandten in Mainz. Schiller schreibt, 23. Fbr. an Körner: „Ich sehne mich nach ihm mit Ungeduld, obgleich die Freude ihn

*) April und Mai 1786 brachte er in Leipzig zu; ob blos zum Besuch, ist nicht ersichtlich.

zu sehen mich nicht so eigennützig beschäftigt, daß ich vergäße, wie schwer ihr euch von ihm trennen werdet. Dorchen aber, hoffe ich, wird auf diesen Schritt gefaßt sein, und wenn ich sie recht kenne, so wird ein Opfer ihr nicht unerträglich fallen, das ihn glücklich macht, so gewiß sie in manchen Augenblicken der vergangenen Jahre durch die unsichern Aussichten seines Schicksals beunruhigt worden ist. Huber wünsche ich jetzt alle die Unbefangenheit und Lebhaftigkeit des Geistes, die ihn für diese Situation geschickt macht — und möchte er zwischen dem, was er war und ist, und dem, was andere sind, jetzt eine glückliche Mittelstraße halten. Für sein Herz und die Harmonie unsrer Empfindungen ist mir nicht bange, wenn ich gleich darauf gefaßt bin, daß auf diesem Instrument noch mancherlei gespielt werden wird. Es ist deine Sache, weil du doch von uns dreien mit dir selbst am meisten fertig geworden bist, der Aufseher über uns zu sein und die zwei Uhren nach der deinigen zu stellen, wenn sie variiren sollten." — Sie kamen am 9. und 10. April in Weimar zusammen. „Ich habe ihn nur im Fluge gesehn, und so, daß wir einander wenig haben genießen können . . . Ich könnte dir allerlei über ihn schreiben, aber mein Senkblei ist bei ihm nicht ganz auf den Grund gekommen. Jetzt liegt und drückt die Neuheit der Lage noch auf ihn, Gegenwart und Zukunft durchkreuzen sich bei ihm wunderbar und alle seine Kräfte sind durcheinandergemengt. Du hast mir nicht geschrieben, daß er Maçon ist, wie auch nichts von dem Eigentlichen seiner Versorgung, die mir sehr honorabel erscheint. Man kann es nicht anders als ein Glück nennen, und ich nenne es ein vollkommnes Glück, wenn sein Geist sich erst darein gefunden, oder besser, damit abgefunden hat." — Aus Leipzig, 4. April, schreibt Huber an Körner: „Ich weiß sehr gut, was ich dir bin, und es beschämt mich nicht, daß ich auf gewisse Weise durch das Sinken eines andern bei dir gestiegen bin. Es ist nichts Neues geschehn, als daß du zuletzt die verschiedenen Theile meiner geistigen Physiognomie zusammen in ein Ganzes gebracht hast, die vorher nur vereinzelt vor dir lagen; mein vollständiges Bild in deutlicher Schönheit lebt jetzt in dir, und ich werde dabei gewinnen, daß ich so lange dazu gesessen habe, eh du es fertig kriegtest. Ich werde keine Freundschaft mehr suchen, ich werde sie fliehn, selbst wo ich Talent dazu fände. Nicht daß ich mein Herz arm fühlte, aber ich glaubte euch zu bestehlen, wenn ich andern von seinem Reichthum gäbe, und diese Empfindung wird mich steif machen und kalt, selbst wo ich werde warm sein wollen."

In Mainz, wo Huber den 20. April 1788 ankam, fand er wenig für sein Herz; Johannes v. Müller und Heinse befriedigten ihn in keiner Weise. Vielfache Reisen den ganzen Rhein entlang brachten ihn in keine nähern Beziehungen; er fühlte sich fremd und einsam. Bisher, sagt Therese, war er nicht aus dem Cirkel herausgetreten, in dem er aufgewachsen war. Diese

Lage war seiner angebornen Passivität angemessen. Der Vergleichspunkte mit sich und andern werden zu viele abgeschnitten, man ist an die Form der Menschen, die man immer sieht, zu sehr gewöhnt; man vergißt endlich, was nicht schön an ihr ist, und andere Menschen mißfallen uns, weil ihre Form verschieden ist. Wir selbst machen auf unsern täglichen Umgang denselben Eindruck; man findet uns ganz gut, so wie wir sind; wir brauchen nicht liebenswürdiger zu werden, um zu gefallen. Man bildet sich seinen eignen Ausdruck, Redensarten, Ideengang, und scheint nachher andern sonderbar. Huber war mit seinen fortwährenden Citaten aus dramatischen und lyrischen Dichtern für die Mainzer ein ungeschickter Gesellschafter. Wenn nicht die französische Sprachgewandtheit ihn gerettet hätte, würde man ihm eine Art Genieweſen haben vorwerfen mögen, wie es bei jungen Männern ist, welche etwas viel in der poetischen Welt leben. Aus Ueberdruß an der gebildeten Gesellschaft ließ er sich mit Schauspielern und jungen Roués von der Aristokratie ein, spielte viel und verlor. Dabei hatte er das Gefühl, daß sein Umgang seiner nicht würdig war; man scheint ihn selbst von obenher ernstlich gewarnt zu haben vor Illuminaten und östreichischen Spionen. — Sein Urtheil über die mainzer Kreise war scharf, aber nicht unrichtig, z. B. über den Kurfürsten: „sein Antheil am Fürstenbunde ist eine Puppe, mit der er für sein Leben gern spielt; der verstorbene König hat ihn zum Narren gehabt und mit hohen Begriffen von seiner Wichtigkeit gekirrt. Das System der andern unirten Höfe bringt ihn dergestalt in ihre Mitte, daß er fast ganz allein thätig scheint, immer angibt und spornt, aber sans conséquence; denn er ist sehr wollüstig und faul und würde selbst sehr angeführt sein, wenn es wirklich viel zu thun gäbe.“ — Am drückendsten war Huber die damals sehr allgemeine Empfindung, daß ein freier Geist doch eigentlich nicht für das Joch des Staatsdienstes gemacht sei. „Wir mögen es drehen und idealisiren wie wir wollen,“ schreibt er 24. Mai 1788, „unsere Bestimmung ist es nicht, dem Staat zu fröhnen und die Steine zusammenzutragen, daß andere nach ihrem oft so verkehrten Geschmack Häuser darauf bauen... Und am Ende, so erniedrigend auch meine jetzige bloße Copistenarbeit ist, ich weiß doch nicht, ob der Mittelzustand nicht noch fataler ist, wo man an ein ganz klein Bischen Wirksamkeit ein ganz klein Bischen Geist wenden muß. Diese Schnürbrust, in die der Staat seine Diener preßt, kann oft den gesundesten Geist zum Krüppel machen. Die blos mechanische Arbeit ist darum weniger gefährlich, weil der Kopf dabei ganz auf die Seite geschafft werden kann. Auf jeden Fall ist Resignation das Beste, und daneben zu trachten, daß man eignen Werth nicht positiv verliert.“ — 23. Juni. „Ein Hauptpunkt ist: am Ende dieser Laufbahn steht nach fünf, sechs Jahren ein jährliches sicheres Auskommen, und es ist eine Thorheit, das zu verscherzen... Natur und Kunst

in allen ihren Gestalten zu erschöpfen, mir angenehme Erinnerungen auf eine spätere Zeit zu sammeln, und endlich auch mir aus Erfahrung sagen zu können, welche stille nahe Freuden weit über die weit hergeholten gesuchten Genüsse gehn; zu euch zurückzukehren und euch nicht wieder zu verlassen, das ist mein Plan für die Zukunft... Bedürfniß der Ruhe ist es, was die Zeit bestimmt, wo man suchen soll, es zu erlangen. In mir tobt grade das entgegengesetzte Bedürfniß, und wenn ich mit diesem unbefriedigten Bedürfniß im Herzen mich jener für mich noch gar nicht anziehenden Aussicht aufopfere, so werde ich ein unvollendetes, manquirtes Geschöpf werden und bleiben." — Auch seine literarischen Versuche befriedigen ihn nicht: „Das Unzureichende, Flache meiner Darstellung ärgert mich, aber ich kann dem nicht abhelfen, es ist einmal heute keine Kraft in meiner Seele Tiefen." — 11. August: „Mein Zustand ist ganz eigentlich ein fortdauernder Priapismus des Geistes, ohne Zweck, ohne Auflösung. Kein Versuch schlägt an; Naturgenuß, Einsamkeit, gesellige Freude: nichts schlägt Funken aus mir heraus. Ich sehe es mehr als jemals, Reibung ist das Einzige, was bei mir etwas hervorbringen kann ... allein bin ich nichts, wenigstens für diese Thätigkeit."

Wie warm in ihm selber das Gefühl für Schiller lebte, zeigt namentlich der Bericht von seinem Besuch in Mannheim (Juli 1788), wo er Iffland kennen lernte und die übrigen Zeugen von Schillers Sturm- und Drangperiode. Schiller dachte des Abwesenden nur wenig*) und auch bei Huber wurde endlich das Bild der leipziger Freunde durch einen mächtigern Eindruck verdrängt.

Forsters kamen den 2. October 1788 an, eben als Huber durch eine ernste Krankheit seinen zweideutigen Gesellschaftern entführt war. „Es ist närrisch," schreibt er am folgenden Tag an Körner, „daß auch so eine vorgefaßte Idee, mit einem Menschen einen gewissen Umgang zu stiften, verlegen macht, und mich nicht in meiner vortheilhaften Gestalt erscheinen läßt. Bald bin ich kalt und trocken, bald überspringe ich mich, bald plagt mich der Stolz: ei der Mensch muß meiner auch bedürftig sein! am Ende bin ich mit mir wenig zufrieden und fange an zu schmollen." — 11 Nov. „Forster scheint ein gar guter Mensch zu sein, voll Feuer und reinen Gefühls und echter Naivetät. Wäre der Umstand nicht, daß ihn ein paar Menschen um-

*) Schiller an Körner, 1. Dec. 1788: „Wegen H. hast du einen Feuerstrahl in mein Gewissen geworfen. Suche sein Herz zu bewegen, daß er mir mein langes Stillschweigen vergebe. Wenn ich seiner Versöhnung gewiß bin und das Vergangene ganz in Vergessenheit senken darf, so will ich ihm frischweg schreiben." — 1. März 1790: „H. hat mir heut auch geantwortet, und mich freut es herzlich, daß unser Verhältniß sich wiederfindet. Aber wie konnte es anders kommen, wenn es einmal etwas Wirkliches war?" — 15. April. „H. kann ich mir kaum in seiner neuen Autorität denken; es freut mich aber gar sehr, daß er über Mangel an Beschäftigung klagt und daß ihm sein Beruf anfängt lieb zu werden."

geben, von denen ich weiß, daß sie Antipathie gegen mich haben, so würde ich mich ihm sehr hingeben; aber auf diese Weise lege ich einen langsamen Eroberungsplan auf ihn an."— 11. Dec. „Mit Forsters und mir fängt es an, sich sehr gut zu machen. Wir sind nahe daran, einen Cirkel untereinander zu bilden, wie ich ihn so sehr brauchte. Zur Reibung ist Forster vortrefflich; er hat unendlich viel und weitumfassendes Feuer, nichts Ausschließendes; man kann ihn für alles entzünden, was bei Heinse durchaus der Fall nicht ist; der brennt immer an einer Stelle fort, außer dieser ists Eiseskälte." — Die Bekanntschaft, erzählt Therese, machte sich langsam, Forster und seine Frau wurden durch Hubers Eigenheiten nicht angezogen; der erste hatte das Gefühl, daß dieser junge Mann in seinem unthätigen schwankenden Sehnen nach einer Bestimmung seiner Kräfte zu Grunde ginge. Literarisches Interesse führte sie endlich näher. In dieser Gesellschaft fand Huber, was er bedurfte, um seinem Charakter Festigkeit zu geben: strenge Rüge kleinlicher Gewohnheiten, gesellschaftlicher Nachlässigkeit, Aufforderung zur Thätigkeit, vielseitige Ansicht des Menschen und der Dinge.

Im Anfang beriethen die Freunde am eifrigsten Hubers dramatische Versuche; sein Schmerzenskind, das heimliche Gericht, sollte nun endlich zur Welt kommen. Im Februar 1788 hatte Schiller den Anfang in seiner Thalia zugleich mit seinem Geisterseher abdrucken lassen; die geheime Mordthat, das Vehmgericht und die unterirdische Höhle des erstern stimmten auch ganz gut zu dem Wunderapparat des andern. Die Freimaurer in Weimar schmeichelten dem Verfasser, indem sie tiefere Beziehungen darin erkannten. Fast Woche für Woche wurde mit Körner brieflich und mit Forster in persönlichem Verkehr über die weitere Entwickelung Rath gehalten. Es ist rührend, diese vergeblichen Anstrengungen zu verfolgen, das Stück wollte nicht vorwärtsrücken und Huber wurde mitunter hoffnungslos. So spricht er z. B. 12. März 1789 gegen Körner die Ueberzeugung aus, das Trauerspiel werde ein schlechtes Ganze werden. „Durch das abgerissene langsame Arbeiten verliert sich der fließende unmerkliche Zusammenhang der Theile; man ersetzt ihn durch Künsteleien, Sophistereien, Seiltänzereien, stellt hier und da diesen und jenen Erfordernissen des Plans zu Gefallen seine Charaktere auf Nadelspitzen, und Wahrheit, Simplicität wird dabei zu Schanden." Zu andern Zeiten hatte er wieder ein nicht geringes Bewußtsein und fühlte sich von der Hand des Gottes berührt. Nach einer langen Conferenz mit Iffland und sorgfältiger Erwägung der theatralischen Rücksichten wurde das Stück zu Ende 1789 fertig. Göschen nahm es für zweihundert Thaler in Verlag und zu Mannheim wurde es 13. Febr. 1790 aufgeführt. Man hatte dort die Scenen ziemlich willkürlich durcheinandergeworfen und es fand wenig Beifall und Verständniß. Eine Recension in der Leipziger Zeitung Nov. 1790 sprach sich sehr mißfällig aus, die Göttinger Gelehrten Anzeigen im Ganzen lobend, wenn

auch nicht sehr warm. Die letzte Recension, die Heyne zugeschrieben wurde, war von Schlegel. Schiller schrieb bereits Nov. 1788 an Körner: „Ueber Hubers dramatischen Beruf bin ich nicht mit dir einig. Ich komme darauf zurück, was ich dir, glaube ich, und auch ihm schon gesagt habe: er hat keinen dramatischen Stil, im Plan ist er glücklicher. Sein Fehler ist, daß er sich über einen Gedanken ganz ausschüttet, und das soll man nie. Die Scenen aus dem heimlichen Gericht gefallen mir weniger, je mehr ich sie lese, weil sie keinen Gedanken im Rückhalt haben, den sie nicht aussagen; kurz weil sie erstaunlich wortreich sind. Ich glaube nicht, daß Huber viel im Dramatischen leisten wird, und es sollte mir leid thun, wenn er dieses zu spät bemerkte, und seine Fähigkeiten von einem dankbareren Fach ablenkte. Freilich ist mir diese Beschäftigung bei ihm lieber als keine, aber muß denn just diese Alternative sein?" Huber schrieb noch vier Jahre nach Vollendung des Stücks an eine geistreiche Freundin: „je mehr ich mich von der Zeit, wo ich das heimliche Gericht dichtete, entferne, je mehr finde ich, daß ich damals sehr gut wußte, was ich wollte. Wie ich letzthin aufmerksam es wieder las, habe ich mich sogar überzeugt, daß der Plan und die Anordnung des Stücks nach ziemlich guten Grundsätzen gemacht sei. Allein es hat wenig Schattirung in den Charakteren oder vielmehr nur Philosophie über die Charaktere, wenig Einfachheit, viel zu viel Ueberfluß in der Ausmalerei. Die hauptsächlichsten Ideen sind auf tausendfache Weise variirt und mühselig ausgearbeitet, anstatt concentrirt zu sein und mächtig und mit Glanz hervorzutreten."

Das Stück spielt in den Zeiten Kaiser Karl des Vierten. Ein Ritter, von Thatendrang verzehrt und ohne ein bestimmtes Ziel vor Augen, wird von den Mitgliedern des Vehmgerichts überredet, ihrem Bund beizutreten, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, die Verbrechen auf Erden auszumitteln und zu bestrafen. Er leistet den Eid, in der Verfolgung dieses Bestrebens sich durch keine persönlichen Beziehungen irren zu lassen. Nun entdeckt er in seinem theuersten Freund einen heimlichen Verbrecher und so kommt seine Pflicht mit seinem Herzen in Conflict. Zugleich findet er, daß der an sich gute Zweck des Ordens, weil er sich bedenklicher Mittel bedienen muß, schlechten, ja gemeinen Interessen dient, und diese Entdeckung, die ihn zum Selbstmord treibt, machen gleichzeitig noch einige von den wichtigsten Ordensgliedern. Man sieht, es ist dieselbe Moral, die Schiller in den Briefen über Don Carlos predigt: die Abstraction der Tugend, die sich der natürlichen Grenzen und Beziehungen entschlägt, führt zu den bedenklichsten Abwegen. Liest man das Stück unbefangen, so wirft man es mit den übrigen Ritter- und Räuberstücken in eine Classe, man findet einige nicht ungeschickte Wirkungen darin, das Ganze erscheint trocken und ziemlich gehaltlos. Liest man dagegen die Briefe an Körner, so erstaunt man über die Menge von Feinheiten, die Huber darin hat an-

bringen wollen; jedes Wort ist auf das sorgfältigste erwogen, jede Scene hat eine tiefere Bedeutung. In einer Beziehung wenigstens ist diese Lectüre nicht unfruchtbar. Durch die unproductive Kritikerschule der Romantik ist der bekannte Ausspruch Lessings, er verdanke in seinen Trauerspielen der Kritik, d. h. dem Nachdenken das Meiste, dahin mißdeutet worden, daß Lessing eigentlich kein Dichter gewesen sei, und seine Stücke mit dem Verstand ausgeklügelt habe. Dieses unsinnige Gerede ist so häufig wiederholt worden, daß man es auch heute noch zuweilen vernimmt; was aber dabei herauskommt, wenn man eine Stück ohne schöpferische Kraft blos mit dem Verstand machen will, davon gibt „das heimliche Gericht" ein abschreckendes Zeugniß. Und Huber war doch wirklich ein feiner Kenner und hatte auch über die dramatische Technik mit Erfolg nachgedacht. — Ein zweiter Versuch, Juliane 1790—92, sollte einen edlen weiblichen Charakter analysiren, der durch die Kraft der Resignation über seine Umgebungen hinaustritt. In dieses fast ganz unlesbare, raffinirt trockne Stück war Huber noch mehr verliebt als in das heimliche Gericht, weil er nur seiner Absichten sich bewußt war, und er hat diese Absichten in einem wirklich geistvollen und sehr lesbaren Brief an Körner als Zeugniß seines Wollens hinterlassen. Er hat später noch mehrfach dramatische Anwandlungen gehabt, aber es ist nichts weiter fertig geworden.

Erfreulicher sind in den Briefen an Körner die kritischen Bemerkungen, hauptsächlich über Goethe. 22. April 1789: „Dieser Mensch wird mir mit jedem Augenblick unbegreiflicher."*) 15. Oct. 1790: „Daß du in Goethes Philosophie den Grund zu seiner Unerreichbarkeit als Dichter findest, mag wol eine kleine Vermengung sein. Bildung und Ruhe fehlten im Werther u. s. w., aber diese glückliche Dichterorganisation, die jeden so verschiedenen Stoff ergriff und sich mit ihm amalgamirte, ist schon in jenen Werken. Und in dieser lag wol eher der Grund, daß er jetzt dies System erwählt hat, als umgekehrt... Die Beziehungen, die er seiner Theorie gibt, kommen mir mehr wie eine Marotte vor, die mir ihn menschlicher, begreiflicher und also lieber macht, mit welcher ich aber nicht übereinstimmen könnte. Oder gibt es ein System, dem man diese rein sinnliche Anschauung und Empfängniß verdanken könnte, die ihn in meinen Augen vor jedem Dichter der Welt auszeichnet? Die Ideen, von denen du mir schreibst, können in der Anwendung nur auf den Mechanismus des Dichters Einfluß haben, sonst käme mir Goethe vor wie der Vater von gesundern, kräftigern Kindern, als unser Zeitalter sonst bringt, der den Grund dieses Vorzuges darein setzte, daß er die wahrschein-

*) „Die Geheimnisse sind mir zu quälend, und um so quälender, weil es in Goethes Manier liegt, dem Mystischen einen simpeln, kinderleichten Anstrich zu geben. Aber die Verbindung eines unverständlichen Stoffs mit der verständlichsten Manier hat für meinen Kopf etwas besonders Schmerzliches."

lichste, zusammenhängendste Hypothese über das Geheimniß der Generation gefunden zu haben glaubte. Wohl euch Systematikern und Philosophen, wenn ihr an den Gebäuden eurer Vernunft euer menschliches Vermögen nicht zusetzt; euch selbst findet man dann in den weiten dunkeln Hallen eurer Luftschlösser doch immer wieder. Meinem Bedürfniß nach ist jede Philosophie, als zusammenhängende Reihe von Abstractionen aus dem Vorhandenen und Gedenkbaren, sehr überflüssig, weil keine mir ein Licht aufsteckt, das ich nicht für den Augenblick ohne sie fände, und über den Augenblick hinaus trüglich glaubte. Ihr strebt mir etwas hinzustellen außer mir und außer euch; ich muß ewig von mir ausgehen, und komme doch auch überall hin, und habe den Gewinnst der höchsten Freiheit, die keine absolute Wahrheit kennt. Die Kunst, sagt Goethe, ist mehr als der größte Künstler, das Mögliche, sage ich, ist mehr als was jemals war, ist und sein wird." — März 1790: „Der Eindruck, den der Tasso das erste Mal zurückläßt, ist freilich widrig, es ist eine Art von tragischer Satire, in die man sich nicht gern findet. Aber das verschwindet in der Folge mehr und mehr, man trifft auch mit dem Dichter eine Art von Uebereinkunft über seine weitschweifige Behandlung, über seine Auseinandersetzung durch unendliche Monologe, bei denen nicht einmal der Anstrich von Natürlichkeit gesucht ist, den man nach Lessings Vorgang für nöthig hält." — „An der innern Wahrheit der einzelnen Charaktere ist durchaus nichts auszusetzen, Tasso lebt zwiefach für uns in Rousseau und noch jemand (doch wol Schiller?), dessen Bild bei seiner Trennung von uns mich nicht verlassen hat, von dem Augenblick an, da Tasso nach Rom will." So alle übrigen Charaktere. „Wenn der Dichter solche Resultate gewonnen hat, so kann ich nicht einen Augenblick mehr zweifeln, ob er sie auch auf einem andern uns geläufigern Weg hätte gewinnen können und sollen; und ich traue fest, daß sein Weg der richtige war. Mit alledem will ich nicht leugnen, daß der erste verworrene peinliche Eindruck, den das Stück macht, sehr wahr sein mag. Doch schwamm in mir auch das erste Mal die Empfindung oben: freudige Bewunderung der seltsamen Combination, in der höchsten Paradoxie des Gedankens und der höchsten Simplicität der Ausführung." — Ueber Faust: (7. Juni)*) „Es ist ein tolles, unbefriedigen-

*) Bei dieser Gelegenheit führen wir ein wenig bekanntes Urtheil Wielands an (An den Frh. v. Retzer in Wien, 20. Juni 1808): „Auch das, was wir jetzt von dieser barockgenialischen Tragödie, wie noch keine war und keine jemals sein wird, erhalten haben, ist nur der erste Theil derselben. Ich bin begierig zu wissen, welche Sensation dieses excentrische Geniewerk zu Wien macht, besonders wie Ihnen die Walpurgisnacht auf dem Blocksberg gefallen wird, worin unser Musaget mit dem berühmten Höllenbreugbel an diabolischer Schöpfungskraft und mit Aristophanes an pöbelhafter Unflätherei um den Preis zu ringen scheint... Man muß gestehen, daß wir in unsern Tagen Dinge erleben, wovon vor fünfundzwanzig Jahren noch kein Mensch sich nur die Möglichkeit hätte träumen lassen. Vous voyez qu'à présent il n' y a pas qu'oser, pour être sur de réussir! Bei alledem befürchte ich, unser

des Gemengsel, aber freilich voll von Schönheiten, die ganz einzig sind. Im Lesen und wenn man fertig ist, fallen verschiedene Stellen auf, in welchen man einen verborgenen Sinn ahnt, und die auf eine Art von hoher philosophischer Idee des Ganzen zu deuten scheinen. Aber ich glaube, daß man sich am Ende irrt, und Goethe scheint im Gange der Geschichte und im Ganzen der plumpen Pöbelmoral, die an sich in der Tradition liegt, getreu geblieben zu sein. Faust ergibt sich dem Teufel, der ihn liederlich macht und am Ende holt. Auf Sinnlichkeit scheint das ganze Gewicht gelegt zu sein. Das Edlere im Faust liegt abgerissen da und hängt nicht einmal mit jenem zusammen; auch appuyirt Mephistopheles auf nichts Anderes, selbst in ernsthaften Stellen, die beim ersten Anblick was Höheres zu bedeuten scheinen. Der erste Monolog des Faust hat vielleicht für die Initiirten verborgenen Sinn, der mir entgeht." — (28. Juni.) „Oder meinte es Goethe so, daß der Teufel, der höhere Geist selbst, den Menschen, einen Menschen von Fausts Gehalt, nicht faßte, mißverstand? Das scheint doch nicht. Vielmehr persiflirt Mephistopheles alles Geistige im Menschen, alle Empfindung, weil ihm anschaulich ist, daß alles das sich in der Materie, in den Sinnen verliert. Daß dem kraftvollen Genie das abstracte Denken nicht genügt, gibt er ja für den Keim seines Verderbens an, jedes andere platonische, geistige Bedürfniß im Faust sieht er als maskirte Sinnlichkeit an — und er, der Teufel, muß es doch am besten wissen. Von der Seite scheint mir also Goethe ganz der pöbelhaften Idee vom Teufel und Menschen gefolgt zu sein — und er hat am Ende wohlgethan, denn es kam auf Darstellung an, so gut wie bei einem Sujet aus der Mythologie oder dem heroischen Zeitalter Griechenlands, bei der man auch nur die für die poetisch sinnliche Darstellung interessantesten Seiten auffaßt, nicht sich bemüht, den moralischen oder philosophischen Gehalt der Idee zu berichtigen. Nur sind diese Ideen uns durch Entfernung und Associationen schon veredelt, ehe sie der Dichter gebraucht; jene sehen wir plump und platt, und die bald edle, bald pikante, immer geistvolle Form, in die sie der Dichter kleidet, macht eine Art von Täuschung, die uns verführt, etwas Anderes, tiefer Liegendes darunter zu suchen. Mephistopheles sieht Obscönität im Pla-

Freund G. hat sich selbst durch dieses Wagstück mehr geschadet, als ihm sein ärgster Feind jemals schaden könnte." — Noch ein Urtheil, von Jean Paul (an Jacobi, 4. Oct. 1810): „Die poetische Kraftfülle darin begeistert mich. Eigentlich ists gegen die Titanenfrechheit geschrieben, die er sehr leicht in seinem — Spiegel, wenigstens sonst, finden konnte. — Daß ihn der Teufel nur dann holen sollte, wenn er einmal wahrhaft befriedigt und selig wäre, für diesen Punkt gibts mir keine andere Auflösung als die: daß er sich bekehrt und sein hungriges Herz durch den Himmel stillte — und dann käme der Teufel." — Huber selbst sagt in der Recension von 1792, „in diesem seltsamen Torso habe der Dichter in dem ganzen Reichthum der gothischen Legende vom Kindischen bis zum Erhabensten geschwelgt." — Auch Körner fand in jenen Jahren, „der Bänkelsängerton, den Goethe gewählt, habe ihn nicht selten zu Plattheiten verleitet, wodurch das ganze Werk verunstaltet werde".

tonismus des Menschen, der höhere Blick des bösen Geistes ist consequente unbestechliche Faunenweisheit. — Daß Goethe darum den menschlich hohen Werth Fausts nicht vernachlässigte, trotz der Verachtung, der er ihn im Mephistopheles aussetzte, ihn doch warm und erhaben ausmalte, macht seinem Genie Ehre, aber es ist peinlich! Das Peinliche löst sich dann freilich am Ende auch in höhere Bewunderung des Dichters auf; seine „erhabene Ruhe" hält am Ende hier auch her, man sieht im Dichter den Herrn seines Stoffs, seiner Welt, den höchsten Blick, der über dem Teufel und den Menschen schwebt, den frei spielenden Geist, der, nirgend durch unzeitige Wahrheit beschränkt, jede relative Wahrheit der Imagination ungescheut auffaßt und erschöpft. Und grade dies hat unter allen Dichtern der Welt Goethe allein ganz vermocht: es ist die reinste, consequenteste Imagination, ewig unvermischt mit seiner eignen Individualität; das großmüthigste, feinste, unbedingteste Opfer, das je der Muse und dem Genius gebracht wurde." — In dieser hingeworfenen Kritik*) sieht man die Seele des Dichters arbeiten; insofern sind sie interessanter, als die abgerundeten Recensionen, die er gleich darauf in die L. Z. schrieb. — Was ihm bei all seinem Scharfsinn und seiner feinen Empfänglichkeit zum guten Kritiker fehlte, wußte er selber sehr gut. „Ich weiß nicht, schreibt er 3. Febr. 1802 an einen Freund, ob mir zur Musterhaftigkeit in Ihrem schmeichelhaften Sinn nicht ebenso viel fehlt, als zu der Musterhaftigkeit, welche Fr. Schlegel mir zuerkennen möchte. Ich habe einige Eigenschaften eines guten Kritikers: Candeur, Gefühl, gesunde Vernunft und eine nicht einseitige Bildung; aber es fehlt mir gründliches Wissen. Meine ersten Jugendjahre waren zu günstig, sie gaben mir in einigen Dingen zu früh eine Vollendung: dann fand ich mich schon in der Welt, da ich manches gar nicht, und manches noch nicht so gelernt hatte, daß es sich nicht durch Mangel an Uebung hätte verwischen müssen. Was ich sonst Gutes habe, verwahrt mich vor Seichtigkeit; aber eigentliche Wissenschaft fehlt mir, und sollte mir nicht fehlen. Erreiche ich je die Unabhängigkeit, nicht von meiner Feder leben zu müssen, so würde ich, wie spät es auch sein möchte, für irgend etwas, es möchte sein was es wollte, ganz eigentlich in die Schule gehn." — Doch verdient die ausführliche Kritik der neuen Ausgabe Goethes, die er Ende 1792 in die L. Z. schrieb, um so mehr Anerkennung, je dürftiger von den übrigen Recensenten diese Ausgabe besprochen wurde. „Wo das reinste und umfassendste Gefühl, der reifste Geschmack und das kühnste Ge-

*) Noch sagt er von Schillers Briefen über Don Carlos (25. Aug. 1788): „Der Ton ist öfters von einer gewissen Altklugheit angesteckt, die ganz aus Wielands Schule kommt . . . Dieser Schritt ist die Folge von der Empfindlichkeit, die uns ja in seinen ersten Briefen aus Weimar so verdroß . . , Wem hat er nöthig, seine Ideale zu entwickeln? Denen, die sie nicht außerdem gefühlt haben, thut er doch gewiß eine sehr unverdiente Ehre an, und für die andern ist es Geträtsch." —

nie wetteifern, den nächsten Uebergang der Natur in die Kunst zu treffen, die Schönheit in der Eigenthümlichkeit jedes Gegenstandes, dem sie angehört, darzustellen, unvermischt und unabhängig von jedem Medium, außer der Gabe, sie zu erkennen und zu empfangen; da verliert sich die Kälte der Kritik in Begeisterung, da gilt von solchen Kunstwerken der muhamedanische Glaube vom Koran, daß er von Ewigkeit her existire; da ist kein Machwerk, keine Fuge aufzuspüren; da sind die Muster aufgestellt, in welchen jeder kunstfähige Geist die Regel lebendig und dem innern Sinn anschaulich zu erkennen hat." „So frei von aller eignen Manier, die immer, wie schön sie auch sei, dem dargestellten Gegenstand geliehene Individualität des Darstellers bleibt, ist nie ein Dichter gewesen als Goethe, oder vielmehr, die Individualität, die man in seinen Werken wahrnimmt, ist nichts Anderes als eine fast über die Aufschlüsse der Psychologie erhabene Gabe, sein ganzes Wesen, wie ein Proteus, aber ohne Spuren von Anstrengung oder Gewaltsamkeit, nach dem Erforderniß jedes Gegenstandes umzuformen, jedes Ganze, das seine Phantasie auffaßt, nie anders als in dessen eignem und vollem Licht zu schauen und darzustellen . . . Damit ist sehr genau verbunden, daß ungeachtet der vielen einzeln schönen, sinnreichen und kräftigen Gedanken, es keinen Dichter gibt, in welchem man so wenig „Stellen" ausfindig machen könnte . . . Darum ist die Haltung in seinen Compositionen zu einfach, das Licht zu hell für manche Schönheiten, manche außerordentliche Züge, manche kühne Saillien der Phantasie, die uns in andern Dichtern beschäftigen, aufregen und hinreißen können, deren relative Unmöglichkeit aber grade die Vollkommenheit eines Dichters ausmacht, in welchem alles, Charaktere, Situationen und Details, nur zu einem schönen und innigen Eindruck harmonirt." — Als höchstes Ideal wird neben den Gedichten (namentlich der „Zueignung") Iphigenie charakterisirt; von Tasso heißt es: „Die Charaktere und die Situationen behalten, unter dem zarten Hauch eines miniaturähnlichen Colorits, eine gewisse Unbestimmtheit, die den Eindruck des Ganzen kaum wohlthätig macht, und sie sind in der innigen und seelenvollen Behandlung, die Goethe eigen ist, ungefähr ebenso auf eine Nadelspitze gestellt, wie manche Charaktere und Situationen in Lessings subtiler und sinnreicher Manier." — In richtigem Contrast gegen diesen begeisterten Ton wird das Schädliche und Stümperhafte mit kalter Verachtung besprochen. „An Kotzebues Werken," sagt er bereits 1793, also lange vor Schlegel, in der L. Z., „hat die Kritik Gelegenheit zu prüfen, was es ist, das in denselben so viel gefallene Mädchen und Weiber, unschuldige Verführer und Verführte, gegen die Convenienzen zu Felde ziehende Helden u. s. w. zur süßesten Ergötzlichkeit unsers großen Haufens zusammenbringt. Der dünne Firniß moralischer Sentenzen und nothdürftiger Gemeinsprüche von Empfindung und Tugend kann diese Richterin am wenigsten be-

stechen; der Grund ist schlecht verhüllte Sinnlichkeit und jene aller Kraft und aller Tugend entgegengesetzte, in der Menschheit so allgemeine Anlage des Egoismus und der schlaffen Nachsicht gegen sich selbst, die den schwachen Damm der Convenienz und der positiven Moral einreißt, ohne ihn durch eigne Stärke ersetzen zu können. Dieser Kreis, der wahren Kunst so fremd als der wahren Sittlichkeit, ist es, in welchem unsre Aftermusen Geschmack und Herz zugleich verderben oder die schon vorhandene Verderbniß durch einen lügenhaften Anstrich von Gefühl und Originalität bestärken ... Die Eulalia schmeichelt mit ihrer platten Reue der gemeinsten Schwäche und Sinnlichkeit ... Daß sich unsre Sittenverderber hinter weinerlich possenhaften Schauspielen und andern Zwitterarten der Kunst verbergen, macht ihren Einfluß gefährlicher als den öffentlichen Muthwillen verrufener französischer Schriftsteller; und wir fürchten, daß in Deutschland, wo die Sünde mit moralischem Gewäsch und die Libertinage mit Empfindelei verwässert wird, wahre Einfachheit und Reinheit der Sitten weniger beisammen gehalten wird, als in jenem Lande, wo die Sittenlosigkeit gleichen Schritt mit der Verfeinerung gehalten hat und wo grade deswegen die entschiedensten Contraste nebeneinander bestehn, ohne sich je zu verwischen." — Dabei ist noch zu bemerken, daß Huber bereits in einem Brief vom 10. April 1789, also lange vor Schiller, der es 1796 unternahm, die Grenzen der dichterischen Phantasie in Bezug auf das Unsittliche in derselben Weise bestimmte. „Die Phantasie des Dichters, wenn sie sich in das Heiligthum wagt, wird mein unverdorbenes Gefühl nicht beleidigen. Wohlgemerkt aber, nur der Phantasie, der Begeisterung erlaube ich es. Der Mensch, der das Heiligthum schändet, weil er es für Heiligthum hält, oder weil er weiß, daß andre es dafür halten, beleidigt mich wie ein Gassenbube. Voltaires Ton in einigen seiner spätesten Schriften ist mir widrig, denn hier ist nicht Kraft und nicht Feuer, sondern Wuth und Ohnmacht ... Ein jeder Gedanke, der Gehalt hat, oder was eins ist, der aus einer begeisterten Phantasie entspringt, ist meinem unverdorbenen Gefühl nicht entgegen ... die Begeisterung hat also eigentlich gar keine Schranken, und nur, wenn sie aufhört, Begeisterung zu sein, hören ihre Rechte auf."

Mit dieser kritischen Thätigkeit verband sich noch eine andre. Forster sah bald ein, daß Huber ein größrer Reichthum an positiven Kenntnissen nöthig wäre. Da es ihm am nächsten lag, beredete er ihn, sich in Uebersetzungen von Reisebeschreibungen zu versuchen. Theresens beißender Spott über seine Unthätigkeit bestimmte Huber endlich, sich an Dupatys Reise in Italien zu machen; darauf folgte Lediards Tagebuch in Afrika und Duclos' Jahrhundert Ludwigs des Funfzehnten. Sein Stil gewann durch Forsters Mitwirkung sehr bedeutend, noch mehr seine Kenntniß. So schwer es war, ihn zu einem Unternehmen irgend einer Art zu bringen, so eifrig trieb er das Geschäft, so-

bald er es einmal unternommen. Duclos veranlaßte ihn zu einer unglaublichen Menge von Lectüren, er studirte sich mit Forster in den Geist der französischen Geschichte, besonders der letzten Jahrhunderte ein. Von den Zeiten der Liga an durchgrübelten sie dieses bunte Gewirr mit stetem Rückblick auf die Gegenwart; so spannen sich die Fäden ihrer Ideen in den vergangenen Jahrhunderten an, und jeder neue Augenblick war gleichsam nur die erfüllte Prophezeihung des längst verflossenen. Mit Körner gemeinschaftlich wollte er eine Geschichte der Fronde schreiben, und die Charakteristik des Cardinal Retz erschien auch wirklich in Schillers historischem Kalender auf das Jahr 1792 (derselbe enthielt von Huber: Kurfürst Maximilian von Bayern). Schillers Beispiel hatte ihn zum Drama getrieben, es leitete ihn auch auf dem neuen Gebiet. Indem er Vorstudien zur Geschichte der Fronde machte, las er die niederländische Verschwörung sehr eifrig, um sich das Verhältniß seines eignen künstlerischen Standpunkts zu dem Schillers klar zu machen. In derselben Zeit (Dec. 1788) las er Friedrichs Histoire de mon temps: „Sie hat mir schmerzliche Empfindungen gemacht, weil sie einen großen Mann so unendlich verkleinert. Die Antitheſen, die Witzeleien sind so unwürdig, die Schildereien der Höfe so klein, ja in dem Geschmack etwa von Briefen einer witzigen Hofdame; so gar nichts von der Simplicität, von dem genügenden Selbstgefühl eines großen Mannes." Man möchte den Schluß ziehn, daß seine Handlungen nur groß waren, aber nicht groß gedacht." „Dieser Blick in die Seelenoperationen, deren Folgen jene Handlungen waren, erkältet mein Ideal, und so geht es uns am Ende ziemlich mit allen Helden; bei dem Idealisiren ekelt es uns doch vor einer Art historischer Grandisonade; wir lernen begreifen, warum gute historische Köpfe Begebenheiten und nicht Helden geschildert, warum sie nur die Resultate menschlicher Anstrengung auf der einen und des Zufalls auf der andern Seite, wie sie waren, genommen und aufgezeichnet haben, ohne sich zu bekümmern, wie viel dem einen und wie viel dem andern angehört." Aber auf diese Unbefangenheit „müßten wir Verzicht thun, die wir in das Land der Geschichte reisen aber nicht da uns niederlassen wollen: dem Historiker von Profession ist die Geschichte eheliche Liebe; wir sind Libertins, die nach minois de caprice jagen." „Die Idealisirung ist jetzt noch dein Steckenpferd, blos weil du noch keine ausgeführt hast; du würdest es bald satt werden, wenn du es ernsthaft ritteſt. Alsdann sucht man eine andre durchgreifende Idee, und diese ist eben das Fatum (Schiller), Zufall, Vorsehung, oder wie man es nennen will. Aber diese Ressource wird noch eher ekelhaft. Es kann nur für sehr kurze Zeit kitzeln, den Glauben an menschliche Selbstständigkeit in sich und andern zu zerstören; die Ausdrücke der Verwunderung über die bunten Combinationen des Zufalls gehn einem bald aus, und am Ende findet man sich in einer Welt voll Getümmel und Bewegung ganz leer und einsam." „In der Fronde

können wir nun alle diese Klippen vermeiden, wenn wir sie für das nehmen, was sie ist: eine Geschichte menschlicher Kräfte, ohne Rücksicht auf den Zweck, den diese Kräfte zu erreichen suchten, noch auf den Ausgang, den sie der Zufall nehmen ließ . . . Retz wenigstens scheint den Zweck seiner Anstrengung für die Nebensache zu halten, die Thätigkeit freut ihn um ihrer selbst willen; der Gegenstand ist nur der Name des Spiels. Selbst wenn das Spiel augenblicklich verloren ist, vergnügen ihn geschickte Züge . . . Nirgend in der Geschichte ist das Spiel der Kräfte so klar und lauter, eben weil der Zweck dabei null ist." — Man sieht daraus, daß die Geschichtschreibung sich dilettantisch nicht abmachen läßt: eine Entwicklung dieser abstracten Kunstleistung ohne alle Ironie (denn die wollte Huber ausschließen) wäre ein höchst wunderliches Product geworden.

Diese Beschäftigung mit der Geschichte flößte den Freunden auch ein regeres Interesse für die Politik ein, obgleich sie erst 1790 anfingen, die Zeitungen regelmäßig zu lesen. Mainz füllte sich mit Emigranten, und Huber als halber Franzose gewann das Vertrauen bedeutender Männer und dadurch eine große Vielseitigkeit und Unbefangenheit des politischen Gesichtspunkts. — 1790 führte er, nach Abberufung seines Chefs, die Geschäfte selbstständig, und wie es scheint, zur Zufriedenheit seines Hofs. Uebrigens zeigen die Briefe an Körner, daß er der Revolution zuerst nicht als Politiker, sondern als Artist gegenüberstand; die Erinnerung an die Schillerabende wirkte immer noch mächtiger auf ihn als der diplomatische Verkehr. Erst allmälig schält sich der politische Gedanke los. — — 23. Jul. 1789. „Den gestrigen Tag habe ich wie bei der Entwickelung eines interessanten Trauerspiels zugebracht . . . Deine Bemerkungen über den Geist und Einfluß der Cultur bei der Fronde treffen hier noch weit mehr ein, wo zugleich der Zweck ungleich schöner und simpler ist . . . Ueberhaupt ist jetzt mein Respect für das achtzehnte Jahrhundert sehr gestiegen, und die Zusammenhaltung der Fronde mit dieser Begebenheit, wenn wir sie im Ganzen haben werden, kann, dünkt mich, das Begeisterndste bei unserer so Gott will, künftigen Arbeit sein." — 6. Nov. „Es bestätigt sich mir, daß vielleicht alle großen Begebenheiten, die wir in der Geschichte anstaunen, für den Augenzeugen durch Incohärenz und Lücken ebenso verloren. Nur die Disette an großen Menschen scheint mir hier am meisten vorzuleuchten. Insgeheim mag kleinliche Intrigue viel lenken, wovon wir nichts wissen. Aber daß in einem solchen Bouleversement kein einziger Geist aufgestanden ist, der sich durch Consequenz und Größe zum Herrn der Begebenheit gemacht hätte, daß alle diese Menschen, die hinein verwickelt waren und sind, nur einer precären, partiellen, scheinbaren Influenz gewachsen sind, das ist das Traurige, Ekelhafte der Sache. Freilich muß man wol auch annehmen, daß wir noch immer

am ersten Act sind . . . die Phantasie hat Raum, sich die ungeheuerste, allgemeinste Revolution zu bilden; aber in einer Revolution, die durch allgemeine Aufklärung, durch unsere Papieraufklärung entsteht, sehe ich sehr wohl ein, daß keine einzelnen Köpfe hervorleuchten werden. Diese Aufklärung verjagt den Despotismus, aber sie macht die Freigewordnen auch untüchtig, Republikaner zu sen." — 3. Mai 1790. „Ich fürchte, du bist ungerecht über die französische Revolution. Es liegt gewiß an dem Geist unsers Zeitalters, daß die Details dieser Begebenheit so wenig innern Gehalt haben, es liegt vielleicht in jeder Begebenheit, so lange sie noch geschieht, für den Augenzeugen zu verlieren. Aber in der Geschichte des letzten Jahres ist doch eine wichtige, entscheidende Krisis des menschlichen Geistes, durch Cultur und Literatur zunächst hervorgebracht, nicht zu verkennen." — 2. Juli 1791. „Möge so viel Spielwerk, so viel französischer Flitterstaat bei allem dem sein, als du willst, die That selbst hat doch eine eclatante Widerlegung des Unglaubens gegeben, und noch sehr, sehr viel bleibt übrig, das unsers Ideale vom Alterthum würdig ist. Die Nationalversammlung hat mit einer gottähnlichen Consequenz und Ruhe gearbeitet, die zuerst aufgenommenen Grundsätze waren die einfachsten und sichersten, das Steigen ihrer Kraft mit der steigenden Gewißheit vom unüberwindlichsten Einverständniß der ganzen Nation ist so unmerklich als schön, und die Revolution scheint nun so fest gegründet als jemals eine in der Geschichte. Weißt du nicht alles, so bitte ich dich, enthalte dich noch des Urtheils, und thu meinem Gefühl nicht weh, das hier durch Widerstand zum Enthusiasmus gereizt ist." — 5. Dec. 1791. „Leidenschaft, wie sie auch heißen möge, verrückt den Gang des Denkens, doch ist die demokratische Leidenschaft edler, gerechter, nothwendiger als die aristokratische. Payne ist so wenig mein Evangelium wie Burke, ich halte mich an Makintosh. Das Buch hat mich weinen gemacht vor Freude. Seine Hauptidee, der unvermeidliche Untergang der gothischen Regierungsformen, besteht durchaus gegen die beste von Burke, daß nicht Abstraction, sondern Gefühl das bürgerliche Wohlsein des Menschen bestimmen muß . . . Um die französische Revolution in der Weltgeschichte als eine ihrer größten Epochen stehn zu sehn, braucht man wahrlich den Ausgang nicht zu wissen, da ohnehin die Grenze für uns unmöglich zu bestimmen sein wird." — 19. Dec. „Ich habe in unserm Stande den starren, leidenschaftlichen Demokratismus fast immer in einer gewissen Proportion und Analogie stehn sehn mit innerer Anlage zum Despotismus . . . Aber glaube mir, es ist mehr zu jauchzen dabei, als du mir zuzugeben scheinst, daß durch den Lauf der Zeiten eine Periode entstanden ist, wo eine leidenschaftliche Stimmung, wie zu den Zeiten der Kreuzzüge, die europäischen Völker zu einem Ganzen zu verbinden anfängt, und die monotonous villaining der Cabinetspolitiker unterbricht." — Der letzte Sonnen-

blick dieser harmlosen Zustände war Goethes Besuch in Mainz, Aug. 1792. „Er war gesellschaftlich lustig, und ich bin in dieser Hinsicht sehr von ihm erbaut gewesen. Uebrigens treibt er das Vermeiden aller Individualität im Umgang bis zum Lächerlichen. — Die ihn früher kannten, finden, daß seine Physiognomie etwas ausgezeichnet Sinnliches und Erschlafftes bekommen hat. Zugleich scheint er Politica im Kopfe zu haben, wozu ich ihm denn von Herzen gratulire. Indessen freute mich, nachdem der erste Anfall von zurückstoßender Steifigkeit vorbei war, die milde Leichtigkeit und der Schein von Anspruchslosigkeit in seinem gesellschaftlichen Ton. Den ersten Abend wurden wir alle durch guten Wein gestimmt, er war wirklich lebhaft; wenn er launig kräftig etwas auseinandersetzte, machte es mir vielen Spaß, seine Mutter ganz in ihm wiederzufinden . . . An Begeisterung für ein höheres Ziel glaube ich in Goethe nicht mehr, sondern an das Studium einer gewissen weisen Sinnlichkeit, deren Ideal er vorzüglich in Italien zusammengebraut haben mag, und in welche dann mannigfaltige, und gegen seinen ehemaligen Geist oberflächliche Beschäftigungen mit wissenschaftlichen und andern vorhandenen Gegenständen mit einschlagen. Vielleicht hat er Recht, vielleicht auch nicht."

Forster und Huber lebten in der sonderbarsten Sorglosigkeit in Bezug auf den Einfluß, den die öffentlichen Angelegenheiten auch auf sie haben mußten. Sie berechneten ihre Wirkung auf künftige Geschlechter, und waren nur im Allgemeinen bereit, der Zukunft der Menschheit jedes beliebige Opfer zu bringen. Hubers immer wachsende Liebe zu Therese drohte schon damals, ihn in das Verhängniß seiner Freunde zu reißen. Als im Anfang October die Franzosen Speyer und Worms besetzten, verließ er mit allen übrigen Personen der fremden Gesandtschaften die Stadt, um in Frankfurt die weitern Verfügungen seines Hofes abzuwarten und den Fortgang der Begebenheiten zu beobachten. Einige Wochen verflossen, die französischen Truppen rückten keinen Schritt weiter; Forster schrieb täglich seinem Freund nach Frankfurt, und lag ihm an, da sein Hof gar nichts von sich hören ließe, nach Mainz zurückzukehren. Huber stand lange an; endlich folgte er dem Drang seines Herzens (Anfang November): eine Unbesonnenheit, die um so ärger war, da sich Forster bereits den Clubbisten angeschlossen hatte. Er erhielt einen ernsten Verweis und den Befehl, nach Frankfurt zurückzukehren. Vergebens suchte er auch Forster zu entführen. „Meine Seele hat keinen ruhigen Augenblick," schrieb er an seine Eltern 5. Dec. „die Gegenwart drückt mich nieder, allein ich will sie ertragen. Die Zukunft ist in meinem Gemüth fest beschlossen, und ich werde für sie kein Opfer achten." Zwar setzt er 12. Dec. hinzu: „ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, meine Pläne sind in meinem Innern verschlossen!" Aber das war nicht genau: Therese hatte am 7. Dec. Mainz verlassen, und Huber hatte sich verpflichtet, für sie zu sorgen.

Welchen Entschluß aber nun fassen? Huber kam 29. Dec. bei seinem Hof darum ein, ihn von Frankfurt entweder nach Dresden zurückzurufen, oder ihn in Erfurt beim Coadjutor zu accreditiren. Noch schwankte er also; da verließ Therese Straßburg, um nach Neufchatel zu gehn. „So wunderbar," erzählt sie selbst, „spann das Schicksal den Faden von seinem Leben fort, daß es schwer zu unterscheiden war, wo es ihn unbewußt fortriß oder wo er es selbst bereitete. So reiften die Umstände, welche es ihm zur Pflicht machten, seine ganze Zukunft zu dem einzigen Zweck zu verwenden, der Versorger der Familie seines unglücklichen Freundes zu sein. Er täuschte sich über keine Folge dieses Schritts, er sah ihnen muthig und mit Ergebung entgegen. Die unerwartetsten Vorfälle hatten diese Entwicklung in wenigen Wochen herbeigeführt, und er opferte sein bürgerliches Glück, seine Freunde, er weihte ein ganzes Leben, um seiner würdig den kühn auf sich genommenen Beruf zu erfüllen. „Er erwartete," setzt sie später hinzu, „bei wichtigen Dingen gleichsam die Einwirkung einer höhern Macht; er konnte mit besonderer Rührung bei dem Begriff der Alten vom Schicksal stehn bleiben. Sein Wille war selten eine Anregung für ihn; aber entschieden die Umstände bis zum Müssen, so wollte er dann, was er mußte, mit rastloser Kraft." — Den 15. Februar 1793 erhielt er Urlaub; den 26. Februar schickte er seinen Eltern einen Brief von Therese mit der Nachricht seines Vorhabens; im März traf er in Leipzig ein, wo er seine Eltern sehr gealtert fand; in der Mitte April in Dresden. Die Männer, durch welche sein Abschiedsgesuch an den Kurfürsten kommen mußte, fanden seinen Schritt so unbegreiflich, daß man ihm von allen Seiten abrieth. Da er die geheime Ursache verschwieg, mußte er phantastisch, ja vielleicht erst durch diesen Schritt verdächtig erscheinen. Bis zu Ende Mai 1793 hatte er noch keine Antwort vom Hof; nun wagte er endlich einer vertrauten Person des Cabinets die Ursache zu entdecken, welche ihn nöthigte, auf alle Fälle und ohne Aufschub ins Ausland zu reisen. Dies Schreiben verfehlte seine Wirkung nicht, er erhielt seinen Abschied und vereinigte sich schleunigst in Neufchatel mit Therese.

(Schluß im nächsten Heft).

Die Goldfrage.

2.

Je aufmerksamer und anhaltender man sich mit der Statistik der Gewinnung, der Vertheilung und des Verbrauchs der Edelmetalle beschäftigt, desto mehr muß die Ueberzeugung sich aufdrängen, daß, wie unentbehrlich auch Zahlenangaben hierüber sind, um mit Benutzung derselben zu argumentiren, dieselben ungeachtet aller Sorgfalt doch in den meisten Beziehungen keinen höhern Werth als nur den einer annähernden Veranschlagung und einer mehr oder minder gewagten Schätzung beanspruchen können. Was den jährlichen Zuwachs zum Goldvorrath anlangt, so läßt sich über dieses Hauptmoment allerdings durch die declarirten Verschiffungen in den Hauptproductionsländern, Kalifornien und Australien, eine für den allgemeinen volkswirthschaftlichen Zweck hinlänglich zuverlässige Ermittlung zu Wege bringen, indem es bei dem enornen Umfang der so constatirten Goldgewinnung nicht darauf ankommen kann, ob für die nicht declarirte Goldausfuhr aus den erwähnten Ländern einige Millionen Thaler mehr oder weniger veranschlagt werden. Dagegen sind die Schätzungen über die Vertheilung, die Verwendung und das Verlorengehen der Edelmetalle um so schwieriger und unsicherer. Man weiß allerdings genau, welche Summen an Goldmünzen jährlich in den großen öffentlichen Münzanstalten geprägt werden, allein man erfährt nicht, wie beträchtlich dabei die Menge der nur umgeprägten Goldmünzen gewesen. Werden doch z. B. bedeutende Partien von ganz neuen Sovereigns und Halbimperialien in Paris zu Zwanzigfrankstücken umgeprägt! Man kann also nicht ohne weiteres aus dem Betrag der Ausmünzungen auf die Größe der in Circulation gekommenen neuen Goldmenge schließen. Sehr schwierig sind ferner die Schätzungen über die jährliche Verwendung des Goldes zu Luxusgegenständen und technischen Zwecken, so wie über den Verlust durch die Abnutzung in der Circulation; wir stimmen aber mit Herrn Chevalier darin überein, daß der auf diese Weise jährlich absorbirte Goldbetrag, wenn man dafür auch einen möglichst hohen Anschlag macht, doch im Vergleich mit der jetzigen Production von untergeordneter Bedeutung für das Allgemeine erscheinen muß. Dagegen halten wir die Voraussetzung, daß für das Aufstapeln und theilweise Vergraben von Goldmünzen gegenwärtig nur ein verhältnißmäßig geringer Belauf anzunehmen sei, für höchst problematisch. In dieser Beziehung ist man der Natur der Sache nach ganz und gar auf bloße Vermuthungen angewiesen. In der Türkei, im südlichen Rußland, in den Donauländern und selbst auch beim Landvolk in andern Ländern ist das Anhäufen und unthätige Aufbewahren von

baarem Geld noch sehr im Gange. Dieses Aufstapeln und Vergraben dürfte bisher freilich, im Ganzen genommen, vorzugsweise bei der groben Silbermünze in Anwendung kommen, allein auch das Gold wird infolge seiner außerordentlich vermehrten Circulation jetzt in größerer Menge hierzu gebraucht werden. Wir wüßten nicht, welche Gründe der Wahrscheinlichkeit entgegengestellt werden könnten, wenn behauptet wird, für diesen Factor der Wiederverminderung des in Circulation gesetzten Goldvorraths könne füglich das Fünffache oder vielleicht das Zehnfache dessen angenommen werden, was Herr Chevalier hierfür veranschlagt hat.

Wie dem aber auch sei, man muß einräumen, daß selbst bei einer wesentlichen Erhöhung dieses Postens der Absorption des Goldes und ungeachtet aller Unsicherheit in den sonstigen Schätzungen, doch das schließliche Ergebniß der statistischen Aufstellungen des Herrn Chevalier über die Goldfrage, im Ganzen und Großen, unerschüttert bleibt. Wenn die Mehrproduction von Gold in den letzten zehn Jahren zum Gesammtbelauf von etwa 1500 Millionen Thaler nicht eine sofortige und umfassende Verwendung gefunden hätte durch die Substituirung der Goldvaluta an die Stelle des groben Silbergeldes in den Vereinigten Staaten von Amerika und namentlich in Frankreich — und zwar in letzterem, einen außerordentlichen Münzbedarf aufweisenden Lande zu der gegebenen Werthrelation von 1 : 15½ — so würde unzweifelhaft beim Gold derselbe Fall schon eingetreten sein, wie bei jeder Waare, deren Production plötzlich, ohne unmittelbare Ursache Seitens der Nachfrage, eine enorme Steigerung erfährt, daß nämlich eine beträchtliche progressive Preisermäßigung stattfindet, wodurch, unter sonst gleichbleibenden Umständen, einerseits auf die Steigerung der Nachfrage und andrerseits auf die Einschränkung der Production bis zur natürlichen Ausgleichung eingewirkt wird.

Das gegenwärtige französische Münzwesen, wonach es jedem gestattet ist, gegen verhältnißmäßig unbedeutende Spesen in der pariser Münze Gold in beliebigen Summen zu Zwanzigfrankstücken ausprägen zu lassen und jedes Zwanzigfrankstück gesetzlich für denselben Werthbetrag genommen werden muß als vier silberne Fünffrankstücke, hat der Natur der Sache nach die nothwendige Folge, daß, so lange in Frankreich noch ganz oder nahezu vollhaltiges Silbergeld im Umlauf ist, die Werthrelation des Goldes zum Silber nicht erheblich unter das Verhältniß von circa 29 Centigramm Gold zu 4½ Gramm Silber, oder von 1 : 15.5 sinken kann.

Wie bedeutend aber auch der Münzreichthum Frankreichs sein mag — und wol in keinem andern Lande Europas dürfte verhältnißmäßig so viel baares circulirendes Medium gebraucht werden — ein so beträchtlicher Silberabfluß, wie dort in den Jahren 1852 bis 1857 stattgefunden hat, kann auf die Länge nicht fortdauern, noch auch stoßweise mit großer Intensität sich

wiederholen, ohne bald an dem Punkt anzugelangen, wo der Mangel an groben Silbermünzsorten sich in dem Maß für den täglichen Verkehr fühlbar machen wird, daß auf die eine oder die andere Weise die Regierung Maßregeln ergreifen muß, um der Verlegenheit durch Aufhebung oder wesentliche Modification der bestehenden Doppeltwährung abzuhelfen. Man muß Herrn Chevalier darin vollkommen Recht geben, daß sich hier eigentlich nur zwei rationelle Auswege darbieten, entweder das Gold muß in der Art, wie es in Holland und Belgien geschehen, demonetisirt werden, d. h. den Goldmünzen muß die Geltung als gesetzliches Zahlmittel zu einem unveränderlichen festen Werth entzogen und künftig die Annahme derselben lediglich der freien Uebereinkunft der Parteien überlassen werden, oder aber die Goldwährung muß als die allein gesetzliche für alle einen gewissen Betrag übersteigenden Zahlungen anerkannt und dem Silbergeld, bei leichterer Ausprägung, welche das Einschmelzen verhindert, der Charakter der Scheidemünze beigelegt werden, wie solches alles in Großbritannien seit 1816 stattfindet.

Herr Chevalier bekämpft, wie wir im ersten Aufsatz gesehen haben, dies letztere Auskunftsmittel als rechtlich unstatthaft und außerdem mit den mannigfachsten und tiefeingreifendsten Nachtheilen für das Gesammtwohl verbunden, während er das erstere als eine unzweifelhafte Forderung des Rechts geltend macht und die Ausführung als unbedenklich ansieht.

Wir sind in beiden Beziehungen ganz entgegengesetzter Ansicht und wollen diese durch nachstehende Andeutungen zu rechtfertigen versuchen.

Wenn man auch einräumen muß, daß bei Erlaß des französischen Münzgesetzes vom Jahre 1803 der Frank, als Silbermünze von 5 Gramm Silber von $^{9}/_{10}$ Feinheit, als die dem gesammten Münzwesen zum Grunde liegende Münzeinheit hingestellt worden ist und daß ferner aus den Motiven zu jenem Gesetz die ursprüngliche Absicht erhellt, bei eintretender wesentlicher Veränderung der Werthrelation der Edelmetalle die Goldmünzen umzuprägen, so stehen dieser Erwägung doch die Thatsachen gegenüber, daß andererseits das Münzgesetz ausdrücklich besagt, das Kilogramm Münzgold ($^{9}/_{10}$ fein) werde zu 155 Zwanzigfrankstücken ausgeprägt, und daß seit 1803, also seit 56 Jahren niemals irgend eine gesetzliche Bestimmung oder ein Vorbehalt gegen die Befugniß, eine Zahlung von 20 Franken mit einem Zwanzigfrankstück in Gold zu berichtigen, bekannt gemacht ist, wozu doch namentlich im Jahre 1851, als Goldmünze in der Praxis mehr und mehr das übliche Zahlmittel zu werden anfing, eine Veranlassung sehr nahe gelegen hätte. Herr Chevalier setzt auseinander, wie hart es für die Staatsgläubiger und die andern betreffenden Zahlungsempfänger sein werde, wenn sie bei progressiver Werthverringerung des Goldes, obschon man ihnen nominell denselben Goldbetrag zahlt, doch in Wirklichkeit um so viel weniger an Valuta empfangen, als

das Gold im Werth verloren hat. Allein man betrachte unbefangen nun auch die Kehrseite, daß nach dem Vorschlag des Herrn Chevalier das Gold demonetisirt und die Silberwährung als die allein gesetzliche beliebt werde; man nehme die Hypothese eines Sinkens der Werthrelation des Goldes zum Silber von 1: 15.50 auf 1: 7.75, wie stellt sich dann die Sache für die Zahlungspflichtigen? Der in Rede stehenden Werthverringerung des Goldes entspricht ganz genau die Werthsteigerung des Silbers, und dem Vortheil des Gläubigers der Nachtheil des Schuldners. Würde die Demonetisation des Goldes vor sich gehen und die angenommene eventuelle Revolution im Werthverhältniß der Edelmetalle zueinander wirklich eintreten, so wäre die Folge, daß z. B. jemand, welcher im Jahre 1851 ein Darlehen von 31,000 Franken aufgenommen und dasselbe in 1550 Zwanzigfrankstücken oder, was dasselbe, mit einem Kilogramm Gold (°/₁₀ fein) ausbezahlt erhalten hat, gezwungen würde, dasselbe nun mit zwei Kilogramm Gold, oder mit dem Werthe dieses Goldbetrages in Silber, also grade mit dem Doppelten zurückzuzahlen. Die Unbilligkeit, ja die Ungerechtigkeit einer solchen Maßregel liegt klar vor Augen. Seit 1803 mußte jeder in Frankreich, der über eine gewisse Summe, in Franken angegeben, contrahirte, sich sagen, er thue dies unter der Bedingung, daß die bedungene Zahlung nach Wahl des Schuldners entweder in Fünffrankstücken à 25 Gramm Münzsilber, oder in Zwanzigfrankstücken à 0.645 Gramm Münzgold zurückerstattet werde. Nun soll plötzlich ein Gesetz mit rückwirkender Kraft zum Nachtheil des Schuldners dazwischentreten, und diesem die ihm bei der Contrahirung stillschweigend zugestandene Facultät, seine Zahlungsverbindlichkeit durch eine damals bestimmte Menge Gold zu erfüllen, plötzlich und willkürlich entziehen! Herr Chevalier selbst kann nicht umhin einzugestehen, daß es ein gewaltsamer Eingriff in bestehende einfache Rechtsverhältnisse sein würde, wenn in England die Silberwährung an die Stelle der Goldwährung gesetzt würde, indem jede auf Pfund Sterling lautende Zahlungsverbindlichkeit nichts mehr und nichts weniger verspreche, als ein genau bestimmtes Quantum Gold von einer bestimmten Feinheit. Wie nun im Fall einer noch so beträchtlichen Werthsteigerung des Goldes, die ohne die Entdeckung der Goldlager in Sibirien, Kalifornien und Australien wol unausbleiblich gewesen wäre, das Gesetz ohne offenbare Rechtsverletzung nicht hätte einschreiten dürfen, um mit rückwirkender Kraft den Zahlungspflichtigen zu gestatten, mittelst einer geringeren Quantität Gold, als vereinbart war, ihrer Verbindlichkeit sich zu entledigen, ebenso wenig kann ein Eingriff von der andern Seite her als stattnehmig erscheinen, wenn durch natürliche Vorgänge eine Werthverringerung des Goldes eintritt, und sei dieselbe noch so beträchtlich. Was aber für England gilt, findet augenscheinlich seine volle Anwendung auch auf Frankreich, ganz besonders in Betreff aller seit der zur

allgemeinen Geltung gekommenen Goldwährung eingegangenen Geldgeschäfte. Welche Schwierigkeit und welche Verwirrung würde es aber anrichten, wenn bei einer Demonetisation des Goldes unterschieden werden sollte zwischen den Zahlungsverbindlichkeiten, die noch unter der entschiedenen Herrschaft der vorwiegenden Silbervaluta, und derjenigen, die während der Uebergangsperiode oder die erst zur Zeit der vorherrschenden Goldwährung contrahirt worden sind!

In den Jahren 1850 und 1851 hätte allerdings ohne auffällige Beeinträchtigung bestehender rechtlicher Interessen eine Beseitigung der Goldwährung neben der principalen Silberwährung vorgenommen werden können, denn bis dahin war bei dem höheren Werth des Goldes auf dem Weltmarkt die durch das Münzgesetz gestattete Befugniß zur Zahlung mit Goldmünzen zu ihrem Nominalwerth in der Praxis so gut wie gar nicht zur Ausführung gekommen. Alle bis dahin in Frankreich contrahirten Zahlungsverbindlichkeiten hatten unter factischer Zugrundelegung der Silbervaluta stattgefunden, und das Recht der Leistung solcher Zahlungen mittelst Gold nach der Werthrelation von 1:15.5 bestand eigentlich nur in der Theorie, da in Geldsachen niemand gewiß freiwillig einen größern Werth zahlt, als womit er seiner Verbindlichkeit rechtlich genügen kann. Wie unendlich viele Zahlungsverbindlichkeiten sind nun aber grade in den letztverflossenen neun Jahren bei dem ungeheuren Aufschwung des Verkehrs in allen seinen Beziehungen, bei den vielen neuen Actienunternehmungen und Anleihen aller Art zu Stande gekommen, und sollte der Gesammtbetrag derselben nicht vielleicht sich schon höher belaufen, als die von 1851 contrahirten und seitdem noch unverändert fortdauernden Zahlungsverbindlichkeiten?

Herr Chevalier hat zum Zweck einer möglichst einleuchtenden Argumentation, wie schon erwähnt, die Hypothese aufgestellt, daß im Verlauf der nächsten zehn Jahr der Werth des Goldes um die Hälfte sinken werde. Es soll dies offenbar nur der Ausdruck der Vermuthung sein, daß die Werthverringerung in nächster Zeit eine ganz außerordentliche, alle bisherigen Erfahrungen weit zurücklassende sein werde. Wie sehr wir nun aber auch der Ansicht sind, daß, sobald der Silbermünzvorrath Frankreichs nicht mehr im Stande ist, zu der jetzigen Werthrelation gegen Substituirung von Gold für die bedeutende Nachfrage nach Silber zur Ausfuhr nach Asien eine bequeme und ausreichende Aushilfe zu gewähren, und unter Voraussetzung von im Wesentlichen gleichbleibenden Productionsverhältnissen die Werthverringerung des Goldes von jetzt an progressiv vor sich gehen wird, so bezweifeln wir doch sehr, daß dieselbe eine jener Hypothese irgend nahe kommende Erscheinung in Wirklichkeit aufweisen dürfte. Ein Moment freilich könnte vielleicht geeignet sein, eine plötzliche erschütternde Werthrevolution dieser Art zu bewirken, und das ist grade diejenige Maßregel, welche Herr Chevalier als

durchgreifende Aushilfe dringend empfiehlt. Man vergegenwärtige sich nur die nächsten natürlichen Folgen einer Demonetisation des Goldes in Frankreich jetzt, nachdem in den letztverflossenen acht Jahren über 2000 Millionen Franken in Gold als Landesmünze neu in Circulation gekommen, und dagegen vermuthlich weit über 1500 Millionen Franken Silbermünze eingeschmolzen und außer Landes gegangen sind, wo für den Silberabfluß nach Ostasien durchschnittlich die gesammte Silbergewinnung, oder doch mindestens die davon nach Europa gelangenden Quantitäten lange nicht ausreichen. Die Demonetisation des Goldes in Frankreich würde, wenn sie eine wirklich durchgreifende und ganze Maßregel sein soll, es nothwendig mit sich bringen, daß die Regierung mit aller Energie darauf Bedacht nehmen müßte, nicht allein die fernere Ausprägung von Goldmünzen vorläufig zu sistiren, sondern auch gleichzeitig eine Ausmünzung von grobem Silbergeld in einem kolossalen Umfange zu bewirken. Die Nachfrage nach Gold für Frankreich, welches bisher den hauptsächlichsten Abzug für die neue Production dieses Edelmetalls dargeboten hat, würde also aufhören und statt dessen Frankreich plötzlich enorme Quantitäten Gold an den Markt bringen. Beim Silber aber würde grade das umgekehrte Verhältniß mit gleicher Intensität eintreten, daß nämlich Frankreich, welches in letzter Zeit aus seiner Circulation so viel Silber hergegeben hat, plötzlich eine noch nie in dem Maße dagewesene Nachfrage nach diesem Edelmetall schaffen würde, statt Silber auszuführen. Soll die alleinige Silberwährung in Frankreich wieder zur gesetzlichen und thatsächlichen Geltung kommen, so ist die unabweisliche Vorbedingung, daß für die verschwundenen 1500 Millionen (oder vermuthlich noch beträchtlich mehr) grobe Silbermünze sofort neues Silbergeld wieder ausgeprägt werde. Um dies aber zu bewerkstelligen, muß das dazu erforderliche Silber angeschafft werden. Woher soll dies aber kommen? Die Silberrimessen aus Mexico und der amerikanischen Westküste sind, wie schon gesagt, unzureichend, um die Silberausfuhr nach Indien zu decken, und hat man von England aus, so oft diese auf einen größern Bedarf steigt, vom europäischen Continent Silber aufkaufen müssen, was fast jedes Mal durch eine, wenn auch nur zeitweilige, merkliche Erhöhung des Silberpreises hat bewirkt werden müssen. Der Verkehr Europas und Nordamerikas mit Ostasien hat im Jahr 1856 circa 94 Millionen, im Jahr 1857 circa 134 Millionen und im Jahr 1858 circa 36 Millionen Thaler Silber in Anspruch genommen, abgesehen von dem Silberabfluß aus Rußland über Kiachta nach China, während die gesammte Silberproduction für jedes dieser drei Jahre nach eher zu hoher als zu niedriger Schätzung circa 60 bis 70 Millionen Thaler geliefert und durchschnittlich nur circa 27 Millionen Thaler Silber mit den westindischen Dampfbooten in England angekommen sind. Nachdem im vorigen Jahr der Silberabfluß nach Asien

merklich nachgelassen hatte, ist derselbe im gegenwärtigen Jahr aufs neue wieder recht lebhaft geworden, und sind von Januar bis einschließlich März schon wieder über 24 Millionen Thaler Silber aus Southampton dahin verschifft worden. Die Anschaffung dieses Silbers ist übrigens nur durch Erhöhung des Silberpreises, der im Durchschnitt des vorigen Jahres in London 61¼ Pence per Standardunze stand, auf 62⅝ Pence ermöglicht worden. Was wäre hiernach zu erwarten, wenn nun noch Frankreich zur Wiederherstellung der Silbervaluta im Verlaufe weniger Jahre für circa 400—500 Millionen Thaler Silber anschaffen wollte! In solchem Falle würde allerdings die Hypothese einer möglichen Herabdrückung der Werthrelation des Goldes zum Silber von 1:15½ auf 1:8 aufhören, den Charakter der Unwahrscheinlichkeit zu tragen, allein die damit verknüpfte, in ihren Consequenzen nicht zu übersehende Störung in allen Werthverhältnissen wird die französische Regierung sicherlich abhalten, auf ein solches Auskunftsmittel einzugehen. Die Rücksicht auf die Verzinsung der Staatsschuld von etwa 8000 Millionen Franken wird hierbei schwerer ins Gewicht fallen, als alle aus der Theorie und den Motiven der Münzgesetzgebung des Jahres 1803 abgeleiteten Gründe. Die Beseitigung der Goldwährung in Frankreich erscheint uns, grade heraus gesagt, als eine praktische Unmöglichkeit.

Wollte man einwenden, der Uebergang vom jetzigen System zur alleinigen Silberwährung brauche nicht so ganz plötzlich zu sein, man werde zweckmäßige Uebergangsbestimmungen treffen können, etwa in der Weise, daß das Gold einstweilen noch das hauptsächliche Circulationsmittel bleibe, wenn auch nicht zu einem dauernd festen Werthe, doch zu der halbjährlich oder selbst monatlich allgemein festzusetzenden oder doch für die Staatskassen verbindlichen Werthrelation, so erscheint bei näherer Ueberlegung diese Modalität selbst noch schlimmer, als ein rascher einmaliger Uebergang. Wird das Princip der Demonetisation des Goldes in Frankreich beliebt und die Goldausmünzung der pariser Münze eingestellt, so kann eine tief eingreifende Rückwirkung davon auf den Silberpreis doch nicht ausbleiben. Würde nun in Frankreich der periodisch bekannt gemachte Werth der Goldmünzen im gesetzlichen Silbermünzfuße successive sich der Werthverringerung auf dem Weltmarkt nähern, so bliebe im Ganzen die Wirkung dieselbe und es träte nur noch eine wiederkehrende Unzuträglichkeit der lästigsten Art für alle Transactionen während der länger dauernden Uebergangsperiode hinzu. Wenn die Annahme von Goldmünzen der freien Vereinbarung überlassen würde und nur die Staatskasse dieselben zu dem öffentlich angezeigten Werthe anzunehmen verpflichtet wäre, so würde natürlich jeder einzelne Privatmann sich auf alle Weise sträuben, Goldmünzen in Zahlung zu nehmen, welche voraussichtlich nach Ablauf der bestimmten Periode einer neuen Reduction unterworfen werden; — andrer-

seits aber würde, wofern die Annahme des Goldes zu dem bekannt gemachten Werthe auch im Privatverkehr verbindlich wäre, der jetzige Uebelstand im Wesentlichen fortbestehen, und beim Herannahen des Termins, wo man zu einer neuen Stufe der Devalvation hinabsteigt, unleidliche Mißverhältnisse und Differenzen aller Art vorkommen.

Das angemessenste Auskunftsmittel für Frankreich, um zu einer dringend nothwendig gewordenen neuen Regulirung seines Münzwesens zu gelangen, dürfte darin bestehen, dem Vorgange der Vereinigten Staaten zu folgen. Hiernach würde, ohne den bisherigen gesetzlichen Silbermünzfuß jetzt schon förmlich aufzuheben, der durch die Macht der gegebenen Umstände zur allgemeinen praktischen Geltung gekommenen Goldwährung auch ferner freier Spielraum gelassen werden und die Regierung sich darauf zu beschränken haben, unter Einstellung der Ausmünzung von grober Silbermünze nach dem bisherigen Münzfuße, ein neues Silbergeld von geringerem Gehalt, als eine Art Scheidemünze zu Zahlungen bis zu einem gewissen Betrage, zu schaffen, dessen Einschmelzung sich von selbst verbietet.

Zum Schluß noch ein paar Worte über die bei der mit großer Wahrscheinlichkeit eintretenden progressiven Werthverringerung des Goldes und demgemäßen Werthsteigerung des Silbers in Betracht kommenden deutschen Zustände. Unserer Ansicht nach wäre es eine außerordentliche Wohlthat für Deutschland gewesen, wenn in Uebereinstimmung mit der ursprünglichen Anregung Oestreichs durch die wiener Münzconvention (1853) die Goldwährung eingeführt und dem Silbergeld, wie in Großbritannien, der Charakter einer Scheidemünze beigelegt wäre. In der damaligen Zeit, als Frankreich noch durch seine Doppelwährung und Fülle an Silbermünze die Werthrelation einstweilen nicht unter 1:15½ sinken ließ, wodurch also für die Convertirung der Silbervaluta in die Goldvaluta ein fester Anhaltpunkt gegeben war, ließ sich der Uebergang zur Goldwährung mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit vollziehen, und Deutschland würde den Vortheil erlangt haben, daß es mit seinem Münzvorrath, so weit derselbe zum Verkehr im Innern und zu den kleineren, aber in der Gesammtheit wichtigsten täglichen Transactionen gebraucht wird, gegen die störenden Einwirkungen der großen internationalen Edelmetallströmungen geschützt worden wäre. Was damals bei der wiener Münzconvention versäumt worden, wird später einmal deutlich erkannt werden, allein es ist nun einmal geschehen und der neue Dreißigthalerfuß eine gegebene Thatsache, welcher die Silberwährung neu gekräftigt hat. Welche Gründe auch immer zu Gunsten der Einführung der Goldwährung noch geltend gemacht werden möchten, kein Sachverständiger wird sich darüber täuschen, daß vorläufig eine solche Maßregel schwerlich in ernstliche Erwägung kommen wird, und daß erst ein nachhaltiger, vielseitiger Druck allgemein

empfundener Unzuträglichkeiten im internationalen Verkehr wie im gewöhnlichen Geldumlauf vorangegangen sein muß, ehe die Einführung der Goldwährung in Deutschland vor sich gehen wird. Wann dieser Zeitpunkt eintreten wird, hängt vornehmlich von dem Umstande ab, wie sich in den nächsten Jahren die Handelsbilanz zwischen Ostasien und Europa nebst Nordamerika gestalten dürfte.*) Bleibt der Werth der aus China, Hinterindien und dem britischen Ostindien nach Europa und den Vereinigten Staaten ausgeführten Producte dauernd Jahr für Jahr beträchtlich größer als der Werth der in jenen Ländern Absatz findenden europäischen und amerikanischen Waaren, mit Hinzurechnung der von Indien an England an Verwaltungskosten, Zinsen u. s. w. zu zahlenden Summen, so muß die Differenz zwischen diesen beiderseitigen Gesammtbeträgen nothwendig durch Contantenversendungen nach Asien ausgeglichen werden. Selbst in dem Fall, daß im britischen Indien die Goldwährung eingeführt werden sollte, werden dieselben noch lange vorwiegend in Silber bestehen, denn im Orient halten die Bevölkerungen sehr hartnäckig fest an dem Herkommen und die Art der Ansammlung durch die große Masse der Einwohner bringt es schon mit sich, daß hierzu vornehmlich Silbermünzen genommen werden. Die Nachfrage nach Silber muß aber, sobald die Substitution der Goldmünzen an die Stelle des groben Silbergeldes in Frankreich sich vollzogen hat, eine progressive Steigerung des Silberpreises zur Folge haben, weil nur hierdurch das zum Export benöthigte Silber herbeigeschafft werden kann, wie dies schon die Erfahrung im letzten März gezeigt hat. Der Silbervorrath der hamburger Bank wird vermuthlich künftig zunächst in Anspruch genommen werden, weil hier das Silber gleich in der wünschenswerthen Feinheit und Barrenform anzutreffen ist und wegen der lebhaften Handelsbeziehungen zwischen London und Hamburg. Wenn die Wechsel fällig werden, gegen welche das Silber versendet worden, muß natürlich, wofern nicht Creditprolongationen dazwischentreten, hamburger Bankvaluta wieder zurückbezahlt werden, was dann seinerseits Nachfrage nach Silber bewirkt und also auf

*) Der Uebersicht wegen wollen wir hier über die in diesem Aufsatz wiederholt berührten statistischen Verhältnisse der Edelmetalle eine allgemeine Zusammenstellung vorlegen.

Jahr.	Schätzung der gesammten Goldproduction.	Aus Südamerika und Mexico direct in England importirtes Silber.	Silberverschiffung mit der Ueberlandpost nach Indien und China.	Durchfuhrpreise des Silbers in London. Pence Sterling per Standardunze.
1854:	ca. 220 Mill. Thlr.	ca. 28 Mill. Thlr.	30½ Mill. Thlr.	61½ d. (1 : 15.33)
1855:	„ 229 „ „	„ 25 „ „	53 „ „	61⅜ „ (1 : 15.36)
1856:	„ 247 „ „	„ 32 „ „	94 „ „	61½ „ (1 : 15.33)
1857:	„ 227 „ „	„ 27 „ „	134 „ „	61 11/16 „ (1 : 15.29)
1858:	(„ 220 „ „)	(„ 20 „ „)	(33 „ „)	61⅜ „ (1 : 15.36)

die Erhöhung des londoner Silberpreises Einfluß üben muß. Oder das Herausziehen des Silbers aus der hamburger Bank hat die unmittelbare Folge, durch die Steigerung des Disconts und die Wechselcourse grobe Silbermünze aus dem deutschen Binnenlande herbeizuziehen, die dann mit Vortheil in Masse eingeschmolzen, affinirt und in die Bank gebracht oder direct nach auswärts versendet wird. Und zwar werden der Natur der Sache nach grade die neuesten und vollhaltigen Münzen vor allem in den Tigel wandern. Bis zu einem gewissen Belaufe können allerdings Banknoten die Circulation der groben Silbermünze ersetzen, allein es ist sehr die Frage, ob der deutsche Verkehr ohne erhebliche Ungelegenheit und Gefährdung noch eine bedeutende Ausdehnung der Papiergeldemission vertragen kann. Dann ist auch nicht außer Acht zu lassen, daß das Beziehen größerer Beträge zur Versendung nach auswärts vorzugsweise die Baarvorräthe der Banken zunächst in Anspruch nehmen, und daß die Verminderung dieser Edelmetallreserven bei soliden Anstalten wieder eine Einschränkung der Notencirculation nach sich ziehen muß. Wenn für die Silberversendungen nach Indien und China monatlich fünf bis zehn Millionen Thaler verlangt werden, während mit den westindischen Dampfbooten durchschnittlich nur zwei bis drei Millionen Thaler im Monat in England ankommen, so wird dies Verhältniß unabweislich einen wiederkehrenden, sehr bemerkbaren Eindruck auf das ganze Geldwesen derjenigen Länder machen, welche die Silberwährung aufrecht halten und einen ansehnlichen baaren Geldumlauf haben. Es ist freilich klar, daß das vorgedachte Mißverhältniß in derjenigen Dimension, welche die Jahre 1856 und 1857 und der Anfang des laufenden Jahres aufweisen, nicht lange anhalten könnte; aber selbst dann, wenn durch eine wesentliche Vertheurung des Silbers die mit der Ueberlandpost zu versendenden Beträge eine entsprechende Beschränkung erfahren und andererseits die Silberproduction gehoben wird, und wenn demgemäß auch das aus der europäischen Circulation zur Completirung jener Silberverschiffungen herauszuziehende Silberquantum beträchtlich geringer werden sollte, als bisher, so wird die Unzuträglichkeit eines solchen Zustandes dadurch nicht beseitigt. Maßregeln, wie sie wol schon vorgekommen sind und worauf man auch künftig wieder verfallen wird, um die Silberausfuhr zu hindern, daß nämlich die großen Banken diejenigen Bankiers, welche zu solchen Operationen die Hand bieten würden, mit der Entziehung der sonst gewährten Facilitäten bedrohen und sie dadurch von solchen Geschäften abhalten wollen, oder daß man die Einlösung größerer Beträge von Banknoten, wenn die Münze zum Einschmelzen oder zur Versendung nach auswärts verlangt zu werden scheint, durch Zahlung von Sechstelthalerstücken oder ähnliche künstliche Erschwerungen zu verleiden sucht, — solche Maßregel, das wird jeder unbefangene bei einigem Nachdenken einräumen müssen,

sind unwürdig und können, wenn mächtige Momente im internationalen Verkehr einen nachhaltigen Einfluß geltend machen, auf die Länge unmöglich eine befriedigende Abhilfe gewähren.

Man hat in Deutschland daher alle Ursache, die fernere Entwickelung des ostasiatischen Handels und des französischen Münzwesens mit möglichster Aufmerksamkeit zu verfolgen, denn hierdurch wird die künftige Gestaltung des deutschen Münzwesens hauptsächlich bedingt sein. — œ —

Berichtigung.

Zur Berichtigung des im vorigen Jahrgang Nr. 44 dieser Blätter enthaltenen Artikels über den ersten Band meines Romans: „Der Zauberer von Rom" gestattet mir §. 22 des königl. sächs. Preßgesetzes nachstehende Berichtigungen: 1) Es ist unwahr, wenn erzählt wird, daß Klingsohr und Lucinde „Champagner aus Biergläsern trinken." Die von mir geschilderte letztliche Verwechselung des Wasserglases mit dem Kelchglase läßt jene Ausdrucksweise nicht zu. 2) Es ist unwahr, wenn die durchweg entstellte Erzählung der Scene auf Schloß Neuhof berichtet: „Endlich liegen Beide unterm Tisch." 3) Es ist unwahr, wenn der Referent sagt: „Zuletzt läßt er sie auf dem beschmutzten Boden liegen." Weder ist von einer Trunkenheit dieses Grades, noch vom Liegen auf dem Boden in meinem Buche überhaupt die Rede.

Dresden, den 1. Mai 1859. Gutzkow.

Von der preußischen Grenze.

Der Krieg ist nun ausgebrochen, und es ist Gefahr vorhanden, daß er ein allgemeiner werde. Europa geht einer Krisis entgegen, wie sie seit 1815 nicht vorgekommen ist, einer Krisis, gegen welche die von 1830, 1848 und 1854 als unbedeutende Spielereien erscheinen. Daß eine solche Krisis nicht blos aus heroischen Thaten, aus dramatisch rührenden und erhebenden Ereignissen besteht, davon gibt der Courszettel schon einigen Vorschmack: Oestreichisches National-Anl. 3. Jan. 83⅞.

31. März 71½, 21. April 66½, 29. April 43; Oestreichische Creditactien 3. Jan. 118¼, 31. März 88½, 21. April 80, 29. April 50 u. s. w. Mit andern Worten, wer in diesem Augenblick Geld braucht und von Leuten abhängt, die mit östreichischen Noten zu thun haben, hat seit einem Vierteljahr die Hälfte seiner Habe verloren. Daß die Bank ihre Noten nicht mehr einlöst, daß der Staat seine Noten nicht mehr als Zahlung annimmt, wol aber eiligst in neuen Noten bezahlt, darauf war man gefaßt; daß er aber auch die auswärtigen Gläubiger einer Steuer unterwirft, dies Factum hat wirklich den Reiz der Neuheit. Das alles ist nur der Vorschmack dessen, was kommen soll.

Unter diesen Umständen scheint uns nichts so nöthig, als daß wir nicht den Kopf verlieren; die Gefahr ist groß, furchtbar, aber sie wird nicht kleiner, wenn wir uns durch wildes Geschrei zu erhitzen suchen. Die Türken müssen sich durch Lärm echauffiren, wenn sie in den Kampf gehen, bei uns ist das hoffentlich nicht nöthig, und die Fassung zu verlieren, wäre das Schlimmste, was uns begegnen könnte.

Leider sehn wir in den letzten Tagen auch die preußische Presse nicht ganz die Fassung bewahren, die sie vorher auszeichnete. Während z. B. jetzt die sächsische Presse einen sehr gehaltenen Ton einhält, und was jetzt zu thun sei, wie es sich ziemt, mit Ruhe erwägt, begegnen wir in sonst sehr besonnenen preußischen Blättern Argumenten wie diesen: „Wenn die und die sich schlagen, haben wir als Großmacht doch wol auch das Recht, uns zu schlagen!" Schlimmer aber als derartige Argumente, die doch nur einen heitern Augenblick vorhalten, sind die alarmirenden Gerüchte, die jetzt grade so schnell Glauben finden als 1848.

Man will in dem sardinisch-französischen Vertrag gelesen haben, daß König Victor Emanuel dem Kaiser Napoleon die Rheingrenze garantirt! man will in dem russisch-französischen Vertrag nicht blos gelesen haben, daß Kaiser Alexander den 12. Mai an Oestreich den Krieg erklären wird, sondern auch, daß seine Flotte bestimmt ist, die Küsten des mittelländischen Meeres und der Ostsee zu blockiren! Von den Dänen ganz zu schweigen. Auf diese Visionen baut man die wunderlichsten Folgerungen; England ist discreditirt, auf seine Hilfe nicht zu rechnen; da nun die Franzosen nichts abhält, zu Schiff in Norddeutschland zu landen, sollen wir schleunigst eine Flotte bauen u. s. w. Ob wir bei der Gelegenheit auch in aller Eile nach Moskau marschiren sollen — warum nicht?

Nun wissen wir, daß ein sardinisch-französischer Vertrag existirt, wir halten einen russisch-französischen für möglich, ein russisch-französisches Einverständniß für wahrscheinlich; aber jedenfalls hat König Victor Emanuel dem Kaiser Napoleon nicht die Rheingrenze versprochen; jedenfalls hat sich Kaiser Alexander nicht zur Blockade der mittelländischen Häfen verpflichtet. Solche Verpflichtungen konnte man nur in trunkenem Zustand übernehmen.

Es ist nicht unsere Absicht, die Gefahr zu verkleinern. Je größer sie ist, desto behutsamer müssen wir sein. Deutschland ist zwischen übermächtigen und böswilligen Nachbarn eingekeilt, es muß sich also rüsten, wie auch Preußen begonnen hat. Je weniger Lärm man bei der Gelegenheit macht, je weniger unnöthiges Geld man dabei ausgibt, desto besser. Denn Preußen, Sachsen, Hannover u. s. w. sind nicht in der Lage, ohne weiteres eines schönen Morgens Staatsbankerott ansagen zu können; sie müssen sparsam sein und ihre Kräfte schonen.

Deutschland hat keinen Schutz zur See, es bedarf also einer festen Allianz mit England für den Fall eines Angriffs von Außen. Hoffentlich ist für diesen Fall der Vertrag zwischen Preußen und England schon geschlossen, dem der deutsche Bund, dessen Sicherheit wesentlich davon abhängt, dem Niederland und Belgien dann beitreten werden: eine gegenseitige Garantie gegen jeden Angriff von Frankreich oder Rußland. Ein Offensivbündniß wird England nicht eingehen; einer deutsch-englischen Defensivallianz wird weder Rußland noch Frankreich einen Angriff entgegensetzen; oder, geschieht es dennoch, so sind wir gerüstet.

Nun folgt aber der wichtigste Umstand. Jetzt oder nie ist die Zeit gekommen, unsere innern Verhältnisse auf eine zweckmäßige Weise zu reguliren. Sentimentale Schwachköpfe sagen zwar jetzt ebenso wie 1849, es wäre höchst unzart, in diesem Augenblick in Oestreich zu dringen. Wenn dann Olmütz kommt, wird ein großes Geschrei gemacht. Man hat Unrecht, über Olmütz zu schreien; Olmütz war die nothwendige Folge der empfindsamen Politik von 1849, und diese Folge wird sich stets wiederholen. Man erinnert immer an 1812—1815; man vergißt aber die Kehrseite. Damals hatte Preußen keine Wahl, das Messer saß ihm an der Kehle, es stürzte in den Kampf, wie es mußte. Oestreich hatte die Wahl, und war weise genug, gut zu wählen; es ging langsam vor, Schritt für Schritt, und hatte — fast ohne alle Opfer, während sich Preußen verblutete — die Situation in den Händen! — Nur einen Blick auf die Karte Deutschlands! Man hat Preußen herzlich gedankt für das, was es gethan. Dankbarkeit ist die lächerlichste Kategorie in politischen Dingen; nur die führen sie im Munde, die nicht wissen, was sie wollen.

Damals hatte Preußen keine Wahl, Oestreich konnte wählen. Diesmal ist es umgekehrt. Hoffentlich hat Preußen aus der Geschichte etwas gelernt.

Aber, sagt man, was nützen Garantien, die Oestreich nach der Gefahr jeden Augenblick zurücknehmen kann? — Wohl, aber es gibt reale Garantien. — Vorerst thut eines Noth: die einheitliche Kriegsleitung. Ohne diese gehen wir Kriegen wie die von 1792 bis 1802 entgegen. — Vielleicht widersetzt sich Oestreich. Wohl, so warten wir. — Siegt Oestreich allein, desto besser! — Wird es geschlagen, so wird es sich dann nicht mehr widersetzen.

Nach dem Krieg auf diejenigen Punkte der wiener Verträge zurückzugehn, die Deutschland geknebelt haben, wird nicht mehr angehn, auch wenn wir so sentimental sein wollten. Es handelt sich also darum, ob wir in diesem Krieg für Deutschland eine bessere Verfassung erobern. Das wäre schon großer, gewaltiger Opfer werth. Lord Derby hat ganz recht, es wird ein Principienkampf. Nicht als ob diese Principien durch Oestreich und Frankreich vertreten wären! Im Princip sind beide eins. Aber bei Gelegenheit dieses Kampfes werden sich die Principien geltend machen. Freilich nicht, wenn die Deutschen jetzt in einen polnischen Enthusiasmus gerathen; ein Ritterkrieg wäre das Lächerlichste, was wir jetzt unternehmen könnten.

Nicht ohne Interesse haben wir bei einem Schriftsteller, auf dessen Zustimmung wir am letzten zählen zu können glaubten (Studien zur gegenwärtigen Lage Europas von K. Vogt) neben vielem Unhaltbaren, manchem Schädlichen, in Bezug auf die Hauptsache einen gesunden Menschenverstand getroffen, den wir in der deutschen Presse sehr vermissen. — Eine Probe. — „Niemand kann zweien Herrn dienen.

Oestreich aber soll gar dreien Herrn sich ganz widmen, Deutschland, Italien und dem Osten. Ist es in seinem italienischen Besitzthum bedroht, so schreit es: zu Hilfe! ich bin eine rein deutsche Macht. Wankt seine Stellung im Osten, so ruft es: her zu mir, sonst bricht die Revolution in Italien und Deutschland aus. Soll es mit seiner Macht, seinem diplomatischen Gewicht, seinem Ansehn eine deutsche Sache unterstützen, so hat es im Osten und in Italien zu thun; soll es im Osten die Interessen Deutschlands fördern, so bindet ihm Italien die Hände. Es ist in der Politik, was Herr Vielgeschrei in der Holbeinischen Komödie, der stets unendlich viel zu thun hat mit dem, was er nicht thun sollte und niemals Zeit hat zu thun, was nöthig wäre. Es drängt aber dieser unselige Schwebezustand nothwendig zu Verfolgung einer abgeschlossenen Hauspolitik, welche in keiner Weise großartige Gesichtspunkte erfassen, sondern einzig und allein in kleinern Gesichtskreisen sich bewegen muß, die stets nur darauf abzielen, in ängstlicher Weise die Herrschaft des Kaiserhauses zu erhalten und jede Volksregung zu unterdrücken." — „Man schütze das Bundesgebiet und erkläre, daß die geringste Verletzung dieses Bundesgebiets unmittelbar den Bundeskrieg zur Folge haben werde; man bewaffne die Festungen, man mache die Colonnen marschbereit ... aber man halte sich auch streng an die Verpflichtungen der Bundesverfassung ... Oder soll der deutsche Bund beständig in die Lage gesetzt werden, seine militärischen Kräfte zum Schutz für Gebietstheile aufrecht zu erhalten, die ihm nur Verlegenheiten bereiten?" „Von diesen Gebieten hat Deutschland keinen andern Vortheil gehabt, als Schwächung seiner Macht, als Zerrüttung seiner innern Verhältnisse." „Man sollte doch aus Erfahrung wissen, daß noch niemals bei politischer Ebbe eine Aenderung in den Zuständen Deutschlands erreicht werden konnte." „Betrachte ich die Bewegung in Deutschland, so finde ich darin eine außerordentlich schöne und erhebende Seite neben mannigfachen unlautern Elementen (ultramontanen!), welche sie zu schlechten Zwecken auszubeuten suchen: das nationale Gefühl, die Einsicht der Nothwendigkeit, daß Deutschland als Ganzes sich eine Weltstellung erringen müsse." — Diese Einsicht zu befriedigen, ist jetzt hauptsächlich in die Hand Preußens gelegt, und die bisherigen Schritte der Regierung lassen uns hoffen, daß sie ihre Aufgabe richtig begreift. ††

Briefe von Beethoven.

1.

Im Sommer 1812 war Beethoven eine Badecur in Töplitz verordnet. Einer der wenigen vornehmen Musikfreunde, mit welchen Beethoven in einem wahrhaft herzlichen freundschaftlichen Verhältniß stand, Graf Franz von Brunswick, der damals in Pesth lebte, hatte ebenfalls die Absicht, dort das Bad zu gebrauchen und schrieb an Beethoven, um wegen einer gemeinschaftlichen Reise Verabredung zu treffen. Hocherfreut antwortete ihm Beethoven am 18. Juni.

Tausend Dank, Freundchen, für Deinen Nektar.*) — Und wie soll ich Dir genug dafür danken, daß Du mit mir die Reise machen willst? Es wird sich schon in meinem tönenden Herzen finden. — Da ich nicht wünschte, daß Dir irgend etwas nicht nach Deinem Sinne wäre, so muß ich Dir sagen, daß ich auf Verordnung meines Arztes volle 2 Monathe in T. zubringen muß, bis halben August könnte ich also nicht mit Dir gehen, Du müßtest denn die Reise allein oder, was Du auch leicht finden wirst, wenn's Dir gefällt, mit Jemandem Andern machen — ich erwarte hierüber Deinen freundschaftlichen Beschluß. Glaubst Du, daß Dir das alleine Zurückreisen nicht anstehe, so handle ganz nach Deiner Gemächlichkeit; ich will nicht, so sehr lieb Du mir auch bist, und so sehr viel Angenehmes auch aus dem Zusammensein mit Dir für mich entspringt, daß Dir daraus unangenehmes entstehe. Da du ohnedem, wenn Du auch mitgehst, doch den halben August zurückmußt, so werde ich meinen Bedienten mitnehmen, der wirklich ein sehr ordentlicher, braver Kerl ist. — Da es aber seyn könnte, daß wir nicht in einem Hause zusammen seyn könnten, so wirst Du wohl thun, den Deinigen mitzunehmen, wenn Du ihn brauchst; ich für meine Person, wenn ich nicht ein so unbehülflicher Sohn des Apollo wäre, möchte auf Reisen gar keinen mitnehmen. Ich bitte Dich, nur zu machen, daß Du spätestens den ersten, zweiten Juli hier bist, weils sonst zu spät für mich wird, und der Arzt jetzt schon grollt, daß ich es so lange anstehen lasse, obschon er es selbst findet, daß die Gesellschaft eines so guten, lieben Freundes auf mich wohl wirken würde. — Hast Du einen Wagen? — jetzt schreib mir aber blitzschnell die Antwort, weil ich sobald ich weiß, ob Du noch mitgehn willst, um Wohnungen für uns schreibe, indem es sich dort sehr füllen soll — leb wohl, mein guter, lieber Freund, schreibe ja gleich Antwort und liebe

Meine Wohnung ist im Pasqualitischen Hause
auf der Mölderbastei 1239 im 4ten Stock. Deinen wahren Freund
Beethoven.

Als aber Brunswick durch mittlerweile eingetretene Hindernisse veranlaßt wurde, die Reise aufzugeben und Beethoven davon benachrichtigte, wurde dieser sehr unzufrieden und verlangte in dem nachfolgenden launigen Briefe entschieden, daß der Freund sein Wort halte.

Freund, Deine Absagung kann ich nicht annehmen; ich habe Oliva fortreisen lassen allein und zwar wegen Dir, ich muß Jemand Vertrauten an meiner Seite haben, soll mir das gemeine Leben nicht zur Last werden; ich erwarte Dich spätestens bis 12 dieses Monats, auch meinetwegen bis 15ten dieses Monats doch ohne Widerrede. Es ist allerhöchster Befehl. Dieser kann nicht ohne schwere Ahndung und Strafe verspottet werden, sondern es heißt ihm ohne alle Bedingung Folge leisten. Hiemit gehabt Euch wohl, lieber Getreuer, den wir Gott bitten in seine gnädige Obhut zu nehmen. Gegeben Morgens gleich nach Aufstehen vom Kaffeetisch,

Wien am 4ten Juli Beethoven.

Wir erwarten sechsfach blitzschnell keine andere Antwort, auf unsern allerhöchsten

*) Graf Brunswick pflegte Beethoven Ungarwein zu schicken. In einem sehr vergnügten Briefe vom 11. Mai 1806 schreibt dieser ihm: „So oft wir (mehrere amici) Deinen Wein trinken, betrinken wir Dich d. h. wir trinken Deine Gesundheit."

Befehl Ja Ja Ja! geschwinde — sonst kommt der Zorn bis nach Ofen. Das übrige wegen der Rückreise macht sich bald.

Zwar mußte er schließlich ohne Graf Brunswick nach Töplitz reisen, dort lernte er aber ein Fräulein Amalie Sebald kennen, welche als Gesellschafterin einer vornehmen fremden Familie dort sich aufhielt. Sie kam dem unbehülflichen Sohn Apollos freundlich entgegen, nahm sich bei wiederholtem Unwohlsein seiner Pflege nach Frauenart an; er fühlte sich auch sonst zu ihr hingezogen und so entstand der kleine Briefwechsel, welcher von ihrem freundschaftlichen Verkehr ein ansprechendes Zeugniß ablegt und zu dessen Verständniß es keiner weiteren Erörterung bedarf.

Teplitz, am 16. September 1812.

Tyrann ich?! Ihr Tyrann! Nur Mißdeutung kann Sie dies sagen lassen, wie wenn eben dieses ihr Urtheil keine Uebereinstimmung mit mir andeuten! Nicht Tadel deswegen; es wäre eher Glück für Sie. — Ich befand mich seit gestern schon nicht ganz wohl, seit diesem Morgen äußerte sich's stärker; etwas Unverdauliches für mich genossen ist die Ursache davon, und die reizbare Natur in mir ergreift ebenso das schlechte als gute, wie es scheint; wenden Sie dies jedoch nicht auf meine moralische Natur an. Die Leute sagen nichts, es sind nur Leute; sie sehen sich meistens in Andern nur selbst und das ist eben nichts; fort damit, das gute Schöne braucht keine Leute. Es ist ohne alle andere Beihülfe da und das scheint denn doch der Grund unseres Zusammenhaltens zu sein. — Leben Sie wohl liebe Amalie. Scheint mir der Mond heute Abend heiterer als den Tag durch die Sonne, so sehen Sie den kleinsten kleinsten aller Menschen bey Sich. Ihr Freund

Beethoven.

Liebe gute Amalie. Seit ich gestern von Ihnen ging, verschlimmerte sich mein Zustand und seit gestern Abend bis jetzt verließ ich noch nicht das Bette, ich wollte Ihnen heute Nachricht geben und glaubte dann wieder mich dadurch Ihnen so wichtig scheinen machen zu wollen so ließ ich es sein. — Was träumen Sie, daß Sie mir nichts sein können? mündlich wollen wir darüber, liebe Amalie, reden; immer wünschte ich nur, daß Ihnen meine Gegenwart Ruhe und Frieden einflößte, und daß sie zutraulich gegen mich wären; Ich hoffe mich morgen besser zu befinden und einige Stunden werden uns noch da während Ihrer Anwesenheit übrig bleiben, in der Natur uns beide wechselseitig zu erheben und zu erheitern. — Gute Nacht, liebe Amalie, recht viel Dank für die Beweise Ihrer Gesinnungen für Ihren Freund

Beethoven.

In Tiedge will ich blättern.

Ich melde Ihnen nur, daß der Tyrann ganz sklavisch an das Bett gefesselt ist — so ist es! Ich werde froh sein, wenn ich nur noch mit dem Verlust des heutigen Tages durchkomme. Mein gestriger Spaziergang bei Anbruch des Tages in den Wäldern, wo es sehr neblicht war, hat meine Unpäßlichkeit vergrößert und vielleicht meine Besserung erschwert. Tummeln Sie sich derweil mit Russen, Lappländern, Samojeden ꝛc. herum und singen Sie nicht zu sehr das Lied, „Es lebe hoch."

Ihr Freund

Beethoven.

Es geht schon besser. Wenn Sie es anständig heißen allein zu mir zu kommen, so können Sie mir eine große Freude machen; ist aber daß Sie dieses unanständig finden, so wissen Sie, wie ich die Freiheit aller Menschen ehre, und wie Sie auch immer hierin und in andern Fällen handeln mögen, nach Ihren Grundsätzen oder nach Willkühr, mich finden Sie immer gut und als

Ihren Freund

Beethoven.

Die Krankheit scheint nicht weiter voranzugehn, wohl aber noch zu kriechen, also noch kein Stillstand! dies alles was ich Ihnen darüber sagen kann.' — Sie bei sich zu sehen, darauf muß ich Verzicht thun, vielleicht erlassen Ihnen Ihre Samojeden heute Ihre Reise zu den Polarländern, so kommen Sie zu

Beethoven.

Dank für alles was Sie für meinen Körper für gut finden, für das Nothwendigste ist schon gesorgt — auch scheint die Hartnäckigkeit der Krankheit nachzulassen — Herzlichen Antheil nehme ich an Ihrem Leid, welches auf Sie durch die Krankheit Ihrer Mutter kommen muß. — Daß Sie gewiß gern von mir gesehen werden, wissen Sie, nur kann ich Sie nicht anders als zu Bette liegen empfangen. — Vielleicht bin ich Morgen im Stande aufzustehen. — Leben Sie wohl liebe gute Amalie. —

Ihr etwas schwach sich befindender

Beethoven.

Auf einem Blatt ist von Am. Sebalds Hand geschrieben:

Mein Tyrann befiehlt eine Rechnung. Da ist sie.

Ein Huhn 1 fl. R. R.
Die Suppe 9 kr.

Von Herzen wünsche ich, daß Sie Ihnen bekommen möge.

Beethoven hat darunter geschrieben:

Tyrannen bezahlen nicht, die Rechnung muß aber noch quittirt werden, und das konnten Sie am besten, wenn Sie selbst kommen wollen N. B. mit der Rechnung zu Ihrem gedemüthigten Tyrannen.

Ich kann Ihnen noch nichts bestimmtes über mich sagen, bald scheint es mir besser geworden, bald wieder im alten Geleise fortzugehen, oder mich in einen längern Krankheitszustand versetzen zu können. Könnte ich meine Gedanken über meine Krankheit durch eben so bestimmte Zeichen als meine Gedanken in der Musik ausdrücken, so wollte ich mir bald selbst helfen — auch heute muß ich das Bett noch immer hüten. Leben Sie wohl und freuen Sie sich Ihrer Gesundheit, liebe Amalie.

Ihr Freund

Beethoven.

Die Zartheit Beethovens Frauen gegenüber, sein inniges Gefühl und seine Laune sprechen sich in diesen Briefen so einfach und liebenswürdig aus, daß sie als ein besonders anziehender Beitrag zu seiner Charakteristik angesehen werden dürfen.

Während dieses Aufenthaltes in Töplitz machte Beethoven auch die lange gewünschte persönliche Bekanntschaft Goethes. Dieser äußert sich darüber gegen Zelter in einem Briefe aus Karlsbad vom 2. Sept. 1812 (Briefw. 11. S. 28): „Beethoven habe ich in Töplitz kennen gelernt. Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt, allein es ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar gar nicht

Unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie freilich dadurch weder für sich noch für andere genußreicher macht. Sehr zu entschuldigen ist er hingegen und sehr zu bedauern, da ihn sein Gehör verläßt, das vielleicht dem musikalischen Theil seines Wesens weniger als dem geselligen schadet. Er, der ohnehin lakonischer Natur ist, wird es nun doppelt durch diesen Mangel."

Wenn man mit diesen authentischen Nachrichten den Brief zusammenhält, welchen Beethoven von Töplitz aus an Bettina von Arnim geschrieben haben soll, so tritt das Renommistische und Zudringliche desselben doppelt fremdartig hervor und die Zweifel werden nur bestärkt, daß er wenigstens so, wie er gedruckt ist, nicht von Beethoven geschrieben sein könne.

Literatur.

Abbeokula. Eine Schilderung der Mission im Lande Joruba. Aus dem Englischen. Bis auf die Gegenwart fortgesetzt und durch eine Einleitung erweitert von Dr. W. Hoffmann. Mit einer Karte von Joruba und den angrenzenden Ländern. — Berlin, Wiegandt und Grieben. 1859. — Joruba ist ein Landstrich im westlichen Afrika, der an das bekannte Amazonenland Dahomey grenzt, Abbeokula eine Negerstadt, die, in den letzten Jahrzehnten durch einen Zusammenfluß von Flüchtlingen aus den durch die Eroberungszüge der Fellatah mit Feuer und Schwert verheerten Ortschaften Jorubas entstanden, jetzt an hunderttausend, nach Consul Campbell sogar doppelt so viele, Einwohner zählt und so wol die größte aller Negerstädte ist. Das Buch gibt außer verschiedenen Nachrichten über die dort gegründete Missionsanstalt, der wir schon deshalb Gedeihen wünschen, weil sie mit dem Heidenthum zugleich den Sklavenhandel und die blutige Barbarei Westafrikas bekämpft, mehre sehr interessante Mittheilungen über die Sitten und den Charakter der dortigen schwarzen Stämme, und über die Versuche Englands, hier so wie im Thal des Niger Boden zu gewinnen. Abbeokula hat sich eines Angriffs der Dahomier, den die dortigen Missionäre mit erlebten, glücklich erwehrt, und es scheint, daß es sich auf die Dauer halten kann, so daß, wenn die Gunst der Häuptlinge gegen die Christen fortdauert, die Stadt zur Operationsbasis der Civilisation und des Handels in diesen Strichen werden würde. — B.

Notiz.

Im vorigen Heft haben wir erklärt, in Betreff einer weiteren Erörterung des „Zauberers von Rom" eine neue Provocation des Dr. Gutzkow erwarten zu wollen. Diese ist nun erfolgt, und im nächsten Heft werden wir die Mittheilung des Versprochenen (darunter die vollständige Betrunkenheitsscene zwischen Klingsohr und Lucinde) unsern Lesern nicht länger vorenthalten.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Ulrich von Hutten.

Ulrichi Hutteni equitis Germani opera quae reperiri potuerunt omnia. Edidit Eduardus Böcking. Volumen I. Lipsiae in aedibus Teubnerianis. A. CIↃIↃCCCLIX.

Mit den zwei Seitentiteln:

Ulrichs von Hutten Schriften, herausgegeben von Eduard Böcking. Erster Band. Briefe von 1506 bis 1520. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1859.

Epistolae Ulrichi Hutteni equitis item ad eundem deque eodem ab aliis ad alios scriptae. Collegit recensuit adnotavit variaque quae ad Hutteni vitam librosque spectant scripta adjecit Eduardus Böcking, Jur. utriusque et philos. D. AA. ll. M. in univ. litt. Bonn. Jur. Prof. publ. ord. Boruss. regi ab intimis de jure consiliis. Volumen prius. Lipsiae etc. XVI. 104 und 462 S. gr. 8.

Mit einem freudigen Glückauf! begrüßen wir diesen ersten Band der Böckingschen Ausgabe von Huttens Werken. Es hat lange angestanden. Nicht bis Böcking so weit kam; im Gegentheil ist dieser, im Verhältniß zu dem, was er gibt, rasch gewesen: sondern bis Ulrich Hutten einen würdigen Herausgeber gefunden, die deutsche Nation eine anständige Ausgabe seiner Werke zu bekommen angefangen hat. Der deutscheste vielleicht (ob er gleich meistens lateinisch geschrieben hat) von allen unsern großen Schriftstellern: und seine Schriften stecken drei Jahrhunderte lang zerstreut als Seltenheiten in den Bibliotheken! Endlich kommt eine Sammlung zu Stande, aber so, daß man wünschen mußte, sie wäre nicht zu Stande gekommen. Noch einmal ein Dritteljahrhundert verstreicht hierauf, bis der rechte Mann zu dem Werk erscheint.

Nun ist es aber auch, als sollte um so vollständiger gutgemacht werden, was an dem edlen Ritter so lange versäumt worden; Böcking schickt sich an, die Schuld des deutschen Volkes gegen ihn mit Zinsen abzutragen. Selten hat wol der Herausgeber eines bedeutenden Schriftstellers alle Gaben, die zu einer solchen Arbeit erfordert werden, so in sich vereinigt. Längst war Böcking als ein Meister in Veranstaltung diplomatisch treuer und kritisch geordneter Ausgaben bekannt. Der Jurist, der Geschichtsforscher, der Philolog, wirkten hier zusammen. Längst hatte er aber auch mit dergleichen Arbeiten über den Kreis seiner Fachwissenschaft hinausgegriffen. Seine Ausgabe von A. W. Schle-

gels Werken, seine kritische Bearbeitung und Uebersetzung der Mosella des Ausonius, zeigten den Philologen und Kritiker zugleich als Mann von Geschmack und Kenner der deutschen Literatur.

Wenn nun einen Gelehrten von solcher Ausstattung, solcher Uebung, die Begeisterung für Hutten und seine Werke ergriff, so ließ sich eine günstigere Fügung nicht denken. All seinen Fleiß, seine Geschichts- und Bücherkunde, seine Gewandtheit, in Bibliotheken und Archiven sich zurecht zu finden, seine Pünktlichkeit im Abschriftnehmen, seine Geschicklichkeit im Facsimiliren, seine Unermüdlichkeit, Fehlendes herbeizuschaffen, seine Spürkraft, Verborgenes zu entdecken, das alles, einen guten Theil seiner ökonomischen Mittel hinzugerechnet, stellt er in den Dienst der Begeisterung für seinen Helden. Er folgt seiner Spur in sämmtlichen Werken der Zeitgenossen; jede Nachricht von ihm, jede Bemerkung, jedes Wort über ihn, das sich in den Schriften der Reformationszeit findet, trägt er in seine Register ein. So häuft sich ihm ein reiches und nach Möglichkeit vollständiges Material; oder es häuft sich ihm vielmehr nicht, sondern wie es zusammenkommt, ist es auch schon geordnet, von der längstgeübten Hand in seine Fächer vertheilt; wie die Masse wächst, erhellt sich auch die Uebersicht, der Sammler findet sich in vollkommener Herrschaft über seinen Stoff.

Es ist für denjenigen, der sich für Hutten interessirt, und mit der Gestalt in der uns bisher seine Werke vorlagen, bekannt ist, eine wahre Herzensfreude, diesen ersten Band der Böckingschen Ausgabe vor sich zu haben. Eine Freude, wie sie derjenige fühlen mag, der durch ein Bergland, das er früher nur mühselig zu Fuß und mit Saumthieren durchklettert hat, bei seiner Wiederkehr eine sichere und bequeme Heerstraße gezogen findet. Von der sorgfältigen Ingenieurarbeit, welche dieser Straßenanlage voranging, der Prüfung und Abschätzung der verschiedenen Ausgaben einzelner oder mehrer Huttenschen Schriften, von den Orten, wo er manche versprengte Stücke, Briefe, Epigramme seines Autors gefunden, gibt Böcking in dem Verzeichniß von Huttens Schriften Rechenschaft, welches, dem ersten Band der Ausgabe voranstehend, auch besonders ausgegeben worden ist.*)

Seine Ausgabe von Huttens Werken hat Böcking, laut der Vorrede, auf sieben Bände berechnet. Davon sollen die beiden ersten die Briefe, der dritte die Gedichte, der vierte die Dialoge, der fünfte die Reden und Abhandlungen, der sechste die Briefe der Dunkelmänner**) und ähnliche Schriften zweifelhafter

*) Index bibliographicus Huttenianus. Verzeichniß der Schriften Ulrichs von Hutten. Herausgegeben von Eduard Böcking, beider Rechte und der Philosophie Doctor, ordentlichem Professor der Rechte an der Universität zu Bonn, geheimem Justizrath. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1858. S. 104 gr. 8.

**) Die epistolae obscurorum v. bedürfen, vermöge der unzähligen Anspielungen auf Zeitverhältnisse, die sie enthalten, mehr als irgend eine andere Schrift aus dem Reformations-

Herkunft, der siebente endlich Commentare und Register von dem Herausgeber enthalten. Gegen diese Eintheilung im Allgemeinen ist nichts einzuwenden. Zwar von dem Gesichtspunkt aus, daß in der Gesammtausgabe der Werke eines Schriftstellers dessen Geistesentwicklung sich abspiegeln solle, könnte man einer durchaus chronologischen Anordnung das Wort reden wollen. Münch hat bei seiner Ausgabe eine solche wenigstens im Auge gehabt. Allein das Durcheinander von poetischen und prosaischen Schriften, von Briefen und Werken, das ihm so entstanden ist, nimmt sich sinnverwirrend aus. Bei einem Schriftsteller, der sich in verschiedenen Fächern und Formen, in Prosa und Versen, Dialogen und Reden versucht hat, ist eine Sachordnung unerläßlich; wobei dann innerhalb der einzelnen Fächer die Zeitordnung immer noch ihr Recht behaupten kann. Die Briefe eines Autors insbesondere von dessen übrigen Werken zu trennen, ist ein altes Herkommen von gutem Grunde. Der Grund, ist, daß sie durchschnittlich andrer Art, mehr natürliche Ergüsse als wissenschaftliche oder Kunstwerke, in der Regel auch nicht für die Oeffentlichkeit berechnet, und, wie sie aus bestimmten Lebenslagen entsprungen sind, so auch in ihrer Reihenfolge die ursprünglichste Biographie des Autors bilden.

Aber es ergeben sich Grenzstreitigkeiten. Einerseits gibt es Briefe, die nur so eingekleidete Abhandlungen oder Gedichte sind; andrerseits Werke, oder doch Theile von solchen, die so bestimmt biographisch veranlaßt, so sehr nur Abdrücke gewisser Lebensmomente sind, daß man versucht sein kann, die Reihe der Briefe durch sie zu vervollständigen. Beides ist auch bei Hutten der Fall, und mehr noch das Letztere als das Erstere. Fast alle seine Werke haben Vorreden, Zueignungen, auch der Form nach brieflich abgefaßt, die mit seinen eigentlichen Briefen von gleicher Art sind. Daher hat Münch diese letztern an ihren durch die Zeitordnung gegebenen Stellen zwischen die übrigen Werke untergesteckt. Böcking hat umgekehrt alle jene Zueignungen, Vor- und Nachworte der Werke zu den Briefen herübergezogen. Sofern man bei der Zusammenstellung der Briefe auf Gewinnung einer biographischen Uebersicht ausgeht, gewiß mit Recht. Allein Uebelstände ergeben sich doch auch so. Denn Vor- und Nachreden gehören doch wol zu den Werken, denen der Verfasser sie beizugeben für gut befunden hat. Läßt also Böcking sie später bei den Werken weg, so werden wir über Verstümmlung klagen, und uns eher noch die Wiederholung gefallen lassen; obgleich auch diese, bei einer ohnehin um-

jahrhundert eines sacherklärenden Apparats, der aber, je mehr die Satire ihrer Natur nach ins Einzelne der Persönlichkeiten und Beziehungen geht, desto schwieriger herzustellen ist. Einstweilen hat Böcking uns von dem unvergleichlichen Büchlein eine neue Textausgabe:

Epistolae obscurorum virorum. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. A. MDCCCLVIII.

geliefert, welche außer den zwei ursprünglichen auch den später hinzugefügten dritten Theil enthält, und durch Correctheit und Eleganz als Taschen- und Cabinetsausgabe auch neben der zu erwartenden größern ihren Werth behalten wird.

fangreichen Sammlung, mißlich ist. Ein unvermeidlicher Uebelstand, wie gesagt; doch nur bis zu einer gewissen Grenze unvermeidlich. Die Eingangs- und Schlußreime des deutschen Gesprächbüchleins z. B. (S. 450—52) sind von diesem ebenso unabtrennbar als in der Briefsammlung entbehrlich. Auch die Tetrasticha auf die rostocker Professoren (S. 10—13) konnten den Querelen, denen sie vorstehen, aufbehalten bleiben. Oder warum zieht Böcking nicht lieber auch die Querelen selbst zu den Briefen, da ihnen doch weder die Briefform noch der biographische Inhalt fehlt? Er hat Recht, daß er es nicht thut; aber um so entschiedener Unrecht, wenn er die Epistola Italiae fictitia ad Maximilianum Caesarem (S. 106—113, und folgerecht dann auch Cobans Responsoria, S. 113—123) unter die Briefe stellt. Hier ist der Brief nur Form und Name; nicht Hutten spricht, sondern er läßt Italia sprechen, nicht von seinen Angelegenheiten, sondern von den ihrigen; wir haben ein reines Kunstwerk vor uns, das mit der Persönlichkeit und den Lebensverhältnissen des Dichters nur ebenso, wie jedes seiner Werke, zusammenhängt. Wer in eine Generalsammlung von Goethes Briefen die bekannten Reime an Gotter und Mlle. Oeser aufnehmen wollte, der wäre zwar nicht zu loben, doch auch nicht allerdings zu schelten; wer aber ein Gleiches mit jenen zwei hexametrischen Episteln thäte, die wir unter dieser Fachaufschrift in seiner Gedichtsammlung lesen, den würde gewiß Böcking selbst tadelnswerth finden. Oder, um in unserm humanistischen Kreise zu bleiben, was würde er von einem Herausgeber der Briefe Cobans sagen, der dessen Heroiden, unter andern die elegische Epistola ecclesiae captivae ad Lutherum, unter dieselben einreihen wollte?

Um so dankbarer einverstanden sind wir mit unserem Herausgeber darin, daß er, außer Huttens eignen Briefen, auch die an ihn geschriebenen, und überdies von den Briefen dritter Personen aus jener Zeit an dritte alle diejenigen Stellen, welche sich auf Hutten beziehen, an den Orten, die ihnen nach der Zeitordnung zukommen, aufgenommen hat. Was man bisher aus einer Menge zum Theil seltener Bücher, oft in verdorbenen Lesarten, mühselig zusammenstoppeln mußte, das hat man jetzt geordnet und correct in demselben Buche vor sich. Hierbei ist die bequeme Druckeinrichtung zu rühmen, daß zum Behufe leichter Unterscheidung Huttens Briefe in großer Antiqua, die an ihn geschriebenen in ebensolcher Cursivschrift, die Briefe über Hutten in kleinerer Antiqua, und die aus anderweitigen Schriften zur Erläuterung beigebrachten Stellen in kleinerer Cursivschrift gegeben sind. Ueber jeder Seite steht eine Columnenüberschrift, welche die Nummern und Titel der untenstehenden Stücke angibt; auf dem äußern Rande ist der Text, wenigstens der größern Stücke, in §§. eingetheilt, auf dem innern von fünf zu fünfen die Zeilen gezählt; und ein Verzeichniß der einzelnen Briefe wird ja wol der zweite Band nachbringen. Da auch Druck und Papier tüchtig und gefällig

sind, so wäre nach dieser Seite alles zu loben, wenn der Band nur lateinische Schrift enthielte. Allein da auch die in der Sache Hans Huttens gewechselten Klag- und Ablehnungsschriften, und von den Sendschreiben Huttens an den Kaiser, den Kurfürsten von Sachsen u. a. unter dem lateinischen Texte die Uebersetzungen aufgenommen sind, so enthält der Band auch nicht wenig deutsche Schrift. Dazu hat man, ohne Zweifel der Aehnlichkeit mit den alten Drucken zulieb, eine Art Fractur gewählt. Wir können diese Wahl unmöglich gut heißen. Das Deutsch des Reformationszeitalters, wenn es, wie billig, in der ganzen Eigenheit seiner Formen und seiner Rechtschreibung wiedergegeben wird, ist dem heutigen Leser, selbst manchem gelehrten, an sich schon fremd genug, daß man sich wohl hüten sollte, auch noch das Auge durch eine Schrift zu verwirren, die wir nur etwa in kurzen Ueberschriften gewohnt sind, und die, so fein wie sie hier genommen ist, überdies auch die Sehkraft angreifen muß. Warum nicht eine einfache Garmondschrift, zu der man die besondern Zeichen, welche die alte Schreibweise erfordert, ebenso gut hätte gießen können? Der breiten Behaglichkeit der alten Drucke sieht dieses spitze, gekritzelte Wesen ja doch nicht gleich.

Seinen Text hat Böcking in den wenigen Fällen, wo noch Handschriften übrig sind, nach diesen, die er entweder selbst abgeschrieben, ja durchgezeichnet, oder durch verlässige Mittelspersonen abschreiben lassen, sonst nach den ältesten und besten Drucken, mit Vergleichung aller übrigen, hergestellt, und die Varianten unter dem Texte angegeben. Daß er unter diesen auch die zahllosen, und, weil sie bloße Schnitzer sind, auch werthlosen Abweichungen der Münchischen Ausgabe verzeichnet, hat wenigstens den Werth eines durchgeführten Beweises, welch ein dringendes, ja schreiendes Bedürfniß die seinige war.

Für seine Anmerkungen und übrigen eignen Zuthaten hat der Herausgeber die lateinische Sprache gewählt. Theils um der Gleichförmigkeit willen, weil die von ihm zu commentirenden Schriften größtentheils lateinisch geschrieben sind; theils um den deutschen Ritter auch bei den Gelehrten anderer Nationen, wo er uns nur Ehre machen kann, desto leichter einzuführen. Auch bewegt sich der Herausgeber in dieser Sprache so bequem wie in seinem Hausrocke; ja so behaglich wird es ihm darin, daß er, ganz im Humor seiner Humanisten, wol auch einen neueren deutschen Namen latinisirt. Pfarrer Röhrich in Straßburg wird sich S. 365 zu einem Argentoratensis Harundinetus umgetauft finden. Durch dieses humoristische, mehr noch satirische Salz werden Böckings Noten zu einem schmackhafteren Lesen, als sonst derlei kritische Apparate zu sein pflegen. Wie köstlich wird nur im ganzen Buche der indoctus nugator Münchius durchgezogen, der kein Griechisch lesen, das Lateinische wenigstens nicht decliniren, nicht conjugiren noch construiren kann, und, wo

die Unwiſſenheit nicht hinreichte, alle denkbare Nachläſſigkeit aufgeboten hat, ne quid sine corruptione relinqueretur (S. 226). Ergötzlich ſind für den unparteiiſchen Dritten auch die Hiebe, welche von dem eifrigen Huttenverehrer alle diejenigen von Huttens Zeitgenoſſen abbekommen, die ſich in Worten oder Werken nicht ganz correct gegen den Ritter benommen haben. Wie herb wird bei jeder Gelegenheit Erasmus abgeführt; wie muß es der gute einfältige Laurenz Behaim an ſeinem Latein entgelten, daß ihn bei Huttens wildem Schreiben und Treiben manchmal eine Gänſehaut überlief (S. 133).

Daß die Abwägung der verſchiedenen Lesarten überall mit der größten Umſicht vorgenommen, ein möglichſt authentiſcher Text allenthalben hergeſtellt worden, verſteht ſich bei einem Herausgeber wie Böcking von ſelbſt. Eine Menge ſchadhafter Stellen iſt von ihm mit Takt und Glück wiederhergeſtellt worden; während freilich andere; doch in Huttens eignen Schriften verhältnißmäßig wenige, jedem Heilverſuche zu trotzen ſcheinen. Ueber Manches werden auch, der Natur der Sache nach, die Anſichten immer getheilt bleiben, und es könnte zu nichts führen, wollte Ref. in allen ſolchen Fällen die Abweichung der ſeinigen entwickeln. Nur beiſpielsweiſe wird er nach und nach Einiges der eignen Beurtheilung des Herausgebers wie der Leſer vorlegen. So hat es ihn gewundert, daß derſelbe beim Abdruck der Epistola Italiae ad Maximilianum, aus der augsburger Sammlung vom Jahr 1519, die er ſelbſt als theilweiſe Umarbeitung der Ausgabe von 1516 bezeichnet, nicht wenigſtens alle diejenigen Lesarten, welche offenbare Verbeſſerungen von Fehlern ſind, in den Text aufgenommen hat. In der frühern Ausgabe war z. B. der Vers (77, S. 108):

Sed nolis causam producere in longius istam,

nicht zu ſcandiren, und es hätte demnach die Lesart von 1519:

Sed nolis opus hinc differre in longius istud,

willkommen ſein müſſen. Ein ähnlicher Verſtoß gegen das Versmaß und höchſt wahrſcheinlich ein bloßer Schreibfehler iſt dann in Eobans Responsio Italiae (V. 37, S. 114):

Mene Tridentini urbem superasse Athesimque fragosum,

das Tridentini, ſtatt deſſen unbedenklich Tridenti in den Text zu ſetzen war. Bloßer Druckfehler ſcheint in der Epistola Italiae V. 161, S. 111. das Obiice de, ſtatt te; ſo wie jedenfalls V. 163 und 164 der Responsio (S. 118.) die Umſtellung von Hexameter und Pentameter. Auch in der Interpunction beider poetiſchen Epiſteln möchte noch Ein und Anderes zu beſſern ſein. — Am Schluſſe des Briefes von Pirckheimer an Hutten S. 194, wo jener dieſem ſagt: es ... dignissimus ... qui ab omni aulica praeserveris peste. Tibi, amicis et Musis vivens γενέσθω — hier will freilich die zweite Perſon in tibi zu der dritten in γενέσθω in keiner Weiſe paſſen. Der alte Herausgeber von

Pirckheimers Werken ſuchte vorne zu helfen, indem er (in der einen Redaction, S. 251; denn er gibt den Brief zweimal, und das zweite Mal, S. 405, reute ihn die Aenderung wieder) tibi in sibi verwandelte; während Böcking umgekehrt (mit welchem Rechte, mag er ſelbſt zuſehen) γενέσθω durch fias überſetzt, indeß lieber ἔρρωσο leſen möchte. Doch eine weit einfachere Heilung der Stelle bietet ſich durch eine leichte Aenderung der Interpunction. Man leſe: es ... dignissimus ... qui ab omni aulica praeserveris peste, tibi, amicis et Musis vivens. *Γενέσθω*! (d. h. möge es geſchehen, mein Wunſch in Erfüllung gehen!) und alles iſt in Ordnung.

Ein beſonderes Verdienſt hat ſich der Herausgeber um die wichtigen Briefe des Crotus erworben, die uns bisher in gar traurig verdorbener Geſtalt vorlagen. Aus einer Handſchrift in der herzoglichen Bibliothek zu Gotha hat er einen zum erſten Mal ans Licht gezogen, andere wenigſtens zum erſten Male lesbar gemacht, und auch diejenigen, von welchen keine Handſchrift mehr vorhanden iſt, vielfältig verbeſſert. Doch iſt hier immer noch ein Feld für weitere Bemühungen, beſonders da auch die gothaiſche Handſchrift nicht die Urſchrift des Crotus iſt. Wenn dieſer ſich in einem Brief an Luther über eine zu erwartende Schrift des Silveſter Prierias luſtig macht und meint, wenn das Mondkalb geboren ſein werde, mox ... portemus ad extremas insulas, aut pro loco relinquamus in medio hominum (S. 308, Z. 26 f.), ſo wird es erlaubt ſein, ſtatt des ſinnleeren pro loco, pro ioco d. h. ludibrio, zum Spaße, zu vermuthen. In einem andern Brief redet Crotus Luthern zu, den guten Willen Franzens von Sickingen nicht zurückzuweiſen, da er nicht wiſſen könne, wann er den Schutz des Ritters brauchen werde. Denn römiſcherſeits gebe man ſich alle Mühe, ihn um den ſeines Kurfürſten zu bringen und zur Flucht nach Böhmen zu nöthigen. Dann, meinen ſeine Feinde, wäre es um ſeinen Credit geſchehen, da die Böhmen einmal für Ketzer gelten: nosti in quem contemptum abiit hoc nomen (Bohemorum); et opinio aetate comprobata quid valeat, Judas non docuit (S. 340, Z. 32). Böcking hat hinter das docuit ein Fragezeichen geſetzt: was die von der Zeit bekräftigte Meinung vermöge, hat das nicht Judas gelehrt? Wir antworten: Nein! das hat er nicht gelehrt, weder der Verräther, daß wir wüßten, noch der Verfaſſer des Briefs Judä, und geben dem Herausgeber ſein Fragezeichen, von dem wir keinen Gebrauch machen können, zurück. Freilich aber, wenn uns Judas dasjenige, wovon die Rede, nicht gelehrt hat, was thut er dann hier? Der ängſtliche Crotus, müſſen wir uns erinnern, ermahnt in ſeinen Briefen aus dem Jahr 1520 den kühnen Reformator wiederholt zur Vorſicht. Circumspice, ſchreibt er ihm etwas ſpäter, Argus sis ... Insidiae magnae sunt ubique ... Audivi ego his auribus robustum Centaurum, Canonicus erat, publice profitentem, non difficile negotium sibi fore,

modo velit, Lutherum furari, et furatum in manus maximi pontificis tradere. Hohe Belohnungen an Geld und kirchlichen Würden seien auf eine solche That gesetzt (S. 433, Z. 28—32. S. 434, Z. 19). Verrath also fürchtete Crotus für Luther; ihm bangte, es möchte sich ein Judas finden. Jetzt nehmen wir den obigen Satz wieder vor uns, und von selbst ergibt sich uns nun durch bloße Aenderung der Interpunction und weniger Buchstaben die Lesart: nosti, in quem contemptum abiit hoc nomen, et opinio aetate comprobata quid valeat. Judas non deerit, et Eckius tunc aget Romae unguem in hulcere etc. — In einem andern Falle müssen wir uns aber der hergebrachten Lesart gegen einen Zweifel des neuen Herausgebers annehmen. In dem Briefe des Crotus an Reuchlin (S. 29, Z. 43.) ist ihm das zu Pepericornus gesetzte tuus anstößig, da ja Pfefferkorn Reuchlins ärgster Feind war, und er meint, es möchte vielleicht Judæus zu lesen sein. Allein der Humorist Crotus nennt grade die Widersacher, mit denen einer sich herumgezaust hat, gern die Seinigen: so in Briefen an Luther den Silvester Prierias zweimal tuus (S. 311, Z. 15 und 340, 3 f.); so die Kölner, von seinen Dunkelmännerbriefen her, Colonienses mei (433, 33.). — In demselben Briefe weiß der Herausgeber nicht recht, was mit den occæcati Torii (S. 30, Z. 7.) anzufangen. Wollte der Recensent sagen, er wisse es, so würde er sich zu viel anmaßen. Aber einen Lichtschimmer glaubt er doch zu haben. Vielleicht täuscht er sich: man urtheile. Cicero, de finibus I, XX, 63, beschreibt einen L. Thorius Balbus als bekanntes Musterbild eines rechten Epikuräers. Epikuräer heißen in den Schriften der Reformationszeit, auch in der uns vorliegenden Sammlung, die Mönche häufig; von Mönchen, den Widersachern Reuchlins, handelt Crotus in jener Briefstelle: sollte er sie nicht, statt Epicuræi, einmal auch Thorii nennen dürfen, da Thorius ein durch Cicero namhaft gemachter Hauptepikuräer war?*)

Was doch wir Menschen, selbst die gelehrtesten und scharfsinnigsten nicht ausgenommen, auch in unserem Denken noch immer so mancherlei Zufällig-

*) Noch ein paar kleinere kritische Bemerkungen zu den Briefen des Crotus seien hier unten kurz zusammengestellt. S. 29, Z. 41 f. stört das Komma nach aestus den Sinn, und ist entweder zu streichen, oder auch nach algoris eins zu setzen; ebenso S. 308, Z. 22 das nach Silvestris: silvestris tuus Silvester, dein ungeschlachter Silvester; desgleichen S. 310, Z. 19 das zwischen non esse und non posse (umgestellt für non posse non esse, müsse sein). S. 311, Z. 26 möchte der Punkt nach debellando in ein Komma zu verwandeln sein, da das Particip spoliati noch sein Verbum in dem folgenden accepimus erwartet. S. 339, Z. 5, wo Böcking sin non scripserunt aliquod liest, scheint der Gegensatz zu dem vorangegangenen si nihil habent Z. 2 statt non vielmehr vero (in der Abbreviaturschrift des sechzehnten Jahrhunderts Beides sich sehr ähnlich) zu verlangen. Auf derselben Seite Z. 27 f. ist statt quis ultro .. addidit? zweifelsohne qui .. addidit zu lesen; es ist keine Fortsetzung der Frage, sondern gibt in der Handlungsweise des in Rede stehenden Cardinals den Grund an, warum ihm niemand das zugestehen oder erweisen werde, was vorher gefragt war. S. 433, V. 27 wird wol passim existimarit in p. existimant zu verändern sein.

keiten ausgesetzt bleiben. Das eine Mal fällt uns etwas ein, das uns persönlich nahe liegt, nur aber hierher nicht gehört; ein ander Mal fällt uns etwas grade jetzt nicht ein, das uns an sich vollkommen bekannt ist. So ist in einem Brief des Peter Eberbach an Vadian (S. 22, Z. 14 f.) für den Herausgeber ein Anklang an seinen werthen Moseldichter zum verlockenden Irrwisch geworden. Spero meam Hilariam Ausoniam visurum, setzt er in den Text, und citirt dazu eine Stelle aus einem Stück der Parentalia des Ausonius, in welchem dieser das Andenken einer als Nonne verstorbenen Tante, Namens Hilaria, feiert. Aber wer und was nun in dem Brief des Eberbach mit jenen Worten gemeint sei, davon sagt er uns nichts; ungerechnet noch, daß er mit seiner Lesart dem Humanisten einen Fehler aufbürdet, nämlich me, das nicht fehlen durfte, weggelassen zu haben. Allein Eberbach hat diesen Fehler nicht gemacht. Die Abschrift aus dem St. Galler Codex bot dem Herausgeber die Worte: Spero me ad hilaria Ausoniã visurum. In diesen Worten scheint Böcking keinen Sinn gefunden zu haben, da er sie ändern zu müssen glaubte. Sie haben aber einen. Daß Ausonia der poetische Name für Italien ist, wohin jeder Humanist damals trachtete, weiß jedermann. Daß zwei Jahre später Eberbach wirklich in Italien war, erhellt aus unserm Buche selbst (S. 31, Z. 4). Damals hoffte er schon früher hinzukommen, und zwar ad hilaria. Das muß also wol eine Zeitbestimmung sein. Und es ist eine. Aus Lampridius, Alexander Sever. 37. und Macrobius, Saturnal. I, XXI, 9. 10, sehen wir, daß die Römer des Kaiserreichs ein Fest der Cybele und des Attis feierten, das den Namen Hilaria trug. Præcipue autem solis in his cerimoniis verti rationem, sagt Macrobius, hinc etiam potest colligi, quod ritu eorum catabasi finita simulationeque luctus peracta celebratur lætitiæ exordium ante diem VIII. Kal. Apriles, quem diem Hilaria appellant, quo primum tempore sol diem longiorem nocte protendit. Also ein Fest zu Ende des März, bei welchem auf Trauer Freude folgt: und man wird zugestehen müssen, wenn Eberbach sagen wollte, auf Ostern hoffe er Italien zu besuchen (er schrieb den Brief im October), so konnte er dies nicht eleganter humanistisch ausdrücken, als durch die Worte: Spero, me ad Hilaria Ausoniam visurum.

Ein ander Mal trägt freilich ein Irrthum des Briefstellers selbst die Schuld, daß der Herausgeber ihn nicht verstanden hat. Glarean, von den soeben erschienenen Dunkelmännerbriefen entzückt, schreibt, ihre Sprache nachahmend, an Zwingli (S. 127. Z. 15. f.): O ipse (unbestimmt, der Verfasser) lacerat bonos bossos, praecipue Zvikaviacum sua herba ἡδῃ. So geben die züricher Herausgeber von Zwinglis Werken den Text, nach Böckings Urtheil sine sensu. Daß er nun, statt Zvikaviacum, Zvikavia cum vermuthet, damit ist er gewiß auf rechter Spur. Schlechtweg Zvikavia konnte nach dem Sprach-

gebrauche jener Zeit der Magiſter Conrad von Zwickau heißen, von welchem ſich drei Briefe (Ep. 9. 13. und 21.) im erſten Theile der Epistolae obsc. v. finden. Aber Böcking bringt ſich ſelbſt wieder um dieſe Spur, indem er meint, vielleicht möchte auch Zvikaviacus zu leſen ſein, und dann weiter, ſtatt sua herba ἡΰδη, superbe ὑηνεῖ, er macht ſuperbe Schweinereien. Das thut er nun zwar; aber die herba, ſie mag nun heißen wie ſie will, ſoll uns der ſcharfſinnige Herausgeber unausgerupft laſſen. Dieſe herba führt uns wie eine Wünſchelruthe zum Ziel. Eine herba ganz beſondrer Art kommt ja wirklich in den Dunkelmännerbriefen vor, zwar keine herba ἡΰδη, aber eine herba Gyni, wie der Dunkelmann ſchreibt, oder γυνὴ, wie der gelehrte Glarean geſchrieben haben wird; woraus dann der Abſchreiber (damals ſammt Setzern und Correctoren eine Zunft, des Griechiſchen meiſt ſo unkundig wie die Dunkelmänner, wovon unzählige Belege in der Böckingſchen Sammlung) das Unwort ἡΰδη machte, von dem es noch viel iſt, daß es wenigſtens in zwei Buchſtaben mit dem richtigen übereintrifft. Freilich findet ſich dieſes Kraut nicht in einem Briefe des Magiſters von Zwickau, ſondern des würdigen M. Mammotrectus Buntemantellus zu Heidelberg, (Ep.. 33); aber da es ſich um ein Pflaſter auf einen liebeskranken Unterleib handelt, ſo konnte Glarean gar leicht in der Erinnerung meinen, das Kräutlein in dem Garten des Zwickauers, als des vorzugsweiſe erotiſchen Briefſtellers unter den Dunkelmännern, geſehen zu haben.

Daß in einem andern Falle das Richtige dem gelehrten Herausgeber nicht zehnmal beigefallen iſt, bis ſeinem Recenſenten einmal, wundert dieſen in der That. In dem Epigramm eines wenig bekannten Poeten vor Braſſicans Omnis, in welchem dieſer Jedermann mit Huttens Niemand zuſammenſtellt, und die Frage aufgeworfen wird, welchem von beiden Gedichten der Preis gebühre, lautet nach dem alten Text die Antwort:

Pallados armigerae trutinam si ferre sub auras
Fas homini, Eruinii uirgulam uterque tenet.

Dieſen Pentameter findet Böcking corrupt und heilt ihn ſo (S. 252. Z. 29):

Fas, homo divinam virgulam uterque tenet.

Der Gott mit dem Zauberſtabe muß es ihm recht angethan haben, daß er ihn unter der Maske des Eruinius nicht als den Ἑρμῆς ἐριούνιος erkannte. Deſſen Stab wird hier jedem der beiden Dichter zuerkannt, und damit rückt auch das homini, das als homo ganz nichtsſagend wäre, wieder in ſeinen bedeutungsvollen Gegenſatz zu der Wage der Göttin ein, die der Menſch hervorzuholen ſich erdreiſtet.

Den Beiſatz clericus bei Huttens Namen in der greifswalder Univerſitätsmatrikel hat Böcking mit Koſegarten (Geſchichte der Univerſität Greifswald

I, S. 165) glücklich aus dem mittelalterlichen Sprachgebrauch erklärt, nach welchem jenes Wort auch einen Scholaren, einen Literaten überhaupt bedeutete (S. 9). Wenn dann Cochläus in Bezug auf den Studentencravall zu Bologna an Pirckheimer schreibt: Cogebar et ego meos duos seniores in arma ... mittere, so glaubt Böcking (S. 132, vrgl. S. 142, Anmerk.) in ähnlicher Weise, die Erklärung des Wortes seniores in dem italienischen signori zu finden: meine beiden Herrn, oder Junker, nämlich Pirckheimers beide Schwestersöhne, die jungen Geuder. Allein ein ander Mal (Heumanni Documenta lit. p. 31) heißen sie duo majores: läßt sich das auch aus einem romanischen Sprachgebrauch erklären? Wenn aber nicht, sondern majores unstreitig s. v. a. majores natu ist, so werden auch die duo seniores auf gut Lateinisch die beiden ältern von des Cochläus Zöglingen sein. Zu jener abweichenden Erklärung konnte sich Böcking nur dadurch genöthigt glauben, daß er annahm, Cochläus habe überhaupt nur zwei Pirckheimerische Neffen zu guberniren gehabt. Er hatte aber, wie schon Heumann (Docum. lit. p. 11. der Einl.) angemerkt hat, deren drei: Johann, Sebald und Georg, die in seinen Briefen an den Oheim bald nebeneinander, bald einzeln namhaft gemacht werden. Sie hatten in Bologna sechs Zimmer gemiethet, von denen sie zwei anderweit zu vermiethen suchten (p. 15. Heum.): sie waren also mit dem Hofmeister ihrer Vier. Von den drei Zöglingen hatten an der griechischen Lection nur zwei Theil (duo nostri, p. 1. Heum.), und zwar Johann und Georg; Sebald hörte während der griechischen Stunde Institutionen (p. 3.). Damit er jedoch auch etwas Besonderes für sich haben möchte, kaufte ihm der Hofmeister eine hebräische Bibel und nahm dazu einen jüdischen Lehrer für ihn an (p. 8. 15.). Nachdem sie sich eine Zeit lang in Bologna aufgehalten, gedachte der Vater die zwei ältern nach Hause kommen zu lassen (duos majores pater jam pridem domum revocare proposuit p. 31.); mit dem dritten und noch einem oder zwei andern nürnberger Patriciersöhnen wollte dann Cochläus nach Rom gehn (nos residui Romam iremus). Im Herbst 1517 gingen alle zusammen dahin; doch kehrten Johann und Sebald, nachdem sie noch einen Ausflug nach Neapel gemacht, in die Heimath zurück, während Georg in Rom seine Studien noch weiter fortsetzte (p. 38. 323 f. Heum.).

Uebrigens sind gleicherweise die Gelehrsamkeit und der Fleiß bewundernswerth, welche der Herausgeber in den historischen und biographischen Erläuterungen unter dem Text an den Tag legt, und Ref. ist gewiß der Letzte, der ihn hierin meistern zu können meinte. Wenn Böcking als den Namen des wormser Bischofs, vor welchem Hutten den Bucer warnte, aus Röhrich Reinhardus de Kiebur anführt (S. 428), so ist es zugleich Verbesserung eines eignen Fehlers in seiner Biographie Huttens (II, S. 209), wenn Ref. aus Schannat. Histor. Episc. Wormat. I, p. 423 die Berichtigung beibringt, daß

jener Bischof vielmehr Reinhard von Rippur geheißen hat. Wenn die Anmerkung S. 200 in den Schweizerkrieg des Jahres 1499, in welchem Pirckheimer das nürnbergische Contingent führte, neben dem Kaiser Maximilian auch den Herzog Karl von Burgund hineinbringt, so ist dies ein lapsus calami, veranlaßt dadurch, daß Wilibald in seiner Beschreibung jenes Feldzugs von den ältern Zeiten, und namentlich von den Beziehungen der Schweiz zu dem kühnen Burgunderherzog, ausholt. So lesen wir S. 116 zu dem Verse Eobans:

Perdita deflet adhuc amisso castra Roberto,

die Anmerkung: Rob. de Marca, duce Bullionensi . . qui Brabantiae oppida vastaverat. Allein des Ardennenebers brabantische Thaten hatte Venedig nicht zu beweinen, sondern die Schlacht, die er als Anführer der Landsknechte im französischen Heer am 6. Juni 1513, bei Novara gegen die Schweizer verloren, und welche den Abzug der mit Venedig verbündeten Franzosen aus Italien zur Folge gehabt hatte. In derselben poetischen Epistel S. 120 erklärt der Herausgeber die Worte S. 224: inclyta . . Euxini . . luxque decusque maris in der Note durch Selimus I; da vielmehr Konstantinopel, die ehemalige Hauptstadt des oströmischen Reiches, es ist, bei deren Erinnerung der römische Kaiser seines Reiches sich schämt.

Unsägliche Mühe hat der Herausgeber aufgewendet und ungemeine Kenntniß und Spürkraft beurkundet in der Nachweisung der unzähligen Stellen aus biblischen und Profanscribenten, auf welche seine Briefsteller Bezug nehmen oder anspielen. Daß wol auch einmal eine Stelle ohne Nachweisung bleibt, wird man bei der Menge natürlich finden. Bisweilen mag es dem Herausgeber unnöthig erschienen sein, auf ein allbekanntes Bibel- oder Dichterwort seine Leser erst noch aufmerksam zu machen, wie bei Wolfgang Angsts emendaturus, si licuisset, erat (S. 225, Z. 18), auf Ovids Epigramm vor seinen Metamorphosen, oder auf das Hohelied I, 4 als Quelle für des Crotus Worte an Luther: Introduxit te rex in cubiculum suum (S. 340 Z. 9). In den meisten Fällen hat dies auch nichts auf sich; doch daß ihm zu den Worten desselben Crotus (wie er sie liest, S. 338 Z. 20 f.): Unde illis ius, de alieno spiritu judicare, qui Christo aut perit aut manet? — daß dem Herausgeber hiezu die paulinische Stelle Röm. XIV, 4: Tu quis es, qui judicas alienum servum? Suo domino stat aut cadit, nicht einfiel, das hat ihn zu einer falschen Lesart verführt. Wäre jene Schriftstelle ihm beigefallen, so hätte er nicht in dem βuo der Handschrift das Wort servo verkennen und statt dessen spiritu in den Text setzen können.

Doch damit sei es des Splitterrichtens genug; nur eines lasse man den Ref. noch beibringen, das er auf dem Herzen hat. Es betrifft die Abbildung, nicht die Huttens vor dem Bande, über die er sich kein Urtheil erlaubt, sondern die der Scene

zwiſchen deſſen Vetter Hans und dem Herzog von Würtemberg, die Böcking aus dem Ausſchreiben der Huttenſchen Familie in Holz hat nachſtechen laſſen (S. 60). Von dieſem Bilde hat Ref. in ſeiner Biographie Ulrich Huttens (I, S. 135 Anm. 1.) behauptet, es ſtelle, gleich dem in der Steckelberger Ausgabe von deſſen Schriften gegen den Herzog, nicht den Mord ſelbſt, ſondern das unmittelbar darauf Geſchehene vor, wie der Herzog das Schwert in den Boden ſtößt, und an daſſelbe einen um den Hals des Ermordeten geſchlungenen Gürtel befeſtigt. Dieſe Behauptung hat Böcking in ſeiner Anzeige jener Biographie ihrem Verf. als Ungenauigkeit vorgeworfen, und auch jetzt noch bezeichnet er das Bild als figura ducis (Jo.) Huttenum occidentis (S. 58. Note). Dagegen beharrt der damalige Verf. und dermalige Rec. auf ſeiner frühern Behauptung, und nimmt jetzt die Abbildung in Böckings Ausgabe ſelbſt zum Zeugen gegen ihn. Denn ſo unähnlich ſie auch in ihrer Feinheit dem rohen Originale iſt, ſo darf man ſie doch nur recht anſehen, um zu finden, daß der übergebeugte Herzog das Schwert nicht, wie Böcking vorausſetzt, dem Liegenden in den Leib, ſondern jenſeit ſeines Leibes in den Boden ſtößt. Das zwar, daß er dies mit der linken Hand und auf der rechten Seite des Liegenden thut, iſt wol nur Ungeſchick des Stechers, der die Umkehrung des Bildes beim Abdruck nicht in Rechnung nahm. Aber was jenſeit des eingebohrten Schwertes erſcheint, iſt nicht ein Theil von Hans Huttens Leibe, ſondern der Riemen, den der Mörder bemüht iſt, nachdem er ihn um den Hals der Leiche gebunden, an dem Schwerte zu befeſtigen. Freilich iſt an dieſem Riemen in dem Nachſtich nächſt der Hand des Herzogs ein Ding wie ein Knopf zu ſehen, ſo daß man denſelben für eine Waffe halten könnte; im Original kann höchſtens etwa eine Schnalle an jener Stelle angedeutet ſein. Ganz ohne Belang zur Kenntniß der Denkart jener Ritterwelt iſt die Sache nicht: als das Aergſte und Unleidliche an des Herzogs That erſchien ihnen nicht ſowol der Mord an ſich, als die in dem ſinnbildlichen Henken dazugefügte Schmach.

Treten wir jetzt von der Arbeit Böckings zurück, um ſie, wie einen gewaltigen Bau, noch einmal zu überblicken, ſo ſehen wir die wenigen kleinen Mängel, die wir an derſelben zu bemerken glaubten, in den großen Verhältniſſen des feſtbegründeten und wohlgegliederten Ganzen bis zur Unſichtbarkeit verſchwinden. Wo es auf ſo unendlich viel Einzelnes ankommt, da iſt es ebenſo leicht, Ein und Anderes richtiger zu treffen, als ſchwer, es im Ganzen auch nur annähernd ebenſo gut zu machen. Möge nur den Herausgeber Geſundheit und Kraft, und mit beiden vereint die rege Theilnahme des deutſchen Volkes in den Stand ſetzen, das begonnene Werk zu ſeiner Freude und des Vaterlandes Ehre bis zum glücklichen Ende hinauszuführen.

D. F. Strauß.

Ferdinand und Thereſe Huber.

2.

Die Hingebung an Thereſe war ein Verrath an Dora; mit dem ganzen Zorn eines ſchwerverletzten edlen Gemüths wandte ſich Körner von Huber ab. „Die Entwicklung der Huberſchen Angelegenheit, ſchreibt Schiller an Körner 21. Sept. 1792, iſt mir recht tröſtlich. Der unangenehme Eindruck wird ſich verlieren und Dora wird ſich zuletzt ihrer Freiheit erfreuen. Eine vorübergehende, oder noch lieber eine bleibende Herzensangelegenheit (Schiller hatte ſchon April 1790 dazu gerathen) ſollte jetzt dazwiſchentreten, oder wenn das nicht angeht, ſollte Dora wieder eine Herzogin von Kurland finden und in den Wirbel der Geſellſchaft gezogen werden. Huber hat ſich benommen, wie zu erwarten war, ohne Charakter, ohne alle Männlichkeit. Ich bin nicht überraſcht, und er hat auch bei mir weiter nichts dadurch verloren, denn auf denjenigen Werth, den Grundſätze und Stärke des Geiſtes geben, mußte man bei ihm Verzicht thun. Er bleibt, was er iſt, ein raiſonnirender Weichling und ein gutmüthiger Egoiſt.“ — 28. Febr. 1793. „Die Nachricht von Huber hat mich erſchreckt. Er iſt auf dem Wege, einen höchſt unglücklichen Schritt zu thun. Es iſt mit Gewißheit vorauszuſehn, daß beide Leute ſich im erſten halben Jahr unerträglich ſein werden. Und dann noch ſeinen Abſchied zu fordern! Vielleicht hofft er bei einer Univerſität unterzukommen? Aber er hat ja nichts gelernt. — In Dresden geht er den empfindlichſten Kränkungen entgegen. Zu euch darf er ganz und gar nicht, das wird ſich ihm, denk ich, begreiflich machen laſſen.“ — 15. März. „H. war zwei Tage hier; ich habe ihn wenig allein ſprechen können. Seiner Aeußerung nach iſt der Schritt, ſeine Entlaſſung betreffend, eine geſchehene Sache, die ſich nicht ändern läßt und die er für Uebereilung erkennt . . . Ueber ſeine Verbindung mit der Forſter iſt ſein Entſchluß gefaßt . . . Du haſt keinen Beſuch von ihm zu fürchten; er hat es begriffen, daß er dich nicht ſehen kann. Aber nach Dresden muß er, wie er ſagt . . . Ueber Dora hat er kein Wort verloren, und ich auch nicht. (Die Auslieferung ihrer Briefe verlangte S. ſchriftlich) . . . Ich denke, du ſollteſt und könnteſt ihn jetzt vergeſſen. Dir ſelbſt haſt du darüber, daß du ihn beſſer beurtheilteſt als er verdiente, keine Vorwürfe zu machen. Der Irrthum war ſehr verzeihlich, und ſeine Folgen ſollen, wie ich hoffe, nicht ſo ſchlimm ſein, als deine jetzige leidenſchaftliche Stimmung dich fürchten läßt. Dora weiß jetzt genug, um ſich zu ſeinem Verluſt Glück zu wünſchen. Sie wird ihn vergeſſen, und du wirſt dazu beitragen, ihr dieſes zu erleichtern.“ — 22. März. „Von nun an könnt ihr

ihn völlig ignoriren; wäre Rache hier nöthig, so würde ich sagen, daß Thereſe ſie reichlich an ihm ausüben wird."

Der Verluſt dieſer Freundſchaft mußte Huber tief zu Herzen gehn; Thereſe ſah ihn noch zehn Jahre ſpäter deſſelben „mit ſanftem Herzen" gedenken: ich mußte ſo handeln, ſagte er, ich habe dafür gelitten, habe dadurch verloren, das mußte ſein, denn ich hatte ein Unrecht bei der Sache. Ueberhaupt, ſetzt ſie hinzu, dehnte er mehr und mehr den Zuſammenhang von Urſache und Wirkung in der moraliſchen Welt aus, und ſeine Erkenntniß führte ihn dahin, wo der blinde Glaube oft durch die Schläge des Schickſals ſchaudernd auffährt: zur ſtillen Ergebung in das Unvermeidliche, zur ſtillen Freude im Glück. Reue kannte er nie, er ſah von jeder Handlung die Folge, als Lohn oder Strafe, mit Ruhe über ſich ergehn. — Schillers Prophezeihung erfüllte ſich nicht. — Die beiden lebten in Neufchatel ziemlich weit voneinander getrennt, nur den Abend brachten ſie zuſammen zu. Es mußte hart gearbeitet werden, um den nöthigen Lebensunterhalt zu erwerben, und wenn Thereſe zuweilen in einen ſehr bittern Humor verfiel, fand ſich Huber „in ſeine Lage mit der Heiterkeit eines Kindes, das heute voll Begier eine Zuckerdüte leert, und morgen, als erſchöpfte es allen Genuß dabei, ein Stück trocken Brot ſpeiſt." „Vielleicht hatte ſie mehr Entſchloſſenheit, aber an ſeiner kindlichen Freudigkeit, an dem, was ihm in ihren Augen immer das Gepräge eines Lieblings der Götter gab, fehlte es ihr ganz."

Zunächſt ſetzte er ein bereits in Leipzig begonnenes Journal Friedenspräliminarien (in 40 Stücken, bis 1796) fort; der vielfache Verkehr mit Emigranten und Flüchtlingen aller Parteien gab ihm Stoff genug; doch hatte das Journal trotz aller geiſtreichen Bemerkungen kein großes Publicum. Der Freimüthige ſagte ſpäter darüber: „Der behutſam wägende, ſo vieles hinter der Couliſſe ganz anders erſpähende Welt- und Zeitbeobachter konnte ſich über alle Gegenſtände nicht ſo laut und beſtimmt erklären, als es der treuherzige Referent thun mag, der ſeinen Augen und Ohren alles gutmüthig nacherzählt. Daher kam in Hubers Stil hier und da eine gewiſſe Unbeſtimmtheit und Dunkelheit, die oft ſeine beſten Freunde in Verlegenheit ſetzte." 1793 vollendete er ſeine Juliane und begann mit der Reiſe nach Neuholland ſeine novelliſtiſchen Verſuche. Der Held dieſer Erzählung (ſpäter im „einſamen Todbett" fortgeſetzt) iſt Forſter ſelbſt.

Forſter war mit der Familie in beſtändigem Briefwechſel geblieben; er hatte ſie nach Kräften — freilich ſpärlich genug! — unterſtützt. Im Anfang des November 1793 wagte er im Jura, eine Meile von der Grenze, eine Zuſammenkunft mit den Seinigen. „Von Schnee und Felſen umgeben, in einem elenden Bauernwirthshauſe verlebten ſie dort fünf unvergeßliche Tage. Sie hatten ſich gegenſeitig eine Welt von Vorgängen zu erzählen. Forſter

gab Huber den Schlüssel zu tausend Redensarten, Gesichtspunkten, Wortstellungen, er lehrte ihm gleichsam die Parole der damaligen Zeit." „Mancher phantastische Traum beschäftigte die sonderbaren, edel schwärmenden Menschen. Forster hoffte den Frieden in kurzem errungen zu sehn, und dann bei ganz veränderten Verhältnissen seinen Freunden in Paris einen vortheilhaften Aufenthalt zu verschaffen." Vorläufig mußte er auf seine eigne Sicherheit denken. Sein Ausflug über die Grenze konnte ihm den Tod bringen. Um sich sicher zu stellen, ließ er sich von Huber ein Memoire Lally Tolendals geben (das dieser von Dr. Bollmann, dem Befreier Lafayettes, erhalten), um es im schlimmsten Fall als Document gegen den eben angeklagten General Luckner, der ohnehin dem Tode nicht entgehen konnte, zu benutzen und seine Reise über die Grenze dadurch zu rechtfertigen. „Ich habe diese Menschen betrachtet, die alle drei mit dem Pflichtgefühl, für anerkanntes Recht selbst das Leben zu opfern, hier durch die Spannung der Umstände vermocht wurden, sich selbst ein Recht zu schaffen. Das ist die schreckliche Folge jeder Lage, wo, aus dem Gleise des bürgerlichen Lebens herausgerissen, eigne Kraft allein führen muß, da die gewöhnlichen Rechtsgrundsätze nicht mehr anwendbar sind. Der Mensch beweist alsdann seine höhere Moralität, der den Augenblick zu unterscheiden weiß, wo er dem Schicksal gleichsam die Zügel aus den Händen nehmen muß, oder wo seine Leidenschaft sich an die Stelle dieser furchtbaren Nothwendigkeit setzen will, der, sobald er sich durch das Dunkel, wo kein anwendbares Gesetz ihm leuchtete, hindurchwand, sich der Eigenmacht freiwillig entäußert." — Glücklicherweise wurde das Memoire nicht benutzt, aber es wurde aus Forsters Nachlaß herausgegeben, und setzte Huber in nicht geringe Verlegenheit.

Forster starb den 12. Januar 1794; Huber konnte Therese nun heirathen und sie in die Gesellschaft wieder einführen, die sie bisher sorgfältig vermieden hatte. Jetzt galt es noch ernster, für den Lebensunterhalt zu sorgen. Wie wir aus einem Brief Schillers erfahren, trug sich Huber (wie später Kleist) mit dem Gedanken, die Kantische Philosophie — von der er noch gar nichts wußte! — in Frankreich einzuführen. Auch mit Hamburg stand er eine Zeitlang in Unterhandlung. — Die Behörden von Neufchatel wurden durch die Nachbarn genöthigt, alle Emigranten auszuweisen; auch Huber wurde bereits 1794 von dieser Maßregel betroffen, obgleich sich angesehene Familien für ihn verwandten. Er zog nach Bôle, einem kleinen Dorf am Abhang des Jura, zwei Stunden von der Stadt, wo er unter den Bauern einen sehr gemüthlichen Umgang fand. Ein paar französische Bibliotheken standen ihm offen, und er ließ es sich, für seine beschränkte Lage, sehr viel kosten, sich einige deutsche Journale zu halten und alle neuen Schriften von Goethe und Schiller zu kaufen. — Mit Frau von Charrière (geb. 1750, † 1806), der

geistvollen Schriftstellerin, die ihre Dichtungen unter dem Namen eines Abbé de la Tour herausgab, stand er als Uebersetzer ihrer Werke in dauerndem Verkehr, ebenso und noch intimer mit Benjamin Constant, der ihn Dec. 1794 bei Frau von Staël einführte. „Erstaunlich viel Leben und Geist, aber wenig Innigkeit, Verstand, Artigkeit, Lustigkeit, tolle Einfälle, das alles scheint außer ihrem innersten Wesen vorzugehn, und doch zu bewirken, daß dieses innere Wesen gar nicht existirt. Constant ist ganz hin, lebt nur um sie, und bei ihr... Glücklich fühlt er sich nicht dabei, das merkt man wol, aber daß er hingerissen ist, verzeiht man ihm gern... Constant fühlt sich wenig glücklich, und hat keine Hoffnung mehr, je ordentlich glücklich zu sein. Es ist ein liebes sonderbares Wesen! so kindlich zu sein, und doch dabei so wenig Reines genossen und gefühlt zu haben, wiewol er mit Herz und Geist, mit Wehmuth, mit schwer verhaltenen Thränen alles Reine auffaßt und dafür fühlt." „Im gesellschaftlichen Ton dieser Menschen ist Böses und Gutes durcheinandergemischt. Böse ist die Oberflächlichkeit, das Springen von einem Gegenstand zum andern, das Reduciren aller Ideen und Gefühle au den seichten Unterhaltungsstoff. Gut ist die Artigkeit und Leichtigkeit, die Toleranz, die Cultur, die Vielseitigkeit. Kurz er ist zehntausendmal besser als die meisten Arten von Gesellschaftston in Deutschland; aber es gehörte ein eignes Geheimniß dazu, daß ein guter Kopf in diesem Element nicht von Grund aus verdorben wurde."

In diesem Cirkel geistreicher Franzosen lernte Huber auch die Revolution richtiger würdigen; er suchte sich dieselbe in jeder Form klar zu machen, bald durch philosophische Reflexionen, bald durch novellistisch ausgeführte Bilder. Was von den unter seinem Namen erschienenen Novellen (drei Sammlungen, 1801—2; vierte, 1819) ihm und was seiner Frau angehört, ist nicht genau zu entscheiden; das meiste ist offenbar von Therese, nur von zweien („die Reise nach Neuholland" und „Weltsinn und Frömmigkeit") ist Huber mit Bestimmtheit als Verfasser angegeben. Die erste enthält Forsters wirkliche und mögliche Schicksale; sie führt den Verbannten mit einer Reihe von Deportirten zusammen, interessanten Verbrechern, von denen die eine, Francis, sich als tugendhaftes Weib ausweist. Trotz der Häufung wunderbarer Erfindungen ist das Ganze doch sehr ermüdend. „Weltsinn und Frömmigkeit, eine unausgebildete Handschrift," ist zwar auch ziemlich trocken und doctrinär erzählt, und die sittliche Lösung nichts weniger als befriedigend; aber das Problem hat doch etwas Spannendes. Zwei Paare werden einander gegenübergestellt; das eine, aus den höhern Ständen, begeht einen Ehebruch und wird durch die Sünde zur Tugend und selbst zum Glück geführt; das andere, aus dem Volk, opfert sein Glück seinen Gewissensbedenken, und geht in Wahn-

ſinn und Elend unter. Die Paradoxie iſt wenigſtens mit Geiſt vorgetragen. — Die andern Novellen verrathen durchweg die weibliche Hand; man höre was Clemence, die Heldin der einen („Geſchichte einer Reiſe auf die Freite") den Männern ſagt: „Ihr würdigt die Liebe zum täglichen Brot herab! Ihr werft uns Wankelmuth vor, und er hat ſeinen Grund nur in eurer Unfähigkeit, fortdauernd zu lieben. Wir behandeln die Liebe lebenslang mit Phantaſie, mit Schwung, unausbleiblich dann mit etwas Caprice und Anſpruch. Ihr treibt ſie neben jedem andern von den Geſchäften, die euch eben vorkommen; ihr fühlt nicht, daß ſie wie ein ſchönes Gewand iſt, das man nicht bei gemeinen Beſchäftigungen anlegt. Ihr wollt ihr nicht wie einer Fürſtin begegnen, vor der man ſtets zierlich und mit Anſtand erſcheint. Das Weib, in deren Seele der Trieb zu gefallen eingewurzelt iſt, die im Zwang aufwächſt und ſich bildet, vergißt dieſes nicht ſo leicht; tief empfindet ſie eure Unfeinheit. Entſchädigt indeß der Mann durch Güte u. ſ. w., ſo begnügt ſie ſich, die ſchöne Erſcheinung einſt gekannt zu haben und trauert blos über ihre unvermeidliche Vergänglichkeit. Thut er aber das nicht, dann geräth ſie in Gefahr, durch das Bedürfniß ihres warmen, zurückgeſetzten Herzens irre geleitet zu werden; und der erſte, der ſich mit der Künſtlerſprache, die ſie in der Schule alle zu reden wiſſen, bei ihr einſtellt, kann ſie untreu machen, wie mans nennt; unglücklich gewiß, denn nachdem ſie erſt nach einer neuen Probe einſehn lernt, daß dies alles nur eiſernes allgemeines Geſetz des Schickſals iſt, verliert ſie obendrein ihr Selbſtgefühl." Auf die Frage: „Und Sie kennen keine Ausnahme?" antwortet ſie ſchneidend: keine! — Dies iſt denn das Thema der meiſten Novellen; der Mann (ſtets edel, brav, der aber ſeiner Frau nicht hinlänglich die Cour macht) fühlt ſich dann immer als Elender und Schuldbewußter, wenn ſie ihm „wie mans nennt", untreu wird (ſo in „Sophie", das ganz aus Reminiscenzen aus Thereſens eigner Geſchichte gewebt iſt). — Ein zweites Thema ſind die „Contraſte der Revolution." Ein längerer Roman, die Familie Seldorf, erſchien ſchon 1795—6. Die Heldin deſſelben, Sarah, die Tochter eines edlen Menſchenfeindes, von einem braven, tapfern aber nicht chevalereſken Roger (dem ſpätern Ralph Brown) geliebt, wird von einem Chef der Chouans, einem Lovelace, verführt; in dämoniſcher Wildheit betheiligt ſie ſich an den Septembermorden, taucht ihr Schnupftuch in das Blut eines Hingerichteten! erlebt die entſetzlichſten Greuel eiskalt; nimmt als Mann Dienſte im Militär, wird Capitän! und entdeckt ihr Geſchlecht erſt, als ſie in Gefahr iſt, ihren eignen Bruder dem Schaffot zu überliefern. Der treue Roger, an dem ſie recht als Kokette gehandelt, pflegt ſie bis an ihren Tod, zu ihren Füßen: „Du reines Kindesherz," ſagt ſie einmal ſanft zu ihm, „neben mir, der von Geiſtern Umringten!" Kindesmörderinnen, ein Vater, der ſein Kind erſchießt, Wahnſinnige u. ſ. w. er-

füllen dies Nachtgemälde, das übrigens mit großem Geschick ausgeführt ist*). — Es ist merkwürdig, wie Therese zuweilen G. Sand antecipirt; in „Ergebung ist besser denn Opfer" haben wir den spätern Jacques, der sich dies Mal vergiftet, um der Liebe seiner Frau zu einem andern nicht im Wege zu sein; in Pauline Dupuis (abgesehen von dem scheußlichen Inhalt eine ihrer besten Erzählungen), fast E. Sues Basquine, die, als halbes Kind auf eine raffinirte Weise (durch einen Mönch) corrumpirt, die Umarmung eines edlen Mannes nicht mehr ertragen kann und daher Gift nimmt. — Lisette (1802!) ist schon eine Figur der neuesten Romantik, eine Cameliendame: ein edler Jüngling liebt eine Courtisane und will sie heirathen; um ihn nicht zu besudeln, tödtet sie sich selbst. Auch diese Erzählung verräth viel Talent. — In andern werden verschiedene weibliche Capricen geschildert: die eine junge Dame verliebt sich in den Kaiser Napoleon, die andre in einen Steckbrief. Ueber den Begriff der Weiblichkeit werden bei der Besprechung von Goethes weiblichen Charakteren manche interessante Bemerkungen gemacht; die Sinnlichkeit (wie Goethe ganz richtig dargestellt) sei der hervorstechende Charakter des Weibes; die gesellschaftliche Weiblichkeit sei die schützende Form der natürlichen; alle Unarten und Koketterien der Weiber entspringen aus dem Gefühl, daß sie heirathen müssen, um dem Spott u. s. w. zu entgehn.

Diese von Huber doch wol gebilligten und unter seinem Namen herausgegebenen Novellen Theresens muß man sich in Erinnerung bringen, wenn man die übrigens höchst scharfsinnige Deduction liest, in welcher er den Zusammenhang zwischen der sittlichen und politischen Depravation Frankreichs entwickelt. In der Zeitschrift Klio stellt er „Justine"**) als eine von den Thatsachen dar, ohne deren Kenntniß die philosophische Beurtheilung der Revolution unvollständig sei: „Diese Ueberzeugung bewegt uns, bei einem Gegenstand zu verweilen, der, indem er Imagination, Gefühl und Sinnlichkeit auf die grausamste Folter spannt, zugleich die Vernunft betäubt und den stärksten Denker auf einen Augenblick verwirren kann." „Das Buch ist lediglich zum Beweis des durchgängigen Sieges bestimmt, welchen des Verfassers System dem Recht des Stärkern in seiner weitesten und gräßlichsten Bedeutung, in dem ganzen Umfang der rasendsten und grausamsten Lüste verheißt." „Man denke sich den ganzen Unflath, den die Muse der Bordelle ihren Geweihten

*) Ueberhaupt standen die Franzosen in solchen Erfindungen nicht allein. Huber selbst gibt einmal von einem Buch „Verbrechen aus Liebe" folgende Inhaltsanzeige: „Eine Dlle. de Florville bekommt von ihrem Bruder, unbekannterweise, ein Kind, ersticht ihren Sohn (eben dieses Kind), der sie, unbekannterweise, entehren will, bringt ihre Mutter, unbekannterweise, durch ihr Zeugniß auf das Blutgerüst, heirathet unbekannterweise ihren Vater; wie sie von diesem guter Hoffnung ist, wird sie von all den kleinen Unannehmlichkeiten und Mißverständnissen haarklein unterrichtet und schießt sich eine Kugel vor den Kopf."

**) Justine ou les malheurs de la vertu erschien zuerst 1791.

zu inſpiriren vermochte, in Verbindung mit allen Raffinements der blutdürſtigſten Grauſamkeit, die jemals in einer Folterkammer erfunden und ausgeübt werden konnten, und man wird ein ſchwaches Bild von Juſtine haben.“ „Alle plump ſchmutzigen Ausdrücke ſind ſorgfältig vermieden und umſchrieben; eine kurze Vorrede, eine Zueignung à ma bonne amie krönt das namenloſe Verbrechen, dies Buch geſchrieben zu haben, durch die ironiſche Aufſtellung eines ſentimentaliſch-moraliſchen Zweckes.“ „Und Juſtine iſt in Frankreich verſchlungen worden, und hat den entſchiedenſten, durch viele Auflagen erwieſenen Erfolg gehabt. Dieſe Umſtände zwingen den Gedanken wieder auf, den man ſich gern verhehlen wollte, den troſtloſen Gedanken, daß der Stoff zu den abſcheulichen Ideen und Gemälden dieſer Bücher mehr noch in der Nation und im Zeitalter als in der Phantaſie ihres Verfaſſers vorhanden war. Dieſe Umſtände bewähren die ſchwere Schuld der alten Verfaſſung, aber indem ſie zugleich an der Revolution, welche aus der Auflöſung jener Maſchine entſprang, verzweifeln machen.“ „Man nehme die äußerſte Verderbniß der Sitten, die letzte Entartung der Sinnlichkeit, die, mit höchſter Verkehrtheit des Kopfes verbunden, das Kühne, Fürchterliche, Unerhörte in der moraliſchen und phyſiſchen Welt zugleich als willkommenen Reiz empfängt; man nehme eine große politiſche Revolution, die großentheils durch die Allgemeinheit jenes Zuſtandes entſtanden, die Bande der Furcht, des Strebens nach Sicherheit, welche die Geſellſchaft zuſammenhalten, zerreißt, den Eigennutz vereinzelt, aus den conventionellen Schranken, in die er ſich ſelbſt gebannt hatte, herauswirft, und wild und grenzenlos herumzuſchweifen nöthigt; man nehme die Grauſamkeit im Gefolge des Fanatismus mehrer ſtreitenden Parteien; man nehme in den höhern Ständen die ausſchweifende Wuth der im gewöhnlichen Kreis der Wolluſt erſchöpften Sinnlichkeit, die ebenfalls unaufhaltſame Thätigkeit eines cultivirten Verſtandes bei einem verderbten Herzen; die Nothwendigkeit des Mordes zur Wiederherſtellung ihres geſtürzten Anſehns; man nehme in den untern Claſſen bei brutalen Kräften, die aufgeregte Sehnſucht nach eben ſolchen Gelüſten, eben ſolchen Laſtern und Verbrechen, zu denen vorher nur Rang und Geburt berechtigten: dann iſt die Erſcheinung, die Aufnahme und der Einfluß ſolcher Bücher in dem revolutionären Frankreich kein unerklärliches Phänomen mehr.“ „Welchen Eindruck machen ſie nun bei den mittlern Claſſen, die halb wider Willen in den Strudel der Revolution hineingeriſſen wurden? In jenen Schriften fanden ſie zum Theil Ideen wieder, die bei der guten Geſellſchaft gäng und gäbe geweſen waren, und in anerkanntem Zuſammenhang mit dem Ausbruch der Revolution geſtanden hatten. Aber ſie fanden ſie mit allen Conſequenzen wieder, welche dem dogmatiſirenden Unglauben zu Gebot ſtehn, wenn es ihm beliebt, das baufällige Gerüſt der gewöhnlichen Moralſyſteme zu brechen; und zugleich ſahen ſie dieſe Conſequenzen durch den Fortgang der

Revolution verwirklicht. Bald wurden sie zu Tausenden von einem oder dem andern Praktiker jener Lehre verfolgt, eingekerkert, guillotinirt. In den Reden St. Justs z. B. findet sich eine materielle Analogie mit den Ideen und der Manier der Schule Justinens. So wandte sich der Abscheu gegen diese Greuel endlich auch gegen die Ideen, die damit zusammenhängen, und diese Stimmung ist jetzt (1797) die herrschende in Frankreich." — „In der Philosophie dans le boudoir, vom Verfasser der Justine (1797), ist ein Aufsatz, der unter dem Titel: Français, encore un effort, si vous voulez être Républicains! das System allgemeiner Zerstörung durch Loslassung aller Verbrechen predigt. Der scheinbar gründliche Ernst, mit welchem diese fürchterliche Ironie ausgeführt ist, macht sie für Menschen, deren Verstand und Empfindung so beschaffen sind, daß sie sich in dem ungeheuern Gewebe von Sophismen verirren können, zu einem zweischneidigen Schwert, so daß, indem der Royalismus gegen die Stiftung einer Republik nichts Bittereres vorbringen konnte, doch zugleich die politischen Grundsätze der berühmtesten Montagnards mit kraftvoller Wärme hier niedergezeichnet stehn. Nachdem der Verfasser, nicht ohne Beredsamkeit und Schwung, eine Apologie des Mordes auf allgemeine Naturgesetze zu gründen gesucht, geht er zu der speciellern Frage über, wie in einem kriegerischen und republikanischen Staat der Mord anzusehn sei: — ‚Es würde äußerst gefährlich sein, eine Mißgunst auf diese Handlung zu werfen oder sie zu bestrafen; der Stolz des Republikaners fordert etwas Wildheit; wenn er weich wird, verliert er seine Kraft und wird bald unterjocht. Eine Nation, die mit republikanischer Verfassung anfängt, wird sich nur durch Tugenden erhalten, weil man nur vom Geringern zum Höhern fortschreitet; aber eine schon verdorbene Nation, welche das Joch ihrer monarchischen Regierung muthig abschüttelt, wird sich nur durch viele Verbrechen aufrecht halten, denn sie ist schon ein Verbrechen, und wenn sie vom Verbrechen zur Tugend übergehn wollte, d. h. von einem gewaltsamen Zustand zu einem sanften, so würde sie in eine Trägheit verfallen, deren Resultat bald ihr unfehlbarer Untergang sein würde." — Noch gefährlicher in Bezug auf ihre Wirkung fand er die Romane von Rétif de la Bretonne, dem Balzac jener Zeit, dessen Le coeur humain devoilé 1797 erschien. Es ist für das Verständniß der damaligen Bildung von Wichtigkeit, daß Schiller an diesem Buch wie an den Liaisons dangereuses nicht blos ein sehr großes Interesse fand, sondern im Ganzen an der Unsittlichkeit derselben kein Arg hatte. — Huber macht (23. Juli 1797) darauf aufmerksam, wie leicht dies Buch in jungen Gemüthern den Wahn erregen könne, daß „dieses monströse Gemüth von Sentimentalität und Brutalität, von Rouerie und Niaiserie wirklich das menschliche Herz sei." — Ihm selbst ist das Buch ein sehr merkwürdiges Problem gewesen. „Schon die Vereinigung von platter Liebelei, gewaltthätiger Brutalität, abscheulicher Verführung und viehischer Wollust in einem und demselben Cha-

rakter ist eine sonderbare Erscheinung. Und nun vollends die durchgängig achtungsvolle, einfache, tief empfundene Anerkennung der edelsten, schönsten Weiblichkeit, von welcher hier so feine, geheime, so tief aufgegriffene, wahre und seltene Züge vorkommen, und in so großer Menge vorkommen, als in keinem andern Schriftsteller. Der Mensch ist Dummkopf, Narr, Schurke, Vieh, eins um das andere, und oft alles in Einem, und dennoch ist er gleichsam privilegirt, reinen, wahren Seelenadel in der menschlichen Natur anzuschauen, und so anzuschauen, wie man es nur im Leben und durch das Leben kann, keineswegs durch poetische Geistesanlage, die ohnedem in diesem Menschen so ganz Null oder noch viel schlimmer als Null ist."

Indem er so in den geistigen Kern der Revolution einzudringen sucht, bewahrt er sich das freie Urtheil in Bezug auf ihre äußere Erscheinung. Einem Freund in der Schweiz, der über die herrschenden Jakobiner empört ist, schreibt er 20. September 1797: „Es sind, ich gebe es zu, ausgelernte Teufel; wenn ich aber die Verwicklungen alle bedenke, so finde ich, die Menschen, welche jetzt an der Spitze der republikanischen Regierung standen, hätten ausgelernte Engel, hätten mehr als Menschen sein müssen, um auf der Bahn des Gesetzes und des Rechts die Energie zu haben, welche die Republik erhalten mußte. So menschlich gemischt, wie alles ist, ist der Grad revolutionärer Teufelei ein Ingrediens, dessen das Schicksal bedarf, um den Gang des Zeitalters zu vollenden." (9. Nov.) „Was alles für Gewalt, für Frevel sogar, in den Umschwung sich mischen würde, der durch die französische Revolution den Menschen bestimmt war, mußte immer mit einbegriffen sein, wenn du jenen Umschwung segnetest. Theilen sollst du gewiß nichts, was Gewalt und Frevel sein wird, ja du sollst ihm, wo es dein Beruf ist, aus aller Kraft widerstehn; aber ich tadle so sehr, als ich es bedaure, daß du den hellen, heitern Blick auf das Ganze verlierst. Die Geschichte der Vervollkommnung war auch bis jetzt in den meisten ihrer Theile nichts weniger als tröstlich, und doch hattest du bis jetzt den Gesichtspunkt der Vervollkommnung im Auge behalten." — „Theilt ihr nicht den Fehler der Gironde, durch welchen sie versäumte, halb aufgeklärte schwärmerische aber wohlmeinende Menschen unter ihren Gegnern schonend zurückzuführen? Tolle und boshafte Ignoranz schreit gern über Aristokratie der Bessern, aber die Bessern üben zu leicht, aus Verachtung und Abscheu gegen jene Ignoranz, wirklich eine gewisse Aristokratie, eine drückende Superiorität, und besonders Unmittheilung gegen Menschen aus, die vielleicht aus Mangel an Zuvorkommung, Schonung, Mittheilung von Seiten der Bessern, zwischen ihnen und jenen schwanken, jenen aber nie zufallen würden, wenn die Bessern sie mit kluger Humanität behandelten."

Endlich griff die Revolution auch in sein Schicksal ein. Als im Herbst 1797 auch die Schweiz den revolutionären Wirren verfiel, mußte er ernstlich

auf Veränderung seines Wohnplatzes denken: er bedurfte eines regelmäßigen Verkehrs mit deutschen Buchhändlern; der Unterhalt seiner Familie beruhte auf immer neuen Unternehmungen, immer erneuten Verabredungen mit ihnen, die durch den Ausbruch des Krieges unmöglich wurden. Unter diesen Umständen traf ihn ein Antrag Cottas, mit Posselt, der den Geschäften nicht mehr ganz gewachsen war, vereint die Allgemeine Zeitung (damals „Weltkunde" genannt) zu redigiren. Im Februar 1798 ging er nach Tübingen ab; die Familie folgte ihm nach kurzer Zeit. Seine neue Beschäftigung gewann er bald sehr lieb, indem er, um sich in den Zeitverhältnissen zu orientiren, ernsthafte historische Studien damit verband. Die Schnelligkeit, mit der er arbeitete, gewann ihm Zeit, neben dieser Lectüre noch manche andere Beschäftigung zu unternehmen. Hauptsächlich strebte er nach Objectivität: jeder Partei gleichmäßig gerecht zu sein und das Wichtige und Charakteristische scharf hervorzuheben. Freilich wurde diese Unparteilichkeit nicht selten durch die Censur gestört; wenigstens aber schwieg er, wo er nicht nach seiner Ueberzeugung reden konnte. — Ende August 1798 wurde die Zeitung durch die Regierung veranlaßt, die Redaction nach Stuttgart zu verlegen; für die Familie wieder ein harter Schlag, um so mehr, da Huber zu Anfang 1799 in eine schwere Krankheit verfiel; in dieser Periode übernahm Therese die Redaction. Bald hatten sie sich in Land und Volk eingelebt, und betrachteten Schwaben als eine neue Heimath. Auch der dreiundsiebzigjährige Vater (die Mutter war 1798 gestorben) erfreute sie in diesem Jahr mit seinem Besuch.

Wenn die Politik Huber vorzugsweise beschäftigte, so strebte er doch auch ernstlich danach, die Lücken seiner literarischen Kenntnisse zu ergänzen. Erst in den letzten Jahren in der Schweiz hatte er durch französische Uebersetzungen, die er zu seinem Broderwerb durchsah, einen Begriff von der griechischen Poesie erhalten, grade wie Schiller. Bei seiner Rückkehr nach Deutschland war Vossens Homer seine erste Lectüre, sodann die drei Tragiker, von Stollberg und Bothe übersetzt. „Die Wirkung, die diese Werke auf ihn machten, war unbeschreiblich; sie versetzten ihn erst in das Gebiet der Poesie." Der alte Heyne hatte einen ziemlich ungelehrten Schwiegersohn. — Die Allgemeine Zeitung enthielt vielfache Auszüge aus literarischen Kritiken der Franzosen, nebenbei arbeitete Huber eifrig am „Freimüthigen" und es wirft auf seinen Charakter kein günstiges Licht, daß er seinen Ton diesem Blatt, dem Organ der Feinde Goethes und der Romantik, gar zu sehr anpaßt. So hatte er in der L. Z. Goethes Mahomet und Tancred sehr eingehend und verständig besprochen, gelobt und getadelt, was zu loben und zu tadeln war; im Freimüthigen klingt es ganz anders. Zuerst analysirt er Schillers bekanntes Gedicht: „Goethe wollte nicht, undankbar gegen die Schule Lessings, ohne welche er selbst seinen hohen Schwung nicht genommen haben würde, die todte

Nachahmung, die geistlose Regelmäßigkeit wieder aufbringen, welche einst die Wiege unserer dramatischen Kunst schwer drückte. Doch wenn über unsere tragischen Meisterstücke eine freiere Muse waltet, als über die französischen, wenn in jenen ein reicheres, innigeres Leben wohnt als in diesen, so droht dafür unserer theatralischen Kunst das entgegengesetzte Extrem der Formlosigkeit, durch welches sie endlich um den Namen einer Kunst zu kommen Gefahr laufen könnte; und damit das: anch' io son pittore! nicht gar zu vielstimmig bei uns erschallen möchte, konnte ein Eingeweihter es gerathen finden, solche Theaterstücke wieder hervorzusuchen, die wenigstens dazu gemacht sind, die Schwierigkeiten der Kunst zu bewähren. Dies wäre ungefähr in Prosa übersetzt, was uns Schiller in schönen Versen von Goethes Absicht gesagt hatte, ehe noch seine Bearbeitung Voltairescher Stücke im Publicum erschienen war. Nun sind sie da — vergebens aber sucht man darin die „zum Lied sich erhebende Sprache," das „Reich des Wohllauts und der Schöne," das „festliche Gebiet, aus welchem der Natur nachlässig rohe Töne verbannt sind;" vergebens sucht man alles das, wovon Schiller uns gesagt hatte, daß darum Goethe uns die Kunst des Franken wieder vor Augen brächte. Unpoetischer wurde wol nie ein Poet übersetzt, als Voltaire von Goethe, und statt aller andern Absichten, die diesem zugeschrieben worden sind, geräth man in Versuchung, ihm den göttlich erhabenen Zweck zuzutrauen, daß er durch die hölzernste und farbloseste Sprache, deren er nur immer mächtig war, Voltaire heimgeben wollte, was dieser einst mit seinen sogenannten wörtlichen Uebersetzungen an Shakespeare verbrochen hatte." Schlegel hatte behauptet, jedes Dichterwerk müsse im Versmaß des Originals übersetzt werden; „zum Glück besann er sich auf Goethes Mahomet, und fügte hinzu, daß Goethe seine Uebersetzung für eine Uebung der Schauspieler bestimmt habe. Wer nun das weimarische Theater kennt, mag entscheiden, ob es auf demselben Schauspieler von so schwerer Zunge gibt, daß ihnen solche Jamben etwa die nämlichen Dienste leisten, welche dem Demosthenes die Steinchen leisteten, die er in seiner Jugend bei dem Probiren seiner Reden in den Mund nahm." — Das ist wenigstens übertrieben und in einem höchst ungehörigen Ton gesagt. — Berühmter ist die Kritik der natürlichen Tochter (1804). — „Wir unterschreiben jedes Lob, das dem Genius gezollt worden ist, der sich hier wieder in seiner eigenthümlichen Klarheit und Ruhe offenbart hat. Stolz darf die Nation auf dieses Denkmal blicken, das den von ihr erreichten Grad poetischer Bildung auf das vollendetste darstellt. Stellt es aber, in all seiner Schönheit, dennoch nicht auch die Erschöpfung und Erkaltung dar, die seit einiger Zeit selbst an dem höchsten Schwung des deutschen Genius zu spüren ist, und nicht ohne Grund besorgen läßt, daß der Kreislauf unseres poetischen Vermögens zu schnell beschrieben worden sei, und sich nun, für den Augen-

blick wenigstens, geschlossen finde? Auf diesen Zustand unserer Literatur gründet sich die Existenz unserer heutigen (romantischen) Hyperpoeten und Hyperkritiker, und die Anziehungskraft, die ihr Unwesen für unsere angehenden guten Kräfte hat." — Er macht dann auf die „Erbärmlichkeit" des „Machwerks" aufmerksam, aus dem Goethe seine Fabel geschöpft hat (Memoiren der Prinzessin v. Bourbon-Conti, vgl. Varnhagens Denkwürdigkeiten). — „Wir mögen es nicht bergen, wir empfanden mitunter die Poesie der natürlichen Tochter ziemlich so marmorglatt und marmorkalt, wie wir uns die poetischen Säle des poetischen Herzogs und Königs in diesem Drama dachten; es mischte sich ein geheimer Schmerz in unsere Bewunderung des zierlich edlen Prunks der Rede, und dieser Schmerz ist es, den wir uns hier zu deuten versuchen." — Huber erinnert an Klingers Ausspruch: „Genau genommen, hören wir nicht eher auf, poetisch zu sein, als bis wir das zu begreifen suchen, was uns zu Poeten macht." — In früherer Zeit sei die Poesie einfach auf Rührung ausgegangen; dann habe man die Empfindung durch Geist zu veredeln gesucht: „wie aber nennt man die widerstrebende, unbehagliche Bewunderung, die unsere Meister, seitdem sie die Rührung zum Gespött machen, „durch ihre neuern Werke in Anspruch nehmen?" — „Als Kranke erscheint die Poesie in der natürlichen Tochter, aber als eine holde, schöne Kranke. So erschien sie schon in Schillers grund- und bodenlosen Versuchen, die Chöre und das Fatum der alten Tragödie zu modernisiren. Alle diese Werke zeugen von dem ernsten und kräftigen Streben des deutschen Genius; darum darf uns nicht bange sein; sie lebt noch, die Poesie." — „Die Wirklichkeit macht nun einmal den modernen Dichter nicht; aber sich über die Wirklichkeit erheben, indem er sich in sie findet, das muß und wird er wieder lernen; er wird die Reflexion, die ihn einmal von den Dichtern des Alterthums unterscheidet, nicht mehr auf das vergebliche Geschäft, Umgebungen aus dem Nichts zu erschaffen richten; er wird die Zeit, der er in das Nichts zu entfliehn suchte, wenn es nicht anders sein kann, zurückstellen auf den rechten Punkt."

Wo es irgend angeht, stichelt er auf Goethes übertriebene Bewunderer; mit großem Behagen adoptirt er Klingers Ausspruch: „Man streute wol ehemals Goethen Weihrauch; jetzt aber erkühnen sich Knaben, ihn mit Teufelsdreck zu parfümiren. Ich würde sagen: was für einen Zauber muß Schmeichelei mit sich führen, da Goethe nicht an einem solchen Gestank erstickt? Aber ich denke zu gut von ihm, als daß ich einen Augenblick glauben sollte, er habe diesen Gestank gerochen. Wären Meister und Hermann nicht von so gutem Athem, wie würde es ihnen unter einem solchen Rauchfaß ergangen sein? Und doch glauben verständige Leute zu bemerken, ihre Farbe sei etwas bläßer geworden."

Am heftigsten geht es über die romantische Schule her (leider läßt sich

Huber auch zuweilen verführen, die Gesellen des Freimüthigen, die Merkel, Bouterweck u. s. w. ungebührlich zu loben); fast keine Recension geht vorüber, ohne der neuen „Schule" einen Hieb zu ertheilen. Bei Gelegenheit eines neu erschienenen Buchs (Phantasien von Siegfried Schmid*), 1803) heißt es: „In jugendlichen Versuchen dieser Art pflegte sonst ein allzu sichtbares Bestreben nach Bedeutung in Charakteren und Situationen der gewöhnlichste Fehler zu sein. Diesen Fehler nun rottet die neue Schule so mit der Wurzel aus, daß ihre Zöglinge vielmehr alles Bedeutende und Besondre scheuen wie das Feuer, und ein kaltes, flaches, wesenloses Ideal von allgemeinem Roman vor Augen haben, das weder Plan noch Handlung, weder Situation noch Charaktere gestaltet. Eine allgemeine Tragödie besitzen wir nun Gottlob! für alle kommenden Zeiten zu einer schaudervollen Warnung und Belehrung, deren Symbol sie auch im gräßlichen Schlangenhaupt an ihrer Spitze trägt (Alarkos); der Genius ihres Verfassers bedurfte zu ihrer Hervorbringung keiner Selbstverleugnung." — Auch in der Recension über Kleists Schroffenstein, der einzigen, die dieses Stück gebührend würdigte, hofft er: „daß es der leidigen Sekte, die durch ihre Proselytenmacherei die Blüte unserer Jugend zu vergiften droht, nie gelingen werde, den Dichter an sich zu ziehn." — Ein ander Mal spricht er wieder Klinger nach: „Der deutsche gedruckte Unsinn unterscheidet sich durch seine Originalität von allem ausländischen Unsinn; denn er grenzt durch eine krampfhafte, oder, wie seine reichen Schöpfer es lieber hören, poetische Verzerrung mehr noch an Wahnsinn als an Dummheit, obgleich er mit letzterem reichlich ausgeschmückt ist. Ich kenne wol auch englischen und französischen Unsinn; aber er ist doch immer von einer viel bescheidnern, viel prosaischern Stimmung und läßt sich meistens mit der Dummheit genügen. Das letzte Decennium des vorigen Jahrhunderts hat besonders viele dieser originellen Verzückungen hervorgebracht, und nach der blühenden Jugendkraft und der Fülle des Reichthums ihrer Schöpfer zu urtheilen, werden sie uns auch hoffentlich im neu angetretenen daran nicht Mangel leiden lassen."

Bis zum Herbst 1803 blieb Hubers Beschäftigung sich gleich, seine häusliche Lage nahm an Annehmlichkeit zu. Da traf ihn am 8. October die Nachricht, daß die Allgemeine Zeitung untersagt und der Druck verboten sei. Schnell entschlossen wandten sich Cotta und Huber an Baiern, und schon am 9. Nov. konnte die Zeitung in Ulm mit kurfürstlich baierischem Privilegium wieder beginnen. Zu diesem Zweck siedelte Huber nach Ulm über, Therese blieb in Stuttgart zurück, bis er 28. März 1804 ihr melden konnte, er sei als Landesdirectionsrath der baierschen Provinz Schwaben in der Section

*) Dem „Friedberger" Poeten Schillers von 1797.

des Schulweſens mit tauſend Gulden Gehalt und einer Penſion für Wittwe und Kinder angeſtellt, mit der ausdrücklichen Erlaubniß, die Redaction der Allgemeinen Zeitung fortzuſetzen. „Allen Sündern," ſchrieb Thereſe jubelnd, indem ſie ihre Ankunft anzeigt, „ſoll vergeben, und die Hölle nicht mehr ſein!" Den 15. April ſtarb der Vater, 78 Jahr alt; die Regulirung der Erbſchaft erforderte Hubers Anweſenheit in Leipzig. So ſah er nun Sept. 1804 als gemachter Mann die Stadt wieder, die er vor elf Jahren unter ſo zweifelhaften Umſtänden verlaſſen. In Göttingen hatte er noch Gelegenheit, ſeinem Schwiegervater Heyne ſein Schauſpiel „der natürliche Sohn" vorzuleſen. In den erſten Tagen des November kehrte er zu den Seinen zurück, mit frohſter Ausſicht auf die Zukunft, als ihn ein plötzliches Lungenleiden überfiel; ſchon den 10. Dec. mußte er ſeine Arbeit einſtellen, den 24. Dec. 1804 verſchied er, vierzig Jahr und vier Monate alt. — „Hubers Tod," ſchreibt Schiller an Körner 20. Jan. 1805, „wird euch ſo wie auch mich ſehr betroffen haben, und ich mag jetzt noch nicht gern daran denken. Wer hätte das erwartet, daß er uns zuerſt verlaſſen müßte! Denn ob wir gleich außer Verbindung mit ihm waren, ſo lebte er doch nur für uns und war an zu ſchöne Zeiten unſers Lebens gebunden, um uns gleichgiltig zu ſein. Ich bin gewiß, daß ihr jetzt auch ſein großes Unrecht gegen euch gelinder beurtheilt; er hat es gewiß tief empfunden und hart gebüßt." — Nur wenige Monate darauf ſtarb Schiller ſelbſt.

In Sachen des Zauberers von Rom.

Nur ungern gehen wir heute an die weitere Erörterung eines Gegenſtandes, der, an ſich ſchon unerquicklich genug, doppelt unbequem wird in einer Zeit, wo es ſich um einen ganz andern Zauberer handelt als den von Rom; wo unwillkürlich die Gedanken nach einer andern Richtung hinſchweifen als nach der Analyſe eines ſchlechten Romans. Die Schuld dieſer Unbequemlichkeit bürden wir aber ganz und gar dem Verfaſſer des genannten Romans auf. Seit einem halben Jahr haben wir den dreiſteſten Provocationen mit Gelaſſenheit zugeſehn, indem wir uns eine beſtimmte Grenze ſteckten, die nun überſchritten iſt. Wenn ſich ſonſt Dr. Gutzkow damit begnügte, in den ihm

befreundeten Zeitschriften sich als Deutschlands größten Dichter feiern zu lassen und seine Kritiker zu schelten, benutzt er jetzt einen vieldeutigen Passus des Preßgesetzes, als „Berichtigung" seine Reclamen auch unabhängigen Zeitschriften zu insinuiren. — Die Grenzboten sind nicht das einzige Blatt, mit dem er das versucht. Vielleicht wäre es eine Pflicht gegen die Presse, die Art und Weise dieser Reclamenmanufactur näher aufzudecken, und wir werden uns dieser Pflicht vielleicht nicht entziehen dürfen; heute beschränken wir uns auf die Abwehr seines Angriffs, d. h. auf den Nachweis, daß die Grenzboten die Farbe des „Zauberers von Rom" nicht greller als sie wirklich ist, sondern noch gemildert wiedergegeben haben.

Die Kritik dieses Bandes im vorigen Jahrgang unserer Zeitschrift beschränkte sich auf ein gedrängtes Resumé der hauptsächlichen Thatsachen, die nach unserer Ueberzeugung für sich selber sprechen mußten. Um unsere Empfindung diesen Thatsachen gegenüber nicht in Zweifel zu lassen, fügten wir ein Citat aus Heine hinzu, da dieser Dichter einmal das Privilegium hat, manches bestimmt auszusprechen, was man sonst nur andeutet, und da die beständigen Citate aus Heine und verwandten Dichtern im Zauberer von Rom uns unwillkürlich diese Stelle ins Gedächtniß riefen. Um nun aber dem Verlangen des Dichters Genüge zu leisten, sind wir bereit, diese thatsächliche Darstellung durch eine Analyse näher zu begründen. Am einfachsten wird es geschehn können, indem wir diejenige Stelle des Romans, auf welche sich die im vorigen Heft mitgetheilte „Berichtigung" bezieht, das Trinkgelage zwischen Klingsohr und Lucinde, mit den eigenen Worten des Romanschreibers dem Leser vorführen.

Um nun jene Scene deutlich zu machen, rufen wir folgende Umstände ins Gedächtniß zurück. Zwei ehemalige Freunde, ein adeliger Kronsyndicus und ein bürgerlicher Deichgraf, leben seit längerer Zeit in tödtlicher Fehde; auch ihre beiden Söhne, die sich früher sehr liebten, sind dadurch einander entfremdet. Der Sohn des Kronsyndicus, Jerome, ist halb verrückt und hat sich in einem sehr aufgeregten Zustand in ein junges Mädchen Namens Lucinde verliebt, die aus verschiedenen Gründen in der Welt vagabundirt; theils um seines Sohnes willen, theils weil sie ihm persönlich gefällt, hatte der alte liederliche Kronsyndicus sie zu sich auf sein Schloß genommen. Dort lernt sie in der Nähe den Dr. Heinrich Klingsohr kennen, den Sohn jenes Deichgrafen, nach dem Zeugniß des Dr. Gutzkow, der es doch wissen muß, ein sehr genialer Mensch, nur etwas excentrisch. Sie verabreden ein Zusammentreffen auf dem Schloß selbst. An demselben Tage hat der Kronsyndicus den Deichgrafen erstochen, die nähern Umstände dieses Todschlages haben sich im Lauf des Romans noch nicht herausgestellt. Er kommt fürchterlich aufgeregt in das Schloß zurück, verbrennt seine Kleider, um die Spuren des Verbrechens

zu vertilgen, und ſchickt ſich zur Flucht an; da ſieht er den Sohn des Erſchlagenen in einem Wagen auf das Schloß zufahren. Nach Ueberwindung des erſten Schrecks merkt er, daß es ſich um ein Liebesverhältniß zu Lucinde handelt und er ſpricht folgendermaßen zu ihr:

(S. 175) „Satan, ſchwarzer —!“ „Engel! Schlechte Perſon — liebſt den Kerl, den Doctor!“ — „Halt ihn feſt . . . Hier iſt der Schlüſſel zum Keller! Eßt, trinkt! Laß deine Künſte los, Zigeunerin! . . . Seine Mutter war ſchön . . . Lucinde, höre — aber leiſe — ſag ihm was . . . hier, da . . . auf dem Sopha . . . ſag ihm was . . . hol ihn der . . . halt ihn dir feſt und plauſch ihm ins Ohr . . . hörſt du . . ob er's denn noch nicht weiß . . nie gehört hat . . nie erfahren . . daß . . daß . . Na was? . . Hahaha! . . Wer ihm den Riegel aufſchob, als er in die Welt gekommen . . Hm? Verſtehſt du, Lucinde, ſag's ihm beim fünften, ſechſten Glas Champagner . . . Liſabeth! (die Magd) Küche, Keller, alles geöffnet! . . Sag's ihm . . . Drei Söhne hatte der alte Wittekind (der Kronſyndicus), einer iſt Candidat zum Premierminiſter, einer Candidat zum Tollhaus . . und der da? . . Der Gott, der Eiſen wachſen ließ, ſangen ſie damals — Haha! — als ſie den Tugendbund ſchloſſen und in den Teutoburger Wald geheime Reiſen machten und die Weibſen zurückließen . . . Hahaha! — Verſtehſt du, kleine ſchwarze, unſchuldige Schlange?“

(S. 177) „Lucinde verſtand vollkommen das ſchreckliche Geſtändniß, das der Kronſyndicus gemacht hatte.“

„Wie er auf der Treppe ſich auf ſie ſtützte, raunte er ihr immer heimlich und mit emporgeſtreckten, zitternden Fingern Worte der frivolſten Enthüllungen zu. Auf der Treppe noch ſagte er der Beſchließerin: Lucinde kriegt die Schlüſſel! Was die von jetzt an befiehlt, geſchieht! Verſtanden?“

So reiſt er mit ſeinem zweiten Sohn, dem Verrückten, eilig ab. Gleich darauf kommt Klingsohr angefahren.

(S. 182) „Lucinde zog den verwunderlichen Gaſt die große ſteinerne Stiege hinauf in die Staatszimmer, wo man bereits anfangen wollte einen Tiſch zu decken, Lucinde ſollte nur beſtimmen welchen. Sie wählte dazu einen der glänzendſten mit einer Decke von Lapis Lazuli, mit geſchweiften vergoldeten Füßen, dicht vor einem Kanapee, das in der Nähe eines Kamins ſtand.“

„Klingsohr ahnte einen Hinterhalt und ſprach ſich auch dahin aus, daß er der Tücke des Kronſyndicus alles zutraue. — Wie es in ſeinen Kellern ausſieht, erwiederte Lucinde, werden Sie bald erfahren! Sie ſollen bewirthet werden wie . . ein Sohn des Hauſes.“ „Sie zog ihn in ein Zimmer, wo ſie unbelauſchter waren.“ „Sie trug ein leichtes dunkelblaues Kleid; ſeidne Bänder von gleicher Farbe ſenkten ſich in den braunen Nacken.“ U. ſ. w.

„Sie erzählte ihm auf ſein ſtaunendes Schweigen alle ſoeben erlebten Vorgänge bis auf die letzte Enthüllung, die ſie ſich, weil ſie ihr noch ſchwer zu formuliren war, vorbehielt.“

Während Lucinde die Tafel ordnet, philoſophirt Klingsohr in bekannter Gutzkowſcher Art über die Erbſünde.

(S. 185) „Welche Sünde? fragte Lucinde und dachte nur an das Ordnen des Tiſches, über deſſen acht Ecken längſt ein blendend weißes Damaſttuch gebreitet war, das ſich ſchon mit Tellern, Gedecken, Gläſern, Flaſchen, einem Champagnerkühler und Deſſertaufſätzen füllte.“

Klingsohr faſelt weiter über die Erbſünde.

(S. 186) „Nun waren alle Vorrichtungen des Abendimbiſſes aufs prächtigſte getroffen. Klingsohr ſtreckte ſich mit Behagen in einem Fauteuil, an dem eben von zwei Dienern angerichtet werden ſollte. Bei jeder Gelegenheit, wo dieſe Zeugen fehlten, ergriff er Lucindens Hand, dieſe an ſich ziehend, mit Küſſen bedeckend.“

Wiederum Faſeleien über die Erbſünde, lange Citate aus verſchiedenen Dichtern, man ſchmauſt, Klingsohr wird von einer Nadel geſtochen, Lucinde legt ein naſſes Taſchentuch auf.

(S. 190) „Dabei war ihr das Bruſttuch entfallen und ihr langer dunkler Nacken ſchimmerte unbedeckt bis zu den Schultern, ihr bräunlicher Hals bis zu den hohen Wölbungen ihrer Bruſt. Eben brachte man zwei Leuchter, je drei brennende Kerzen.“

Die Mahlzeit geht fort, die Gerichte werden beſchrieben, von verſchiedenen unehelichen Kindern des Kronſyndicus geſprochen.

(S. 192) „Sie eſſen ja nicht, Doctor! lenkte Lucinde erröthend ein. Ich trinke! antwortete Klingsohr. Stoß an, ſagte er, wie immer je nach der Stimmung abwechſelnd mit Du und Sie.“

„Lucindens Unruhe mehrte ſich, je näher ſie ihrer Eröffnung kam. Sie wußte nicht, was ſie that, als ſie fortwährend den Champagner trank, den ihr Klingsohr einſchenkte.“

Um anzuknüpfen, fragt Lucinde nach ſeiner Mutter. Er redet — mit fortwährenden Citaten — ſo verdreht, daß man ihn eigentlich ſchon für betrunken halten ſollte, wenn nicht — die Ritter vom Geiſt immer ſo redeten. Es donnert heftig.

(S. 194.) „Klingsohr rückte ſeinen Seſſel dem Divan näher und zog Lucinden an ſich und ſtreichelte ihr Haar und ſah ihr in die ſcheu und ängſtlich umblickenden Augen und hielt die Hand über ihre dunkeln Brauen.“ — „Wie das alles zuſammenhängt, fuhr Klingsohr fort, weiß ich nicht . . . Lucinde faßte ſich jetzt Muth und ſprach: ich will es Ihnen ſagen — —“ „Wie Lucinde fortfuhr und das Ziel ihrer Eröffnungen immer leiſer ſprechend ſchon völlig verſtändlich angedeutet hatte, ergriff er ein Glas, ſchleuderte es wild zu Boden, daß es zerſplitterte — —“ „Ihr ſeid wahnſinnig ſchrie er . . . Circe! machſt du Menſchen zu Eſeln? zu Mauleſeln? bin ich verrückt?“ — „Ihr Vater iſt der Kronſyndicus! ſagte Lucinde mit einer Feſtigkeit, als ſpräche ſie von Dingen, die ihrer Jugend völlig angemeſſen wären. Ein convulſiviſches Gelächter erſtickte den erſten Aufſchrei des zu ſeiner übrigen Erregung nun auch noch halb Berauſchten. Ruhig fuhr Lucinde fort: darum ſorgt er für unſere Zukunft. — Haha! Und nun ſprach Klingsohr plötzlich, wie ſich und die ganze Situation parodirend, plattdeutſch, dem ohnehin ſchon eine

komiſche Wirkung beiwohnt. Er parodirte ihren feierlichen Ernſt. Sie wandte ſich zum Schmollen uud ließ ihn ſtehen. Klingsohr warf ſich in ſeinen Seſſel und blickte geiſterhaft vor ſich hin . . . Dann ſetzte er ſich ruhiger zu Lucindens Füßen auf eine Fußbank." —

Dort faſelt er „mit dumpfer Stimme" über die deutſchen Racen und das Weſen der Baſtarde.

(S. 198.) „Ermüdet vor Aufregung, eingelullt durch den Wein und die geſpenſtiſche Weiſe des wie immer dergleichen im Prophetenton vor ſich Hinſprechenden, ließ Lucinde es geſchehen, daß der düſtere Träumer, in deſſen Seele es gleichfalls ſchon lange mehr zur Nacht als zum Lichte ſich zu wenden ſchien (das heißt doch —?) ihre Hände ergriff, dieſe küßte, näher und näher ſeine Wange an die ihrige ſchmiegte und ſie in ganzer Länge auf den ſchwellenden Divan ausſtreckte. Eine Weile betrachtete er ſie mit gefaltenen Händen . . . Dies ſah ſie noch . . . ihr Auge blieb offen oder blinzelte doch . . Ihre Mienen waren in ein Lachen wie erſtarrt . . . Jetzt ein Epheukranz um dein Haupt, flüſterte Klingsohr, der Thyrſusſtab mit Weinlaub in deiner Hand, ein Pardelfell unter dir, und die Bacchantin erwartet ihren Praxiteles! Lucinde verſtand nichts; ſie hauchte nur: doch! doch! doch! Doch hat der Kronſyndicus recht, war ihre Meinung. Seine Phantaſie malte ſich die Möglichkeit aus — und wie bei ſolchen Naturen dann geſchieht, ſah er allmälig die Wirklichkeit. Jetzt als wenn ihn Furien peitſchten, er müßte und ſollte glauben, erhob er ſich und ſprach unausgeſetzt, wol ein halb Dutzend Mal vor ſich hin: Wär' es denn möglich? — Indem meldeten die Diener das Nachlaſſen des Regens . . . Spannt ein! rief Klingsohr wild und erhob die Flaſche. Und wieder ſchenkte er voll und nicht mehr in die kleinen ſpitzen Gläſer, ſondern in Waſſergläſer.*) Er kredenzte ebenſo Lucinden, die trank, weil ſie Waſſer zu nehmen glaubte . . . Drei Späne aus dem Thor der kleinen Buſchmühle! lallte Klingsohr und zog den Ton wie durch die Zähne, ſo daß es ſchneidend hämiſch und bitter erklang."

Neue Faſeleien, neue Citate aus Liedern.

(S. 201.) „Fiebernd, im Taumel der entfeſſelten Sinne hatte er ſich über die Halbſchlummernde gebeugt . . . zurückgeſunken und halb auf dem Divan ausgeſtreckt, hielt ſie den linken Arm rückwärts unter das Haupt gelehnt . . mit dem rechten wehrte ſie **kraftlos** ſtürmiſchere Zärtlichkeiten ab . . das Bewußtſein verging ihr . . . die Augen ſchloſſen ſich, müde wie damals im Walde mit Oscar Binder. Sie träumte ſchon ehe ſie ganz entſchlummert war. Selbſt eine heftige Erſchütterung, die ſie annehmen laſſen mußte, daß Klingsohr plötzlich aufſprang, erweckte ſie diesmal nicht."

Ihre Träume werden beſchrieben.

(S. 201). Nun erwachte ſie. Um ſie her war es ſtill. Die Lichter waren ausgelöſcht bis auf eines, das faſt niedergebrannt war. Sie mußte ſo ſchlummernd

*) Das frühere Referat ſagte: „Zuletzt trinken ſie Champagner aus Biergläſern." Die Berichtigung haben wir anfangs gar nicht verſtanden, da bei uns, wenn man zu Hauſe Bier trinkt, man ſich derſelben Gläſer bedient, aus denen man Waſſer trinkt; dieſe nennt man Biergläſer im Gegenſatz zu Weingläſern. In Dresden denkt man dabei wol gleich an ein „Töpfchen?" —

mindeſtens ſchon eine Stunde gelegen haben.*) Sie richtete ſich empor. Was war geſchehen? Hatte ſie Klingsohr verlaſſen, ohne ſie zu wecken? Nichts war zu hören als das Klappern einer fernen nicht geſchloſſenen Thür. Die Reſte der Mahlzeit, die leeren Flaſchen und halbgefüllten Gläſer ſtanden unabgeräumt, wirr durcheinander. Sie boten jenen Anblick, der nach einer Orgie die Sinne ſo ernüchtert, die Empfindung ſo beſchämt und empört . . . Unendlich müde, wie zerſchlagen an allen Gliedern, durchfröſtelt von der kühlen Luft des Zimmers, das geöffnet geweſen ſein mußte, ſuchte ſie nach Menſchen, die noch wach waren. Alles war wie ausgeſtorben . . . Von Klingsohr war ihr doch geweſen, als hätte ſie im Traum gehört, wie er laut über ſie hinweggerufen, an ihr gerüttelt hätte, und Menſchen mußten im Zimmer geweſen ſein, alle Stühle ſtanden ja in Unordnung, der getäfelte Boden knirſchte ſogar von förmlichem Schmuz . . . Sie gedachte jetzt deutlicher Klingsohrs, gedachte erſchreckend ſeiner letzten Zärtlichkeiten, die ſie mit ſchon geſchwundenem Bewußtſein hingenommen . . . " „Sie nahm das Licht, um über den Hof zu ſchreiten. Erſt mußte ſie durch die langen Corridore, wo rings an den Wänden die Spiegel ihre eigene Geſtalt wiedergaben. Wie ſah ſie aus! wie aufgelöſt hing das Haar! Wie lag das Kleid von den Schultern herab!"

Das Licht geht aus, ſie legt ſich auf das Kanapee und ſchläft wieder ein. Von ihren Träumen nur einer:

(S. 205) „Sie ſah die Frau Hauptmännin Tauben morden und Mäuſe fangen aus freier Hand und vor ſchönen Prinzeſſinnen knixen und ſie dann in den Keller ſperren, wohin ſie ihnen in der Nacht Beſuche machte, mit der Lampe über ihnen hinwegleuchtend und lachend, wenn eine Ratte an ihnen nagte . . . grade wie ſie ihr einſt gethan."

Alſo wirklich? Das iſt doch noch etwas mehr, als mit Pflaumenkernen und Waſſer genudelt zu werden! — Zuletzt beim Erwachen die Nachricht, man habe den Deichgrafen ermordet gefunden: „abgeſtochen mit einem Meſſer, grade wie man einen Karpfen abſticht, dicht am Kiemen! (S. 207.)

Wer dieſe Scenen mit unſerm früheren Bericht vergleicht, wird erkennen, daß wir anſtatt zu übertreiben, vielmehr das Widerliche jener Scenen ſtark gemildert haben. Wir haben aus Rückſicht für unſere Leſer eine Seite jenes Bildes ganz verwiſcht: die Lüſternheit. Es iſt möglich, daß ſich bei Eugen Sue ſchmuzigere Scenen vorfinden, obgleich wir ſie nicht kennen. Schwerlich wird ſich eine finden, die im Verhältniß zu dem, was vorhergeht und was nachfolgt, einen ſo widerlichen Eindruck macht. Hier iſt nicht von jener offenen Sinnlichkeit die Rede, die zuweilen den Leſer bezaubert, auch wenn er in Zweifel iſt, ob ſie äſthetiſch zu billigen ſei, ſondern von jenen ſiechen Velleitäten, die aus dem Weinrauſch und aus ſchlechten Reminiscenzen hervorgehn. Folgende Umſtände ſind es, die jener Scene den rechten Hautgout geben.

*) Wie ſchnell die Lichter verbrennen!

1) Klingsohr und Lucinde sind nach der Absicht des Verfassers geniale, kräftige, interessante, im Ganzen liebenswürdige Naturen, freilich durch ihre Phantasie der Verführung ausgesetzt, aber in diesem Augenblick noch so edel als möglich.

2) Lucinde wird beauftragt, dem Mann, den sie liebt, ein Geheimniß mitzutheilen, welches ihn in seiner tiefsten Seele tödtlich verletzen muß; ein Geheimniß, welches die Ehre seiner Eltern vernichtet. Um diesen Moment vorzubereiten, denkt sie hauptsächlich daran, ihm eine brillante Tafel zu decken, ihm glänzende Möbel zu zeigen, ihm eine Masse Champagner aufzufahren. So empfindet nach Dr. Gutzkow das Weib, das den Mann liebt, im Augenblick, wo seiner Ehre ein tödtlicher Schlag versetzt werden soll! Sie empfängt ihn mit der göttlichen Zweideutigkeit: „Sie sollen bewirthet werden wie — ein Sohn vom Hause!“ Sie zeigt während der ganzen Scene keine Spur von tieferem Mitgefühl, keine Spur von widerklingendem Schmerz, keine Spur von Scham. Sie macht den Eindruck einer Dirne.

3) Nun Herr Klingsohr. Wenn ein anderer Mensch, nicht etwa ein besonders edler, sondern ein Mensch von leidlich natürlichem Gefühl plötzlich hört, deine Mutter ist entehrt und du bist die Frucht eines Ehebruchs, so wird dieser Mensch, selbst wenn er im Zustand der Trunkenheit sein sollte, plötzlich nüchtern werden, er wird alles von sich stoßen und davoneilen, dem Geheimniß vollständig auf die Spur zu kommen oder Rache auszuüben, oder irgend etwas thun, nur das nicht, was Herr Klingsohr thut. Herr Klingsohr setzt seine Völlerei fort bis er lallt, radotirt über verschiedene philosophische Gegenstände, übt Zärtlichkeiten gegen Lucinde aus u. s. w. Herr Klingsohr ist Lucindens würdig.

Freilich treibt ers im Folgenden noch schlimmer. Von jener Orgie wird er zur Leiche desjenigen gerufen, den er bis dahin für seinen Vater gehalten hatte. Er findet daselbst als Zeugniß des Mordes ein Stück von dem Tuchkragen des Mannes, den er jetzt für seinen Vater hält (S. 333). Wahrscheinlich mit diesem Zeugniß ausgerüstet, das sich nachher in seiner Brieftasche vorfindet, kommt er zum Kronsyndicus und bleibt lange mit ihm eingeschlossen; das Einzige, was der Roman über die Unterredung bemerkt, ist, daß sie sich zwei Flaschen Burgunder kommen lassen S. 215. Ein anderer ist als des Mordes verdächtig eingezogen, Klingsohr und der Kronsyndicus besprechen untereinander und mit dem ältesten Sohn des Kronsyndicus die ganze Mordangelegenheit, sie halten zusammen einen Termin in der Criminalunterſuchung gegen den als verdächtig Eingezogenen, wo zu Protokoll genommen wird, jener Tuchkragen sei durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit plötzlich abhanden gekommen S. 221, sie kommen sehr bleich und der Querfragen müde vom Amt zurück und trinken Champagner. Lucinden aber thut es wohl, so trau-

lich hinter dem Champagnerglaſe zwei feſte, kraftvoll verbundene Männer zu ſehn! S. 225. Klingsohr lebt von da an auf Koſten des Kronſyndicus, deſſen Sohn Jerome, den er doch für ſeinen Bruder halten muß, er im Duell erſchießt.

Dieſe verſchiedenen Charaktermomente ſind in einer ſo erſtaunlichen Weiſe miteinander combinirt, daß man zum Verſtändniß derſelben die dichteriſche Production Gutzkows überhaupt ins Auge faſſen muß. Aus dieſer Unterſuchung ergibt ſich, daß nicht ſein böſer Wille, ſondern nur ſeine völlige dichteriſche Unfähigkeit ſolche Monſtroſitäten zur Welt bringt, daß es ihm infolge deſſen ebenſo wenig möglich iſt, wirklich böſe als wirklich gute Menſchen zu ſchildern. Seine Geſtalten von der erſten bis zur letzten ſind nur Mollusken, ſie haben keinen Knochenbau, und ſo ſtark ſie in Empfindungen ſind, fehlt ihnen doch die Seele.

Mit Recht tadelt man den Materialismus der heutigen Naturwiſſenſchaft, daß er, vielleicht ohne es zu wollen, den Glauben an die Seele untergräbt, den Glauben an jene individuelle Lebenskraft, die, uns allen bekannt obgleich uns allen wunderbar, aus innerer Naturbeſtimmtheit heraus der äußern Naturbeſtimmtheit widerſteht, bald ſie bezwingt, bald ihr unterliegt, und ſo ihr eignes Schickſal iſt. Indeß iſt dieſe Doctrin, weil ſie vom Gefühl wie von der Wahrnehmung leicht widerlegt wird, viel weniger ſchädlich, als jene mißbräuchlich ſogenannte Dichtung, die uns ſeelenloſe Geſtalten vorführt und uns daran gewöhnt. Der Glaube an die Freiheit iſt von dem Bewußtſein der innern Naturbeſtimmtheit der Seele, die ſich nicht in bloße ſinnliche Eindrücke, in bloße Empfindungen zerbröckeln läßt, unzertrennlich verbunden: nur die Seele kann ſich frei nennen, die ihrer eignen Nothwendigkeit folgt. Dichter mit Talent aber ohne ſchöpferiſche Kraft ſind nie im Stande, das Bild einer ſolchen Seele hervorzubringen, ſie ſind auch nie im Stande, eine wahre Leidenſchaft zu ſchildern, denn auch die Leidenſchaft, die alle mitwirkenden Umſtände überflutet, iſt ein Ausfluß jener dämoniſchen Kraft, die zu verherrlichen von Alters her als die hohe Aufgabe der Tragödie angeſehn wurde. Jene Dichter, die, unfähig den Kern des Weſens zu erfaſſen, alles, was geſchieht, aus zufälligen Umſtänden, Eindrücken und Erregungen herleiten, verfallen eben deshalb nothwendig in Unſittlichkeit, denn Unſittlichkeit iſt nichts Anderes, als der Atomismus des Willens. Ein ſolcher Dichter, an Talent und Erfindung Gutzkow überlegen, an Bildung freilich ihm nachſtehend, aber ſeiner Zeit ebenſo gefeiert als dieſer, weil er ebenſo dem Inſtinct der Menge huldigte, war Kotzebue: die Parallele würde ſich bis ins Einzelne durchführen laſſen. Auch Kotzebue ging nicht etwa darauf aus, die Sittlichkeit zu untergraben, im Gegentheil hatte er die beſte Abſicht, namentlich in ſeinen Trauerſpielen tugendhafte Helden und Menſchen zu ſchildern; aber weil ihm die

schöpferische Kraft abging, wurden daraus regelmäßig Eulalien, die im entscheidenden Augenblick sagten: „sie stoßen da auf eine Unbegreiflichkeit in meiner Geschichte."

Dasselbe könnte man von Gutzkows Figuren sagen. Klingsohr und Lucinde, die einzigen Personen dieses ersten Bandes, in deren Seelenbewegung er uns einzuführen sucht, erregen in jedem Augenblick die Empfindung, daß sie ebenso gut das gerade Gegentheil von dem thun könnten, was sie wirklich thun. Es ist in ihnen, wie gesagt, keine Seele; sie tragen kein Gesetz der innern Nothwendigkeit in sich, und darum kennen sie auch keine Leidenschaft, obgleich namentlich der eine von ihnen alle Augenblicke tobt und lärmt, die Stühle zerbricht und dergl. Und von derselben Art sind seine sämmtlichen Helden vom ersten bis zum letzten. Darum ist es eben so schwer, sie zu analysiren, ohne den Leser zu ermüden, den er durch eine ungeheure Masse äußerer Erfindungen täuscht. Was aber Gutzkow von den übrigen Poeten seines Gleichen unterscheidet, ist, daß seine Bildung so weit geht, ihm auf Augenblicke die Erbärmlichkeit seines Helden klar zu machen; in solchen Augenblicken nimmt er den Anschein eines Satirikers an, den er aber in der nächsten Stunde über neuen Eindrücken, neuen Empfindungen wieder vergißt. Solche Züge finden sich auch im gegenwärtigen Band mehrfach, und Figuren wie Schlurk und Strohmer in den Rittern vom Geist, in denen sich wirklich einige brillante Einfälle finden, sehen ganz aus wie eine Satire auf seine eignen Schöpfungen; aber sobald er sich zusammenrafft, um einen tüchtigen Menschen zu schildern, wird wieder ein Schlurk oder Strohmer daraus, nur in anderem Costüm.

Wer nicht von innerer Nothwendigkeit ausgeht, verfällt dem Zwang der äußern Umstände d. h. dem Atomismus, und man wird an den vierten König in Goethes Märchen erinnert, der, sobald ihm die Irrlichter die Goldadern aussaugen, in einen lächerlichen und unförmigen Klumpen zusammenfällt. Eine solche Gemüthsstimmung ist auch der wahren Satire nicht mächtig, denn auch diese verlangt ein festes Maß der Seele, das man auch im Uebermuth nicht aus den Augen setzt. Gutzkow, in seinem innersten Wesen ein Unempfinder, bemüht sich durchweg, sich selber in Rührung zu sprechen. Er lauscht gewissermaßen mit Behagen dem Klang seiner eigenen Worte. Nun wird er aber gleichzeitig von unzähligen sich widersprechenden Gedanken und Empfindungen heimgesucht und da er keinem derselben Widerstand zu leisten vermag, widerfährt ihm fast durchweg, daß er das Ungehörigste in den Vordergrund schiebt, daß seine Rührung plötzlich in blasirte oder gar in faunische Stimmung überspringt und daß seine Satire in schwächlicher, empfindsamer Rührung verklingt.

Diese Gesetzlosigkeit seines Geistes zeigt sich aber nicht blos in der großen

Compoſition, ſondern ſelbſt in ſeinem Stil, in ſeinem Wortbau, in ſeiner Satzverbindung; Beiſpiele auszuwählen iſt nur wegen der ungeheueren Menge ſolcher Sätze ſchwierig: und zwar meinen wir nicht die Reden ſeiner Helden, die er vielleicht abſichtlich Unſinn vorbringen läßt, wie denn z. B. aus Klingsohrs Munde nie ein vernünftiges Wort kommt, ſondern wir meinen die Stellen, wo er in eigener Perſon ſpricht. Hier nur ein Beiſpiel aus dem dritten Bande des Zauberers von Rom S. 35. Man möge die Stelle ſelbſt nachſchlagen, um ſich zu überzeugen, daß der Zuſammenhang mit dem Uebrigen gleichgiltig iſt.

„Die Pein des Fegefeuers mußte ſie alſo glücklich und ſchnell überſtanden haben, Dank der gründlichen Verſehung mit den letzten Heilsmitteln durch den geliebten Prieſter, der täglich und ſtündlich von ihr und ihrer hochverehrten Freundin und Beſchützerin Lucinde Schwarz erwartet wurde. Nachdem ſie ſich eben aus ihrem Danaezuſtande — Danae muß blond geweſen ſein, weil ihre Schönheit Jupitern auf den Gedanken brachte, ſie grade in ihrer eignen Geſtalt zu überraſchen — in die erſte nothwendigſte Kleidung geworfen und ihr auch Jupiter-Piters Zudringlichkeit dabei nicht mit allzu grellem Schrecken eingefallen war“ u. ſ. w.

Man überlege ſich die Ideenaſſociation dieſes Satzbaues. Zuerſt heißt Danaezuſtand doch wol Nacktheit; wie er vom Nackten aufs blonde Haar kommt, das weiß der liebe Gott! Dann wird die blonde Farbe des Goldregens ihre eigene Geſtalt genannt und dann ſoll wieder ihre Schönheit ihn veranlaßt haben, ihr blond zu erſcheinen. Bei dieſem Bilderwirbel vergeht einem wirklich Hören und Sehen! Und Sätze von der gleichen Stärke übernehmen wir aus jedem Band ſeiner Werke wenigſtens zwanzig anzuführen. Daß ſich das Publicum dieſen Stil gefallen läßt, zeigt, wie ſehr auch hier eine Reinigung des Geſchmacks Noth thut.

Wenn aber ſolche ſtiliſtiſche Fehler durch nachträgliche Feile weggeſchafft werden könnten, ſo iſt das nicht möglich bei dem Organismus der Bilder und Geſtalten im Großen. Sie alle ſind von jener Krankheit angefreſſen, die nur den chemiſchen Proceß verſtattet und jede Heilung unmöglich macht. Zu jenen Gebrechen gehört auch, daß ſeine Geſchichten und grade die auffallendſten gar keine Folge haben. So auch jene Betrunkenheitsſcene zwiſchen Klingsohr und Lucinde, die gar keine Folge hat — auch nicht die etwa zu erwartende — und nur um ihrer eignen Schönheit willen da iſt.

Nun kommen wir aber auf einen ernſteren Punkt. Gutzkow hat es gewagt, ſeinen Roman dem deutſchen Volk zu widmen: er ſoll „beitragen helfen, die vaterländiſche Einheit zu fördern.“ Bei der Breite, welche die Figuren des erſten Bandes einnehmen, macht er den Eindruck, als ſolle er eine Geſammtſchilderung der deutſchen Zuſtände ſein, die uns der „Lockpfeife des römiſchen Vogelſtellers“ ausſetzen. Wie nun die beiden Helden Lucinde und Klingsohr beſchaffen ſind, haben wir geſehn; die andern Perſonen ſind entweder Narren und Schurken oder ganz unbedeutend, nicht ein einziger Charakter, der uns

mit dem Leben und diesen Zuständen versöhnt. Ueberall eine wüste Unordnung, ein Gemisch von unreifem Hochmuth und Verschrobenheit. Wir glauben, es kann dem deutschen Volk nicht gleichgiltig sein, so geschildert zu werden, um so weniger, da die Schilderungen nicht wahr sind, ja es würde eine nicht geringe Kunst dazu gehören, in Deutschland eine solche Fülle von Zerrbildern aufzutreiben, als dieser Roman sie aufweist. Hochklingende Worte, an denen es in der Vorrede nicht fehlt, verrathen ihre Absicht zu deutlich; wie es ihnen aber gelingen kann, trotz ihrer Hohlheit wenigstens die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn — darüber Erklärungen zu geben, möchten wir noch gern vermeiden.

Von der preußischen Grenze.

Daß die Kriegsbereitschaft von drei Armeecorps, unserm Bundescontingent, nicht das letzte Wort unsrer Regierung in der großen Tagesfrage sein würde, konnte sich jeder selbst sagen; wol aber mochte es manchen überraschen, daß die weitern militärischen und finanziellen Vorlagen so schnell auf die ersten folgten. Auch wir verstehn nicht, woher diese Beschleunigung kommt, da diese Maßregeln sehr viel kosten und da eine unmittelbare Betheiligung am Kriege nicht in der Absicht zu liegen scheint; aber wir glauben gern, daß der Regierung Thatsachen bekannt sind, von denen wir nichts wissen und die eine schnellere Rüstung auf alle Gefahr hin erforderlich machen. Um so nothwendiger wird es aber jetzt, wo die Action wirklich beginnt, daß unsere Regierung sich über das, was sie vorhat, unserem und dem deutschen Volk, so wie den deutschen Bundesregierungen gegenüber klar und energisch ausspricht.

Eine solche Offenheit ist jetzt doppelt nöthig, da die öffentliche Meinung, in ruhigen Zeiten freilich etwas sehr Gleichgiltiges, jetzt anfängt eine ernste und gefährliche Macht zu werden. Es liegt in dieser Erhebung des deutschen Nationalgefühls und schon in der Möglichkeit derselben etwas sehr Edles, etwas sehr Werthvolles für unsere Zukunft, und wenn wir auch nicht der Ansicht sind, daß dieselbe jetzt die richtige Strömung gefunden hat, so trägt die Schuld wahrlich nicht das deutsche Volk. Die Erinnerung an Deutschlands Schmach in den Jahren 1805—1813, die leidenschaftliche Erregung gegen den großen Friedensstörer, der unabsehbares Elend über den ganzen Continent zu bringen droht, diese Gefühle suchen nach einem thatkräftigen Ausdruck, und da die öffentliche Meinung sich stets demjenigen anschließt, der die kräftigste und entschiedenste Action entfaltet, so ist es sehr begreiflich, daß der bei weitem größere Theil des deutschen Publicums mit seinen Gefühlen dem östreichischen Heerlager folgt, dessen Fahnen wenigstens dem Anschein nach die deutsche Sache vertreten. Was man auch der östreichischen Regierung vorwerfen mag, Schwäche hat sie nicht gezeigt, und dem Starken und Entschlossenen folgt ebenso der Feige wie der Muthige.

Diese Bewegung innerhalb des Volks ist so stark geworden, daß die deutschen Regierungen, von denen ohnehin ein Theil mit dem Volk sympathisirt, ihr auf die

Länge schwerlich werden widerstehn können. Sie hat auch im preußischen Volke starken Anklang gefunden, wie wir aus der Presse sehn, die selten etwas mehr ist als ein Wärmemesser der allgemeinen Stimmung. Wenn die preußische Regierung sich nicht der Gefahr aussetzen will, willenlos in diese Bewegung mit hineingerissen zu werden, und die Schrecken des Kampfes zu theilen, ohne von seinen Früchten etwas hoffen zu dürfen, so ist es jetzt die höchste Zeit, daß sie versucht, diesem dunklen Strom des allgemeinen Gefühls eine bestimmte Richtung zu geben.

Es wird ihr das um so eher möglich sein, da die Menge über das, was sie will, bisher noch ganz im Unklaren ist. Sie ist aufgeregt und verlangt nach Action, sie haßt den Friedensstörer und verlangt dessen Sturz, wenigstens dessen Demüthigung, alles Andere ist ihr vorläufig gleichgiltig; sie hat die Folgen von 1815, die Folgen von 1849 ganz und gar vergessen. Nicht das Concordat, nicht die Angelegenheiten von Hessen-Kassel und Holstein, nicht die alten und neuen Finanzmaßregeln Oestreichs stören die Unbedingtheit ihrer Theilnahme. Wenn sich hin und wieder die Empfindung regt, daß Deutschland doch irgend einen Nutzen von dieser Krisis haben müsse, so tritt diese theils sehr schüchtern auf, theils klammert sie sich an die unglückseligen Reminiscenzen von 1847 und 48, und es ist gar nicht unmöglich, daß jene unsinnige Idee, die uns zum Gespött Europas gemacht hat, zwei Großmächte von der eschenheimer Gasse und der Paulskirche aus regieren zu wollen, von neuem auftaucht. Möchte ein guter Geist der preußischen Regierung einen wirklich fruchtbaren Gedanken eingeben, der diese Phantome zu Boden schlägt!

Was sie in der Denkschrift beibringt, womit sie ihre Finanzmaßregeln rechtfertigt, ist freilich sehr richtig, aber lange nicht genügend. Charakteristisch bei dieser Denkschrift ist, daß sie sich mit besonderer Heftigkeit gegen das östreichische Ultimatum wendet; während im Uebrigen die Entwicklung der gegenwärtigen Krisis mit fast physiologischer Ruhe nachgezeichnet ist. Wol hat Preußen vollkommen Recht, über jenen eigenmächtigen Schritt ungehalten zu sein, der jetzt um so unbegreiflicher erscheint, da Oestreich den einzigen Zweck, den es dabei vor Augen haben konnte, die Niederwerfung Sardiniens vor Ankunft der französischen Hilfstruppen, wieder aufgegeben hat. Aber dieser Verdruß kann doch kein Motiv sein, die Politik einer Großmacht zu bestimmen, die sich zur Führung Deutschlands berufen glaubt! Welche Entscheidung Preußen auch trifft, der Mangel an Schicklichkeit in diesem letzten Schritt darf keinen Moment derselben bilden.

Preußen formulirt seine Stellung folgendermaßen: es will einmal und vor allem für den Schutz und die Sicherheit Deutschlands Sorge tragen, und zweitens über die Aufrechterhaltung der nationalen Interessen und insbesondere des europäischen Gleichgewichts wachen, sofern dieses durch den Gang der Ereignisse in Frage gestellt werden sollte. Es will die Wiederherstellung eines dauerhaften Friedens.

Wenn die Störung desselben in der That einzig und allein von dem bösen Willen des Kaiser Napoleon herrührte, so bliebe die Beseitigung dieses Hindernisses zwar immer noch sehr schwierig, denn es hieße nichts Anderes, als der französischen Nation mit fremden Waffen eine neue Regierungsform aufzwingen, und was das fruchtet, hat uns die Erfahrung gelehrt; aber man sähe doch wenigstens einen geraden Weg vor sich. Dieses Vorurtheil ist aber ungegründet. Wir wollen die schwere Verantwortung des Kaisers nicht abschwächen, er hat ohne äußere Noth einen

Krieg begonnen, der Millionen von Menschen unglücklich machen wird, aber auch der schlimmste Wille auf dem französischen Thron wäre nicht im Stande gewesen, nur den Gedanken eines so furchtbaren Friedensbruchs zu fassen, wenn nicht das Ungesunde in den Verhältnissen Italiens und Deutschlands ihn dazu aufgefordert hätte. So schwer die Schuld auf dem Haupt dessen lastet, der den Krieg begonnen, ebenso schwer — wir scheuen uns nicht es auszusprechen — würde sie auf denjenigen zurückfallen, der den Krieg durch die Wiederherstellung der alten ungesunden Verhältnisse beendigen wollte.

Bisher hatte man der Sehnsucht der Italiener, frei und selbstständig zu werden, wenn man sie auch als unweise tadelte, doch wenigstens menschliches Mitgefühl gezollt; jetzt soll das Ganze plötzlich lächerlich sein. Man malt ein Volk, welches Jahrhunderte, ja fast ein Jahrtausend lang das erste Culturvolk Europas war, als eine Sammlung von Lazzaronis, Balletspringern und Murmelthierfängern aus, und wenn die officielle Begeisterung noch lange anhält, so wird man im Grafen Cavour bald einen entlaufenen Galeerensklaven sehen, der schon im Mutterleibe verschiedene Todsünden getrieben und seitdem fortgefahren hat, die Welt durch namenlose Verbrechen in Erstaunen zu setzen. Wir können mit unsern Gefühlen und Ueberzeugungen nicht so schnell wechseln. Wir finden das Streben der Italiener, einen eignen Staat zu gründen, und ihre Neigung, günstige Conjuncturen zur Durchführung dieses Strebens zu benutzen, sehr begreiflich, und wenn Graf Cavour jetzt ein sehr verwegenes Spiel zu treiben scheint, so wird ihn die Nachwelt vielleicht einen entschlossenen Staatsmann nennen. Man spöttelt über die Italiener, daß sie sich von Jesuiten und Mönchen gängeln lassen: wen hat denn Sardinien seit Jahren bekämpft als grade diese Mönche und Jesuiten, und wer hat dieselben anders gestützt als Oestreich? — Wir finden ferner, daß Deutschland nicht blos nicht das geringste Interesse dabei hat, daß Oestreichs Hegemonie in Toscana, Modena, dem Kirchenstaat u. s. w. erhalten bleibe, sondern daß es vielmehr das größte Interesse hat, daß diese Hegemonie aufhöre, weil sie uns fortwährend in die unseligsten Verwickelungen reißt. Ja Oestreich selbst könnte nichts Glücklicheres begegnen, als dieser Bürde ledig zu sein, es würde dann allmälig an die Regelung seiner Finanzen denken können.

Indessen ist das ein Punkt, den Oestreich mit sich selber ausmachen möge.

Der zweite Umstand, der den Krieg möglich macht, sind die unklaren deutschen Bundesverhältnisse. Wenn dem Kaiser Napoleon nicht bekannt wäre, daß seit zehn oder elf Jahren Preußen nichts Eifrigeres betrieben hat, als Oestreich in dem Vorhaben zu bekämpfen, die nämliche Rolle in Deutschland zu spielen, die es in Italien spielt; daß die eigenthümliche Verfassung Deutschlands bei jedem ernsten Collisionsfall fast jede Frage unbeantwortet läßt; daß für die Fortdauer der gegenwärtigen Zustände im Grunde niemand schwärmt, so würde er diesen Krieg nicht gewagt haben. Die öffentliche Meinung Deutschlands hat freilich ganz Recht, daß diese innern Mißhelligkeiten uns nicht abhalten dürfen, uns bis auf den letzten Blutstropfen gegen den Uebermuth unserer Nachbarn zu vertheidigen, aber sie übersieht dabei den entscheidenden Umstand. Diese Vertheidigung kann nur dann mit Aussicht auf Erfolg geführt werden, wenn gleichzeitig diejenige Reform unserer Bundesverfassung stattfindet, die unumgänglich nöthig ist. Für die Durchführung dieser Reform ist ferner der gegenwärtige Augenblick der günstigste, ja vielleicht der einzig

mögliche; geht er vorüber, so ist der gegenwärtige Zustand ins Unendliche verlängert. Es kann in diesem Augenblick sämmtlichen Betheiligten, Oestreich, den deutschen Fürsten und dem deutschen Volke nachgewiesen werden, daß sie bei der bloßen Erhaltung des Bestehenden ihre Rechnung nicht finden. Was hat Oestreich im Augenblick der Gefahr von seinem Bundespräsidium für einen Nutzen? Es wäre ihm heilsamer gewesen, wenn es statt dessen mit seinen gesammten Staaten in den Bund eingetreten wäre und dafür den engeren Bund hätte gewähren lassen. Was es von Deutschland braucht, ist Hilfe in der Noth, was es weiter darin sucht, wird es nicht finden, es wird sich nur versteckte Feinde machen, wo es seine natürlichen Bundesgenossen hätte. Die deutschen Fürsten verlangen im deutschen Bunde, und zwar mit Recht, Sicherung gegen die äußern Feinde, Sicherung gegen innere Unruhen; das deutsche Volk verlangt Garantie seiner Rechte: beiden thut also ein Bundesgericht Noth, das nach beiden Seiten unabhängig sei. Am schlimmsten ist es aber mit der freien Entwicklung unserer Nationalkraft bestellt. So lange wir keine Flotte haben, sind wir nicht einmal Dänemark gewachsen, jeder Krieg läßt unsere Küsten wehrlos. Preußen allein kann eine Flotte nicht halten, theils weil die Mittel ihm dazu fehlen, theils weil es keine Häfen hat. So lange uns Hannover jeden Augenblick vom Jahdebusen abschneiden kann, ist unsere Flotte nur ein theueres Spielzeug. Deutschland kann keine Flotte halten, so lange es keine gemeinsame Executive hat.

Wird nun Preußen den gegenwärtigen Augenblick dazu benutzen, mit seinen Vorschlägen an seine Bundesgenossen zu treten? In diesem Fall ist allerdings noch ein Schritt nöthig: es muß durch die Sicherheit seiner innern Verhältnisse Deutschland Vertrauen einflößen. Deutschland, welches, und zwar nicht mit Unrecht, seit zehn Jahren mit Preußen grollte, hat die Wiederherstellung des Rechtszustandes mit großer Sympathie begrüßt, aber es ist noch unsicher — und auch darin können wir ihm nicht Unrecht geben — ob dieser Zustand Dauer verspricht. In ruhigen Verhältnissen hätte sich alles von selbst entwickelt, die jetzige Krisis fordert energische Maßregeln. Die Reaction, aus der Regierung verdrängt, hat ihren Mittelpunkt im Herrenhause gefunden und führt gegen das Ministerium einen rücksichtslosen Kampf, der selbst durch die Noth der letzten Wochen nicht unterbrochen wird. In der Regierung besteht ein Dualismus, der jedes kräftige Auftreten Preußens fast ebenso unmöglich macht, wie die Cabinetskrisis ein kräftiges Auftreten der englischen Regierung. Der Gutgesinnte erweckt Sympathien, aber nur der Starke beherrscht die Situation. Preußen ist stark, sobald es will. Wagt es den entschiedenen Bruch mit der Reaction, stellt es durch die gesetzlichen Mittel, die ihm die Verfassung bietet, die Einheit der Regierung her und tritt dann in voller Rüstung in den Kampfschauplatz, so wird es keine diplomatischen Künste nöthig haben, um alle Kräfte um sich zu sammeln, deren gutem Willen nur die Einwirkung eines mächtigen und zugleich guten Willens fehlte. Wagt es das nicht, dann bleibt uns nur der bescheidene Wunsch, daß diese Krisis nicht mit unserm völligen Ruin endigen möge.

† †

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Ein Bild italienischen Wander- und Klosterlebens.

Ungefähr zwanzig Stunden südöstlich von Rom, am westlichen Abhang der Apenninen, aber noch mitten im Gebirge, liegt die Certosa (Karthause) von Trisulti. Den Bergvorsprung, auf welchem sie erbaut ist, umbrausen in tiefer Thalschlucht die beiden Quellbäche der Cosa, welche ihr Wasser unweit Frosinone dem Sacco, dem Hauptnebenflusse des Garigliano, zuführt. Ich hatte in dieser Karthause auf einem Streifzuge durch die abseits von der Landstraße gelegenen Gebirge zwischen Neapel und Rom einige Tage gastfreie Aufnahme gefunden. Daß ich überhaupt diese von Touristen leider so wenig gekannte Gegend zu durchstreifen Gelegenheit fand, verdankte ich meinem Glücksstern, der mich in der Benedictinerabtei Montecassinos mit zwei katholischen Geistlichen zusammenbrachte, welche gleich mir nach Rom ziehen wollten, aber auf außergewöhnlichem Wege. Mein Entschluß, mit ihnen zu reisen, war bald gefaßt, weil ich mich schon lange sehnte, auch einmal einen Theil der Landschaft des innern Italiens kennen zu lernen, und weil meine Reise nach Montecassino, so wie mein dortiger Aufenthalt mich hatte vorausahnen lassen, was an Großartigkeit und Wildheit hinter jenen Bergen sich bieten würde, welche Sehnsucht erweckend bis dahin den Blick vor mir verschlossen hatten. Meine neuen Reisegenossen reizte, wie ich sehr bald merkte, die Naturschönheit wenig; sie vermieden die große Straße aus rein ökonomischen Gründen, indem sie statt der Nachtquartiere in der Locanda und statt des Pranzo in der Trattorie das Obdach der Klöster und die Tafel der Mönche vorzogen, welchen regelmäßig ihre Satzungen gebieten, die einkehrenden Fremden, namentlich aber die Diener der Kirche und die Pilger, ohne Anspruch auf Entgelt zu beherbergen und zu verköstigen, denn der Herr hat gesagt: „Ich bin fremd gewesen und ihr habt mich aufgenommen“ (Regula Sancti Benedicti, cap. 53). Es ist kaum glaublich, mit welchen geringen Mitteln auf diese Weise die Diener der katholischen Kirche die Länder ihres Glaubens durchziehen können, und wie sehr dadurch das Priesterthum an innerem Zu-

sammenhalt gewinnt. Der eine meiner Begleiter, ein Abbé aus Bordeaux, hatte von einem geistlichen Haus zum andern außer seinem Heimathland Frankreich auch Spanien bereist, war dann nach Italien gegangen, und hatte mehre Monate im Seminario francese zu Rom seinen Studien obgelegen. Während der Sommerszeit schien es ihm angenehmer, die frische Gebirgsluft statt der Malaria Roms zu genießen, er stattete deshalb den Benedictinern Montecassinos einen mehrmonatlichen Besuch ab, und strebte nun — im Herbst — nach Rom zurück. Da es grade Ferienzeit war, hatte es der Rector des Seminars zu Montecassino, mein andrer Begleiter, für eine passende Gelegenheit gefunden, seinen langgehegten Plan einer Reise in die Welthauptstadt auszuführen, um, wie er angab, den Papst, die Peter- und Paulskirche, namentlich aber die Katakomben zu sehen. Den beiden geistlichen Herren, als deren Haupttugend ich den Heldenmuth nicht grade hervorheben kann, mochte es nun nicht unwillkommen sein, einen Dritten zu ihrem intendirten Marsch durch das verdächtige Abruzzenland zu finden. — Doch ich will meine Gefährten in nichts beschuldigen, vielmehr offen anerkennen, daß ich ihnen, wenn nicht den interessantesten, doch jedenfalls den originellsten Theil meiner Reise durch Italien verdanke, und daß sie mir stets liebenswürdige Gesellschafter waren.

Die folgenden Blätter sind bestimmt, eine Skizze unseres Weges von Trisulti bis Rom zu liefern, insbesondere aber unsern Aufenthalt in den Klöstern Santa Scolastica und San Benedetto bei Subjaco zu schildern. —

Zu unserm Weitertransport von Trisulti sollte uns der Padre Procuratore, der Verwalter des Klosters, statt der Esel, die uns bisher in ermüdender Langsamkeit weiter befördert hatten, vier Pferde nebst zwei Führern verschaffen; doch waren deren nur drei und ein Maulthier aufzutreiben. Letzteres wählte sich der Abbé als der Kleinste unter uns; die beiden stärkern der Pferde bestiegen der Rector und ich, dem schwächern banden wir unser nicht eben erhebliches Gepäck auf. Morgens sechs Uhr — es war an einem Octobertage — reisten wir von Trisulti ab. Wir mußten nüchtern aufbrechen, angeblich weil es so früh noch keinen Kaffe gäbe, in Wahrheit aber wol, wie ich nachher zu muthmaßen Grund fand, weil der Fremdendiener des Klosters durch unser Trinkgeld nicht in die beste Laune versetzt war; denn ich erfuhr später, daß unser gemeinsamer Kassenführer, der Rector, ihm für jeden von uns nicht mehr als einen Carlin (etwa vier Silbergroschen) in die Hand gedrückt hatte. Um mir das mangelnde Frühstück nach Möglichkeit zu ersetzen, zugleich aber um einen lebhaft ausgebrochenen Husten ein wenig zu beschwichtigen, wußte ich nichts Besseres zu thun, als in der Klosterapotheke mir eine Quantität Lakritzen zu erstehen, an deren Vertilgung sich bald auch

der Abbé betheiligte, bis wir, eine Stunde etwa von der Karthause, durch Weinberge kamen. Hier stahlen unsere Führer einige Trauben und hielten die eine Handvoll uns, die andere den vermuthlich ebenfalls noch nüchternen Thieren zum Dejeuner hin, was von beiden Seiten bereitwilligst angenommen wurde. —

Unser Reiseplan war, über die Wasserscheide zwischen dem Garigliano und dem Tiber nach dem Thal des Teverone hinzusteuern, hier in Trevi Mittag zu machen, und dem Laufe des Flusses folgend Abends in Subjaco einzutreffen; doch kannte niemand von uns Weg oder Steg, vielmehr mußten wir uns vollständig auf unsere Führer verlassen, die der Gegend kundig sein wollten.

Bald hinter Trisulti stiegen wir in das tiefe und enge Thal der Cosa hinab, dessen steile Wände sich unten fast in spitzem Winkel vereinen; im Grunde tobte das Bergwasser; Eichen- und Kastaniengesträuch bildeten den Halt und die Stütze der zwischenliegenden großen grauen Felsbrocken; der Weg war schmal, steinicht und glatt, dabei oft so steil und unsicher, daß ich unsere Thiere bewundern mußte, wie sie ohne Gefährde ihre ungeübten Reiter fortschafften. Der Rector ließ mich, der ich eigentlich noch nie zu Pferd gesessen hatte, zwar alsbald zum Capitano avanciren und fragte, ob ich meine geladenen Pistolen in der Tasche oder im Felleisen trüge, um den Führern und durch deren geeignete Mittheilung meiner kriegerischen Eigenschaften auch etwaigen Räubern zu imponiren, aber mein Lächeln auf jene Frage und meine Geschicklichkeit in Handhabung meines Rosses hatte gewiß augenblicklich verrathen, daß ich noch wenig im Leben der Anführer einer Cavalcade gewesen war. Nachdem wir das Städtchen Alatri zur Linken in der Tiefe gesehen hatten, ging es über eine Hochebene her zwischen weindurchpflanzten Stoppelfeldern; unfern des Weges zeigten unsere Führer auf eine tiefe natürliche Grube in felsigem Gestein, worin ein Adlerpaar hausen soll, das in der Nähe horstet. Bald erschienen auf drei Berghöhen die Städtchen Vico, Fumone und Roviglio. Unterhalb des erstern, dicht an der grauen zinnentragenden Stadtmauer zogen wir vorbei; dann senkte sich der Weg so jäh, daß wir abzusteigen genöthigt waren. Gegenüber lag an einem Gipfel hinauf Guercino; hier — es mochte neun ein halb Uhr vorüber sein — hatten wir die erste Gelegenheit, Kaffee zu nehmen. Der Kaffetier saß vor seiner Bottegha und brannte seine Bohnen auf offener Straße, wie es allgemein selbst in Rom Sitte oder Gebot ist, weil man die Kaffeedämpfe für schädlich hält und deshalb verlangt, daß sie in die freie Luft ausströmen. In der Bottegha spielte eine Gesellschaft junger Leute Karten; sie schienen zu den Honoratioren des Orts zu gehören, und glaubten sich deshalb wahrscheinlich zu Müßiggang schon am frühen Morgen legitimirt. Ueber dem Schenktisch des Wirthes —

dem Abbé ein lobenswerthes Zeugniß der Religiosität — hing ein kleines Madonnenbild mit einem brennenden Lämpchen darunter, das jedoch so viel als nichts zur Erhellung der düsteren, fast dunkeln Stube beitrug. Trotzdem mundete schwarzer Kaffee und schwarzes Brod vortrefflich; nach kurzer Rast wurden die Pferde von neuem angetrieben. Hinter Guercino nahm die Gegend zeitweilig einen andern Charakter an; es öffnete sich eine schöne Waldpartie mit grünen Wiesen, bis sich unser Weg in einem schmalen Fußpfad zwischen Hagedorngesträuch verlor und dann gänzlich auf Stoppelfeldern verschwand, die mit einer Unmasse von Steinen übersäet waren; die Führer mußten die Pferde am Zügel halten, damit sie nicht stolperten; das Maulthier des Abbé knickte wiederholt in die Knie, und sein Reiter rief im höchsten Zorn ein über das andere Mal: „giuoco la mia vita! (ich setze mein Leben aufs Spiel!)“ Nachher legte er das Bekenntniß ab, er habe der Madonna und allen Heiligen ein Gelübde gethan für den Fall, daß er glücklich die Mühsale unseres Rittes überstehe. Offenbar waren wir vom richtigen Wege abgekommen; denn es hörte eben jeder Weg auf; Rath konnte man sich nirgend erholen, da kein lebendes Wesen sich bis jetzt hatte blicken lassen; die Wissenschaft unserer Führer hatte schon lange ihre Endschaft erreicht; sie vertrösteten uns immer auf eine Osterie, die in der Nähe sein müsse, wo wir Mittag machen könnten. Endlich, um ein Uhr lag sie, ein vereinzeltes elendes Steinhaus in weiter, öder Gegend vor uns; auf den nahen Wiesen weidete zahlreiches Vieh, unter welchem sich die weißen seidenhaarigen Ziegen auszeichneten. Eier und Brod waren das Einzige, was wir zu unserer Stärkung haben konnten, dazu war das Brod schlechter als das, welches unsere Führer zum Futter für die Pferde mitgenommen hatten, wir machten deshalb einen Tausch. Die Wirthsstube, in welche das Licht durch die offenstehende Thür kam, glich mehr einem Stalle, als allem andern, besonders da sich zu unserer Begrüßung gar bald einige Ferkel aus den Nebenzimmern einfanden; wir zogen daher vor, hinter dem Hause auf dem Grase zu diniren; die Würze zu unserm Mahle mußten wir uns selbst verschaffen, denn das offerirte Salz war feucht und so schmuzig, daß es uns anekelte; außer Wasser gab es nichts zu trinken, und wenn ich auch das Glas, welches durch aufgedrückte Finger- und Mundspuren fast undurchsichtig gemacht war, nicht hätte fürchten wollen, so scheute ich mich doch die ohne Brille und Mikroskop darin bemerkbare Menagerie von Infusorien und dergleichen Gewürm in mich aufzunehmen. Jetzt erfuhren wir auch, daß wir von unserer beabsichtigten Route abgekommen waren, indem wir Trevi und den Treverone weit zur Rechten hatten liegen lassen, aber wir waren doch auf eine gang- und fahrbare Straße gekommen, die uns in vier Stunden nach Subjaco führen sollte. Die Beförderung dahin ging jedoch ziemlich langsam von Statten. Die Pferde von Trisulti

gaben den in den vorigen Tagen von uns benutzten, nun abgedankten Eseln nichts nach; unsere Reise ging im ruhigsten fortwährenden Schritt vor sich, auf Secunden konnte ich wol mein Thier zu einem kurzen Trotte anspornen, alsbald aber trat der alte Schneckengang wieder ein, was auch dem Führer das Liebste sein mußte; denn, vor dem Pferde hergehend, bezeigte er eben keine Lust, zum Schnellläufer zu werden.

Höhen und Thäler gab es jetzt nicht mehr zu passiren; die Straße hielt sich ziemlich in demselben Niveau; aber die Gebirge ringsum waren nirgend großartiger als hier; immer höher und höher starrten die Massen mit ihren zackigen Firsten in die Bläue des Himmels hinein. Nie werde ich den Blick auf die Städtchen Afile und Civitella, so wie auf die im Hintergrund erscheinende Höhenkette vergessen, als hinter ihr die glühende Sonnenscheibe verschwand. Bei jeder Biegung des Weges überraschte eine neue Aussicht, und so riesig waren die Berge, daß mir, während ich zu ihren Gipfeln hinaufsah, meine Reisedecke verloren gehen konnte, die ich vor mir auf dem Sattel trug. Erst nach geraumer Zeit merkte ich den mir sehr unangenehmen Verlust; einer der Führer lief auch willig ein beträchtliches Stück des Weges rückwärts, natürlich aber ohne Erfolg; den gesenkten Kopf bedauerlich schüttelnd kehrte er zurück, in seinen Mienen sprach sich eine gewisse Furcht aus, als würde ich ihn der Unvorsichtigkeit zeihen, obwol eine solche mir doch allein zur Last fiel. Er schien auf eine Anzahl Scheltworte gefaßt, glaubte vielleicht sogar an das Empfindlichste, was dem Italiener der niedern Classe begegnen kann, — an eine Entziehung oder Kürzung des Trinkgeldes, die ich meines Theils für so wenig gerechtfertigt hielt, daß ich vielmehr den Rector bat, bei der Bezahlung der Pferde eine Kleinigkeit dem Führer für seinen unfreiwilligen Rückweg zuzulegen. Zu meinem Trost meinte der Abbé, wer die Decke gefunden habe, werde mich segnen, wenn sie ihn im Winter wärme, und das werde mich für die Zukunft glücklicher machen, als ihr Besitz mich je hätte machen können. Mittlerweile hatten wir Civitella berührt, und drei Miglien weiter sahen wir zuerst Subjaco: zwischen Bergen und auf einem solchen liegend erhebt es sich wie ein nicht allzuspitzer Kegel von grauen, verwitterten Häusern mit mattrothen, fast bräunlichen Dächern, über denen als höchster Punkt die Kirche thront.

Im ganzen Thal des Teverone ist keine Stelle, die allgewaltiger zum Menschenherz spräche, als die, an welcher oberhalb dem heutigen Subjaco der Fluß von den simbruinischen Bergen in die äquicolischen ausläuft. Die letztern geben seinem Bett mehr Raum, so daß dasselbe in frühern Zeiten zu einem See sich ausbreiten konnte, unterhalb dessen das dem Plinius und Tacitus schon bekannte Sublacum, das heutige Subjaco lag. Der simbruinische Höhenzug preßt den Bergstrom, ehe er ihn freigibt, zu wüthendem Schäumen zusammen; an beiden Seiten steigen die Berge steil und massenhaft in die

Höhe; den Thalgrund deckt üppiges feuchtes Grün, das sich theils in kurzem Eichengestrüpp, theils in Rasen fast bis zum Kamm der Berge fortsetzt; nur die letzten Berge auf dem rechten Ufer tragen oben Felsen mit mächtigen Spalten und Höhlen, deren Wände sich vertical erheben, oft auch gegen den Fluß hin überhängen. Selbst auf einen Nero hat eine solche Natur Eindruck gemacht: an der linken Thalseite, etwa in der Mitte von deren Höhe wählte er sich einen Bergvorsprung zur Anlage von Bädern; sie stehen gegenwärtig noch in ihren von Epheu fast bedeckten Mauertrümmern als eine der Hauptsache nach angeblich noch unausgebeutete Quelle römischer Alterthümer. Ihnen gegenüber auf der andern Thalseite, hoch zwischen den Felsen, wählte der Stifter des abendländischen Mönchthums, Benedict von Nursia ungefähr ein halbes Jahrtausend nach der Neronischen Kaiserzeit seinen einsiedlerischen Aufenthalt. In Rom vom Treiben der Welt angewidert, zog er sich hierher zurück und lebte drei Jahre lang, nur von einem andern Eremit der Umgegend, Namens Romano gekannt, in einer Grotte, zu welcher das Tageslicht von oben durch eine Felsspalte fiel. Einst entdeckten ihn Viehhirten und diese verbreiteten die Kunde von seiner Gottesfurcht in der Umgegend; bald suchten viele Rath und Trost bei ihm, bis eine Anzahl benachbarter Mönche ihn zu ihrem Abt wählte. Die Strenge, mit der er verfuhr, ließ die Wähler bald ihre Wahl bereuen; sie reichten ihm die Giftschale, diese aber zersprang durch eine Wunderthat Gottes in seiner Hand und er kehrte in seine Einsamkeit zurück. Hier scharten sich mehr und mehr Gleichgesinnte um ihn und vereinten sich unter seiner Leitung zu zwölf Bethäusern; sechs davon lagen nach der nördlichen, sechs nach der südlichen Seite des Berges hin. Der wachsende Ruhm Benedicts erregte den Neid eines benachbarten Presbyters Florentius; dieser sandte einst dem Eremiten ein vergiftetes Brod zum Geschenk; aber Benedict erkannte das Gift und gebot dem Raben, welcher täglich zu ihm aus dem Gebirge kam, um sein Futter zu holen, das Brod an einen Ort hinwegzutragen, wo niemand es finden könnte. So wurde zwar Benedicts Tödtung vereitelt, es gelang aber seine Vertreibung. Florentius ließ vor den Fenstern der Mönche im Klostergarten einen Tanz von sieben nackten Mädchen aufführen und dies brachte Benedict zu dem Entschluß, mit dem ihm liebsten Theil der Seinen den Ort der Verlockung zu fliehen. Er zog nach Montecassino, nachdem er die Brüder, welche er zurückließ, in jene zwölf Bethäuser gleichmäßig vertheilt, und jedem derselben einen Obern vorgesetzt hatte (vergl. Mabillon, annales ordinis Sancti Benedicti, 1703 tom. I. pag. 4. 54.).

Gegenwärtig existirt keines der Bethäuser noch in seiner ursprünglichen Gestalt, doch leitet das jetzige nach Benedicts Schwester benannte Kloster Santa Scolastica bei Subjaco von Benedict noch seinen Ursprung her. Es liegt in einer etwa halbstündigen Entfernung von der Stadt am Ausgang

des obenerwähnten simbruinischen Höhenzugs und zwar an dem nämlichen Berge, auf welchem oben über der heiligen Höhle (sacro speco) des Eremiten das heutige Kloster San Benedetto oder Sacro Speco erbaut ist. Ersteres Kloster, das wir zu unserm nächsten Aufenthaltsort bestimmt hatten, kam uns nicht eher in Sicht, als bis unsre Straße die letzte Wendung machte, um an den von ihr überbrückten Teverone herunterzusteigen. Unweit der Brücke erhebt sich jenseits der Weg zu der hellgrauen Masse der Klostergebäulichkeiten. Noch eine Viertelstunde und wir standen nach beinahe zwölfstündigem, zwar sehr ermüdendem, aber auch sehr lohnendem Ritt an der Einlaßpforte.

Während wir in den andern Klöstern, welche wir besuchten, alsbald in die zur Aufnahme der Fremden bestimmten Zimmer geführt worden waren, brachte man uns in Santa Scolastica zunächst in ein gleich am Eingang gelegnes Sprechzimmer (parlatorio). Hier erschien, nachdem der Pförtner mit unsern Wünschen bekannt gemacht war, der Prior, ein kleiner blonder jugendlicher Mann mit Brille als Vertreter des Abtes. Sein Benehmen war grade nicht übermäßig zuvorkommend, er meinte, es seien noch sieben Fremde angemeldet, er hoffe aber doch, daß wir noch Unterkunft finden würden, und brachte uns hierauf in die Fremdenzimmer (forestieria), von wo er uns bald zur cena abholte. Diese wurde von den Klosterbewohnern und von den Fremden, wie ich es nirgend gefunden hatte, gemeinsam im Refectorium gehalten, und sie gab mir gleich Gelegenheit zu verstehen, was einer meiner frühern Reisegefährten, ein deutscher Jesuit, damit hatte sagen wollen, ich würde in Subjaco kennen lernen, was echte Benedictiner seien, und wie deren Regel müsse gehandhabt werden. Den enorm weiten oblongen Raum des Refectoriums erhellten zwei matte, von der Decke herabhängende Oellampen, ringsum an den Wänden war etwa sechs Fuß hoch vom Boden braun angestrichenes Holzgetäfel, davor stand in Hufeisenform eine zusammenhängende weißgedeckte ungeheure Tafel, und an dieser mit dem Rücken gelehnt, Mönch an Mönch, über hundert an Zahl, alle in der schwarzen Benedictinertracht und mit dem Gesicht dem Innern des Refectoriums zugewandt. In feierlichster Stille schritten wir, dem Prior folgend, mitten durch die Länge des Saals, kein Laut ließ sich hören, und keine Bewegung wahrnehmen, als unsere leisen Schritte; oben hatte der Abt oder sein Stellvertreter seinen Platz, zu seiner Rechten schlossen sich die Fremden an. Zunächst hatten wir uns mit in die Reihe der Klostergenossen vor den Tisch zu stellen, der Prior stimmte einen lateinischen Benedictionsgesang an, woran das ganze Klosterpersonal sich betheiligte; dann schloß ein Paternoster und das übliche Kreuzschlagen die Ceremonie, und man setzte sich an die Tische; stumm wurden uns vom Prior unsere Plätze angewiesen; während der ganzen Mahlzeit wurde strenges Silentium, wie es mit großen goldenen Buchstaben

über der Eingangsthür geboten war, beobachtet, nur las ein Novize von der an einer Langseite des Saals in der Höhe angebrachten Kanzel einen Bericht aus der civiltà cattolica über die damals grade beendete Reise des heiligen Vaters vor, und nach ihm theilten noch zwei seiner Collegen vom Tisch aus Bruchstücke aus dem Leben eines Heiligen in lateinischer Sprache mit. Die Bedienung besorgten ebenfalls zwei Novizen, unter denen dies Geschäft Reihe umgeht. Wir als Fremde wurden vor den übrigen bevorzugt, indem wir mehr und bessere Gerichte erhielten, überhaupt war das ganze Essen splendider als in den bisherigen Klöstern; wenigstens hatten die Macaroni, die Liebesäpfel und die ewigen Eierkuchen aufgehört; sie wurden durch eine dicke Reissuppe und ein gutes Stück Fleisch vertreten, dazu gab es leidlichen Wein und hinterher köstliche Pfirsiche und Trauben. Nach Tisch wiederholte sich derselbe feierliche Gesang, den wir vor Tisch gehört hatten; zum Schluß knieten zwei Novizen einige Minuten lang in der Mitte des Refectoriums nieder. Dann schritt uns der Prior wieder voran und begleitete uns zur Foresteria, wo er uns fast eine Stunde lang bis zum Schlafengehen unterhielt. —

Dieser intime Verkehr zwischen Fremden und Klosterbrüdern machte mir als Protestanten, wenn ich aufrichtig sein soll, den Aufenthalt in S. Scolastica nicht grade behaglich; vielmehr überkam mich eine gewisse Befangenheit und vorzüglich während der Scene im düstern Refectorium der Gedanke, ich wäre unberufener Zeuge eines Cultus gewesen, der nicht der meine war und eben deshalb bei und wegen seiner unverkennbaren Würde für mich etwas Unheimliches hatte; ich mußte mir sagen, daß ich hier vielleicht nicht geduldet würde, wenn man wüßte, daß ich einer andern Confession angehöre. Dies Gefühl änderte sich auch wenig, als ich annehmen durfte, man sei mit meiner Eigenschaft als Akatholik durch meine unterlassene Betheiligung an den üblichen Cultusformen bekannt geworden. Ich faßte daher den Entschluß, jedenfalls andern Tags abzureisen, wenn auch meine Begleiter schon merken ließen, sie hätten nicht übel Lust noch länger zu bleiben. Zu mächtig war der Gegensatz zwischen der freien großen Natur und dem verschlossenen engen Kloster auf mich eingedrungen, ich sehnte mich in das Thal, über den rauschenden Fluß und über die Berge hinweg, auf denen ich den vollen, fast taghellen Schein eines italienischen Mondes in seiner ganzen Pracht aus den Fenstern meines Schlafzimmers liegen sah.

Mit angebrochenem Morgen betrachtete ich mir zuerst meine nächste Umgebung. Die Foresteria hat einen noblern Anstrich wie diejenigen, welche ich bisher kennen lernte, und insofern eine andere Einrichtung, als sie außer den einzelnen Zimmern für die Fremden noch eine Art Vorsaal und ein Conversationszimmer zu deren gemeinsamem Gebrauche enthält. Alle Zimmer sind sehr geräumig und gut möblirt. Im Vorsaal befinden sich mit grünem Tuch

beſchlagene Lehnſeſſel und große Oelbilder von Heiligen, darunter das der Scolaſtica; über der Eingangsthür iſt eine Tafel eingemauert mit der Inſchrift: E vietato per i forestieri di prolongare il suo soggiorno in questo luogo più di 24 ore (Es iſt dem Fremden verboten, länger als vierundzwanzig Stunden an dieſem Orte zu verweilen). Wem dieſe Worte noch Zweifel übrig laſſen ſollten, der fand eine genügende Erläuterung in zwei zur Seite der Thüre angebrachten franzöſiſch und italieniſch abgefaßten Anſchlägen mit Beſtimmungen für die Fremden, worin wiederholt und deutlich ausgeſprochen war, daß es keinem Gaſte, weß Ranges und Standes er auch ſei, geſtattet wäre, länger als eine Nacht und einen Tag im Kloſter zuzubringen; nebenbei war auch erwähnt, daß es verboten ſei, irgend welche Vergütung für die Aufnahme im Kloſter zu offeriren. Die Weisheit jener Beſchränkung des Aufenthalts ſah ich ein, als man mir mittheilte, die Zahl der Einkehrenden belaufe ſich im Monat October durchſchnittlich auf fünfhundert, und als ich merkte, daß es des Abtes Pflicht ſei, fortwährend den Begleiter, Führer und Unterhalter der Gäſte zu machen. Ich kannte dieſe Sitte nicht, wußte auch namentlich nicht, daß der Abt die Fremden in der Foreſtieria aufſuche, ſtatt ſich von ihnen bewillkommnen zu laſſen; es durfte mir deshalb nicht verdacht werden, als ich den Mann im ſchwarzen Habit und ſchwarzen Pilgerhut, der plötzlich des Morgens früh in den Vorſaal trat, worin ich grade mit Schreiben beſchäftigt war, für einen Pilger und für einen Fremden gleich mir hielt. Er reichte mir freundlichſt die Hand und ließ ſich mit mir in ein Geſpräch ein, fragend, woher ich komme, was mein Reiſeziel ſei, und wer mich begleite. Dabei beſchäftigte er ſich damit, mir den Kaffee, welcher eben hereingebracht wurde, einzugießen und mit Milch und Zucker zuzubereiten. Meine Gefährten hatten ſich zur Meſſe in die Kirche begeben; ich erzählte dem vermeintlichen Pilger, ich würde heute abreiſen, jene hätten aber die Abſicht, noch zu bleiben, worauf er antwortete: „Sie können nicht, haben ſie nicht die Thürüberſchrift geleſen?“ Ein ſolcher kategoriſcher Ausſpruch ließ mich ahnen, daß der Mann wol im Kloſter etwas zu ſagen haben müſſe, und dieſe Ahnung beſtärkte ſich, als er auf meine Mittheilung, ich hätte mich für das Archiv in Montecaſſino intereſſirt, erklärte, er müſſe zwar eiligſt in Geſchäften nach Subjaco, wolle mich aber zuvor in die Urkundenſammlung von S. Scolaſtica führen. Den Finger an den Mund gelegt, durchſchritt er mit mir auf den Zehen die Kloſtergänge, mir zuflüſternd, hier herrſche eine andere Stille, als die zu Montecaſſino. Was uns von Mönchsperſonal begegnete, fiel auf die Knie und küßte meinem Begleiter die Hand. Im Vorübergehen rief er zu meiner Unterhaltung einen vierzehnjährigen Knaben aus der Kloſterſchule herbei, der, ein Mailänder von Geburt, vier Jahr lang bei Kempten eine Lehranſtalt beſucht und dort deutſch gelernt hatte. Dieſer mußte mir ſeinen und ſeiner

zwanzig Kameraden luftigen, reinlichen Schlafsaal zeigen; die Bettchen darin, alle von gleicher Größe, standen mit der langen Seite von der Wand ab, und waren jedes ringsum von einem leichten, schneeweißen Betthimmel umgeben. Im Archiv, worin auch einige Antiquitäten aus den Bädern Neros aufbewahrt wurden, darunter ein kleiner Jupiterskopf, wies man mir als ältestes Manuscript einen Codex aus dem zehnten und eine Bibel aus dem dreizehnten Jahrhundert. Der Hauptschatz der Bibliothek ist ein aus der ersten italienischen Presse hervorgegangener Lactantius vom Jahr 1465. Damals sollen nämlich an zweihundert Deutsche im Kloster gewohnt und diese die Buchdruckerkunst nach Italien gebracht haben; das früheste Werk ihrer Hände ist jene Ausgabe des Lactantius, deren Typen vollständig geschriebenen Buchstaben gleichen. Drei Jahr später wurde schon die Druckerei nach Rom geschafft, und deshalb nennen auch die Bücher der nächsten Zeit Rom als ihren Entstehungsort, bis die junge Kunst mehr und mehr Stätten fand, wo sie gepflegt wurde. Eine gedruckte Geschichte des Klosters existirte noch nicht, doch hieß es, eine solche werde binnen Kurzem in Genua erscheinen.

Der Klosterschüler hatte mir inzwischen mitgetheilt, daß unser Führer der Abt von S. Scolastica sei, oder vielmehr der Padre Presidente wie er vermöge seiner besondern Amtswürde heiße. Er war nämlich zugleich Abt von dem Kloster Sacro Speco und Präsident der Benedictinerabteien von Subjaco, Montecassino und la Catra, stand also an Rang über den Aebten der letztern Klöster, und hatte vor Kurzem eine mehrmonatliche Reise als päpstlicher Legat durch Italien, Baiern, Preußen, Belgien und England behufs Revision der dortigen Benedictinerhäuser gemacht. Sein Name war: Pietro Casaretto, sein Geburtsort Ancona, wohin seine Familie aus Genua gezogen war. Als äußeres Abzeichen trug er auf der Brust das Kreuz an seidener Schnur und einen Ring, der einen großen hohen Amethyst faßte. Um das Haupt ging ihm von einem Ohr zum andern ein wol zwei Finger breiter Streifen von Haaren, welche kürzer als die übrigen geschnitten waren, grade umgekehrt wie bei den Karthäusern, an deren höhern Würdenträgern ich an der nämlichen Stelle einen Haarstreifen bemerkte, welcher um einige Linien vor dem übrigen rasirten Theil des Kopfes hervorstand.

Zu den Geschäften des Padre Presidente gehörte auch die Ueberwachung der Diöcese von Subjaco, es rief ihn deshalb, da es Sonntag war, sein Amt dorthin; ehe er sich aber entfernte, gab er mir einen Geleitsmann mit nach Sacro Speco, wohin die beiden andern bereits vorausgegangen waren, und trug ihm auf, oben mich anzumelden und zu sagen, man solle mir alles Sehenswerthe zeigen.

Eine Viertelstunde etwa hatten wir bergauf zu steigen, ein Theil des Weges durchschnitt einen kleinen Olivenhain. Das Kloster zeichnet sich da-

durch aus, daß es an und zwischen die Felsen gebaut ist, in denen einst Benedict lebte. An ihn erinnern vielfach auf die Mauer geschriebene Sprüche, und die Mönche sind voll des Ruhms, ihren Aufenthalt an so heiliger Stätte zu haben; sie erzählen von den sechshundert Brüdern, welche Benedict bei seinem Abzuge nach Montecassino um sich versammelt hatte, und von den zwölf Klöstern, in welche er dieselben vertheilte. Jetzt faßt Sacro Speco, alles in allem, achtunddreißig Personen; der Padre Presidente hat hier sein Nachtquartier; Morgens steigt er herunter nach S. Scolastica und Abends herauf. Für die Fremden ist regelmäßig oben kein Aufenthalt, doch existiren zwei Zimmer für deren Aufnahme; in dem einen wird ein Bett gezeigt, das vier Päpste beherbergte. In das Kloster selbst, wo silentium perpetuum herrscht, erhält niemand Einlaß mit Ausnahme des heiligen Vaters. Den Führer durch die übrigen Räumlichkeiten gab der Novizenmeister ab, welchen ich in Gesellschaft von meinen beiden Reisegefährten in der Kirche traf. Diese macht einen wundersam ergreifenden Eindruck durch das magische Licht in ihrem Innern; der matte Tagesschein mischt sich mit dem matten Schimmer von Lampen. Das Schiff ist klein und ungetheilt, es wird überwölbt von einer Kreuzbogendecke, deren vorderer Theil mit Fresken aus der heiligen Geschichte, angeblich von Giotto, bemalt ist; zum Altar im Chor steigt man einige Stufen herab; hier lagen Männer und Frauen aus dem Landvolke auf den Knien, die Hostie erwartend, welche der Priester vor ihnen weihete. Den Abschluß des Chores bildet eine gerade in die Höhe ragende Felswand, und die Kapellen zur Seite der Kirche sind wie unterirdische Grotten in die Felsen gehauen; in einzelne fällt das Sonnenlicht von oben durch eine Spalte, andere sind ganz dunkel und müssen mit Kerzen erleuchtet werden. Die Benutzung des Berges und seiner Steinmassen in ihrer natürlichen Form zu Wänden gibt dem ganzen Bau der Kirche etwas Irreguläres, aber zugleich etwas Wunderbares und Ueberraschendes. Am Schiffe links vom Eintretenden ist eine Kapelle mit einem großen Bilde Giottos, die Versuchung Benedicts durch eine Schar von Teufeln darstellend, welche ihm das Brod rauben wollen, das der heilige Romano ihm in einem Körbchen von der Höhe des Felsen herabläßt, als er unterhalb desselben im Schutze einer Engelschar betet. Im rechten Querschiff sind nebeneinander zwei Kapellen, die eine enthält Fresken von Giotino: der Tod Scolasticas und gegenüber der des Placidus, die andern zwei Oelgemälde in Goldgrund von Overbeck, Placidus und Maurus, die Schüler Benedicts, zwei jugendliche schwarze Benedictiner mit Krummstäben, beide Kniestück. Der Name des Malers mußte mir mehrfach wiederholt werden, ehe ich verstand, daß es Overbeck sein sollte. Ich führe dies an zum Beweise, daß selbst die bekanntesten Worte der eignen Muttersprache im Munde des Italieners einen so ungewohnten Klang an-

nehmen, daß sie vollständig fremd erscheinen. Und wie dies den deutschen Worten ergeht, so noch vielmehr italienischen für das deutsche Ohr, das vielleicht schon lange in der Heimath durch gründliche Uebung an die fremde Sprache sich gewöhnt hat oder wenigstens sich gewöhnt zu haben vermeint, aber nur zu bald den Unterschied vermerkt zwischen italienisch redenden Deutschen, und italienisch redenden Italienern. — Vom Querschiff der Kirche aus führt eine Treppe zu einer großen unterirdischen Kapelle hinab, die gleichfalls in die Felsen gebaut ist. An der Wand rechts von der Hauptthür ist ein Brustbild Innocenz des Dritten; an der Decke umgeben Heilige und Engel den von der Glorie umstrahlten Christus, alles sehr wohl erhalten, und charakteristische byzantiner Malerei. Mit dieser Kapelle hängt die Felsgrotte zusammen, worin Benedict gelebt und jene auf Giottos Bild wiedergegebene Anfechtung gehabt haben soll. Zum Andenken daran hat man hier Benedict eine Statue errichtet; der jugendliche Einsiedler kniet Hand und Blick nach oben erhoben, wo der freie Himmel über den Felsen liegt; auf einem Vorsprung ist das Körbchen Romanos angebracht. Das Werk ist von carrarischem Marmor; der Bildhauer war Bernini; er machte aus dem Patriarchen des Occident einen engelhaften Knaben von vierzehn Jahren, aber es gelang ihm hier mehr als sonst, ohne Extase seiner Idee Ausdruck zu geben. Auf die erste unterirdische Kapelle folgt tiefer eine zweite und noch tiefer eine dritte; die erste und zweite verbindet die sogenannte heilige Treppe von zweiunddreißig Stufen; Betende, meist Frauen der Umgegend rutschten auf den Knien auf und ab, doch ist es nicht, wie bei der heiligen Treppe das Lateran, verboten, sie mit Füßen zu betreten. Die zweite Kapelle ist Gregor dem Großen geweiht, das Altarbild stellt den bethlehemitischen Kindermord Al-Fresco dar; es soll von Cimabue sein. Die dritte Kapelle, nach welcher sich die heilige Treppe fortsetzt, enthält als Hauptreliquie die Reste einer auf den Fels gemalten Madonna; es soll diejenige gewesen sein, vor welcher Benedict betete. Bei strenger Strafe ist verboten, von den Wänden dieses heiligen Ortes Steine sich abzubröckeln. Vor der Kapelle, aus der man ins Freie an den Berg tritt, breitet sich ein mit dichten Rosenbüschen besetztes Gärtchen aus, in dessen Dornen — so sagt die Legende — sich Benedict nackt umherwälzte, wenn seine Gedanken abschweiften zu einem weiblichen Wesen, das er in seiner Jugendzeit zu Rom gesehen und von da an im Herzen behalten hatte. Das strömende Blut bewirkte, daß Aederchen auf den Rosenblättern entstanden, und diese haben sich durch die Jahrhunderte im Nachwuchse erhalten; denn heutzutage noch finden sich Zweiglein, deren Grün freilich nicht von rothen, aber doch von hellen gelblichen Fasern durchzogen wird. Ein Novize, der uns begleitete, suchte eifrigst nach solchen heiligen Blättern, und machte meinen beiden Begleitern zwei davon zum Geschenk; ich mochte als Ketzer

erkannt sein und ging deshalb leer aus. Außer der Kirche und ihrem Anwesen wurde uns nur noch eine mit dem Kloster verbundene, der heiligen Katharina geweihte Kapelle gezeigt; sie enthielt zwei Fresken, angeblich von Giotto, eine Kreuztragung und Katharinens Martyrthum; gegenüber hatte Annibale Caracci eine Pietà gemalt. Auf dem Wege von der Kirche zu dieser Kapelle durchschreitet man einen offenen Hof mit der überlebensgroßen Statue Benedicts; ihr zur Seite hüpfte der Rabe, welcher zum Andenken an Benedicts oben erwähnten Vergiftungsversuch noch heutzutage üblicherweise in allen Benedictinerklöstern gehalten wird. Die Statue schaut nach den Bergwänden, die unmittelbar hinter der Kirche sich erheben und sich drohend über dieselbe lehnen, als wollten sie niederstürzen und das Kloster begraben; überall sind sie gerissen und namentlich sieht man in der Höhe ein größeres und ein kleineres Felsstück ringsum abgespalten, als wären sie nur durch ein Wunder zurückgehalten, daß sie nicht zerschmetternd herabfielen. Aber die Mönche vertrauen auf den Schutz ihres Heiligen, und wahrhaft rührend war es zu sehen, mit welcher Zuversicht man auf die Hand der Statue hindeutete, die schirmend gegen die Felsen sich ausstreckt, und auf die Unterschrift am Piedestal: „ferma, o rupe, non dannegiare i figlj miei (halte, Fels, und schädige nicht meine Kinder)!" Als ich fragte, ob sich noch nie etwas vom Felsen abgelöst habe, wurde mir ein ausdrucks- und vorwurfsvolles: „mai, mai, (niemals)!" zur Antwort. —

Das Mittagsmahl wurde wieder in S. Scolastica eingenommen; der Padre Presidente war von Subjaco zurückgekehrt, unterhielt uns erst noch eine Zeitlang in der Foresteria führte dann den Fremdenzug, der sich durch drei englische Maler vermehrt hatte, ins Refectorium, und leitete den Gesang, wie Tags zuvor der Prior. Nach Tisch begleitete er uns ebenso zurück, und ließ für jeden einen der jungen Leute des Klosters herbeirufen, welcher in der Sprache des Gastes zu Hause war; wir alle gruppirten uns um das Sopha in dem Gastzimmer, es war ein Kreis von elf Personen; neben den Engländern kamen Engländer zu sitzen, neben dem Abbé ein Franzose, neben mir der junge Mailänder; es sollten im Kloster neun Sprachen vertreten sein. Meinen Nachbar forschte ich aus wegen seiner täglichen Beschäftigungen; er war Schüler der sogenannten lateinischen Schule des Klosters, die weit und breit berühmt sei, und von aller Herren Ländern beschickt werde; weil so verschiedene Sprachelemente im Kloster seien, habe man die Gewohnheit, während des Pranzo außer im Italienischen auch im Französischen und Englischen vorzulesen. Hier und in der Kirche empfingen die Schüler ihren Religionsunterricht, für welchen besondere Stunden nicht weiter bestimmt seien, in der Schule werde nichts gelehrt als lateinisch und in Verbindung damit römische Geschichte, indem nämlich täglich zwei und eine halbe Stunde lang ein latei-

niſcher Hiſtoriker ins Italieniſche übertragen werde; ſonſtige Unterrichtsgegenſtände gäbe es nicht. Obwol mir dies kaum glaublich ſchien, beſtätigte es doch der junge Mailänder wiederholt auf mein inquiſitoriſches Fragen. Sein Wiſſensdurſt mochte wol auch mit dem, was ihm geboten wurde, geſtillt ſein, wenigſtens erklärte er ſich mit ſeinem Aufenthalt im Kloſter ſehr zufrieden, und hing namentlich am Padre Preſidente mit großer Verehrung. So viel ich wahrnehmen konnte, war deſſen Benehmen gegen ſeine Untergebenen aber auch ein äußerſt liebevolles, und ich ſelber muß bekennen, daß ich den Padre bei der kurzen Zeit meines Aufenthaltes wahrhaft hochachten lernte. Er erzählte viel von den Ergebniſſen ſeiner Reiſe. Ein Wunder, meinte er, ſei es, daß in England überhaupt der Katholicismus ſich noch halte; denn wenn auch nicht dankbar genug anerkannt werden könne, daß die Toleranz der engliſchen Regierung ſo groß ſei, als ſie eben bei einer andersgläubigen Regierung ſein könne, ſo ſpreche ſich doch im Volke gegen die Päpſtlichen, welche immer in der Minderheit bleiben würden, ein entſchiedener Haß aus. Sehr habe es ihn erfreut, mit welcher Anhänglichkeit und Treue ihm als Stellvertreter des heiligen Vaters die Katholiken entgegengekommen wären, ſehr aber auch ihn gekränkt, wie ihn bei einem Spaziergang mit einem andern katholiſchen Geiſtlichen in den Straßen Londons der Pöbel inſultirt, und mit Koth beworfen habe, bis ihn ein Policeman befreite. Aber die Veranlaſſung zu ſolchen Exceſſen läge der Hauptſache nach an den dortigen ſchlechten katholiſchen Prieſtern, die meiſt aus dem Abſchaum des franzöſiſchen und italieniſchen Klerus ſich bildeten, weil nur dieſer Abſchaum Luſt bezeige, in einem Lande zu wirken, wo er von Feinden ſtets umgeben und ſeine Religion nur eine tolerirte ſei. Trotz dieſer Verhältniſſe hätten die Katholiken es gewagt, bei ſeiner Ankunft wie bei ſeiner Abreiſe, damit er ſie ſegne, bis zum Bord des Dampfſchiffes ſich heranzudrängen; im letzten Moment ſei noch eine hohe Dame gekommen und hätte ihm eine Banknote von tauſend Pfund eingehändigt, mit der Bitte, für ſie eine Meſſe zu leſen; er habe den Betrag alsbald der Miſſionskaſſe in London überſendet. Bei der ganzen Unterhaltung fiel kein hartes Wort gegen Proteſtanten, und ich glaube kaum, daß der Padre Preſidente wußte, ich ſei Proteſtant, daß er alſo etwa deshalb zurückhielt; mehr leuchtete hier und da eine gewiſſe Antipathie gegen die Jeſuiten durch; es wurde erzählt, daß kürzlich einem Engländer ſeine einzige Tochter entführt ſei, die ſich dann in einem franzöſiſchen Nonnenkloſter wiedergefunden habe, und dabei angedeutet, daß man wol nicht mit Unrecht den Jeſuiten Schuld gebe, die Hände im Spiel gehabt zu haben. Ferner ließ der Padre merken, er habe den Druck der Geſchichte von S. Scolaſtica in Genua beſorgen laſſen, um der römiſchen Cenſur zu entgehen, die vielleicht in ihrer Strenge dieſen und jenen Makel hätte entdecken können. Auch auf München kam die

Rede; anfänglich wußte ich nicht, von welcher monaca man spreche, und es begegnete mir das komische Quiproquo, daß ich auf die Frage: „lei è stato in Monaca?“ mit Lächeln und Kopfschütteln antwortete, weil ich glaubte, man frage: „lei é stato monaco (sind Sie Mönch gewesen)?“ bis mir mein Irrthum deutlich wurde, als man den König Ludwig und die Ludwigskirche erwähnte. Zu meinem starken Trost sollte ich aber bald gewahr werden, daß es unter uns Fremden noch jemanden gäbe, der schlechter als ich das Italienische verstand; denn einer der Engländer ließ auf die Frage des Präsidenten, aus welcher Gegend seines Landes er sei, ein ganz unbefangenes: „Si signore (Ja, mein Herr)!“ vernehmen.

Auf unsern Wunsch wurde uns nach beendigter Conversations- und Kaffeestunde das Kloster gezeigt oder vielmehr eigentlich nur die Kirche und ihre Umgebung: denn der Raum, worin die Zellen sind, bleibt unzugänglich. Der Padre Presidente machte selbst unsern Führer und Erklärer. In dem Kreuzgang des Klosterhofs, der unmittelbar vor der Foresteria ist, sieht man an den Wänden des Klosters Fresken von Päpsten und Kaisern, darunter Otto des Dritten und Heinrichs des Vierten Mutter, Agnes; alle sind künstlerisch von sehr untergeordneter Bedeutung; an einem Pfeiler des Klostergangs hängt eine Tafel mit dem alphabetischen Verzeichniß der sämmtlichen früher zum Klosterterritorium gehörigen Ortschaften. In einem Treppenaufgang steht eine Cipollinsäule aus den Bädern Neros mit weißem korinthischen Capitäl, auf dem die Madonna aufgestellt ist. Das Ganze, ein Denkmal der vergine immaculata, an welche die Benedictiner nach der Inschrift am Piedestal stolz sind, schon vor der Sanction des Dogmas der unbefleckten Empfängniß durch den Papst geglaubt zu haben. Am Eingang der Kirche befindet sich ein Weihbecken, ebenfalls aus Neros Bädern; gleichen Ursprung hat auch ein Stück Mosaikboden in der Sacristei. Die Kirche selbst ist sehr einfacher Bauart; ihr Schiff ist ungetheilt, die Seitenkapellen schmücken Bilder von Van Dyk (angelo custode, S. Girolamo) von Guido Reni (Gregor der Große), von Calabrese und von Luca Gaetano.

Der Abbé wünschte noch einen Tag im Kloster zu bleiben; obwol ich ihn auf die Thürüberschrift in der Foresteria und auf die bezügliche Aeußerung des Präsidenten hinwies, meinte er doch, bei Klerikern, welche mit Empfehlungsschreiben gekommen seien, werde man einen Unterschied machen, und bat den Rector, er möge Erkundigungen einziehen und sagen, sie beide hätten das Verlangen am Altar zu Sacro Speco, der heiligen von ihnen verehrten Stätte, die Messe zu celebriren. Aber man wollte sich darauf nicht einlassen; das „non possono“ des Abtes blieb ein unumstößliches, und meine Gefährten mußten sich bequemen, mit mir ihre Bündel zu schnüren. Zum Schluß wurden wir noch in ein an die Kirche stoßendes Zimmer geführt, worin Benedict

ſeine Regel geſchrieben haben ſoll. Eine Inſchrift an der Wand beſagt dies. Ringsum ſind auch über dem braunen Holzgetäfel der Wände in Goldbuchſtaben die Namen aller der Heiligen angegeben, welche Inſaſſen des Kloſters waren. —

Mit dem Abſchied von S. Scolaſtica hatte meine Kloſterwanderung ihr Ende erreicht. Der Padre Preſidente geleitete uns bis an das äußere Portal; der Abbé und der Rector beugten die Knie und küßten ihm die Hand, ich verbeugte mich ohne weitere Ceremonie, aber der Abt ergriff meine beiden Hände, und drückte ſie herzlichſt, mir glückliche Reiſe wünſchend. In einer halben Stunde hatten wir Subjaco erreicht; am reinen Abendhimmel grenzten ſich ſcharf die Gebirge und die Häuſer der Stadt ab, die immer höher ſich zu heben ſcheint, je näher man ihr kommt. Der Lage nach gehört ſie unſtreitig zu den ſchönſten Punkten Italiens; ſie und ihre Umgebung ſind ein Kleinod für die Maler. Unſer Gaſthaus, (hôtel de l'Europe) lag an dem Thore, welches nach Tivoli und Rom führt, alſo demjenigen entgegengeſetzt, durch welches wir einzogen. Im Fremdenbuch fand ich viele bekannte deutſche Namen, darunter den des preußiſchen Geſandten und einiger römiſchen Künſtler, an welche ich empfohlen war. Man merkte an der guten Bedienung und Verpflegung, ſo wie an der nicht nationalen Reinlichkeit, daß man ſich den Gegenden nähere, in welchen ſich der in dieſer Beziehung erfreuliche Einfluß der Touriſten kundgibt. Der Schein des Vollmondes lockte mich Abends noch einmal vor die Stadt. Der Abbé begleitete mich; die Straßen waren wie todt; nur hier und da ſtanden zwei oder drei Männer vor den Häuſern, deren Schatten geſpenſtiſch über den ſonſt hellen Wegen lag. Die Wirthin rief uns zu: „la luna fa male (der Mond macht krank);“ ich weiß nicht wie viel Wahrheit an dieſem Ausſpruch iſt; ich erklärte aber daraus die Oede der Stadt. Der Abbé wollte alsbald Fieberluft fühlen, und hielt ſich das Taſchentuch vor den Mund, auch ſchien es ihm in Gedanken an mögliche Beraubung gefährlich umherzuirren, wir kehrten deshalb bald wieder zurück.

Andern Morgens ging es mit dreiſpänniger Vettura in vier und einer halben Stunde nach Tivoli. Die Berge werden flacher und kahler. Man paſſirt nur den Franciscanerconvent S. Coſinato und das alte Städtchen Vicovara, ſieht aber zu beiden Seiten des verhältnißmäßig kurzen Weges auf den Höhen nicht weniger als dreizehn Ortſchaften, nämlich zur Linken Rocca di Mezza, Marano, Anticoli, Saracinesco, Caſtello Madama; zur Rechten Agoſto, Arſoli, Roviano und als letzten neapolitaniſchen Grenzort Orcola, ferner Centalupo, Vicenza, Civitella und San Polo. Eine Stunde hinter Vicovara biegt die Straße nach rechts ein, und man erblickt als erſtes Zeichen von Tivoli das Thor der Stadt mit vier ſpitzen Thürmen beſetzt, dann ſchiebt ſich die Stadt ſelbſt hervor, und wir fahren durch die porta, welche die Initialen des Senatus Popu-

lusque Tiburtensis als Ueberschrift trägt, ein auf den Marktplatz. Von hier zum Tempel und zum unmittelbar daneben gelegenen Hotel der Sibylla sind es nur ein paar Schritte. Jedermann kennt im Bild die Fälle des Anio, der hier bei seinem Austritt aus dem Gebirge noch seine volle Schönheit offenbart und in dreifach getheilten Cascaden herabstürzt. Die nächste Umgebung des Tempels, die Neptuns- und Sirenengrotte, so wie den von Gregor dem Sechzehnten geregelten Aquaduct besuchten der Abbé und der Rector noch gemeinsam mit mir; dann fuhren sie — offenbar der Kostenersparniß halber — alsbald weiter nach Rom, um dort noch selbigen Abend einzutreffen. Ich hätte es für ein Delict gehalten, die Villa d'Este, die Villa Hadrians und die Villa des Mäcen unbesehen zu lassen, und trennte mich deshalb von meinen bisherigen Gefährten. Es gereuete mich nicht, daß ich für Tivoli noch einen ganzen Tag verwendete. Von der Terrasse des Casino in der Villa d'Este sah ich zum ersten Mal die Peterskuppel, die sich mächtig am östlichen Horizont abhob; in der Ebene davor spiegelte sich der lago dei tartari; zur Seite hiervon lag das Grabmal der Plautier und näher zu mir her die Trümmerwelt der Villa Hadrians, eingeschlossen von einem Cypressenring und gekennzeichnet durch einzelne hohe Pinien, deren Nadelkrone die Mauern überragte. Gegen Norden sieht als gewaltige Zacke zwischen den Bergkuppen, auf welchen sich gegenüber die Städtchen S. Angelo und Monticelli liegen, der monte Soracte hervor. Dicht vor mir schaute ich in die verwilderten feuchten Anlagen der Villa, auf die kleinen Teiche, und die eintönig sprudelnden Gewässer, auf Lorbeeren, Cypressen und vereinsamte Rosensträuche, auf die Cypressen, unter denen Ariost seine Lieder sang. Neben mir stand die Frau des Custoden mit dem Strickstrumpf in der Hand; sie mit ihrer Familie sind die einzigen Bewohner der Villa; der Eigenthümer derselben, der Herzog von Modena, räumte ihnen im Oberstock einige Zimmer ein; die Prunkgemächer des Hauses Este stehen leer, und kahl sind die mit bunten Fresken bemalten Wände. — Nachdem ich am folgenden Tage unter trübem Himmel und geleitet von einem, dem Fieber kaum entronnenen abgezehrten Führer in der eigentlich bis auf die Mauern zerstörten Villa Hadrians die kolossalen Verhältnisse römischer Kaiserbauten, aber zugleich kennen gelernt hatte, wie die spätere Zeit die Monumente der früheren in Trümmer zu schlagen vermochte, fuhr ich gen Rom, dem „grand sepulcre", wie es der Abbé mir nannte. Die bisherigen sonnigen Tage hatten einstweilen ihr Ende erreicht, neben dem heiteren Tivoli hatte ich auch ein Bild vom windigen und regnerischen bekommen, damit ich bezeugen könnte, daß das italienische Sprichwort nicht lüge: Tivoli o piove, o tira vento. Gegen Abend klärte es sich ein wenig auf; über porta Lorenzo standen hellgrau rosigbestrahlte Wolkenmassen, als ich einzog. Kein Paß wurde verlangt, kein Gepäck visitirt; doch mußte der Wagen einige Zeit am

Thore halten, so daß wir erst mit eingebrochener Dunkelheit, nachdem wir die lange Allee zwischen den himmelhohen Weinbergsmauern der via di porta S. Lorenzo hinter uns hatten, nahe bei der Kirche S. Maria maggiore in die eigentliche Stadt gelangten. Wie es des Vetturins höchstes Befremden erregte, daß ich mich von ihm hatte bescheiden lassen, welches auf dem Wege von Tivoli her der ponte Mammolo, welches der ponte Lucano sei, so erstaunte er noch mehr (vermuthlich weil er wol selten einen zum ersten Mal Rom Besuchenden von Tivoli her hereingefahren haben mochte), daß ich nach piazza Barberina, nach Fontana Trevi, nach monte citorio im Vorüberfahren fragte; es waren mir dies zwar lang bekannte Klänge, und ich hatte mir zu Haus den Plan von Rom möglichst in den Kopf geprägt, aber ich wollte doch aus anderem Munde die Bestätigung und Gewißheit haben, daß ich wirklich und wahrhaftig den Strahl des Berninischen Triton aufsprützen und die Säule Antonins in die Höhe ragen sähe, daß ich wirklich und wahrhaftig das Wasser des Trevibrunnens rauschen höre, mit einem Worte, daß ich in der ewigen Stadt sei. Die ganze Macht dieses Bewußtseins versteht nur, wer sie an sich selbst erfahren hat. A. St.

Der Tod des Reichsverwesers.

„Er konnte später sterben! es hätte die Zeit sich für ein solches Wort gefunden!" An den Ehren und Feierlichkeiten, die dem Erzherzog des alten Hauses ziemen, wird es nicht fehlen; aber daß in seinem Sarge ein gutes Stück unserer Geschichte schläft — wer hätte jetzt Zeit, sich daran zu erinnern! — Und doch wollen wir versuchen, die Aufmerksamkeit dahin zu lenken; denn die Frage, zu deren Lösung er vor elf Jahren berufen zu sein schien, ist noch heute nicht gelöst.

Blättern wir heute in den stenographischen Berichten der deutschen Nationalversammlung, so kommt uns vieles wunderlich und unbegreiflich vor; zu den seltsamsten Scenen vielleicht gehört die Einführung des neu erwählten Reichsverwesers in die Paulskirche, den 12. Juli 1848. Einige Tage vorher waren die Berichte der Abgeordneten vorgelesen, welche den Auftrag hatten, ihm die Wahl zu verkündigen. Schon diese Berichte überströmten von Jubel über den Empfang des Volkes, namentlich der Baiern und Oestreicher. Es wurde

ihnen rühmend nachgesagt (S. 809) daß sie Deutsche, doch ebenso wol Baiern und Oestreicher bleiben wollten; der Deputation sei ein Empfang geworden, wie man ihn sonst nur Fürsten zu bereiten pflegte. Den 12. Juli betrat der Abgeordnete Heckscher, Advocat aus Hamburg, später Reichsminister, jetzt, wenn wir nicht irren, Resident in Wien, die Tribune, und fing seine Rede damit an, daß er eigentlich „der bilderreichen Sprache des Dichters und der Farbe des Künstlers" bedürfe, um seinem Gegenstand gerecht zu werden: trotzdem versprach er nüchtern zu sein, obgleich jetzt die Rede den Eindruck der Weinseligkeit macht. „Wir könnten wie jener große Eroberer beinahe sagen: veni vidi vici!" Doch war auch dieser Triumph nicht ganz ohne Verlust erfochten. „Freund Raveaux", der gemüthliche Radicale, war heiser und krank in Wien zurückgeblieben, denn überall hatten die Abgeordneten stundenlang reden müssen, zuweilen vom zweiten Stock herab vor einer ungeheuern Menge und „Freund Raveaux" als der populärste Charakter, der berühmte Redner der rheinischen Narrenfeste, mußte am meisten sprechen. Zu ihm hatte sich auch der Erzherzog am rührendsten geäußert. In Linz war der Eindruck der Reden so groß, „daß wir gleichsam mit Umarmungen erdrückt wurden." Als man lachte, fuhr Herr Heckscher fort: „versteht sich, von Männern; ich möchte nicht, daß ich einen Irrthum oder ein Mißverständniß, oder gar einen Ordnungsruf durch meine Worte hervorriefe." Alles übertraf aber der Empfang in Wien. „Ich bitte, meine Herrn, es sagen zu dürfen, wir sind mit sogenannten königlichen Ehren begrüßt worden. Aber seien Sie überzeugt, unser einfacher Sinn, das Bewußtsein, daß wir nur als einfache Bürger gekommen wären, hat sich bei keinem von uns auch nur einen Augenblick verleugnet. (Einzelne Stimmen: Bravo!)" Prächtige Scenen werden geschildert, so z. B. in Mähren. „In ihrem eigenthümlichen Nationalanzuge, von Fackeln beleuchtet, erschienen mährische Deputirte und redeten den Reichsverweser in uns unverständlicher mährischer Sprache an, aber der Erzherzog, der nie eine Antwort schuldig blieb, war mit dieser Sprache vertraut und sprach auf solche Weise, daß immer mit Jubel seine Antwort endete." Selbst in Breslau wurde man gut empfangen: „Der Graf von Brandenburg setzte sich mit uns an eine trefflich servirte Tafel." Hier verlangte man, wie wir uns erinnern, auf der Linken die Speisekarte; der stenographische Bericht begnügt sich mit dem Ausdruck: „Heiterkeit". Herr Heckscher fuhr ungestört fort: „Meine Herrn, die Theilnahme gibt sich auch in solchen Dingen kund." — Dresden gab dasselbe Schauspiel, wie Wien und Linz. „Der Reichsverweser speiste dort allein mit der königlichen Familie, wir an einer andern Tafel mit allen Ministern, Gesandten und hohen Militärpersonen, und ich kann Sie versichern, daß auch dort wie immer die hohe Würde der Versammlung in ihren Vertretern aufrecht erhalten worden ist. (Zeichen von Mißbilligung

zur Linken, mehre Stimmen nein!) Ja, ich versichere es Ihnen." „Aber allerdings fast ohne Beispiel großartig war unser Empfang in Leipzig." Dort speiste man nämlich durcheinander, Fürsten und Bürgersleute, und noch dazu unter einem schwarz-roth-goldenen Zelt. Darauf gab Hr. Heckscher dem Reichsverweser noch ein sehr günstiges Zeugniß und versicherte: „die einfache Herzlichkeit, die Vaterlandsliebe, der klare und besonnene Verstand des Erzherzogs haben uns unbedingt für ihn eingenommen." Abends darauf, nachdem der Reichsverweser in die Versammlung eingeführt worden war, hat dieselbe einen Commers gehalten und den „Fürst von Thoren" gemacht; doch ist dieser in die stenographischen Berichte nicht aufgenommen. — Lassen wir diese Gemüthlichkeiten, die schon damals jedem Nüchternen sehr unheimlich vorkamen, und suchen uns die ernste Seite der Situation klar zu machen.

In der officiellen Anrede an den Reichsverweser hatte die Deputation gesagt: „In dem Gesetz über die Gründung einer provisorischen Centralgewalt für Deutschland findet sich das große und andeutungsvolle Princip ausgesprochen, daß das deutsche Volk, in seiner Nationalversammlung gesetzlich vertreten, fortan und für alle Zukunft die Quelle, der Ursprung der obersten Centralregierungsgewalt in Deutschland ist. Die Unverantwortlichkeit des Reichsverwesers, die dasselbe Gesetz im Munde führt, bedeutet die Permanenz und Stabilität der obersten Reichsgewalt. Die hohen Tugenden Ew. kaiserlichen Hoheit, die Liebe des deutschen Volkes, sie waren es, welche die Wahl auf Ew. kaiserlichen Hoheit erhabene Person lenkten."

Indem der Erzherzog die Wahl annahm, machte er darauf aufmerksam, daß ihr die Regierungen ihren Beifall gegeben hätten; nur sei er für den Augenblick noch durch Verpflichtungen in Wien zurückgehalten: „Ich werde ungesäumt mich mit dem Kaiser, meinem allergnädigsten Herrn, über die Art und Weise verständigen, wie ich die Pflichten meiner neuen Stellung mit dem mir von ihm geschenkten Vertrauen vereinigen kann."

Herr Heckscher fand für nöthig, mehre Aeußerungen des Reichsverwesers im Sinn der allgemeinen Bewegung zu commentiren. Die unterstrichene Stelle zu commentiren hielt er nicht für nöthig, und doch lag in ihr der Kern der Sache. Daß der Erzherzog den Kaiser von Oestreich früher seinen allergnädigsten Herrn nannte, war ganz in der Ordnung; es wäre aber für die Nationalversammlung nicht unwichtig gewesen, zu erfahren, ob dies Verhältniß fortdauern sollte. Nach der Absicht der Versammlung sollte vielmehr der Reichsverweser wenigstens provisorisch der „allergnädigste Herr" des Kaisers von Oestreich sein, und so wäre man denn in das mittelalterliche System gerathen, wo es wol geschehn konnte, daß der Lehnsherr für gewisse Dinge der Vasall seines Vasallen wurde. Da man so das Verhältniß nicht ansah, so bleibt nichts übrig, als eine stillschweigende Voraussetzung anzunehmen, eine wirk-

liche politiſche Idee, die neben der gemüthlichen Stimmung das Motiv jener Wahl hergab.

Die gemüthliche Stimmung hat allerdings ihre Rechte. Um den Fürſten zu imponiren, brauchte man einen Ebenbürtigen; von allen bekannten Namen hatte aber der des Erzherzog Johann den beſten Klang. Schon als junger Prinz hatte er das Mißtrauen ſeines Bruders, des Kaiſers erregt; gegen Metternich hatte er ſtillſchweigende Oppoſition gemacht; als kühner Gemſenjäger und wegen ſeiner Betheiligung an der tiroler Erhebung war er in den Alpen gefeiert; er verkehrte viel mit Gelehrten, mit Bürgersleuten, mit dem Volk überhaupt; er war in ſeinen Formen noch gemüthlicher als die übrigen öſtreichiſchen Prinzen, die in dieſer Beziehung ſchon durch ihren Dialekt vor den norddeutſchen Prinzen ſo ſehr bevorzugt ſind; er hatte die Tochter eines Poſtmeiſters geheirathet und man erzählte von ihm einen Trinkſpruch: „Kein Oeſtreich, kein Preußen, ein einiges Deutſchland.“ Freilich war die Form dieſes Trinkſpruchs nicht ganz correct, er hatte vielmehr geſagt: „ein Oeſtreich, ein Preußen, ein einiges Deutſchland!“ — Aber der Unterſchied lag doch nur in einem Buchſtaben. Setzen wir nun hinzu, daß dieſem Ruf im Ganzen die Wirklichkeit entſprach, daß ſich mit den äußern Umgangsformen eine Liebenswürdigkeit des Herzens und ein Edelmuth der Geſinnung paarte, der freilich namentlich in der tiroler Angelegenheit durch die wirklichen Machthaber ſchwer geprüft war, ſo wird ſich die Wahl vom Standpunkt der Gemüthlichkeit vollkommen rechtfertigen.

Aber wie geſagt, es kam noch ein anderes wichtigeres Motiv in Betracht. Die Einheit Deutſchlands war damals das Schibolet der geſammten Nation; wer nun nicht ein ganz unklarer Kopf war, oder wer nicht auf eine Republik ausging (und das letztere war nur bei ſehr wenigen der Fall) konnte ſich dieſe Einigung nicht anders vorſtellen als in der Wiederherſtellung des öſtreichiſch-deutſchen Kaiſerthums. Das Proviſorium ſollte nur die definitive Geſtaltung anbahnen. Darum nahm man vorläufig einen Erzherzog, um dann bis auf den „allergnädigſten Herrn“ ſelbſt zu gehn. Dies war die einfache Logik der Thatſachen, die freilich von vielen wohlgeſinnten Männern des Centrums in der allgemeinen Weinſeligkeit verkannt, von den Oeſtreichern aber ſehr richtig empfunden wurde. Oeſtreich, das dieſe Situation ſehr für ſich hätte ausbeuten können, wurde damals äußerſt ungeſchickt regiert; den Oeſtreichern kann man es aber nicht verargen, wenn ſie ſpäter, als die Sachen eine andere Wendung nahmen, in dem Mangel an vorſchauender Logik einen Verrath zu erblicken glaubten, wenn ſie den von der Majorität gewählten neuen Kaiſer, der bekanntlich dieſe Würde nicht annahm, gradezu einen „Gegenkaiſer“ ſchalten. Schon im October, als in der Paulskirche über das Verhältniß Oeſtreichs zu Deutſchland noch lebhaft berathen wurde, hatte ſich in Wien die Realität der

Dinge geltend gemacht: die neue Reichsdeputation wurde nicht mit königlichen Ehren empfangen, sie hatte gar nicht nöthig, sich in den Mantel der Bescheidenheit zu hüllen, und Robert Blum wurde gar erschossen, trotz des Reichsgesetzes, welches die Unverletzlichkeit der Abgeordneten gebot. Es kam dem Feldherrn, der die östreichische Monarchie wieder herstellte, darauf an, der Nationalversammlung recht handgreiflich zu zeigen, daß Oestreich von Deutschland noch nicht unterworfen sei und daraus ergaben sich denn die vielen Mißverständnisse und Schwankungen, denen sämmtliche Abgeordnete, hauptsächlich aber der Träger der Centralgewalt verfielen. Heinrich von Gagern, in dem man früher den Hauptvertreter der öffentlichen Meinung ehrte, (irrthümlich, denn er war einer der wenigen, die von Anfang an auf das hinarbeiteten, was sich schließlich als Resultat ergab; wobei wir freilich die Wahl seiner Mittel nicht verstehn) und Johann von Oestreich wurden als symbolische Personen von dem ganzen Fluch der Unpopularität betroffen, der eigentlich der Nationalversammlung im Ganzen galt.

Dem Erzherzog ist, wir sagen es mit voller Ueberzeugung, schreiendes Unrecht geschehn. Er faßte seine Würde von vorn so auf, wie am Schluß seines Amts, als den ersten Schritt zur Wiederherstellung des östreichisch-deutschen Kaiserthums, wobei er freilich einerseits voraussetzte, daß Oestreich sich offen und ehrlich dem Liberalismus und dem Deutschthum hingeben werde, andrerseits daß Preußen, der einzige denkbare Gegner, nicht die Macht habe, dem Nationalwillen zu widerstehn. Wenn die Gemüthlichkeit seine Idee anders aufgefaßt hatte, so war das nicht seine Schuld. Freilich waren seine eignen Anschauungen zu gemüthlich, um in Wirklichkeit übergehn zu können.

Nicht zu allen Zeiten seines Lebens hat er die Einheit Deutschlands so aufgefaßt. In den Jahren 1804—1808 stand er, damals ein zwanzigjähriger strebsamer und hoffnungsvoller Prinz, von dem elenden östreichischen Ministerium scheel angesehn, mit Männern wie Gentz, Hormayr und Johannes von Müller in enger Verbindung. Die politischen Briefe, die er an den letztern schrieb, sind uns noch aufbewahrt und verrathen eine scharfe Einsicht in die damalige Lage. Er geht in jenen Briefen (8. Dec. 1804, 20. Febr. 1805, 1. August 1805, 10. Juli 1806) von einem Gedanken aus, der damals nicht auf der Hand lag: daß die friedliche Entwicklung Europas hauptsächlich durch die Möglichkeit einer russisch-französischen Allianz bedroht werde; dieser Gefahr zu begegnen, sei nur eine feste Vereinigung zwischen Oestreich und Preußen im Stande. Das Einverständniß werde hauptsächlich dadurch beeinträchtigt, daß Preußen sich an Macht seinem Nebenbuhler nicht gleich fühlt und ihn daher mit Eifersucht betrachtet: es liege daher im wohlverstandenen Interesse Oestreichs, die Vergrößerung Preußens zu wünschen und nach Kräften dazu beizutragen. — Die damaligen östreichischen Staatsmänner

dachten freilich anders. Ihnen schien die Hauptsache, selbst im Augenblick der größten Gefahr für den Kaiserstaat, Preußen möglichst zu kränken und zu beschädigen, und so trieben sie Preußen mit Gewalt in jene Haugwitzsche Politik hinein, die für beide Staaten den bekannten Ausgang nahm.

Wenn im Jahr 1848 dem Erzherzog die Aussichten für Oestreich günstiger erschienen, so theilte er diese Ansicht mit sehr würdigen Männern und sein Irrthum verdient weit mehr Entschuldigung, als der gleiche Irrthum, der in der Gegenwart wieder hervortritt und durch keine Nebenumstände gerechtfertigt wird. Man möge bei dem Ernst der Sache uns verstatten, um den Begriff eines deutschen Kaiserthums festzustellen, einen Blick in die Geschichte zu werfen.

Ein deutsches Kaiserreich hat es nie gegeben, wol aber ein römisches Kaiserreich deutscher Nation, und beides sind sehr wesentlich voneinander verschiedene Begriffe.

Als die Barbaren in der Völkerwanderung das römische Reich überfluteten, und sich in den einzelnen Theilen desselben, nach Stammesunterschied und geographischer Lage geschieden, häuslich niederließen, schwebte ihnen doch immer die Würde eines römischen Kaisers als die höchste der Welt und Italien als das goldene Land der Sehnsucht vor. Sobald also Karl der Große sein mächtiges Frankenreich gegründet, glaubte er ihm durch jene Würde eine höhere Weihe geben zu müssen und da von den alten Traditionen des Reichs nichts Anderes übrig war, als die Kirche, erhob er das italienische Haupt derselben zu einer Macht, die es früher nicht gekannt, um sich dafür von ihm als römischer Kaiser krönen zu lassen. Dasselbe geschah, nachdem auch dies neue Weltreich in seine natürlichen Gliederungen zerfallen, von Otto dem Großen. Nur konnte diesmal der alte Umfang des Karolingischen Reichs nicht wieder hergestellt werden; die Basis des Reichs war Deutschland, seine ideale Bedeutung lag in Rom. Durch die deutschen Könige, denen er dafür das Flittergold der Cäsarenkrone übertrug, wurde der Papst Herr der Kirche und belohnte dafür, wie es billig war, seine Wohlthäter, indem er sich zugleich an die Spitze der nationalen Opposition Italiens stellte und jede deutsche Bewegung dazu benutzte, den Kaiser von sich abhängig zu machen. Deutschland hatte vom 10. bis zum 13. Jahrhundert eine Reihe bedeutender Fürsten, die französischen Könige konnten sich in keiner Weise damit messen, aber nach dem Abschluß dieser Periode war der reale Grund zum französischen Königthum gelegt, während das deutsche Kaiserthum in Trümmer fiel. Der Grund war der krankhafte Trieb sämmtlicher deutscher Könige, den Schauplatz ihrer Thätigkeit in Italien zu suchen, wo sie ihre Kraft in zwecklosen Kämpfen aufrieben, ohne doch je zu einer festen dauernden Herrschaft zu gelangen.

Darüber hatten sie ihre nächste Aufgabe versäumt, die Unterwerfung und

Coloniſation der öſtlichen, von gefährlichen Barbaren bewohnten Grenze. Hin und wieder hatte ſich unter den deutſchen Landesfürſten der richtige Inſtinct ihrer Lage geregt, in Heinrich dem Löwen kam derſelbe zu ſeinem beſtimmteſten Ausdruck. Mit ſeinem Sturz war das Landesfürſtenthum überhaupt beſeitigt, und als nun die Ghibellinen fielen, konnte auch von einem mächtigen Welfenthum nicht mehr die Rede ſein. Es war ein Glück für Deutſchland, daß bei dem Ausbruch dieſer traurigen Anarchie die Nachbarn nicht mächtig genug waren, ſich die bereit liegende Beute anzueignen.

Durch Rudolph von Habsburg wurde nun ein leidlicher Zuſtand hergeſtellt. Der nüchterne, vollkommen praktiſche Mann gab alle Illuſionen des römiſchen Kaiſerthums auf, und benutzte ſeine Würde, indem er gleichzeitig ſeine Pflichten gegen die Reichslande erfüllte, dazu, ſich eine Hausmacht zu gründen. Die Marken, in beſtändiger Wehr gegen Ungarn und Slaven, waren der Kern des deutſchen Wehrthums; die öſtliche Mark der Habsburger wurde trotz der ſehr bedenklichen Rivalität mit den Luxemburgern der tüchtigſte unter den deutſchen Territorialſtaaten und das ganze Haus wetteiferte, an dieſem praktiſch durchführbaren, Schritt für Schritt vorwärtsführenden Zweck zu arbeiten.

Auch in der allgemeinen Cultur wich der romantiſche Idealismus der bürgerlichen Arbeit. Die Städte übernahmen die Führung der deutſchen Bewegung. Ein zum Zweck der Kreuzzüge geſtifteter Ritterorden coloniſirte mit ſehr praktiſchem Verſtand die Oſtſeeküſte, die Hanſa beherrſchte durch ihren Handel und ſelbſt durch ihre Waffengewalt den ganzen Norden und wenn man das deutſche Leben dieſer Periode nicht in der allgemeinen Reichsgeſchichte, ſondern in der Geſchichte der Städte ſucht, ſo wird man eine beſſere Meinung davon gewinnen. Das einzige Unglück war, daß dieſe durchweg welfiſchen Beſtrebungen keinen einigenden Mittelpunkt fanden.

Vielleicht war ein Habsburger dazu berufen, aber Friedrich der Dritte, der viel in Händen hatte, war ein kläglicher Pedant und ſein Sohn, der ſogenannte letzte Ritter, vereinigte mit viel Geiſt und Thatkraft jenen abenteuerlichen Sinn, der an den Idealismus, aber nicht an die Energie des Mittelalters erinnert. Seine Staaten wurden bedeutend vergrößert, aber ſie verloren ihren Mittelpunkt, indem er ſein burgundiſches Erbe und leider auch wiederum Italien zu ſeinem politiſchen Motiv machte.

Da der Kaiſer ſeine Aufgabe, die Gründung eines nationalen Staats und die Losreißung deſſelben von Rom, nicht erfüllte, ſo nahm ſich das Volk derſelben an. Dieſe nationale Richtung iſt der eigentliche Kern der Reformation, und man thut ihr das größte Unrecht, wenn man denſelben in ihren theologiſchen Grübeleien ſucht. Hier war jener Punkt der Einigung gefunden, den das Welfenthum bisher vergebens geſucht hatte. Motive des Eigen-

nutzes, der Bildung, des Gewissens, alles stimmte zusammen. Die Fürsten, Ritter und Städte säcularisirten die geistlichen Stifter; die damaligen Gebildeten, die Humanisten freuten sich über den Sturz des alten Aberglaubens, ein wahrhaft nationaler Sinn erwachte, und es kam nur darauf an, daß eine mächtige Hand die Führung übernahm. In England war das einem brutalen Despoten wirklich gelungen, in Deutschland hatten wir leider den Enkel Maximilians, der im Besitz von Spanien, Burgund und mit weitläufigen Ansprüchen auf Italien ausgestattet, seine Thätigkeit in diplomatischen Intriguen und Ritterthaten verzehrte, welche sich durchweg auf die alte Idee des römischen Kaiserthums bezogen. Er sah in der nationalen Bewegung nur eine Auflehnung gegen sein Herrscherrecht, stellte die alte Verbindung mit dem Papst wieder her und ließ die kräftigste Stütze, auf die das Kaiserthum rechnen konnte, das Ritterthum fallen. Infolge dessen unterwarf sich die Reformation dem Landesfürstenthum und wurde mehr und mehr zur kleinstaatischen Hoftheologie. Die Absichten des Kaisers scheiterten, und ein richtiger Instinct löste das unheilvolle Band mit der spanisch-burgundisch-italienischen Monarchie wieder auf. Die schwindelnden Ideen Karls des Fünften gingen auf seinen Sohn über, wo sie dann nach kurzem Glanz mit dem völligen Ruin des Staats endigten. Die östreichische Linie fand in dem Besitz von Ungarn und Böhmen und in dem Kampf gegen die drohenden Türken den angemessenen Spielraum für ihre Thätigkeit, den sie nur nicht kräftig genug benutzte.

Für Deutschland war in dieser Zeit viel verloren gegangen, die Hansa ließ man fallen, die Colonien an der Ostsee waren dem Untergang nah, das nationale Leben erschöpfte sich in theologischen Controversen, und schon begann Frankreich dieselben zu benutzen, um sich auf Kosten Deutschlands zu erweitern. Deutsche Länder, wie die Niederlande und die Schweiz, rissen sich zu ihrem Heil vom römischen Reich und damit gleichzeitig von Deutschland los.

Der stille Groll zwischen den beiden Confessionen mußte endlich zum Bruch führen, die mit einer eisernen Willenskraft verbundene Bigotterie eines Kaisers führte das Elend eines dreißigjährigen Krieges über Deutschland. Einen Augenblick, im Jahr 1629, hatte es den Anschein, als stünde die militärische Einigung Deutschlands bevor, aber der Kaiser war mehr bigott als ruchlos, er ließ seinen Feldherrn fallen und das Ende des Krieges war die Verwandlung Deutschlands in einen geographischen Begriff, um dessen Besitz die Nachbarn streiten mochten. Die Periode der östreichischen Monarchie, die nun folgt, ist für Deutschland die kläglichste. Der Hochmuth der Kaiser wuchs mit der Abnahme ihrer Macht, und es war ein Glück für Deutschland, daß gleichzeitig in der nördlichen Mark gegen die Slaven ein entschlossenes Fürstenhaus auftauchte, das die Aufgabe Deutschlands gegen den Norden und Osten

ſelbſtſtändig, gegen den Weſten im Verein mit Oeſtreich und den Niederlanden durchführte. Der Staat des großen Kurfürſten war winzig von Umfang, ſeine Entwürfe reichten beinah weiter als die unſerer heutigen Monarchie. Das Welfenthum fand nun in den Hohenzollern ſeinen Ausdruck, und der deutſche Dualismus, d. h. die Trennung Deutſchlands in die Machtgebiete zweier Militärſtaaten, war bereits hinlänglich angebahnt, als Friedrich der Große ihn ins Werk zu ſetzen unternahm. Nach dem hubertsburger Frieden und vollends nach der erſten Theilung Polens konnte kein Zweifel mehr darüber obwalten.

Gleichzeitig mit der preußiſchen Monarchie war aber auf den Trümmern Deutſchlands die öſtreichiſche Großmacht begründet, und Maria Thereſia und Joſeph der Zweite haben in dieſer Beziehung ebenſo viel Anſpruch auf die Dankbarkeit Deutſchlands als Friedrich der Große; denn die öſtreichiſche Monarchie als Erbin der alten ungariſchen Krone, aber mit der vollen Macht eines Kriegerſtaates und wenigſtens annäherungsweiſe mit deutſcher Bildung ausgeſtattet, iſt ebenſo eine deutſche als eine europäiſche Nothwendigkeit.

Daß Oeſtreich und Preußen die natürlichen Erben Deutſchlands ſeien, war damals, wo man von Nationalität noch keinen Begriff hatte, die allgemeine ſtillſchweigende Vorausſetzung, nur war jeder der beiden Staaten bemüht, dem Nebenbuhler ſo wenig Gewinn als möglich zukommen zu laſſen. Der Dualismus war vorhanden, aber weil er nicht conſtituirt war, ſo führte er zu kleinlichen Eiferſüchteleien, welche die Herrſchaft Deutſchlands den Franzoſen und den Ruſſen in die Hände ſpielten.

Schon im Frieden zu Lüneville wurde Deutſchland factiſch wie ein geographiſcher Begriff behandelt. Die öſtreichiſche Monarchie gewann trotz einzelner Einbußen unendlich durch ihre Abrundung, und auch der Verluſt von Belgien und Vorderöſtreich konnte, weil er die Zerſpaltung der Thätigkeit hinderte, als ein Fortſchritt betrachtet werden. Den glänzendſten Gewinn trug ſie in den wiener Verträgen davon; eine ſtattliche, eng zuſammenhängende, gut begrenzte Maſſe, überall der Erweiterung fähig, aber freilich auch nach allen Seiten hin einer bedenklichen Rivalität ausgeſetzt. Trotz der heiligen Allianz war Rußland doch wegen der türkiſchen, zum Theil auch wegen der polniſchen Erbſchaft ihr natürlicher Widerſacher; in Italien, wo ſie zu Gunſten ihrer Secundogenituren und des verbündeten Papſtthums jede freie Bewegung niederhalten mußte, hatte ſie früher oder ſpäter Frankreich als Gegner zu erwarten; endlich in Deutſchland, von dem ſie alles verlangte, ohne ihm etwas zu geben, hatte ſie ſich in Preußen, das ſeine ganz zerſplitterte geographiſche Lage dringend auf Erweiterungen anwies, für die Zeiten der Gefahr einen ſehr zweifelhaften Verbündeten bereitet. Daß eine ruſſiſch-franzöſiſch-preußiſche Allianz gegen Oeſtreich, durch die ſcheinbaren Intereſſen aller drei Staaten

sehr nahe gelegt, nicht zu Stande gekommen ist und hoffentlich nie zu Stande kommen wird, liegt hauptsächlich in zwei Gründen.

Einmal in dem Fortschritt des sittlich-religiösen Gefühls in Deutschland, welches eine Erneuerung solcher Unternehmungen, die im Zeitalter Friedrich des Großen keine Anomalie waren, völlig unmöglich macht. Sodann im Aufschwung des Nationalgefühls, zuerst durch Klopstock und die darauf folgenden Dichter hervorgebracht, dann durch die Freiheitskriege gefestet. Dies Nationalgefühl ist unser Erbgut; derjenige von den beiden Staaten wird den andern überflügeln, der diesem Gefühl die größte Befriedigung verspricht.

Nicht in der Form des Kaiserthums! Zum römischen Kaiserthum des Mittelalters haben wir keine Beziehung mehr, an die Zeiten des östreichischen Kaiserthums zurückzudenken, werden wir durch die Herrlichkeiten dieser Zeiten nicht verlockt. Deutschland kann nur in der Form des Dualismus constituirt werden, in einer Form, die gesetzlich fixirt, was thatsächlich vorhanden ist. Wie das im Einzelnen durchzuführen, darüber hat wol, nachdem die Idee des Herrn von Radowitz gescheitert ist, keiner ein bestimmtes Bild; es kommt aber auch nicht darauf an, da wir warten können, wenn wir auch auf einen vorbereitenden Schritt während der jetzigen Krisis rechnen. Nur wiederholt werden muß beständig: der Fortschritt Deutschlands liegt in der Einigkeit Oestreichs und Preußens; die Möglichkeit derselben liegt in der Unabhängigkeit beider Staaten voneinander. Preußen hat andere Lebenselemente als Oestreich, sie in einer Verfassung vereinigen zu wollen würde sie zu Feinden machen. Und jeder derartige Versuch wird ebenso scheitern wie der vom Jahre 1848.

In einer neu erschienenen Schrift „die Tradition der preußischen Politik, niedergelegt in drei geschichtlichen Aufsätzen, entsprechend der nationalen, der politischen, der religiösen Grundlage des preußischen Staats“ (Berlin, Springer) sucht der Verfasser nachzuweisen, daß Preußen der natürliche Gegner Oestreichs, und ein Fortschritt nur dann möglich sei, wenn man die Traditionen Friedrichs des Großen wieder aufnähme. Wir sind der entgegengesetzten Meinung; wol aber halten wir dafür, daß Preußen seine Politik unabhängig von Oestreich bestimmen und über die gegenseitigen Leistungen mit Oestreich rechnen muß. Das ist nicht blos sein Recht, sondern seine Pflicht gegen das preußische, gegen das deutsche Volk. Nur muß Preußen immer daran denken, daß es mit einer Macht zu thun hat, die im Ganzen günstiger situirt ist und besser zu rechnen versteht und die außerdem durch ihre alte diplomatische Erziehung den großen Vorzug besitzt, in dem Augenblick, wo sie am besten rechnet, die Gemüthlichkeit spielen zu lassen.

Die Elbzölle.

Die wiener Congreßacte vom 9. Juni 1815, welche in den §§. 108—116 die Flußschiffahrt regelt, schreibt im §. 111 hinsichtlich der Abgaben vor, daß man bei Festsetzung des Tarifs von dem Gesichtspunkt ausgehe, durch Erleichterung der Schiffahrt den Handel zu ermuntern. (On partira en dressant le tarif du point de vue d'encourager le commerce). Demnächst ist durch Plenarbeschluß der deutschen Bundesversammlung vom 3. August 1820 ausgesprochen:

„Um der Flußschiffahrt die derselben durch die wiener Congreßacte Artikel 109—116 incl. zugesicherte Freiheit wirklich zu gewähren, machen sämmtliche dabei betheiligte Bundesglieder sich verbindlich, die darüber in der Congreßacte gegebenen und vermöge des Artikels 19 der Bundesacte den Berathungen der Bundesversammlung zum Grunde gelegten Vorschriften unverbrüchlich zu befolgen, wie auch die deshalb schon bestehenden Unterhandlungen aufs thätigste zu betreiben und in der kürzest möglichsten Frist zu beendigen, wo aber noch keine Unterhandlungen eingeleitet sind, solche unverzüglich eintreten zu lassen."

Die Elbuferstaaten vereinbarten sich in Gemäßheit dieser Bestimmungen zu der Elbschiffahrtsacte von 1821.

So wenig diese Acte den daran geknüpften Erwartungen und Hoffnungen entsprach, so gab man doch der Aussicht Raum, daß eine richtigere Würdigung der Verkehrsverhältnisse Ermäßigungen herbeiführen werde.

Der Artikel 30 der Elbacte bestimmt nämlich, daß sich von Zeit zu Zeit eine Revisionscommission von Bevollmächtigten der Uferstaaten vereinigen solle, um Abstellungen von Beschwerden zu beranlassen, auch Veranstaltungen und Maßregeln, welche nach neuerer Erfahrung Handel und Schiffahrt ferner erleichtern könnten, zu berathen. Die drei Revisionscommissionen, welche in den Jahren 1824, 1842 und 1850 zusammentraten, vereinigten sich über mehr oder minder erhebliche Reductionen des Elbzolls für einzelne Artikel. Eine durchgreifende allgemeine Ermäßigung herbeizuführen gelang ungeachtet aller Bemühungen und Anstrengungen nicht.

Der Zusammentritt der vierten Elbschiffahrtsrevisionscommission am 17. Juni v. J. in Hamburg erfüllte mit neuen Hoffnungen. Es hatten sich in den letzten Jahren die Verkehrsverhältnisse wesentlich anders gestaltet. Die Concurrenz der Eisenbahnen hatte alle diejenigen Artikel, die dem vollen und dem halben Normalsatz unterliegen, von der natürlichen Wasserstraße mit den billigeren Frachtsätzen verdrängt. Der Betrag des Normalzolls (1 Thlr. 3 Sgr.

11 Pfg. pro Centner) übersteigt häufig den ganzen Eisenbahnfrachtsatz und es ist für viele und grade wichtige Artikel die Benutzung der Wasserstraße, der natürlichen Verkehrsstraße, gänzlich verschlossen. Zum Belege dessen braucht nur angeführt zu werden, daß auf der etwa 16 Meilen langen Strecke von Lauenburg bis Wittenberge, wo überdies das Fahrwasser in einem wenig befriedigenden Zustande sich befindet, für die normal zollpflichtigen Güter an hannoverschen, mecklenburgischen und lauenburgischen Elbzöllen 6 Sgr. 5 Pfg. pro Centner zu entrichten ist, während der ganze Frachtbetrag für diese Strecke nur auf 2 bis 3 Sgr. pro Centner angenommen werden kann. So hat es denn nicht anders kommen können, als daß der Elbverkehr für solche Artikel eine erschreckende Abnahme zeigt. Es haben Wittenberge elbaufwärts passirt:

	1845	1846	1856	1857
Kaffee	365,000 Ctr.	326,600 Ctr.	82,700 Ctr.	36,900 Ctr.
Tabak und Cigarren .	56,300 „	46,700 „	10,300 „	200 „
Gewürze	29,100 „	22,200 „	6,100 „	2,500 „
Wein	53,600 „	48,900 „	7,000 „	4,100 „
Spirituosen	13,100 „	8,600 „	900 „	500 „
Garne	322,000 „	328,000 „	1,900 „	600 „
Manufacturwaren . .	10,900 „	13,400 „	14 „	16 „
Roher Zink (elbabw.)	166,500 „	159,300 „	64,000 „	200 „

Wenn erwogen wird, daß solche Abnahme des Schiffahrtsverkehrs keineswegs durch die Concurrenz der Eisenbahnen, sondern grade durch die Höhe der Elbzölle bedingt ist, da möchte es wol endlich an der Zeit sein, diese unnatürlichen Verkehrsschranken aufzuheben, oder auf das Minimum des Nothwendigsten zu reduciren.

Gegenwärtig erhebt Hannover für jede seiner $25,_{91}$ Meilen Uferlänge nach dem dreijährigen Durchschnitt 1855—1857 $6,973,_{74}$ Thlr. jährlich, verwendet aber nur $1,365,_{88}$ Thlr. auf die Meile. Mecklenburg erhebt für jede seiner $3,_{1}$ Meilen jährlich $40,613,_{88}$ Thlr., verwendet aber nur $3,318,_{7}$ Thlr. auf die Meile.

Ueberall bringt die Neuzeit Verkehrserleichterungen mit sich; der Sundzoll ist gefallen, die Weserzölle sind durch Convention der betheiligten Uferstaaten abgeschafft, die Rheinzölle sind auf die Hälfte ermäßigt, wegen Aufhebung der Durchfuhrzölle sieht man einer Einigung der Zollvereinsstaaten entgegen, der stader Zoll wird allseitig angefochten und es ist die Kündigung des von der großbritannischen Regierung mit Hannover wegen des stader Zolles abgeschlossenen Vertrags erfolgt; für die Donau hat in der neuen Donauschiffahrtsacte vom 7. November 1857 ein Artikel Anwendung gefunden, nach welchem auf der Donau „keine Gebühr, welche sich einzig und allein auf die Thatsache der Beschiffung des Flusses gründet, noch irgend eine Abgabe

von den Waaren erhoben werden soll." „Demzufolge werden," heißt es im Artikel 19 weiter, „sämmtliche bisher bestehenden Gebühren und Abgaben dieser Art, sie mögen was immer für einen Namen haben, und sie mögen im Besitze des Staates, der Gemeinden, Corporationen oder Privaten sich befinden, hiermit gänzlich aufhören."

Nur die Elbzölle bestehen noch unverändert und nur für einzelne Artikel sind Ermäßigungen eingetreten. Diese Ermäßigungen beweisen grade, daß die Wasserstraße mit den billigeren Frachtsätzen, trotz einzelner Vorzüge, welche die Beförderung auf dem Schienenwege unverkennbar mit sich führt, mit den Eisenbahnen zu concurriren im Stande ist. Heringe, die dem 1/10 Zoll unterliegen, passirten Wittenberge elbaufwärts im Jahre 1846: 9,841 Centner, 1857: 115,951 Centner; Kohlen, Steine, Guano ꝛc. zum 1/40 Zoll passirten ebendaselbst 1846: 2,147,661 Centner, 1857: 3,973,318 Centner.

Die Erwartung, die der Handel und Verkehr von der vierten Revisionscommission hegte, sind nicht erfüllt. Die Verhandlung scheiterte an den hartnäckigen Weigerungen der Regierungen von Hannover und Mecklenburg, während selbst Dänemark einer wenn auch geringen Ermäßigung das Wort redete.

Preußen hat eine Ermäßigung der Zölle als eine „vertragsmäßige Verpflichtung" auf Grund der nachgewiesenen Vertragsbestimmungen verlangt, ist aber damit trotz der Bestimmung der übrigen Elbuferstaaten gegen die Renitenz der wenigen unterelbischen Uferstaaten nicht durchgedrungen. Hannover und Mecklenburg bestritten hartnäckig die nachgewiesene, vertragsmäßige Verpflichtung der Elbuferstaaten zu den beantragten Ermäßigungen und vindicirten einem jeden der Uferstaaten das Recht, die Zustimmung zu einer Ermäßigung nach seiner Convenienz zu ertheilen oder zu versagen, und verweigerten, nachdem sie sich weitergreifenden Anträgen widersetzt hatten, sogar zu dem gemeinsam von den Bevollmächtigten für Oestreich, Preußen, Sachsen, Anhalt-Dessau, Anhalt-Köthen und Anhalt-Bernburg, Lübeck und Hamburg gestellten Antrag, nach welchem künftig nur drei Zollclassen, nämlich zum 1/4, 1/10 und 1/40 Elbzoll bestehen sollten, ihre Zustimmung. Wie schon erwähnt, sind die Verhandlungen abgebrochen, da aus dem Umstande, daß in der Tarifffrage eine Verständigung nicht zu erzielen gewesen, daß die Erfüllung der gemeinsamen, von Oestreich, Preußen, Sachsen, Anhalt-Dessau, Anhalt-Köthen, Anhalt-Bernburg, Hamburg und Lübeck dargelegten Wünsche nach einer durchgreifenden Ermäßigung der Elbzölle in entgegengesetzten Rechten und Interessen andrer Staaten ein unübersteigliches Hinderniß gefunden hatte, zu entnehmen war, daß eine Einigung nicht zu erzielen sei.

Eingestandenermaßen sollen die Elbzölle dazu benutzt werden, um durch Erschwerung der Schiffahrt die Eisenbahnverwaltungen (hannoversche Staatsbahn) in den Stand zu setzen, größeren Gewinn zu erzielen und daneben die

Höhe gewisser Landtransitabgaben (Mecklenburg) sicher zu stellen, während die wiener Congreßacte nicht einmal die rein finanzielle Berechtigung der Schiffahrtsabgaben auf den conventionellen Flüssen einräumt, sondern als oberste Norm hingestellt hat: Beförderung des Handels durch Erleichterung der Schiffahrt.

Bei dieser Lage der Sache möchte ein ernstes Auftreten und Einschreiten der zu gemeinsamen Anträgen gegen die jetzige Höhe der Elbzölle vereinigten Staaten an der Zeit sein.

Die namentlich von mecklenburgischen Federn betonte Behauptung — die auch in No. 16 dieser Blätter Eingang gefunden hat —, daß nämlich der Verkehr auf der Elbe keineswegs unter dem Druck der gegenwärtigen Zölle so sehr leide, und daß der Verkehr ja immer noch eine Zunahme zeige, wird bei einer unbefangenen Untersuchung nicht Stich halten, da diese Ansicht von einer, ungeachtet der vorgeschützten Ungunst der Zollverhältnisse, prosperirenden Elbschiffahrt der Wirklichkeit nicht entspricht, und da das bloße Factum einer Zunahme des Transportquantums ohne alle Rücksicht auf die Waarengattungen und auf die Art des Geschäftsbetriebes, vielleicht einen täuschenden Schein, allein keineswegs an sich schon den Beweis für einen reellen und nachhaltigen Aufschwung des Verkehrs liefert. In den letzten zwölf Jahren hat der allgemeine Handels- und Schiffahrtsverkehr in allen Ländern eine so großartige Entwicklung und progressive Ausdehnung erfahren, wie niemals früher in einem gleichen Zeitraum. Wenn nun gewisse Verkehrsbeziehungen in dieser Periode auch auf der Elbe zugenommen haben, aber lange nicht in demjenigen Verhältniß, wie der allgemeine, oder auch ein analoger sonstiger Verkehr, so kann von einem erfreulichen Aufschwung derselben doch sicher nicht die Rede sein.

Das in Hamburg seewärts eingeführte gesammte Waarenquantum betrug dem Nettogewicht nach

im Jahre 1857:	21,305,000 Ctr.
dagegen im Jahre 1846:	10,721,000 „
im Jahre 1857 also mehr:	10,584,000 Ctr.

Das von Hamburg aus nach der Oberelbe verladene gesammte Güterquantum betrug im Jahre 1846: 5,256,800 Ctr. Dasselbe hätte, bei gleicher Entwicklung mit dem allgemeinen Verkehr (wie dies auch vor 1846 der Fall war) im Jahre 1857 ein Quantum aufweisen müssen von: 10,542,000 Ctr., während in Wirklichkeit nur 5,714,000 Ctr. von Hamburg aus in oberelbische Kähne verladen worden sind, oder 458,000 Ctr. mehr als im Jahre 1846, was nur eine Zunahme um ungefähr 9% ergibt — gegen 99% beim allgemeinen Verkehr.

Die zunächst Betheiligten, die Vertreter des magdeburger Handelsstandes

haben sich mit ihren Beschwerden an die Landesvertretung gewendet und haben dort eine so günstige Aufnahme gefunden, daß die Petitionen sowol in den Commissionen wie in den Plenarsitzungen der Staatsregierung einstimmig — wie dies durch die Präsidenten constatirt worden ist — zur Berücksichtigung überwiesen worden sind.

Und in der That, Abhilfe ist dringend nothwendig. Mit bitterem Gefühle muß man in englischen Blättern lesen:

> Kein Fluß, den wir kennen, hat dasselbe Maß der Mißhandlung zu erdulden gehabt, wie die Elbe. Dieser edle Fluß, der in den Gebirgen Böhmens entspringt und eine treffliche Verbindung bildet zwischen den reichen Ländern in dem Herzen Deutschlands und dem Ocean, welcher den deutschen Namen führt, scheint dazu ausgewählt zu sein, um den Beweis zu führen, was der Mensch zu leisten vermag, wenn es gilt, mittelst der ärmlichsten Künste und jämmerlichsten Aushilfen den wohlthätigen Ansichten des Schöpfers entgegenzuwirken.

Und anderwärts:

> Wie aber ist es möglich, wird man nun fragen, daß, wenn die Höfe von Berlin, Dresden und Wien mit Hamburg im Verein gegen diese Zölle Einsprache erheben, welche den Handel von dem Flusse vertreiben, der seit Jahrhunderten bis nach Böhmen hinein vorgedrungen ist, wie kann es geschehen, daß unter solchen Umständen diese verderblichen Abgaben beibehalten werden können? Weil — antworten wir, mit der Verwunderung, mit welcher das Publicum in England diese Antwort aufnehmen wird — weil vermöge einer nach Maßgabe des wiener Vertrages unter den Uferstaaten abgeschlossenen Convention Einstimmigkeit nöthig ist, um eine Abänderung zu bewirken und Hannover und Mecklenburg selbstsüchtigerweise ihre Zustimmung zu dem Vorschlage verweigern, über den sich die Mehrheit der Staaten verständigt hat. Bevor wir aber näher auf eine Sache eingehen, welche lebhaft darthut, wie die wahren Interessen Deutschlands seiner absurden politischen Spaltung geopfert werden, erlauben wir uns zu fragen, was Lord Malmesbury in Bezug auf den stader Zoll thut ꝛc.

Solchen mißachtenden Aeußerungen des Auslandes gegenüber, die in so herber Weise unterstellen, daß hier deutsche Ehre und Wohl gefährdet werden, nur um den eigenen Säckel zu füllen, und besonders in Anerkennung der schweren Folgen, welche es für einen großen Theil des preußischen und deutschen Vaterlandes nach sich ziehen muß, wenn die jetzigen Elbzölle eine den Verhältnissen und den Verträgen entsprechende Ermäßigung nicht finden, ist es gewiß Pflicht für jeden, welchem das Wohl des Vaterlandes zu wahren und zu fördern obliegt, so weit an ihm ist, auf Beseitigung dieses Uebelstandes hinzuwirken.

Einiges von Alexander von Humboldt.

Von dem theuern, vielgeliebten Verewigten ein einigermaßen umfassendes Bild zu geben, wird nicht leicht möglich sein; das Beste ist bis jetzt seine eigne Skizze in Brockhaus' Gegenwart. — Ein Freund der Grenzboten setzte uns vor einiger Zeit in den Stand, einen Brief Humboldts aus seinen jungen Jahren mitzutheilen, an den Redacteur der Allg. Literaturzeitung gerichtet; derselbe theilt uns freundlichst die Anzeige mit, die durch jenen Brief übersandt war.

Mehre Physiker haben mich mit Anfragen über die Anstellung meiner chemisch-physikalischen Versuche beehrt. Da meine gegenwärtigen Arbeiten es mir unmöglich machen, auf jede derselben einzeln zu antworten, so glaube ich auf den zweiten Theil meines Werkes, über die gereizte Muskel- und Nervenfaser (wovon das vollendete Ms. im Anfang des Februar zum Druck abgegangen ist) verweisen zu dürfen. In den Nachträgen zu diesem Werke bin ich bemüht gewesen, die auffallendsten Experimente, welche mir eigenthümlich sind, theils durch die Erzählung eigner wiederholter Erfahrungen, theils durch fremde sehr giltige Zeugnisse zu bestätigen. Ich kenne jetzt keinen einzigen Versuch mehr, welcher mir allein und nicht auch andern Physiologen geglückt wäre. Dieselbe Beobachtung über Umänderung der lymphatisch-serösen Feuchtigkeit bei Cantharidenwunden, welche in Herr Brans physiol. Journal geleugnet wird, ist im Krankenhause zu Leipzig durch Herrn Dr. Reinhold (de Galvanismo Spec. I. p. 54) vollkommen bestätigt worden. In der letztgenannten, überaus lehrreichen Schrift (l. c. p. 71.) findet man auch meine so sehr angefochtenen Erfahrungen über sensible Wirkungen aus der Ferne nebst vielen andern durch neue Experimente bekräftigt. Ein selbstarbeitender Physiker, der mit der Natur der organischen Kräfte bekannt ist, darf sich in der That nicht wundern, wenn sich Klagen über das Mißlingen physiologischer Versuche erheben. Es ist eine wundersame Anforderung, in wenigen Tagen (oft Stunden) alle die Erscheinungen hervorrufen zu wollen, welche ein andrer bei fünfjähriger fortgesetzter Anstrengung an mehreren hundert Individuen zu beobachten das Glück hatte. Wir sollten nie vergessen, daß man mit belebten Stoffen stets unter unbestimmten Bedingungen experimentirt. Wir haben die Quantität und Qualität des Reizes, nicht aber die Reizempfänglichkeit der Organe in unsrer Gewalt. Der Erfolg eines Versuchs aus der Experimentalphysiologie kann nicht so bestimmt, als eine Zersetzung von Mittelsalzen vorher verkündet werden. Ernsthafte und ruhige Beobachter lassen sich daher durch jene Klagen nicht irre machen. Sie fahren unermüdet fort, die Natur zu belauschen, und stoßen dabei oft auf Erscheinungen, die noch wichtiger als die erwarteten sind.

Im Begriff, eine Unternehmung auszuführen, die mich wahrscheinlich auf lange Zeit von allem literarischen Verkehr abschneidet, habe ich es für nöthig gehalten, diese Ideen noch einmal, und vielleicht zum letzten Mal, bei denen rege zu machen, welche mit mir von der Wichtigkeit einer Experimentalunterſuchung über die belebte Thier- und Pflanzenwelt durchdrungen sind. Besonders wünsche ich meine Versuche über Stimmung der Erregbarkeit, d. h. über die pünktliche Erhöhung und Verminderung derselben in einzelnen Organen fleißig bearbeitet zu sehn. So gering

der Werth ist, den ich auf das schon Geleistete setze, so gespannt sind meine Erwartungen auf das, was auf diesem Wege künftig entdeckt werden kann. Die Erfüllung dieser Hoffnungen würde mich reichlich für alle Anstrengung belohnen, mit der ich mir, diese wichtigen Gegenstände verfolgt zu haben, bewußt bin. Da im Ganzen leider! unter uns mehr über Experimente raisonnirt und geschrieben, als selbst experimentirt wird, so erlaubt es mir meine Muße nicht, mich auf alle die kleinlichen Zwistigkeiten einzulassen, in die der Gang unsrer Literatur jeden, nicht blos compilirenden Schriftsteller verwickelt. Meine hypothetischen Vermuthungen werde ich gern durch andere verdrängt sehen. Ueber Thatsachen, die ich aufgestellt, mögen allein die Natur und die entscheiden, welche sie zu befragen und zu deuten verstehen. — Wenig hervorzubringen und zu vollenden wäre warlich in einem kurzen Menschenleben, wenn man es unternehmen wollte, auf jede Einwendung zu antworten. Dazu würde man oft mit einer Classe von Schriftstellern zusammentreffen, die nie zu überzeugen sind, die die Nerven reizende Kraft der Alkalien, auch nach Herrn Michaelis Erfahrungen, ableugnen, und die oxygenirte Kochsalzsäure für unwirksam bei Keimen halten, wenn man gleich in dem berühmtesten aller botanischen Gärten diese Erfindung seit Jahren benutzt!

im April 1798. F. A. v. Humboldt.

Wenn diese Anzeige gewissermaßen die Weltlage zur Zeit von Humboldts Abreise aus Deutschland versinnlicht, so gibt der folgende Brief (wahrscheinlich an den Buchhändler Sander gerichtet), einen Einblick in die Zustände bei seiner Rückkehr. Wir verdanken ihn demselben Freunde, der uns noch andere Beiträge in Aussicht gestellt hat.

Heilbronn den 28. October 1805.

Verehrungswerther Freund! Ich würde erröthen, vor Ihnen mit diesen Zeilen zu erscheinen, wenn ich nicht auf Ihre freundschaftliche Nachsicht und auf Ihre eben so milde, als liberale Denkart rechnen könnte. Sie schrieben mir einen theilnehmenden, herzlichen Brief in den ersten Tagen nach meiner Rückkunft nach Paris. Sie erinnerten mich an die Verhältnisse meiner frühern Jugend — an eine Zeit, in der ich den Ihrigen fast zuzugehören das Glück hatte, an Eindrücke, welche Tropenwelt und lange Entbehrung des Vaterlandes nie in mir verlöscht haben. Ich fehlte sehr, Ihnen nicht zu antworten. Es war eine Epoche für mich, in der ich von allen Seiten mit Anfragen und Briefen bestürmt wurde, in der ich in Paris geplagter und ermüdeter lebte, als in der unruhigsten Lage meiner Wanderung. So schob ich eine Antwort an Sie, wie so manche andere, strafbar auf. Die Zeit verfloß und die Schaam, mein Unrecht frei zu gestehen vermehrte das Uebel. Ich habe diese Schaam überwunden, ich bin seit 7 Jahren wieder zum ersten Mal auf deutschem Boden und mein erster Schritt ist Sie, verehrter Freund, um Verzeihung zu bitten. Ich kenne Ihr Herz, in wenigen Wochen bin ich Ihnen nahe — vielleicht versöhnt Sie diese Nähe. Ich freue mich unendlich des Augenblicks, Sie und alle die vortrefflichen Menschen zu sehen, die Ihr Familien-Cirkel einschließt.

Meine Reise über Wien und Freiberg ist mir durch den Krieg gestört worden. Da ich einen Theil des Mexicanischen Codex des Vatican, so wie des Borgiaschen, habe stechen lassen, hätte ich sehr gewünscht, auch den Wiener Codex mit meinen Mexica-

niſchen Mss. vergleichen zu können. Aber wegen meines Freundes und Begleiters H. Gay-Lussac habe ich Oeſtreichiſchen Boden vermieden. Bei dem Marattenkrieg, der jetzt ewig in Europa herrſcht, ſind die Wiſſenſchaften kein Palladium mehr! Ein Aufenthalt bei meinem alten Freund Volta in Como hat uns einigermaßen entſchädigt. Aber die Gotthardsſtraße! Mit welchem Regenguſſe, Schnee und Hagel haben uns die Alpen empfangen! Wir haben von Lugano bis Lucern viel gelitten. Selbſt ganz Schwaben lag mit Schnee bedeckt, Anfangs Oktober. Und dann nennt man das (wahrſcheinlich Scherzweiſe!) die temperirte Zone! Wir gehen von hier über Heidelberg und Caſſel, und da ich mich in Göttingen (falls es die Ruſſen erlauben*) nur wenige Tage aufhalte, ſo habe ich bald die Freude, in Berlin einzutreffen. Dort werde ich mich dann ganz mit meinen Amerikaniſchen Arbeiten beſchäftigen. So eben iſt das zweite Heft unſerer Plantae aequinoct. erſchienen. Von unſern 2 andern botaniſchen Werken mit illuminirten Kupfern im Geſchmack der plantes de la Malmaison werden die erſten Hefte in 1 Monath fertig. Daß ich Ihnen nicht meine Reiſe antrug, daran ſind bloß frühere Verbindungen mit Cotta ſchuld geweſen,

Ich ſchließe da wir morgen früh weg müſſen und unſere Verſuche über die magnetiſche Inklination noch nicht angefangen haben. Meine innigſten Empfehlungen an Ihre vortreffliche Familie, den theuren Herrn G. O. B. R. Kerſten, Willdenow . . .

Ihr gehorſamſter

Al. Humboldt.

Ich bin ſo glücklich, ſeit Monathen Herrn v. Buch zu beſitzen, der ſich zweifelsohne zu dem erſten der jetzt lebenden Geognoſten erhoben hat.

Von der preußiſchen Grenze.

Mit den letzten Verhandlungen in den beiden Häuſern des Landtags ſcheint in der preußiſchen Politik eine ernſte und entſcheidende Kriſis eingetreten zu ſein. Nach den Erklärungen des Miniſters und der verſchiedenen Parteien ſcheint uns ein Krieg Preußens gegen Frankreich, ein Krieg in der nächſten Zeit, ein Krieg auf Leben und Tod, nicht mehr zu vermeiden.

Wir haben gegen dies Ergebniß nach Kräften angekämpft; dieſe Oppoſition geben wir nun auf, weil es nach dem, was geſchehn iſt, für Preußen die unheilvollſte Verblendung wäre, noch zurück oder nach rechts oder nach links die Blicke zu wenden; die einzige Aufgabe Preußens, auf die es alle Kräfte zu ſpannen hat, iſt, den Krieg, den es nicht mehr vermeiden kann, zu einem günſtigen Ausgang zu führen. Der Krieg iſt aber in der That nicht mehr zu vermeiden.

Bisher war das Hauptargument der öſtreichiſchen Partei für den Krieg: Frankreich iſt es mehr um die Rheingrenze als um Italien zu thun; bei dem jetzigen Krieg hat es lediglich die Abſicht, Oeſtreich zu iſoliren und zu ſchwächen, um im nächſten Feldzug, von Rußland unterſtützt und von Oeſtreich ungehindert, mit allen Kräften ſich auf Preußen zu werfen.

---

*) Bezieht ſich wol auf die Vertreibung der Franzoſen aus Hannover, falls die, ſpäter bei Auſterlitz geſchlagenen, Ruſſen ſiegreich ſein würden.

Uns hat dies Argument nicht einleuchten wollen; ob mit Recht oder Unrecht, ist jetzt gleichviel, denn heute steht die Sache so: die preußische Regierung, mit Billigung aller Parteien im Hause, hat so unumwunden als es in diplomatischer Sprache nur irgend geschehn kann, erklärt, daß sie gegen Frankreich rüste; daß sie zwar vor der Hand noch nicht gewillt sei, den Krieg zu erklären, daß sie es aber bei einer günstigen Gelegenheit (bei welcher? wird natürlich nicht gesagt) thun wolle. Das ist mit dürren Worten das Ergebniß der neulichen Verhandlung. Denn von einer gegenwärtigen Bedrohung der Bundesgrenze ist nicht die Rede, die Franzosen müßten sinnlos sein, jetzt daran zu denken; daß die Rüstungen Preußens in keinem Fall gegen Oestreich gerichtet sein können, ist so laut und allseitig ausgesprochen, daß man eine völlige Ehrlosigkeit der preußischen Staatsmänner annehmen müßte, wenn man daran zweifeln wollte; also können sie nur gegen Frankreich gerichtet sein; sie gehn aber bereits jetzt durch die Kriegsbereitschaft sämmtlicher Armeecorps über die Defensive hinaus, und es sind noch viel weitergehende Maßregeln in Aussicht gestellt.

Sollte nun, trotz dieser Demonstration, die preußische Regierung so unentschlossen sein, dennoch den Krieg nicht zu unternehmen, so wird Kaiser Napoleon — dem jetzt, wie wir glauben, eine solche Diversion sehr unbequem wäre — jedes Mittel anwenden, sie darin zu bestärken; er würde, womöglich unter preußischer Vermittelung, sobald er irgend einen erheblichen militärischen Erfolg errungen, der dem Nationalgefühl schmeichelt, mit Oestreich Frieden schließen, um dann an Preußen Rache zu üben. Denn so wenig wir seine Staatsklugheit in Zweifel stellen, seine Motive sind doch immer sehr persönlicher Art. Die Drohungen vom 12. und 13. Mai werden Preußen nicht vergessen werden, darauf kann es mit Sicherheit rechnen. Der Kriegslärm in München und Wiesbaden war gleichgiltig; die preußische Rüstung macht den Krieg unvermeidlich, und es kommt jetzt nur darauf an, den Zeitpunkt so zu wählen, daß er zur Ehre und zum Heil Preußens und Deutschlands ausschlägt.

Wann man sich denkt, daß dieser Zeitpunkt eintreten soll, läßt sich aus den Verhandlungen nicht vernehmen; hoffentlich weiß man es. Daß man es noch nicht sagt, hat vielleicht in uns unbekannten Beziehungen zu England und Rußland seinen Grund. Daß man den Entschluß der letzteren Macht für noch nicht so feststehend betrachtet, darauf scheint die Entlassung des Grafen Buol hinzudeuten, die möglicherweise eine Concession an Rußland ist, da man diesen Staatsmann als den Träger der östreichischen Politik im orientalischen Kriege betrachtete. Doch sind in absolutistischen Staaten die maßgebenden Entschlüsse so schwer zu berechnen, daß der Grund auch nach einer andern Seite liegen kann.

Wie dem auch sei: der Zeitpunkt kann vernünftigerweise von Preußen jetzt nur nach militärischen Chancen bestimmt werden. Der günstigste Zeitpunkt ist der, wo Oestreich noch an keinen Separatfrieden denken kann, und wo es noch Kräfte genug besitzt, uns wirksame Hilfe zu leisten. Da nun noch hinzukommt, daß jeder Monat in Waffen uns entsetzliche Kosten macht, so ist es wol nicht voreilig, wenn wir annehmen, daß der Zeitpunkt sehr bald eintreten wird.

Hier ist nun unser Verhältniß zu Oestreich und zu Deutschland ins Auge zu fassen. Wir gehn von dem Grundsatz aus, daß bevor man einen Entschluß faßt,

die verschiedenen Motive allseitig und sorgfältig abgewogen werden müssen; daß aber, sobald der Entschluß feststeht, allen Rücksichten Schweigen zu gebieten ist, die demselben nicht entsprechen. Jeder Gegenstand hat verschiedene Gesichtspunkte, die einander ausschließen; zuletzt muß eine Wahl getroffen werden, und wer dann nicht im Stande ist, rücksichtslos den einen Gesichtspunkt festzuhalten, setzt sich dem Untergang aus. Die Kläglichkeit der preußischen Politik von 1790 bis 1812 lag einzig und allein darin, daß sie mit der Wahl nie fertig werden konnte, daß sie fortwährend nach allen Seiten sah und sich darum im Kreise drehte.

Bevor Preußen den Entschluß faßte, seine Position entschieden gegen Frankreich zu nehmen, war es zeitgemäß, an alles Böse zu erinnern, das Oestreich uns zugefügt, alle Gründe des Mißtrauens aufzuzählen, die seine traditionelle Politik hervorrufen muß. Jetzt darf davon keine Rede mehr sein; in nächster Frist sind voraussichtlich die Oestreicher unsere Waffengefährten, und zwischen unsere Beziehungen darf keine persönliche Bitterkeit treten. Schon früher betrachteten wir es als eine seltsame Taktik, alle möglichen Beleidigungen und Verdächtigungen gegen Oestreich auszusprechen, und damit zu schließen, daß man Oestreich zu Hilfe kommen müsse; jetzt, da wir die Brücke hinter uns abgebrochen haben, wäre ein solches Verfahren offenbarer Wahnsinn. — Warum die Denkschrift, womit das Ministerium seine Vorlagen an den Landtag begleitete, so scharf gegen das östreichische Ultimatum zu Felde zog, verstehn wir jetzt nicht mehr; vielleicht walteten dabei diplomatische Rücksichten ob. Die Zeit dieser Rücksichten scheint uns jetzt vorüber.

Es ist allseitig vom preußischen Landtag anerkannt, daß Preußen sich von den kleinen Staaten nicht zum Kriege drängen lassen dürfe; unsere Tories haben es sogar ein „Verbrechen" genannt, wenn der Bundestag durch Stimmenmehrheit Preußen nöthigen würde. Wohl; und in dieser Beziehung mag die entschiedne Zurückweisung des einseitigen hannöverschen Vorgehens gerechtfertigt sein. — Aber damit ist es nicht genug. — Wenn wir auch glauben, daß Preußens Entschluß bereits feststand, bevor die süddeutsche Agitation begann, so macht sein Verfahren doch auf jeden, der nicht von vornherein günstig gestimmt ist, den entgegengesetzten Eindruck: es sieht wirklich so aus, als ob es sich treiben lasse. Bis zu dem Punkt, wo die Kriegsbereitschaft sämmtlicher Armeecorps erklärt wurde, war die Zurückhaltung politisch gerechtfertigt; es mußte uns daran liegen, den Krieg nicht in erster Linie am Rhein zu haben; jetzt aber muß Preußen die Führung der deutschen Bewegung übernehmen, wenn es seine Stellung in Deutschland erhalten und befestigen will. Das Gefühl ist jetzt ein ungeheurer Factor, und da Preußen doch mit dem allgemeinen Gefühl geht, so darf es ihm nicht folgen, sondern muß ihm vorangehn und es leiten.

Im Hause der Abgeordneten sind viele wohlmeinende, aber nicht charakteristische Worte lebhaft beklatscht; folgende Bemerkung des Abg. von Arnim, die uns doch sehr zur Sache zu gehören scheint, hat diesen Erfolg nicht gehabt: „Preußen müsse die bewaffnete Mediation als Vorkämpfer Deutschlands in die Hand nehmen. Dazu gehöre das Einverständniß Oestreichs, der gute Wille der übrigen Staaten und eignes energisches Vorgehn. Durch das letztere werde man bestimmt werden, Preußen die nothwendige Leitung zu übertragen. Oestreich werde damit einverstanden sein. Hoffentlich beziehe sich die neueste Mediation (Willisens) nach Wien

auf Verständigung in dieser Frage. Nur dann könne Preußens bewaffnete Mediation Erfolg haben, wenn es vollständig und ausschließlich Herr wäre seiner eignen und der gesammten deutschen Wehrkraft." Mit andern Worten (wenn wir den Redner recht verstanden haben): in dem gegen Frankreich zu erklärenden Bundeskrieg, der voraussichtlich bald ein Angriffskrieg wird, erhält Preußen den Oberbefehl über sämmtliche Bundestruppen, auch die östreichischen, falls solche, wie zu erwarten, an der Rheinarmee sich betheiligen. Nur auf diese Weise ist ein planmäßig geführter Feldzug denkbar, die Oestreicher können alsdann ihre ganze Kraft auf Italien werfen, und Paris wird das gemeinsame Ziel beider Armeen sein.

Freilich kann über das letzte Ziel des Krieges noch keine Rede sein; der Ausgang steht in Gottes Hand, und so gut wie in Paris, kann er in Berlin oder Wien, in Königsberg oder Debreczyn stattfinden. So viel ist aber klar, der Zweck des Krieges kann nur eine Garantie für den Frieden sein. Leistet etwa der Sturz des Kaiser Napoleon eine solche Garantie? — Nach den Ideen der Friedensheuler sollte man das freilich glauben, die wie die Heuler von 1848 durch Aufhängen aller Rothen die Ordnung, so jetzt durch „Zermalmung" des großen Friedensstörers die „Geschäfte" auf immer gesichert zu haben glauben, und sich darum als Fanatiker gegen denselben geberden — als ob wir nie daran dächten, (z. B. in Schleswig) den Frieden zu stören. — Aber — der Herzog von Chartres dient in der piemontesischen Armee; der Graf von Chambord verläßt sein bisheriges Asyl, um nicht in den Verdacht zu gerathen, mit Oestreich zu gehen; und dann möge man die französische Nation nicht unterschätzen. Die Garantien eines dauernden Friedens sind vielmehr: 1) eine italienische Vormauer gegen Frankreich, wozu sich — trotz alledem! — ein vergrößertes Sardinien am besten qualificirt; die Piemontesen werden grade in diesem Krieg am besten einsehn, was es heißt, sich ausschließlich auf Frankreich zu stützen; 2) Deckung der deutschen Küsten durch eine Kriegsmarine; 3) Deckung der Rheingrenze durch eine straffere Militärverfassung; 4) Befriedigung der gerechten Ansprüche der deutschen Völker in allen einzelnen Staaten; und um dieser drei letzten Zwecke willen 5) Reform der deutschen Bundesverfassung in Bezug auf die Stellung der einzelnen Staaten und des Ganzen zum Ausland.

„Preußen hat sich heute zu weit ausgesprochen (prononcirt), um sich nicht für die Tuilerien aus einem unliebsamen Alliirten, oder wie man es nennen will, zu einem entschiedenen Gegner zu stempeln, den man nach Gelegenheit büßen lassen muß. Preußen hat sich sein 1806 bereits selbst formulirt und aufs Kerbholz schneiden lassen, es wird also nicht 1805 verpassen, um sich jetzt einlullen und 1860 abstrafen zu lassen. Es hat die Schlange am Busen; dies zu verkennen, wäre unmöglich." „Man kann (in Preußen) die Landwehr nicht mobilisiren für bloße Observationen und Schaustücke, es muß mit ihr sofort geschlagen werden und die Kriegsdauer eine möglichst kurze sein." „Von einer englischen Allianz verbot vermuthlich die Bescheidenheit in Berlin mit Ernst zu sprechen." So charakterisirt der *† Correspondent Aus Thüringen in der Leipziger Zeitung — vollkommen richtig — die Situation. — Er war seit dem Oct. v. J. der entschiedene Gegner der neuen Regentschaft und ihrer muthmaßlichen Tendenzen, übrigens von allen der anständigste; man male sich den Ton der andern aus.

Die Reaction triumphirt; die Friedenskriegsheulerei hat auch einen großen Theil

der alten Demokratie in eine wüste Begeisterung für die „Verträge" getrieben; man hofft eine Erneuerung der heiligen Allianz; man hofft, daß über dem Kriegslärm das parlamentarische Interesse vollständig einschlafen wird. Auch die Dänen werden sich diese Begeisterung für die „Verträge" merken; Preußen hüte sich nur, in dieser Sache dereinst den Störenfried machen und für das jetzt wieder so sehr verachtete „Nationalitätsprincip" eintreten zu wollen. — Indeß rechnen wir fest auf den Prinzregenten, der bisher mit seinem geraden Verstande sehr scharf zu unterscheiden gewußt, was von der wandelbaren Vox Populi wirklich Vox Dei ist und was nicht.

† †

Deutsches Wörterbuch

von Jacob und Wilhelm Grimm. Dritten Bandes erste Lieferung. E.—Einöde. Leipzig. S. Hirzel. 1859.

Dem vorstehenden Anfange des dritten Bandes soll in den nächsten Wochen der Schluß des zweiten und die Fortsetzung des dritten folgen. So ist schnellere Fortsetzung in willkommene Aussicht gestellt; mit dieser Lieferung beginnt wieder die Thätigkeit Jacob Grimms. Leicht ist seine Feder in der knappen Behandlung, der Auswahl der Belegstellen und der gründlichen Darstellung der Wörterverwandtschaften zu erkennen. Das E, dessen dritter Theil in diesem ersten Heft abgemacht wird, ist für die deutsche Zunge sowol, als für den Lexikographen nicht der angenehmste Buchstabe des Alphabets. Jetzt der herrschende Vocal unserer Schriftsprache, übermächtig in Ableitungs- und Flexionsendungen, häufig auch im Inlaut der Wörter, war er in den ältesten Dialekten ein verhältnißmäßig seltener Laut, der im Gothischen noch die Natur eines Doppelvocals hatte und etwa wie das griechische αι nur in einzelnen Fällen verkürzt gebraucht wurde. Nach und nach ist sein unbestimmtes und mattes Wesen an die Stelle volltönender Klänge getreten, von denen sich eine große Fülle in den oberdeutschen Dialekten bis heute erhalten hat. Noch im sechzehnten Jahrhundert weiß ihn die neugebildete Schriftsprache oft zu entbehren, wo wir ihn nicht missen können; denn damals war die Sprache, während sie aus dem Volksmunde fixirt wurde, in einem energischen Proceß begriffen, Ableitungssilben, selbst Stämme zu verkürzen. Wenn sie dadurch zuweilen hart wurde, so vermied sie doch glücklicher als wir die Eintönigkeit und die langweilige Umkleidung der Stämme mit schwachen Anhängesilben. Es ist charakteristisch für das deutsche Wesen, daß die naturgemäße Abschweifung und Verkürzung der Wortkörper in denselben Jahrhunderten gestört wurde, in welchen das nationale Leben Bildungskraft und Energie einbüßte. Die weitschweifige, schleppende Redeweise der Theologen und Juristen im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert hat ebenso wie die Pedanterie der gelehrten Dichter dazu beigetragen, den indifferenten Vocallaut groß zu ziehen. Aber auch der schwierigste aller Vocale ist E geworden. Die Aussprache unterscheidet bei großer Verwirrung noch in vielen Fällen das ursprüngliche i und a durch Annäherung an den Ton derselben. Aus den Dialekten hat sich eine unangenehme breite, dem ä gleiche Aussprache übermäßig eingedrängt, und für Fremde ist das Abdämpfen des tonlosen und stummen e in den Bildungssilben eine fast unüberwindliche Schwierigkeit. Unter den merkwürdigen Wörtern dieses Heftes seien nur einige genannt: eben, Eber, Ecke, edel, Egert (das Brachland), Ehe, Ehre, ei, Ei, Eiche, Eid, Eifer, eigen, Eile und das wichtige Wort: ein. Wieder gibt diese

Lieferung Gelegenheit, auf jeder Seite die Gelehrsamkeit des Herausgebers und den Reichthum der verzeichneten Wörter zu bewundern, doch noch immer thut es noth, bei diesem größten und vollständigsten lexikographischen Werke, die wir bis jetzt in irgend einer Sprache besitzen, daran zu erinnern, daß absolute Vollständigkeit in einem Verzeichniß der deutschen Wörter ebenso wenig zu erreichen ist, wie das Zählen der Blätter eines Waldes, daß es auch bei verzeichneten Wörtern oft nicht möglich bleibt, alle Nüancen der Bedeutung aus vergangener Zeit und der Gegenwart zu fixiren. Zahlreiche Nebenbedeutungen wohlbekannter Wörter haben sich nie in der Schriftsprache niedergeschlagen, viele liegen noch in alten Drucken verborgen; denn wie groß die Masse der für das Lexikon gelesenen und ausgezogenen Bücher ist, so war es doch unthunlich, auch nur den größern Theil der kleineren Druckwerke vergangener Zeit, der zahllosen Flugschriften ꝛc. zu benutzen, in denen oft volksthümliche Wendungen und Ausdrücke von großer Originalität erscheinen. Nun ist die Eigenthümlichkeit jeder Arbeit, daß der einzelne Leser, und sei seine Sprache noch so arm, im Stande ist, aus dem eigenen Leben einzelne Zusätze und Berichtigungen zu liefern, und jeder mag hier und da ihm Wohlbekanntes vermissen. Und wenn der Umfang des Wörterbuchs dreifach so groß wäre, dieselbe Erscheinung würde unvermeidlich sein, so lange die deutsche Sprache als ein lebender Organismus durch mehr als vierzig Millionen Seelen dahinflutet. Wenn aber wir, treue Verehrer des großen Gelehrten, welcher seine Kraft wieder dem Wörterbuch gewidmet hat, einen bescheidenen und dringenden Wunsch aussprechen sollen, so ist es der, daß sein Wissen nicht verschmähe, den Wörtern regelmäßig nicht nur das entsprechende lateinische Wort, sondern auch eine sinnerklärende deutsche Umschreibung, oder eine Synonyme hinzuzufügen. Das Publicum wird schon jetzt dankbar dafür sein, daß dies viel öfter geschieht, als in den ersten Lieferungen, aber noch hat man Ursache, bei einzelnen Wörtern sich nach der Erklärung zu sehnen; z. B. einnesteln (infibulare), Einkomst (reditus), einkrapfen (infibulare), einkutten (cucullo investire) und in vielen andern Fällen, wo die Bedeutung für einen ehrlichen Sohn des neunzehnten Jahrh. noch schwerer zu errathen ist. Die lateinische Erklärung allein ist uns Laien nicht ausreichend. Das Wörterbuch soll nicht nur solchen dienen, welche Latein verstehen und ein großes lateinisches Wörterbuch zum Nachschlagen bei der Hand haben; denn vielleicht der größte Theil derer, welche das Werk durch ihre Theilnahme tragen und möglich machen, ist des Lateinischen entweder gar nicht oder doch nicht so mächtig, daß sie den ganzen erhaltenen Wörtervorrath dieser todten Sprache, oft entlegene und selten vorkommende Wörter zur Hand haben. Jacob Grimm hat sich über das Mißliche der deutschen Wörtererklärungen und Paraphrasen bereits ausgesprochen, und niemand wird leugnen, daß solche Umschreibungen in einzelnen Fällen fast unmöglich sind. Man erkläre z. B. die Wörter: Tisch, Stuhl, Vernunft, durch kurze lexikographische Umschreibungen. Aber wie unhold und undankbar in vielen Fällen diese Arbeit auch scheine, sie wird doch dem Leser und Benutzer des Wörterbuchs durchaus angenehm sein, und ihre fortlaufende Einführung ist, wenn wir die Stimmen des Publicums recht vernehmen, ein lebhafter Wunsch aller treuen und dankbaren Abonnenten.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Charlotte von Kalb.

Das Leben der Frau von Kalb ist in den letzten Jahren zweimal beschrieben: von Köpke 1852, von Sauppe 1854. Der erste benutzte außer den allgemein zugänglichen Quellen (den Briefen Schillers, Hölderlins, Jean Pauls und den Memoiren Charlottens) noch die persönlichen Mittheilungen ihrer Tochter: er spricht nicht als Erzähler, sondern als leidenschaftlich Liebender; das Porträt der „hohen Frau" (so nennt er sie stets) hat ihn entflammt; alles was zu ihrem Nachtheil sprechen konnte, läßt er aus, das ganze Buch ist ein Dithyrambus. Sauppe erzählt angenehm, unparteiisch, aber sehr schonend, und nur aus diesem Umstand schöpfen wir die Berechtigung unserer neuen Arbeit. Er hat in der Sammlung seiner Briefstellen einige ausgelassen, die charakteristisch sind, und dadurch die Moral der Fabel abgestumpft: fast als wollte man bei einer Biographie der Frau von Stein den letzten Kaffeebrief weglassen.

Im Wilhelm Meister erscheint diese bunte Societät, die von sich sagen konnte: erlaubt ist, was gefällt! in äußerst anmuthigen Farben, die aber nur der Darstellung des Dichters angehören; es versteckt sich hinter dieser schönen Hülle ein ungesunder Keim. Die Verhältnisse der schönen Geister zu verheiratheten Frauen waren fast die Regel; ein solches (freilich der edelsten eines!) hat Goethe in den schönsten Jahren seiner Kraft auf jenen Abweg geleitet, dem er dann in einem neuen Abweg entfloh; Schiller wußte das Band zur rechten Zeit zu zerreißen, aber mit rauher Hand und nicht ohne Schmerzen. Man hat in solchen Dingen nicht nöthig, den kategorischen Imperativ der Moral heranzuziehen; die natürlichen Folgen sagen alles. — Scribe hat in Une chaîne Grund und Folge mit vollendeter Wahrheit und Deutlichkeit ausgemalt; das Leben der Frau von Kalb ist eine mehrfache Wiederholung dieses wunderbaren Dramas.

Charlotte v. Ostheim, geb. 25. Juli 1761 (zwei Jahr nach Schiller) in Waltershausen, aus einem angesehenen Geschlecht, ein schönes, hochbegabtes Kind, hatte früh das Leiden gekannt. In erster Jugend verlor sie die Eltern; die jüngere Schwester Wilhelmine, die einen Bürgerlichen liebte, gab (Nov.

1786) einem ungeliebten Mann von Adel die Hand und starb im ersten Kindbett; gleichzeitig fiel der Bruder im Duell. Eine zweite Schwester, Leonore, wurde, 17 Jahr alt, Ende 1782, ohne Neigung ja mit unverhohlenem Abscheu, mit dem Präsidenten Kalb vermählt, der nun die in einen [illegible]lichen Proceß verwickelten Ostheimschen Güter verwaltete. Um darin ganz freie Hand zu haben, führte er Sept. 1783 seinen Bruder, den Major Heinrich von Kalb, der sich in Amerika in französischen Diensten ausgezeichnet, bei seiner Schwägerin Charlotte ein; die beiden heiratheten sich [illegible]783 und brachten die erste Zeit ihrer Ehe in Baireuth zu: er ein edler, Frauen sehr gefährlicher Mann, sie eine schöne Seele, aber es scheinen von Anfang an wenig Berührungspunkte stattgefunden zu haben, und über die Pflichten dachte man damals in der guten Gesellschaft sehr französisch.

Im Mai 1784 reisten sie über Mannheim nach Landau, wo das Regiment des Herrn v. Kalb in Garnison stand. Schiller, damals Theaterdichter in Mannheim, war ihnen durch seinen Schwager empfohlen; er schreibt 7. Juli an Frau v. Wolzogen. „Vor einem Monat waren Herr und Frau von Ka[illegible] hier und machten mir durch ihre Gesellschaft einige sehr angenehme Tage. Die Frau besonders zeigt sehr viel Geist und gehört nicht zu den gewöhnlichen Frauenzimmerseelen. Sie ließen mich wenig von ihrer Seite und ich hatte das Vergnügen, ihnen einiges Merkwürdige in Mannheim zu zeigen." Ende Juli kam Charlotte allein nach Mannheim; die Anwesenheit einer Dame in einer Garnisonstadt schien unschicklich; ihr Gemahl besuchte sie von Landau aus wöchentlich zweimal. Schiller wurde ihr fast täglicher Umgang. an sie dachte er bei seinen Dichtungen, sie versinnlichte ihm zum ersten Mal eine ideale Welt. Nebenbei hatte er eine „miserable Leidenschaft" hinter den Coulissen (Katharine Baumann), und eine mehr gesetzte (Margarethe Schwan), sein Herz war damals sehr empfänglich. Leider haben wir über diese Zeit kein anderes Zeugniß als die Memoiren der Frau von Kalb, die ein halbes Jahrhundert später geschrieben und phantastisch gefärbt sind. Wenn die „Freigeisterei der Leidenschaft", die in der Thalia Anfang 1786 erschien, aus den Eindrücken dieser Zeit hervorging, so wirkte das Verhältniß wenigstens auf die Phantasie nicht grade beruhigend. Als die mannheimer Zustände ihm unerträglich wurden und er April 1785 dem Ruf seiner Freunde nach Leipzig folgte, kostete es ihn einen schweren Kampf, sich von Charlotte loszureißen; in diesem Punkt ist ihr Zeugniß vollgiltig. Beim Abschied sagten sie sich das erste Du!

Frau von Kalb schloß sich jetzt dem Kreis der Sophie Laroche an — Bonstetten, Matthisson — Ostern 1786 verließ sie Mannheim und ging auf das Gut ihres Schwiegervaters Kalbsrieth, wo sie bereits merkte, daß ihre Augen krank und schwach wurden; von da April 1787 nach Gotha, im

Anfang des Sommers nach Weimar, wo sie bei den Größen jener Stadt, namentlich bei der jüngern Herzogin und Frau v. Stein eine sehr lebhafte Anerkennung fand. Auch Frau v. Lengefeld und ihre Töchter lernte sie kennen. Mit Schiller — der übrigens von einer neuen Leidenschaft erfaßt war, stand sie in ununterbrochenem Briefwechsel; schon zu Anfang des Jahres hatte er um Erlaubniß gebeten, zu ihr zu kommen; sie hatte es abgelehnt und ihn nach Weimar beschieden. — Von nun an werden die Mittheilungen authentisch.

Den 21. Juli 1787 kam Schiller in Weimar an. „Am nämlichen Abend," schreibt er an Körner, „sah ich Charlotten. Unser erstes Wiedersehn hatte so viel Gepreßtes, Betäubendes, daß mirs unmöglich fällt, es euch zu beschreiben. Charlotte ist sich ganz gleich geblieben, bis auf wenige Spuren von Kränklichkeit, die der Paroxismus der Erwartung und des Wiedersehns für diesen Abend aber verlöschte, und die ich erst heute bemerken kann. Sonderbar war es, daß ich mich schon in der ersten Stunde unseres Beisammenseins nicht anders fühlte, als hätte ich sie erst gestern verlassen, so einheimisch war mir alles an ihr, so schnell knüpfte sich jeder zerrissene Faden unseres Umgangs wieder an. Ehe ich euch über sie und auch über mich etwas mehr sage, laßt mich [illegible] selbst kommen. Die Erwartung der mancherlei Dinge, die sich mir hier in [illegible] werfen werden, hat meine ganze Besinnungskraft eingenommen." (Nebenbei unterhandelt er mit Körner über Heirathspläne.) „Charlotte ist eine große, sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größern Geist, als der meinige ist, zu schaffen geben kann. Mit jedem Fortschritt unsers Umgangs entdecke ich neue Erscheinungen in ihr, die mich wie schöne Partien in einer weiten Landschaft überraschen und entzücken. Hr. v. Kalb und sein Bruder werden im September eintreffen, und Charlotte hat alle Hoffnung, daß unsere Vereinigung (in Dresden) im October zu Stande kommen wird. Aus einer kleinen Bosheit vermeidet sie deswegen auch, in Weimar die geringste Einrichtung für häusliche Bequemlichkeit zu machen, daß ihn die Armseligkeit weg nach Dresden treiben soll. Sind wir einmal da, so läßt man euch für das Weitere sorgen. Die Situation des Hrn. v. Kalb am zweibrückschen Hof, wo er eine Carrière machen dürfte, wenn der Kurfürst v. d. Pfalz sterben sollte, läßt sie vielleicht zehn bis funfzehn Jahr über ihren Aufenthalt frei gebieten." „Hier ist, wie es scheint, schon ziemlich über uns gesprochen worden. Wir haben uns vorgesetzt, kein Geheimniß aus unserm Verhältniß zu machen. Einige Mal hatte man schon die Discretion — uns nicht zu stören, wenn man vermuthete, daß wir fremde Gesellschaft los sein wollten. Charlotte steht bei Wieland und Herder in großer Achtung. Sie ist jetzt bis zum Muthwillen munter, ihre Lebhaftigkeit hat auch mich angesteckt, und ist nicht unbemerkt

geblieben." — (28. Juli): „Ich weiß nicht, wie ich zu der Sicherheit meines Weſens, zu dem Anſtand kam, den ich hier (bei der Herzogin Mutter) behauptete. Charlotte verſicherte mir, daß ich es hier überall mit meinen Manieren wagen dürfe. Ihre Idee von mir hat mir Zuverſicht gegeben." „Unſer Verhältniß fängt an, hier ziemlich laut zu werden, und wird mit ſehr viel Achtung für uns beide behandelt. Selbſt die Herzogin hat die Galanterie, uns heute zuſammen zu bitten, und daß es darum geſchah, habe ich von Wieland erfahren. Man iſt in dieſen Kleinigkeiten hier ſehr fein, und die Herzoginnen ſelbſt laſſen es an ſolchen kleinen Attentionen nicht fehlen." Inzwiſchen 29. Juli: „Charlotte will behaupten, daß ich mich dieſen Abend (bei der Herzogin Mutter) zu frei betragen habe; ſie zog mich auch auf die Seite und gab mir einen Wink. Ich habe, ſagte ſie, auf einige Fragen, die die Herzogin an mich gethan, nicht dieſer, ſondern ihr geantwortet und die Herzogin ſtehn laſſen. Es kann mir begegnet ſein, denn ich beſann mich niemals, daß ich Rückſichten zu beobachten hätte." „Die Wirkung, die der Carlos auf Charlotte gemacht hatte, war mir angenehm, doch fehlte es ihr (weil ſie krank und ſchwach war) oft an Sammlung des Geiſtes, ſelbſt an Sinn. Die Stellen, die ich auf ſie gleichſam berechnet habe, erreichten ihre Wirkung ganz. Des Marquis Scene mit dem König that viel auf ſie, aber alles faßte ſie nicht beim erſten Leſen. Auf ſie wirkte die Sternbergſche Scene (des Marquis mit der Königin) recht ſehr, aber auch ſie verſtand nicht gleich, was ich mit dem Ausgang derſelben wollte." — 8. Auguſt: „Kannſt du mir glauben, daß es mir ſchwer, beinahe unmöglich fällt, euch über Charlotte zu ſchreiben? Und ich kann dir nicht einmal ſagen, warum. Unſer Verhältniß iſt — wenn du dieſen Ausdruck verſtehn kannſt, wie die geoffenbarte Religion auf den Glauben geſtützt. Die Reſultate langer Prüfungen, langſamer Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes ſind bei dieſer auf eine myſtiſche Weiſe avancirt, weil die Vernunft zu langſam dahin gelangt ſein würde. Derſelbe Fall iſt mit Charlotten und mir. Wir haben mit der Ahnung des Reſultates angefangen und müſſen jetzt unſere Religion durch den Verſtand unterſuchen und befeſtigen. Hier wie dort zeigen ſich alſo nothwendig alle Epochen des Fanatismus, Skepticismus, des Aberglaubens und Unglaubens, und dann wahrſcheinlich am Ende ein reiner und billiger Vernunftglaube, der der alleinſeligmachende iſt. Es iſt mir wahrſcheinlich, daß der Keim einer unerſchütterlichen Freundſchaft in uns beiden vorhanden iſt, aber er wartet noch auf ſeine Entwicklung. In Charlottens Gemüth iſt übrigens mehr Einheit als in dem meinigen, wenn ſie ſchon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen iſt. Lange Einſamkeit und ein eigenſinniger Hang ihres Weſens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und feſter gegründet, als bei mir der Fall ſein konnte mit dem ihrigen. Ich habe dir nicht geſchrieben, welche

sonderbare Folge meine Erscheinung auf sie gehabt hat. Vieles, was sie vorbereitete, kann ich jetzt auch nicht wol schreiben. Sie hat mich mit einer heftigen, bangen Ungeduld erwartet. Mein letzter Brief, der ihr meine Ankunft versicherte, setzte sie in eine Unruhe, die auf ihre Gesundheit wirkte. Ihre Seele hing nur noch an diesem Gedanken — und als sie mich hatte, war ihre Empfänglichkeit für Freude dahin. Ein langes Harren hatte sie erschöpft, und Freude wirkte bei ihr Lähmung. Sie war fünf, sechs Tage nach der ersten Epoche meines Hierseins fast jedem Gefühl abgestorben, nur die Empfindung dieser Ohnmacht blieb ihr und machte sie elend. Ihr Dasein war nur noch durch convulsivische Spannungen des Augenblicks hingehalten. Du kannst urtheilen, wie mir in dieser Zeit hier zu Muthe war. Ihre Krankheit, ihre Stimmung und dann die Spannung, die ich hieher brachte, die Aufforderung, die ich hier hatte! Jetzt fängt sie an, sich zu erholen, ihre Gesundheit stellt sich wieder her und ihr Geist wird freier. Jetzt erst können wir einander etwas sein. Aber noch genießen wir uns nicht in einem zweckmäßigen Lebensplan, wie ich mir versprochen hatte; alles ist nur Zurüstung für die Zukunft. Jetzt erwarte ich mit Ungeduld eine Antwort von ihrem Mann auf einen wichtigen Brief, den ich ihm geschrieben." — 12. August. Es wird bei der Herzogin Mutter eine Operette gegeben. „Weil ich keine eigentliche Invitation bekam, so blieb ich nach dem Rath von Charlotten weg. Sie hatte zwar eine erhalten, worin gesagt wurde, daß sie sich eine Gesellschaft dazu wählen könnte, wobei ich gemeint war; aber da man mich nur als ein Pendant von ihr behandelte, so thaten wir beide, als verständen wirs nicht . . . Du siehst, wie krumm und schief auch hier die Gänge sind . . . Dieser Tage habe ich in großer adliger Gesellschaft einen höchst langweiligen Spaziergang machen müssen. Das ist ein nothwendiges Uebel, in das mich mein Verhältniß mit Charlotte gestürzt hat — und wie viel flache Creaturen kommen einem da vor." — „Herder versicherte Charlotte, daß ich ihn sehr interessire . . . Ich hatte mit ihm von ihr gesprochen, er erzählte ihr davon und drückte ihr dabei die Hand. Dieser letzte Zug hat sie und mich sehr interessirt." — Einige Tage darauf bringt ihn Charlotte nach Jena und holt ihn wieder ab. (18. August). „Herr von Kalb hat mir geschrieben. Er kommt zu Ende September, seine Ankunft wird das Weitere mit mir bestimmen. Seine Freundschaft für mich ist unverändert, welches zu bewundern ist, da er seine Frau liebt und mein Verhältniß mit ihr kennt. Aber seine Billigkeit und Stärke dürfte vielleicht durch Einmischung fremder Menschen und eine dienstfertige Ohrenbläserei auf eine große Probe gestellt werden, wenn er kommt. Ich verstehe nämlich nur in Beziehung auf die Meinung der Welt, denn der Glaube an seine Frau wird nie bei ihm wanken. Er kann nach dem Tode des Kurfürsten v. d. Pfalz der zweite in

der Armee und eine sehr wichtige Person werden, ohne daß er seine französischen Dienste dabei aufzugeben hat, wo er in acht bis zehn Jahren Brigadier sein muß. Er ist Liebling des Herzogs von Zweibrücken, bei den Damen äußerst empfohlen und der Königin von Frankreich bekannt, welche sich gewundert hat, daß er sich nicht schon in Paris gemeldet. Alles das wundert mich nicht, aber es freut mich, daß er alles dies erreicht hat und doch der wahre herzlich gute Mensch bleiben durfte, der er ist." — Wenn Kalbs Weimar verlassen sollten, ist er geneigt, mitzugehen, mitunter rühmt er sich seiner Treue. „Die hiesigen Damen (29. August) sind ganz erstaunlich empfindsam; da ist beinahe keine, die nicht eine Geschichte hätte oder gehabt hätte; erobern möchten sie gern alle . . . Weil ich die hiesigen Theeassembleen nie besuchte, so legte man es Charlotten als einen Despotismus über mich aus." — 6. Oct.: „Meine Abende bringe ich entweder bei Charlotte oder der Frau von Imhof zu." Auch Corona Schröter ist häufig dabei: „sie ist doch eigentlich eine von unsern behaglichsten Bekanntschaften und uns sehr attachirt." (14. Oct.)

Die Annäherung des Mannes bleibt doch nicht ohne Einfluß. „Außer Wieland und Charlotte (19. Nov.) sehe ich jetzt selten jemand . . . Ich glaube wirklich, Wieland kennt mich noch wenig genug, um mir seine zweite Tochter nicht abzuschlagen. Das Mädchen kenne ich gar nicht, aber siehst du, ich würde sie ihm heut abfordern, wenn ich glaubte, daß ich sie verdiente. Es ist sonderbar, ich verehre, ich liebe die herzlich empfindende Natur, und eine Kokette, jede Kokette kann mich fesseln. Jede hat eine unfehlbare Macht auf mich, durch meine Eitelkeit und Sinnlichkeit; entzünden kann mich keine, aber beunruhigen ganz. Ich habe hohe Begriffe von häuslicher Freude, und doch nicht einmal so viel Sinn dafür, sie mir zu wünschen. Ich werde von allen Glückseligkeiten naschen, ohne sie zu genießen . . . Bei einer ewigen Verbindung, die ich eingehn soll, darf Leidenschaft nicht sein . . . Sage mir, ob deine Erfahrungen sich mit der Idee reimen, daß ich eine Frau habe, und ein mir entgegengesetztes Wesen, eine unschuldige Frau. Wenn diese Materie erst unter uns ins Reine gebracht ist, dann und nicht eher will ich mich bemühen, das Mädchen kennen zu lernen . . . Charlotte weiß von diesem Monolog meiner Vernunft nichts. — Herr von Kalb ist vor drei Tagen in Kalbsrieth (ihrem Gut) angekommen, und dahin ist Charlotte jetzt gereist."

Diese Abwesenheit Charlottens benutzt Schiller zu einem Besuch bei seiner alten Gönnerin Frau von Wolzogen; bei dieser Gelegenheit lernt er in Rudolstadt Frau von Lengefeld kennen und ihre beiden Töchter, Caroline Frau von Beulwitz und Lottchen. — 8. Dec.: „Hier in Weimar habe ich Charlotten und ihren Mann wiedergefunden. Er ist ganz der alte, wie ich

aus dem ersten Anblick urtheilen konnte; denn ich habe ihn nur einmal gesprochen. Sie ist gesund und sehr aufgeweckt. Ich weiß nicht, ob die Gegenwart des Mannes mich lassen wird, wie ich bin. Ich fühle in mir schon einige Veränderung, die weiter gehn kann. Wielands Haus besuche ich jetzt am fleißigsten, und ich glaube, es wird so bleiben. Laß diese Stelle unsere Weiber nicht lesen." 19. Dec.: „Charlotten seh ich die Woche nur drei, höchstens viermal, weil ich jetzt nie als die Abende ausgehe, und sonst alle andere Menschen vernachlässigen müßte. Auch sind Kalbs fast über den andern Tag bei Hof oder sonst herum. Ich höre, daß sie dir geschrieben hat." 8. Jan. 1788. „Dabei bleibt es, daß ich heirathe. Könntest du in meiner Seele so lesen wie ich selbst, du würdest keine Minute darüber unentschieden sein. Alle meine Triebe zu Leben und Thätigkeit sind in mir abgenutzt; diesen einzigen habe ich noch nicht versucht. Ich führe eine elende Existenz, elend durch den innern Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eignes sich erfrischt. Du weißt nicht, wie verwüstet mein Gemüth, wie verfinstert mein Kopf ist, durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen . . . So bin ich fast die ganze Zeit meines Hierseins gewesen, so kennt mich Charlotte seit langer Zeit . . . Ich bin bis jetzt ein isolirter fremder Mensch in der Natur umhergeirrt und habe nichts als Eigenthum besessen. Alle Wesen, an die ich mich fesselte, haben etwas gehabt, das ihnen theurer war als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz. Glaube nicht, daß ich gewählt habe." — 18. Jan. „Ich habe seit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt — und nicht sowol, weil mir die Gegenstände dazu fehlten, sondern weil ich die Freuden mehr naschte als genoß, weil es mir an innerer gleicher und sanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens, die Uebung des Gefühls in vielen und ununterbrochenen, wenn auch nur kleinen und schwachen geselligen Empfindungen gibt."

17. März 1788. „Frau von Kalb ist mit ihrem Mann jetzt von hier abwesend (in Waltershausen, schon seit dem Februar), und wird erst zu Ende dieses Monats wieder zurückkommen. Sie hat eine Zusammenkunft mit ihrem Schwager eines Processes wegen. Ihre Abwesenheit macht mich jetzt manchmal zum Einsiedler, weil ich in den Abendstunden, die fast allein meiner Erholung erlaubt sind, nicht zu jedermann mag oder kann." „Die Wielandsche Tochter ist so gut als versprochen." — 31. März: „Charlotte erwarte ich nächste Woche wieder zurück; ihr Mann kommt auch mit."

Schon am 6. März lesen wir: „Du thatest, als ob du wissest, ich habe hier eine ernsthafte Geschichte, auf die ich euch nach und nach vorbereiten wollte . . Aber bei dem, was ich dir geschrieben, hat mich nichts als kalte

Ueberlegung geleitet, ohne positiven Gegenstand. Neuerdings ließ ich zwar ein Wort gegen dich fallen, das dich auf irgend eine Vermuthung führen könnte — aber dieses schläft tief in meiner Seele, und Charlotte selbst, die mich fein durchsieht und bewacht, hat noch gar nichts davon geahnt." — Er war hier einmal wirklich verschlossen. — Seit einigen Monaten war Lottchen von Lengefeld in Weimar, wo sie sich um eine Hofdamenstelle bewarb; kurz vor ihrer Abreise konnte er ihr schreiben: „Sie werden gehen, liebstes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den besten Theil meiner Freuden mit wegnehmen;" und bald nach ihrer Abreise (11. April): „Man sollte lieber nie zusammengerathen — oder nie mehr getrennt werden." „Wie wenig sollte es mir kosten, den Bezirk, den Sie bewohnen, für meine Welt anzusehn!"

Um den durchreisenden Huber bei Charlotte, die auf der Rückkehr mit ihrem Mann eben in Gotha verweilte, vorzustellen, ritt er am 10. April von Erfurt dahin: „Sie war just bei einem großen Diner unter zwölf unbekannten steifen Gesichtern, wo sie nicht gleich loskommen konnte, und Huber durfte nicht warten." Sie glaubte, ihn dadurch schwer gekränkt zu haben, um so mehr, da sie ihn bald nach ihrer Ankunft in Weimar (25. April) einmal nicht annehmen konnte, sie irrte sich: schon lange war mit der Familie Lengefeld der gemeinsame Sommeraufenthalt verabredet, der seit dem 18. Mai in Volkstedt wirklich ins Werk gesetzt wurde. Seinem Körner verspricht er zwar, sich vor jeder individuellen Neigung zu hüten, darum theile er seine Aufmerksamkeit zwischen die beiden Schwestern; doch gesteht er (1. Oct.): „Es ist diesen Sommer allerlei in meinem Wesen vorgegangen, was nicht übel ist; besonders merke ich mir mehr und mehr an, daß ich mich von kleinen Leidenschaften erhebe." 20. Oct.: „An Frau von Kalb hab ich diesen Sommer gar wenig geschrieben; es ist eine Verstimmung unter uns, worüber ich dir einmal mündlich mehr sagen will. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurtheilt habe: sie ist ein geistvolles, edles Geschöpf — ihr Einfluß auf mich aber ist nicht wohlthätig gewesen." Die Billets an die Schwestern erklären das schon hinlänglich, doch war noch etwas Anderes vorgefallen.

Das Verhältniß zwischen den beiden Gatten war immer kälter und fremder geworden. Nun mußte Herr von Kalb wieder nach Frankreich zurückkehren; Charlotte blieb in Weimar zurück (Juli bis September in Meiningen). „Einige Monate nach seiner Abreise," erzählt sie in ihren Memoiren, „erhielt ich ein Schreiben von Friedrich, in welchem er mit scharfem Ausdruck mir dargestellt, wie es ein falscher Schritt, dies Verhältniß nicht ganz zu lösen; mit einem Schmerz sprach er sich darüber aus, den ich wol mit empfinden konnte: — Noch in Jugend, ja in unvergänglicher Jugend des Geistes und des Gemüths, bedürfen Sie nur der Trennung von allem Ertödtenden, daß sich Ihre Seele wieder frei entfalten könne, sonst bleibt ewig Ihr Bewußtsein getrübt. Darf

ich rathen? soll ich wollen? So kommen Sie in dieses Gebirge, wo auch ich jetzo wohne. Sie finden daselbst Bekannte, die Ihre Freundinnen werden können, und so würde ein schöneres und freieres Leben unter uns walten." Charlotte traf dieses Schreiben wie ein Strahl des Himmels. „Aber in Rücksicht auf Form und Bedingniß der Gewohnheit mußten sehr viele Zweifel entstehn. Kein andrer Grund zu dieser Veränderung des Aufenthalts war zu finden als nur sein Name! Wie hätte dieser Eifer des Sehnens und des Wollens, der aus seinem Brief sprach, sich immer gleich bleiben können? — und ohne sein ernstes absolutes Wollen wäre jeder Schritt beleidigend auf mich zurückgefallen. Ein solcher ernster, entscheidender Wille mußte durch seine Erscheinung (in Weimar) selbst, die mich dazu persönlich aufforderte, bestimmt werden." „Es war ein kleines Heft, was er mir als Brief zugeschickt, und eben ein solches erhielt er wieder, denn meines Lebens Loose waren ja darin enthalten. Es vergingen Wochen, Monate, und ich erhielt keine Antwort. Da schrieb ich: — haben Sie meinen Brief erhalten, so glaube ich nach der Zögerung kein lichtes Wort mehr von Ihnen zu vernehmen; ist dies aber nicht der Fall, so kann ich ihn zum zweiten Mal schreiben." — „Ich habe Ihren Brief erhalten, bin aber auf manche Weise behindert worden, ihn eingehend zu beantworten. In einigen Tagen reite ich nach Franken; vielleicht kommen Sie auch in jene Gegend u. s. w."

So standen die Sachen. Den 12. Nov. kehrte Schiller nach Weimar zurück; seinen Körner, vielleicht sich selbst, glaubte er über das Vorgegangene beruhigen zu müssen: „Mein Herz ist ganz frei, dir zum Troste. Ich habe es redlich gehalten, was ich mir zum Gesetz machte und dir angelobte: ich habe meine Empfindungen durch Vertheilung geschwächt." Seine Briefe an die Schwestern sprechen anders. Frau von Kalb scheint eine bessere Haltung bewahrt zu haben, als man nach ihren Memoiren schließen sollte. „Heute (27. Nov. an Caroline) habe ich sie besucht und eine recht geistvolle Unterhaltung bei ihr gefunden. Wie sehr wünschte ich ihrem Geiste die Welt, für die er eigentlich geschaffen ist. Es liegt unendlich viel Eignes in ihrer Vorstellungskraft und ihre Blicke sind ebenso scharf als tief." — 25. Febr. 1789 an Körner: „Ich sehe Charlotte zwar selten, aber doch noch am meisten von allen Menschen. Sie wird dir nächstens einmal wieder schreiben." — 9. März: „Charlotte besuche ich noch am meisten, sie ist diesen Winter gesunder und im Ganzen auch heiterer als im vorigen, wir stehn recht gut zusammen, aber ich habe, seitdem ich wieder hier bin, einige Principien von Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln und Wandeln in mir aufkommen lassen, denen sich mein Verhältniß zu ihr wie zu allen übrigen Menschen blindlings unterwerfen muß. Alle romantischen Luftschlösser fallen ein, und nur was wahr und natürlich ist, bleibt stehen." — Den 11. Mai ging Schiller als Professor nach

Jena; der Verkehr mit Charlotte wurde nicht ganz abgebrochen. Noch den 24. Juli schreibt er an Lottchen, der er mit Körners ein Rendezvous in Jena gibt: „Auch Frau von Kalb wird vermuthlich dann hier sein; sie wünscht sehr, Sie und Ihre Schwester zu sehn.“ Den 1. August endlich faßte er sich, in Lauchstädt, ein Herz, und verlobte sich mit der lange Geliebten; im tiefsten Geheimniß, woran die Besorgniß, wie Charlotte die Sache aufnehmen werde, ihren Antheil hatte.

Seit Juni 1788 stand Charlotte mit Goethe in lebhaftem Verkehr; in noch engerem mit Herder, der im Frühling 1789 von seiner italienischen Reise zurückkehrte. „In seine Brust ergoß sie jeden innern Kummer, der sie drückte — Herr v. Kalb hatte fast in Jahresfrist nicht geschrieben, seine Reisen im nördlichen Frankreich zehrten das Vermögen auf.“ Herder charakterisirte sie folgendermaßen: „Sie können noch zu keinem festen Entschluß gelangen, weil die Einbildung Sie verhindert, die Wirklichkeit zu sehn, die ewig nur in schwankenden Bildern vor Ihnen steht. Mit Feuer und Geschick beginnen Sie, aber Ihr Blick schaut nicht die Schranken noch die Untiefen der Lebensbahn. So lassen Sie ein Project nach dem andern fallen; doch wenige haben den Trost beim Verlust, den Sie besitzen, die Elasticität des Gemüths, die nichts ganz vernichten kann; denn die Spenden der Phantasie bleiben unerschöpflich.“ — Im Juli 1789 sah sie Körners bei sich in Weimar; aus dieser Zeit erzählt sie auch von einem viertägigen Besuch Schillers: „sie fand ihn mehr als je in sinnender Betrachtung. Auf Momente schien es ihr, als wenn er wieder eine Annäherung suchte. Ein sonniger Lebensstrahl glitt noch einmal durch ihr Leben . . Aber die Zeit verstrich, ohne daß die Herzen sich ganz geöffnet, und die öde Alltäglichkeit trat wieder in ihre Rechte.“

Die Zeit sich ihr zu erklären, rückte näher. Den 3. Nov. schreibt er an Caroline: „Diesen Brief schrieb mir die Kalb. Sie ist doch ein seltsam wechselndes Geschöpf, ohne Talent glücklich zu sein; wie könnte sie also geben, was sie selbst nicht hat? Vor ihrer Neugier muß man sich hüten, vor ihrer Inconsequenz, die sie oft verleitet, sogar sich selbst nicht zu schonen, und auch vor ihrer Starkgeisterei, die sie leicht verführen könnte, es mit dem Besten anderer nicht so genau zu nehmen.“ — 6. Nov. — „Die Kalb macht mich doch etwas verlegen. Das Verhältniß, worin sie mit ihrem Mann sich versetzen will (ich hab euch, denk ich, schon davon gesagt) hat mich ihr in gewissem Betracht jetzt unentbehrlich gemacht, weil ich allein ganz weiß, und sie nicht ohne Rath, ohne fremde Augen dabei zu Werke gehn kann. Sie hat ihm darüber schon geschrieben und auch Antwort erhalten, die nun ihre fernern Schritte bestimmen muß. Sie verlangte, und konnte es auch mit allem Recht von mir verlangen, daß ich nach Weimar zu ihr kommen und diese neue Lage der Dinge mit ihr berathschlagen solle —

aber sie wollte es entweder heut oder morgen, und weder heute noch morgen noch übermorgen wäre mirs möglich gewesen. Hört sie aber nun, daß ich vier Wochen in Volkstedt gewesen, und ihr einen einzigen Tag in Weimar abschlug, so muß es ihr, da sie von einem genauen Verhältniß zwischen uns nichts weiß, sehr empfindlich auffallen. Und bei Gott! ich konnte diese Woche nicht weg. Nun hab ich ihr durch einen Expressen geschrieben und die Proposition gemacht, daß sie hierher kommen soll, und um es schicklicher zu können, in Gesellschaft der (Corona) Schröter, mit der sie gut steht, die discret ist, und der sie außerdem ein Vergnügen dadurch macht. Sie soll gerade bei mir anfahren und sonst keinen Besuch geben; dies kann sie auch wirklich ohne alle Gefahr, sich zu compromittiren, da es ganz verschwiegen bleiben kann. Ich bin nun in Erwartung, was der weibliche Senat beschließen wird — ist sie rücksichtsvoll, so wasche ich meine Hände, denn ich werde durch die Nothwendigkeit, und sie blos durch ein Vorurtheil verhindert, — (Abends). — Die Kalb ist nicht gekommen und kommt auch nicht. Zum Theil haben mich die Gründe, die sie mir anführt, überzeugt. Ihre Lage ist jetzt doppelt delicat, und sie glaubt nicht, daß die Sache unbeachtet bleiben würde. Ich habe nun das Meinige gethan (!)." — 20. Nov. — „In Weimar werdet ihr die Fr. v. Kalb sehr krank finden . . . Ich habe lange nichts von ihr gehört . . Erkundigt euch doch nach ihrem Befinden, und hätte es Gefahr, so laßt es mich bald wissen." — 30. Nov.: „Mit der Kalb geht es besser; ihr Kranksein war nicht gefährlich." — Hier treten ihre Memoiren ergänzend ein. — Im December kamen die Brüder von Kalb in Weimar an, und wollten ihr den Sohn nehmen; „Schwermuth lastete so auf ihr, daß man sie für krank hielt, und da der Zustand der Betäubung wuchs, so sandte ihr ihre Schwester alten Ungarwein. Sie nippte nicht, sie trank wol die kleine Flasche aus. Als sie erwachte, war die Starrsucht gebrochen. — Als die Herzogin Louise sie wiedersah, drückte sie ihr stumm die Hand; an ihrer Bewegung erkannte Charlotte, daß sie wußte, was sie betroffen."

„Die Kalb," berichtet Schiller 21. Dec., „hat mir heute geschrieben, mir aber gar nichts merken lassen, als wüßte sie, daß ich in Weimar gewesen sei. Vielleicht hat sie es auch nicht erfahren. Ich habe ihr sogleich geantwortet: lieber zehn Briefe schreiben als einmal selbst kommen. Von euch schreibt sie, daß sie euch nicht so oft sähe, als sie es wünschte, weil sie noch nicht ausgehe u. s. w." — Schiller hatte den 18. Dec. seinen officiellen Antrag gemacht, und die Sache mußte nun öffentlich werden. — „Wegen der Kalb," schreibt er 5. Febr. 1790, „habe ich ernstlich Verdacht, denn ich weiß, was sie fähig ist. Auch ohne italienischen Himmel würde ich dir nicht rathen, in gewissen Augenblicken mit ihr zusammenzutreffen, denn Leidenschaft und Kränklichkeit zusammen haben sie manchmal an die Grenzen des Wahnsinns geführt.

Bewahre der Himmel, daß ich ihr etwas merken laſſen ſollte.*) Sie erhält jetzt von mir keine Antwort auf ihre Briefe mehr. Wie kann ich ihr ſchreiben?“ — 12. Febr. — „Wahrſcheinlich war es eine Wirkung meines letzten Briefes, was Charlotten bei eurer letzten Zuſammenkunft mit ihr ein ſo ſonderbares Betragen gegeben hat. Ich begreife nicht, mit welcher Stirn ſie mir ſchreiben konnte, daß ich „die giftigen Zungen nicht die Wahrheit ſolle geredet haben laſſen.“ Daß ſie ſich in unſer Betragen gegeneinander gemiſcht hat, iſt doch ziemlich entſchieden, ſie hat alſo wirklich gegen ſich ſelbſt geſprochen. Sie empfahl mir bei meiner Antwort Genauigkeit in der Aufſchrift des Briefs, weil ſie fürchtete, daß er in ihrer Schweſter Hände kommen könnte. Das gab mir Gelegenheit, ihr zu ſagen, daß die Vorſicht nicht überflüſſig ſei, denn mir wäre es wirklich begegnet, daß von den Briefen, die ich nach Weimar geſchrieben, einige durch fremde Hände gegangen. Sie drang in mich in ihren letzten Briefen, ſie nur auf einen Augenblick zu beſuchen, weil ſie mir etwas ſehr Wichtiges zu ſagen habe. Da ich es neulich endlich ganz abſchlug, ſo eröffnete ſie mir in ihrem letzten Brief die Sache, um derentwillen ſie ſo nöthig fand, mich zu ſprechen. Das war nun offenbar nicht die Wahrheit, denn ihr Anliegen iſt durch einen Brief faſt noch leichter abzuthun geweſen. Sie war nie wahr gegen mich, als etwa in einer leidenſchaftlichen Stunde, mit Klugheit und Liſt wollte ſie mich umſtricken. Sie iſt jetzt nicht edel und nicht einmal höflich genug, um mir Achtung einzuflößen. Da ich ihr neulich ſchrieb, ich zweifle, ob ſie jetzt die Stimmung ſchon gefunden hätte, worin unſre Zuſammenkunft für uns beide erfreulich ſein könne, und daß ich dieſes aus einigen Vorfällen ſchlöſſe, ſo antwortet ſie mir nun: Ich irre mich ſehr, wenn ich ihr jetziges Betragen mit jener Tollheit, mit jenem ungeſchickten Traum, der lange ſchon nicht mehr in ihrer Erinnerung ſei, in Zuſammenhang brächte, und dergleichen mehr. Darauf ſchrieb ich ihr: Die Verſicherung, die ſie mir gebe, daß das Vergangene in ihrer Erinnerung ausgelöſcht ſei, erlaube mir endlich freimüthig über das Glück mit ihr zu ſprechen, das meine nahe Verbindung mir gewähre; ich ſprach nun mit vollem Herzen von unſrer Zukunft, und dies hat ſie nicht ertragen. Hat ſie es nicht durch die Platitude verdient, womit ſie ihre eigne Empfindung

*) Schiller ſagte ſpäter, im ſtillen Gefühl ſeines Unrechts, der alten Freundin viel gute Worte; daß er aber im Grund bei jener Meinung blieb, zeigt folgender Brief an Goethe, 12. Mai 1802: „Der Kalb habe ich den Alarkos leſen laſſen, aus Neugier, wie ein ſolches Product auf einen ſolchen Sinn wirken würde. Aber es ſind närriſche Dinge dabei zum Vorſchein gekommen, und ich werde mich hüten, eine ſolche Probe zu wiederholen . . . Sie meint, für den Verfaſſer der Lucinde, an der ſie ein großes Wohlgefallen zu haben ſchien, ſei dieſer Alarkos ein ſehr religiöſes Product. Die paſſionirteſte Natur in dem Stück, die Infantin fand ſie abſcheulich und unmoraliſch, grade gegen meine Erwartung; aber es ſcheint, daß die gleichnamigen Pole ſich überall abſtoßen müſſen.“ Die Infantin iſt es, die den Mord der Gräfin Alarkos veranlaßt, weil ſie den Grafen liebt!

herabsetzt? — Warum schreibe ich von ihr so viel? Ich hätte etwas Besseres thun können."

Als Schiller 17. Februar 1790 nach Erfurt zum Coadjutor ging, um dort seine Braut zu treffen, gab er Charlotten eigenhändig ihre Briefe zurück.*) Sie bewahrte dieselben in einem schwarzen Kästchen. Als sie eben darin las, verfiel ihre vertraute Dienerin in plötzlichen Wahnsinn; ein tiefes Grauen erfaßte sie, sie warf die Briefe langsam, einen nach dem andern ins Feuer. „Mit Wehmuth sah ich weinend nach dieser Opferung, und wie spät habe ich erkannt, daß es nicht mir, daß es vielen geraubt war." Sie schrieb damals die Verse: „Erstarrt hält an im Lauf die Erde, im Leichenantlitz blickt der Mond durch die entseelte Sternenheerde: vom Tode bleibt nichts unverschont. Von allem, was da ist gewesen, lebst du allein in dieser Nacht, vernichtet hab' ich alle Wesen."

Schillers Hochzeit war am 22. Februar; Charlottens Ehe wurde nicht gelöst; ihr Mann reiste Ostern 1790 ab und ordnete sein Haus, als ob er lange abwesend sein wollte. Charlotte blieb eine Zeit lang bei der Schwester auf dem Ried; im August kehrte sie nach Weimar zurück. Ihr Mann war in die Plane seines Chefs, des Grafen Fersen zur Rettung des Königs eingeweiht, und entschlossen, an denselben Theil zu nehmen; um nicht Verdacht zu erregen, wartete er den weitern Verlauf in Thüringen ab. Bekanntlich scheiterte das Unternehmen, und so war das Ehepaar wieder darauf gewiesen, in geschäftigem Müssiggang einander so fremd wie je, am Hof zu Weimar ihre Tage zuzubringen. Endlich wurden die Beziehungen zu Schiller wieder angeknüpft. Charlotte wandte sich an ihn wegen eines Hauslehrers für ihren Sohn. Schiller offenbar gerührt, antwortet 8. Mai 1793: „Eine sehr angenehme Ueberraschung war mir der unerwartete Beweis Ihres gütigen Andenkens, Ihres Vertrauens, Ihrer Theilnahme an mir. Blos meine üble Gesundheit ist Schuld, daß Sie mir in der Versicherung des ersten zuvorgekommen sind. Aber glauben Sie mir, daß es keiner Erinnerung bedurfte, das Bild meiner Freundin in meiner Seele lebendig zu erhalten. Ich habe Ursache, die Bande, die mich an das Leben heften, nicht allzu sorgfältig zu befestigen. Dies entschuldige mich gegen Sie, daß ich nicht eifriger gewesen bin, mein Andenken bei Ihnen zu erneuern." „Es könnte mir nicht leicht etwas Angenehmeres begegnen, als

*) In den Memoiren Charlottens ist einige Verwirrung. Schon im Nov. 1788 habe er ihr einen Brief von Lottchen gebracht, worin diese um ihre Freundschaft bat. „Sie war mir stets hold erschienen, aber wie konnte ich für diese zarte Jugend die Hingebung empfinden, die man Freundschaft nennt. Ich sprach zu ihm: ich kann es nicht aussprechen, wie mich Ihr Entschluß bewegt, mein Segen bleibt Ihnen, aber verschieden ist unsre Ansicht für unsre Zukunft, und so muß sich ergeben, daß uns gegenseitig ferner Briefe überlästig sind. — Er verneinte es nicht, doch später erkannte ich, es sei ihm empfindlich gewesen." Die Unterredung ist wol vielmehr hierher zu ziehn.

Ihnen einen Beweis meiner Dankbarkeit zu geben, die nur mit meinem Leben endigen wird." Von Ludwigsburg aus, wohin er mit seiner Frau gereist war schlägt er ihr 1. Oct. 1793 Hölderlin, den er eben persönlich kennen lernte, als Hauslehrer vor, und da der gleichzeitig vorgeschlagene Hegel freiwillig resignirte, kam der erste noch im Herbst 1793 wirklich nach Waltershausen, um seine Stelle anzutreten. Er schreibt an Hegel, 10. Juli 1794: „Ich lebe im Kreise eines seltenen, nach Umfang und Tiefe, Kühnheit und Gewandtheit ungewöhnlichen Geistes. Eine Frau v. Kalb wirst du schwerlich in deinem Bern finden. Es müßte dir sehr wohl thun, an diesem Stahl dich zu sonnen." Seiner Mutter, der Frau von Kalb freundliche Theilnahme schenkte, schreibt er: „Wenn wir in Gesellschaft zusammen sind, wird meist vorgelesen, abwechslungsweise bald von Herrn, bald von der Frau v. Kalb, bald von mir, und über Tische oder auf Spaziergängen oft in Ernst und Scherz, wenn es jedem gelegen ist, davon gesprochen." An Schiller: „Die seltne Energie des Geistes, die ich an Fr. v. K. bewundere, soll, wie ich hoffe, dem meinigen aufhelfen, um so mehr, da alles beiträgt, mich zu heiterer Thätigkeit zu stimmen. Könnt ich doch die mütterlichen Hoffnungen dieser edeln Dame realisiren." Doch wurde ihm bald zu enge, und obgleich man ihm erlaubte, mit seinem Zögling nach Weimar überzusiedeln, wo ihn Schillers und Fichtes Vorträge heftig ergriffen, bat er doch im Dec. 1794, wo er Fr. v. Kalb nach Weimar begleitete und von ihr unter andern bei Herder eingeführt wurde, dringend um seinen Abschied, der ihm endlich, ungern, gewährt wurde. „Sie zeigte" schreibt er, „noch beim Abschied ihren ganzen edlen Sinn und ihre, wie ich doch glauben muß, herzliche Freundschaft für mich." Lebenssorgen trieben ihn bald aus Jena in eine neue Hauslehrerstelle nach Frankfurt a. M. (1796) wo eine unglückliche Liebe (Diotima) seinen Geist zerrüttete.

Der Verkehr mit Goethe, Herder, auch Fichte dauerte lebhaft fort; daß die Beziehungen zu dem Kreise Schillers sich doch nicht ganz hergestellt hatten, zeigt folgende Stelle eines Briefes von Goethe, 22. März 1796: „Körners sind fort, und ich muß gestehen, daß es mir leid that, Ihr Verhältniß gegen diese Societät so wunderlich verrückt zu sehen." — Sie hatte mittlerweile die Schriften Jean Pauls kennen gelernt und ihm einen enthusiastischen Brief geschrieben. Den 11. Juni 1796 kam er nach Weimar (er 34, sie jetzt 35 Jahr alt); schon den folgenden Tag schreibt er an seinen Freund Otto: „Gestern ging ich zur Kalb. Ich hatte mir eine einsame Minute ausbedungen, ein tête à tête. Sie hat zwei große Dinge, große Augen, wie ich noch keine sah, und eine große Seele. Sie spricht grade so, wie Herder schreibt. Sie ist stark, voll, auch das Gesicht — ich will sie dir schon schildern. Drei Viertheil Zeit brachte sie mit Lachen zu, dessen Hälfte aber nur Nervenschwäche ist, und ein Viertheil mit Ernst, wobei sie die großen, fast

ganz zugezogenen Augenlider himmlisch in die Höhe hebt, wie wenn Wolken den Mond wechselsweise verhüllen und entblößen. Sie sind ein sonderbarer Mensch! Das sagte sie mir dreißigmal. — Gott sah doch einen überglücklichen Sterblichen auf der Erde, und der war ich." — Man hat wieder die „Attentionen", die wir schon kennen: 17. Juni: „Gestern früh war ich mit der Kalb zur Herzogin Mutter nach Tiefurt geladen." „Die Kalb steht fast mit allen großen Deutschen im Briefwechsel und mit allen Weimarern in Verbindung, und ich könnte alles bei ihr sehen, wenn ich wollte, daß sie es invitirte. Aber wir beide bleiben jeden Abend ganz allein beisammen. Sie ist ein Weib wie keines, mit einem allmächtigen Herzen, mit einem Felsen-Ich, eine Woldemarin." Diese Beziehungen waren ihm um so wichtiger, da er in den Vorstudien zu seinem Titan grade nach dem Modell zu einer Titanide suchte, das er nun gefunden zu haben glaubte. An demselben Tage schreibt sie an ihn: „Alle Welt will ihn haben, bei Gott, alle Welt! Aber nein! alle sollen ihn nicht haben, oder ich vergehe! Ich will vernichtet sein, dann können sie ihn haben! wie oft war ich nicht schon vernichtet, wie oft!" „Meine gute Kalb," schreibt Jean Paul 14. Juni, „hat für alle meine Bedürfnisse gesorgt." „Sogar in Paris soll nicht so viel Freiheit von Gêne sein als hier." — Nach drei Wochen reiste er wieder von Weimar ab; den 9. Juli schreibt er an Fr. v. Kalb: „O ich werde denken, wenn ich dein wundgeschältes Herz in der Vergangenheit von einem Felsen auf den andern geworfen erblicke: o gutes Geschick! gib dieser lieben Seele nur jetzt einmal eine lichte, grüne Seite! greife nur jetzt nicht mehr hart zwischen dieses nur lose wieder zusammengeknüpfte Zellgewebe!" In ähnlichem Sinn sendet er ihr ein Gedicht, das Entsagung und Ruhe athmet; sie antwortet, Oct. 1796, in wilder Leidenschaft: „Verschonen Sie die armen Dinger und ängstigen Sie ihr Herz und Gewissen nicht noch mehr! Die Natur ist schon genug gesteinigt. Ich ändere mich nie in meiner Denkart über diesen Gegenstand. Ich verstehe diese Tugend nicht und kann um ihretwillen keinen selig sprechen. Die Religion hier auf Erden ist nichts Anderes als die Entwicklung und Erhaltung der Kräfte und Anlagen, die unser Wesen erhalten hat. Keinen Zwang soll das Geschöpf dulden, auch keine ungerechte Resignation. Alle unsere Gesetze sind Folgen der elendesten Armseligkeit und Bedürfnisse, selten der Klugheit. Liebe bedurfte keines Gesetzes. Die Natur will, daß wir Mütter werden sollen; dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph kommt, sonst ginge die Welt unter. Und was sind unsere stillen, armen, gottesfürchtigen Ehen? — Ich sage mit Goethe, und mehr als Goethe: unter Millionen ist nicht einer, der nicht in der Umarmung die Braut bestiehlt."

Diese Aeußerungen kamen dem Dichter ganz überraschend; zudem unterlag er damals der Leidenschaft einer andern genialen Dame — Emilie v.

Berlepsch — die ihn ganz ausfüllte, und erst als er im Herbst 1798 wieder nach Weimar kam, wird das alte Verhältniß erneut. — Er schreibt 2. Sept. an Otto: — „Die halbblinde Kalb ist leider nicht hier, mit hoher, heiterer Seele erduldet sie ihre lange Nacht, aber oft auf einmal bricht, nach Herders Versicherung, aus dieser bedeckten Seele ein breiter, glühender Strom." — 9. Oct.: „Die Berlepsch ist hier, sie hat ihre Briefe abgefordert. Ihr und mein Betragen ist abgemessen. Gott gebe, daß es so raststädtisch bleibe." — 28. Dec. „Zu einer wichtigen Nachricht. Durch meinen bisherigen Nachsommer wehen jetzt die Leidenschaften. — Die Titanide ist seit einigen Wochen vom Lande zurück und will mich heirathen." — 29. Dec. „Kurz nach einem Souper bei Herder — er achtet sie tief, und höher als die Berlepsch, und küßte sie sogar im Feuer neben seiner Frau — und als der Wiederschein dieser Altarsflammen auf mich fiel, sagte sie mir es gradezu. — Im Lenz, im Lenz! — — — Mit drei Worten! O! ich sagte der hohen heißen Seele einige Tage darauf Nein! Und da ich eine Größe, Glut, Beredsamkeit hörte wie nie, so bestand ich darauf, daß sie keinen Schritt für, wie ich keinen gegen die Sache thun wolle. Denn sie glaubt, ihre Verwandte würden alles thun. Ach! im März wäre alles vorbei, nämlich die Hochzeit. — Ich habe endlich Festigkeit des Herzens gelernt — ich bin ganz schuldlos — ich sehe die hohe geniale Liebe, die ich dir nicht mit diesem schwarzen Wasser malen kann — aber es paßt nicht zu meinen Träumen. — Sonderbar setzt sich das Schicksal an meinen Schreibtisch und tunkt ein. Ich kann dir nicht sagen, mit welcher ernsten Berechnung auf meinen Titan das Geschick mich durch alle diese Feuerproben in und außer mir, durch Weimar und durch gewisse Weiber führt. Ach ich suche auch nichts weiter zu sein als ein Instrument in der Hand des Verhängnisses. — Soll ich immer so spielen und hoffen und ausschlagen und verfehlen? — Solche Weiber verblenden gegen jede stillere weibliche Luna." — 30. Dec. „Ihre Verwandten begegnen mir mit schöner Liebe, und ich kann ruhig vor ihnen stehn, weil mein obiges Nein eisern steht. Ich habe zu viele Ursachen dazu. Diese Titanide ist viel leichter zu wenden als die Berlepsch." — 6. Jan. 1799. „Jetzt habe ich mit der Titanide ein Elysium — alles ist leicht und recht, und gelöset. Ich schickte ihr den Tag nach der letzten Stunde einen Brief. Ich sah sie darauf in ziemlichen Zwischenräumen immer nur vor Zeugen. Ich hatte ihr einige Briefe von Emanuel gegeben ... Unbegreiflich wandte die schöne Seele, die aus diesen Briefen spricht, die ihrige um, und da ich kam, fand ich die Liebe ohne Gleichen, ohne Ansprüche, die Treue gegen die Kinder und etwas Höheres als alle Verhältnisse geben ... Es gibt nichts Heiligeres und Erhabeneres als ihre Liebe. Sie ist weniger sinnlich als irgend ein Mädchen, man halte nur ihre ästhetische Philosophie über die Unschuld der Sinnlichkeit nicht für die Neigung zur letztern.

Tausendmal leichter als mit der Berlepsch geh ich ihr durch alle Saiten der Seele, sie soll immer froher durch mich werden, denn ich mauere, hoff ich, einige aus dem Altar ihrer Liebe zu ihrer Familie gefallene Steine wieder ein. Sie hat drei große Güter, und wird, wenn die Processe geendet sind, wie sie sagt, reicher als eine Herzogin. Im Frühling begleite ich sie aufs schönste, und habe alles." — Der Freund hat doch seine ernsten Bedenken. (13. Jan.) „Ich sann ihrem Leben nach, und bei aller Erhabenheit, die sie jetzt hat, fand ich doch manches auf ihrem Weg, auf dem sie sie errungen hat, weshalb ich sie deiner — es thut mir weh es zu sagen — unwerth hielt. Allzeit brach ich meine Gedanken darüber mit den Herderschen Worten ab: sie trage ihr Schicksal."

27. Jan. „Schiller nähert sich sehr der Kalb, und sagte schon öfter zu ihr: wir müssen miteinander nach Paris. Hier ist alles revolutionär kühn und Gattinnen gelten nichts. Wieland nimmt im Frühling, um aufzuleben, seine erste Geliebte, die Laroche, ins Haus, und die Kalb stellte seiner Frau den Nutzen vor. Schiller achtet unendlich den fürchterlichen Rétif de la Bretonne und will nach Paris, ihn zu sehen. So viel ist gewiß, eine geistigere und größere Revolution als die politische, und nur ebenso mörderisch wie diese, schlägt im Herzen der Welt." — 2. Febr.: „Die Kalb hat an ihren Schwager geschrieben wegen der Scheidung. Sie sprach mit einer Gräfin B., ohne den Mann zu nennen, über eine hiesige reiche Engländerin, Gore, die sie ihm zudenkt. Er und sie werden es annehmen. Hier sind Sitten im Spiel, die ich dir nur mündlich malen kann. Ich beharre fest auf meinen Stand, auch ist ihr die Trennung ohne alles weitere schon erwünscht, zumal er mit einem neuen Riß die Copula carnalis ganz zerrissen. Sie nahm, weil ihre Phantasie ihr nichts von der Unveränderlichkeit der Berlepsch gibt, ihre Resignation schon oft und heftig zurück — die glühenden Briefe werden dir einmal unbegreiflich machen, wie ich mein Entsagen ohne Orkane wiederholen konnte. Müßt ich ihr einmal den Namen einer Geliebten ansagen — leider weiß ich keinen — so thäte sich ein Fegefeuer auf." — 1. März: „Gegen die Titanide steh ich fest. Ich habe zwar zweimal neulich eine Pfeife geraucht, wozu sie leider die Fidibus, das Licht und Tabak brachte, aber jetzt ists verschworen. In einem solchen Fall, wo die andere Person oft selber außer dem Billigen (was dir unbegreiflich sein muß) eine Heilige wird, ists nicht leicht, die Pfeife zum Fenster hinauszuwerfen." In diesen Tagen ladet Frau von Kalb, da ihr Mann Avancements wegen nach München geht, Ottos Braut Amöne zu sich nach Kalbsrieth: „sie hat im neuen Cölibat grade den stärksten Wunsch." (4. März) „Ich denke, mit einer Frau von mehr Geistesfreiheit, Tiefe und Kraft und Toleranz als ich je eine gekannt, wird sich Amöne wol befreunden. Versäume ihre Bekanntschaft nicht. Die Kalb will

mich dann mit ihr in meiner Chambre très garnie beſuchen: ein weiblicher Singularis darfs hier nicht wagen, aber ein Dualis." — Den 29. März 1799 führt Otto ſeine Amöne nach Jena, wo Frau v. Kalb ſie in Empfang nimmt. „Ich danke es dir, daß ich deine und, ich wünſche, unſere Kalb ſah." Jean Paul antwortet, 5. April: „Die Kalb liebt dich herzlich, auch Amöne gefällt ihr ganz. Aber dieſer ſcheint noch wenig zu gefallen; ſie ſieht und hört eine neue Welt mit etwas hofſchen Augen und Ohren. Auf ihre Moralität kann ſie hier ſtolz werden, aber nicht auf ihr Wiſſen, da ſie hier eine weibliche Theilnahme an Gegenſtänden des Geſprächs findet, die ihr fremd iſt."

Mittlerweile hat Jean Paul ein neues, ernſthaftes Liebesverhältniß in Hildburghauſen angeknüpft, von dem wir ſpäter ein Bild geben; „mit der Kalb, heißt es 5. Juli, habe ich wieder Frieden;" ſie correſpondirt ſtark mit Otto. „Grüße ſie, ſchreibt dieſer, oft und immer, und immer herzlicher." Sie ladet ihn im October nach Waltershauſen ein: „ſie ſagt, daß ſie von Weimar weggezogen ſei und lange keine Nachricht von dir habe." — Ganz voll von ſeiner neuen Liebe, die jetzt der Erfüllung entgegengeht, ſchreibt Jean Paul, 4. Febr. 1800: „Die gute, ſich ſelber nur nicht faſſende Kalb hat mir eine große Erſchütterung gegeben, und doch hat ſie mehr auf meine Urtheile als Gefühle und Thaten gewirkt . . . Ich bin mit ihr außer Verhältniß, aber durch ihren Willen. Meine Seele ſoll nie eine Liebe über die höchſte vergeſſen, und ebenſo will ich der edlen Berlepſch ſein, was ich kann und darf." — „Du ſollteſt ihr einmal ſchreiben," bemerkt Otto 2. März; „ſie liebt dich, wenn auch mit ihrer — ausſchließenden — Art ſehr."

Auch das neue Verhältniß iſt abgebrochen, Jean Paul hat ſich mit einer Dritten in Berlin, diesmal definitiv verlobt. Im Januar 1801 ſchreibt Frau v. Kalb an Otto: „Ich weiß, daß Ihnen Jean Paul oft Briefe, Billete von mir gegeben hat. Dieſe möchte ich gern wieder haben, um mir daraus zu notiren, was mir gefällt, denn ich bekomme eine Vorliebe für meine Ideen, meine Anſicht und Empfindung der Gegenſtände: wo kann ich dieſe ausgeſprochener finden, als wo bei Erſcheinung eines ſeltenen Weſens meine Seele belebter und mein Geiſt erregter war! Schicken Sie mir dieſe Briefe, ich ſchicke Sie wieder, wenn ich ausgeſchrieben habe, was mir gefällt. Sagen Sie Richter nichts davon, daß er nicht glaube, in meinem Weſen ſei etwas Unfreundliches." „Es iſt wahrlich, ſetzt Otto hinzu, mehr Unfreundliches, aber auch mehr Freundliches gegen dich in ihrem Gemüth, als ſie wol denkt." Dann wird ſie noch einige Male erwähnt, zuletzt 15. Juli 1802: „Die immer geehrte Kalb" — in dieſen Tagen hat Jean Paul den letzten Band des Titan beendet, wo Linda de Romeiro, die Titanide, durch viele einzelne Züge den Eingeweihten als Porträt der Frau von Kalb kenntlich gemacht, auf eine ſchmähliche Weiſe fällt!

Nach diesem schauerlichen Schluß gewährt es einige Erquickung, auf die wiederhergestellten Beziehungen zu Schiller zu blicken. Auf ein warmes Lob seines Wallenstein erwiedert er ihr 31. Jan. 1799: „Man muß selbst ein productives Vermögen in sich haben, wenn man aus einer so mangelhaften Darstellung den Sinn und Geist des Dichters herausfindet. Sie haben mich gefunden, das freut mich, denn im Ganzen des Stücks habe ich mein Wesen ausgesprochen." Und 22. April: „Charlottens Geist und Herz können sich nicht verleugnen. Ein rein gefühltes Dichterwerk stellt jedes schöne Verhältniß wieder her, wenn auch die zufälligen Einflüsse einer beschränkten Wirklichkeit es zuweilen entstellen konnten. — Ihr Andenken, theure Freundin, wird seinen vollen Werth für mich behalten. Es ist mir nicht blos ein schönes Denkmal dieses heutigen Tages, es ist mir ein theures Pfand Ihres Wohlwollens und Ihrer treuen Freundschaft und bringt mir die ersten schönen Zeiten unserer Bekanntschaft zurück. Damals trugen Sie das Schicksal meines Geistes an Ihrem freundschaftlichen Herzen und ehrten in mir ein unentwickeltes, noch mit dem Stoff unsicher kämpfendes Talent. Nicht durch das, was ich war und was ich wirklich geleistet hatte, sondern durch das, was ich vielleicht noch werden und leisten konnte, war ich Ihnen werth. Ist es mir jetzt gelungen, Ihre damaligen Hoffnungen von mir wirklich zu machen und Ihren Antheil an mir zu rechtfertigen, so werde ich nie vergessen, wie viel ich davon jenem schönen und reinen Verhältniß schuldig bin."

Bis 1804 lebte Charlotte meist in Waltershausen; 1801 besuchte sie Wiesbaden und die Umgegend, 1802 Weimar. Ihre Einkünfte waren so unsicher geworden, daß sie an die Gründung einer Pensionsanstalt dachte, wovon aber Schiller abrieth. 1804 entschied sich der gänzliche Verlust ihres Vermögens; sie wandte sich nach Berlin, hauptsächlich Fichtes wegen; dort lebte sie in den dürftigsten Verhältnissen, bis sich die Prinzessin Mariane ihrer annahm, nachdem sie 1820 völlig erblindet war. Noch 1828 schrieb Rahel: „Sie ist von allen Frauen, die ich je gekannt habe, die geistvollste; ihr Geist hat wirklich wie Flügel, mit denen sie sich in jedem beliebigen Augenblick, unter allen Umständen, in alle Höhen schwingen kann; dies ist ein absolutes Glück, und sie fühlt sich dadurch so frei, daß sie nach dem erhabensten oder tiefsten Geistesblick öfters lacht, wo es gar nicht hinzugehören scheint: gleichsam in dem Gedanken, daß es etwas Komisches hätte, nur in der eben erblickten Sphäre verweilen oder gar bleiben zu wollen: flugs nimmt ihr Geist eine andere, öfters entgegengesetzte Richtung, und thut da wieder Wunder. Auf diese Weise gibt sie sich auch getrost, und ebenso frei, hergebrachten Meinungen, Vorurtheilen, beliebten, herrschenden Formen des Seins und Denkens hin: sie kann doch lachen und vergnügt sein. Ein wenig lüftet sie die Flügel, und die leere Last sinkt zu ihren Füßen an den Boden."

Sie starb, 82 Jahr alt, 12. Mai 1843; außer „Charlotte", ihrer „Wahrheit und Dichtung", hinterließ sie noch einen Roman „Cornelie", der aber seiner schwerfälligen Sprache wegen unlesbar ist. Nach allen Berichten der Zeitgenossen wäre es unstatthaft, von diesem geschraubten, unnatürlichen und unschönen Stil auf ihren Umgang zu schließen. Sie war eine bedeutende, und in der Hauptsache gute Frau; aber ihre Schicksale lassen kein anderes Gefühl in uns aufkommen, als das tiefe Bedauern, daß unklare sittliche Verhältnisse und verkehrte Begriffe über das Recht der Individualität ein Leben zerrütteten, das, in dem bestimmten Kreis realer Pflichten umschrieben, Segen und Frucht über alle Umgebungen verbreitet haben würde. Nicht Schwingen, sich über die Wirklichkeit zu erheben, sondern Innigkeit, sich in sie zu vertiefen, macht das Glück des Weibes.

Rußlands Heeresmacht.

Seit dem pariser Frieden haben die öffentlichen Blätter consequent nur von Reduction der russischen Armee gemeldet und als Nebenmelodie den Fortschritt der Reorganisation des gesammten Heerwesens bewundert, welche schon vor dem Frieden, unmittelbar nach Alexanders Thronbesteigung begonnen hat. Darin, daß die Nachrichten von den Reductionen noch bis vor wenigen Wochen fortdauerten, liegt der deutlichste Beweis, daß sie noch nicht überall durchgeführt sind, wobei selbstverständlich an die abgesonderten Corps im Kaukasus und Finnland, in Ostsibirien, Orenburg mit Samarah gar nicht zu denken. Sie bilden selbstständige Armeen mit eigner, abgetrennter Verwaltung und kommen bei einer aggressiven Politik Rußlands in Europa nicht zur Verwendung. Jedenfalls hat aber Rußland nach dem pariser Frieden verhältnißmäßig stärker reducirt, als die übrigen Großmächte; jedoch eben blos verhältnißmäßig. — Noch weniger als die Reductionen sind die Reorganisationen und Umformungen vollendet. Dies wäre bei einer Armee vom Umfange der russischen unter allen Umständen in der seit dem Frieden bis heute abgelaufenen Frist ein Werk der Unmöglichkeit; bei der russischen Centralisation und bei der Gleichzeitigkeit der kolossalen Reformarbeiten auf allen anderen Gebieten des Staatslebens ist es gradezu undenkbar. Den besten Abschluß muß aber die Reorganisation durch die Umgestaltung des Rekrutirungssystems finden, und diese muß bis nach

Vollendung der Emancipation der Leibeigenen zurückgestellt werden, deren Vorberathung durch die Gouvernementscomités bekanntermaßen noch bis heute nicht abgeschlossen ist.

Damit soll durchaus nicht etwa gesagt sein, daß die Verbesserungen und Umgestaltungen in der taktischen Zusammensetzung der einzelnen Armeetheile, in der Aufstellung der Reserve- und Ersatzformationen, in der Uniformirung und Bewaffnung u. s. w., welche der orientalische Krieg als so dringend nothwendig herausgestellt hatte, auch heute noch wie unter früheren Regierungen so oft, wenn ähnliche Veränderungen als durchgeführt verkündet wurden, etwa blos auf dem Papier ständen oder höchstens in Aussicht genommen seien. Im Gegentheil, es ist in allen diesen Beziehungen bereits sehr viel wirklich geschehen. Aber es konnte bis jetzt, der Natur der Sache nach, blos noch in einzelnen Partien und Abtheilungen des Heerkörpers zur Durchführung gelangen, während in andern der Uebergang in die neuen Verhältnisse soeben erst stattfindet, in noch anderen die früheren Zustände unangetastet fortbestehen. Ohne daß man daraus etwa die zu weit gehende Folgerung ziehen dürfte, das russische Heer befinde sich gegenwärtig in einem Zustande neugestaltender Lockerung, kann doch auf der anderen Seite nicht außer Acht gelassen werden, daß eben diese unvollendeten Reorganisationen in dessen einzelnen Abtheilungen eine Ungleichartigkeit hervorgebracht haben, welche für seine Handhabung zu operativen Zwecken keineswegs als Vortheil betrachtet werden kann. Die reorganisirten Abtheilungen sind in die Neugestaltungen der Verhältnisse noch nicht eingewöhnt, die in der Umgestaltung begriffenen sind für den Kriegszweck nicht sofort verwendbar, diejenigen, bei welchen die Reserven noch nicht begonnen, werden bei ihrer Verwendung mit den reorganisirten nicht so eingreifend wirken können, als es bei der früheren, wenn auch in vielen Einzelheiten mangelhaften Gleichartigkeit der Verhältnisse, Zustände und Formationen thunlich war. Dagegen brachte sogleich die Ueberführung der Armee aus der Kriegsformation in die des Friedens in die Zusammensetzung der größeren und kleineren Truppenkörper manche sehr wesentliche Veränderungen und Verbesserungen. Daß der Staat — dem Gnadenmanifest zufolge — für mehrere Jahre (bis mit 1859) die regelmäßigen Rekrutirungen suspendirte, gewährte in Bezug auf die Veränderungen in den einzelnen Truppenkörpern den großen Vortheil, daß man dieselben mit lauter gedienten Leuten durchführte und sich darin nicht jährlich von neuem durch Einübung vollkommen roher Mannschaften im Waffendienste unterbrechen mußte. Denn auch die durch Verabschiedung u. s. w. entstehenden Lücken wurden nicht durch ganz ungeübte Leute, sondern durch die Einberufung der nach dem Frieden entlassenen Urlauber ausgefüllt. Dies erscheint um so wichtiger, als die Reformen sich nicht blos auf neue Eintheilungen und Zusammenstellungen der Truppenkörper beziehen, sondern vornäm-

lich auch auf einen bis auf die kleinſten Glieder lebendigen taktiſchen Organismus hinzielen, welcher bekanntlich der ruſſiſchen Armee den europäiſchen Heeren neueſter Zeit gegenüber weſentlich mangelte. Dabei kommt es jedoch vorzugsweiſe darauf an, daß der Soldat die neuen verbeſſerten Waffen vollſtändig entſprechend verwerthen lerne. Dies lernt ſich nicht durch bloßes Abrichten und Drillen, dazu gehört eine individuelle Ausbildung und Erziehung zum Dienſt, welche nicht immer von neuem bei den Grundelementen anzufangen hat.

Wir wenden uns zunächſt zu dem Beſtande der ruſſiſchen „activen Armee". Unmittelbar nach dem Frieden bildete denſelben (abgeſehen von den ſchon erwähnten abgeſonderten Corps): 1) das Garde- und Grenadiercorps — damals in den Oſtſeeprovinzen aufgeſtellt, dann größtentheils zur Krönung nach Moskau dirigirt und ſchließlich in ſeine gewohnten Garniſonen in Petersburg und der Umgegend zurückgeführt, wo das Gardecorps vom Grenadiercorps getrennt wurde; 2) die erſte Armee, aus dem 1., 2. und 3. Corps beſtehend, unter dem Obercommando des Fürſtſtatthalters von Polen, Gortſchakoff, über das Königreich und die altpolniſchen Provinzen vertheilt; 3) die zweite Armee, vom 4., 5. und 6. Corps gebildet, unter dem Obercommando des General Lüders, über die ſüd- und neuruſſiſchen Gouvernements verbreitet, doch bereits im Herbſt 1856 nach Lüders Rücktritt aus dem engeren Verbande einer Armee gelöſt und in die drei dieſelbe bildenden Corps zerfällt; 4) das zweite Reſervecavaleriecorps und das Dragonercorps ſind bald nach dem Kriege aufgelöſt und theils unter die leichten Cavaleriediviſionen, theils unter das kaukaſiſche Corps vertheilt. Gegenwärtig ſind alſo die formellen Hauptkörper der activen Armee folgende: Gardecorps, Grenadiercorps, erſte Armee (1., 2., 3. Armeecorps), viertes, fünftes und ſechſtes Armeecorps.

Die Hauptveränderung in der Formation der Corps beſteht übereinſtimmend darin, daß zwar jedes aus drei Diviſionen (à zwei Brigaden zu je 2 Regimentern) zuſammengeſtellt blieb, wogegen das Regiment nur in 2, ſtatt der früheren 3 Bataillone zerfällt und das Verhältniß der leichten Infanterie (Schützen) zum Corps vervierfacht worden iſt. Zugleich wurde die Stärke der Bataillone für den Frieden auf 600 Mann (gegen die früheren 800) herabgeſetzt. Auf ſolche Weiſe verminderte ſich die Zahl der Bataillone beim Garde- und dem Grenadiercorps faſt um ein Drittel, bei den übrigen Corps um ein Viertel; dagegen ſind jetzt die numeriſchen Beſtände der einzelnen Truppenkörper vollzähliger wirklich vorhanden, als früher. Eine genaue Zahl dafür anzugeben iſt nicht möglich; wir müſſen uns für die Berechnung der Maſſen an die Kriegsſollſtände halten, welche ungefähr folgende Tabelle ergeben.

Infanterie.	Gardecorps:	34,000 M.	} 335,500 M.					
	Grenadiercorps:	32,500 „						
	Die 6 Armeecorps:	269,000 „						
Reiterei.	Garde:	10,200 „	} 61,170 M.					
	Küraſſiere:	8,000 „						
	Armeecavalerie:	42,500 „						
	Stäbe:	470 „						
	Reservereiterei:	55,800 „	55,800 M.					
Artillerie.	Fußartillerie:	29,400 „	in 117 Batter.	mit	936	Geſch.	} 60,000 M. in 251 Batt. mit 2008 Geſch.	
	Reitende Art.:	9,600 „	„ 32	„	„ 256	„		
	Reserve:	21,000 „	„ 102	„	„ 816	„		
Genie.	Zu Fuß:	11,700 „	} 12,480					
	Zu Pferd:	780 „						

Nach dieſer Ueberſicht hat alſo Rußland bei einem europäiſchen Kriege in runder Summe 525,000 Mann zu freier Verwendung und beſitzt überdies für beſondere Kriegszwecke die abgeſonderten kaukaſiſchen, finniſchen, orenburgſchen und ſibiriſchen Corps, deren Sollſtand beſonders vollzählig erhalten wird, während für den Dienſt im Innern des Reiches die ſogenannte Innere Wache mit 40,000 Mann, Gendarmerie, beſondere Formationen, Invalidencorps u. ſ. w. vorhanden ſind. — Von den früher vielgenannten und gefürchteten Koſaken iſt bei der Frage nach der kriegsbereiten Armee wol blos noch das regulaire doniſche Corps in Betracht zu ziehen, welches für den Kundſchafter- und Sicherheitsdienſt außer Landes immerhin von Bedeutung bleibt. Die genaueſten Schätzungen nehmen ſeine Kriegsſtärke auf 25—30,000 Mann mit etwa 60 leichten Geſchützen an. Da nun von der oben genannten Summe der Armee, über welche im Kriegsfall verfügt werden kann, etwa ein Viertel von den eigentlichen Combattanten abzuziehen iſt, ſo wird die ruſſiſche Streitmacht in Wahrheit in einer Stärke von etwa 400,000 Streitern mit 1200 Geſchützen an den Reichsgrenzen auftreten, dieſe Zahl ſchwerlich verſtärken, aber durch die Reſerve- und Erſatzformationen ohne außergewöhnliche Anſtrengungen längere Zeit vollzählig erhalten können.

Allein dieſe Armee iſt, ſo lange noch keine Eiſenbahnen vorhanden ſind, unmöglich in ihrer ganzen Stärke auf einen Punkt zu werfen. Rußland iſt deſſen niemals fähig geweſen und iſt es auch heute nicht, da die Communicationsverhältniſſe im Ganzen noch unverändert ſind. Selbſt im Krimkriege, als nahezu 1 Million activer Truppen aufgeboten war, konnten auf den entſcheidenden Kampfgebieten niemals vollſtändig 200,000 Mann verſammelt werden, obgleich dabei zahlreiche Reſerven und Milizen mitzählten. So lange die weiten Landverbindungen unverkürzt (durch Eiſenbahnen) bleiben, treten die Zahlen und Maſſen der ruſſiſchen Armee niemals in directe, ſondern ſtets nur in relative Proportionen zu ihren numeriſchen Werthen. Eine Armee, welche die Reichsgrenzen aggreſſiv überſchritte, würde in erſter Linie ſchwerlich mehr als 100,000 Mann ins Feld ſtellen können.

Diese Nummer erreicht allerdings nicht manche übertriebene Vorstellung von der Massenhaftigkeit der kriegsfertigen Waffenmacht Rußlands, bleibt jedoch immerhin imponirend und bedenklich genug, wenn die petersburger Politik sich veranlaßt sehen sollte, demonstrirend an den gegenwärtigen Verwicklungen Theil zu nehmen. Dabei darf keineswegs außer Acht gelassen werden, daß gegenwärtig jede russische Armee nur aus gedienten Leuten besteht, welche, wenn sie auch nicht direct an den Gefechten und Schlachten des Krimkrieges Theil genommen, doch den außergewöhnlichen Verhältnissen des Kriegslebens nicht fremd sind und eine gewisse Uebung in Ueberwindung ihrer Mühseligkeiten und Strapazen mitbringen. Ferner sind, wie oben erwähnt, die leichten Truppengattungen der russischen Armee in ihrem Verhältniß zu den schweren Waffen wesentlich vermehrt, und auch die verbesserten Handwaffen und Geschosse sind bereits bei vielen Heeresabtheilungen im praktischen Gebrauch. Mitten im Drange des Krieges, während der Belagerung von Sebastopol, begann man, von der Noth gezwungen, aus erbeuteter Munition zu lernen und in dieser Richtung zu arbeiten. Im Sommer 1857 war zu principieller Weiterentwickelung dieser Verbesserung der tragbaren Feuerwaffen ein Comité errichtet, welches die doppelte Aufgabe der Umarbeitung der vorhandenen Gewehre und der Construction neuer Modelle sehr bald löste. Nach wenigen Monaten sollen schon 250,000 glatte Gewehre mit Zügen versehen gewesen sein; bis zu Ende des Jahres 1858 sollen die Gewehrfabriken von Tula, Seisterbek und Ischeff sogar ebenso viel neue Gewehre abgeliefert haben. Die Annahme der Miniépatrone erfolgte schon 1857 für die älteren Gewehre großen Kalibers; später wurde dieselbe auch für Gewehre kleineren Kalibers, namentlich für die Scharfschützen festgestellt. Für die specielle Ausbildung der letzteren besteht in Zarskoeselo eine besondere Mustercompagnie und die Offiziere alter Scharfschützen- und Schützenabtheilungen sind seitdem, was früher fast ganz unbekannt war, überall zum Scheibenschießen commandirt worden. Wie weit nun die Mannschaft der mit gezogenen Gewehren ausgerüsteten Truppentheile mit der Handhabung und Verwerthung ihrer Waffen vertraut sind, wird freilich erst der Krieg zu erweisen haben. Denn außer bei den finnischen Scharfschützen und bei dem im Krimkrieg entstandenen kaiserlichen (ursprünglich freiwilligen) Schützencorps gehen die Mannschaften nur sehr einzeln aus geübten Jägern hervor. Dagegen ist nach den Erfahrungen des Krimkrieges und unter dem Einfluß der nachherigen Reformarbeiten daran nicht zu zweifeln, daß die russische Linieninfanterie und Artillerie in defensiver Standhaftigkeit, festem Zusammenhalt und hartnäckigem Angriff keinem europäischen Heere nachsteht. Die Infanterie hat seit anderthalb Jahrhunderten diesen Ruhm bewährt und ist ohne Frage die beste Waffe der gesammten Heeresmacht. Auch die Artillerie vermag sich an Ausdauer mit allen europäi-

schen Heeren zu messen; ihr Material, ihre Zusammenstellung und Auswahl der Kaliber waren schon im ungarischen Kriege und blieben auch im orientalischen der Gegenstand unbedingtester Bewunderung aller Sachverständigen; an Gewandtheit in der Bewegung und Sicherheit des Schusses mag ihr allerdings noch manches fehlen, um auf gleicher Linie mit der entsprechenden Waffe anderer Militärstaaten zu stehen. Was endlich die Reiterei anbetrifft, welche in früheren Kriegen nur durch einige mit schweren niederreitenden Massen errungene Erfolge hervorgetreten ist, so darf man nicht außer Acht lassen, daß die moderne Kriegführung Massenwirkungen der Cavalerie überhaupt nicht mehr gestattet, daß also diese Waffe schwerlich ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale der Kriegserfolge zu werfen haben wird.

Als Rußland in der zweiten Hälfte des Jahres 1855 mit der höchsten Kraftanstrengung seine Streitkräfte aufgestellt hatte, befanden sich außer der stehenden Armee nach officiellen Angaben 739,000 Mann Reichswehren, Reservisten (nach zehnjähriger Dienstzeit ständig Beurlaubte) und Rekruten unter den Waffen, d. i. ein Zehntel der militärpflichtigen Bevölkerung des Reichs. Nachdem die Reduction der Armee angeordnet war, behaupteten die Organe der russischen Politik, die Zahl der aus dem Dienstverband vollkommen Entlassenen betrage über 300,000 Mann, dies ist jedoch jedenfalls eine übertriebene Annahme, man kann die vollständig Ausgeschiedenen höchstens auf 280,000 Mann berechnen. Demnach würden 176,000 Mann Reservisten hinter der eigentlichen Operationsarmee stehen. Letztere hat durch die Reduction eine Verringerung von 180 Bataillonen und 198 Schwadronen gegen den höchsten Sollstand (1855) von 894 Bataillonen und 454 Schwadronen erfahren. Dagegen besitzt die Infanterie 20—24 Schützenbataillone mehr, als bei ihrer früheren Formation.

Die große Anzahl der Entlassenen, Beurlaubten, Invaliden, Untauglichen u. s. w., welche seit dem Beginn der Reduction über das Land verstreut ist und nebst den aufgelösten Reichswehren aus dem Soldatenleben schwerlich eine große Neigung zu körperlicher Arbeit mitgebracht hat, dazu die Leibeigenen, welche mit der Emancipation von neuem auf das Warten hingewiesen sind und nach allen Nachrichten sich in einem Zustand fortwährender Gährung befinden, werden der Regierung nicht wol gestatten, das Innere des Reiches von Soldaten zu entblößen. Außerdem ist auch bekannt, daß sich in Polen an die neuen politischen Verwicklungen bereits die alten Agitationen für eine nationale Restauration knüpfen. Um so mehr wird Rußland, so lange es irgend thunlich, neue Aushebungen vermeiden, welche der Reihenfolge nach jetzt zwar die westlichen Provinzen treffen müßten, die während des orientalischen Krieges (1854 und 55) bereits 52 Rekruten vom Tausend der Bevölkerung stellen mußten. In dem ganzen Reiche ist aber auch die 1856 angeordnete Volks-

zählung noch im Gange. Die Vollendung derſelben wird ebenfalls, wenn irgend möglich, abgewartet werden, ehe man zu neuen Aushebungen ſchreitet. Freilich kann die zwingende Nothwendigkeit der Verhältniſſe ſtärker werden, als alle dieſe Rückſichten. Allein vorerſt iſt nicht anzunehmen, daß die petersburger Politik ſofort mit beſonderem Nachdruck bei ihren Einmiſchungen in die europäiſchen Verwicklungen ſich auf ihr Heer berufen und an daſſelbe appelliren werde. Denn unter allen Umſtänden iſt ſie gegenwärtig nicht in der vollen Gewißheit, einem aggreſſiven und offenſiven Vorgehen deſſelben, beſonders aus den Reichsgrenzen heraus, die erforderliche nachhaltige Wucht geben zu können.

Dies hindert natürlich militäriſche Demonſtrationen nicht, welche ſich innerhalb der Reichsgrenzen halten. Man meldet bekanntlich auch ſchon von Truppenbewegungen gegen Südweſten (Beſſarabien, galiziſche Grenze). Daß dieſelben von der polniſchen Armee (1. Armee) ausgeführt werden, iſt kaum anzunehmen, ſie werden dem 4., 5. und 6. Armeecorps zufallen. Jedes derſelben hat allerdings einen Kriegsſollſtand von 44,000 Mann, ihr jetziger wirklicher Beſtand kann jedoch ſchwerlich — auch nach Einberufung der temporär Beurlaubten — höher als 30,000 Mann angenommen werden. Grade die Südprovinzen ſind aber vom letzten Kriege am härteſten mitgenommen worden und die Dislocirungen breiten ſich deshalb auf einer unendlich weiten Fläche aus. Die an ſich ſchon langſame und mühſelige Zuſammenziehung nimmt hier doppelte Arbeit und Zeit in Anſpruch. Man kann daher wol die Annahme als richtig gelten laſſen, daß unter vier bis fünf Monaten keine halbweg bedeutende Armee in Beſſarabien kriegfertig aufgeſtellt ſein könne. Und auch dann würde dieſelbe ſchwerlich mehr als höchſtens 80,000 Mann Effectivſtärke haben können, überdies aber immer noch auf einen weiten Raum vertheilt bleiben müſſen.

Können und ſollen nun alle dieſe Angaben und Betrachtungen nicht etwa die Wichtigkeit eines militäriſchen Auftretens Rußlands verkleinern, ſo dürften ſie doch vielleicht dazu beitragen, die übertriebenen Beſorgniſſe zu vermindern, welche von manchen Seiten geltend gemacht werden.

Kitschi-Gami.

Kitschi-Gami oder Erzählungen vom Obern See. Ein Beitrag zur Charakteristik der amerikanischen Indianer von J. G. Kohl, 2. Bd. Bremen, Schünemann.

Der Verfasser hielt sich während des Sommers 1855 eine Zeitlang am Ufer des Obern Sees auf, dem die Indianer jenen Namen geben. Dort sammelte er aus dem Munde der Eingebornen die Geschichten, Sagen und Gebräuche ihres Stammes, die er hier zu einem höchst anziehenden und mannigfaltigen Gemälde ausgearbeitet hat. Als Probe theilen wir auszugsweise eine der Sagen mit.

Der indianische Menaboshu ist nicht blos der Schöpfer oder Wiedererzeuger dieser Erde, der sich, wie wol die Weltschöpfer in andern Mythenkreisen, nachdem er sein Werk vollendet hat, in den Himmel zurückzieht. Er bleibt vielmehr selbst auf dieser Erde, auf der er wie ein Indianer und auch unter den Indianern selber fortlebt und allerlei Abenteuer besteht. Die Odjibbewäs verflechten in seine Sage alle Ereignisse, Zustände und Phasen ihres eigenen Lebens, freilich auf eine sehr phantastische und groteske Weise. In den Leiden, Nöthen und Anfechtungen, die sie ihren Menaboshu bestehen lassen, erkennt man die Leiden, Nöthe und Anfechtungen, die ein indianischer Jäger Jahr aus Jahr ein auf seinem Lebenswege selbst zu ertragen hat. In dem Muthe, den Menaboshu entfaltet, in den Listen und Kniffen, mit denen er sich hilft, gewahrt man ein treues Bild des Muthes und der List, welcher ein Indianer fähig ist. Die Zaubermittel, die jener anwendet, sind die Zaubermittel, an die der Indianer glaubt und die Ungethüme und bösen Geister, von denen der mythische Held bedräut und bedrängt wird, sind auch dieselben, die der abergläubische Indianer als seine eigenen Feinde im Wald, Wasser und Felsenversteck zu erblicken vermeint.

„Du hast mir gestern erzählt, wie Menaboshu sich wieder eine neue Welt gestaltete, nachdem die bösen Schlangen die alte Natur zerstört und ersäuft hatten. Aber sage mir, wo blieben den mittlerweile diese Schlangen. Hörten sie auf, den Menaboshu in seiner neuen Welt zu necken? Waren sie todt oder verschwunden?“ so hub ich am andern Tage zu La Fleures alter Mutter an, als ich wieder gemüthlich meine Pfeife rauchend, auf ihrer Matte neben ihr und bei ihrem Feuer Platz genommen hatte. Ich traf sie eben bei einer zum Erzählen sehr passenden Beschäftigung. Sie flocht Schnüre aus dem Baste des sogenannten „Bois Blanc“. Sie hatte eine Menge dünner Zweiglein von diesem Holze in einem Wasserkübel vor sich liegen, zupfte sie einem nach dem andern her-

vor, ſpaltete ſie vorſichtig der Länge nach, ſchnitt äußerſt behutſam den zähen Baſt heraus und drehte dann ſolche Schnüre, wie die Indianer ſie in ihren Haushaltungen bei mancherlei Gelegenheiten, wo wir unſern hänfenen Bindfaden gebrauchen, bei ihren Netzen, bei ihrem Häuſerbau, beim Schiffsbau, bei Verfertigung ihrer Säcke und Körbe, zum Zuſammenſchnüren von Waarenbündeln u. ſ. w. verwenden. Es iſt eine geräuſchloſe Arbeit und ſie läßt ſich von Erzählung faſt noch bequemer begleiten als unſer Spinnrad. —

„Todt und verſchwunden, hub meine Alte an, waren jene Schlangen keineswegs. Sie lauerten noch immer in ihren Verſtecken auf dem Grunde des Waſſers. Als ſie die neugeſchaffenen Inſeln, die ſchönen friſchen Wälder, Flüſſe und Prärien, Felſen und Berge gewahrten, da wurden ſie ſelbſt alsbald zweifelhaft darüber, ob es ihnen wirklich gelungen ſei, den Menaboſhu zu vernichten. Sie ſprachen zu ſich: Sollte dieſer Unleidliche nicht doch am Ende noch leben? Sollten dieſe geſchmückten Feſtlandinſeln nicht etwa wieder ſein Werk ſein? Vielleicht wandelt und jagt er auf ihnen umher, zu unſerem Verdruſſe ſich ſeines Lebens freuend, wie ehemals, während von unſeren Leuten noch ſo viele an den Wunden, die ihnen ſeine Bosheit und ſeine Pfeile zufügten, darniederliegen und vergebens nach Heilung ſeufzen und auch des ſicheren Troſtes entbehren, daß Rache für ſie genommen wurde. Die Pfeile, mit denen Menaboſhu nämlich damals die Schlangen erlegt und verwundet hatte, ſo bemerkte nun meine Alte dazwiſchen, waren keineswegs gewöhnliche Pfeile. Es waren Zauberpfeile, und die Wunden von ſolchen Pfeilen heilen nicht ſo ſchnell. — Und ich meinerſeits mag hier die weitere Bemerkung einſchieben, daß man überhaupt bei den Indianern die Wahrheit am ſicherſten trifft, wenn man alle Dinge in der Natur für Zauberproducte oder für mit Wundereigenſchaften begabte Dinge anſieht.

Die Schlangen hielten über dieſen Punkt einen großen Rath, zu dem auch die Häuptlinge und Könige der Schildkröten gezogen wurden. Denn die Schildkröten ſtehen mit den Schlangen im Bunde und ſind beſonders ſchlau. Nach einer langen Berathſchlagung riethen ſie endlich, man ſollte aus „Bois Blanc“ ſolche Stricke machen, wie ich ſie hier mache, und ein Netz davon quer über die Erde ziehen. Das Ende des Netzes und Stricks wolle ſich eine der Schildkröten ans Bein binden. Der unruhige Menaboſhu könne ja nun einmal, wenn er überhaupt noch lebe, nicht raſten, und wenn er auf die Jagd ginge, ſo würde er jedenfalls einmal mit dem Fuße an einen dieſer Stricke ſtoßen. Die wachthabende Schildkröte würde es alsbald an ihrem Beine ſpüren und wolle dann ſogleich zu den Schlangen laufen und ihnen Nachricht bringen. Dieſer Rath gefiel den Schlangen ſehr wohl. Sie machten ſich daher alleſammt mit den Schildkröten daran, ſo viele Baſtſtricke aus Bois Blanc zu flechten, als dazu nöthig waren, um die ganze Welt darin

einzuspinnen. Sie gaben den Schildkröten ein Gesang- und Zauberfest und dabei wurden die Stricke so fein gesponnen wie Spinnengewebe, damit sie dem Menaboshu unsichtbar blieben und er keinen Verdacht schöpfe.

Um ganz fertig zu werden, bedurften sie aber noch etwas Bois Blanc und eine der Schlangen, in Gestalt eines alten Weibes, ging aus, es im Walde zu suchen. Menaboshu, der eben auf der Jagd war, begegnete diesem alten Weibe, die laut jammerte und weinte. Er näherte sich ihr und fragte sie: Warum weinst Du? — Ach meine Söhne liegen schwer an Wunden darnieder. Sie sterben. Weißt Du nicht ein Heilmittel? Vielleicht bemühst Du Dich selbst zu meiner Hütte hinunter, sie zu curiren! — Wer hat denn Deine Knaben in diesen bedauernswürdigen Zustand gebracht? — Ach ihr Erzfeind, der Menaboshu ist es, der sie plagt! Meine Söhne haben aus Versehen einen kleinen Wolf getödtet, in den er verliebt war. Und darüber hat er einen Lärm und Hader angefangen, daß beinahe die ganze Welt darüber zu Grunde gegangen wäre. Aber der Gottlose! Diesmal soll er uns auch nicht entrinnen. Wir haben unsere Vorkehrungen vortrefflich gemacht. Und haben die ganze Erde mit einem Zaubernetze umspannt. Vielleicht fängt er sich darin und bleibt dann hängen. Oder wenn das nicht, so können wir doch nun jedesmal, wenn er mit dem Fuße darin zappelt, wissen, wo er sich eben befindet. Die Schildkröten, die sich das Ende des Gewebes ans Bein gebunden haben, fühlen das allemal genau heraus. Um unser Netz ganz zu vollenden, brauchen wir nur noch einige Ladungen von Bois Blanc und ich bin ausgegangen, es zu suchen. — Und wenn ihr ihn erst habt, was wollt ihr dann mit ihm anfangen? — Ach siehst Du, der Menaboshu, der gar nicht weiß was gut ist, kann das Wasser nicht leiden, das beste der Elemente. Wir haben die Fülle davon und haben ihn schon mal zu vertilgen gesucht. Aber wir waren ein wenig fahrlässig und er schlüpfte noch mit dem Leben davon. Aber diesmal, wenn wir ihn wieder haben, dann wollen wir ihm das Wasser bis zur Sonne steigen lassen, und wollen ihn derart unter die Traufe bringen, daß ihm kein Loon und keine Ratze wieder aus der Klemme helfen soll.

Das ist recht! Ja bedient ihn nur ordentlich. Aber um auf Deine armen Söhne zurückzukommen; wo sind sie denn verwundet?

Ach Gott, es ist jämmerlich anzuschauen. Der älteste hier am Halse, der zweitälteste hier an der Seite. Und dem dritten und jüngsten steckt der Pfeil hier im Kniegelenk.

So so, wie behandelst Du sie denn aber?

Ach ich schlage die Trommel und singe ein Zauberlied dazu.

Oh das ist ganz recht! Aber wie heißt denn das Lied? Laß es uns doch einmal zusammen singen.

Bisher hatte die alte Schlange den Menaboshu noch immer nicht er-

kannt, weil seine Medicin stärker war, als die ihrige.*) Er verblendete sie und so konnte sie ihn nicht sehen. Sie hielt ihn für einen gewöhnlichen Menschen. Als sie aber ihren Zaubergesang anfing und Menaboshu gleich so geschickt und kundig mit einstimmte, da wandelte sie eine Ahnung an und sie schöpfte Verdacht. Und vom plötzlichen Schrecken ergriffen, schrie sie: „Wehe! Du bist doch nicht etwa der Menaboshu?“ „Ja, das ist ganz recht! erwiederte er, „ich bin Menaboshu!“ nahm sein Messer, schlug die Alte todt und zog ihr auf der Stelle die Haut ab. Diese Haut trocknete er am Feuer und zog sie dann über, legte sich ihre alten Runzeln über Stirn und Wangen; stülpte auch ihren struppigen Skalp oder ihre Perücke über sein Haupt, machte einen gekrümmten Rücken, wie sie es gethan hatte, nahm ihren Krückenstab in seine Hand, fing an zu husten und zu keuchen wie sie, schrie und jammerte auch ebenso wie sie über ihre verwundeten Söhne und schimpfte über den verwünschten Menaboshu. Und in dieser Vermummung ging er zum Hause der Schlangen. Als sie dort die Alte hüsteln und jammern hörten, schrien die verwundeten Söhne alle drei schon von weitem: Ach da kömmt unsere gute, weinende Mutter! — Nun kommt her Kinder, ich habe auch wieder frische Kräuter mitgebracht, Eure Wunden zu behandeln. — Aber Du bist gewiß hungrig, gute Mutter. Willst Du nicht erst etwas essen? Da liegt noch eine Pfote von dem kleinen abscheulichen Wolfe von Menaboshu. Wir haben es noch nicht alle aufgegessen und Dir etwas Gutes übrig gelassen. — Menaboshu wurde bei diesem Anerbieten und bei dem Anblick des zarten Pfötchen seines Lieblings ganz wüthend und faßte sich kaum. Er knirschte mit den Zähnen und murmelte: „Nein Kinder, erst muß ich Eure Wunden behandeln.“ Nun hielt sich Menaboshu nicht mehr. Er fiel über sie her. Und da er aus der obigen Unterredung mit der Alten genau wußte, wo die Pfeile steckten, so griff er behende zu, und drückte sie, statt sie herauszuziehen, ihnen ganz in den Leib und ins Herz und machte ihnen das Garaus. Da entstand dann plötzlich ein großer Aufruhr im ganzen Lager der Schlangen, und alle wußten nun, wer als Schlangenmutter zu ihnen gekommen war. Menaboshu, indem er Abschied nahm, riß sich die Haut der Alten ab, warf sie seinen Feinden zu, und rief: So werde ich Euch alle behandeln. Und damit machte er sich aus dem Staube.**)

In dem Lager der Schlangen und Schildkröten aber entstand ein all-

---

*) „Seine Medicin ist stärker“ (Sa medicine est plus forte) sagen die Indianer von einem Zauberer, oder auch von einem Helden, dessen Zaubermittel, Kraft, Genius und Talente bedeutender sind, als die eines andern, und der einen andern hinters Licht zu führen versteht.

**) Vermummungen, Lagerbeschleichungen und derartige geheime Ueberrumpelungen zum Niederstoßen von Feinden, kommen oft in den Kriegsgeschichten der Indianer vor.

gemeines Wehklagen und Geheul. Wehe! Wehe! schrien sie, Menaboshu, der Erzschelm, hat die Schlangenmutter getödtet und auch die drei Königssöhne der Schlangen! Und alle Wasserthiere heulten mit ihnen, die Frösche und die Ochsenfrösche, die Unken und Kröten, die Ottern und die „Pecans" und was sonst noch alles im Wasser lebt, und etwas mehr Geschrei machen kann, als die Fische.

„Menaboshu! Dir wird es schlecht gehn! sagten die Leute, die dies hörten, und die ihm auf seinem Rückzuge begegneten. Eile, Dich zu retten und sorge für nächsten Winter, denn da wird es hart über Dich hergehen." Jeder, der den armen Menaboshu sah, wiederholte ihm dies, und da sie ihn zugleich alle wieder verließen und flohen und ihm niemand half, so wurde ihm am Ende selbst etwas bange. Er zog sich auf einen kleinen Hügel neben seinem Wigwam zurück. Und da fing er an, seine Zauberkünste zu treiben. Er schlug die Trommel, er ließ die Bohnencalabassen klappern, er murmelte seine Zaubergesänge stundenlang vor sich hin. Aber er konnte doch keine rechte Ruhe in seiner Seele finden. Es kam auch niemand zu ihm, um ihn zu fragen, gegen wen er sich zum Kampfe bereite, und um ihm nöthigenfalls Beistand anzubieten, wie es sonst wol zu geschehen pflegt, wenn ein indianischer Krieger Kriegs- und Rachelieder singt und dabei irgend einen Schlag auszuführen gedenkt.

Von dem racheglühenden Grame der Wasserthiere erschreckt, schienen alle seine Freunde ihn zu meiden und er blieb lange allein. Endlich aber spät in der Nacht gesellte sich doch ein kleiner Freund zu ihm. Es war der „Siffleur", das Murmelthier von Canada. Dies Thierchen, obgleich es sonst keck ist, kann auch das Wasser nicht leiden, wie Menaboshu, und bereitet seine Höhlen immer im Trocknen, auf Anhöhen, und legt sie, indem es den Eingang abwärts macht, die Höhlenwohnung selbst aber aufwärts, so an, daß es immer im Trocknen bleibt, so arg es auch regnen mag.

Bist Du wasserscheu, Menaboshu? hob das kleine Murmelthier an. Soll ich Dir eine trockne Höhle machen?

Ach ja, mein bester Freund, thue das recht schnell! Mir geht noch immer eine Gänsehaut über den Rücken, wenn ich daran denke, wie ich damals im Wasser fror und duldete, als mich die Schlangen mit ihrer verwünschten Flut bis in den obersten Gipfel der höchsten Tanne der ganzen Welt jagten und mir doch kein Zipfel am ganzen Leibe trocken blieb. Arbeite, mein Freund, scharre, kratze, grabe, aber geschwind! Ich werde schnell auf die Jagd gehen und Nahrung für uns beide heranschaffen.

Das kleine Murmelthier fing darauf sogleich seine Höhlenarbeit an, und Menaboshu ging auf die Jagd und schoß zehn Bären, zwanzig Caribous, dreißig Hirsche, funfzig Rehe und noch viele andere Thiere, häutete sie, zer-

schnitt das Fleisch in Streifen und bukanirte es an der Sonne und über dem Feuer, zum Herbst- und Wintervorrath. Wenn er mitunter mit Beute beladen von seiner Jagd zu Hause kam, und den kleinen Siffleur fleißig beim Graben fand, so sprang er wol in das Loch und probirte es, ob es schon groß genug sei. „Frisch! mein Freund, frisch!" schrie er ihm dann wol zu, „das Loch muß noch weiter werden."

Schon fingen einige dicke Regentropfen an zu fallen und Menaboshu schüttelte sich den Nacken widerwillig, da er sich noch der ersten Sündflut erinnerte, in der die Wässer ihn so geplagt hatten. Allein glücklicherweise war das Murmelthier eben mit seiner Arbeit fertig geworden. Menaboshu probirte noch einmal den Eingang und alle Räume des unterirdischen Gemachs und fand alles für beide groß und bequem genug. Sie packten nun schnell ihre Wintervorräthe hinein und verkrochen sich dann auch selbst hinter ihren Kisten und Kasten. Sie ließen sichs wohlschmecken und schliefen die ganze Nacht auf den Thierfellen, mit denen sie ihre Gemächer tapezirt hatten, sehr gemüthlich, trotzdem, daß es vom Himmel wie mit Mollen goß. — Der Regen lief sammt und sonders an den Abhängen des Berges, in dem ihre Höhle ausgearbeitet war, ganz unschädlich ab, und kein Tröpfchen erreichte sie durch den aufwärtssteigenden Gang. Menaboshu trotzte den machtlosen Fluten und sie vertrieben sich die Langeweile so gut sie konnten. Das Murmelthier machte drollige Purzelbäume und tanzte und Menaboshu sang und musicirte dazu. Die erboßten Wasserthiere hatten den größten Aerger darüber, und da sie fürchteten, daß der Regen ihnen diesmal so wenig helfen würde, wie das erste Mal, so stellten sie ihn bald ein, ließen darauf aber einen harten Winter eintreten, und führten nun so viel Hagel und Schneegestöber herbei, daß bald alle Stege und Wege verschneit waren. Der Schnee blieb auf dem Berg, und an den Abhängen und vor dem Loch liegen, und so dachten sie denn endlich, sie würden durch dieses Mittel den Menaboshu gänzlich bedecken, ersticken, aushungern und begraben können.

Aber das kleine Murmelthier machte jedesmal, so wie frischer Schnee fiel, den Eingang und die Luftlöcher wieder weiter und hielt fleißig alles vor der Wohnung frei und unbeengt, so daß sie immer frische Luft hatten und auch zuweilen ein Mal ins Freie hinaus konnten.

In der Mitte des Winters, einstmals an einem späten Abende, als die beiden Höhlenbewohner sich eben an einer schönen Rehfleischsuppe recht gütlich gethan hatten, pochte wieder jemand an ihre Pforte. „Halt" sagte Menaboshu zu Siffleur, „was ist das? Das ist kein guter Besuch, mein Freund, wir müssen auf unserer Hut sein. Ich merke, das ist der Peccan.*) Der

*) Die Engländer nennen dies der Otter ähnliche Wasserthier: „the fisher".

kommt ohne Zweifel von Seiten der Waſſerthiere. Geſchwind ſchieb die Knochen und Reſte der Abendmahlzeit bei Seite. Und laß dir nichts merken, daß wir ſo gut geſpeiſt haben. — In der That, die Waſſerthiere waren neugierig geweſen zu erfahren, wie dem Menaboſhu der harte Winter und die Schneemaſſen bekämen, und hatten ihren Freund, den „Peccan" ausgeſandt, um nachzuſehen, in welchem Zuſtande er ſich befinde und ob er noch nicht ſeinem Ende nahe ſei. Menaboſhu ließ den Peccan herein, drückte ihm herzlich die Hand und, indem er eine ganz traurige Miene annahm, brach er in eine herzerbarmende Klage über die Härte der Zeiten, über die Hungersnoth, über die Rauhigkeit des Winters und all den Jammer, den er veranlaſſe, aus. „Dies, ſagte er, indem er einen abgenagten Knochen hervorholte, dies iſt unſer letzter Knochen, den wir haben, und an dem nagen wir beiden ſchon ſeit drei Wochen." „Ja, beſtätigte das kleine Murmelthier, wenn es nur nicht ſchon gar vier Wochen ſind." „Oh! ſagte Menaboſhu, du ſollteſt uns nur bei Tage ſehen, lieber Peccan, wie mager wir ſind. Klapperdürre! Wenn ich verſuchen will zu gehen, ſo ſchlottern mir beide Knie!" — „Ja, beſtätigte das kleine Murmelthier, und mir noch ſchlimmer — alle vier!"

„Ihr armen Leute," ſagte der Peccan achzelzuckend. „Wie leid thut es mir, daß ich hier nicht helfen kann," machte ſich aber dann ſchnell aus dem Staube, um den Schildkröten und Schlangen die frohe Botſchaft mitzutheilen, daß Menaboſhu und Siffleur jetzt auf dem letzten Loche pfiffen, und daß ſie nach Verzehrung ihrer Mocaſſins Hungers ſterben würden. „Es iſt völlig aus mit ihnen," ſagte er, „der Schnee hat ſeine Dienſte gethan. Es braucht nun nicht mehr zu ſchneien, und nach vierzehn Tagen kann der Frühling beginnen. Er wird die Blumen auf Menaboſhus Grabe blühen machen." Darüber war ein allgemeines Tanz- und Freudenfeſt bei den Schildkröten und Schlangen, und als der Frühling kam, quackten und grunzten und ſchrien und pfiffen alle Fröſche und Ochſenfröſche, alle Unken und Kröten, alle Ottern und Peccans lauter und luſtiger, als je zuvor. Wie verwunderten, wie entſetzten ſie ſich aber, als ſie auf einmal an einem ſchönen ſanften Frühlingsabende auch Menaboſhus Trommel und Geſang wieder in ihr Concert einſtimmen hörten, und ihn mit ſeinem kleinen Siffleur, recht rundlich, fett und munter nach glücklicher Ueberſtehung des langen Winters, auf dem blumigen Gipfel ſeines Höhlenhügels ſitzen ſahen! — „Der Menaboſhu," riefen ſie, „iſt unüberwindlich! er iſt unſterblich!" und ſie gaben ihren Krieg gegen ihn auf. Wenigſtens für dieſes Jahr.

Noch einmal das Preßgesetz.

In No. 18. d. Bl. theilten wir mit, daß wir „in einem Präcedenzfall von der höchsten Wichtigkeit" vom k. sächs. Ministerium eine authentische Interpretation des Preßgesetzes, §. 22, erhalten hätten. Dagegen reclamirt Dr. Gutzkow in der hiesigen D. Allg. Z.; indem wir den Ton dieser Reclame bei Seite lassen, begnügen wir uns, den in jener Reclame entstellten Thatbestand zu rectificiren.

Wir legten gegen die Verordnungen des hiesigen Polizeiamts und der Kreisdirection, die uns eingesandten „Berichtigungen" des Dr. Gutzkow abdrucken zu lassen, lediglich deshalb Recurs ein, weil die Ansicht, es genüge die Ueberschrift „Berichtigung", um den §. 22 des Preßgesetzes in Anwendung zu bringen, jedes kritische Journal verpflichten würde, wenigstens die Hälfte seiner Spalten beliebigen Reclamen zu öffnen.

Daß wir sonst keinen Grund hatten, die Aufnahme jener „Berichtigungen", deren Unrichtigkeit wir leicht nachweisen konnten, abzulehnen, haben wir schon in unserm frühern Artikel gezeigt; hier noch einige Proben. — Im Roman S. 293—305 war erzählt, daß Klingsohr „in der Festung Kiel mit dem hochragenden Daneberg Festungshaft verbüßt." — Diese Erzählung bezeichneten wir als „sonderbar". Diesen Ausdruck berichtigt Dr. Gutzkow als eine „Unwahrheit". — Nun aber lag die Sonderbarkeit jener Erzählung lediglich darin, daß Kiel — — keine Festung ist! — Ein andermal sagten wir: „Klingsohr ergibt sich dem Trunk." Das berichtigt Dr. Gutzkow als eine „Unwahrheit"; obgleich er selber im Roman S. 321 erzählt: „daß Klingsohrs Ueberschwenglichkeit eine Folge der Aufregung war, die ihren Ursprung in der Gewohnheit unmäßigen Trinkens hatte. Die Trunksucht ... wie, sie auch gekommen war, sie war da." — So verhielt es sich mit diesen „Berichtigungen".

Das Ministerium hat unsere Ansicht: der Aufnahme solcher Berichtigungen müsse eine Untersuchung ihrer Richtigkeit vorhergehn, bestätigt; es hat den Dr. Gutzkow mit seinen Berichtigungen abgewiesen, und eine Ausnahme nur mit der Trunkenheitsscene zwischen Klingsohr und Lucinde gemacht (Bierglas statt Wasserglas u. s. w.), die wir nun, um das Publicum selbst darüber urtheilen zu lassen, vollständig abgedruckt haben.

Was aber Dr. Gutzkow sonst unter Berichtigungen versteht, zeigt am deutlichsten No. 11 der „Europa", wo er (oder sein Advocat Judeich, der auch uns die Gutzkowschen Berichtigungen übermittelt) unter dieser Ueberschrift eine vollständige Apologie seiner journalistischen und literarischen Thätigkeit, und einen Nachweis seiner Bedeutung für die Literaturgeschichte einführt.

Von der preußischen Grenze.

Preußen hat erklärt, es wolle weit über seine Bundespflichten hinaus für den Schutz und die Interessen Deutschlands eintreten. Nach dieser Erklärung, deren Spitze doch offenbar gegen Frankreich gerichtet ist, darf es nicht mehr warten, bis die allgemeine Stimmung es weiter treibt, sondern es muß dieselbe leiten. Wenn die süddeutschen Blätter von der preußischen Regierung jene Energie verlangen, die, wie sie sehr wohl wissen, Preußen allein haben kann, so stimmen wir diesem Verlangen vollkommen bei. Die Energie eines Staats zeigt sich aber in andern Formen, als man sie bei einem Handgemenge auf der Straße wahrnimmt. Die Forderung, Preußen solle nur immer darauf losschlagen, ohne zu fragen weshalb? hat keinen Sinn. Sobald ein Staat einen Krieg unternimmt, muß er sich klar machen, was er durch denselben erreichen, d. h. was er im Fall eines Sieges für Friedensbedingungen stellen will. Zu bloßen mittelalterlichen Duellen, um unsern ritterlichen Anstand zu zeigen, sind wir heute doch zu ernst.

Das Object des Krieges ist aber keineswegs so klar, als die süddeutschen Blätter vorgeben. Die Besorgniß, daß Frankreich im folgenden Jahr uns angreifen wird, kann uns unmöglich bestimmen, Frankreich heute anzugreifen, wenn sie uns auch dazu bestimmt, uns gegen jede Eventualität zu sichern. Bis jetzt liegt die Sache so, daß Oestreich (freilich von seinem Standpunkt aus ganz mit Recht, aber doch gegen die entschiedene Abrathung Preußens) in Sardinien eingedrungen ist, worauf die Franzosen, angeblich zum Schutz des mit ihnen verbündeten Sardinien, dasselbe gethan haben. Freilich wird die Sache viel bedenklicher durch die Proclamation des Kaisers Napoleon, in welcher derselbe die Absicht ausspricht, die Oestreicher aus Italien zu treiben, also den durch den wiener Vertrag garantirten Besitzstand wesentlich zu ändern. Allein die Tragweite dieser Proclamation wird durch verschiedene Umstände gemildert. Sie erscheint zunächst als eine an das französische Militär gerichtete Fanfaronade, die einen leichten Sieg über die Oestreicher voraussetzt, da doch das Gegentheil wenigstens ebenso wahrscheinlich ist. Oestreich ist Frankreich allein gewachsen, und es hat außerdem noch den Vortheil, daß es von allen übrigen Seiten durch den deutschen Bund geschützt, seine ganze Kraft nach Italien werfen kann. Die Parallelen mit den Kriegsthaten des großen Napoleon sind gradezu lächerlich. Die Machtverhältnisse haben sich seit jener Zeit sehr wesentlich geändert. Ferner muß man erwägen, daß Napoleon schwer gereizt ist, denn die wiener Presse redet nicht mehr vom Kaiser, sondern von Louis Bonaparte dem Usurpator, und die noch weitergehende bairische Presse stellt gradezu die Vertreibung dieses Usurpators in Aussicht. Hier heißt es Fanfaronade gegen Fanfaronade! denn das eine Ziel hat bis jetzt grade so viel Aussicht auf Erfolg als das andere. Endlich aber darf man nicht vergessen, daß wir überhaupt zum Schutz der östreichischen Besitzungen in Italien keineswegs verpflichtet sind. Da man jetzt die Verträge fortwährend im Munde führt, sei es auch uns verstattet, auf den wahren Sinn dieser Verträge aufmerksam zu machen.

Wenig Wochen nach der wiener Schlußacte vom 15. Mai 1820, am 26. Juli 1820

schrieb das wiener Cabinet an die deutschen Höfe: „Selbst in diesem höchst ungern vorausgesetzten Fall (der Kriegsnothwendigkeit in Italien) würden Se. Maj. der Kaiser auf den unmittelbaren Beistand und Zutritt (le secours immédiat et l'accession) Ihrer deutschen Bundesgenossen keinen Anspruch machen. Die zur Aufrechthaltung des Friedens und der Ordnung in Italien erforderlichen Maßregeln liegen ganz außer der Sphäre der grundgesetzlich bestimmten Mitwirkung des deutschen Bundes, und weit entfernt, von den dieserhalb gemeinschaftlich aufgestellten Grundsätzen abweichen zu wollen, sind Se. k. k. Maj. vielmehr . . . bereit, diese Mitwirkung und Gefahr von dem Bund zu entfernen." (Archives diplomatiques . . . IV. Cotta 1824. S. 313.) Wir führen dies nicht an, um etwa zu behaupten, es könne Preußen und Deutschland gleichgiltig sein, ob Oestreich seine Besitzungen in Italien halte oder nicht; wir wollten nur die rechtliche Seite der Frage feststellen. Wenn wir für den Besitzstand Oestreichs eintreten (und wir werden dafür eintreten), so kann uns nur unser Interesse dazu bestimmen, und wir müssen uns vorher klar machen, worin dies Interesse liegt.

Preußen hat als Zweck seiner Rüstung 1) die Sicherung des Bundesgebiets, 2) die Herstellung eines dauerhaften Friedens angegeben. Wann die Zeit kommen wird, für diese beiden Zwecke einzutreten, das läßt sich, wie wir bereits vorige Woche ausgeführt haben, nur nach militärischen Gesichtspunkten ermessen. Es ist viel von der russisch-französischen Allianz die Rede gewesen; zuerst um das deutsche Volk zur blinden Wuth aufzustacheln, jetzt aber scheint man eine andere Taktik zu befolgen: man stellt, um Preußen nur recht schnell nach Frankreich zu treiben, die russische Macht als sehr unbedeutend dar. Beides ist übertrieben. Rußland ist noch nicht so weit mit Frankreich im Einverständniß, uns unmittelbar zu bedrohen, und Rußland ist nicht so unkräftig, uns im Fall eines Einmarsches in Frankreich nicht eine sehr gefährliche Diversion zu machen. Wenn also Preußen, bevor es ernsthaft an den Krieg denkt, sich gegen Rußland möglichst zu sichern sucht; wenn es sich bemüht, Rußland mit Oestreich auszusöhnen, so ist das nicht blos eine Lebensfrage für unsern Staat, sondern noch vielmehr für Oestreich. Im Fall eines Sieges wären wir allenfalls (freilich sehr unwahrscheinlicherweise) im Stande, den Frieden in Paris zu dictiren, aber nicht den Frieden zugleich in Paris und Moskau zu dictiren; im Fall einer Niederlage wären unsere Weichselprovinzen ebenso verloren, wie die Rheinprovinzen. Die östreichische Monarchie wäre der vollständigen Zertrümmerung ausgesetzt und Hannover, Nassau und Baiern wären nicht im Stande, dies Unheil abzuwenden.

Unserer Küstenlande wegen ist es ferner von der größten Wichtigkeit, uns Englands zu versichern. Zwar geben wir gern und freudig zu, daß im äußersten Fall Preußen und Deutschland vereint den furchtbaren Kampf gegen Frankreich und Rußland zugleich übernehmen sollen und können. Es wäre wahrlich nicht etwas so Einfaches, wie die Politiker an der Isar faseln, sondern ein Verzweiflungskampf; dennoch würden wir ihn durch das Aufbieten aller Kräfte bestehn können. Aber vorläufig ist die Sache noch nicht so weit; vorläufig liegt Preußens Aufgabe noch darin, in dem bevorstehenden Kampf Frankreich zu isoliren. Diese Aufgabe hat noch Aussicht auf Erfolg, sobald die auswärtigen Mächte sich davon überzeugen, 1) daß Preußen mit dem übrigen Deutschland vollkommen einig ist, 2) daß es nicht unbedingt in der Abhängigkeit von Oestreich steht.

Die Presse adressirt ihre Wünsche fortwährend an Preußen, sie sollte sie zunächst an die deutschen Regierungen einerseits, an Oestreich andererseits richten. Es ist bisher nichts geschehn, Preußen in seiner sehr schwierigen Stellung zu erleichtern, und doch sind die Bedingungen, die Preußen stellen muß, für den spätern militärischen Erfolg ebenso unerläßlich, als für den gegenwärtigen diplomatischen.

Wir sind weder von dem Zweck noch von dem Erfolg der gegenwärtigen preußischen Mission nach Wien und den deutschen Höfen unterrichtet, was aber Preußen zu fordern hat, wenn es sich der Kriegsgefahr unterzieht, ist so klar vorgezeichnet, daß ein ruhiger Beobachter sich darüber nicht täuschen kann.

Um den Krieg, der möglicherweise Deutschland am Rhein und an der Weichsel, an der Nordsee und an der Ostsee zugleich bedroht, mit Aussicht auf Erfolg zu führen, müssen die gesammten deutschen Streitkräfte in einer Hand vereinigt sein. Jeder Coalitionskrieg, in welchem die verbündeten Staaten militärisch eine gesonderte Stellung behaupten, führt, wo sie mit einem geschlossenen, concentrirten Gegner zu thun haben, nothwendig zum Verderben. Preußen, welches auf allen diesen Punkten Deutschland zu schützen hat, muß die freie Verfügung über sämmtliche deutsche Streitkräfte haben, wenn es dem straff concentrirten französischen Heer und vielleicht noch auf der andern Seite den Russen Widerstand leisten will. Wir sehn sehr wohl die Inconvenienzen in dieser Einrichtung ein, Inconvenienzen, die sowol Preußen als die übrigen Bundesländer treffen, aber wir kommen darüber nicht hinaus. Ueber die Nothwendigkeit einer einheitlichen Leitung ist alles einverstanden; Oestreich hat mit seinen eignen Truppen genug zu thun; und etwa dem Bundestag die obere Leitung des Kriegs zu übertragen, dieser Gedanke ist doch wol einer Widerlegung nicht werth.

Was aber die Hauptsache ist: Preußen hat das Recht und gegen sein Land die Verpflichtung, die Anerkennung dieses Systems zu verlangen, *bevor* es einen ernstaften Schritt unternimmt. Es muß die Trennung der deutschen Bundesarmee von er östreichischen fordern, um für den Augenblick, als noch nicht in den Krieg ngagirte Macht, an die Krieg führenden Staaten seine Forderungen zu richten. Je hneller Oestreich einsieht, daß eine solche Einrichtung seinem eignen Interesse entspricht, je schneller sich die übrigen Staaten damit einverstanden erklären, desto hneller kann man der Entscheidung entgegensehn. Seine Bürgschaft hat Preußen ereits gegeben; gegen wen die Spitze seines Schwertes sich drohend richtet, darüber nn kein Zweifel obwalten; diese Spitze wird aber nur dann ihr Ziel treffen, wenn e von der gesammten Wucht Deutschlands gestützt wird. Die Blätter also, die so frig auf den Krieg drängen, und trotz ihrer Abneigung gegen das Neutralitätsincip so lebhaft die Einigkeit Deutschlands betonen, sollen ihre Forderung nicht nseitig an Preußen richten.

Viel schwerer, als diese vorbereitenden Einrichtungen, ist, die Zielpunkte feststellen, welche der deutschen Politik verheißen, ohne Beeinträchtigung, ja mit Ehren us dieser Krisis hervorzugehn. Es ist ganz richtig, die Herstellung eines *dauerhaften Friedens* als den Hauptzweck zu bezeichnen; dazu ist es aber nothwendig, i doch einmal alles Bestehende in Frage gestellt ist, womöglich mit einem Schlage e Hauptgefahren zu entfernen, die sich dem dauerhaften Frieden entgegenstellen; it andern Worten, es handelt sich nicht etwa um einen Umsturz der wiener Ver-

träge, aber auch nicht um eine bloße Restitution, die doch allseitig nicht durchzuführen wäre, sondern um eine zweckmäßigere Fortbildung des in diesen Verträgen positiv Gegebenen, so weit dasselbe lebensfähig ist.

Es sind drei große Fragen, welche den Weltfrieden fortwährend bedrohen: die italienische, die türkisch-slawische, die deutsch-dänische. Ueberall derselbe Grund: unfertige Staatsformen, die den mächtigen Nachbar zu Uebergriffen reizen. Wenn es im gewöhnlichen Lauf der Dinge im Interesse der Cultur liegen kann, die Lösung solcher Fragen so lange als möglich hinauszuschieben, wenn man gegen den Störenfried, der sie unzeitig „studirt", mit Recht ungehalten ist und ihm eigennützige Absichten zutraut, so dürfte es weise sein, sobald die Katastrophe einmal wirklich eingetreten ist, auf eine Radicalcur zu denken. Ohnehin wird sich die türkisch-slawische Frage diesmal von selbst geltend machen, und falls Rußland — wie es soeben officiell erklärt hat — wirklich die Neutralität zu bewahren gedenkt, so wird es sich jedenfalls dafür Concessionen in Bezug auf die türkisch-slawische Grenze ausbedingen.

Nach beiden Seiten hin ist Deutschland gar nicht oder wenigstens nur sehr mittelbar betheiligt; für Oestreich sind es Lebensfragen. Mit der dritten ist es umgekehrt. Daher hat die Presse, die jetzt zum größten Theil östreichisch ist, diese Frage ganz aus unserm Gesichtspunkt gerückt. Vor einem halben Jahr hieß es immer, um das Verhältniß zu Dänemark zu ordnen, müsse man den Eintritt einer europäischen Krisis abwarten: nun ist sie wirklich eingetreten, und es sieht so aus, als ob Schleswig-Holstein vom Meere verschlungen sei; kein Mensch denkt mehr daran.

Warten wir aber jetzt wieder, bis die Krisis beigelegt ist, so wird die Frage gegen uns entschieden, und die stammverwandten Provinzen fallen auf immer den Dänen anheim. Es ist um so nothwendiger, jetzt diese Frage zu „studiren" (in Napoleonischer Art), da sie mit der Hauptsache unseres politischen Strebens, mit der nationalen Reform des deutschen Bundes im Sinn strafferer militärischer Concentration zusammenhängt. Wenn es jetzt national sein soll, die Italiener den Oestreichern zu unterwerfen, so ist es gewiß noch viel nationaler, die Herzogthümer von den Dänen zu befreien. Daß man die Heiligkeit der Verträge (wozu man auch wol den dänischen Successionsvertrag rechnet) jetzt wieder so scharf hervorhebt, und das Princip der Nationalitäten verspottet, muß uns um so mißtrauischer machen.

Es muß Oestreich begreiflich gemacht werden, daß wenn wir ihm mit Gefahr unsrer ganzen Existenz gegen Frankreich, Italien und mittelbar auch gegen Rußland zu Hilfe kommen, wir auch einen Preis dieses Opfers verlangen. Wir wollen wissen, warum wir kämpfen. Je schneller es das einsieht, desto schneller wird es Hilfe finden.

Wir haben gezeigt, daß die militärische Organisation des außeröstreichischen Deutschland dem Ausbruch des Krieges vorhergehn muß. Dies ist dann zugleich ein Schritt zum ferneren Ziel, denn davon hängt der gemeinschaftliche Schutz der deutschen Küsten, die gemeinschaftliche Gründung einer deutschen Flotte ab, an welcher sich zu betheiligen Oestreich ja stets abgelehnt hat, weil es selbst eine Flotte besitzt. Es ist zugleich die Bürgschaft für den Erfolg einer Execution gegen Dänemark.

Man wird sagen, es sei eine überkühne Politik, zu den schon bestehenden Schwierigkeiten eine neue zu schaffen. Kühn ist es gewiß, und hätte man eine Betheiligung an dem ganzen Unternehmen vermeiden können, es wäre vielleicht besser gewesen. Aber findet die Betheiligung einmal statt, so ist die Lage von der Art, daß nur rücksichtslose Kühnheit sie beherrschen kann.

Wie auch der Krieg ausfalle, zuletzt wird doch wieder ein Congreß aller Großmächte in der Art des wiener Congresses die Ordnung der europäischen Zustände in die Hand nehmen. Will Deutschland auf einen wirklichen Fortschritt rechnen, so muß es die Ordnung seiner eignen Angelegenheit vorher durchführen, damit nicht wieder Rußland und Frankreich uns Gesetze dictiren; hat doch das besiegte Frankreich 1815 in der Regulirung der deutschen Zustände eine sehr erhebliche Rolle gespielt. Da man an Preußen so heftig, ja drohend die Forderung stellt, sein Sonderinteresse dem allgemeinen zu opfern, so wird diese Forderung wol auch Gehör finden, wenn sie sich an andere Adressen richtet.

Die öffentliche Meinung, die jetzt in unbestimmten Gefühlen zuckt, möge, wenn sie einmal Zeit hat zur ruhigen Ueberlegung, Folgendes erwägen. Beim Alten bleibt es nicht. Ist der Kreuzzug gegen die „Revolution", den „Nationalitätsschwindel" u. s. w., den man jetzt predigt, erst wirklich ins Werk gesetzt, ist er siegreich, so werden seine aufgeregten Wogen auch die Grenzen überschreiten, die man ihm jetzt zu stecken meint. Vor einiger Zeit hatte man noch Interesse an der freien Staatsentwicklung, an Constitutionen, Rechtsgleichheit u. s. w. Man sehe doch jetzt einmal vorurtheilsfrei in die absolutistischen Blätter — denen man nicht vorwerfen kann, daß sie ihre letzten Zwecke verhehlen. — Ein Krieg ohne andern Zweck, als die Demüthigung Frankreichs stumpft alle politischen Interessen ab und ist ein mächtiger Hebel der Reaction. Erhöhung des Junkerthums durch militärische Glorie; Herstellung der heiligen Allianz; Befestigung der östreichischen Hegemonie; endlich Sieg des römischen Katholicismus.

Die größte Freude herrscht im Lager der Ultramontanen, der hauptsächlichen Schürer der jetzigen Stimmung. Die Politik des Concordats scheint im Fortschritt; Napoleon hatte zwar mit dem Ultramontanismus gebuhlt, er sucht auch jetzt noch das Papstthum festzuhalten, und die nationale Partei auf das Lombardische und Toscanische einzuschränken. Daß er aber auf die Länge den Krieg nicht localisiren, seine gefährlichsten Feinde nicht schonen kann, das fühlen seine Gegner ebenso gut heraus als seine Anhänger. Das Gewicht der ultramontanen Partei fällt ganz in die Wagschale Oestreichs. — Es ist in diesen Tagen ein Buch erschienen: La question Romaine, par Edmond About (Bruxelles, Meline, Cans et Comp.): reizend geschrieben, wie alles was von diesem höchst talentvollen Belletristen ausgeht; die bitterste Satire gegen Rom, das Papstthum im Allgemeinen und seine weltliche Herrschaft insbesondere, die seit Voltaire geschrieben. Sie enthält nicht viel neues Material, aber das alte reicht auch völlig aus, und man wird von einem wahren Sprühfeuer von Witz und guter Laune überschüttet. Das Buch mußte in Brüssel erscheinen und ist in Frankreich confiscirt worden; aber — Herr About ist als Historiograph im alliirten Lager, und wir haben noch nicht gehört, daß man ihn fortgeschickt. Die Ultramontanen wissen sehr gut, was sie wollen; hüten wir uns, in dem jetzt kaum noch zu vermeidenden Bündniß mit ihnen die Dupirten zu sein; die Restauration

möchte sonst bis zu den Incunabeln zurückgehn. Noch haben wir die Situation in Händen, aber es ist uns keine zu lange Frist gesteckt.

Wie ehrlich es die von Oestreich oder von den Inhabern östreichischer Papiere inspirirten Blätter meinen, zeigt sich jetzt, da sie nach der Erklärung des preußischen Ministers, die weiter geht als nöthig, in ihren Schmähungen gegen Preußen nicht blos fortfahren, sondern sich überbieten. — Die Nationalzeitung hat in diesen Tagen ein sehr wahres Wort gesprochen: dem wir ganz beitreten, wenn durch die Anmaßung einzelner Staaten, Preußen durch Majoritätsschlüsse zu einer ihnen beliebigen Zeit in den Krieg zu treiben, der Bund gesprengt wird, so hat Preußen die Verantwortung für diesen Schritt abzulehnen, gleichviel ob man ihn rühmt oder verdammt. — Die kleinern Staaten sind an sich vollkommen in ihrem Recht, wenn sie Preußen nicht blindlings folgen wollen; Preußen kann aber dasselbe Recht in Anspruch nehmen, und da zur Einigkeit doch nothwendig gehört, daß der eine dem andern bis zu einer gewissen Grenze nachgibt, so ist wol keine Frage, wem in diesem Wettstreit des Patriotismus die meiste Nachgiebigkeit anzurathen ist: den Hilfesuchenden oder den Hilfegebenden. † †

Literatur.

Bilder italienischen Landes und Lebens. Beiträge zur Physiognomik Italiens und seiner Bewohner. 1. Bd. — Berlin, 1859. Druck und Verlag von E. S. Mittler und Sohn. — Der Verfasser hat als Erzieher eines jungen florentinischen Adligen sechs Jahr (von 1847 bis 1853) in Toscana gelebt und dieses Großherzogthum auf einer Reihe von Ausflügen nach allen, auch den unbekanntesten Theilen kennen gelernt. Sein Zweck war, die empfangenen Eindrücke so wiederzugeben, daß sie in der Phantasie des Lesers ein charakteristisches Totalbild der von ihm geschauten Landschaften, Menschen und Denkmäler erzeugten. Vorzüglich war es ihm um den physiognomischen Charakter der Landschaft zu thun, eine Aufgabe, die ihm vorzüglich gut gelungen ist. Er sieht gut, findet überall die rechten Farben und die rechte Stimmung und bringt zu seinen Schilderungen die Liebe zum Detail mit, welche dem Landschafts- und Sittenbilde allein Leben und Interesse gibt; dazu bewahrte ihn sein langer Aufenthalt im Lande vor Irrthümern und vorschnellen Urtheilen, und so unterscheidet sich sein Buch wesentlich von den Touristenmachwerken, welche die letzten Jahre brachten. Seine Schilderungen von Florenz, Pisa, Lucca, Massa Carrara und Livorno werden namentlich in jetziger Zeit lebhaftes Interesse erwecken. Als das Gelungenste aber möchten wir seine Bilder aus dem Apennin und aus den Maremmen bezeichnen. Ob der zweite Band, welcher Rom, Neapel und Sicilien beschreiben soll, bei dem verhältnißmäßig kurzen Aufenthalt des Verfassers in diesen Gegenden dem ersten entspricht, wird abzuwarten sein. Ist dies der Fall, so wird das Ganze das Beste sein, was seit vielen Jahren über Italien erschienen ist. — B.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Napoleon der Dritte und die italienische Frage.

Charakter und Politik des Mannes, welcher seit zehn Jahren mehr als jeder andere Erdgeborne die Geschicke der civilisirten Welt aufregt, sind zuweilen in d. Bl. besprochen worden. Es sei erlaubt, jetzt, wo die öffentliche Meinung Deutschlands heftig gegen sein Wesen aufwallt, an früher Gesagtes anzuknüpfen, und über ihn mit der Unbefangenheit zu reden, welche sicherer dazu hilft, den Gegner und das eigene Interesse zu verstehen, als heftige Declamation. Es wird keine Indiscretion sein, seine Persönlichkeit, so weit sie aus der Ferne verständlich ist, offener darzustellen, als man sonst vor lebenden Herrschern thut; er selbst hat ein Recht dazu gegeben, denn er liebt es, sich selbst, seine eigne Einsicht und sein Urtheil vor der Oeffentlichkeit zu zeigen.

Der Kaiser, von nicht unbedeutender, obgleich einseitiger Bildung, nicht reich an Geist und fruchtbaren Gedanken, aber begabt mit einer starken Dosis gesunden Menschenverstandes, langsam in seinen geistigen Operationen, zögernd und vorsichtig vor dem Entschluß, aber von allem, was er sich zurecht gelegt, sehr erfüllt, zäh und beharrlich, von schwerflüssigem Metall, ein verschlossener Grübler, indolent und doch ein scharfer Beobachter, leicht gereizt, schwer versöhnt, leidet an dem Uebelstand, welchen der glückliche Emporkömmling schwer überwindet, an großer Empfindlichkeit gegenüber den älteren Häusern. Lange bekämpft, bricht eine verletzte Empfindung hervor und bestimmt im entscheidenden Augenblick seine Handlungen. Der langathmigen sichern Selbstsucht der legitimen Dynastien steht dann plötzlich der wilde Egoismus des Abenteurers gegenüber, der loyalen Rechtgläubigkeit von Gottes Gnaden ein trotziger Fatalismus, und dem sicheren Gange traditioneller Politik das unruhige Fordern einer oppositionellen Begehrlichkeit. Als Sohn eines Geschlechtes, welches durch die Revolution groß geworden war, in Zeiten, wo die Macht der Waffen jede alte Autorität zerstört hatte, wo Verträge und Eidschwüre zu einem Spiel der Starken entwürdigt waren, hat er die Unruhe und Gewaltsamkeit seines Hauses geerbt, und seine Achtung vor geschriebenem Recht und bestehenden Verträgen ist nicht größer, als die eines Ausgestoßenen, der im trotzigen Einzelkampfe gegen die bürgerliche Gesellschaft untergeht. Und wie

er gleich seinem Oheim Verträge, Staatsreden und öffentliche Manifestationen nur als Mittel betrachtet, um vorübergehende Wirkungen zu erreichen, als papierne Fesseln, die er wegwirft, wenn sie ihm nicht mehr nützen, so ist er auch geneigt, bei Fremden dieselbe Gesinnung vorauszusetzen, und überall Coalitionen gegen Frankreich, Gefahren für sich selbst und seine Dynastie zu erblicken.

Als er nach einem langen Intriguenkampf mit unfähigen Gegnern durch Blut und einen Gewaltact zum Herrn Frankreichs, und durch die politische Rathlosigkeit des französischen Volkes zum Kaiser erwählt wurde, da war sein höchstes Bestreben, sich unter den alten Mächten Europas durch Mäßigung und mannhafte Haltung eine geachtete Stellung zu erwerben. Trotz der furchtbaren Bundesgenossen, welche er zu Helfern seiner Herrschaft heraufbeschworen hatte, der Willkür, Gewaltsamkeit, frechen Selbstsucht, wußte er in dem Rath der europäischen Mächte eine respectirte Stellung zu erwerben. Der Kaiser von Rußland mußte unklugen Stolz mit dem Verlust des ganzen Heeres büßen, mit Zerstörung seiner Lieblingsfestung und halben Flotte, mit Abdrängung von den Donaumündungen; die freundschaftliche Courtoisie des englischen Königshauses wurde der Kitt eines auffallenden Bündnisses; während des Krimkrieges hatte der Kaiser Gelegenheit, sich klug, entschlossen und zuverlässig zu erweisen. Er trat aus dem Kampfe mit erhöhtem Ansehn als ein mächtiger Kriegsfürst, ein erprobter Staatsmann. Es ist nicht unnütz, jetzt daran zu erinnern, daß ein Mann solche Erfolge nicht nur durch Schlauheit, Intriguen und rücksichtslose Anwendung gewaltiger Mittel erreicht. Es war allerdings noch einiges in dem Wesen des Kaisers, was Achtung, ja menschliche Theilnahme auch von dem Gegner erzwang. In der ungesunden Atmosphäre, aus welcher er heraufgewachsen war, als anspruchsvoller Prätendent, Verbannter, Staatsgefangener, bei aller Rohheit seines Fatalismus besaß er eine Eigenthümlichkeit, der wir Deutsche im Privatleben nur zu vieles zu verzeihen geneigt sind, das lebhafte Bedürfniß, Liebe und Vertrauen einzuflößen und sich an der Zuneigung anderer zu erfreuen. Diese Gemüthlichkeit, wenig verschieden von der eines deutschen Bürgers, ist so sehr ein Grundzug seines Wesens, daß sie überall in seiner Politik sichtbar wird. Und diese Eigenschaft bringt in seine Handlungen und Entschlüsse einen eigenthümlichen Dualismus. Zugleich verschlagen, und doch im Verkehr von nicht abzuleugnender Geradheit, hat er die Franzosen durch eine ganze Windrose von politischen Phrasen geleitet, und derselbe Mann hat, wie Lord Malmesbury ohne Ironie zu sagen berechtigt war, sein dem Einzelnen gegebenes Wort mit punktiliöser Gewissenhaftigkeit gehalten.

Der Kaiser ist bei solchem Wesen allerdings im Stande, ein zuverlässiger Verbündeter zu sein, der für seine Alliirten große Opfer bringt, der aber zu-

gleich anſpruchsvoll eine gewiſſe herzliche Hingabe und Gegendienſte verlangt, wie ſie in der Politik auf die Länge ſelten möglich ſind. Es war ſeine Freude und ſein Stolz, mit der engliſchen Königsfamilie und den Staatsmännern der Whigs gut zu ſtehen; es waren vielleicht die glücklichſten Tage ſeines Lebens, als er an der Seite der Königin durch die Straßen von London fuhr, und des Abends in ſeinem Cabinet im Cigarrenrauch ſeine Ideen ausſprechen konnte: dann war er, der Schweigſame, geſprächig und mittheilend, und von der Offenheit, welche träumeriſche Naturen, die viel mit ſich ſelbſt beſchäftigt ſind, in ſolchen Augenblicken faſt rückſichtslos zeigen. Die Maienzeit dieſes Verhältniſſes währte nicht lange; das engliſche Volk hatte keine Empfindung für die gemüthlichen Bedürfniſſe des Kaiſers. Tief kränkte ihn die Kälte, mit welcher Parlament und Nation ſeine durchaus nicht ungerechtfertigten Forderungen nach dem Orſiniſchen Attentat abwieſen; nicht weniger, daß ſchon die Whigs ihn gegen früheres Abkommen in der Donaufürſtenthümerfrage im Stich gelaſſen. In beiden Fällen war ihm der engliſche Widerſtand ein herztreffender Schlag. Und der Tag von Cherbourg war ſeine Antwort. Jetzt hat er ſich in demſelben Sinne dem Hauſe Savoyen genähert und ſicher iſt es ein Irrthum, wenn man in dieſer Allianz nichts als die kalte Berechnung ſieht, wie ſie ſeinem Oheim in der zweiten Hälfte des politiſchen Lebens natürlich war. Was Kaiſer Napoleon in Italien für ſich prätendiren wird, das hängt vorzugsweiſe von dem perſönlichen Antheil ab, den er an den Charakteren des Königshauſes Savoyen nehmen mag. Gelingt es dem König, aus den unvermeidlichen Reibungen und Colliſionen der Intereſſen ein perſönliches Freundſchaftsverhältniß zum Kaiſer zu retten, ſo werden wir bei einem für Frankreich günſtigen Ausfall des Krieges eine — verhältnißmäßige — Uneigennützigkeit des Kaiſers erleben, die immerhin ſo groß iſt, als ſie irgend eine der alten Regierungen Europas beweiſen würde. Wird ſein Bedürfniß nach vertrauender Zuneigung nicht befriedigt, dann wird er ohne jede Rückſicht den Löwenantheil für ſich fordern und über das Haus Savoyen hinwegzuſchreiten ſuchen, wie ſein Oheim.

Dies Geſagte ſoll deutlich machen, wie die Politik des Kaiſers zu verfahren pflegt. Still in ſich geſchloſſen, brütet ſeine Empfindung lange über einem Project, einer politiſchen Situation. Sorgfältig richtet er ſich Pläne zu und legt ſie ſtill zurück, zuletzt entſcheiden gemüthliche Stimmungen, perſönliche Neigung und Abneigung. Dann kommt er plötzlich auf Ideen zurück, welche ſeine Umgebung für lange beſeitigt und abgethan hielt. In dem orientaliſchen Krieg nun hat ſich bei ihm die Idee entwickelt, daß er berufen ſei, Ordner und Verbeſſerer aller unklaren und unhaltbaren Verhältniſſe in Europa zu werden, und die bekannte Neigung, dergleichen ſubtile Fragen vor ein Austrägalgericht der Großmächte zu bringen, bei welchem er als Herr Frank-

reichs und bei dem Vorzug eines festen Wollens die erste Stimme für sich in Anspruch nimmt. Daß solche gemüthliche und persönliche Politik ihre großen Bedenken hat, ist klar, daß sie die Ruhe Europas fortwährend bedrohen muß, läßt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit schließen. Sämmtliche Großmächte haben dringende Ursache, sich dagegen zu verwahren, daß der Kaiser, sobald ihm das Verhältniß eines europäischen Staates zum andern nicht gefällt, sofort diplomatische Verhandlungen darüber eröffnet, zuletzt eine Friedens- und Kriegsfrage daraus herleitet.

Aber zu der Unruhe und Unsicherheit, welche in die Politik der europäischen Staaten durch seine Person gekommen ist, treten noch andere Bedenken. Es ist dem Kaiser nicht gelungen, in Frankreich einen sichern Rechtszustand herzustellen. Ob dies bei der gegenwärtigen Lage Frankreichs auch dem besten Manne und dem reinsten Willen vollständig gelungen wäre, darf man bezweifeln. Nicht weil die politischen Männer Frankreichs an sich schlechter waren, als irgend wo anders, sondern weil das schöne Land und ein begabtes Volk noch mitten in den Krisen einer großen Revolution liegen, weil alle Regierungen von den Bourbons an mit dem Makel eines unsichern Prätendententhums behaftet waren, weil alle geistige und politische Selbstständigkeit des Landes in der Tyrannei einer großen Stadt untergegangen ist. Ein Staat, in welchem jeder Flurschütz eines Dorfes von Paris aus angestellt werden muß, jede kleine Brücke des entferntesten Departements durch ein Decret der höchsten Administrativbehörden reparirt wird, wo der kecke und grundsatzlose Journalist der Hauptstadt eine hundertfach höhere Bedeutung hat, als der tüchtigste Charakter in Elsaß oder Lothringen, ein solches Volk ist noch weit entfernt von politischer Mündigkeit und wird durch eine Menge peinlicher Erscheinungen, durch freche Sittenlosigkeit, Servilität, Bestechlichkeit, Raubsucht der Mächtigen, und auf der andern Seite durch geheime Verschwörungen und phantastische sociale Systeme der Begehrenden noch lange aufgeregt werden und den Frieden Europas stören. Es ist ungerecht, den Kaiser allein dafür verantwortlich zu machen. Man denke an die letzten Regierungsjahre Louis Philipps, an die damaligen Kammerintriguen, an die Procesſe Teste, Praslin und die lauten Klagen über Corruption, man denke an die Zustände des Jahres 1850, die Unsicherheit des Verkehrs, die Furcht der Besitzenden, die wilden Pläne der Socialisten, und wie damals derselbe Napoleon, den jetzt die öffentliche Meinung so laut verurtheilt, von einer großen Partei mit zu wenig Selbstgefühl als Retter Europas begrüßt wurde. Freilich wer sich in solcher Weise zum Herrn der Geschicke eines Volkes gemacht hat, wie der Kaiser, der ist von der Mitwelt seit je auch für solche Uebel verantwortlich gemacht worden, die er nicht selbst hervorgerufen hat. Und vieles Schwere bleibt übrig, was dem Kaiser und seinem System zur Last fällt. Es ist wahr, er hat Frankreich

nach außen die Macht wiedergegeben, welche zur Zeit Richelieus, Ludwig des Vierzehnten und Napoleon des Ersten Europa in Schrecken setzte, nie war Heer und Flotte so kriegstüchtig und gefahrdrohend; auch der Wohlstand Frankreichs wächst in starker Proportion, selbst die großen Handelskrisen der letzten Jahre sind dort verhältnißmäßig leicht überstanden worden, aber die Versöhnung mit dem sittlichen Gefühl seines Volkes hat er nicht gefunden; er vermag die Masse zu blenden, wer Charakter und freie Bildung besitzt, steht in Opposition gegen sein System. Und dies System, was ist es in seinem letzten Grunde? Eine engherzige polizeiliche Tyrannei, die mit der Willkür des Schlechten auch die Ueberzeugungen des Guten gewaltthätig unterdrückt, und in schneidendem Contrast gegen die Humanität des neunzehnten Jahrhunderts und die sittlichen Forderungen des modernen Staates steht. Und diesem Despotismus fehlt nach innen jede Größe, er ist kleinlich, heuchlerisch, oft beschränkt und barbarisch, und was das Traurigste ist, jedes Hochsinns und alles Idealismus baar, eine nackte Familienselbstsucht ohne Pietät und ohne Achtung vor dem Leben der Nation.

Der Kaiser trat aus dem orientalischen Kriege mit der lebhaften Empfindung des Gegensatzes zu Oestreich. Allerdings hatte das Verhalten dieser Regierung den Westmächten Ursache zu Unzufriedenheit gegeben und der diplomatische Sieg, den Oestreich ohne Waffen erfochten, war, wie andere Erfolge dieses Staates seit dem Jahr 1850, das Resultat einer kurzsichtigen Politik gewesen. Durch vorsichtiges, zurückhaltendes Diplomatisiren, welches nicht frei von Doppelzüngigkeit war, hatte Oestreich sich alle Parteien entfremdet. Daß es sich von der westlichen Allianz zurückzog, nachdem seine italienischen Besitzungen von Preußen auf drei Jahre garantirt waren, und daß es doch bei den Friedensverhandlungen in der Donau- und Rumänenfrage alle Prätentionen eines Siegers erhob, des Siegers, dem die blutigen Erfolge der beiden Alliirten vorzugsweise zu gut kommen mußten, das empörte den Kaiser in innerster Seele. Möglich, daß auch sein persönlicher Stolz noch anderweitig verletzt worden ist. Genug, während er sich Rußland näherte, führte er gegen Oestreich einen jahrelangen stillen Kampf: in der Rumänenfrage, deren Tragweite weit über die Grenzen der Fürstenthümer hinausgeht; dann bei den Serben und Montenegrinern, wo seine Agenten alles thaten, den östreichischen Einfluß zu vernichten. Durch solche stille Operationen suchte er nebenbei mit der ihm eignen Zähigkeit die Lösung der türkischen Frage in seinem Sinn vorzubereiten. Es ist möglich, daß diese Intriguen vorläufig keine ernsteren Folgen gehabt hätten, als die östreichische Regierung zu beunruhigen und in der orientalischen Frage auf die Defensive zurückzuwerfen, aus der sie auf kurze Zeit herausgetreten war.

Aber das Geschick hatte den Kaiser Napoleon mit einem Schlage heim-

gesucht, der in seinem Wesen und seinen Plänen gewaltige Erschütterungen hervorbringen sollte. Das Attentat des Orsini traf ihn im Innersten; nicht sowol die Todesgefahr, in welche er und die Kaiserin geriethen, als die Reflexionen, welche sich für ihn daran knüpften, und die Erfahrungen, welche er dabei in der Stille über die Stimmung Frankreichs und die Zuverlässigkeit seiner Werkzeuge einsammelte. Der Brief, den Orsini aus seinem Gefängniß schrieb — und wir glauben allerdings, daß er ihn geschrieben hat — machte in Deutschland einen kläglichen Eindruck. Zuerst jemanden meucheln wollen, weil er des Mörders Vaterland in Knechtschaft hält und darauf denselben Mann auffordern, dasselbe Vaterland hochherzig zu befreien, solche Methode erscheint uns Deutschen durchaus unlogisch und fratzenhaft. Aber zu dem Widerwillen, mit welchem der Kaiser ohne Zweifel die Apostrophe seines Mörders las, kam ein anderes Gefühl, eine heimlich nagende Sorge. Er hatte bis zu diesem Tage als glücklicher Fatalist sich seines aufsteigenden Gestirns erfreut und es ist wahrscheinlich, daß er in vielen Stunden in gutem Glauben an seinen welthistorischen Beruf gehandelt hat. Die Feuerkugel, welche jetzt plötzlich auf seiner Bahn zersprang, störte alle seine Aspecten. Alles um ihn herum locker, unhaltbar, blindem Ungefähr unterworfen. Was war der Glaube des Menschen an große Bestimmung? Auch Orsini war ein Fanatiker gewesen und hatte im Glauben gehandelt, wie der Kaiser selbst. Sehr verkehrt war die Ansicht der Verschwörer, daß der Kaiser an dem Unglück Italiens Schuld trage, im Gegentheil, war es nicht Politik seines Hauses, die Italiener an sich zu fesseln? und er hatte nur um andere Mächte zu schonen, bis dahin die lockende Frage ruhen lassen. Und wer trug die Schuld, daß in Italien so vieles unhaltbar und faul war, und daß die italienischen Meuchelmörder von London aus gegen den Herrn Frankreichs conspirirten? Oestreich allein trug die Schuld, Oestreichs pedantische Tyrannei lastete mit eiserner Hand auf Italien und verhinderte jeden Uebergang zum modernen Staatsleben. So ungefähr war der Ideengang des Kaisers, jeder einzelne Satz desselben läßt sich aus officiellen Aeußerungen und seinen Handlungen belegen; und das Resultat solches Grübelns war ein verstärkter Haß gegen Oestreich und ein durchaus ernsthafter — man verzeihe die Wiederholung des Wortes — gemüthlicher Haß gegen das östreichische reactionäre System in Italien.

Zu solcher Stimmung trat eine geheime Sehnsucht des Kaisers. Er hat sich viel mit der Theorie des Krieges und seiner Zerstörungswerkzeuge beschäftigt und besitzt den Ehrgeiz, auch als Feldherr Erfolge zu erreichen. Schon im Krimkrieg wurde er mit Mühe davon abgehalten, selbst nach dem entfernten Kriegstheater abzugehen. Von den Schlachtfeldern Italiens aber war der Stern seines Hauses aufgegangen.

Man darf annehmen, daß alle diese Erwägungen in seiner Seele bei-

einander lagen, als die Zeit herankam, wo ihm Frankreich unverkennbar Symptome von Mißbehagen zu erkennen gab, und wünschenswerth wurde, die allgemeine Aufmerksamkeit auf eine europäische Verwicklung zu richten, deren Lösung ihm neue Erfolge versprach.

So war der Kaiser beim Beginn dieses Jahres allerdings in der Stimmung, die italienische Frage zu einer ernsten Verwicklung mit Oestreich zu benutzen, aber ebenso sicher ist, daß er noch keineswegs entschlossen war, einen Krieg herbeizuführen. Er mag gern bei der Möglichkeit eines Waffenkampfes verweilt haben, aber es lag auf der Hand, daß für ihn der sicherste Erfolg ohne Waffenentscheidung zu erreichen war. Die östreichische Regierung hatte sich durch anspruchsvolle Begehrlichkeit nach allen Seiten isolirt; die Zustände, welche unter Oestreichs Führung nicht in der Lombardei, aber in dem übrigen Italien, conservirt wurden, der feindselige Druck, welcher gegen Sardinien versucht wurde, die allmälige Mediatisirung der kleinen Souveränetäten, die Agonie des Kirchenstaates, das mittelalterliche Unwesen in Neapel, das waren in der That sehr unerfreuliche und den Großmächten Europas unwillkommne Zustände. Rußland war von dem Kaiser von Frankreich gewonnen, England konnte bei vorsichtiger Behandlung schwerlich seine moralische Mitwirkung versagen; Preußen war seit acht Jahren von Oestreich fortwährend durch kleine Demüthigungen gereizt worden, Bronzell und Olmütz, jener Morgen, wo preußische Pionniere östreichischen Truppen die Brücke zum Marsch nach den Herzogthümern schlagen mußten, unablässige schwache Intriguen am Bundestag, systematische Angriffe auf den Zollverein, die heimliche Auflehnung Oestreichs gegen den Durchmarsch preußischer Truppen durch deutsches Bundesgebiet, als Preußen in Neuenburg seine kleine Lombardei vertheidigen wollte, alle die zahlreichen Invective bis zu der rastadter Besatzungsfrage, das ließ den Kaiser Napoleon hoffen, auch Preußen werde gegen Oestreich zu gewinnen sein. Es ist wahrscheinlich, daß er durch seine Agenten und etwa durch die antiöstreichische Gesinnung eines einzelnen preußischen Agenten getäuscht, sogar eine kriegerische Mitwirkung desselben erwartet hat. Nur als Gerücht kann erwähnt werden, daß er von dieser Meinung aus der preußischen Regierung bestimmt formulirte Territorialvergrößerungen in Aussicht gestellt habe, und daß seine Anträge in Preußen mit ruhiger Kälte abgewiesen seien.

Die feste Zurückhaltung Preußens mußte dazu beitragen, seine kriegerischen Gedanken in den Hintergrund zu drängen. In der That war ihm ein großer diplomatischer Sieg gewiß, wenn es ihm gelang, einen Congreß zu Stande zu bringen, und ebenso hatte Oestreich eine eclatante Niederlage bereits an dem Tage erfahren, wo ein solcher Congreß zusammentrat. Kaiser Napoleon hütete sich wohl, mehr zu fordern, als ihm die übrigen europäischen Großmächte bewilligen konnten. Seine Forderungen, die er von England formuliren

ließ, liefen auf Revision der Separatverträge hinaus, durch welche Oestreich die indirecte Herrschaft über Italien stillschweigend erworben hat, und auf Berathungen über die Mittel, durch welche Italiens politische Lage gebessert werden könne; der Beistimmung Rußlands sicher, hatte er in den Vorverhandlungen darüber ebenso die vorläufige Beistimmung Englands und Preußens gewonnen. So zog er das Netz über Oestreich zusammen. Für ihn war der Erfolg: eine interessante politische Action für die Franzosen, er selbst Beschirmer der Italiener, gerächt an Oestreich, wenn das wiener Cabinet sich der Majorität des Congresses fügte, und mit der Aussicht auf einen vortheilhaften Kampf, wenn Oestreich gegen die feierlichen Erklärungen und Beschlüsse Europas seine Politik in Italien behaupten wollte. So günstig stand für ihn das Spiel, als das schnelle Vorgehen Oestreichs die diplomatischen Gefahren, von denen dieser Staat umringt war, auf einige Zeit beseitigte und die nicht weniger drohenden des Waffenkampfes heraufbeschwor. Die Sommation Oestreichs überraschte den Kaiser; sein Heer war keineswegs schlagfertig, die Rüstungen waren bis in die letzten Wochen laut von seinen Journalisten ausgerufen worden, ein Zeichen, daß es ihm dabei vorzugsweise darauf angekommen war, durch den Ernst seiner Forderung einen Druck auf das übrige Europa auszuüben und den Congreß zu Stande zu bringen.

Es ist demnach nicht ganz genau, wenn man den Kaiser von Frankreich beschuldigt, den Krieg gewollt zu haben. Er wollte eine Demüthigung Oestreichs, nöthigenfalls nach einer diplomatischen eine Niederlage dieses Staates auf dem Schlachtfeld, aber dann in seiner Lieblingsrolle als Feldherr einer europäischen Coalition; den Kampf so, wie er jetzt entbrannt ist, hat er sicher nicht gewünscht; ihn hat allerdings der schnelle Schritt des Kaisers von Oestreich entzündet, dessen fürstliches Selbstgefühl sich gegen all das langweilige Verhandeln, die guten Rathschläge und das Drängen eines abenteuerlichen Emporkömmlings ritterlich empörte.

Es war ein tapfrer Entschluß, wenn derjenige tapfer genannt werden darf, der, eine große Gefahr zu vermeiden, die größere auf sein Haupt beschwört, aber ob es weise gehandelt war, darf sehr bezweifelt werden. Denn es ist ein Irrthum, zu glauben, daß der Kampf auf dem Schlachtfeld die höchste und letzte Instanz sei, um in Europa internationale Fragen zu entscheiden. Bei politischen Fragen von europäischem Interesse entscheidet in letzter Instanz die Intelligenz, das Gefühl für Billigkeit und die Erkenntniß des Zweckmäßigen, d. h. die allgemeine Einsicht, welche durch die Nationen producirt, durch die Cabinete der gesammten Culturstaaten geltend gemacht wird. Wie sehr die Interessen der einzelnen Staaten sich kreuzen und auf Zeiten das Urtheil der Cabinete von dem Verständigen ableiten mögen, der logische Zwang der Verhältnisse macht sich immer wieder geltend, um so stärker, je weiter Bil-

)ung, Wohlstand, Sittlichkeit in Europa fortschreiten. Bei jedem Friedens-
chluß muß es das ernste Bestreben der berathenden Regierungen sein, innerlich
Dauerhaftes und Verständiges zu schaffen, damit der Frieden dauerhaft und
edem einzelnen Staat zum Heil werde. Immer wird das Resultat dieser
)iplomatischen Versuche, das Gute d. h. Nützlichste zu begründen, mangelhaft
ein, weil jedes Resultat nur durch einen Compromiß entgegengesetzter Inter-
ssen gewonnen werden kann, aber es wird hoffentlich nie einer gewissen In-
elligenz und relativen Möglichkeit der Dauer entbehren. Nun aber steht die
talienische Frage für sich betrachtet so, daß die stille Meinung der Nationen
ınd Cabinete den Oestreichern innerlich nicht Recht gibt. Sie standen hier
gegen ganz Europa seit einigen Jahrzehnten auf der Defensive. Zwar ist
s den meisten Völkern und Regierungen Europas offenbar quer und unge-
egen, daß Frankreich diese heikelige Frage zur brennenden gemacht hat, und
ins Deutschen ist dieser plötzliche Sturm aus mehren Gründen besonders
viderwärtig, aber die Frage ist einmal aufgeregt und es wird für die Diplo-
natie unvermeidlich, sie in die Hand zu nehmen und eine Lösung zu versuchen.
Ind von solchem Versuch, wie unvollkommen er auch zunächst ausfallen möge,
)at Oestreich nicht viel Günstiges zu hoffen. Ja es hat sich und seinen Freun-
)en die Situation recht schwer gemacht. Vor seinem plötzlichen Einmarsch in
Piemont hütete sich Napoleon der Dritte sehr, die Verträge von 1815 an-
ufechten, er versicherte ausdrücklich, daß die Lombardei und Venedig den
Oestreichern gewährleistet bleiben sollten. In seinem Kriegsmanifest hat er
)on dem Recht des Kriegführenden Gebrauch gemacht und die Freiheit Ita-
iens bis zum Adria begehrt. Jetzt ist Oestreich in der unbequemen Lage, mit
Anspannung aller seiner Kräfte das vertheidigen zu müssen, was vorher we-
igstens direct nicht angegriffen war. Sollten die Franzosen siegen, so wer-
)en die Freunde Oestreichs die größten Anstrengungen machen müssen, ihm
)as zu erhalten, was es vor seiner Kriegserklärung unzweifelhaft besaß, siegt
ıber Oestreich, was hofft es in Italien zu gewinnen? Man kann mit ziem-
icher Sicherheit voraussagen, daß neue Eroberungen der Oestreicher in Italien
)on allen maßgebenden Cabineten Europas, von Feinden, Neutralen, sogar
)on seinen Alliirten, als eine wesentliche Störung des europäischen Gleich-
gewichts betrachtet werden müßten, im Fall diese Vergrößerungen beträchtlich
ein sollten, während kleine Gebietserweiterungen desselben Staates ebenso
ıach allgemeiner Ueberzeugung nur dazu beitragen müßten, die italienische
Verwickelung zu vergrößern und neue Störungen des europäischen Friedens
u erzeugen. Offenbar kann also Oestreich durch den Krieg wenig gewinnen,
während es sich vieles in Frage gestellt hat. Allerdings hätte es sich, wenn
eine Regierung vorsichtig die letzte Provocation vermied, zu einigen Conces-
ionen in Italien verstehen müssen, aber die vermittelnden Mächte hätten in

ſtarkem Mißtrauen gegen die Motive des Kaiſers von Frankreich dafür geſorgt, daß dieſe Conceſſionen auf das möglichſt geringe Maß zurückgeführt worden wären, denn damals galt es für ſie vorzugsweiſe, beſtehende Rechte zu ſchützen. Jetzt, wo Oeſtreich ſelbſt alles in Frage geſtellt hat, tritt bei einem Friedensſchluß die Nothwendigkeit ein, die geſammte italieniſche Frage zu ordnen. Und deshalb bedarf Oeſtreich jetzt große militäriſche Erfolge, um nur zu conſerviren, was vor ſeinem Losbruch gar nicht beſtritten war, und ſein kühner militäriſcher Angriff auf Piemont war, ſo ſcheint uns, eine große diplomatiſche Niederlage. Selbſt wenn das Letzte geſchieht, was Oeſtreich wünſcht, wenn Preußen mit dem deutſchen Bund über den Rhein zieht, den Kaiſer demüthigt, entthront, zum dritten Male in Paris einrückt, ſelbſt in einem ſolchen Fall wird, ſo beſorgen wir, für Oeſtreich der Gewinn in Italien und anderswo nicht groß ſein.

Preußen aber hatte vollkommen Recht, daß es im Intereſſe Deutſchlands ſowol, als in ſeiner Vermittlerrolle dieſen Schritt ſeines Verbündeten als eine gefährliche und folgenſchwere Maßregel und einen politiſchen Fehler beurtheilte.

Preußens Aufgabe iſt jetzt, als Führer Deutſchlands zu bewirken, daß Oeſtreichs nachtheilige Operation ſo viel als möglich gut gemacht werde, und zu verhindern, daß nicht Frankreich alle die Vortheile für ſich ernte, welche ihm die politiſche Situation darbietet.

Darüber der nächſte Artikel. ♀

Karoline von Feuchtersleben.

Eine Epiſode aus dem Leben Jean Pauls.

Die wunderlichen Liebesbeziehungen unſerer claſſiſchen Zeit treten nirgends ſo charakteriſtiſch hervor, als in dem Leben Jean Pauls. Wir haben ſeine Verhältniſſe zu Frau von Kalb beleuchtet; und dieſe war bereits in der Reihe ſeiner großen Leidenſchaften die fünfte oder ſechſte; die Dame, von der wir heute handeln, löſte ſie ab. Das Merkwürdigſte an der Sache ſind nicht die Beziehungen ſelbſt, ſondern die gleichſam geſchäftsmäßige Vollſtändigkeit mit der er ſeinem Freund Otto Bericht abſtattet.

Müde jener großen Paſſion, ſchreibt er aus Weimar, 6. März 1799,

F. H. Jacobi: „Hätte ich eine Frau, d. h. bei mir blos ein junges, ganz sittlich reines, helles weibliches Wesen, keine genialische, so fragte ich nach dem Gelde und nach dem Abendessen etwas und nach Gesellschaften weniger und nach dem Leben mehr, das meine poetischen Träume immer durchsichtiger und flitterhafter schlagen.“ — „Ich kenne nun das Leben, besonders das auflösende bei genialischen Weibern, die zugleich verwirren und zersetzen und verspäten — nein ich will ein einfaches, stilleres Herz, damit meine Kindheit und das Leben bei meinen Eltern wiederkomme, und alles was das erinnernde Herz ewig vormalt.“

An Otto, Hildburghausen 24. Mai. — „Hier sitze ich nun seit einer Woche und recht weich. Ich correspondirte schon mehrmal mit einer Karoline von Feuchtersleben, die hier ist, und dieser versprach ich zu kommen. (Denke nur nicht, daß jetzt etwas Wichtiges kommt, nämlich eine Braut!) Sie ist ein edles, tieffühlendes, männlich festes, vom Schicksal verwundetes, ziemlich schönes Mädchen, das mir seine silhouettirte Gestalt und Taille mit einer schwarzen Blumenkette schickte (letztere sollte um mich herum), woraus ich sogleich schloß, sie müsse am Hofe gewesen sein, welches sie auch war, als Vicarin einer Hofdame. Fatal ists — und im Grunde gar nicht — daß sie im Sprechen zu spielend und leicht ist, wie im Schreiben zu ernst. Sie lebt bei ihrer Mutter, Schwester und ihrem Bruder, und ich sitze meistens dort, wenn ich nicht am Hofe bin, welches häufig der Fall ist. Hier fängt es an allmälig wichtig zu werden. Erstlich denke dir, male dir die himmlische Herzogin, mit schönen kindlichen Augen, das ganze Gesicht voll Liebe und Reiz und Jugend, mit einer Nachtigallenstimmritze“ u. s. w. u. s. w. — Bei einer persönlichen Zusammenkunft, im September, unterrichtet Jean Paul seinen Freund von dem weitern Fortgang dieses Verhältnisses; dieser schreibt, 9. Oct.: „Wie groß auch jetzt mein Mißtrauen gegen das Erlangen der jugendlichen Wünsche und wie gering auch meine Erwartung eines dauernden Glücks ist, so weiß ich doch nichts, was ich dir herzlicher und wozu ich dir freudiger Glück wünschen könnte, als zu diesem edlen und achtungswürdigen Wesen.“ Doch kann er das Benehmen seines Freundes nicht recht loben und warnt ihn namentlich vor einer andern, gleichzeitig gepflegten und weniger würdigen Liaison. — Richter schreibt, 7. Oct., aus Hildburghausen: „Den Dienstag fuhr ich mit Herder nach Ilmenau und ging die Mittwoch hierher. Die schöne Herzogin war grade bei meinem Einflug hier, und ließ mich sogleich auf ein paar Minuten vor dem Einsteigen kommen. Außer einer Geliebten weiß ich nichts Schöneres als diese süße Gestalt. — Karoline kenne ich jetzt tiefer; noch in keiner weiblichen Seele fand ich diese hohe, strenge, unnachlassende religiöse Moralität. Bei ihrer moralischen Zartheit fühlt man, daß man leider in Weimar lange gewesen. Sie würde, wenn ich mit ihr verbunden wäre, mein ganzes We-

sen bis auf den kleinsten Flecken ausreinigen. Sie liest nicht, wie Mädchen, blos um ein sentimentalisches Manna auf der Zunge zerfließen zu lassen, sondern um auch zu lernen, z. B. Geschichte und Naturgeschichte; sie hat ein fast vollständiges Herbarium, und eine Suite von sinnreichen Blumenzusammenlegungen ... Sie macht Verse ... Sie hält jeden Vorsatz, z. B. alle Tage ins Freie in den Garten zu gehn: „jetzt, da ich Gesundheit habe, will ich auch gar Abhärtung." Ach die Gute! hätte sie nur jene! — Mit größerer Macht, als ich noch je gesehn, kann sie ihre Schmerzen und Empfindungen dicht verhüllen." — (10 Oct.) „Den ersten Tag als ich ankam, ging ich unangemeldet zu ihr. Das Zimmer war leer; sie wurde aus dem Garten von der Magd geholt. Sie kam fast sprachlos und schrieb es dem — Laufen zu — welches glaublich genug ist. Wie ihr war, siehst du in einem beiliegenden Brief; gleichwol nahm sie einem den schönen Taumel des Wiedersehns." — In einer Gesellschaft ziehen sie sich in ein Nebenzimmer zurück: „Hier gingen wir auf und ab und häufig vor der hellen Thür vorbei, aber immer seltener; blieben länger am Ofen — sie sagte mir ihr Herz und sank mit ihrem Kopf an meines, und ich gab ihrem Auge den ersten Kuß." — Schon drei Tage darauf folgt eine Scene. „Karoline gab mir ihre Gedichte und ein Briefchen. Als ich an die mit Bleistift geschwärzte Stelle kam, war mein Abendhimmel in Schneewolken ersoffen. Hart, hart wirft immer das Schicksal mein bewegtes Herz gegen die eckigste Wand, die es finden kann. Ordentlich empört war ich an jenem Abend über dies Wurfspiel. Ich zeige ihr die Stelle in einer schnellen Minute, und sag' ein hartes Wort und bleibe nun kalt. Ich verstand die Stelle so: „Widersetzt sich die Familie der Verbindung, so u. s. w." — Nun beging die Gute ihren ersten Fehler unter lauter Schmerzen; sie war nämlich den ganzen Abend schneidend, anspielend, hart und außer sich, wie ichs nie sah — ich gebot über mich fest und erwiederte keine Bitterkeit, die zu einer reizen sollte. Wenn man meine Liebe stört und martert, windet mein Inneres wie eine Schlange sich auf und steht fest. — Unter dem Essen ermattete ihr bekämpfendes und unbekämpftes Herz und das gute Auge weinte. „Zahnschmerzen!" sagte sie mit einem Ton zur fragenden Mutter, der nicht einmal überreden will. Ich schwieg. Am Morgen bekam ich das Briefchen No. 6. Ich meldete und erklärte mein Ich und bekam No. 7., und als ich sie wiedersah, sank sie mir nach meinen wenigen sanften Worten ans Herz, ohne meine schriftlichen Erklärungen verstanden zu haben. Denn sie hatte mit jener Bleistiftstelle weiter nichts gemeint als: „wenn wir selber u. s. w." — O wie konnte sie aus einer solchen Stelle meine Starrsucht erklären? Aber sie konnt' es und sogar das erklärende Billet dazu — Widersprüche sind die weiblichen Reime in einem weiblichen Kopf. Ich sagt' ihrs. Aber dann blieben wir ungeschieden beieinander. Ich

schweige über den Regenbogen und Morgenthau der lichten Stunden, die nun hintereinander zogen, und über ihr Hingeben und Gehorchen." Davon viele Beispiele. „25 Jahr wurde sie am Sonnabend, wo ich abreiste. Auf ihren Muth, künftig durch alle adligen Verhaue durchzudringen, kann ich bauen." „Ihre Farbe ist weiß und blaßroth, die Stirn poetisch und weiblich, rund, die Augenbrauen stark (zu sehr fast), die Augen schwarz, die Nase das Gegentheil einer kleinlichen und kurzen, die Lippen originell beschnitten, das Kinn kräftig erhoben; kurz alles deutet auf Bestimmtheit, trotz der Schönheit." — 2. Nov. „Ich erschrecke, wenn ich jetzt zu den ausgebrannten Ehekratern hinübersehe, in die ich so oft zu fallen im Begriff war, wenn keine fremde Hand mich gehalten hätte. In Jena, in Leipzig, in Eisenach, Gotha (denn ich habe dir nicht alles schreiben können) u. s. w. hing alles nur an einem Haar, so hing ich selber im Haar als elender Schneußvogel." — 20. Nov. „Gestern ehe ich auf den Ball ging, hatte ich an der Thür mit dem alten Herder durch drei Worte eine Rührung, daß ich kaum mehr hingehn konnte, denn als ich sagte: Karoline gehört mir, sanken die zwei Menschen mit Thränen an mein Herz." — 5. Februar 1800. „Heute wurde mein Schicksal entschieden. Karoline gestand im December ihrer Mutter das Verhältniß, und schrieb mir, sie werde nicht eher schreiben als nach der Entscheidung." Sie hatte sehr schwere Stürme zu bestehn; man drang in ihn, eine Anstellung zu suchen, er schlug es ab. „Dann schrieb Herder und ich an die Mutter — durch mattes Fordern und Widerstehen werden alle Wesen überwältigt, wiewol hier ein schönerer Fall war, und Herder mit seiner Gattin, zumal seitdem Karoline ihm die von ihr bossirte Büste gesandt, sie väterlich segnet. Und so hab' ich mein Herz am Herzen, die Reine und Feste, und nichts tritt mehr zwischen die Geister. Ach ich hätt' ihr alle Martern mit meinem Bericht meiner Verhältnisse ersparen können, wenn ich Erlaubniß gehabt ihn zu schicken — und diese Gute selber errieth nichts davon, und gab ihre Zukunft vertrauend der vermutheten Armuth hin!" — 28. Febr. „Ueber meine Karoline hatt' ich einen neuen Strauß mit Onkel und Bruder auszufechten, und ich erwarte die Siegesnachrichten jeden Tag." — 25. März „Gleim schickte mir in einer kön. Verschreibung auf die ostpreußischen Provinzen 500 Thlr. Aussteuer. Man kann nichts sagen als im edleren Sinn: er ist ein Deutscher!" „Karolinens Brief an dich wird dir die zarte aber jungfräulich schöne Seele zeigen." „Gute Karoline! ich sagte dir die Zusammenkunft in Ilmenau aus guten Gründen ab: könntest du es wissen, wie sich jetzt auf einem andern Blatt meine Seele so unaussprechlich nach deiner reinen, frommen, festen sehnt. Wie will ich dir sagen, Otto! wie ich sie achte — nicht blos liebe — denn das ist immer so leicht." — Jacobi schildert er am 1. April (von Gotha aus) seine Braut: „Sie hat einen ernstern und strengern Geist als der meinige, der

oft das Steckenpferd des Stern'schen ist; desto besser wird sich Strenge und Nachgiebigkeit ausgleichen; bei der zartesten Weichheit der Empfindung die kühnste Festigkeit des Entschlusses und allen Stolz der weiblichen Ehre. Gegen die Verwandten, die uns zertheilen wollten, kämpfte sie, und wo sie sich zum Doppelopfer der Liebe für jene und mich machte, schonend, fest und siegend an. Ihr sind alle künftigen Schicksale mit mir gleichgiltig, sie treibt jetzt ebenso eifrig die Haushaltkunde als sonst Botanik und Astronomie. Sie war die Lieblingin und Schülerin eines vortrefflichen Vaters, und doch liebt und schont sie — was ich bei solchen Mädchen selten fand — ihre zarte Mutter unendlich. Herder sehnt sich nach ihr wie nach einer Geliebten." „Ich werde mich neben Karoline heiligen; ich finde — wie in allem, womit ich zögerte — die Vorsicht, in dem gewundenen, hart neben Abgründen vorbeistreichenden Gang zu ihr."

Leider sollte diese Zuversicht nicht lange währen; den 19. Mai 1800 schreibt Jean Paul an Otto:*) „Herder fand in Ilmenau (2. Mai) Karoline über alle meine Schilderungen, und fast über alle Frauen erhaben, und betete sie an, wie sie ihn anbetete. Es waren die blauesten Maitage. Sie hat etwas Hohes, Ungemeines, was die Weltleute ergriff, und die Herderin überraschte. Aber! seit dieser Reise ist mein Bund mit ihr — aufgelöst, und nach einem Brief, in dem ich ihr alles auseinandergesetzt, muß ich von ihr das ewige Trennungswort erwarten. Ich kann dir unmöglich dies lange Räthsel, worin nur Ungleichheiten äußerer Verhältnisse und daraus entspringende Forderungen spielen, heute auflösen. Nun treibt und stürmt es mich wieder in ein unbestimmtes wüstes Leben, in einer innern Verfassung, worüber es keine Worte gibt. Meine Gesundheit ist fest, obwol sie in Ilmenau in einer Vormittagscene wankte." — 3. Juli „Ich war nicht lange unter den Wolken. Lauter moralische kleine Ecken, die aber das ganze Glück der Ehe nehmen, trieben mich anfangs in Ilmenau in mein altes trotziges Fieber. Ein gewisses Absprechen, Unnachgiebigkeit und eine partiale Liebe, die nicht zugleich die kosmopolitische ist, erduld' ich schwer. Herder und seine Frau beteten Karoline an, die B. hatte von der bis dahin mir ganz abgeneigten Mutter den Auftrag, alles dem Herderschen Ausspruch zu überlassen. In diesen Auftrag fiel mein liebendes Zürnen, dem die Herder die übertriebenste Ausdehnung gab, durch den Auftrag ratificirt. Am dritten Tage hielt mir Herder

*) In demselben Brief finden sich Andeutungen über die Annäherung zu einem Frauenzimmer, vor der ihn Otto gewarnt, der er seinen Bruch mit Karoline mittheilt, und Aeußerungen wie diese: „In Bezug auf die Sinnlichkeit bin ich deiner theologischen orthodoxen Meinung längst nicht mehr. Schon im Hesperus sagt' ich von Clotilden ahnend, aber verdeckt: in der höchsten Liebe sind die besten Mädchen nie die guten; jetzt weiß ichs gewiß." „Ach wie meine Seele sonst so heilig war! der Teufel hole das erste zerrüttende Wort, das man mir sagte!"

eine harte Predigt vor Karoline, zwar mit Bescheidenheit, aber leider mit der Beredsamkeit seiner rührenden Stimme, wodurch Karoline in Krämpfe verfiel; er rieth und fragte, aber entschied nicht. Die Herder ihrerseits stellte mich mit Heftigkeit zur Rede. Sollte ein Mann dieses dulden? Ich wurde auch wild, aber gewiß nicht zu sehr. Später nahm man zurück, lenkte ein. Mein erster Brief nach diesen räuberischen Griffen zwischen zwei entblößten Herzen, an Karoline, stellte ihrem Entscheiden alles anheim, zeigte aber auch die Kraft meines Entsagens. Nach ihrer Antwort aus Hildburghausen, die hier folgt, wurde ich zum entschiedenen Nein bestimmt. Herder schrieb mir auf diese Veranlassung nach Berlin, für Karoline und für die Verbindung; allein der Schlag ist geschehen, das Schicksal hat mich in meinem tiefsten Herznerven gemißhandelt, es schenkt mir alles, über und um mein Herz, aber das Innerste zerschneidet es." — Das Letzte eine Redensart; er ist in Berlin, wird von allen Damen bis zur Königin hinauf auf Händen getragen und schwimmt in Glückseligkeit.

Hören wir nun die andere Seite.

Jean Paul an Herder, 16. Mai. „Ehe Ihr Brief kam, war der meinige an Karoline schon halb geschrieben, und zwar mit jener Stille und Helle, die Sie begehrten. Die Wirkung von meinem muß — vielleicht gegen Ihre Erwartung — die vollendete Auflösung meines Bundes mit Karoline sein. Sie haben durch eine Wendung des Verhängnisses ebenso für mich gearbeitet als für Karoline." „In Ilmenau widerfuhr mir in wenig Tagen mehr schmerzliches Unrecht als in vielen Jahren überall. Aber Ihre edle Seele konnte nie eine Minute lang von der meinigen verkannt oder mißverstanden werden. Sie könnten mir leichter mein ganzes Glück und Ihre Freundschaft nehmen, als nur das Geringste von meinem liebenden Glauben und meiner Verehrung für Sie." „Jetzt treib' ich mich wieder mit ausgeleertem dürftigen Herzen in das weite Weltmeer hinein und ruhe nur auf den Wogen."

Frau Herder an Knebel, 22. Mai. „Warum Ihre Apologie für Richter gegen uns? Seit Jahr und Tag, seit der Abwesenheit der Frau v. Kalb lebt Richter nur mit uns hier . . . Er hatte sich nach und nach von jenen ihn verachtenden und verhöhnenden Menschen losgemacht, fühlte sich ganz mit uns, konnte nicht mehr ohne uns leben und wir nicht ohne ihn . . . In Ilmenau wendete sich das Blatt eines andern Verhältnisses. Was mein Mann und ich den ersten Abend tief fühlten und ahnten, war bei Richter und Karoline schon vorbereitet. Sie hatten sich schon gegenseitig Opfer gebracht und sahen sich jetzt mit hellen Augen, und der Mutter Wille und Auftrag brachte das Verhältniß noch mehr ins Klare. Wer, der nur zwei Begriffe verbinden kann, wird nicht bei genauer Kenntniß dieser beiden Personen sogleich sehn, daß sie nicht füreinander zur Ehe passen, so vortrefflich

beide in ihrer Art sind! Geschmack und Lebensweise stehn in den entgegengesetzten Enden. Das verdiente weder sie noch er, daß sie sich täuschend einander unglücklich machten. Und wenn mein Mann nun in diesem entscheidenden Augenblick im Auftrag der Mutter ihnen beiden sagte: steht einen Augenblick still und befragt eure Herzen um die Wahrheit eures Verhältnisses! — hätte er dadurch dem Richter unrecht gethan? Und dann war ohne unser Wissen die ganze Scene schon vorbereitet. Nachdem wir von Ilmenau zurück waren, kam Richter den fünften Tag zum ersten Mal zu uns, und sah so verklärt und höchst zufrieden aus, wie wir ihn seit langer Zeit nicht gesehn. Es fiel allen seinen Bekannten auf. Dies löst den Knoten von selbst, über den wir so bekümmert waren: die beiden und ihr Schicksal hatten ihn schon gelöst, ehe wirs wußten."

Herder schreibt, 4. August, an Karoline*) (indem er von ihr den Scheidungsbrief für Jean Paul empfängt): „Und nun? trauern Sie noch? Mich dünkt, wenn Sie die ganze Reihe der Scenen überdenken, wie sich das Verhältniß entspann, wie es fortgeführt ward, wie es auseinanderging, o so müssen Sie sich freuen und Gott danken! — Ich will nichts über oder gegen Richter sagen, denn ich bin nicht sein Richter. Ich war nicht bei dem Anfang des Bündnisses, weiß auch davon so gut wie nichts; daß ich ihn aber nach dem ersten Aufrollen so alltäglich ruhig, so der Sache vergessen sah, indeß Sie litten und stritten, beunruhigte mich schon. Daß ihm jeder Gedanke, an Etablissement und Realität zu denken, so lästig, so widrig war, schien mir noch unwillkommner. Dies war auch die Ursache, warum ich, ehe ich Sie beide zusammen sah, nach der ersten Aeußerung kein Wort schreiben

*) Diesen Brief, für Jean Pauls poetischen Charakter so höchst bezeichnend, entlehnen wir, wie die übrige Correspondenz mit Herder, aus dem Werk: „Aus Herders Nachlaß. Herausgegeben von H. Düntzer und F. G. v. Herder, 3 Bde., Frankfurt a. M., Sauerländer; 1856—7," auf das wir noch einige Mal zurückkommen werden; es ist für das Studium der geheimen Lebensbeziehungen jener Zeit eine der wichtigsten Quellen. Der 1. Bd. enthält die Correspondenz mit Goethe, Schiller, Klopstock, Lenz, Jean Paul und Claudius (letztere haben wir bereits benutzt). Eine komische Aeußerung Klopstocks führen wir an, als Herders Metakritik erschienen war, 14. Juli 1799: „Sie haben es der Mühe werth gehalten, über Kant zu schreiben." „Soll ich sagen Krieg gegen Hirngespinnste oder Hirngespenste? Warens Gespinnste, so fegten Sie Spinnwebe weg. Warens Gespenste, nun so hatten Sie es nun mit etwas andern Geistersehern zu thun, als die waren, die noch vor kurzem an wirkliche Erscheinungen Glauben forderten." „Ich habe nur scharmützelt. Ein einziges Aristophanisches Wort und noch ein paar Wörtelein, bei denen ich mich anstellte, als ob ich nur Grammatisches untersuchte, schienen mir zureichend zu sein." — Im 2. Bde. stehen die Briefe von Lavater, Mendelssohn, Jacobi, Zimmermann, Forster und dem jungen Herder. Am bedeutendsten für den Gegensatz der philosophischen Ueberzeugungen, und ein schlagender Beweis für Herders Spinozismus sind die Briefe mit Jacobi; Herder stand in jenen Streitfragen entschieden auf Goethes Seite. — Der 3. Bd. enthält die Correspondenz zwischen Herder und seiner spätern Frau: der Contrast dieser Periode gegen die spätere Zeit, in welchem Rahel den Mittelpunkt der schönen Seelen bildete, ist so auffallend, daß wir noch einmal darauf zurückkommen.

konnte. Endlich in Ilmenau — vom ersten Augenblick bis zum letzten, und nachher alles, alles, wovon ich kein Detail machen mag, was Ihnen Ihre Seele ohne Zweifel in einem Bilde darstellt, sagte Ihnen dies alles nicht: Danke! Danke! Es muß und wird es Ihnen sagen. — Richters Leichtigkeit und Fröhlichkeit bei allem diesen, als ob nichts geschehen wäre, die kein Merkmal eines, wie man sagt, bösen Herzens, sondern die Folge seines ganzen eigenthümlichen, unableglichen Charakters, seiner gewohnten, ihm unentbehrlichen Denkweise, seiner dichterischen und undichterischen Existenz ist, bringen mir nochmals auch von Ihrer Seite das Wort in die Feder, das ich Ihnen in der letzten Stunde zu Ilmenau auf ein Blättchen schreiben wollte: Froh und frei! froh und frei! . . . Liebe heißt, sich in der Situation, in der Existenz, im Gefühl, im Herzen eines andern fühlen, sich darin nicht nur ohne Zwang, sondern mit Lust, in einer frohern, innigern Existenz gleichsam unwillkürlich fühlen, im andern leben. Ob das Richter gethan? ob er gezeigt habe, daß er dies auch bei den kleinsten Aufopferungen, ja auch nur bei nöthigen Convenienzen und Arrangements, die ihn von seinem Pult, ihm ungelegen, hinwegrücken, fähig sei, mag Ihnen die laute Erfahrung und Ihr Herz sagen. Lassen Sie ihn sein Dichterleben fortleben; thätige Liebe, reelles Für-, Mit-, Ineinanderleben ist etwas anders als Spiel der Imagination am Pult oder süßer Witz in Gesellschaft. Sei er (wie neulich jemand sagte) „aller Frauen Mann, wozu ihn die Muse berufen habe;" sei er es glücklich! . . . Wie so manches, manches, manches andere könnte ich, wenigstens als Zweifel und Bedenklichkeit anführen, das Ihre starke, Ihrem Entschluß treue Seele übersah! . . . Das beste Mittel gegen wiederkehrende Melancholien ist, daß Sie solche rein abschneiden. Auch in sanfter Trauer ihnen nachhängen, ist Seelenqual. Sie haben die Wunde bis zum letzten Tropfen ausbluten lassen; jetzt schließe sie sich auf immer. Sie gehören jetzt nicht Richter, weder ganz noch halb, sondern sich selbst, Ihrer braven Mutter und Familie. Nützliche Thätigkeit schneide alle sanfttäuschende Imagination ab, denn was diese für Früchte bringe, haben Sie an sich in einem fremden Beispiel erlebt. Sie macht uns die wirkliche Welt, oft die nächsten Pflichten und Beziehungen fremd. Ein Feenland ist sie, eine Transcendentalwelt, so gut als die der Fichtianer . . . Sie werden von dieser Prüfung, und für sie, einen Lohn, einen Genuß haben, von dem Sie jetzt noch nichts ahnen . . . Ueber Ihre Heirath mit Richter verwunderte sich jeder, der Sie kannte, oder auch nur im Bilde sah; über den Rückgang verwundert sich niemand."

Der Brief war gewiß gut gemeint, und Herder indignirte sich nicht wenig, als er unmittelbar darauf einen lauten Schmerzensschrei erhielt. „Wenn Sie sich, schreibt Karoline, Edler, Fühlender, die höchste menschliche Liebe

denken . . . nahe dem Ziel errungener Vollendung . . . und ihren Einfluß überschauen, so wird es Ihnen natürlicher scheinen, daß er den Menschen zerschmettern mußte, der treu bis zur letzten Minute am hohen schwankenden Bau arbeitete. Ich bin der Mensch!"

„Wir haben uns auch ein Bischen getäuscht in der Karoline," schreibt 12. Aug. Frau Herder an Knebel; „ihren Stolz zu nähren, möchte sie lieber das Band knüpfen und Richter und sich unglücklich machen. Es ist nichts Fürchterlicheres als der Eigensinn der Weiber!" — Herder ließ sich seinen Brief wiederschicken und stellte der armen Karoline ihr Wachsbild zur Verfügung. „Karoline," schreibt unmittelbar darauf Jean Paul an Frau Herder, „von der ich mich zwar für die Welt geschieden, deren edle Seele aber mit mir in der alten innern Verbindung der Briefe zusammenleben will, sagt und erlaubt mir, ihr Wachsbild von Ihnen zu erbitten und es ewig zu behalten." „Da ich einmal im Trauerzimmer bin, so will ich Ihnen auch gar den Schmerz bekennen, der mir Weimar so verödet. O womit hab ich es verdient, daß Ihr Herder sein großes Herz von mir abwenden will? Ich bin unschuldig; aber meines wird ewig, ewig an ihm hängen."*)

Otto schreibt 18. Aug.: „Nehme ich dich, wie du dich genommen, und wie du dich in die Rolle des Schicksals neben Karoline gestellt hast, so ist es ein Gedanke, den dir Gott eingegeben hat, daß du frei bleiben und eben deswegen allein leben und die Ansprüche des Geschlechts in jeder Rücksicht unter dir unbefriedigt vorübergehen lassen mußt. Bleibe frei mit dem Vorsatz es nicht zu bleiben, und jenes wird dir immer leichter werden, je schwerer es dir werden wird, dich auf länger als einige Wochen oder Monate zu befriedigen." „Daß ihr nicht glücklich miteinander gewesen wäret, ist wahr; aber daß die gute unglückliche Karoline es allein trägt, daß sie, die durch einen ihrer werthen Mann ihres Standes hätte beglückt werden können, allein bleiben wird, das ist beinahe zu schmerzlich für mich." „Ich sagte es dir und dachte es vor mehrern Jahren, daß die Ehe nichts für dich ist, jetzt zeigt es sich immer mehr; es gehört nichts für dich als ein ewiges junggesselliges Jünglingsleben, das das Ziel der Ehe vor sich hat und, immer unerreicht, es doch nicht aufgibt, sondern behält."

„Es gibt," antwortet Jean Paul 25. Aug., „einen tugendhaften Egoismus (z. B. Karoline), und so einen Stolz, wogegen sich alle meine Fibern giftig rüsten und wehren. Einen andern Egoismus und Eitelkeit ertrag ich viel lieber." „Es ist freilich komisch, daß meine Treppe zur Ehe, nach dir, un-

*) „Herders Parteilichkeit gegen mich, schreibt er 21. Aug. an Otto, in diesem Fall ist sehr groß und natürlich. Mein öffentliches Lobpreisen des durchaus gemißhandelten Jacobi . . . verdeckt ihm seinen wärmsten Freund, den er und sie für zu stolz und nun bald kleiner Maculaturangriffe würdig halten werden."

endlich lang sein soll. Ich sorg' indeß, in Berlin spring' ich hinein; aber es muß blos ein sanftes Mädchen dahin führen, das mir etwas kochen kann, und das mit mir lacht und weint. Mehr begehr' ich gar nicht. Das Schicksal wird mich doch nicht in Goethes Pferdefußstapfen jagen wollen; oft überleg' ichs freilich, aber es ist nicht daran zu denken, sogar in einer solchen Unehe sänn' ich wieder auf Ehe. Ich muß und werde ein Mädchen heirathen, dessen ganze Sippschaft ein Freudenfest feiert, daß ich mich herabgelassen. Und doch speculir' ich seit einiger Zeit fast mit auf Eingebrachtes; eine bemittelte Gräfin, oder so etwas, denk' ich oft, kann sich in dich verschießen, und dann hieltest du dir ein Reitpferd — wenigstens den Reitknecht — und überhaupt das Fett wächst fort, das sich jetzt ansetzt."

Die schöne Gräfin (Schlaberndorf)*) ist schon gefunden: (31. Aug.) „Wir sind jetzt bei dem Händeanfassen mit eingemischtem leichten Drücken. Ich halte mich passiv, und dabei kann keine Partei leicht riskiren." Er kannte sie schon in Gotha. „Die schöne, lange Gestalt, die gerade Nase und der feine, zu besonnene, gespannte Mund, aus dem aber, zumal in der Liebeminutenzeit, eine so ins Herz einsickernde Stimme bricht, daß ich sie in Gotha bat, nur es zu sagen, wo ich ihr nicht glauben dürfte, weil ich fast, der Stimme wegen, nie wüßte, woran ich wäre. Das alles neigte sich an meine Lippen." Er bringt sie von Weimar nach Gotha (15. Sept.): „Wir kamen Abends mit holder, leichter Liebe an. Im dämmernden Mondabend vor dem Essen saß ich auf ihrem Canapee, meine Lichter hereingetragen. Die kleine A. lag an dem Mutterarm, und machte stumm (wie diese mir französisch sagte) vor Liebe zu ihr die Hand mit Thränen naß; ich lag am andern und wir kümmerten uns wenig um die ab- und zuschreitende Dienerschaft. Ich könnte die Schilderei noch romantischer färben, hätt' ich so viel Leinwand als Farbentusche. Der ganze nächste Abschiedmorgen — ich führte sie im herzoglichen Garten herum (Sie haben sich eine schöne Frau zugelegt, sagte der uns begegnende Herzog) war unaussprechlich zart und süß. Diese himmlische Stimme, und diese Festigkeit und der ganze Reiz der hohen vollen Gestalt, und diese Leichtigkeit des Lebens und Liebens legen Franciscanerstricke um mein empirisches Ich. Die Hauptsache ist, daß man bei ihr gegen gar niemand sündigen kann."**) Nebenbei bemerkt er, daß er Frauen „nach der Apostelzahl" bekommt; „in jeder Stadt; so in Gotha, so überall."

In Berlin, wohin er nun im Oct. 1800 geht, reicht die „Apostelzahl"

*) Galerie aus Rahels Umgang I. S. 205. ff. Daß es dieselbe sein muß, sieht man aus einem Brief Jean Pauls an Herder.

**) „Zu diesem Satz," bemerkt Otto, „muß ich doch die Ausnahme setzen, welche die kleine an der entgegengesetzten Seite von dir liegende und liebend-weinende A. machen könnte. Aufrichtig gesagt, das Kind irrte mich."

nicht aus; das ganze Alphabet dreimal durch: sie werden alle aufgezählt. „Ich werde auf den Händen getragen, die sonst andere küssen." „Die Gräfin ist schon da (29. Oct.), sie knüpft sich mit schönem Herzen an mich." „Sie hat sogar Logik bei Kiesewetter gehört, und hat einen durchaus philosophischen Geist."

An Jacobi, 19. Nov. „Müde wich ich aus Weimar; hier ward ich durch Weiber erquickt, durch männliche Trivialität ermattet, so daß ich mich fast aus den hiesigen kleinstädtischen Gelehrten wieder zurücksehne nach echter genialischer Spitzbüberei in Jena und Weimar." „Apropos! ich habe mich verlobt mit der Tochter des Geh. Obertribunalraths Mayer." (Wieder eine Karoline.) „Sie hat das, was ich bisher auf so vielen Irrwegen aufsuchte, und unterscheidet sich dadurch scharf von der vorigen." Sie ist auch durch Kiesewetter in der Philosophie unterrichtet. — An Otto, 10. Dec.: „Erstlich hat sie alles Gute von den Cidevants-Karolinen, und zweitens nicht das Schlimme, und drittens Gesundheit ohne Gleichen, Schönheit, Aufopferung, Bescheidenheit u. s. w. Die flammendste Liebe für mich brennt ihr auch nicht eine Seite zu irgend einem menschlichen andern Ton des Mitleids ab. Sie hat die wärmsten Freundinnen unter Weibern und Mädchen, jeder des höchsten Standes . . . Als meine Braut wurde sie auf die Feuerprobe manches Auges gesetzt, über dessen heiße Pflugschar sie unbeschädigt wegging . . . Daß ich mich blos sonst geirrt habe und blos jetzt nicht, und daß ich nie Schuld war, seh' ich jetzt, weil ich seit unserer fast vierteljährigen Gegenwart nie mit ihr eine neblige, oder gar gewitterhafte Stunde gehabt, ohne die sonst keine erotische Woche verging . . . Ich putze sie sogar, weil sie kalt gegen Anzug ist, und ihn jetzt meinetwegen anthut, wie ihr herrliches neues blaues Kleid beweist, zu welchem ich noch ein weißes atlassenes à vier Louisdor gethan habe, sammt dem Hut für ein Louisdor . . . Der Vater verehrt, die Tochter vergöttert mich." „Die gute Gräfin hat den treuesten, wärmsten, kindlichen Charakter. Sie kann opfern — sogar ihren Willen — wie keine. Sie liebte mich immer heftiger und wollte — mich heirathen; welches ich erst von ihr erfuhr, als sie über die Nachricht meiner Verlobung krank wurde." Er verlobt in aller Eile einen andern mit ihr. „Mein Leben mit der vorigen Karoline (2. Jan. 1801, an Jacobi) wurde mehr auf dem Schauplatz des — Briefpapiers gespielt; wurde nun ein hölzerner vorgeschoben, so trat der Antagonismus unsrer Naturen in jeder Minute grell auf." — (30. März) „Karoline und die Krüdener sind Seelenfreundinnen; jede vergöttert die andere." „Ich will frei und cynisch leben, und meine gute Karoline ist überall so philosophisch wie ich nur will." „Meine Gräfin wird in Meiningen für mich einrichten. An meinem Geburtstag brachte sie mir mit Karoline Rosen, Hiacynthen und Maiblumen." „Karoline ist eine Heilige." — 21. Juli, an Jacobi, nach der Hoch-

zeit, aus Meiningen (das Verhältniß mit Herder war durch Karoline völlig wieder hergestellt*): „Meine Karoline ist nichts als die pure, lautere, gar mit keinem Ich behaftete Liebe, trotz ihrer philosophischen Bildung durch Kiesewetter.“ — An Frau Herder, 18. März 1802: „Ich war in Hildburghausen, sah die blühende Feuchtersleben, sprach sehr mit ihr und sagte still: Gott sei Dank!“ — 22. April: „Eben kommt Frau v. Kalb. Ihre Erscheinung kommt wie ein Frühling in den meiningischen Winter. Ihre Einsamkeit hat ihrer Kraft eine bescheidene Stille gegeben. Auch meine Frau ehrt sie hoch.“ — Von Karoline v. Feuchtersleben hören wir nichts weiter; Jean Paul erlebte nach sehr glücklicher Ehe noch die silberne Hochzeit.

Prellers römische Mythologie.

Berlin, Weidmann.

Bekanntlich sind wir, besonders nach dem Vorgange unserer großen Dichter, gewohnt, die griechischen und römischen Götternamen ohne Unterschied zu gebrauchen. Goethes Iphigenie ist eine Priesterin Dianens, nicht der Artemis, Tantalos wird zu Jovis, nicht zu Zeus Tische geladen, zu Prometheus reden Minerva und Mercur, nicht Athene und Hermes. In den Göttern Griechenlands ist diese Mischung der Gottheiten aus zwei verschiedenen Religionen auf die Spitze getrieben: im Ganzen herrschen hier Vorstellungen aus dem griechischen Glauben und der griechischen Sage vor, aber sie sind durchaus mit römischen und italienischen verwebt. Neben den griechischen Dryaden, Oreaden und Najaden erscheinen die italienischen Camenen, der Todesgott ist ein römischer Genius und die Liebesgöttin heißt abwechselnd Venus Amathusia und Cythere. Es fällt uns nicht ein, gegen die Fortdauer dieses Gebrauchs etwas sagen zu wollen, da jetzt wol jedermann weiß, was er sich bei den Namen zu denken hat: aber er hat doch lange Zeit dazu beigetragen, die Begriffe des größern Publicums von römischer und griechischer Mythologie zu verwirren und namentlich die Vorstellung zu verbreiten, daß die Götter

*) An Otto, 28. Aug.: „Ich kam ohne Hoffnung der alten Liebe zu Herder, wegen meines Umgangs mit den Schlegelisten, und erhielt eine wärmere, am meisten durch meine Frau.“

beider Nationen genau einander entsprächen, Jupiter durchaus gleich Zeus, Here gleich Juno sei u. s. w. —

Eine selbstständige Behandlung der römischen Mythologie ist erst seit Niebuhr möglich geworden. Das erste Buch, das diese Aufgabe zu lösen unternahm — die Religion der Römer von Hartung, 1836, 2 Bände — ist ungenügend und hat außerhalb der eigentlich gelehrten Kreise wol so gut wie keinen Eingang gefunden. Seitdem hat sich die gelehrte Forschung zwar vielfach diesem Gebiet zugewendet, aber niemand hat es in seinem ganzen Umfang behandelt. Die neue römische Mythologie v. L. Preller, (ein Theil der rühmlich bekannten Weidmannschen Sammlung von Handbüchern über das classische Alterthum, welche bereits eine griechische Mythologie von demselben Verfasser enthält) kommt nicht nur einem Bedürfniß des größern Publicums, sondern auch der Fachgenossen entgegen. Wenige Gelehrte sind so befähigt, diesen ungeheuern und schwierigen Stoff zu bewältigen als der Verfasser, der, seit mehr als zwanzig Jahren vorzugsweise mit mythologischen Forschungen beschäftigt, mit einer auch die entlegensten Theile der Literatur umfassenden Gelehrsamkeit eine ungemeine Kenntniß der zahllosen hierher gehörigen Denkmäler vereinigt. In der That zeigt sein Buch gegen das seines Vorgängers gehalten einen gewaltigen Fortschritt, sowol was den Reichthum des Materials, als auch was dessen Belebung und Durchdringung betrifft.

Die Schwierigkeit, in das Wesen der römischen Mythologie einzudringen, rührt nicht von denselben Ursachen her, die die griechische Mythologie zu einem der dunkelsten und verworrensten Gebiete der Alterthumskunde machen. Hier ist es namentlich die Fülle von widersprechenden und einander aufhebenden Auffassungen und Deutungen, die aus den verschiedenen Entwickelungsperioden der griechischen Religion stammen, welche uns die Ergründung der Gottesbegriffe erschwert: dort ist es im Gegentheil der Mangel an Nachrichten aus den Zeiten, in denen die römische Religion noch lebendig war. Die uns erhaltene römische Literatur gehört fast ganz einer Zeit an, in der griechische Bildung bereits dem ganzen geistigen Leben der Römer ihren Stempel aufgedrückt hatte. Seit den Tarquiniern war die Aufnahme griechischer Cultuselemente in den römischen Gottesdienst in stetem Fortgang gewesen. Seit dem zweiten punischen Krieg bürgerte sich auch griechische Poesie und Literatur in den gebildeten Kreisen ein, den an den fremden Vorbildern geschulten Dichtern und Schriftstellern drängten sich mit andern griechischen Vorstellungen vor allem die lebensvollen individuellen und plastisch ausgebildeten Gestalten der griechischen Götter auf, neben denen die wesenlosen und unpersönlichen des vaterländischen Cultus sich nicht zu behaupten vermochten. Vielmehr wurden sie, wenn man diesen Ausdruck erlauben will, von den griechischen Göttern absorbirt: der römische Jupiter nahm allmälig Züge, Gestalt und Wesen des olympischen Zeus an,

Juno verwandelte sich in die leidenschaftliche, eifersüchtige und strenge Here — wie wir sie in der Aeneide finden — es blieb von den römischen Göttern wenig mehr als die Namen. Dieser merkwürdige Proceß hätte sich freilich, wenigstens in diesem Umfange nicht vollziehen können, ohne eine durchgehende Grundverwandtschaft der beiden Religionen, welche durch die gemeinsame Abstammung der beiden Nationen bedingt war; auch die Leichtigkeit, mit der die alten Völker in fremden Göttern die eignen wiederfanden, hat wesentlich dazu beigetragen. Die moderne Forschung hat die schwierige und nur zum Theil lösbare Aufgabe, die Urgestalt der römischen Religion, die durch die Verwandlung noch vielfach durchschimmert, so weit es möglich ist, wiederherzustellen. „Es ist ein alter Tempel von einem Ueberbau verhüllt worden, sodann sind beide eingestürzt, und wir haben nun die Trümmer des erstern Gebäudes unter dem Schutte des zweiten hervorzugraben."

Schon über das Wesen der griechischen Götter, über welche die Quellen so reichlich fließen, gehen bekanntlich die Ansichten der Mythologen weit auseinander, selbst derer, die von denselben Principien ausgehn. So ist Hermes nach Preller ursprünglich ein Regengott, nach Welcker ein Gott des „Umschwunges" oder des Kreislaufs; Ares ist nach Preller ein Gott des stürmischen Wetters, nach Welcker ein Sonnengott, nach Gerhard ein „Flut- und Glutgott". Aehnliche Differenzen sind bei den römischen Göttern um so eher zu erwarten, als ihre Bedeutung zum Theil schon in Varros Zeit ein Gegenstand der gelehrten Untersuchung war. Daß Janus der Sonnengott und Jana oder Diana die Mondgöttin ist, darüber und über einiges andere ist man zwar im Allgemeinen, einig: über Mars, der die entgegengesetzten Eigenschaften der Befruchtung und Zerstörung in sich vereinigt, nicht durchaus. Kann man schon über diese Hauptgötter nicht immer völlig ins Klare kommen, so ist dies bei den obscuren, wie Summanus, Vejovis u. s. w. noch weit weniger möglich. Doch wenn auch im Einzelnen hier noch so vieles räthselhaft oder doch hypothetisch bleiben muß, so treten die Grundverschiedenheiten der römischen Religion von der griechischen um so deutlicher und bestimmter hervor. Religion sollte man sagen, und nicht Mythologie; dieser Name paßt nicht einmal für den griechischen Götterglauben, geschweige denn für den römischen. Denn wenn die Sage von den Theogonien, den Liebesabenteuern, Feindschaften und Kämpfen der Götter im griechischen Glauben wenigstens eine große Rolle spielt, so fehlt sie dem römischen so gut wie ganz. Jener Hang zur Personification unsinnlicher Mächte, der nirgend so umfassend und wirksam auftritt wie bei den Griechen, ist den Italikern ganz fremd. Zu persönlicher, individueller Gestaltung ihrer Götter sind sie nie gekommen, und die Nachricht Varros, daß in Rom der Gottesdienst hundert und siebzig Jahr lang bildlos gewesen, ist an sich vollkommen wahrscheinlich. „In Rom," sagt Preller, „ist die allgemeine Vorstellung der

Gottheit immer weit flüſſiger geblieben; die göttliche Natur erſcheint weit mehr als ein geiſtiges Fluidum, welches durch alle Natur und alle Lebensformen die verſchiedenſten Geſtalten annehmen kann, ohne darin nothwendig und ein für allemal zu verharren. Man würde deshalb den Götterglauben der Römer richtiger Pandämonismus als Polytheismus nennen, und unwillkürlich wird man an jene Pelasger von Dodona erinnert, welche nach Herodot vor Homer und Heſiod weder Eigennamen noch Beinamen im Sinne Homers und Heſiods, d. h. keine nähere mythologiſche Umſchreibung und Beſtimmtheit ihrer Götter gekannt hätten."

„So zeigt ſich das Weſen der italiſchen Götter auch rückſichtlich ihres Verhaltens untereinander und zu den Menſchen durchaus nicht geneigt zu mythologiſcher Bewegung; vielmehr verharren ſie auch in dieſer Beziehung in einer würdigen und feierlichen, aber abſtracten Ruhe, wie ſie wol bei einem vielſeitig ausgebildeten Gottesdienſt mit ſeinen Opfern, Anrufungen und Gebeten beſtehen konnte, aber nicht mit der lebendigen Anſchauung eines geiſtreichen und phantaſievollen Volkes vereinbar war, welches die Götter nicht allein anbetete, ſondern dieſelben auch bei ſeinem Nachdenken und ſeinen Ueberlieferungen über die Anfänge der Dinge überall mit einmiſchte. Von einer Kosmogonie und Theogonie ſind nur ſehr ſchwache Anfänge bemerkbar; in den Erzählungen vom Urſprunge der Nation treten von italiſcher Seite nur die Culturgötter auf, Saturnus, Faunus, Pales u. a., welche die Sagen der Agricultur, der Viehzucht, der göttlichen Inſpiration bedeuten, einige gute Genien, einige alte Könige: alles Uebrige, namentlich die Helden mit beſtimmten Eigennamen ſind von den Griechen entlehnt. Unter ſich ſind die italiſchen Götter zwar durch das Geſchlecht verſchieden: eine Unterſcheidung, welche gleich bei der erſten Begriffsbildung der Naturreligion und den erſten Schöpfungen der Sprache ſo nothwendig und von ſelbſt mit einfließt, daß ſie allen auf dieſem Boden entſprungenen Götterſyſtemen angeboren iſt. Auch kamen dieſe Götter in den ältern römiſchen Gebeten als paarweiſe und ehelich verbunden vor — doch ſind dieſe Ehen in den meiſten Fällen kinderlos, und vollends fehlt es der italiſchen Mythologie gänzlich an dem Sinn für ein ſolches Princip, wie in den griechiſchen der allgemeine Liebesgott Eros wirkt, durch welches die Götter unter ſich und zu den Menſchen in eine lebendige Wechſelbeziehung des Geſchlechts geſetzt werden und dadurch die Quelle der genealogiſchen Dichtung eröffnet wird, welche in der griechiſchen Mythologie gleichfalls ſo außerordentlich reichlich ſtrömt. Vielmehr werden die italiſchen Götter insgemein als Väter und Mütter gedacht, im Sinne einer patriarchaliſchen und einfach gemüthlichen Vorſtellungsweiſe, von welcher ſich bei den Griechen und andern Völkern wol einzelne Spuren, nirgend aber ſo viele als in der Praxis des römiſchen Gottesdienſtes erhalten haben."

Ueber die Tendenz der römischen Religion, die göttliche Natur in ihren zahllosen und allgegenwärtigen Wirkungen und Aeußerungen zu erkennen, ohne sich von diesem Begriff unendlich vieler Kräfte und Eigenschaften zur plastischen Gestaltung individueller göttlicher Persönlichkeiten zu erheben — über diese Tendenz belehren uns besonders die Ueberreste alter Gebetsformeln, die Varro in seinem Werk über die Religionsalterthümer benutzt hatte, welches wir freilich nur aus Excerpten der Kirchenväter kennen. Hier wird eine große Anzahl von Gottheiten genannt, die den göttlichen Schutz und Beistand ausdrücken, der über jedem Moment des menschlichen Lebens von der Geburt, ja von der Empfängniß an waltet und von dem alles Gedeihen, Gelingen und Vollbringen abhängt. Die Kirchenväter haben sie nicht unpassend mit den Engeln des christlichen Glaubens verglichen — um so unpassender ist ihre Polemik gegen diesen „Götterpöbel", da sie den tief religiösen Sinn, aus dem diese Vorstellungen hervorgegangen sind, aus Mißverständniß oder Absicht ignoriren, und überdies so thun, als würden diese zahllosen helfenden und dienenden Mächte noch immer verehrt und angebetet, während sie zum größten Theil offenbar nur Götter des Cultus gewesen sind und ihre Namen damals meistens nur noch den Alterthumsforschern bekannt waren. Die Reihe der Mächte, die die Entwicklung des Neugebornen beschützen, beginnt mit dem Gott Vagitanus, der dem Kinde mit dem ersten Schrei den Mund öffnet, und der Göttin Levana, die es von der Erde aufhebt — durch die Handlung des Aufhebens erkannte der Vater das vor ihn hingelegte Neugeborne als das Seine an. Die Göttin Cunina schützt das Kind in der Wiege, Rumina ließ es an der Mutterbrust gedeihen, Nundina waltet über der Ceremonie des neunten Tages, an dem die Knaben den Namen erhielten. Potina und Educa (oder Eduſa) gewöhnen das Kind nach der Entwöhnung an Speise und Trank, Cube legt das Kind von der Wiege ins Bett, Ossipago läßt die Knochen fest werden und erstarken. Das erste Stehen und Sprechen der Kinder danke man dem Statanus oder Statilinus und Fabelinus. Abeona und Adeona bezog man sonst auf Aus- und Eingang, nach Prellers Vermuthung sind es die Beschützerinnen der ersten Laufversuche mit dem bekannten Ab- und Zulauf zwischen zwei Paaren schützender Arme.

Von den übrigen Götterreihen, die nicht nur die Entwicklung des Lebens durch alle ihre Stadien begleiteten, sondern auch bei allen menschlichen Thätigkeiten und Beschäftigungen angerufen wurden, kennen wir in einiger Vollständigkeit nur die Götter der Ehe und des Ackerbaues. Wenn der zu bestellende Acker im offnen Felde lag, beschützte ihn die dea Rufina (von rus), an Bergesabhängen Jugatinus, auf Hügeln Collatina, in Thälern Vallonia. Seja war die Göttin der ausgestreuten, Segetia der sprossenden Saat. Proserpina beschützte das Keimen, Nodotus ließ den Halm von einem Knoten zum andern

wachsen, Volutina bildete die deckenden Hülsen an den Aehren, Patelena öffnete sie und ließ die Aehren hervorwachsen, Flora waltete über dem Blühen des Getreides, Lacturcia behütete die jungen milchigen, Matura die reifenden Aehren. Runcina war die Göttin des Jätens, Messia des Erntens, Tutelina des Bergens, Terensis des Ausdreschens. Vor der Aussaat wurden in einem priesterlichen Gebiet außer Tellus und Ceres folgende Genien angerufen: Vervactor der Umbrecher des Bodens, Reparator der Schutzgeist der zweiten Umbrechung, Imporcitor der Pflüger, Insitor der Säer, Obarator der Ueberpflüger, Occator der Egger, Sarritor der Behacker, Subruncinator der Nachjäter, Messor der Ernter, Convector der Einfahrer, Conditor der Speicherer, Promitor der Ausgeber.

Mit dieser unaufhörlichen unmittelbaren Beziehung der Gottheit auf die Wirklichkeit und das Leben, ging das Streben Hand in Hand und war zum Theil in ihr begründet, sich der Hilfe der Götter für jeden einzelnen Fall durch genau bestimmte heilige Gebräuche zu versichern, die mit peinlicher Gewissenhaftigkeit beobachtet wurden und ein höchst umfassendes und complicirtes gottesdienstliches System bildeten. Um nur dies Eine hier anzuführen, so war der geringste Verstoß bei einer heiligen Handlung genügend, um sie ungiltig zu machen und ihre Wiederholung zu veranlassen: wenn z. B. bei einer Procession vor den Götterbildern eine augenblickliche Stockung in Tanz oder Musik eintrat, ein Pferd scheu wurde oder ein Knabe, der den Wagen führte, den Zügel mit der linken Hand ergriff oder fallen ließ. Es soll vorgekommen sein, daß um solcher Versehen willen dasselbe Opfer dreißigmal wiederholt wurde. Mit derselben Peinlichkeit wurden die für alle Gelegenheiten angeordneten Gebetsformeln festgehalten; wenn die Magistrate des römischen Volks die Götter in der herkömmlichen Weise anriefen, wurde ihnen das Gebet aus einem schriftlichen Text vorgelesen, neben dem Vorleser war eine zweite Person zur Controle angestellt, und eine dritte um jedes störende Wort zu verbieten, endlich blies ein Flötenbläser dazu, damit ja nichts Störendes gehört werde. „Also überall eine Neigung zum opus operatum und zum Formelwesen und Buchstabendienst, welcher in der That sehr an Mosaismus und Pharisäismus erinnert. Es ist nicht zu verkennen, daß ein solches Wesen, von den ältesten Zeiten her in den Schulen der Priester und der einzelnen Collegien überliefert, dem römischen Recht und dem strengen Formelwesen der Römer mit ihrem starren Festhalten am Herkömmlichen sehr zum Frommen gereichen mochte. Aber ebenso einleuchtend ist es, daß eine freiere Auffassung der Religion und des göttlichen Wesens dabei nicht aufkommen konnte, am wenigsten eine Mythologie und ein Cultus wie der griechische."

Wir müssen uns begnügen, hier einige allgemeine Gesichtspunkte anzudeuten, von denen der Verfasser bei seiner Betrachtung ausgehn mußte. Aber

ein besondrer Reiz seines Werks besteht grade in der ungemeinen Fülle von interessanten Einzelnheiten, mit denen er seine Darstellung belebt, und in denen auch für Mitforscher mannigfache gründliche und geistreiche Belehrung enthalten ist. So ist dies Buch ebenso sehr ein Gewinn für die Wissenschaft, als es geeignet ist, das Verständniß des römischen Alterthums auch in weitern Kreisen zu verbreiten. Ch.

Ausblicke auf den Kriegsschauplatz.

1.

25. Mai 1859.

Was wird er jetzt wol nachmachen? Diese Frage kam am 29. April, als die Oestreicher den Tessin überschritten und französische Truppen schon in Turin einrückten, in Genua versammelt waren, manchem auf die Lippen, der grade nicht allzuviel von dem Nachmachen in militärischen Dingen hält.

Er hat zwei Muster, 1796 und 1800. Stimmen die Muster? Lassen sie sich nachmachen oder nur nachmachen wollen?

1796 stand die französische „Armee von Italien" — dieser Name ist bereits copirt — in der Riviera; ihr gegenüber auf der Nordseite der ligurischen Apenninen auf dem linken Flügel die Oestreicher, auf dem rechten die damals mit diesen verbündeten Piemontesen. Am 27. März kommt der damals junge alte Napoleon in Nizza an; am 10. April — vierzehn Tage später — ergreift er die Offensive gegen den rechten Flügel der Oestreicher, während deren Oberbefehlshaber Beaulieu mit seinem linken Flügel seinerseits über die Bocchetta auf Veltri gleichfalls zum Angriff schreitet.

Bei Montenotte, Millesimo, Dego werden die Oestreicher geklopft, alles im Verlauf von vier Tagen; sie weichen an den Po zurück. Bonaparte wirft sich auf die Piemontesen, zwingt sie bis zum 28. April zum Waffenstillstand, nachdem er sie bei Mondovi geschlagen und wendet sich nun wieder ostwärts, um mit dem Hauptfeind, den Oestreichern, vollends ein Ende zu machen.

Beaulieu, der noch eine Zeit lang an ein Zusammenwirken mit den Piemontesen gedacht hat, geht auf die Nachricht von dem Waffenstillstand vollends an das nördliche Voufer zurück und macht Front gegen die Sesia. Er setzt sich in demselben Landstrich fest, welchen gegenwärtig die östreichische Haupt-

macht seit dem 29. April bewohnt; — möglicherweise, wenn dieses gedruckt ist, — bewohnt hat.

Bonaparte hat in seinen Waffenstillstand mit Piemont die Clausel aufnehmen lassen, daß ihm der Poübergang bei Valenza frei stehe. Die Oestreicher erwarten seinen Uebergang hier und wenden ihre Front südwärts dem Po zu von Candia bis Pavia; ihr Hauptquartier ist Lomello, das Hauptquartier Giulays nach dem Beginn der Operationen von 1859.

Bonaparte, der um diese Zeit zwischen Cherasco und Acqui steht, marschirt vom 30. April an rechts ab, erreicht am 7. Mai mit seiner Avantgarde Piacenza, bewerkstelligt hier seinen Uebergang über den Po.

Beaulieu, aufmerksam geworden auf die Rechtsbewegung der Franzosen, hat nach Piacenza detachirt, um sich dort die Flanke zu decken; er geht mit seinem Gros in Eilmärschen und ohne Schwertstreich durch das Mailändische zurück, und läßt bei Lodi nur einen Rückhalt unter Sebottendorf zurück. Von Piacenza vordringend erreicht Bonaparte Lodi am 10. Mai, schlägt Sebottendorf, gewinnt den Uebergang, folgt, nachdem er am 15. die Einzugskomödie in Mailand abgehandelt hat, den Oestreichern an den Mincio, gewinnt am 30. Mai bei Borghetto den Uebergang über diesen Fluß, veranlaßt Beaulieu nach Tirol, die Etsch hinauf, zu weichen und belagert dann das wichtige Mantua.

Vom Ende des Juli ab machen die Oestreicher mit ebenso großer Zähigkeit als geringem Geschick und Glück vier Versuche, die Minciofeste zu entsetzen. Der erste Versuch zwingt wenigstens Bonaparte, die Belagerung Mantuas zeitweise aufzuheben und sein Belagerungsgeschütz im Stich zu lassen. Er kann später Mantua nur blokiren. Bis zum 2. Februar 1797 hält ihn Mantua auf, acht volle Monate, Bonapartes größeste Zeit. Zu spät ruft Oestreich seinen Erzherzog Karl nach Italien hinein. Dieser vermag nichts mehr. Mit freiem Rücken dringt Bonaparte nach Mantuas Fall durch Tirol und das Friaul vor und am 7. April 1797 schon, nicht ein volles Jahr nach dem Beginn des Feldzugs, schließt er mit seinem in die Enge getriebenen Gegner einen Waffenstillstand, dem bald der Präliminarfriede von Leoben und am 17. October der Definitivfriede von Campoformio folgt.

Ein schönes Muster, der erste Feldzug, welchen jemals die Welt gesehen hat! Machen wir einige Vergleiche, die für viele unserer Leser irgend etwas Neues bringen werden.

Die Armee, mit welcher der Oheim im April 1796 aus der Riviera von Genua vorbrach, zählte 32,000 Mann und 54 Geschütze; er hatte fast die doppelte Macht gegen sich. Die kleine Armee war in vier Divisionen getheilt; die Namen der Divisionäre von damals sind: Laharpe, Massena, Augereau, Serrurier.

Die Armee, welche der Neffe am Oſt- und Südfuß der Alpen und an en Apenninen concentrirt hat, zählt 100,000 bis 120,000 Mann. Sie iſt icht in vier Diviſionen, aber in vier Armeecorps eingetheilt; die Namen er Corpschefs ſind: Baraguay d'Hilliers, Mac Mahon, Canrobert, Niel. — Serrurier führte die Belagerungen des Onkels; Niel iſt Geniegeneral, er war ie Seele der Belagerung von Sebaſtopol; er ſoll natürlich alle Belagerungen es Neffen führen. — Der Name des Chefs der zweiten Diviſion des Onkels ängt mit einem M. an; der Name des Befehlshabers des zweiten Corps des Neffen ebenſo. In gleicher Weiſe kann man la Harpe und Baraguay d'Hilliers zuſammenſtellen. Bei Augereau und Canrobert fehlt es. Irgend eine geheime Beziehung wird auch wol da ſein.

Napoleon der Dritte hat es nicht nöthig gehabt, ſich mühſam aus der Riiera über die Apenninen herauszuwinden; die Oeſtreicher haben 1859 von ornherein dieſelbe Stellung eingenommen, welche Beaulieu 1796 erſt nach en Treffen von Montenotte, Milleſimo und Dego wählte.

Napoleon der Dritte hat Piemont zum Verbündeten, er iſt ſogar Piemonts Befreier. Der Dampf und alle ihm verwandten Kräfte, alle ihm dienſtbar gemachten Mittel ſind die gehorſamen Diener des dermaligen Kaiſers der Franzoſen. Während er von Toulon aus vermöge ſeiner Dampfer zwei Armeecorps im Nu in Genua ausſchüttet, der alten Stadt, welche heute nur eine Provinzialſtadt und eine Feſtung Sardiniens iſt, während er nichts Anderes in der alten Dogenſtadt zu thun hat, als was er 1854 in Konſtantinopel that, einen Platzcommandanten einzuſetzen, welcher die Polizei nach pariſer Muſter organiſirt und die Straßen und Brücken und Paläſte nach franzöſiſchen Erinnerungen benennt, welcher requirirt und commandirt, wie es die Franzoſen nun einmal prächtiger und vernünftiger, weit rückſichtsloſer, als irgend eine andre Nation verſtehen, läßt Louis Napoleon zwei andre Armeecorps auf der Eiſenbahn durch das 1815 neutraliſirte, durch die Eiſenbahngeſellſchaften deneutraliſirte Savoyen an den Fuß des Mont Cenis befördern, und auf der ganzen Straße über den Schneepaß, auf welchem Hannibal mit Feinden, Wetter und Felſenſchluchten zu kämpfen hatte, auf welchem heute Poſtkutſchen fahren und unter welchem in wenigen Jahren Locomotiven hinwegbrauſen werden, ſtehn viertauſend Landsleute der Murmelthiere bereit und ſchaufeln und ſchaufeln, um den getreuen Bundesgenoſſen und Befreiern Italiens die Bahn ſo eben und breit als möglich zu machen, nach Suſa hinab und noch weiter hinab nach Turin, welches die Linie der Dora baltea deckt, an der die piemonteſiſchen Sappeurs alle Kunſtmittel entfalten, mit deren Erkenntniß die Schulknaben auf den Genieſchulen des civiliſirten Europas nach der Schwierigkeit geplagt werden, damit ſie wichtigere Dinge deſto leichter und gründlicher vergeſſen lernen.

Napoleon der Dritte könnte doch jedenfalls das seinem Onkel nachmachen, daß er in der Gegend von Piacenza den Po überschritte, ans linke Ufer des Flusses überginge, dadurch die Oestreicher veranlaßte, sich ohne Weiteres durch die Lombardei an Mincio und Etsch zurückzuziehen. Freilich sind heute die Oestreicher auch nicht mehr die Leute von 1796, sie haben außerdem das wohlbefestigte Piacenza 1859, welches 1796 nur eine offene Landstadt wie jede andere war, sie haben das befestigte Pavia; aber sollte man nicht wirklich meinen, daß den Kaiserlichköniglichen von 1859 noch manches von 1796 geblieben ist, wenn man jene Stellung in der Lomellina, jene Unthätigkeit vieler Wochen, für welche die Regengüsse als Sündenbock einstehen müssen, mit dem braven politischen Auftreten vergleicht, welches ihnen das Ultimatum und den Tessinübergang dictirte!

Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer kein guter Politiker ist, der ist auch kein guter General; wer nicht politische und militärische Operationen miteinander in Einklang zu bringen weiß, der ist gar kein Feldherr. Die „rein militärischen" Rücksichten sind ein vollständiger Aberglaube, der dümmste von allen existirenden, viel weniger gerechtfertigt als der Glaube an alte Zigeunerweiber und Kometen.

Mack ist 1805 in Land eingerückt, welches Oestreich nicht gehörte, stolz und kühn, und an der Iller so jämmerlich militärisch geschlagen, weil der Schritt vor allem ein politisch falscher war, oder weil das militärische Handeln wenigstens diesem politischen Handeln durchaus nicht entsprach; Rußland ist 1853 über den Pruth gegangen, ehe es Zeit war, und wiederum ist es ihm übel bekommen, weil es durchaus nicht gerüstet war, durchaus nicht die rücksichtslose Energie hatte, welche nöthig war, um diesen politischen Schritt auch militärisch und damit wieder politisch zu einem glorioſen zu machen.

Der Erfolg hat stets alles gerechtfertigt. Er rechtfertigt noch mehr als in einer andern, in unserer Zeit, in welcher sogar die Cadaver der Frauenzimmer crinolinisch Creditmobiliergeschäfte mit gleicher Wahrheit und gleichem Erfolge machen.

Aber was ist ein Mensch ohne Erfolg? Was ist zumal ein Staat ohne Erfolg, das heißt ohne augenblicklichen, schnellen, niederschmetternden, imponirenden? Wenn jemals ein Staat nach einem Erfolg trachten mußte, der imponirte, so war es Oestreich am 29. April. Und wo sehen wir etwas von diesem Trachten? Glücklicherweise hat es geregnet.

In der That, Napoleon der Dritte hat, wie einmal in Oestreich und in Deutschland die Dinge stehn, nicht so geringe Chancen, theilweise den Feldzug von 1796 und 97 nachzumachen, als es auf den ersten Blick scheint. Eine Hauptschlacht, welche vielleicht die Soldaten auf östreichischer Seite gewinnen, kann den Mann des 2. December freilich aus allen seinen Him-

meln werfen, aber Aussichten hat er leider Gottes seinen Gegnern gegenüber vollauf.

Machen wir einige Gedankenstriche, um über nur scheinbar mythische Hofkriegsräthe und Dynastenrepubliken böseſter Art hinwegzukommen — —

— —

und notiren wir noch einige Daten aus dem Feldzug von 1796 und 1797. Tage gelten jetzt viel und alle Jahrestage werden nicht so lustig gefeiert als mein Geburtstag. Doch wir wollen nur von heute ab zählen, die Treffen bei Montenotte, Millesimo, Dego, Mondovi sind doch schon unrettbar verloren.

Am 30. Mai 1796 forcirt Bonaparte die Minciolinie, am 30. Juli hebt er die Belagerung Mantuas auf; am 3. August schlägt er am Gardasee Quosdanowich bei Salo, Gavardo, Lonato, Desenzano; am 5. August Wurmser bei Castiglione; beim zweiten Versuch, Mantua zu entsetzen, wiederum Wurmser am 8. September bei Bassano; am 15. nach dem Gefecht an der Favorita ist vollends Wurmser gezwungen, sich nach Mantua hineinzuwerfen. Der dritte Entsatzversuch, von Alvintzy gemacht, wird bei Arcole am 15. 16. und 17. November vereitelt; der vierte bei Rivoli am 14. und 15. Januar 1797. Am 2. Februar 1797 capitulirt Wurmser in Mantua. Mitte März beginnt darauf Bonaparte seine Offensive, die ihn ins Innere Oestreichs führen soll, noch vor dem Ende des Monats wird Erzherzog Karl aus Italien zurückgedrängt und stehn die französischen Colonnen östlich der julischen Alpen; am 7. April wird der Waffenstillstand von Leoben geschlossen und am 17. October 1797 der Friede von Campoformio. R.

Alexis Graf von Tocqueville.

Ueber den am 16. April d. J. verstorbenen großen Schriftsteller gibt sein Freund Loménie in der Revue des deux mondes eine interessante Abhandlung, von der wir nur wünschten, daß sie noch ausführlicher und eingehender wäre. — Tocqueville ist an der Lungenschwindsucht gestorben, erst dreiundfunfzig Jahr alt; seine Gesundheit war immer sehr zart. — Seine Familie gehört zum alten Landadel der Normandie; das Stammgut ist noch das alte. Der Vater ist erst vor wenig Jahren gestorben; er war Pair und Minister unter der Restauration, ein genauer Freund Chateaubriands. — Alexis hatte die Rechte studirt und kurze Zeit vor der Julirevolution ein Amt erhalten, das er nach derselben behielt. Einige Zeit darauf erhielt er — auf sein Verlangen — den Auftrag, die Gefängnisse in den Vereinig-

ten Staaten zu ſtudiren; das Werk Du Système pénitentiaire aux États-Unis 1833 war die Frucht dieſer Reiſe. Viel wichtiger war die zweite Schrift: De la Démocratie en Amérique, deren erſte Bände 1835, die letzten 1840 erſchienen. Sie iſt ſehr ernſt geſchrieben, ohne allen Schmuck, gar nicht in der ſonſt üblichen franzöſiſchen Manier; dennoch hat ſie bereits elf Auflagen erlebt und iſt in alle europäiſchen Sprachen überſetzt. Die wahre Bedeutung des Buchs wird vollſtändig vielleicht erſt die Nachwelt würdigen. — Tocqueville geht mit tiefer Abneigung an die Darſtellung der Demokratie; aber er ſieht in ihr das Schickſal der Welt. Le livre entier a été écrit sous l'impression d'une sorte de terreur religieuse produite dans l'ame de l'auteur par la vue de cette révolution irrésistible qui marche depuis tant de siècles à travers tous les obstacles et qu'on voit encore aujourd'hui s'avancer au milieu des ruines qu'elle a faites. Gegen die Nothwendigkeit kämpft der Weiſe nicht an; im Gegentheil wird er ſich beſtreben, ihr das Poſitive abzugewinnen. Instruire la démocratie, ranimer s'il se peut ses croyances, purifier ses moeurs, régler ses mouvemens, substituer peu à peu la science des affaires à son inexpérience, la connaissance de ses vrais intérêts à ses aveugles instincts, adapter son gouvernement aux temps et aux lieux, le modifier suivant les circonstances et les hommes: tel est le premier des devoirs imposés de nos jours à ceux qui dirigent la société. Das weſentliche Mittel, den herrſchenden Trieb der Gleichheit zu veredeln, war nach Tocqueville, den fehlenden Sinn für Freiheit auszubilden. Die damalige Demokratie erhob über dieſe Inſinuation ein großes Geſchrei; die folgenden Ereigniſſe haben nur zu ſehr gezeigt, wie richtig Tocqueville geſehn. Allen Machthabern der Erde, allen Führern des Volks rief er damals zu, ſich zu erinnern: qu'une nation ne peut rester longtemps forte quand chaque homme y est individuellement faible! — 1839 zum Deputirten gewählt, fand er bereits am 18. Januar 1842 Gelegenheit, mit den herbſten Worten ſich darüber auszuſprechen, daß möglicherweiſe Frankreich in kurzer Zeit ſeine parlamentariſche Verfaſſung verlieren und despotiſch regiert werden könne. Die Weiſen ſchüttelten lächelnd über den geiſtvollen Sophiſten den Kopf. Am 27. Januar 1848, einen Monat vor dem Ausbruch, ſagte er in der Kammer: Est-ce que vous ne ressentez pas, Messieurs, par une sorte d'intuition instinctive, qui ne peut pas se discuter, s'analyser peut-être, mais qui est certaine, que le sol tremble de nouveau en Europe? Est-ce que vous n'apercevez pas un vent de révolution qui est dans l'air? Ce vent, on ne sait pas où il naît, d'où il vient, ni, croyez le bien, qui il enlève ... Est-ce que vous avez à l'heure où nous sommes la certitude d'un lendemain? est-ce que vous savez ce qui peut arriver d'ici à un an, à un mois, à un jour peut-être? Vous l'ignorez. Mais ce que vous savez, c'est que la tempête est à l'horizon, c'est qu'elle marche sur vous. Vous laisserez-vous prévenir par elle? Die Revolution kam wirklich; Tocqueville ſchloß ſich ſofort in der Conſtituante den Streitern für Ordnung und Organiſation an. Er gehörte zum erſten (conſtitutionellen) Miniſterium des neuen Präſidenten. Bereits den 29. Oct. 1849 kündigt er die Unvermeidlichkeit und das ſichere Gelingen des ſpätern Staatsſtreichs an; zugleich erklärt er, ſeine Sache von der der Verſammlung nicht trennen zu wollen. — Nach dem Staatsſtreich ins Privatleben zurückgekehrt, führte er in ſeiner Ge-

meinde individuell aus, was er von der Partei im Großen verlangt: er wirkte in Mitte der Gemeinde, für die Communalfreiheit, für die sittliche Ausbildung des Einzelnen. Die Gemeinde erkannte es an: „Wir lieben Hrn. v. Tocqueville sehr," sagte ein Bauer naiv, „aber er ist auch dankbar!" Am schönsten spricht er sein Gefühl in den Worten aus: Le sentiment qui me domine, quand je me trouve en présence d'une créature humaine, est celui de l'égalité originelle de l'espèce, et dès lors je me préoccupe moins de lui plaire ou de la servir que de ne pas offenser sa dignité! Das ist das Princip der vornehmen Demokratie, das einzige, dem wir die Zukunft anvertrauen mögen. — Ueber das Werk l'Ancien Régime et la Révolution 1856 haben wir uns ausführlich ausgesprochen; es ist vielleicht die größte historische Leistung unserer Tage. — Während er daran arbeitete, schrieb er in einem Brief: Je mène toujours la vie que vous savez, écrivain avant le déjeuner, paysan après. Je trouve que ces deux manières de vivre font quelque chose de complet qui m'attache malgré la monotonie. Je me suis remis sérieusement à mon livre, et je bâtis une magnifique étable à cochons. Laquelle de ces deux oeuvres durera plus que l'autre? Hélas! je n'en sais rien en vérité. Les murs que je donne à mes cochons sont bien solides. En attendant, la vie s'écoule avec une rapidité dont je commence à m'effrayer. — Leider ist es ihm nicht vergönnt gewesen, sein großes Werk fortzusetzen. — Er hinterläßt eine Frau, mit der er fünfundzwanzig glückliche Jahre verlebt; die Ehe war kinderlos. — Von seiner Bescheidenheit noch ein Zug. Als er 1857 England besuchte, stand sein Ruhm dort in seinem Zenith; er wurde gefeiert wie Nena Sahib oder die große Giraffe; zuletzt stellte ihm die Regierung zu seiner Rückreise eine eigne Fregatte zur Verfügung. — Sonst sind die Franzosen überglücklich, wenn einem ihrer Nation so etwas widerfährt; von diesem Umstand hat niemand etwas erfahren; selbst Loménie hörte es nur ganz zufällig. — Es ist eine wahre Wohlthat, wenn man einen Schriftsteller, den man bewundert, auch als Menschen mit voller Seele lieben und ehren darf.

About: la Question Romaine.

Bruxelles, Mucquardt.

Wir glauben kaum, daß die römische Frage d. h. der Conflict, der durch die Vereinigung eines weltlichen Fürsten und des Oberhauptes der katholischen Kirche in einer Person entsteht, jemals schärfer behandelt ist als in dem vorliegenden Buche; es wird dem Romanismus mehr Schaden thun als hundert gelehrte Abhandlungen, denn es deckt mit der Waffe des Spottes und der schneidendsten Ironie die furchtbaren Mißbräuche und Widersprüche auf, welche das moderne römische Staatswesen birgt, es ist wirklich, wie der Verfasser in der Vorrede ankündigt, un livre de bonne guerre — und um so bedeutsamer ist eine solche Kriegserklärung von einem

Katholiken und Franzoſen, der dieſe Briefe im Feuilleton des Moniteur zu veröffentlichen begann, bis der Papſt proteſtirte, und der jetzt den Prinzen Napoleon begleitet. Damit wollen wir nun freilich keineswegs behaupten, daß Herr About ein exemplariſcher Schriftſteller ſei. Er hat ſich vorher durch ein Buch bekannt gemacht: la Grèce contemporaine, wo er zum Dank für die freundliche Aufnahme, welche er in Athen gefunden, die griechiſchen Zuſtände in der boshafteſten Weiſe darſtellt; ähnlich macht er es mit Rom, wo er nach manchen Geſprächen, die er mittheilt, gleichfalls zuvorkommende Begegnung bei ſeinem Aufenthalt erfahren. Dabei macht er ſich nicht blos über evidente Mißbräuche luſtig, ſondern behandelt oft allgemein religiöſe Gegenſtände in einer flach blasphemiſchen Weiſe z. B. S. 210 vom Glauben ſprechend ſagt er on désigne sous le nom d'acte de foi l'opération d'un homme qui ferme les yeux pour mieux voir. C'est ainsi qu' on arrive au paradis, et le recensement de cette localité si nous pouvions le faire à distance, nous montrerait plus d'illetrés que de savants etc. About iſt ein vollkommener Voltairianer, es gibt für ihn nichts Heiliges, zumal wenn er einen Witz darüber machen kann, aber ſeine Satire gegen die Mißbräuche bleibt darum doch ſchneidend und von großer Wirkung. Die beiden ſchärfſten Capitel ſind wol das über den Cardinal Antonelli und über die Volkserziehung. Alle Bitterkeit, die er gegen den Romanismus im Herzen trägt, ſcheint er gegen den Cardinal geſammelt zu haben, er zeigt ihn, wie er in einem Banditenneſt der Apenninen geboren, dazwiſchen ſchwankt, ob er Wegelagerer (das herkömmliche Gewerbe ſeines Dorfes) werden ſoll oder ſeine Carriere als Prieſter machen. „Die Verfolgung der Räuber unter Leo dem Zwölften entſchied ihn für das Letztere.“ „Sein Beruf war der aller Einwohner von Sonnino, im Ueberfluß zu leben, ſich kein Vergnügen zu verſagen, überall zu Hauſe zu ſein und von niemand abhängig, die Leute zu beherrſchen und ihnen nöthigenfalls Furcht einzuflößen, vor allem aber die Geſetze ungeſtraft zu verletzen. Um ein ſo hohes Ziel zu erreichen, ohne ſein Leben zu gefährden, das ihm immer theuer war, trat er in das große Seminar von Rom.“ Er ſtieg zum Finanzminiſter, und ein ſolcher „ſo wenig er ſein Handwerk verſtehen mag, ſpart in ſechs Monaten mehr Geld zuſammen als alle Räuber von Sonnino in zwanzig Jahren.“ Vor 1848 war er liberal, im Exil von Gaeta bemächtigte er ſich ganz des Vertrauens des an ſich ſelbſt irre gewordenen Pius des Neunten. Nach der Rückkehr ward er allmächtig, man mag bei About die Einzelheiten über die Perſönlichkeit nachleſen, wie er die Diplomaten mit Ausflüchten hinhält, wie er ſich die beſten Genüſſe zu verſchaffen weiß, ſeine Familie mit Stellen verſorgt und ſich nur vor dem Tode fürchtet; ein halb Blödſinniger drohte ihm einmal mit einer Gabel und ward dafür hingerichtet. Der Cardinal zahlt ſeiner Witwe eine Penſion. Eine treffende Parallele mit Mazarin ſchließt das Capitel. „Die Todesfurcht, die Liebe zum Gelde, der Nepotismus, die Menſchenverachtung und Gleichgiltigkeit gegen das Wohl der Völker haben Antonelli mit Mazarin vergleichen laſſen. Beide ſind ziemlich in demſelben Gebirge geboren, der eine hat ſich des Herzens einer Frau, der andere des eines Greiſes zu bemächtigen gewußt. Beide haben ohne Skrupel regiert und den Haß ihrer Zeitgenoſſen verdient, beide haben das Franzöſiſche ſehr komiſch geſprochen, ohne ſich eine Feinheit der Sprache entgehen zu laſſen. Aber Mazarin hat Europa den pyrenäiſchen und weſtphäliſchen Frieden dictirt, er hat durch die Diplomatie die Größe Ludwigs des

Vierzehnten begründet und die Geschäfte der französischen Monarchie gemacht, wenn er auch seinen Vortheil dabei nicht außer Augen gelassen. Antonelli hat sein Vermögen erworben zu Schaden der Nation, des Papstes und der Kirche." — Aber About beschränkt sich nicht auf Persönlichkeiten, er gibt in seinem Buche wie auch in dem frühern über Griechenland sehr ernsthafte Studien über die Zustände des Landes und der Gesellschaft. Er geht dabei von dem einzig richtigen Gesichtspunkt aus, daß alle Mißstände im Kirchenstaat nur die logische Consequenz des Princips der geistlichen Monarchie sind, daß alle diplomatischen Remonstrationen unnütz sind, so lange man nicht zur Quelle des Uebels aufsteigt, die weltliche Macht des Papstes. Derselbe Mann, der in geistlichen Dingen unfehlbar ist, kann sich in seinen weltlichen Angelegenheiten nicht controliren lassen, der Kirchenstaat kann nur despotisch regiert werden. Das Haupt des Klerus kann sein Patrimonium nicht von Laien verwalten lassen, die Einführung der Prälatur ist eine Illusion. Die Priester haben keine Kinder, sie denken also bei Verwaltung der weltlichen Angelegenheiten nicht an die Zukunft, es liegt ihnen nichts an der Verbesserung, da sie doch wahrscheinlich wenig davon genießen würden. Dabei zeigt unser Verfasser, was sich mit dem Lande und dem Volke machen ließe; der Boden ist vorzüglich und liefert alle Erzeugnisse für eine reiche Industrie, aber man düngt nicht einmal und belastet die mittlern und kleinen Eigenthümer mit unerschwinglichen Abgaben. Trotz dieser systematischen Mißregierung ist die Mittelclasse noch tüchtig geblieben und bietet das Material für einen politischen Neubau, der Adel hat seine Besitzungen und großen Reichthümer erhalten, aber ihm fehlt aller Beruf, da es eine politische Aristokratie im päpstlichen Staate nicht geben kann. Das Capitel über die Finanzen ist wesentlich auf die berühmt gewordne Arbeit des Marquis Pepoli aus Bologna gegründet und gibt ein trostloses Bild materieller Zerrüttung. 1858 schließt mit einem Deficit von 12 Mill., die Verzinsung der öffentlichen Schuld eines Staates von $3^1/_2$ Mill. Einw. erfordert 25 Mill., das Capital beläuft sich auf $359^1/_2$ Mill. Die Steuererhebungskosten, welche in England 8 Proc., in Frankreich 14 Proc., sind in den römischen Staaten 31 Proc., ein Hauptposten des Budgets ist die päpstliche Lotterie. „Sie gehört zur Volkserziehung, denn sie gewöhnt die Leute an Wunder zu glauben, indem sie die Bettler wie durch Zauber bereichert erscheinen läßt. Wer gewinnt, muß Gott für seine Freigebigkeit danken, wer verliert ist dafür bestraft, nach weltlichen Reichthümern getrachtet zu haben. Vortheil für alle und namentlich für die Regierung!" Dem entspricht es, wenn Prostitution und Bettelei in Blüte stehen, die Industrie null ist und der Handel von solcher Lebhaftigkeit, daß alle Wochen einmal die Börse geöffnet wird. — About schlägt zu Ende seines Buches die Säcularisation der Legationen und der Marken vor, wodurch der Papst wesentlich auf die Romagna beschränkt würde; daß derselbe hierzu einwillige, wird man nicht glauben, indeß hängt es von den Umständen ab, was man ihm dictiren kann. Es gibt einen Grad von Mißregierung, den in unserer Zeit kein Volk mehr erträgt und es scheint, daß diese Stufe von der päpstlichen Regierung erreicht, wenn nicht überschritten ist.

Von der preußischen Grenze.

Wie wir vorausgesehn, hat seit dem Schluß des preußischen Landtags das Geschrei der mittel- und süddeutschen Presse gegen Preußen sich nicht gemindert, sondern vermehrt. Indessen ist es ein Vortheil, daß jetzt der Controverspunkt anfängt deutlicher hervorzutreten. Mehr und mehr stellt sich heraus, daß in der Presse zwei alte Parteien sich bekämpfen, die man mit zwei Städtenamen als die Bamberger und die Gothaer zu bezeichnen pflegte, oder noch früher die Großdeutschen und die Kleindeutschen. Diesen sehr alten und historisch begründeten Gegensatz auf zufällige und kleinliche Motive zurückführen zu wollen, ist ein höchst abgeschmackter Taschenspielerkniff, dessen sich namentlich die baierschen Blätter bedienen.

Bis jetzt war dieser Gegensatz nicht so deutlich hervorgetreten. In der Agitation gegen Preußen fanden sich sehr verschiedenartige Elemente zusammen: der alte Franzosenhaß, der gerechte Zorn gegen einen Kaiser, der sein eignes Land knechtet und einem andern die Freiheit verspricht; das deutsche Nationalgefühl, der Eifer für die katholische Sache und noch vieles andere. Das Hauptmittel aber der ganzen Agitation war eine höchst wunderliche Vorstellung des deutschen Publicums von den Verpflichtungen Preußens.

Der echte deutsche Philister stellt sich nämlich Preußen als den Portier des heiligen römischen Reichs vor, der die Verpflichtung habe, die Straße zu kehren und alle überlästigen Gäste zu entfernen. Sobald irgendwo die Actien fallen, so hat man den entschiedenen Argwohn, daß Preußen durch seine Nachlässigkeit daran Schuld sei. Die Sache ist nicht um ein Haar breit übertrieben. Bei jeder einbrechenden Noth erinnert man sich daran, daß Preußen als Militärstaat die Aufgabe habe, Deutschland zu retten. Ist dann die Noth vorüber, so sucht man allen möglichen Tadel zusammen, über das Geschick und Ungeschick seines Benehmens u. s. w. So hat man jetzt die grenzenlose Unverschämtheit, sogar in Blättern, die auf einige Sachkenntniß Anspruch machen, den Mangel einer deutschen Flotte Preußen beizumessen. Die alte sogenannte deutsche Flotte war auf das Zustandekommen eines centralisirten Bundesstaats berechnet und zum großen Theil mit preußischem Gelde eingerichtet, da Oestreich, im Besitz einer eignen Flotte, die Betheiligung ablehnte. Sollte nun etwa der Bundestag ein deutsches Admiralitätscollegium zusammensetzen? Was aber die preußische Flotte betrifft, so vergesse man doch ja nicht, daß dasselbe Hannover, welches sich jetzt als Vorfechter der deutschen Einheit gerirt, der Erwerbung des Jahdebusens und namentlich der Communication desselben mit dem übrigen preußischen Gebiet die ernstesten Schwierigkeiten in den Weg gelegt hat; Schwierigkeiten, die noch heute nicht überwunden sind, aber hoffentlich jetzt ihrer Erledigung entgegensehn.

Bei diesen unbestimmten Vorstellungen des Publicums wendet man die gar nicht ungeschickte Taktik an, die preußische Politik der Jahre 1850—1858 als maßgebend für Preußen zu bezeichnen und fortwährend daran zu erinnern, daß Preußen

Schleswig-Holstein, Hessen-Kassel aufgeopfert und die deutschen Kleinstaaten, die es vorher zur Union angeregt, im Stich gelassen habe. Leider sind diese Vorwürfe sehr gerecht und die Kläglichkeit der damaligen preußischen Politik, die jetzt glücklicherweise beseitigt ist, hat nirgend eine schärfere Kritik erfahren als in der Partei, welcher wir angehören. Aber eine eigne Dreistigkeit ist es, wenn grade die Organe derjenigen Coalition, welche Preußen in jene Bahn trieb, solche Vorwürfe aussprechen. Man mag über die Schwäche der ollmützer Politik sehr geringschätzig denken, schlimmer war doch wol die Politik derer, welche jene Schwäche gegen Deutschland ausgebeutet haben. Ja es sind grade diejenigen Organe, die für das Ministerium Manteuffel-Westphalen schwärmten und die Veränderungen des vorigen Jahres mit großem Mißtrauen betrachteten, welche jetzt, um das neue Ministerium zu verdächtigen, das alte, ihm feindlich entgegengesetzte, von ihnen gepriesene als den fortwährenden Repräsentanten der Schwäche Preußens darstellen.

Dieses unbestimmte Hin- und Herreden hat jetzt wenigstens eine bestimmtere Richtung gewonnen. Von demjenigen Theil der Presse, welcher bisher der Agitation widerstand, wird jetzt die Nothwendigkeit hervorgehoben, bei dem Ausbruch eines Krieges gegen Frankreich Preußen an die Spitze der deutschen Streitkräfte zu stellen; einige heftige Aeußerungen des Grolles abgerechnet, die, wie wir glauben, sehr unvorsichtig fielen, hat die bisherige Agitation für die Frage noch keinen bestimmten Standpunkt gefunden. Daß er sich aber finden und ein feindlicher sein wird, läßt sich mit mathematischer Gewißheit berechnen.

Man vergesse dabei nicht, daß es sich hier nur zwischen Presse und Presse handelt. Wenn die Gegner aus den Forderungen desjenigen Theils der Presse, auf dessen Seite wir stehn, auf einen Entschluß der preußischen Regierung schließen, so sind sie besser unterrichtet als wir.

Wir können das Geständniß nicht zurückdrängen, daß die letzten Verhandlungen des preußischen Landtags auf uns keinen erhebenden Eindruck gemacht haben. Es scheint uns, als sei zu viel oder zu wenig gesagt worden; zu viel, wenn man zwischen den beiden kriegführenden Mächten wirklich vermitteln, zu wenig, wenn man sich an die Spitze der deutschen Bewegung stellen wollte. Freilich sind Thaten besser als Worte, und wenn die Verhandlungen in Wien, München und anderwärts zu einer realen Verständigung geführt haben, so wird es uns ziemlich gleichgiltig sein, ob die Redensarten, welche bei der Gelegenheit fielen, geschickt oder ungeschickt waren. Aber noch sehen wir nichts davon, und noch klingen uns immer die Worte des Herrn von Schleinitz ins Ohr, der die gute Absicht der süddeutschen Presse sehr warm anerkannte, es sehr beklagte, daß sie gegen Preußen so ungerecht sei, und sich mit seiner Unschuld tröstete. Unschuld ist im Privatleben eine sehr gute Sache, aber nicht grade diejenige Eigenschaft, durch welche eine Großmacht sich einer Bewegung bemeistert. Grade weil wir von der Ehrlichkeit der preußischen Politik fest überzeugt sind, halten wir ihre jetzige Zurückhaltung für übel angebracht. Laut und offen muß es verkündet, aller Welt ins Ohr gerufen werden, damit auch die Tauben es hören, was Deutschland jetzt vor allen Dingen Noth thut. Durch geheime diplomatische Unterhandlungen wird man es nie erreichen und die bloße negative Forderung, nicht gedrängt zu werden, ruft ganz natürlich diejenige Antwort hervor, die man jetzt vom Bundestage aus hört.

Wenn wir aber die Forderung des deutschen Volkes, daß Preußen sich über seine Absichten erkläre, sehr natürlich finden, so müssen wir auf der andern Seite daran erinnern, daß von den Absichten der andern Staaten ebenso wenig verlautet. Sie sind sehr kriegerisch gestimmt, sie sind entschieden für Oestreich, aber das ist doch noch nicht alles. Ob sie das Commando der Bundesarmee wirklich in die Hände des Bundestages legen, oder jeden Staat für sich fechten lassen wollen? darüber ist noch ebenso wenig bekannt, als über die Ansprüche Preußens.

Und dabei darf man noch nicht vergessen, daß den Mittelstaaten viel mehr daran gelegen sein muß, Preußen zum Kriege zu gewinnen als umgekehrt. Haben sie denn irgend etwas dazu gethan, Preußen auf freundlichem Wege für ihre Ansichten zu gewinnen? Was officiell darüber verlautet, deutet auf einen ganz andern Weg. Formal kann man es den Mittelstaaten freilich nicht verargen, wenn auch sie im Bundestage das Recht der Initiative in Anspruch nehmen; aber was soll denn geschehn, wenn Preußen, wie es bereits gedroht, sich der Bundesmajorität in diesem Fall nicht fügt? Will man Execution gegen Preußen verhängen? oder will man ohne Preußen gehn?

Möchten beide Theile recht bald erkennen, daß eine Einigung, eine schnelle Einigung Noth thut, wenn die Sache nicht unauflöslich verwickelt werden soll. Mit der Localisirung des Krieges ist es nichts. Auch wenn wir die aufschneiderischen Projecte Kossuths und anderer aus dem Spiel lassen, so wird der Kaiser Napoleon, wenn er siegreich ist, schwerlich die Neutralität derjenigen östreichischen Provinzen gelten lassen, die zum Bundesgebiet gehören, und selbst mit der Neutralität der andern deutschen Staaten scheint es zweifelhaft, seitdem östreichische Truppen in großer Zahl durch Sachsen und Baiern zum Kriegsschauplatz befördert werden. Jeder Tag, der verloren geht, bevor Deutschland sich einigt, kann verhängnißvoll werden; und hier kann nach unserer Ueberzeugung Preußen das Beste thun, indem es klar und bestimmt, energisch und offen mit seinen Ansprüchen hervortritt, indem es sich nicht blos an die Cabinete, sondern auch an die Nation wendet, die jetzt wieder eine Macht, ja die als Macht wiederum anerkannt ist. Steckt man doch in Baiern wieder die Tricolore auf! Dies könnte man nun freilich ruhen lassen, sie weckt keine angenehmen Erinnerungen, aber wenn das deutsche Volk sich überzeugt, daß Preußens Ansprüche gerecht, und zum Gedeihen der allgemeinen Sache nothwendig sind, so wird der Particularismus nirgend stark genug sein, diesem Strom zu widerstehn. Ihn aber jetzt anzuklagen, wo er sich noch mit völliger Unwissenheit entschuldigen kann, ist wenigstens voreilig. † †

Nachtrag. 30. Mai. — Es sind in diesen Tagen noch einige Thatsachen eingetreten, die eine Berücksichtigung erfordern.

Zunächst haben nicht blos die diplomatischen Agenten Preußens, Englands und der Türkei der neuen Regierung von Toscana ihre Anerkennung versagt, was sich von selbst verstand, sondern auch der Bevollmächtigte Rußlands hat sich diesem Act angeschlossen. Unter diesen Umständen wird wol die Frage erlaubt sein, auf welchen Nachrichten das so zuversichtlich angekündigte russisch-französische Bündniß denn eigentlich beruht? Daß in Oestreich alles Mögliche gethan wurde, um den Glauben an dieses Bündniß in Deutschland zu verbreiten, ist sehr begreiflich.

aber das deutsche Publicum muß angesichts dieser Thatsachen doch einigermaßen irre werden.

Der Kaiser von Oestreich ist gestern Vormittag wirklich zur italienischen Armee abgereist. Zwar verlautet, daß General Willisen seine Unterhandlungen mit dem Grafen Rechberg noch fortzusetzen gedenkt, auch spricht man von guten Rathschlägen des Fürsten Metternich über die Ertheilung einer Verfassung u. dgl.; die Annahme ist aber wol nicht gewagt, daß, was in der Anwesenheit des Kaisers nicht geschehn ist, nach der Abreise desselben schwerlich seine Erledigung finden wird. Wir fürchten also mit Grund, die zum energischen Auftreten Deutschlands erforderliche Verständigung zwischen Oestreich und Preußen sei noch nicht erfolgt. Die Sprache ferner, die in Frankfurt geführt wird, verräth augenscheinlich, daß auch an der Verständigung mit den Regierungen der Mittelstaaten noch sehr viel fehlt, und wenn wir auf die bamberger Organe einiges Gewicht legen dürfen, so hofft man wol gar, Preußen durch Einschüchterung in einen Krieg zu treiben, von dem, weil es ihn nicht in der Hand behält, es keinen Nutzen und kein Ziel absieht.

Es wäre doch ein sehr verhängnißvoller Irrthum, wenn man glaubte, es noch mit dem Preußen von 1850 zu thun zu haben, und es ist jetzt die dringendste Aufgabe der preußischen Regierung, diesen Irrthum so entschieden als möglich aufzuklären. Mit der Fortsetzung der diplomatischen Verhandlungen allein wird es nicht gethan sein, Preußen muß dem gesammten deutschen Volk seine Auffassung der gegenwärtigen Situation vorlegen, es muß die Gründe auseinandersetzen, die es veranlassen, im gemeinsamen Interesse des deutschen Volkes und der deutschen Fürsten in Bezug auf die gemeinschaftliche Operation bestimmte Forderungen zu stellen, die erfüllt sein müssen, ehe es einen Schritt weiter thut. Es wäre wünschenswerth gewesen und dem politischen Gebrauch am angemessensten, wenn diese Eröffnung vor dem versammelten Landtag hätte geschehen können; doch gibt es noch immer Mittel und Wege, eine Sache, die vor die Oeffentlichkeit gehört, an die Oeffentlichkeit zu bringen. Das Gefühl des deutschen Volks ist vortrefflich, es kommt nur darauf an, dies Gefühl aufzuklären und ihm eine Richtung zu geben; durch fortgesetztes Schweigen wird Preußen die Meinung nicht bestimmen.

Je länger man zögert, je drohender wird die Verwickelung. Es ist zwar schwer, aus der Ferne sich vom Kriegsschauplatz eine klare Vorstellung zu machen, aber die Tage von Varese und Como scheinen doch zu verrathen, daß die Oestreicher einen Theil ihrer Gegner unterschätzen. Steht erst ganz Italien in Flammen, so wird es vielleicht selbst dem Kaiser Napoleon schwer sein, dem von ihm angeregten Sturm Halt zu gebieten.

Eins von jenen Blättern, die eine unbedingte Hingebung an Oestreich fordern (welches beiläufig seine Gegner mit Witzen aus der Barbierstube abfertigt) bespricht sehr naiv die Wahrscheinlichkeit eines Friedens zwischen Oestreich und Frankreich, falls wir Oestreich nicht die Heeresfolge leisten: eines Friedens, in welchem Oestreich Süddeutschland nimmt und dafür die preußische Rheinprovinz an Frankreich abtritt. („Deutsche Blätter, ein Sprechsaal fein gebildeter Vaterlandsfreunde"). Was nun die östreichische Occupation Süddeutschlands betrifft, so überlassen wir es unsern Freunden in Süddeutschland, sich die Sache weiter auszumalen, in Bezug auf die

Abtretung der Rheinprovinz aber werden wir doch auch noch ein Wort mitzureden haben. Man erinnert immer an die Zustände von 1805 und 1806, aber man vergißt dabei, daß jenes Preußen in feiger und ehrloser Nachgiebigkeit sich von dem siegreichen Despoten ein Land schenken ließ, das ihm nicht gehörte, daß es nicht ehrlich genug war, einen so schimpflichen Vertrag zu verschmähen, nicht ruchlos genug ihn in der Weise andrer damaliger deutschen Regierungen auszubeuten. Wir dagegen haben ein gutes Gewissen, wir haben die Hand nicht nach unserer Nächsten Gut ausgestreckt, wir sind bereit, unsere Bundespflichten weit über das festgesetzte Maß hinaus zu erfüllen, und im Verein mit den übrigen deutschen Staaten dem gemeinsamen Vaterland diejenige Stellung zu erkämpfen, die ihm gebührt, die es aber im Lauf der Geschichte noch nicht besessen hat. Wir haben keine andere als deutsche Gedanken, was wir verlangen, ist durch die Nothwendigkeit der Dinge geboten und im gemeinsamen Interesse aller.

Wenn unsere Regierung sich laut und energisch in diesem Sinn ausspricht, wenn sie jene Erklärung abgibt, die zunächst ganz Preußen erwartet, der aber auch das deutsche Gefühl überall entgegenkommen wird, so kann aus dieser höchst gefährlichen Krisis für Deutschland ein Vortheil erblühen, wie wir ihn noch vor wenigen Monaten nicht erwartet hätten. Denn daß es dem bestimmt ausgesprochenen Willen Preußens nicht gelingen sollte, etwaige kleinliche Bedenken, die sich dem patriotischen Zuge entgegensetzen könnten, leicht zu beseitigen, das kann nur derjenige annehmen, der an das deutsche Volk nicht glaubt. Den andern Fall auszumalen, daß eine Verständigung nicht zu Stande kommt, daß gar der Zweifel in offenen Gegensatz übergeht, das wird wol nicht nöthig sein. † †

Notiz der Redaction. — In diesem Heft sind von den verschiedenen Verfassern der politischen Artikel einzelne Nuancen verschieden aufgefaßt; in der Hauptsache wird man wol die Uebereinstimmung bemerken. — Die deutsche Presse sollte sich um nicht ins Blaue zu streiten, klar machen, daß Preußen doch nicht ohne weiteres an Frankreich den Krieg erklären kann, sondern erst an den Kaiser bestimmte Forderungen stellen muß; diese zu formuliren, ist doch nicht so einfach. — Was den letzten Artikel von der preußischen Grenze betrifft, so ist eine preußische Erklärung eben (31. Mai) erfolgt:

Die Preußische Zeitung dementirt das Gerücht, „als stehe die Mission des General Willisen mit Absichten Preußens in Zusammenhang, die Reformfrage des deutschen Bundes jetzt anzuregen." Eine solche Erklärung in ihrer Unbestimmtheit wird freilich weder diejenigen befriedigen, welche, wie wir, eine Absicht Preußens, „die Reformfrage des Bundes jetzt anzuregen," lebhaft wünschen, noch die Gegner. Sollte die preußische Regierung wirklich entschlossen sein, die Reformfrage jetzt überhaupt nicht anzuregen, so würde auch darüber eine unumwundene Erklärung zweckmäßig sein, denn sie würde viele Streitigkeiten abschneiden, die, wenn sie zu nichts führen, nur schädlich sein können.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die Kriegsfrage für Preußen und Deutschland.

Für Preußen kam die italienische Verwicklung zu sehr ungelegner Zeit. Eine neue Regierung kaum eingerichtet, die Reorganisation der Verwaltung erst begonnen, die gesammte Aufmerksamkeit der Provinzen nach Innen gekehrt, Handel und Industrie nach zwei kritischen Jahren grade im ersten kräftigen Aufathmen. Dazu der drohende diplomatische Streit von besonders difficiler Natur. Die Männer, deren Eintritt in die Regierung von der großen Majorität der Preußen mit so lebhafter Freude begrüßt worden war, sollten sofort eine große Probe bestehen, denn alle höchsten Eigenschaften eines Staatsmannes wurden von ihnen gefordert. Feste Zielpunkte, entschlossene Initiative, starkes Vertrauen zu der Kraft ihres Volks und die gewandteste Behandlung fremder Höfe, und das alles nach zehnjährigen Niederlagen der preußischen Politik auf einem für Preußen fast verlornen Terrain. Es war ein Problem, schwer auch für die größte Kraft. Sehen wir zu, wie die Regierung zu Berlin bis jetzt ihre Aufgabe zu lösen versucht hat.

Für Europa, zumal für Deutschland, war der Friede ebenso sehr Bedürfniß wie für Preußen. England hatte nach dem orientalischen Kriege kaum den indischen Aufstand niedergekämpft; Rußland war in einen Weg innerer Reformen getreten, welche so tief in das Leben dieses Staates eingreifen, daß derselbe wahrscheinlich für mehre Jahre darauf verzichten wird, große Vergrößerungskriege zu führen; Oestreich hatte grade kräftige Anstrengungen gemacht, seine zerrütteten Valutenverhältnisse wieder herzustellen, überall in Deutschland wurde der Anbruch einer Zeit innerer Reformen und einer liberalern Methode der Regierungen erwartet. Preußen hatte daher bei der neuen ungelegenen Verwicklung vor allen andern Staaten die Aufgabe, zunächst den bedrohten Frieden zu erhalten. Es begann seine Vermittlerrolle in bestem Einvernehmen mit dem wohlgesinnten aber wenig fähigen und schwachen Ministerium Derby. So viel bekannt, war es in Berlin, wo die Formel gefunden wurde, nach welcher die vermittelnden Mächte ihre Bemühungen für Erhaltung des Friedens regulirten. Es kam alles darauf an, die plötzlichen Forderungen des Kaiser Napoleon auf der schmalen Linie zu erhalten, auf

welcher Verhandlungen und eine Verständigung möglich waren. Die italienischen Besitzungen Oestreichs durften nicht in Frage gestellt werden und die vermittelnden Mächte hatten sich gegen das Bestreben des Kaisers zu verwahren, jedes ihm mißfällige Verhältniß eines europäischen Staates zum andern sofort vor das hohe Gericht der Großmächte zu tragen, und eine Kriegsfrage daraus zu machen. Während so die eine Aufgabe war, Frankreich zurückzuhalten, war andrerseits die italienische Frage allerdings von so dringender und bedrohlicher Art, daß sich die europäischen Großmächte, wenn sie einmal angeregt war, ihrer Behandlung nicht verschließen konnten. Durch die Verträge, welche Oestreich nach 1815 mit dem Papst und den Souveränen Mittelitaliens abgeschlossen hatte, theils zu eventueller Hilfe, theils zu fortdauernder Besetzung ihres Territoriums, hatte dasselbe allmälig eine Herrschaft in Italien erlangt, welche ein Motiv zu fortwährender Mißregierung in den italienischen Staaten, eine nie versiegende Quelle nationaler Unzufriedenheit und demokratischer Aufstände geworden war, und welche allerdings das Machtverhältniß der europäischen Staaten zu verändern drohte. In Preußen mußte dabei die Betrachtung maßgebend sein, daß bei den Bundesverpflichtungen Deutschlands gegen Oestreich der Friedenszustand Deutschlands durch das Umsichgreifen der Oestreicher in Italien ernstlich bedroht wird, zumal da man eine gänzliche Unterwerfung Italiens unter Oestreichs Scepter für unmöglich und im letzten Grund weder für Deutschland noch für Preußen vortheilhaft hielt. Nun hatten die europäischen Großmächte seit einer Reihe von Jahren stillschweigend die Zustände Italiens angesehen, gelegentliche Protestationen Englands bis zu dem letzten Abbruch der diplomatischen Beziehungen in Neapel waren erfolglos geblieben. Es durfte den Großmächten aber wol das Recht zustehen, aus Rücksicht auf die europäische Ruhe und das Gleichgewicht der Mächte über die Zustände Italiens zu berathen, namentlich über Beschaffenheit und Dauer der östreichischen Verträge mit diesem Staat in Verhandlung zu treten. Deshalb war es Oestreich gegenüber die Aufgabe der vermittelnden Mächte, zunächst Preußens, zu erinnern, daß Oestreich weise handeln werde, sich einer Regulirung der innern italienischen Verhältnisse unter billigen Bedingungen, auf Grundlage des wiener und pariser Friedens nicht zu widersetzen.

Auf solcher Linie schritt Preußen vor. So weit die Verhandlungen der vermittlenden Mächte bekannt geworden sind, hat das berliner Cabinet mit Haltung und Würde in dieser Richtung seine Pflicht gethan. Und wer in diesem Stadium der Verwicklung etwas Anderes von ihm erwartete, erfreut sich einer anspruchsvollen Unkenntniß der Pflichten und Rechte, durch welche die europäische Staatenfamilie untereinander verbunden ist, und der Formen, in welchen sich Forderungen der Regierungen geltend machen. In den kleineren Staaten, namentlich in Süddeutschland, schwoll der Kriegseifer sehr schnell

auf und man ward nicht müde, Preußen zu verwünschen, weil es nicht sogleich gegen Frankreich Fanfare blies, als Kaiser Napoleon, über die Consulatsintriguen zu Belgrad verstimmt, Herrn v. Hübner mit Kälte begrüßt hatte.

Beide hadernden Theile machten es den vermittlenden Mächten schwer. Oestreich bemühte sich zu leugnen, daß die Großmächte irgend ein Recht hätten, östreichische Verträge mit andern Staaten zu begutachten, und behauptete, in seinem eignen Lande nicht ruhig regieren zu können, wenn der Herd der Revolutionen in den italienischen Staaten nicht mit Waffengewalt niedergehalten werde. Sardinien klagte, den Druck, der von Oestreich ausgehe, für sein eignes Staatsleben nicht länger ertragen zu können, Frankreich aber, froh seiner günstigen Lage als Protector Italiens und froh der kritischen Situation Oestreichs, suchte durch Zögern die finanziellen und politischen Verlegenheiten dieses Staates zu vermehren.

Während Preußen sich bereitete, für den Frieden, wie man in Berlin überzeugt war, im ehrlichen Interesse Oestreichs zu verhandeln, suchte das wiener Cabinet Preußens Vermittlerstellung durch ein charakteristisches Manoeuvre zu beenden, die bekannte Circularnote vom 5. Febr. Daß es für den drohenden Krieg Alliirte suchte, war natürlich, daß es aber durch Nassau und Sachsen-Meiningen die Selbstbestimmung Preußens beenden und dasselbe zu Frankfurt in den Krieg gegen Frankreich hineinvotiren lassen wollte, war eine verfehlte Maßregel, sie mußte in Berlin als eine unfreundliche Taktlosigkeit peinlich empfunden werden. Es ist zu rühmen, daß Preußen sich dadurch keinen Augenblick in seiner Haltung und dem Gefühl seiner Pflicht gegen Deutschland irremachen ließ.

Noch ist nicht vollständig ermittelt, wo zuerst der russische Antrag auf einen Congreß der Großmächte zur Sprache gekommen ist. Es scheint, daß dies zufällig nicht in Paris der Fall war. Jedenfalls lag er durchaus im Interesse des Kaisers Napoleon, denn er verhieß ihm das Meiste von dem zu gewähren, was er heimlich zu erreichen wünschte. Es scheint allerdings, daß er selbst die volle Bedeutung eines solchen diplomatischen Sieges deshalb nicht vollständig erkannte, weil sein Mißtrauen gegen die gesammten legitimen Mächte damals sehr aufgeregt war und er überall Coalitionen gegen sich befürchtete. Preußen konnte sich bei allem Wunsche, Oestreichs Machtstellung in Italien auf den Grundlagen des Friedens von 1815 zu erhalten, dem Plan eines solchen Congresses nicht widersetzen, da er als die höchste und letzte Action der Diplomatie, allerdings Aussicht gab, einen europäischen Krieg von unabsehbarer Tragweite zu verhindern. —

Es ist bekannt, wie das Zögern Frankreichs und ein plötzlicher Einfall Oestreichs von diesem Pfade ableiteten. Der verhängnißvolle Krieg brach aus.

Kapitän Hagen, Kapitän Hahn und Leutnant Hahn, Kapitän Hansen, Kapitän Hartmann, Kapitän Hartwig, Kapitän Hasenpflug, Kapitän Hasse, Kapitän Hauschildt, Kapitän Heidenreich, Kapitän Heinsohn, Kapitän Heinz, Kapitän Hellmann, Kapitän Hellwig, Kapitän Hennig, Kapitän Hennings, Kapitän Henrichsen, Kapitän Henschel, Kapitän Hermann, Kapitän Hertz, Kapitän Hesse, Kapitän Heuer, Kapitän Heyer, Kapitän Hildebrandt, Kapitän Hinrichsen, Kapitän Hinsch, Kapitän Hintze, Kapitän Hoffmann, Kapitän Hohlfeld, Kapitän Holm, Kapitän Holtz, Kapitän Hoppe, Kapitän Horn, Kapitän Hübner, Kapitän Hunger, Kapitän Jacobsen, Kapitän Jacobsen, Kapitän Jacobsen

Opfer kann sich Preußen siegreich darüber erheben. An eine Neutralität, welche sich auf die Bundespflichten beschränkt, und Oestreich nur in der Defensive gegen einen eventuellen Angriff auf dessen deutsche Besitzungen unterstützt, dachte doch beim Ausbruch des Krieges in Preußen niemand, und gegen das hohle Getöse einiger kleinern Regierungen und ihrer aufgeregten Bevölkerung stach die ruhige Haltung und das methodische Vorgehen Preußens vortheilhaft ab.

In der That ist für Preußen und Deutschland jetzt gar nicht mehr die Frage, eine Diversion etwa am Rhein zu Gunsten der östreichischen Herrschaft in Italien zu machen, sondern durch eine große Entwicklung seiner Kraft sich selbst und Deutschland dadurch vor dem Verderben zu bewahren, daß es von den hadernden Mächten einen Frieden erzwingt, im Nothfall durch Krieg mit Anspannung aller seiner Kräfte herbeiführt. In welchem Stadium des italienischen Krieges Preußen mit Deutschland den Krieg beginnen soll, ist deshalb eine müßige Frage. Ob der Tessino oder der Mincio oder die Lagunenstadt als die äußerste Grenze betrachtet werden sollen, bis zu welcher die Oestreicher im Fall ihres Unterliegens zurückgedrängt werden dürfen, darauf kommt es in erster Linie nicht mehr an. Wir haben von der „unvergleichlichen" Minciolinie seit der berühmten Rede des General Radowitz viel hören müssen, wir wünschen lebhaft, daß die Oestreicher nicht in die Lage kommen mögen, bis zu ihr zurückzugehen, aber wir glauben, daß es in der Kriegswissenschaft ebenso gut Phrasen gibt, welche gedankenlos nachgesprochen werden, als auf jedem andern Gebiet menschlichen Wissens, und wir wollen die kategorische Ansicht nicht verhehlen, daß diese strategische Linie, wie schätzenswerth sie als ein vorgeschobenes Werk zum Schutz deutscher Grenzen sein mag, doch keineswegs nothwendig zur Sicherung des deutschen Bundesgebietes ist. Es ist uns wenigstens nicht bekannt, daß Preußen in Frankreich, am Sunde, oder im Königreich Polen ähnliche Barrieren zum Schutz deutscher Grenzen besitze, und uns scheint nach diesen Richtungen die geographische Formation Deutschlands keinen bessern Schutz zu gewähren, als die Alpen gegen Italien. Damit soll nicht gesagt sein, daß wir Deutsche das Zurückdrängen der Oestreicher bis auf diese Barriere oder gar den Verlust derselben gleichgiltig betrachten sollen, aber der Kampf, den wir vielleicht zu führen haben, soll nicht zum Schutz irgend einer militärischen Position in Italien geführt werden, sondern zur Wiederherstellung der Ruhe und Sicherheit in Europa, zur Sicherung und Ehre der deutschen Nation auf allen ihren Grenzen, und zur Wiederherstellung ihres Ansehens.

Die diplomatische und militärische Form, in welcher Preußen nach dieser Richtung vorzugehen beabsichtigte, war die der bewaffneten Intervention. Preußens Heere und die Contingente der andern deutschen Staaten sollten

an militärisch geeigneten Punkten, also in der Nähe der Westgrenze, vielleicht in große Uebungslager zusammengezogen werden. Darauf sollte Preußen mit vorherigem Vernehmen mit Oestreich von den kriegführenden Mächten, zunächst von Frankreich, die Wiederherstellung des Friedens fordern. Durch die Entfaltung seiner militärischen Kraft, deren Spitze gegen Frankreich gekehrt [illegible] mußte Deutschland den Druck ausüben, welcher nöthig ist, Preußens Vermittlungen Autorität zu geben, ohne die diplomatischen Verhandlungen zu erschweren. Es war nicht unmöglich, daß Preußen, von andern neutralen Mächten secundirt, unter solchen Bedingungen einen für Deutschland ehrenvollen Frieden durchsetzte. Scheiterten seine Bemühungen an dem Trotz der französischen Regierung, dann war der Zeitpunkt gekommen, durch Waffengewalt den Frieden zu erzwingen. Dann durfte Preußen sein Schwert ziehen und die letzten Zielpunkte dieses Krieges, der wahrscheinlich Frankreich in allen seinen Tiefen aufregt und auf der einen Seite für einen Staat, auf der andern für eine Dynastie zur Lebensfrage wird, mußten radical sein d. h. sie mußten Deutschland Garantien geben, daß seine Ruhe und Sicherheit nicht wieder durch souveräne Stimmungen und Aufwallungen von einzelnen Individuen gestört werde.

Für diesen Zweck hat Preußen sein Heer in Kriegsbereitschaft gesetzt und es war entschlossen, wenn wir die Intentionen des berliner Cabinets recht beurtheilen, im Nothfall einen Krieg nach drei Weltgegenden hin auf seine Schultern zu nehmen. Die Frage aber, von welcher alles abhing, war die, ob es ein Deutschland gab, mit dem verbunden Preußen diese große Aufgabe zu lösen hatte, eine deutsche Nation, welche Verständniß ihrer eignen Interessen, Gefühl für die eigne Ehre und Vertrauen zu der eignen Kraft hatte, und deutsche Regierungen, welche ihr dynastisches Sonderinteresse und kleinliche Intriguen während einer großen Krisis vergessen konnten.

Denn die Grundbedingung für ein gemeinsames Vorgehen Preußens und Deutschlands ist Einheit des militärischen Commandos, Einheit in den diplomatischen Verhandlungen. Daß der deutsche Bund durchaus ungeeignet ist die militärischen und diplomatischen Interessen Deutschlands fest, einheitlich und nach rein deutschen Gesichtspunkten zu leiten, ist niemandem in Deutschland zweifelhaft, daß Oestreich mit zwei Drittheilen seiner militärischen Kraft in Italien beschäftigt, selbst in leidenschaftlichem Kampfe ohne sichtbaren Ueberfluß an militärischen und politischen Intelligenzen, und, was die Hauptsache ist, in allen seinen deutschen Besitzungen durch Preußen gedeckt und in erster Linie nicht gefährdet, am wenigsten geeignet ist, die Führerschaft für solche deutsche Politik zu übernehmen, sollte von niemand bezweifelt werden. Wer selbst ein Duell auszukämpfen hat, kann nicht Vermittler, Cartellträger und Secundant in seiner eignen Sache sein. Ein deutsches Heer unter östreichischer

Oberbefehl heißt Deutschland und Preußen zum willenlosen Werkzeug der Politik in Italien herabdrücken, ein östreichischer Feldmarschall als Befehlshaber des Bundesheeres, oder auch nur östreichische Truppen in erster Linie als Bestandtheile desselben heißt so viel als eine vorzeitige Provocation Frankreichs, welche alle Verhandlungen mit diesem Staat und den neutralen Regierungen fruchtlos macht, und Preußen und Deutschland in eine unwürdige und sinnlose Defensive hinabdrückt. Und dies irrationale Verhältniß wird nicht wesentlich gebessert, wenn Oestreich den Oberbefehl auch nur über eines der aufgestellten Bundesheere, etwa über die südlich vom Main aufzustellende Armee übernimmt, denn es ist gleichgiltig, ob ein Theil oder das Ganze durch Oestreichs Interessen oder etwaige französische Angriffe in den Kampf geworfen wird. Für Oestreich selbst dürfte, wenn seine Politik weise wäre, ein solches Verhältniß nicht erwünscht sein.

Für Preußen aber, das zumeist gefährdete, nach drei Seiten bedrohte, wäre eine solche vollständige Unterordnung seines Krieges unter östreichische Zwecke unerträglich, und wir meinen, daß die Ehre und jede Rücksicht auf eignes Heil ihm verbieten, irgendwie in eine solche Führerschaft Oestreichs zu willigen. Was demnach Preußen zu fordern hat, ist

1) Vereinigung der Bundesarmee unter seinem Obercommando während der Dauer des italienischen Kampfes.

2) Leitung der Verhandlungen mit Frankreich und den neutralen Mächten durch die preußische Diplomatie im Auftrag des Bundes. —

Die Sendung des General v. Willisen nach Wien hatte, so viel bekannt, den Zweck, der kaiserlichen Regierung diese Gesichtspunkte zu insinuiren. Es ist kein Geheimniß mehr, daß sie in der Hauptsache gescheitert ist.

Oestreich nimmt den Oberbefehl über die deutschen Bundesheere, die Leitung der diplomatischen Verhandlungen der Bundesstaaten als ein ihm gebührendes Recht in Anspruch, es fordert von Preußen militärische Mitwirkung zur Eroberung Piemonts, im Weigerungsfall werde es ohne Preußen mit den übrigen Bundesstaaten den Krieg beenden. Es ist die Politik eines alten Hauses, dessen Ansprüche größer sind, als seine Mittel. Nicht viel erfolgreicher scheinen die militärischen Missionen Preußens an die kleinen Höfe gewesen zu sein. Die süddeutschen Regierungen scheinen in der That nicht mehr ganz Herr der Bewegung, welche sich in ihren Truppen zu regen beginnt, und das Urtheil ihrer Bürger gegen Preußen aufgeregt hat. Dort sieht das einfache Urtheil nur zwei Gegensätze, ein Oestreich, welches tapfer dreinschlägt, und ein Preußen, welches jetzt Weitläufigkeiten und Zögerungen macht, und sich weigert, in einer deutschen Sache mitzugehn. —

So stehen wir Deutsche gegenwärtig vor einer innern Verwicklung, hinter welcher ein tiefer Abgrund gähnt.

Officiell ist über die Resultate der Sendung Willisens noch nichts bekannt geworden. Sollte es wahr sein, daß Preußen durch dieselbe in größere Abhängigkeit von dem Wohlwollen Oestreichs zu kommen beabsichtigt hatte, so würde uns ein Mißlingen derselben als Gewinn erscheinen.

Wie aber auch Oestreich und die aufgeregte Presse Süddeutschlands drängen mögen, dreierlei soll Preußens Regierung festhalten:

1) In dem gegenwärtigen Stadium der Verhandlungen darf Preußen und der Bund keinerlei Garantie der östreichisch-italienischen Lande übernehmen.

2) Preußen darf den Oberbefehl über das Bundesheer, diese chaotische Masse tüchtigen Materials nicht übernehmen, wenn ihm nicht zugleich die Leitung der diplomatischen Verhandlungen des Bundes mit den auswärtigen Staaten übertragen wird.

3) Preußens Hilfe wird um so wünschenswerther werden, je weniger sich dasselbe beflissen zeigt, seine Hilfe entgegenzutragen. Wenn Oestreich, wie es gedroht haben soll, in drei Wochen beim Bunde seine Anträge stellt, dann wird, so scheint uns, Preußens einfache bundesfreundliche Erklärung genügen, es könne die Aufstellung einer Bundesarmee am Rhein nur dann vornehmen und den übrigen Bundesmitgliedern gestatten, wenn ihm, Preußen, durch Uebertragung des Oberbefehls und der diplomatischen Verhandlungen die Bürgschaft gegeben werde, daß der Krieg einmüthig und energisch für deutsche Zwecke geführt werde. Für dieses Ziel wolle es selbst nicht drei, sondern neun Armeecorps und seine gesammten Kräfte einsetzen. Werde ihm diese Bürgschaft nicht gegeben, so werde es jede militärische Demonstration des Bundes am Rhein als ernste Gefahr für Deutschland und sich selbst betrachten, und dieselbe zu verhindern wissen. ♀

Bart und Mantel.

Wer nicht blos an einen historischen Christus, sondern auch ein historisches d. h. in Beziehung auf Dogma und Cultus sich allmälig entwickelndes Christenthum glaubt, wessen Geist nicht befangen, wessen Kopf nicht wirr genug ist, um Christenthum und Kirchenthum überhaupt und schlechthin schon für Einunddasselbe zu halten, weil der tagtägliche Gebrauch uns leider dazu zwingt, das eine ohne weiteres für das andre zu setzen, wer schließlich überhaupt noch fähig ist, den Theil vom Ganzen, den Zweig vom Stamm

zu sondern, dem wird manches Räthsel der modernen Zeit noch sich lösen, das der geistigen Demuth und dem geistlichen Hochmuth unserer Tage fast unlösbar geworden zu sein scheint. — Ich sehe sie förmlich bereits die Köpfe wiegen und zusammenstecken bei der Ueberschrift; was werden sie nun gar bei den Eingangsworten selbst denken und thun! Unbesorgt, ihr Herren, diesmal handelt es sich in der That nur um den Mantel und den Bart, welchen die bildende Kunst den Verkündern und den Vorläufern des Christenthums, seit sie sich die persönliche Darstellung überhaupt gestattete, beigelegt hat. Die wackern Künstler unsrer Tage, die Fastenprediger mit dem Pinsel statt mit dem Kreuze in der Hand, wie Goethe sie bezeichnete, sie haben die Apostel natürlich in keinem andern Costüm uns vorgeführt, als in dem eben geschilderten, in welchem wir sie bereits in den altchristlichen Kirchen Roms und den gleichzeitigen Bauwerken Ravennas im fünften Jahrhundert antreffen. Freilich von dem Typus der spätern Zeiten, dem auffallend verschiedenen Alter, den ziemlich feststehenden Physiognomien ist hier noch keine Rede und es bleibt selbst noch mehr als zweifelhaft, ob der Schlüssel in des Petrus, die Schriftrolle in des Paulus Hand, wie wir sie vereinzelt in einer ravennatischen Kirche antreffen, noch dieser frühen Zeit angehören, oder ob sie nicht vielleicht eine später eingeschmuggelte römische Zuthat zu den streng antik gehaltenen Gestalten sind. Bescheidenerweise beliebten die Verfertiger damals noch in Ermangelung der nöthigen Charakteristik und der erst später erfundenen Symbole der einzelnen Persönlichkeiten jedem Einzelnen der Apostel seinen Namen beizusetzen.

Die ältere Zeit, wie auch noch die eben besprochene, bedienten sich nebenbei als Symbol zur Bezeichnung der Apostel der Lämmer, wie ja auch ihr Herr und Meister unter diesem Bilde mit dem Kreuz oder der Fahne geschmückt dargestellt wurde. Als Lämmer finden wir sie besonders häufig in dem halbrunden Ausbau an der Hinterwand der altchristlichen Kirchen, welcher aus dem römischen Gotteshaus und dem antiken Grabtempel auch in den christlichen Tempel übergegangen war. Dem Opfer der christlichen Kirche, Christus selbst, durften selbstverständlich auch die Begleiter desselben nicht fehlen; auch sie waren ja nach den Begriffen der Zeit als Opfer für die Erlösung der Menschheit gefallen. Daher gebührte ihnen, wie Christus selbst, auch ein Ehrenplatz in der antiken Grabnische, der s. g. Apsis der christlichen Kirche und zwar höchst bezeichnend unter dem Bilde des Opferlammes, so gut wie später dem sarkophagartig gestalteten Altar mit dem Leib und Blut Christi auf, und den Gebeinen der Märtyrer innerhalb oder unterhalb desselben. Daher tragen die Apostel in der älteren Zeit bei ihrer persönlichen Darstellung auch nur Kronen oder Palmen in den Händen oder wandeln wenigstens unter Palmbäumen als Zeichen ihres Sieges über die Welt, denn als solchen wollen

Tertullian, Origenes und Cyprian das Märtyrerthum angesehen wissen. Hin und wieder, wenn auch seltner, werden die Apostel wol auch als zwölf geschlossene Bücher neben Christus dargestellt.

Diese ältern Symbole treten in dem spätern Mittelalter mehr und mehr in den Hintergrund, je mehr die persönliche Darstellung die Oberhand gewinnt. In der Spätzeit des Mittelalters endlich werden die einzelnen Apostel durch das Alter und die angeblichen Marterwerkzeuge voneinander geschieden. Als feststehendes unveränderliches Abzeichen indeß verbleibt ihnen bei allen Völkern und zu allen Zeiten der Bart und der Mantel, so daß der symbolisirende Rhabanus Maurus bereits den ersteren allein schon als das Symbol der Apostel und der apostolischen Männer hinzustellen wagen darf, wie er wähnt, weil der Bart das Zeichen der kräftigsten Männlichkeit sei. Der Schatten des großen Mannes mag es uns zu Gute halten, wenn wir einen Streit um den Bart mit ihm anzuknüpfen wagen, so Gott will, soll es keiner um des Kaisers Bart werden!

Hat die römische Kirche das unschuldige Ding wegzuwerfen und ihren Dienern zu verbieten nicht für zu geringfügig erachtet, warum sollen wir uns denn schämen, es wieder aufzuheben? Vielleicht entdecken wir hinter ihm einen charakteristischen Zug, an den die Kirche thörichterweise nur ungern erinnert wird. Die griechische Geistlichkeit hat bekanntlich den Bart fortgetragen; aber erst im funfzehnten Jahrhundert begegnet uns wieder in der abendländischen Kirche ein bärtiger Geistlicher, jener bekannte Bessarion, ein Schüler des Philosophen Gemisthus Pleto, wie man behauptet der bedeutendste Gelehrte der griechischen Kirche, welcher, nachdem seine Bemühungen um die Wiedervereinigung der beiden feindlichen Kirchen trotz der gemeinsamen Kirchengefahr doch gescheitert waren, sein Vaterland verließ und zu hohen Würden in der römischen Kirche emporstieg. Unter den Päpsten aber war der kriegerische Julius der Zweite der Erste, welcher sich im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts den Bart wieder wachsen ließ. Ein katholisirender Schriftsteller unserer Tage scheint bei dieser Gelegenheit etwas Kirchenfeindliches herauszuwittern, denn er äußert in Beziehung auf Bessarion: „die Gelehrsamkeit des Cardinals war erstaunenswerth; auch der Philosophie war er lebhaft zugethan, doch nicht so," setzt er vorsichtig hinzu, „daß der Lehre des Christenthums dadurch Eintrag geschehen wäre." Daß doch das Ei immer klüger sein will, als die Henne! Als ob Christenthum und Philosophie überhaupt ihrem Wesen und ihrem Ursprung nach sich bereits feindlich gegenüberständen, wie etwa heutzutage die katholische Kirche und die natürliche Vernunft. Als ob es nicht vielmehr eine bekannte Thatsache wäre, daß das Christenthum im zweiten Jahrhundert im Gewande der griechischen Philosophie nicht nur sinnbildlich, sondern auch wörtlich und buchstäblich genommen aufgetreten ist.

Jener katholiſche Schriftſteller weiß auch ſehr wohl, daß der Bart und der Mantel das Abzeichen der griechiſchen Philoſophen war, denn er erkennt dieſelben an der Figur des Beſſarion und ſeines Lehrers Gemiſthus Pletho auf Rafaels Disputa ohne weiteres als ſolches an, deren letzterer, nebenbei bemerkt, Stifter der Platoniſchen Akademie zu Florenz war. Wird er nun wol auch zugeben, daß das Coſtüm der Apoſtel und der apoſtoliſchen Väter, das natürlich auch auf die Geſtalten des alten Teſtamentes überging, nichts Anderes iſt, als der griechiſche Philoſophenbart und Philoſophenmantel, oder ſollen wir nach Art dieſer faſelnden Symboliker vielleicht nur den Mantel chriſtlicher Liebe darin ſehen?

Gleich viel! Auf die Gefahr hin ſchon wieder etwas Kirchenfeindliches und Akatholiſches zu begehen, ziehen wir es vor, die Frage uns ſelbſt zu beantworten. Jedenfalls ſind wir dann ſicher, nicht nach vorgefaßten Meinungen im Dienſt der Kirche, ſondern unbefangen nach der Lage der Dinge und im Dienſt der Wiſſenſchaft die Sache zu beurtheilen.

Das Pallium der griechiſchen Philoſophen nahm Marcus Aurelius Philoſophus, wie wir wiſſen, bereits als zwölfjähriger Knabe; den langen Philoſophenbart aber trug kein römiſcher Kaiſer vor dem gleichfalls philoſophiſch gebildeten Kaiſer Hadrian. Dieſe beiden Thatſachen, meine ich, beweiſen zur Genüge, daß dieſe Tracht in der römiſchen Kaiſerzeit bereits eine ziemlich verbreitete, ja, daß das Philoſophenpallium vielleicht bereits eine Art Ehrenkleid geworden war. Als ſolches wird es wenigſtens von dem Geſchichtſchreiber der ravennatiſchen Biſchöfe, Agnellus, um die Mitte des neunten Jahrhunderts angeſehen und angeführt. Derſelbe berichtet: Valentinian der Dritte hätte den Biſchof Johannes Angeloptes von Ravenna ſo hoch verehrt, daß er vor demſelben niedergefallen ſei und ihm außer andern Geſchenken vierzehn biſchöfliche Kirchen in Flaminien und Aemilien übergeben, außerdem aber auch das Pallium, das kaiſerliche Ehrenkleid zu tragen erlaubt habe. Wir wollen damit keineswegs geſagt haben, daß das Pallium der Philoſophen auch ſchon in der frühern Zeit dieſe hohe Stellung eingenommen habe, die es erſt in Byzanz erlangte; dagegen glauben wir allerdings dieſen Umſtand, bei dem überwiegenden Einfluß des Byzantinismus auf die bildende Kunſt im Mittelalter, als den Grund anſehen zu müſſen, weshalb dieſe Tracht den Apoſteln und den apoſtoliſchen Vätern im Abendlande in einer Zeit unangefochten verblieben iſt, wo die Kirche bereits eine beſondere der heidniſchen Prieſtertracht nachgeahmte Amtskleidung eingeführt hatte.

Als Euſtathius, Biſchof von Sebaſtia, den Philoſophenmantel im Gegenſatz zu der zur Zeit Konſtantins etwa eingeführten Prieſterkleidung wieder aufbringen wollte und deshalb auch andere zu ſolcher Demuth gleichfalls er-

mahnte, wurde er um deswillen von seinem eigenen Vater Eulalius, Bischof von Cäsarien, abgesetzt. Von Justin, dem Märtyrer, wird ausdrücklich berichtet, daß er den groben Philosophenmantel beibehielt und den Bart sich wachsen ließ, auch nachdem er Christ geworden war; das Gleiche gilt von Aristides: auch er behielt nach seinem Uebertritt die Tracht und Weise der Philosophen bei. Von Athenagoras wird dasselbe erzählt, von Hermias wenigstens vermuthet. Tertullian nahm nach seinem Uebergang zum Christenthum den Philosophenmantel sogar erst an. Dazu kommt, daß im dritten Jahrhundert mehre als Asketen auftraten, deren Erscheinung, wie wir aus Tertullians Schrift „vom Pallium" wissen, große Aehnlichkeit mit der der Philosophen hatte. Nicht grade wunderbar, finde ich! Gab es doch auch unter den damaligen Philosophen, den Neuplatonikern, bereits zahlreiche und eifrige Asketen, welche der Ehe, der Gesellschaft, des Eigenthums, selbst der Fleischspeisen sich zur möglichsten Ertödtung der Sinnlichkeit enthielten.

Ich sehe daher in der philosophischen Tracht der apostolischen Väter und Asketen etwa nichts Besonderes, Auffallendes und absichtlich Gesuchtes, sondern ich sehe in ihr nur etwas Selbstverständliches und Natürliches, was dem Wesen des Christenthums und der Christen jener Tage sehr wohl ansteht, von denen der unbekannte Apologet und Verfasser des Briefes an den Diognet speciell berichtet: „sie unterscheiden sich weder durch ein besonderes Vaterland, noch durch eine besondere Sprache, noch durch eine eigenthümliche Volkssitte von den übrigen Menschen. Sie wohnen in griechischen und barbarischen Städten, wohin jeden das Schicksal führt, indem sie der Landessitte in der Wahl der Kleidung und der Speisen, so wie der übrigen Lebensart folgen."

Ehe ich nun ausführlich nachweise, wie die Tracht hier mit der Haltung und dem Wesen dieser Verbreiter und Vertheidiger der christlichen Lehre und somit dem Christenthum der ersten beiden Jahrhunderte selbst übereinstimmt, gestatte man mir noch eine Fabel zu berichten, weil dieselbe jedenfalls zur Genüge beweist, daß die spätere Zeit auch die Apostel selbst sich nicht anders vorgestellt hat, als in der Tracht der genannten Apologeten des zweiten und dritten Jahrhunderts. Agnellus, jener schon erwähnte Geschichtschreiber, berichtet: Bischof Maximianus von Ravenna hätte für die Basilika des h. Andreas sich den Leichnam dieses Apostels aus Byzanz erbeten. Da Kaiser Justinian nun diese Bitte ihm abgeschlagen hätte, so habe er gefleht: man möge ihm doch erlauben, wenigstens eine Nacht an der Leiche des Heiligen zu durchwachen. Da man ihm dies ohne Bedenken gestattet habe, so sei es über ihn gekommen, er wisse selbst nicht wie, und er habe, um doch wenigstens eine Reliquie von dem Apostel nach Ravenna zu bringen, dem heiligen Manne den Bart abgeschnitten. Agnellus bedauert dabei nur, daß der Diebstahl der ganzen Leiche unmöglich gewesen sei.

Wir wollen nun genauer zusehen, wie die Vertreter des Christenthums in der vorkonstantinischen Zeit grade zu dem Abzeichen der Philosophen gekommen sind. — Wer von der Kirche einseitigerweise nichts weiter kennt oder böswilligerweise nichts weiter kennen will als die hochgepriesene Zeit des Mittelalters, und wer daher allen Wust derselben noch dazu mit dem Heiligenschein der Wissenschaft uns wieder aufdrängen will, dem muß freilich auch die äußerliche Verbindung von Christenthum und Philosophie bereits bedenklich erscheinen und er wird daher wie über einen wunden Fleck rasch über dieselbe hinwegfahren. Was heut stattfindet, existirte in früheren Jahrhunderten noch nicht.

Die im neunten Jahrhundert geschriebene Chronik des Abtes Regino von Prüm beginnt noch mit den Worten: „dem an Geist hervorragendsten und im Studium der gesammten Philosophie vielfältig ausgezeichneten Herrn Bischof Adalbero sendet Regino" u. s. w. und ebendieselbe Chronik bemerkt tadelnd noch von dem Bischof Walthar, daß er seinen Vorgängern in den Sitten, in der Religion, wie dem Studium der Philosophie weit nachgestanden habe. Ebenso wird in dem demselben Jahrhundert angehörigen Leben Rimberts mit Hindeutung auf einen Ausspruch Platos „die Betrachtung des Todes" als das Endziel aller Weisheit und „die erste Aufgabe der Philosophie" angesehen. Leider indeß sollte es bald genug anders werden. Die Vernunft, welche die Kirchenväter noch als eine von Gott gegebene Kraft gelten ließen, deren sie sich zur Erforschung der göttlichen Geheimnisse ungescheut bedienten und die selbst im achten Jahrhundert noch Abt Fredegis über den bloßen Autoritätsglauben setzen durfte, wird bereits im neunten Jahrhundert der Autorität der Kirchenväter unterstellt. Das Concil zu Lyon machte es dem Johannes Skotus und seinen Anhängern bereits zum Vorwurf, daß sie „Gründen menschlicher und philosophischer Weisheit mehr trauten, als den Aussprüchen der Väter." Hier stehen wir also an der Grenze, wo die gesunde Vernunft, die wahre Philosophie und die Kirche sich trennen. Wer wird dem System mittelalterlicher Spitzfindigkeiten noch den Ehrentitel der Philosophie zugestehn! Ich will mich auf die Phrasen über die natürliche Verwandtschaft der Philosophie, der Religion und der Kunst hier nicht näher einlassen. Unsere Zeit ist reich an solchen feingewebten Producten der Feigheit und der Heuchelei, welche den Kern verhüllen oder doch höchstens hindurchschimmern lassen, etwa wie die s. g. naß angelegten Gewänder der Alten die natürliche Körperform. Eine derselben aber will ich doch wenigstens anführen, weil darin von ihrem Urheber, einem geschickten Taschenspieler gleich, da wo es zum Klappen kommt, die Wissenschaft für die Philosophie eingeschmuggelt wird, offenbar nur um den Namen zu vermeiden und sich einen scheelen Blick von seinen Kirchenoberen zu ersparen. Die schön klingenden Worte lauten: „die Philosophie ist die Erkenntniß des inneren Lebens, die Religion

erweckt das innere Leben und stellt dasselbe wieder her, die Kunst ist die Darstellung des inneren Lebens und hier zeigt sich die innere Verwandtschaft von Wissenschaft(!), von Religion und Kunst. (Rafaels Disputa. Düsseld. 1859. S. 4.)

Die Väter drückten diesen Gedanken einfacher und ehrlicher, wie wir meinen, so aus. Justinus Martyr sagt: „Alle, die der Vernunft gemäß gelebt haben, sind Christen, auch wenn sie für Atheisten galten, wie unter den Hellenen Sokrates und Heraklit und die ihnen Ebenbürtigen." Minucius Felix variirt dieses Thema nur, wenn er behauptet: „entweder müßten die Christen Philosophen oder die Philosophen Christen gewesen sein." Athenagoras weist in seiner am Ende des zweiten Jahrhunderts abgefaßten Schutzschrift besonders darauf hin: daß griechische Weltweise längst vor den Christen auf christliche Weise von Gott und den göttlichen Dingen gelehrt hätten. Clemens von Alexandrien in den Stromata stellt die christliche Lehre als „die erhabenste und vollkommenste Philosophie" dar. Justinus Martyr argumentirt folgendermaßen: „der in Christus erschienene Logos, die in ihm offenbar gewordene Gotteskraft, habe auch in den Weisen der griechischen Welt, in einem Sokrates namentlich, gewaltet." Melito, Bischof von Sardes, bezeichnet in einem uns durch Eusebius erhaltenen Fragment das Christenthum gradezu als „die neue Philosophie". Am allerweitesten ging in dieser Hinsicht aber die gnostisch-kirchliche Sekte der Karpokratinianer. Sie stellte die Bilder des Plato, Aristoteles und des Pythagoras in ihren Versammlungsörtern neben dem des Heilandes selbst auf. Der Kampf der Apologeten gegen die Philosophie beschränkt sich, wo derselbe überhaupt stattgefunden hat, auf eine Zusammenstellung widersprechender Lehrsätze und das Resultat ist: man brauche noch zuverlässigere Führer, nämlich die miteinander übereinstimmenden vom göttlichen Geist erleuchteten Propheten und Apostel.

Umgekehrt ist aber auch von feindlicher Seite, wie von den im Kampf neutral Gebliebenen, das Christenthum nur als eine neue Philosophie angesehen und behandelt worden. Der Spötter Lucian, der trotz seiner Geringschätzung der antiken Religionsvorstellung nichts weniger als ein Freund des Christenthums war, sieht in dem Stifter dieser neuen Mysterien nur einen gekreuzigten Sophisten, und aus Origenes wissen wir, daß Celsus, einer der Apologeten des Heidenthums, den Christen den Vorwurf machte: „Alles Wahre und Gute, das ihr besitzt, ist längst unser Eigenthum; das alles haben die griechischen Philosophen, namentlich Plato, besser und würdiger gelehrt, nur nicht in dem drohenden und befehlenden Tone eurer heiligen Bücher." Wir sehen also Einigkeit in diesem Punkte bei Freund und Feind; was die Einen suchen und erstreben, das bürden die Andern ihnen freiwillig auf. Als eine Volksphilosophie, wenn der Ausdruck erlaubt ist, stellt auch Tatian das Chri-

ſtenthum dar, wenn er den Gegnern vorhält: „bei uns lernen nicht nur die Reichen (wie in den griechiſchen Philoſophenſchulen nämlich), ſondern auch die Armen Weisheit und genießen umſonſt der heilſamen Lehre.“ Erſt der Letzte und zugleich Unbedeutendſte der Apologeten, Theophilus, obwol er noch viel und mancherlei von den griechiſchen Dichtern und Weltweiſen zu ſagen hat, verräth bereits eine gewiſſe Abneigung gegen ſie; doch erſt Hermias, von dem es überhaupt unſicher ſein ſoll, ob er noch dieſer Zeit angehört, hat ſich das Thema: „alle Philoſophie iſt unſicher“ zum Gegenſtand einer beſonderen Schrift gewählt, die im Uebrigen nicht weniger Witz und Laune als Kenntniß von der Geſchichte dieſer Wiſſenſchaft verrathen ſoll.

Woher, fragen wir erſt jetzt weiter, dieſe offene, von beiden Seiten anerkannte Zuſammenſtellung des Chriſtenthums und der Philoſophie im zweiten Jahrhundert nach dem Auftreten des erſteren? Was iſt der Grund dieſer Erſcheinung und was kann die Väter bewogen haben, das Chriſtenthum und ſich ſelbſt in das Gewand der Philoſophie zu kleiden? In letzterer Beziehung will ich nur auf die Verwandtſchaft in der Darſtellung und der Schreibweiſe im Vorbeigehen hingewieſen haben. Dahin gehört beiſpielsweiſe die dialogiſche Form, in welche Minuccius Felix nach dem Muſter der Schriften Ciceros ſeinen Octavius und Juſtinus nach dem Platos ſein Geſpräch mit dem Juden Tryphon eingekleidet hat oder die drei Schriften des Clemens von Alexandrien, der Protrepticus, der Pädagogos und die Stromata, in welchen ihr Verfaſſer, die Weiſe der Pythagoräer und Myſtagogen ſeiner Zeit nachahmend, ſeine Leſer ſtufenweiſe zum Ziel führt, um durch die erſte ſie zu reinigen, durch die zweite ſie einzuweihen, durch die dritte ihnen den Zugang zu allen Geheimniſſen zu eröffnen. Dieſer gegenſeitige Anſchluß iſt meiner Meinung nach gleichſam eine Erbverbrüderung. Der gemeinſame Kampf gegen das verkommende Heidenthum hat auf dem Schlachtfeld des Geiſtes die Streiter zuſammengeführt. Die Philoſophie iſt der Johannes geweſen, welcher dem Chriſtenthum den Weg geebnet und gebahnt hat.

Gleichviel ob ſie mit den Waffen des Witzes und des Spottes, ob ſie mit dialektiſcher Verſtandesſchärfe, ob ſie ſchonend ob ſchonungslos die alten Götter und ihre Mythen zu Boden ſchlug. Der heidniſche Pöbel hat damals wie heut der chriſtliche jeden angegeifert, der um des Alters willen nicht an das Alte glaubte, der den Wahn vom Glauben, den Gott vom Götzen zu ſcheiden ſich unterfing. Verbannung, Tod, Verbrennung ihrer Schriften, das war der Lohn der Philoſophen der alten Welt und ihre Ehrennamen, Gottesleugner, Atheiſten, Religionsverächter, ſind von ihnen nur auf die chriſtlichen Apologeten übertragen worden, welche ſich ungeſcheut ihrer Argumente im Kampf gegen das Heidenthum bedienten. Hatte ſo ſchon die bloße Negation des Vorhandenen die Chriſten zu einem Bund mit den Weiſen der alten Welt

gleichsam gezwungen, so mußten sie durch die bereits gewonnenen positiven Resultate der Philosophie vollends veranlaßt werden, sich in die Form und Haltung der Zeitphilosophie zu schicken. Schon der Phythagoreismus und noch bei weitem mehr der durch Sokrates Weisheit und des Anaxagoras Speculation vorbereitete Platonismus war Religions-, war Sittenlehre im höchsten Sinne des Worts. Die erhabensten Ideen der Vernunft, die Idee Gottes, eines vollkommen ewigen und unvergänglichen, weisen und heiligen Gottes, die Idee des die rohe Materie ordnenden und bildenden Geistes, die Idee der Unsterblichkeit als Vergeltung und Vollendung, die Idee der Verwandtschaft des Menschen mit Gott durch das aus ihm stammende Sittengesetz und der Annäherung an ihn durch Heiligkeit und Frömmigkeit fanden Eingang in die griechische Welt durch den Platonismus. Hoch erhaben über den Glauben des Volks war die Sokratische Moral, war die Platonische Theologie. Nachdem der mehr negirende Epikureismus und der geduldige, lammfromme Stoicismus wieder zurückgetreten waren, erschienen Männer wie Plutarch, Maximus Tyrius und Apulejus, die den Unglauben ihrer Zeit zu bekämpfen und an seiner Statt neue philosophische Ideen zu begründen und zu entwickeln versuchten. Weniger bezweckten dieselben eine Restauration als eine Reformation der bestehenden Religionsbegriffe. Sie waren Feinde der anthropomorphischen Vorstellungen von den Göttern; sie dachten sich ihre Gottheit unsinnlich, unsündig und unvergänglich, glaubten an die Unsterblichkeit und an die sittliche Bestimmung des Menschen. Der Aberglaube schien ihnen ein noch größeres Uebel als der Unglaube.

Noch enger wurde die Verwandtschaft zwischen den christlichen und den philosophischen Lehrsätzen durch das Auftreten des Neuplatonismus. Es ist in der That schwer zu bestimmen, ob dieser dem Christenthum, oder das Christenthum ihm mehr zu verdanken hat. Der Neuplatonismus war eine Art der Philosophie, die bereits an der äußersten Grenze derselben angelangt war. Sie begünstigte bereits den Glauben an höhere Offenbarungen. Nach ihr enthielt die Philosophie ihre Principe von der Vernunft, die Vernunft aber durch Erleuchtung von oben. Ich sollte denken, die Verfechter des Christenthums, das ausgesprochenerweise nach keiner besondern Sprache, keiner eigenthümlichen Volkssitte trachtete und der Landessitte selbst in der Wahl der Kleidung folgen wollte, wurde so schon von selbst auf die Tracht der Philosophen, deren Charakteristicum eben Bart und Mantel war, hingewiesen, ganz abgesehen davon, daß grade die geistvollsten und gediegensten Vorkämpfer desselben, die Apologeten des zweiten Jahrhunderts nicht nur in der griechischen Philosophie, wie wir wissen, gebildet waren, sondern sogar meistens ihre Schulen der Reihe nach durchgemacht und ihren Uebergang zum

Christenthum erst aus dem Platonismus genommen hatten, den sie dann selbst in seinen äußern Sitten in dasselbe hinüberbrachten.

Ganz besonders gilt dies von Justin, dem Märtyrer, der von einer philosophischen Schule zu der andern sich wandte, bis er durch die Platoniker sich befriedigt fühlte. Die Richtung, welche der Platonismus ihm gab, bereitete seinen Uebertritt vor. Aehnlich wenigstens verhält es sich mit seinem Schüler Tatian, der das Christenthum im Geist und im Sinne der morgenländischen Philosophie aufgefaßt und selbst eine gnostische Sekte gestiftet hat. Der Lehrer des Origenes war Ammonius Sakkas, der Stifter der Neuplatonischen Schule. Athenagoras wird in der Aufschrift seiner beiden Werke ein athenienſischer Philosoph genannt. Einer der ersten Vorkämpfer der christlichen Lehre war der athenienſische Philosoph Aristides, der schon unter Hadrian als Apologet des Christenthums auftrat. Endlich mag hier auch noch die Nachricht des Eusebius, daß viele Philosophen dem Clemens von Alexandrien und dem Origenes ihre Schriften gewidmet und gleichsam wie ihren Lehrern übersendet hätten, eine Stelle finden.

Diese enge Verbindung von Philosophie und Christenthum, wie wir sie in den beiden ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung nachgewiesen haben, um den Philosophenbart und den Philosophenmantel an den Gestalten der Apostel zu erklären, die aus den Traditionen der römischen Kirche und ihrer spätern Anordnung historisch bereits unerklärbar geworden sind, erläutert noch bedeutend wichtigere Dinge, als die sind, die wir soeben ins rechte Licht gesetzt haben. Einen geistreichen Beitrag hat in dieser Hinsicht Zeller in dem ersten Heft der Sybelschen historischen Zeitschrift geliefert, indem er nachgewiesen hat, daß selbst das Platonische Staatsideal auf die allmälige Gestaltung der mittelalterlichen Welt nicht einflußlos gewesen ist. Platos Staat ist eine Darstellung und ein Hilfsmittel der Sittlichkeit; seine höchste Aufgabe aber ist: seine Bürger zur Tugend und dadurch zur Glückseligkeit zu erziehen, ihren Sinn und ihr Auge einer höheren geistigen Welt zuzuwenden, welche sich als der Gipfel alles menschlichen Strebens darstellt. Wer mag leugnen, daß dieser Platonische Staat dem christlichen, „dem Reiche Gottes", dessen irdische Erscheinung die christliche Kirche sein will, nahe genug steht? Der geistigen Herrschaft der Philosophen im Platonischen Staat entspricht die geistliche der Priester im Mittelalter. Die vollziehende Macht der Krieger Platos ist die der mittelalterlichen Ritter. Der Lehr-, Wehr- und Nährstand des Mittelalters wird im Platonischen Staat durch die Philosophen, die Krieger und die Handwerker vertreten. Gütergemeinschaft wünscht Plato dem Staate als das höchste Gut und auch der christlichen Kirche hat sie nicht nur in der ältesten Zeit als Ideal vorgeschwebt, sondern ist in ihr auch später noch als Entsagung und frei-

willige Armuth sichtbar: in den Bettelorden tritt sie unter der Form gemeinschaftlichen Besitzes auf.

Ich füge hinzu, was den Kunsthistoriker am nächsten angeht und Zeller übersehen hat: die Abneigung der ältesten christlichen Kirche vor Konstantin gegen die Kunst. Plato verstieß die Künstler aus seinem Staate; die Kirchenväter verstießen dieselben sammt ihrer Kunst aus der Kirche. Tertullian eifert gegen Bildner als gegen Leute, welche ein schändliches Gewerbe treiben und einem Maler wirft er vor, daß er das Gesetz Gottes durch die Kunst entweihe. Clemens von Alexandrien warnt ebenso eindringlich vor dem Gebrauch der Bilder. „Wir müssen," sagt er, „nicht an dem Sinnlichen kleben, sondern uns zum Geistigen erheben; die Gewohnheit des täglichen Anblicks entweiht die Würde des Göttlichen. Das geistige Wesen durch irdischen Stoff ehren wollen, heißt dasselbe durch Sinnlichkeit entwürdigen. „Origenes hält die Zulassung von Bildnern und Malern in christlichen Gemeinden gradezu für verboten. Auf die rohe Execution dieser Grundsätze im Bilderkrieg endlich will ich nur hingedeutet haben.

Im Uebrigen überlasse ich es den frommen Leuten, die nur eine sogenannte christliche Kunst anerkennen und nur von ihr als der einzig wahren Kunst reden und daher in ihr auch hinlänglich bewandert sein müssen, mir nachzuweisen, daß die eben angeführten Leute, welche diese Grundsätze ausgesprochen haben, nicht von Haus aus griechische Philosophen, nicht in der Platonischen Schule gebildet waren, daß ferner die Weise, in der sie ihre Grundsätze verfochten, nicht auf Platonischen Argumenten basirt ist, sondern daß dieser Kunsthaß des Christenthumes, wie sie vermeinen, lediglich aus der Abneigung des Judenthums gegen bildliche Darstellungen hervorgegangen ist. Der Einfluß der Judenchristen war in dieser Zeit bereits gleich Null, während der Einfluß der Neuplatoniker von Tag zu Tag durch die gegenseitige Annäherung stieg. Plotin, der Neuplatoniker, verschmähte es sich abbilden zu lassen, weil es schon genug sei, die menschliche Gestalt zu tragen und es sich nicht zieme, von dem nichtigen Bilde ein anderes zu machen.

Die Kunst galt den Platonikern und den christlichen Apologeten jener Zeit als das, was sie in der Spätzeit des Alterthums wirklich geworden war, als eine bloße Dienerin der Sinnlichkeit. Die Gedankentiefe und Gefühlsfülle der modernen Kunst, die wir ihr im Gegensatz zur Antike, wenn auch oft einseitig genug nachrühmen, ist nicht blos ein Product des Christenthums, sondern jener ganzen unwiderstehlichen Zeitrichtung, welche dem Christenthum erst Form und Gestalt gegeben hat. Die katholische Kirche hat das Verdienst, in dieser Hinsicht nicht das Wort der einzelnen Vertreter jener Richtung, sondern den Geist ihres Strebens im Allgemeinen erfaßt und ihm die richtige Wendung gegeben zu haben. Sie hat daher die Kunst in ihren Dienst genommen,

hat, statt wie jene Menschen des abstracten Gedankens sie zu verstoßen, sie wieder vergeistigt. Daher erklärt sich die auffallende Erscheinung, daß die moderne Kunst im Gegensatz zur antiken mit der Ausbildung des Kopfes und der Gesichtszüge, dem Sitz der Gedanken und dem Spiegel der Seele, anhebt, während bei den älteren Gebilden der griechischen Kunst der Körper fast vollkommen entwickelt ist, die Gesichtszüge dagegen noch starr und leblos sind. Nur hätten unsere Kunsthistoriker nicht gänzlich vergessen und übersehen sollen, daß die antike Kunst von unten nach oben abgestorben ist. Ein Blick in die letzten Tafeln von Bartolys Peint. ant. hätte sie davon zur Genüge überzeugen können. Auch das war eine Folge jener Zeitrichtung, die vom Sinnlichen, dem Körper, sich ab und dem Geistigen sich zukehrte. Die Hauptvertreterin jener Richtung wurde schließlich die christliche Religion, welche die Erbschaft der antiken Welt antrat. Insofern ist die Religion auch in der modernen Zeit die Mutter der Künste geworden.

Aber so gut ein Kind aus dem Schoß der Mutter in das bewegte Leben hinaustreten muß, wenn es kein schwächliches Muttersöhnchen bleiben, sondern ein Mann werden soll im vollen Sinne des Wortes, so muß auch die Kunst mit der Zeit aus dem Schoß der Religion in das bewegte Leben und Treiben der Welt hinaus, muß jenen wunderbaren Bund mit der Sinnlichkeit eingehen, auf dem im menschlichen Leben alle Fortpflanzung beruht. Narren aber mögen mit der Vorsehung grollen, daß sie grade aus diesem süßen Rausch die Keime neuen Lebens hervorsprießen läßt, deren Zeitigung sie alsdann wieder höheren und geistigeren Interessen anvertraut.

Wilhelm Weingärtner.

Der 8. Februar 1849 in Florenz.

Bilder italienischen Landes und Lebens. Beiträge zur Physiognomik Italiens und seiner Bewohner von Otto Speyer. 2. Bd., Berlin, Mittler und Sohn. —

Der zweite Band dieses reizend geschriebenen Buchs enthält die Bilder aus Rom, Neapel und Sicilien; durchweg in den frischesten Farben und auf ernsten Studien beruhend. Als Anhang ist eine Skizze der italienischen Revolution von 1849 gegeben, von der wir hier die wesentlichsten Züge mit-

theilen. Uebrigens bemerkt der Verfaſſer in der Vorrede, daß er die Florentiner jetzt etwas beſſer zu beurtheilen gelernt hat.

Vor meinem Schreibtiſch ſitzend, erzählt er, ſtarrte ich nachdenklich auf das noch druckfeuchte Morgenblatt der Alba, das in dem gewohnten fulminanten Stil ſeiner Mitarbeiter und jener Tage zum hundertſten Mal die allgemeine Bewaffnung des toscaniſchen Volkes, und von dem gehegten und gepflegten Kinde ihrer Wünſche, der Costituente italiana, als ſicheres Reſultat die Emancipation und ſtaatliche Einheit Italiens erwartete.

Ueberdrüſſig des Leſens von Thorheiten, deren troſtloſe Leere der bombaſtiſche Schwulſt und die abgeſchmackte Uebertreibung in Stil und Ausdruck weder auszufüllen, noch zu verbergen vermochten, öffnete ich das Fenſter, durch welches der friſche Hauch eines heitern, ſonnigen Februarmorgens hereinſtrömte. An der weißen Wand mir gegenüber nickten die Schatten der Oleanderbüſche, welche auf der Terraſſe über meinem Zimmer im Morgenwinde ſchwankten. Draußen auf der Straße herrſchte das gewöhnliche geſchäftige Treiben der Morgenſtunden. Der fiorajo (Blumenverkäufer) mit ſeinem flachen, ausgeſchweiften Korbe voll vielfarbiger Nelken, Heliotrop, Jasmin, Maiblumen und gefüllten Veilchen, deren Blüten die Gunſt ſüdlicher Sonnenwärme ſchon mitten im Winter erſchloſſen hatte, brachte ſeine Waare auf den bunten Markt der Blumenſtadt. Das abgetriebene Pferd des baroccajo (Karrenführers) zog mühſam die gewaltige Laſt der Weinfäſſer, deren dunkelfarbigen Inhalt der reiche Segen des vergangenen Herbſtes auch dem geringſten Tagelöhner zugänglich machte. Schlanke Landdirnen, denen der wagenradförmige Hut auf das ſonnverbrannte, aber feine und hübſche Geſicht herunternickte, brachten ihr Strohgeflecht zur Stadt, wo es ihnen die Großhändler für ein Geringes abkaufen, um, nachdem es zierlich in Modeform gebracht, den überſeeiſchen und transalpiniſchen Zugvögeln den dreifachen Preis dafür abzufordern. Auch der Bettler vom Lande ſchritt gemächlich vorüber im mächtigweiten Flanellmantel, deſſen zacken- und ſpitzenartige Lappen maleriſch im Winde flatterten; den Knotenſtock in der Hand, in den groben und wetterzerriſſenen, aber ausdrucksvollen und ſprechenden Zügen das Vorgefühl einer reichen Ernte. Denn Polizei gab es ja nicht, ſchon lange nicht mehr.

Ein plötzlicher Trommelwirbel ſchreckte mich aus dieſen trüben Betrachtungen, die mich meinen Umgebungen für einen Augenblick entzogen hatten. Ich horchte genauer: es war der Generalmarſch der Nationalgarde. Alſo wieder ein außerordentliches Ereigniß! Aber man war der außerordentlichen Ereigniſſe ſeit Jahren ſo gewöhnt geworden, das plötzliche Zuſammenrufen der Bürgerwehr war etwas ſo Gewöhnliches, oft unter den unbedeutendſten Veranlaſſungen, daß es höchſtens die ſprichwörtliche Neugier der Florentiner wachrief, ohne ihre Verdauung zu ſtören oder ihren Appetit zu beeinträchtigen.

Ja, man erfuhr wol erſt aus den Zeitungen, was vorgefallen, und nahm eben nicht viel mehr Antheil daran, als ſei Peking und nicht Florenz der Schauplatz der Ereigniſſe. Aber bald kam eine unruhige Bewegung unter die Menge auf der Straße. Einzelne, die aus der inneren Stadt kamen, wurden umringt und mit Fragen beſtürmt. Zahlreiche Gruppen bildeten ſich um heftig geſticulirende Redner; neugierige Frauen und Mädchen ſteckten überall den mit oft nicht allzuweißer Morgenhaube bedeckten Kopf aus den geöffneten Fenſtern. Fragen und Antworten, Ausrufe der Verwunderung, der Freude, des Schreckens flogen herüber und hinüber. In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür meines Zimmers, und noch im Hereintreten rief mir die Gräfin P.....i in ihrer haſtigen Art ohne Morgengruß zu: „Wiſſen Sie ſchon? er iſt fort, geflohen! — er hat ſein Land ſich ſelbſt überlaſſen — nun ſind wir ganz in den Händen der Schurken!“ — „Aber, um Gottes willen, wer, wie, wann, wo?“ Erſt nach einer Anſtrengung und einer Menge von Expectorationen, die weder für den Großherzog, noch für das ministero democratico viel Schmeichelhaftes enthielten, konnte ich erfahren, ſo viel das Gerücht bis dahin verbreitet hatte. Der Miniſterpräſident Montanelli, der bei dem Großherzog in Siena geweſen, war in der Nacht plötzlich zurückgekehrt mit der Nachricht, der Großherzog habe am Tage zuvor Siena mit ſeiner Familie flüchtig verlaſſen — in welcher Richtung? wiſſe man nicht.

Draußen mehrte ſich indeſſen die Unruhe, das Hin- und Hereilen, die mit halbunterdrückter Stimme haſtig geführten Unterredungen, die dichten Gruppen geſpannter Horcher um einzelne Erzähler. Auch mir theilte ſich allmälig jene fieberhafte Aufregung mit, die bei einer großen, tief eingreifenden Neuigkeit auch für die nicht unmittelbar Betheiligten gleichſam epidemiſch in der Luft zu liegen ſcheint und die jeder kennt, der die Jahre 1847—49 in Italien durchlebt hat. Ich eilte aus unſerem entlegenen Quartier, wo gleichſam nur das Echo und die fernſten und leiſeſten Wellenſchläge der politiſchen Bewegung hinzudringen pflegten, dem volkreichen Mittelpunkt der Stadt zu. Fortwährend ertönte der Generalmarſch durch die Straßen — die Nationalgarde, durch den anſtrengenden Dienſt und die häufig zweckloſe Plackerei ermüdet, ſammelte ſich langſam und ſpärlich in ihren Quartieren. An der nächſten Straßenecke fand ich ein gedrucktes Placat des Volksclubs (circolo del popolo), das Manifeſt der Radicalen, die, wie es ſchien, auf den eintretenden Fall wohlvorbereitet geweſen waren.

Dichte Volkshaufen umlagerten dieſe Maueranſchläge; die Zunächſtſtehenden laſen ſie mit lauter Stimme, die andern horchten, nicht wenig verwundert über ihre eigenen Beſchlüſſe; nirgend erhob ſich eine Stimme der Mißbilligung oder des Beifalls. Das Manifeſt des Volksclubs lud die Bürger

um elf Uhr zur Volksverſammlung auf der piazza del popolo, vormals piazza del granduca. Ich eilte dorthin durch die neue Via de' Calzajuoli, die Lieblingspromenade der Florentiner. Sie war nicht gefüllter noch bewegter als gewöhnlich. Auf dem Platze drängten ſich einige hundert Menſchen um die prächtige Loggia dei Lanzi, unter deren hochgewölbten Hallen der Volksclub ſeinen Sitz aufgeſchlagen hatte. Eben hielt Niccolini eine donnernde Rede, von der nur zuweilen die Schlagwörter: „feig im Stich gelaſſen", „ſouveränes Volk", „vergebener Verſuch, in Siena den Bürgerkrieg zu entzünden", „Haß und Verachtung" und ähnliches, von Beifallsklatſchen und Bravos übertönt, bis zu mir drangen. Der übrige Theil des großen Platzes war leer und ruhig; die Zündhölzchenverkäufer boten ihre Waare feil; die Blumenmädchen, die Stiefelwichſer warteten an den Ecken auf ihre Kunden, Herren und Damen gingen auf und ab ſpazieren und blieben nur zuweilen neugierig horchend ſtehen, wenn ein ſchallenderes Händeklatſchen und lautere Bravos verkündeten, daß ein beſonders beliebtes Schlagwort gefallen ſei; zahlloſe Zuſchauer blickten ſorgloſen und vergnügten Geſichts aus den Fenſtern; kleine Straßenjungen ritten auf den marmornen Löwen, die am Eingange der Loggia ſtehen, oder kletterten an dem Fußgeſtell von Cellinis Perſeus oder Giambolognas Sabinerraub umher; einige Sprecher, die niemand ſah und deren Worte faſt niemand verſtand, ſchlugen die Volksdecrete vor, und etwa dreihundert Gaſſenjungen und Männer aus der Hefe des Pöbels beſiegelten die gefaßten Beſchlüſſe, indem ſie in ihre ſchmuzigen Hände klatſchten und ihre ſchmierigen Mützen und Hüte ſchwenkten. Und über all dem bunten Treiben wölbte ſich ein ſtrahlendblauer Himmel, wehte eine friſche, duftige Frühlingsluft. War das eine Revolution oder war es ein luſtiges Gaukelſpiel, ein Carnevalsſcherz für das vergnügungsſüchtige Völkchen?

Der Ernſt der Lage macht ſich bald geltend; es wird eine proviſoriſche Regierung ernannt, beſtehend aus Guerrazzi, Mazzoni und Montanelli. — Guerrazzi ſtand auf der Bank, die als Rednerbühne oder Triumphwagen figurirte, in der Mitte ſeiner Collegen. Obgleich überragt von der langen und ſchlanken Geſtalt Montanellis, war er doch der allgemeine Augenpunkt. Ueber die harten, wenig anziehenden Züge ſeines Antlitzes flog ein bitteres, ſardoniſches Lächeln, als er den Kreis von Lumpengeſindel überſchaute, der ihn umgab. Wie Inſeln aus dem Meere ſchimmerte hier und da der ſchwarze Rock eines ſeiner Sendlinge oder eines enthuſiaſtiſchen Republikaners aus der Maſſe ſchmuziger Sammetjacken und zerfetzter Filzmäntel. Feierte er einen ſtillen Triumph, oder beklagte er eine Niederlage, die ſeinem ſcharfen Auge unter der Hülle des kampfloſen und wohlfeilen Sieges nicht entgehen konnte? Daß es ſo weit gekommen, war mehr als jedes andern ſein Werk; die übrigen Männer der Revolution waren ihm gegenüber Namen und Zahlen. In

seiner Hand ruhten die leitenden Fäden der demokratischen Bewegung, durch welche alle toscanischen Ministerien seit zwei Jahren unaufhaltsam vorwärts getrieben und endlich eines nach dem andern übermannt und zu Boden geworfen waren. Selbst seine Feinde, die Moderirten, waren gegen ihr Wissen und Wollen Werkzeuge seiner Politik geworden. — Gedachte er an den Jahrestag, wo er auf des damals allmächtigen Ridolfi Befehl in Ketten nach Portoferrajo geschleppt ward? Damals hatte er, seine gefesselten Hände emporhebend, dem umstehenden Volke zugerufen: „Seht, Toscaner, das ist das Geschmeide, damit euer liebevoller Landesvater seine Kinder schmückt!“ — Seitdem war er in schwindelndem Wechsel fast aus der Tiefe des Kerkers an seines Fürsten Seite gestiegen, dort selbst Ridolfis Platz einzunehmen. Seine Feinde lagen vor ihm im Staube. Alle Parteien blickten auf ihn, sei es als auf die Bürgschaft ihres Sieges, auf den stolzen Träger einer stolzen Zukunft, oder als auf den letzten Rettungsanker für das im Sturme wankende Schiff des Staates. Jetzt war der Fürst geflohen, das letzte Hemmniß seiner Allmacht entfernt: die Präsidentschaft, ja die Dictatur der neuen etrurischen Republik konnte ihm nicht entgehen. Aber auf dem Gipfel des Glücks sah er den Abgrund geöffnet: die Ahnung eines unvermeidlichen Sturzes trat vor ihn. — Die weitern Reden können wir unsern Lesern ersparen.

Das Volk hatte sich von dem Platze verlaufen: die Stunde des Mittagessens vergißt der Florentiner nicht, wie wol der Pariser, über den politischen Aufregungen des Tages. Die Straßen, die ich durchstreifte, waren ruhig, die Läden geöffnet; die Geschäfte gingen ihren Gang. Nur hier und da hatte ein furchtsamer Kaufmann sein Gewölbe geschlossen. In den entfernteren Stadttheilen wußte man noch nichts von den Vorgängen des Tages. Wem es erzählt ward, der unterbrach deshalb nicht die gewohnte Beschäftigung. Die Zeit hatte an Ungeheures gewöhnt. Hier und da schüttelte wol ein Einzelner bedenklich den Kopf über die Folgen; nirgend aber zeigte sich ein wahres, tiefes Verständniß der Bedeutung des Tages, nirgend ein Bedauern über den Verlust des Großherzogs als Persönlichkeit; nur selten ein Bedenken über den Verlust des Monarchen. Die Liebe sitzt bei diesem Volke nicht tiefer als der Haß. Bei den Entschiedenen hatte es der Fürst längst durch seine Schwäche und charakterlose Nachgiebigkeit verdorben, die Art und Weise seiner Entfernung fand überall den schärfsten Tadel.

Auf der schönen Trinitabrücke, deren schlanke, weitgespannte Bogen sich so leicht und zierlich über den Strom schwingen, begegnete ich einem vertrauten Florentiner. Er eilte auf mich zu und fiel mir voller Entzücken um den Hals. „Dies ist der schönste Tag meines Lebens!“ rief er. „So hat doch endlich das Volk gezeigt, was es vermag. Nicht wahr, wir Florentiner sind doch nicht so ganz entartet? Jetzt wirst du sehen, welche neue Aera für uns beginnt; du

wirſt ſehen, wie der Löwe von Florenz das Lilienbanner kühn und unbezwinglich vertheidigt wie vormals, und die grünweißrothe Fahne auf den Gipfel der Alpen trägt."

Ermüdet vom langen Umherſchlendern, nach der Aufregung abgeſpannt und wenig befriedigt von dem Geſehenen und Gehörten, eilte ich heimwärts. Zahlreiche Scharen durchzogen friedlich und unbewaffnet die Straßen, eine oder die andre der zahlloſen Volkshymnen ſingend, welche die beiden letzten Jahre geboren hatten. Einige derſelben waren ziemlich populär geworden; ſchöne, volksgemäße Melodien hatten ſehr wenige, einen wahrhaft poetiſchen Text keine. Doch darauf kam es nicht an; einem allgemeinen, dunkel empfundenen Drange mußte im Liede Ausdruck gegeben werden; genug, daß die Melodie leicht, die Worte klingend waren: von dem Einzelnen ſich Rechenſchaft zu geben, iſt des Volkes Sache nicht, am wenigſten des italieniſchen. Zwiſchen den Scharen der jungen Sänger ſah man auch wol hier und da eine jener typiſchen Galgenphyſiognomien umherſchleichen, die bei jeder Revolution plötzlich wie der Erde entſtiegene Geiſter erſcheinen und ſich ſammeln, wie um das Aas die Adler, um an der Zerfleiſchung des kranken Staatskörpers mitzuarbeiten und ſich von den Abfällen zu mäſten. Der tief ſchattende Calabreſerhut, das halb in den verſchoſſenen Mantel vergrabene Geſicht, gefurcht von den Spuren des Laſters und Elends, die unheimlich glühenden Augen, die über die Schulter geworfene Flinte ließen unwillkürlich die Vorübergehenden weithin zur Linken und zur Rechten ausweichen. Die ſtillen Bürger der Hauptſtadt (denn an dem echten Philiſterthum, nur in etwas verſchiedener Art, fehlt es auch im Süden der Alpen, insbeſondere aber in Toscana nicht), die einzeln und ſparſam durch die Straßen ſchlichen oder vor den noch geöffneten Magazinen ſtanden, hatten einen guten Theil ihrer behaglichen Sorgloſigkeit verloren und ſahen gar ängſtlich und albern darein.

Im Hauſe litt es mich nicht lange. Ich wollte ſehen, ob Florenz triumphire oder traure, ob die durch Ueberrumpelung beſiegte conſtitutionell-monarchiſche Partei ſich von ihrem Schrecken erholt habe und ob die Sieger noch nicht von ihrem Siege erſchreckt ſeien. Auf den Straßen ſah und hörte man nichts, als die ſingende, ſpringende Jugend der Monelli, der Gamins de Florence, dieſer großen Gönner aller Revolutionen, die ihnen einen Feiertag und manchen Hauptſpaß zu Wege bringen. Dünne Diskantſtimmen ſuchten durch das unaufhörliche Geſchrei: lumi, lumi! eine Illumination zu improviſiren, brachten jedoch nur wenige, ziemlich armſelige Oellampen zum Vorſchein. Nur auf der neugetauften „piazza del popolo" hatten die Drohungen des zahlreich verſammelten Pöbels ein wenig mehr künſtlicher Helle hervorgebracht. Von den baumbepflanzten Wällen der Citadelle hatte ein Volkshaufe eine mächtige Pappel herbeigeſchleppt; hundert Hände mit Axt, Hacke und Grabſcheit waren

beschäftigt, eine der mächtigen Kalksteinquadern, die das berühmte Pflaster der Arnostadt bilden, auszuheben und den Baum seiner Aeste zu entledigen. Die rothe phrygische Mütze — freilich kein Prachtexemplar — war schon an der Spitze befestigt, man begann bereits, den Baum mit Stricken in die Höhe zu ziehen, und ein höchst populärer Redner, wenigstens nach der Offenherzigkeit und malerischen Auszackung seiner Kleidung zu schließen, hielt eine Einweihungsrede, deren Sinn ungefähr darauf hinauslief, daß man diesen Freiheitsbaum pflanze, weil man jetzt endlich frei geworden, und daß man jetzt frei geworden, da man ja einen Freiheitsbaum pflanze. Die Logik war zwar etwas unklar und verwickelt, die Sprache weder sehr geläufig noch schwungvoll, die Zunge etwas natürlich- oder weinschwer, der Redner schien sein demokratisches maiden-speech zu halten; — aber das viva l'albero, viva la republica! am Ende machte alles gut. Indessen war die Scene vom Regierungspalast aus, wo die drei Dictatoren mit ihrem neuen Ministerium rathschlagend saßen, nicht unbemerkt geblieben. Noch war das Werk unten nicht vollendet, da tönte Guerrazzis mächtige, wohlbekannte Stimme vom nahen Balcon herab.

„Was heißt das?" rief er. „Wer will einen Freiheitsbaum aufrichten? Pflanzt ihn erst in eure Herzen, und wenn er da festsitzt, dann möget ihr ihn meinetwegen auch auf den Straßen eingraben. Aber die durch das allgemeine Stimmrecht frei erwählten Vertreter des ganzen toscanischen Volkes haben allein das Recht, die Republik zu proclamiren, nicht ihr, ein kleiner, unbefugter Haufen. Hört ihr also? Die evviva la republica! sind noch nicht an der Zeit, und herunter mit dem Baum auf der Stelle!"

Die Stimme wirkte wie ein Zauber; der Baum senkte sich augenblicklich, die Wortführer verstummten und sahen sich verlegen an; sie merkten wol, daß sie aus der Coulisse getreten, ehe das Stichwort gefallen war, und schlichen heimlich davon, einer nach dem andern. Der Haufen aber, der ihnen nachgelaufen war, gaffte die hingestreckte Pappel noch eine Zeit lang mit ziemlich dumm verwunderten Blicken an, verlief sich dann allmälig und ließ den Platz ruhig und öde, daß die Schritte der einzelnen Vorübergehenden von den Häusern widerhallten, während die hellen Mondstrahlen mit der Rinde des unglücklichen Stammes spielten, der keine gemeine Pappel mehr war und doch kein Freiheitsbaum werden konnte. Der Club beruft nun eine große Volksversammlung im Theater Alfieri. — Das Theater selbst machte einen eigenthümlichen Eindruck. Der Vorhang war aufgezogen, die Lampen auf der Bühne angezündet; hinter einer langen Tafel saß der Vorstand des Circolo, von einem Theil der einflußreichsten Mitglieder umgeben, deren Gestalten, vom grellen Lampenlicht hell beleuchtet, aus der Tiefe des übrigen dunklen Theaters hervortraten. Denn der große Kronleuchter brannte nicht, und

einzelne, in weiten Zwischenräumen vertheilte Talglichter machten mehr das Dunkel sichtbar, als daß sie den weiten Raum zu erhellen vermocht hätten. Parterre und Logenreihen waren wohlgefüllt, theils von Mitgliedern des Clubs, theils von Neugierigen und Müßigen. Ueber dem Proscenium schwebten zwei mächtige Fahnen, die eine die Tricolore, die andre die weiß und rothen Landesfarben entfaltend mit den Insignien der Buchdruckerinnung, ein Andenken von dem Triumphzug des 12. September 1847.

Nun folgen einige wüthende Reden der Demokraten z. B.: „Der schändliche Tyrann, dieses Ungeheuer mit geheucheltem Menschenangesicht, floh feigherzig in dem Augenblick, wo er die Volksmajestät vor sich aufsteigen sah, deren ruhigen und erhabenen Anblick seine jämmerliche Seele nicht zu ertragen vermochte." Die Menge ruft überall Beifall. — Da lehnte sich plötzlich ein junger Priester weit aus einer der Parterrelogen heraus, und begann eine strömende Rede voll jugendlich thörichter, aber ungeheuchelter Begeisterung, voller Glut und Feuer, nur von Schluchzen dann und wann unterbrochen. Wie aus dem lange verschlossenen Krater des Vulcans endlich Feuer, Rauch und Lava unaufhaltsam hervorstürzt, so brach die Flut lang verhaltener Gefühle aus dem Innern des Jünglings. Was er erzählte, was er sprach, war seine Lebensgeschichte, sein Glaubensbekenntniß. Im Seminar, fern von der Welt erzogen, das lebens- und glaubensbedürftige Herz mit leerem Formelkram vollgestopft, war er erst vor wenigen Tagen der Außenwelt und dem wirklichen Leben zurückgegeben, das ihm plötzlich blendend, entzückend, verwirrend entgegentrat. Als er nun am heutigen Tage die Begeisterung für des Vaterlandes Größe und Freiheit überall habe in heilige Lohe aufschlagen sehen; als er sich habe überzeugen müssen, daß sich ein Volk noch für die edelsten geistigen Güter, des engen Privatinteresses vergessend und die Opfer nicht achtend, hinreißen lasse; als der Freiheit goldene Sonne auf einmal so strahlend über Florenz aufgegangen: — da sei es ihm wie Schuppen von den Augen gefallen; all sein dunkles, zielloses Sehnen und Seufzen habe auf einmal klar und gestaltvoll vor ihm gestanden; die in Sünde und Verdammniß verloren geglaubte Menschheit sei in aller ihrer unsterblichen Herrlichkeit wieder vor ihm aufgestiegen. Das hier zu bekennen mit unendlicher Freude und Dankbarkeit fühle er sich gedrungen, zugleich um Verzeihung bittend, daß die Macht der Gefühle ihn fortgerissen, mitten in dieser feierlichen Berathung über die Geschicke der Nationen von sich und seiner unbedeutenden Persönlichkeit zu reden.

Thränen erstickten seine Stimme; er breitete seine Arme über das Parterre aus, als wolle er die ganze Versammlung umarmen. Endlose, donnernde Beifallsbezeugungen folgten, mit jedem Augenblick sich steigernd; ein schmuziges Subject erkletterte die Loge von den Schultern seiner Nachbarn aus und

umarmte den begeisterten Jüngling gleichsam im Namen des Hauses. Nun aber wollte noch mancher seine Geschichte erzählen und den Beifall der Versammlung ernten; zwanzig Stimmen erhoben sich zugleich; Rufe, Reden, Bravos, Klatschen, Zischen, Pfeifen tönte durcheinander; dazwischen gebot die unaufhörlich läutende Schelle des Präsidenten vergebens Schweigen. Ermüdet und solcher Scenen gewohnt, setzte er sich endlich nieder, ruhig abwartend, bis sich die Hochflut des Enthusiasmus etwas verlaufen haben würde. Da kam Hilfe von Außen: ein sammetbejackter junger Popolano drängte sich durch die Coulissen und flüsterte dem Präsidenten etwas ins Ohr, das dieser sofort dem Vorstande mittheilte. Alle erhoben sich; auf einen Wink Niccolinis verschwanden die Fahnen aus den Logen des Prosceniums, um sofort auf der Bühne selbst wiederzuerscheinen. Der Sturm ließ inzwischen nach, die brausenden Wogen legten sich; Niccolini trat vor, warf sich in bühnengerechte Stellung und rief mit theatralischem Pathos: „Volk von Florenz! die von dir gewählte provisorische Regierung sendet dir die Botschaft, daß dein Eigenthum bereit steht, dich zu empfangen. Der Saal der Fünfhundert im alten Volkspalast der Republik ist zu unseren Versammlungen hergerichtet. Laßt uns alle vereint aufbrechen, um in feierlichem Zuge von unserem Eigenthum Besitz zu ergreifen!“

Die Rede fiel wie der Funke in ein Pulverfaß. Wie ein Kind, das lange ein schönes Spielwerk bewundert, heimlich den glücklichen Besitzer beneidend, vor Freuden in die Hände schlägt und außer sich geräth, wenn man ihm versichert, es solle fortan sein Eigenthum sein: so brachen hier die Bürger der neuen Republik in jubelndes Entzücken aus; in wildem Freudentaumel erhob sich das ganze Parterre; ein Theil voltigirte über die Pulte des Orchesters und erkletterte die Bühne, um den großmüthigen Schenkern dankbar um den Hals zu fallen; die andern drängten, sich überstürzend, zu den Thüren, um sofort den Besitzergreifungszug zu bilden. Voran schritt der Vorstand, von einem Dutzend schnell herbeigeschaffter Pechfackeln umgeben; ihm folgten die Fahnenträger, dann die Mitglieder des Clubs und „das Volk“ paarweise. Unter Absingung patriotischer Hymnen bewegte sich der Zug, unterwegs von Neugierigen und süßem Pöbel anschwellend wie eine Lawine, von jauchzenden Gassenbuben, den Polichinels dieser Komödie umtanzt, seinem „neuen Eigenthum“ zu, wälzte sich die breiten Treppen des Palazzo vecchio hinan und ergoß sich in wilder Flut in die glänzend erleuchtete Sala dei Cinquecento.

Mit diesem echt italienischen Bild schließen wir unsern Auszug, indem wir den Leser auffordern, das lebensvolle Ganze im Buch selbst anzusehn. — Von den übrigen Bildern haben uns die sicilianischen, z. B. die Besteigung des Aetna, am meisten angesprochen.

Ausblicke auf den Kriegsschauplatz.

2.

27. Mai 1859.

Mitte Mai des Jahres 1800 standen die Dinge in Piemont folgendermaßen. Die Oestreicher unter Melas hatten das Centrum der französischen Armee unter Massena durchbrochen. Massena selbst mit 28,000 Mann, unter denen aber fast zwei Drittel Kranke, war nach Genua zurückgeworfen und ward hier von 24,000 Oestreichern unter Ott blockirt. Der linke Flügel Massenas unter Suchet, höchstens 16,000 Mann, war an den Var zurückgetrieben und ihm gegenüber stand Melas mit 45,000 Mann. Kleinere östreichische Abtheilungen beobachteten die nördlichen und nordwestlichen Alpenpässe.

Unterdessen hatte Bonaparte seine Reservearmee versammelt und begann mit dieser, 36,000 Mann, am 15. Mai über den großen St. Bernhard nach Italien hinabzusteigen; verschiedene kleinere Abtheilungen, zusammen 25,000 bis 28,000 Mann, überschritten ungefähr gleichzeitig in seinen beiden Flanken den Mont Cenis, den kleinen St. Bernhard, den Simplon, den Gotthard.

Am 27. Mai hatte die Avantgarde der Reservearmee unter Lannes die Schwierigkeiten der Alpen und des berühmten Forts Bard im Aostathal überwunden und trat bei Ivrea in das Niederland ein; sie rückte nach Chivasso vor, und hinter ihr marschirte das Gros der Reservearmee über Buffalora nach Mailand, wo es am 1. und 2. Juni eintraf und sich mit den über den Simplon und St. Gotthard hinabgekommenen Abtheilungen in Verbindung setzte; auch Lannes ward von Chivasso herangezogen und am 5. und 6. Juni ließ Bonaparte seine Avantgarde unter Lannes und Murat, der in den folgenden Tagen die ganze Armee nachzog, bei Piacenza an das rechte (südliche) Poufer übergehn, um zum Entsatz Genuas zu schreiten.

Am 18. hatte Melas erfahren, daß der Uebergang Bonapartes über die Alpen begonnen habe; er ließ gegen Suchet am Var nur eine Division unter Elsnitz zurück und marschirte mit den übrigen Truppen auf Turin; auch Ott erhielt Befehl, Genua Genua sein zu lassen und sich mit der östreichischen Hauptmacht zu vereinigen.

Indessen war Genua bereits so in die Enge getrieben, daß Massena eine ihm allerdings äußerst günstige Convention mit Ott, der keine Zeit hatte, den Franzosen ungünstigere Bedingungen abzupressen, schließen mußte. Am 4. Juni ward diese Capitulation besiegelt und am 6. Juni marschirte Ott zur Vereinigung mit Melas auf Tortona ab.

Am 26. Mai war Melas in Turin eingetroffen, von wo er auf weitere

Nachrichten alsbald nach Aleſſandria zog; Ott, auf Tortona dirigirt, bildete ſeine Avantgarde und zog noch einige Tauſend Oeſtreicher an ſich, mit denen zuſammen er auf 15,000 Mann kam. Am 7. Juni war er in Novi, und erfuhr hier den Uebergang der Franzoſen über den Po; am 8. marſchirte er über Voghera nach Caſteggio, am 9. Juni ward er von Lannes, den bald der größte Theil der franzöſiſchen Armee unterſtützte, angegriffen. Es kam zu dem Treffen, welches pompöſerweiſe von den Franzoſen Schlacht von Montebello betitelt zu werden pflegt. Lannes ward ſpäterhin wegen dieſes Sieges Herzog von Montebello.

Ott ging nun auf Aleſſandria zurück und vereinigte ſich am linken Ufer der Bormida mit Melas, der die genannte Stadt am 10. Juni erreicht hatte. Melas hatte, Ott eingeſchloſſen, jetzt etwas über 40,000 Mann zur Stelle. Auch Elsnitz hatte ſich ſchon mit Melas vereinigt. Er war nämlich unmittelbar nachdem letzterer die Varlinie verlaſſen hatte, von Suchet angegriffen und geſchlagen worden und nun auf Turin marſchirt.

Am 13. Juni ſtand Bonaparte mit 28,000 Mann den Oeſtreichern unter Melas grade gegenüber bereits am linken Ufer der Scrivia; da er Melas nicht, wie er gehofft hatte, hier fand, ſendete er 9,000 Mann unter dem eben aus Aegypten angekommenen Deſaix links auf Novi, ſo daß er nur etwa 19,000 Mann unter ſeinem eigenen Commando behielt, deren Avantgarde unter Victor bis an die Bormida vorrückte.

Im Rücken der Oeſtreicher, doch noch in einiger Entfernung, ſtanden Suchet, welcher Elsnitz vom Var her gefolgt war und die franzöſiſchen Abtheilungen, welche über den kleinen St. Bernhard und den Mont Cenis vorgegangen waren.

Am 12. hatte Melas einen Kriegsrath gehalten, welcher eine Schlacht für unvermeidlich erklärte; am 14. Morgens rückten die Oeſtreicher über die Bormida vor. Es kam zu heftigen Gefechten an den Fontanonegraben und beim Dorfe Marengo, von welchem die Schlacht dieſes Tages ihren Namen hat. Die Franzoſen wurden glänzend geſchlagen. Sie waren im vollen Rückzug, als um 5 Uhr Abends Deſaix von Rivalta, von Bonaparte dringend gerufen herankommt, ſeine friſchen Truppen entwickelt und die ſorgloſen Oeſtreicher, die glauben, nun ruhig, wie im Frieden weiter marſchiren zu dürfen, deren Oberbefehlshaber bereits nach Aleſſandria zurückgegangen iſt, um ſeinen alten und müden Leib auszuruhen, ſeinerſeits energiſch angreift und ſterbend einen ebenſo glänzenden Sieg erkämpft als vorher die Niederlage glänzend geweſen war.

Am 15. Juni ſchließt darauf Melas eine Capitulation mit dem Erben des wahren Siegers, mit Bonaparte ab, der zufolge die Oeſtreicher Piemont, Genua und die Lombardei räumen und ſich unbeläſtigt hinter den Mincio zurückzie-

hen, während vorerſt die Franzoſen, den Oeſtreichern folgend, nur die Linie des Chieſa, (Salo, Montechiari, Aſola) dem Mincio gegenüber beſetzen dürfen.

Bonaparte hatte einſtweilen für ſich genug gethan; er überließ Maſſena den Oberbefehl. Maſſena mußte ſehr ſchnell durch Brune erſetzt werden, da er ein zu großer Stehldieb, — man verzeihe mir dieſen cumulirenden norddeutſchen Provinzialismus, weil er ſtimmt, — war.

Die ſchönen Tage des Juni haben wir noch vor uns. Einen vierzehnten Juni kann Napoleon der Dritte auch noch haben; einen Tag von Marengo, ſelbſt einen ſolchen, an dem er geſchlagen wird und an dem ein anderer für ihn doch die Schlacht gewinnt.

Schade iſt es nur, daß die Stellungen ziemlich umgekehrt ſind, die Franzoſen mit ihren Verbündeten diesmal Alpen und Apenninen im Rücken haben, die Oeſtreicher Mailand. Indeſſen umgekehrte Marengos ſind ebenſo erlaubt, als umgekehrte Montebellos.

Ein umgekehrtes Montebello haben wir bereits erlebt. Freilich am 20. Mai ſtatt am 9. Juni. Auch hieß der Franzoſe nicht Lannes, ſondern Forey und der Oeſtreicher nicht Ott, ſondern Stadion. Aber es iſt doch merkwürdig, daß die franzöſiſche Truppenmacht am 20. Mai 1859 etwa ebenſo ſtark war, als am 9. Juni 1800, — — und daß die öſtreichiſche Truppenmacht am 20. Mai 1859 von den Franzoſen ebenſo hoch taxirt ward, als es die vom 9. Juni 1800 ungefähr war.

Dabei können wir eine Bemerkung unmöglich unterdrücken. Von franzöſiſcher und piemonteſiſcher Seite ſind heute bereits, ſchlecht gezählt, zwanzig mehr oder minder ausführliche Berichte über das Treffen von Montebello in unſeren Händen, von öſtreichiſcher Seite ein einziger ſehr unvollkommner.

Iſt es möglich, daß die Oeſtreicher ſich einbilden, dies ſei ihnen günſtig? Wir können ihnen aus beſter, wohlbegründeter Ueberzeugung verſichern, daß ſie ſich in dieſem Falle gewaltig irren. Und wie können ſie daran glauben, die ſich doch — und mit Recht — die günſtige Meinung Deutſchlands gewinnen wollen? Meinen ſie nicht, daß in der öffentlichen Meinung von jedem, auch dem dümmſten Bericht etwas hängen bleibt? meinen ſie nicht, daß die öffentliche Stimme ſogar in ihre Armee eindringt? daß, wenn dieſe öffentliche Stimme von anderswoher geleitet wird, grade in der eignen Armee, in allen den Truppentheilen, die dem beſtimmten Gefecht nicht beigewohnt haben, die Wahrheit alſo ebenſo wenig und noch weniger kennen, als entfernte Beobachter, einiges Bedenken, entſchiedener Zweifel, welcher leicht ſicherer Vorbote der Niederlage ſein kann, entſtehn werde? Man ſollte es kaum glauben, daß ein ſolcher Aberglaube in einem ſo tüchtigen Generalſtab, als es der öſtreichiſche ohne Zweifel iſt, möglich wäre. Und doch — ſcheint es ſo.

Unsere Fragen sind berechtigt. Und sollte man es heut etwa bestreiten, so wird man es in vier Wochen zugeben, es müßte denn die östreichische Armee so ungemein und so entschieden glücklich sein, daß ihr Glück eben allen Verstand überflüssig machte. — Das ist freilich dann eine Sache für sich.

Wir sind schon oft in dem Fall gewesen, uns über den Gebrauch der Presse im Kriege, öffentlich und anderer Orten auszusprechen, wir sind dabei so vielen salbungsvoll vorgetragenen Albernheiten begegnet, daß wir es aufgegeben haben, durch ein Zusammenfassen unserer Meinung etwas ausrichten zu wollen. Indessen werden wir keine Gelegenheit vorübergehen lassen, auf die zu Tage liegenden Nachtheile einer Beschränkung der Presse in Kriegszeiten aufmerksam zu machen und die Organe der Presse mit dem Stempel der Lächerlichkeit zu brandmarken, welche — vielleicht blos aus Wichtigthuerei — so thun, als theilten sie nicht alles mit, was sie wissen, oder sich ernstlich Grenzen stecken, die ihnen die Staatsgesetzgebung nicht gesteckt hat.

Einer unserer Freunde hat einen „Operationsplan" für die nächste Zeit ausgedüftelt, welcher vielleicht nicht schlechter ist, als die andern, welche das Geheimniß von „nur sechs Männern" sind. Wir wollen ihn der Ergötzlichkeit halber zum Besten geben, da zum Weinen immer Zeit ist und das Lachen uns vielleicht bald vergeht.

Die Oestreicher, — sagt unser Freund — brauchen vor allen Dingen Geld, der bekannte Louis aber braucht eine Schlacht von Marengo; denn Geld hat er mehr als nöthig. So würde es wol möglich sein, eine Convention zu schließen, welche nachfolgende Artikel enthielte:

§. 1. Die Oestreicher verpflichten sich, Anfangs Juni dieselben Stellungen einzunehmen, welche 1800 Melas innehatte.

§. 2. Der Kaiser der Franzosen übergibt ihnen demnach Alessandria und die Bormidalinie; während er selbst seine Truppen an der Scrivia concentrirt.

§. 3. Beseelt von dem Wunsche, seinem großen Oheim nachzuahmen und folglich eine Schlacht von Marengo zu liefern, ist der Kaiser der Franzosen geneigt, für den Freundschaftsdienst, welchen ihm der Kaiser Franz Josef leistet, indem er obige beide §§. annimmt, 200 Millionen Franken in baarem Gelde zu zahlen, und außerdem jede aus Deutschland zurückgelieferte Helenamedaille mit 1000 Franken einzulösen, sofern der Inhaber auf diesen Preis nicht verzichtet.

§. 4. Ueber die Vertheilung von Sieg und Niederlage wird vorläufig nichts ausgemacht, vielmehr wird jedem überlassen zu siegen oder zu unterliegen, je nachdem er es vermag.

§. 5. Jedoch soll die französische ins Gefecht geführte Macht nach vorliegendem Exempel nur $^2/_3$ der betreffenden östreichischen betragen.

§. 6. Es wird angenommen, daß Graf Giulay so viel als Melas und Napoleon der Dritte so viel als der erste Consul gelte.

Ausgewechselt und unterschrieben ꝛc. ꝛc.

R.

Von der preußischen Grenze.

6. Juni. —

Alle sonstigen Reflexionen verstummen in diesem Augenblick vor der großen Thatsache: es ist vorgestern die erste Schlacht geschlagen. Zwar ist sie nicht entscheidend gewesen und wir sind entschieden geneigt, die im Moniteur angegebenen Zahlen auf Rechnung der französischen Windbeutelei zu schreiben; aber — die Oestreicher sind aus Piemont gedrängt, die französische Armee überschreitet den Tessino, Garibaldis Corps ist aus seiner bedrängten Lage befreit, Mailand ist kaum zu halten und weit früher als die schwärzeste Voraussicht es befürchtete, sieht sich die östreichische Armee auf die Mincioliníe angewiesen. Dieses Resultat erlaubt und fordert einen Rückschluß auf das Verfahren Oestreichs bei dem Ultimatum an Piemont, womit der Krieg begonnen wurde.

Große, kühne und durchgreifende Entschlüsse, bei denen man die Scheide wegwirft, können sich nur durch den Erfolg rechtfertigen. Hätte Oestreich im ersten Anlauf die piemontesische Armee zermalmt, Turin genommen und entweder den Frieden dictirt oder Genua und die Alpenpässe besetzt, um die noch unentwickelten Franzosen in die See und von den Bergen herabzuwerfen, so würde sich nicht eine einzige Stimme gefunden haben, die jenen Entschluß nicht als den heilsamsten gefeiert hätte. Was hat nun Oestreich aber gewonnen? Es hat die Lomellina durch Contribution ausgesogen, es ist in der Lage gewesen, sein eignes Varese zu plündern, wodurch es sich gewiß in Italien nicht populärer gemacht hat, es ist geschlagen und muthmaßlich auf seine zweite Vertheidigungslinie gedrängt. Dies ist der Preis, um dessentwillen es die diplomatischen Verhandlungen mit England und Preußen abgebrochen und diesen beiden Staaten, denen die italienische Verwicklung höchst ungelegen kommen mußte, wenigstens formal das Recht gegeben hat, dem angreifenden Staat vorläufig die Durchführung seiner eignen Angelegenheit allein zu überlassen.

Man sage auch nicht, daß ein Erfolg sich nicht berechnen lasse: jener Schritt durfte nur gewagt werden, sobald der Erfolg zu berechnen war; man konnte ihn mit dem militärischen Correspondenten im vorigen Heft der Grenzboten nur dann einen politisch braven nennen, wenn er strategisch wohl überlegt war.

Sollte aber Oestreich mit jenem Schritt die Absicht verbunden haben, dadurch Preußen wider seinen Willen in den Krieg hineinzuziehn, so hätte sich dieses, gelinde gesagt, unklug gewählte Mittel, gleichfalls als unzureichend erwiesen.

Lassen wir indeß diesen unerquicklichen Rückblick bei Seite, und suchen uns klar

zu machen, was Deutschland jetzt zu thun hat. Näher und näher wälzen sich die kämpfenden Heeresmassen unsern Grenzen und die für die Aufrechthaltung unsrer Ehre, ja unsrer Integrität so nothwendige Einigkeit der deutschen Staaten und Völker ist getrübter als jemals; wir wollen hoffen, daß jetzt, wo die Gefahr in vollem schwerem Ernst sich naht, die Besonnenheit einigermaßen zurückkehren wird. Mit bitterm Unmuth wird der Deutsche den höhnischen Artikel der Times gelesen haben, in welchem die Berserkerwuth des deutschen Michel und sein Plan, ohne weiteres in Paris einzumarschiren, verspottet wird. Zwar haben die Engländer zu diesem Hohn nicht das geringste Recht, denn für die gegenwärtige Haltung der britischen Regierung und des britischen Volkes möchte der Ausdruck kläglich wol der bezeichnendste sein; aber der Hohn trifft, ja es ist toller, als die Times meint. In Augsburg, dem Centrum der neuesten öffentlichen Meinung, verlangte man von Preußen, dem vermeintlichen Büttel des heiligen römischen Reichs, nicht blos den Einmarsch in Paris, sondern auch den Einmarsch in Moskau, und man stellte diese billige und bescheidene Zumuthung, indem man Preußen zugleich mit den frechsten Schmähungen überhäufte.

Der im Uebrigen beklagenswerthe Tag von Magenta wird die Folge haben, daß dieses Unwesen ein Ende nimmt. Es gibt wahrlich kein sonderbareres Mittel, die deutsche Einigkeit zu befördern, als die fortgesetzte Verdächtigung, Schmähung und Verleumdung des ersten deutschen Staats. Welche Wirkung das auf das preußische Volk ausgeübt hat, darüber gibt die Nationalzeitung die beste Vorstellung, die früher heftig auf die Beschleunigung unserer kriegerischen Thätigkeit drang, jetzt aber in ihren Nummern vom 1., 2. und 5. Juni in harten, aber keineswegs zu harten Worten sich darüber ausspricht, daß Preußen sich bei fortgesetzten Angriffen umsehn müsse, wo eigentlich seine Feinde sind.

Und wenn wir auch mit dem preußischen Minister von Schleinitz gern zugeben wollen, daß selbst hinter diesen Angriffen gegen Preußen eine an sich ehrenwerthe Gesinnung, das lebhafte Gefühl der deutschen Ehre sich versteckt, so wird uns doch niemand darüber täuschen, wer die eigentlichen Aufhetzer und Einbläser dieser Stimmung gewesen sind. Es waren die nämlichen, welche die Uebernahme der Regentschaft des Prinzen von Preußen mit hämischen Verdächtigungen begrüßten und die überhaupt während der letzten zehn Jahre jeden Fortschritt Preußens mit bitterm Mißtrauen, jede Thorheit Preußens mit höhnischer Schadenfreude besprochen haben. Freilich sind es nicht hauptsächlich die Ultramontanen die zwar im Allgemeinen Preußen nicht lieben, aber doch unter Umständen sich mit ihm verständigen würden, sondern es ist das particularistisch gesinnte Junkerthum, das ein fortschreitendes Preußen als seinen tödtlichsten Feind betrachten muß.

Lehrreich waren in dieser Beziehung die ersten Sitzungen der sächsischen Kammern. Der Minister Freiherr v. Beust hat sich im Allgemeinen gemäßigt und reservirt ausgedrückt und wenigstens mittelbar entschieden genug die Solidarität mit denjenigen zurückgewiesen, die Deutschland in dieser Krisis spalten wollen. In der That, welche deutsche Regierung sollte wol im Ernst darauf denken, sich in dieser schweren Zeit von Preußen zu trennen! Dafür hat er denn auch hören müssen, daß seine Eröffnungen keineswegs befriedigten; wahrscheinlich hat man die Anzeige des

Tages erwartet, an welchem der Einzug in Paris einem verehrungswürdigen Publicum vorgeführt werden sollte.

Die Rede des Freiherrn v. Beust erinnert in mancher Beziehung an die Rede des Freiherrn von Schleinitz. Beide polemisiren gegen die Presse, der eine gegen die preußische, der andere gegen die süddeutsche. Wenn der sächsische Minister es für nothwendig hielt, die Meinung zu widerlegen, daß Sachsen keine eigne politische Ueberzeugung, kein Recht und keine Pflicht habe, für die deutsche Sache nach dieser Ueberzeugung einzutreten, so wissen wir nicht, wer diese unsinnige Meinung ausgesprochen haben mag: nur aus der Einstimmigkeit aller deutschen Stämme kann ein allgemeiner deutscher Aufschwung hervorgehn. Aber wenn wir uns mit dem Zweck einverstanden erklären, so erscheint uns die Wahl der Mittel zweifelhaft. Es gab nur ein Mittel, die Einigkeit Deutschlands wirklich hervorzubringen, das herzliche, offene und redliche Einvernehmen mit Preußen. Statt dessen hat man mit Oestreich und den andern Mittelstaaten verhandelt und man hat nicht einen einzigen Schritt gethan, den gerechten Ansprüchen, die Preußen machen mußte, wenn der furchtbare Krieg mit einiger Hoffnung auf Erfolg aufgenommen werden sollte, entgegenzukommen. Zwar sind uns die diplomatischen Verhandlungen vollkommen unbekannt und auch die preußische Regierung hat leider das Volk vollständig im Unklaren darüber gelassen, was sie eigentlich begehrt, aber die Thatsachen schreien laut genug. Die Mittelstaaten mußten nicht erst abwarten, daß Preußen für diese Zeit der Noth die Leitung der deutschen Angelegenheit begehrte, sondern sie mußten sie auf das dringendste von ihm fordern. Es ist Raserei, die Sache so darzustellen, als sei Preußen der am meisten gefährdete Theil.

In der That scheint sich mehr und mehr die Ueberzeugung herauszustellen, daß der bisher eingeschlagene Weg ein unrichtiger war. So schlägt z. B. der gut unterrichtete Correspondent der Leipziger Zeitung aus Thüringen am 3. Juni einen ganz andern Ton an; er gesteht zu, daß die preußische Armee am frühesten gerüstet war, während andere Contingente noch sehr im Rückstand sind, er bezeichnet den Antrag Hannovers als ein Vertrauensvotum, er sagt: „man kann es begreifen und sich dabei beruhigen, daß Preußen die übrigen Regierungen gerüstet (hört!), den Kampf begonnen sehn und die Wendung desselben abwarten wollte.“ Er setzt hinzu: „die Stimmung Deutschlands mag der Zeit nach zu früh den Grad, den wir sahen, gefunden, man mag ihr statt *einer* zwei Richtungen, die zweite zum Nachtheil der ersten gegeben haben.“ — Ja wol! man hat ihr zwei Richtungen *gegeben* und es ist möglich, daß die Richtung gegen Preußen die Richtung gegen Frankreich nicht fördert! Wenn er aber dann hinzusetzt: „genug sie ist da!“ und mit dieser Bemerkung die Sache erledigt zu haben glaubt, so erlauben wir uns dieser ultrademokratischen Idee, diesem fanatischen Aberglauben an die Volkssouveränetät die Worte der Nationalzeitung entgegenzuhalten, die man wenigstens nicht einer antidemokratischen Richtung beschuldigen wird: „Eine sich selbst unklare Deutschthümelei hat die verwirrende Lehre verbreitet, daß Preußen stets nach „Sympathien“ trachten müsse; dieser Satz ist, wenn er falsch verstanden und thöricht angewendet wird, der Nagel zum Sarge Preußens. Jeder Vernünftige muß einsehen, daß wir so gut einen Mohren weiß zu waschen wie der östreichischen Partei der deutschen Höfe Sympathien abzugewinnen im Stande sind; überhaupt aber fördert ein Staat

sich nie durch gemüthliches Zureden ihm zu vertrauen, sondern die Anerkennung, die durch kräftiges Handeln erzwungen wird, das sind die Sympathien, die Werth haben. Die Regierung kann sich über die Lage des Landes nicht täuschen. Wenn sie darauf gefaßt ist, nach den Umständen früher oder später das Land in ein Lager zu verwandeln, das Volk zu den Waffen zu rufen, so kann sie zur Vorbereitung nicht Monate lang sich und das Volk auf das übermüthigste beleidigen lassen; Leute, die höhnische Reden einstecken sind keine Krieger. Wir können von jetzt ab erwarten, daß unsere Diplomatie alles Wortgeflunker, welches sich an unserem Recht und an unserer Ehre vergeht, kurz und gut von sich fern zu halten verstehe; wir wünschen jetzt das ceterum censeo aus ihrem Munde zu wissen, daß Preußen nicht durch Phrasen, sondern durch die Gewalt der Waffen bezwungen werde." Der thüringer Correspondent geht aber noch weiter, er stellt es zwar als den äußersten Fall dar, den man aufs sorgfältigste vermeiden müsse, der aber doch in Betracht komme: — daß Deutschland ohne Preußen in den Kampf geht! — Es ist wunderbar, wie eine unklare phantastische Stimmung auch besonnene Männer ansteckt, die doch sonst nicht auf Redensarten, sondern auf Realitäten zu sehn gewohnt sind. Soll etwa Oestreich mit dem übrigen Deutschland ohne Preußen auch in Paris, Moskau und Turin zugleich einrücken? oder meint man etwa, daß Preußen zusehn darf, wenn Hannover, Mecklenburg, Hessen-Kassel und andere Staaten Frankreich mit Krieg überziehen? Man hat immer so viel hin und her vom rechtlichen Standpunkt über die Souverainetät der einzelnen Staaten und über ihre Befugniß Krieg zu führen geredet, daß man darüber ganz die Untersuchung der realen Mittel Krieg zu führen vergessen hat. In dieser Beziehung ist die Souveränetät eines jeden Staats begrenzt. Wenn Anhalt-Dessau ohne Preußens Einwilligung keinen andern Staat mit Krieg überziehen kann, weil seine Truppen preußisches Gebiet berühren müssen, so hat sich in der neufchateller Angelegenheit traurigen Angedenkens gezeigt, daß auch Preußens Kriegsmacht seine Grenzen hat. Ohne Frankreichs Vermittelung wäre damals Preußen, dank den östreichischen Intriguen, obgleich es das vollste Recht auf seiner Seite hatte, schwer gedemüthigt worden. Eine solche reale Schranke der Souveränetät kann die Würde eines Staats nicht beeinträchtigen. Die norddeutschen Staaten können ihrer Lage nach keinen Krieg führen, ohne Preußen entweder zum Verbündeten oder zum Feinde zu haben; wenn sie aber daraus folgern, daß Preußen in jedem Kriege, den sie anfangen, ihr Verbündeter sein muß, so ist das eine übereilte Folgerung. Die Sache ist so ernst, so folgenschwer, so verhängnißvoll für Deutschlands Zukunft, daß die frivole Art, mit welcher die modernsten Vertreter der Volkssouveränetät sie behandeln, jeden redlichen Freund des Vaterlandes empören muß. —

7. Juni. — So sorgfältig in diesem Augenblick der Krisis alles zu vermeiden ist, was die Uneinigkeit in Deutschland durch Erneuerung des alten Parteihaders vermehren kann, so dürfen wir doch Symptome der Parteiung nicht unbeachtet lassen, die eine Gefahr für den Staat verrathen. — Ein eclatantes Beispiel gibt eine Correspondenz, die sich die Kreuzzeitung aus Süddeutschland schreiben läßt; leider haben wir sie im Augenblick nicht vor Augen und können nicht wörtlich citiren; doch ist der Sinn folgender: die jetzige Richtung der preußischen Regierung [d. h. das gegenwärtige Ministerium] habe allseitig so großen Argwohn erregt, daß zu be-

fürchten sei, die Conservativen aller Staaten werden sich an Oestreich, oder an Frankreich, oder an beide zugleich anschließen. — Was das Letztere heißen soll, davon später.

Unserm Ministerium werden hoffentlich bald die Augen darüber aufgehen, daß es in diesen Regionen etwas mehr aufräumen muß, wenn es nicht die Gefahr der Anarchie auf sich laden will. Preßprocesse (es sind wirklich einige Processe gegen Blätter dieser Farbe angestellt) sagen gar nichts; die Presse ist nur ein Organ bestehender Parteien, und es ist nicht nur rechtlich geboten, sondern für den Staat selbst von der größten Wichtigkeit, daß alle bestehenden Parteien sich mit vollkommener Freiheit aussprechen. Aber das darf nicht sein, daß Zeitschriften, die eine solche Gesinnung bekennen, sich zugleich für die eigentlichen Organe des monarchischen Princips ausgeben. Preußen wundert sich, woher das Mißtrauen in seine Festigkeit bei den andern Deutschen zu erklären sei? — Einfach daraus, daß man noch nicht recht weiß, wer Koch und wer Kellner ist. — Einheit in die Regierung zu bringen, dürfte grade unter den gegenwärtigen Umständen sehr dringend geboten sein; daß sie noch nicht vorhanden ist, zeigen Artikel wie der obige.

Das „Dresdner Journal" — bekanntlich das officielle Blatt der sächsischen Regierung — hat jene Artikel ohne weitere Anmerkung abgedruckt. Was das heißen soll, ist doch wol deutlich.

Was nun jene wunderbare Idee betrifft — das eventuelle Zusammengehen der Conservativen mit Oestreich und Frankreich zugleich — so dürfte der folgende Passus aus der schon erwähnten Rede des Freiherrn von Beust einige Aufklärung geben.

„Es kommt noch in Betracht, daß Deutschland, wenn es auf der einen Seite sich für berufen hält, im Kriege Oestreich nicht fallen zu lassen, sondern ihm eine wirksame Unterstützung zu gewähren, auf der andern Seite auch ein Interesse dabei hat, wie Oestreich den Frieden schließt und wie sich überhaupt die Dinge nach dem Frieden gestalten. Und in dieser Beziehung unterliegt es keinem Zweifel, daß auf der einen Seite Preußen und der deutsche Bund einen viel wirksamern und nachhaltigern Einfluß in diesem Moment auszuüben haben werden, wenn sie bereits eine für Oestreich fühlbare und wirksame und daher schwer zu entbehrende [deutlicher doch wol: die schwer zu entbehren gewesen wäre] Unterstützung geleistet haben; während auf der andern Seite, wenn, was gar nicht unmöglich ist, Oestreich in den Fall kommen könnte, vielleicht infolge einer zufälligen Disposition des Gegners, einen Frieden bald abzuschließen, der auch nicht allzuläßig für Oestreich sein könnte, ehe noch von Seiten Deutschlands irgend etwas geschehen wäre, was Oestreich verpflichtet hätte, dann Oestreich auch kein hinreichendes Motiv haben würde, auf Deutschland beim Frieden wesentlich Rücksicht zu nehmen. Und es ist nicht zu vergessen die Erfahrung, die man beim pariser Frieden gemacht hat, wo wir sehen, wie schnell die bittersten Feinde nach einem Frieden zu Freunden werden. Die letztere Betrachtung richte ich wieder am allerwenigsten an die Mitglieder dieser hohen Kammer, sondern ich richte sie über diesen Saal hinaus an diejenigen, welche mitunter von dem Gedanken etwas präoccupirt sind, als könne Deutschland durch ein rasches Eintreten sich dem aussetzen, Oestreich zu freie Hand auch in innern deutschen Angelegenheiten zu gewähren. Im Gegentheil! je eher Deutschland eintritt und je werthvoller die Unterstützung ist, die es Oestreich

gewährt, desto mehr hat es auch zu erwarten, daß bei einem Friedensschluß und bei einer Neugestaltung der Dinge, die jedem Friedensschluß folgt, von Oestreichs Seite auf die deutschen Bundesgenossen nach jeder Richtung hin Rücksicht genommen werden wird."

Da diese Betrachtungen — weit über den Saal der ersten sächsischen Kammer hinaus — an diejenigen gerichtet sind, welche von ähnlichen Gedanken etwas präoccupirt sind, wie wir, so sei uns ein näheres Eingehn auf dieselben verstattet.

Eigentlich müßte man glauben, die Unterstützung des Bundes könne nur den Zweck haben, Oestreich einen schnellen „nicht allzu lästigen" Frieden zu verschaffen, und wenn Oestreich in der Lage wäre, diesen Zweck ohne jene Hilfe zu erreichen, so sei es nützlicher für beide Theile. — Indeß sind jene Betrachtungen nicht ohne Gewicht. Aus dem Diplomatischen übersetzt, kommen sie ungefähr auf die im vorigen Heft von uns besprochene Ansicht eines deutschen Blatts heraus: Oestreich könne gar wol auf Kosten Deutschlands mit Frankreich Frieden schließen. (Und dies ist wol der Fall, den die Kreuzzeitung vorsieht, wenn sie die Verbindung aller Conservativen mit Oestreich und Frankreich gegen Preußen in Aussicht stellt.) Dies zu vermeiden, meint der Minister, ist wol das zweckmäßigste Mittel, wenn man Oestreichs Dankbarkeit erregt.

Es ist mit der politischen Dankbarkeit eine eigne Sache. Als Preußen im Mai 1849 zur Niederwerfung des dresdner Aufruhrs willig seine Hilfe geliehen, klagte später Herr v. Manteuffel, wie es einem sentimentalen Staatsmann ziemt, auch über Sachsens Undank. Wir billigen ganz im Gegentheil das Verfahren Sachsens, sich in ernsthaften Dingen nicht durch das Gefühl der Dankbarkeit, sondern durch die Rücksicht auf seine Interessen bestimmen zu lassen. Auf Dankbarkeit rechnet in der Politik nur der Schwächling, und Oestreich ist ein viel zu lebenskräftiger Staat, um sich solchen Gemüthsanwandlungen hinzugeben — es hat das auch hinlänglich gezeigt. Mit dieser Rechnung wäre es also, namentlich von Seiten Preußens, das doch mehr und mehr über die deutschen Stimmungen aufs Reine kommt, eine sehr bedenkliche Speculation.

Daß Oestreich im Frieden die preußische Rheinprovinz an Frankreich abtreten sollte, wäre zwar etwas Neues, aber dieser Umstand wäre noch kein Beweis für die Unmöglichkeit der Sache. Aber — warum sollte Oestreich denn einen solchen Frieden nicht schließen, wenn wir alle nach einem mehrjährigen Kriege erschöpft wären, wenn Preußen kein Heer mehr hätte? — Man denke doch an den Frieden von Tilsit! Preußen war auf Anreizung Rußlands in den Krieg gegangen — das Weitre „verschweig' ich, doch weiß es die Welt!" — Nicht wir sind es, die solche Eventualitäten in Rechnung zu ziehen den Anfang gemacht haben.

Nein, wir verlangen solidere Garantien dafür, daß „bei der Neugestaltung der Dinge, die jedem Friedensschluß folgt," auf die deutschen Bundesgenossen „nach allen Seiten hin Rücksicht genommen werde." Die Dankbarkeit ist eine Tugend, aber zur Garantie ist sie nicht solid genug.

Die Drohung Rußlands, falls der deutsche Bund sich in die italienische Sache einließe, scheint nun erfolgt zu sein. Preußen wäre also den feindlichen Heeren vom Rhein, von der Nordsee, von der Ostsee, von Polen ausgesetzt. Von England ist sehr wenig zu erwarten, wenn Lord Derby bleibt; nichts, wenn Palmerston ans

Ruder kommt, der ja stets die Mincio-grenze verfochten hat. Einer solchen Gefahr der völligsten Zertrümmerung sich auszusetzen, wäre von Seiten Preußens nicht blos Tollkühnheit, sondern halber Wahnsinn, wenn es sich vorher nicht die Garantien verschafft hat 1) für die Möglichkeit des Sieges; 2) für eine Entschädigung für seine schweren Opfer im Fall des Sieges.

Die Möglichkeit (nicht etwa die Wahrscheinlichkeit) des Sieges liegt aber in der ausschließlichen Verfügung über alle deutschen Streitkräfte. — Ohne diese ist der Sieg über Rußland und Frankreich zugleich unmöglich. — Sollte es auch nur einen deutschen Minister geben, der das ernstlich bezweifelte! Worauf wartet man denn? — Daß die fidelen augsburger Politiker anderer Ansicht sind, die im Siegeszug, ja im rauschenden Galopp lustig nach Paris und Moskau zugleich tänzeln, ändert nichts; daß man durchreisenden ungarischen Truppen bairisch Bier, Chokolade und Cigarren verabfolgt, ist ein gutes Zeichen; aber damit werden noch keine leipziger Schlachten gewonnen. Und davon ist die Rede, das sollten die fidelen Politiker überlegen! Um Schlachten, wo hunderttausend Leichen den Boden düngen! um jahrelange Zerstörung aller Cultur! um Erschlaffung Deutschlands auf Jahrzehente! — Solchen Krieg fängt man nicht an wie ein fideler Bursch sein erstes Duell! — Erst bestellt man sein Haus, ehe man hineinzieht.

Wir wollen noch einen, sehr zarten Punkt berühren. — Wenn das Sträuben der Mittelstaaten, sich Preußens Führung unbedingt anzuvertrauen, zunächst auf einem — an sich gerechtfertigten, aber in diesem Fall gefährlichen — Particularismus beruht, so hat es auch wol einen anderen, erheblichern Grund. — Man zweifelt an Preußens Fähigkeit, die Führung zu übernehmen; an seinem Verstand, an seinem Muth, an seiner Entschlossenheit. — Wir sind im Begriff, ein scheinbar sehr anfechtbares, aber sehr ernstgemeintes Wort auszusprechen, dem wir ernsthafteste Ueberlegung wünschen: — auch in diesem Fall muß Preußen die unbedingte Führung übertragen werden. Die jetzige Regierung ist viel besser als die vorige; aber wäre sie auch viel schlechter, — wenn wir den Krieg übernehmen, so muß sie die Dictatur erhalten; es gibt keinen andern Weg, wenn das Ende des Kriegs nicht Schmach, Elend und Vernichtung sein soll. — Oder soll etwa die „öffentliche Meinung", vielleicht in den bairischen Bierstuben, die Generale commandiren, wie man 1848 ganz im Ernst versuchte, wo von den Clubs ihnen Verhaltungsbefehle ertheilt wurden? — Noch einmal: wäre auch Preußens Regierung die unfähigste aller deutschen Regierungen, es kann doch keine andere die Leitung übernehmen. —

Wie es auch mit der Bestellung eines Bundesfeldherrn, der Corpscommandanten u. s. w. gehalten werden mag — hier muß vor allem die militärische Tüchtigkeit entscheiden — in letzter Instanz muß doch immer ein souveräner Wille sein, der die Kriegsoperationen strategisch überwacht und politisch lenkt. — Die Freiheitskriege darf man hier nicht anführen; dort wurde Napoleon durch eine ungeheure Uebermacht erdrückt, und trotzdem hatten die Feldzüge einige bedenkliche Augenblicke.

Jener souveräne Wille kann nicht in einer Versammlung von Diplomaten, er muß in einer wirklichen Person vertreten sein, wenn die Schnelligkeit der Ausführung dem Entschluß gleichkommen soll. — Hier ist nur die Wahl zwischen dem Kaiser von Oestreich und dem Prinzen von Preußen. — Oder ist das eine Wahl? — Für Preußen nicht.

Es versteht sich von selbst, daß die höchste Autorität, die den Krieg führt, auch die Kriegs- und Friedensunterhandlungen leitet. — In welchem Sinn, darüber wird freilich zwischen den Souveränen (den Vollmachtgebern) und dem bevollmächtigten Fürsten vorher eine Verständigung stattfinden müssen; aber von einem absolut bindenden Mandat kann auch da keine Rede sein, da man die Ereignisse nicht vorher berechnen kann. — Sehr verwickelte, sehr unbequeme Verhältnisse auf beiden Seiten; eine drückende Last des Vertrauens für Preußen, eine schwere Sorge über das Geschick und den guten Willen des Bevollmächtigten bei den andern. — Aber so steht die Sache. Der deutsche Bund ist auf friedliche Verhältnisse berechnet, und reicht dafür aus; aber — silent leges inter arma! Und auf jeden Krieg muß doch ein Friede folgen; die Friedensbedingungen festzustellen, dazu ist wiederum eine Diplomatenversammlung von dreißig Staaten nicht angethan.

Im Grund sieht das auch jeder ein; nur das Gefühl sträubt sich.

Und hier kann Preußen viel thun. Auch wir sind mit dem Gang der Regierung nicht ganz einverstanden. Sie ist viel besser als ihr Ruf, aber — das ist eben schlimm! Sie geht ruhig ihren Weg, ohne Ostentation — vielleicht ein wenig schwankend, aber doch im Ganzen in gerader Linie; sie ist sehr redlich deutsch — die deutschen Höfe wissen es sehr wohl, aber nicht das Volk —; sie ist opferbereit, sie ist sehr gut gerüstet und kann in kürzester Frist sich nöthigenfalls allein mit Frankreich messen. — Aber das genügt nicht. Eine Zeit aufgeregten Gefühls will nicht blos besonnenes Handeln, sie will Worte, Schaustellung, energische Action. — Und darin ist Preußen, wie immer, sehr ungeschickt. — Was hilft es, wenn die Nationalzeitung und andere mit der Regierung in keiner Beziehung stehende preußische Blätter mit dem Säbel rasselt und den Kolben aufstößt? was hilft es, wenn gleich darauf die „Preußische Zeitung", das Organ der Regierung, gefühlvoll winselt! — Wenn wir den deutschen Staaten, in ihrem eignen und unserer aller Interesse, anempfehlen, sich der Führung Preußens anzuvertrauen — wundern kann man sich nicht, daß sie zögern; denn wenn man führen will, muß man zu gebieten wissen. — Preußen habe nur das Gefühl der eignen Kraft, und Deutschland wird bald einig sein, auch wenn von Osten, Westen und Süden zugleich die Feinde vordringen.

† †

Aus Leipzig.

Das Jubiläum der „Neuen Zeitschrift für Musik" — bekanntlich das Organ der Zukunftsmusiker, die sich jetzt als „weimarische Schule" officiell constituirt haben, gab Gelegenheit zu einer sehr umfangreichen musikalischen Schaustellung, in der jene Schule alle ihre Kräfte entfaltete. Es ist im Lauf von vier oder fünf Tagen so viel Musik gemacht worden, daß selbst der Leipziger, der in dieser Beziehung mehr verträgt als irgend ein continentaler Europäer, zuletzt erschöpft zusammensank. Die Berichte der hiesigen Kritiker beginnen und enden mit Stoßseufzern völliger Ermüdung. — Es hat natürlich auch an Festessen, Reden und constituirenden Versammlungen nicht gefehlt; die letzten sind, so weit uns bekannt, ohne erhebliche Wirkung

geblieben, wie das in solchen Fällen immer geht. — Abgesehn von Sebastian Bachs hoher Messe, die, vom Riedelschen Gesangverein aufgeführt, wol nur zufällig in diesen Zusammenhang eintrat, und dem — brillant ausgeführten — H-moll Duo für Pianoforte und Violine von Franz Schubert sind nur Erzeugnisse der modernen Richtung aufgeführt, denn auch Schumanns Genoveva und Manfred-Ouvertüre kann man in gewissem Sinn dazu rechnen. Den Mittelpunkt der Aufführungen bildete die „Graner Festmesse" von Franz Liszt; daran schloß sich „Tasso", eine „symphonische Dichtung" desselben Componisten, das Lied Loreley und Clavierstücke; die Ouvertüre zu Richard Wagners Tristan und Isolde und ein Duett aus dem „fliegenden Holländer;" eine Arie aus „Benvenuto Cellini;" ein Trio von O. Bach (wenn wir recht berichtet sind, einem Bruder des östreichischen Ministers), ein Duo von Franz Berwald, und ein Quartett von Karl Müller, dem Meininger. — Man ist sehr heiter gewesen, hat neue Bekanntschaften gemacht, alte erneut; Liszts bekannte Liebenswürdigkeit hat wieder viele bezaubert, und er ist mit all den Ehren aufgenommen, die einem so hochbegabten Mann geziemen. Was die Musik betrifft, die man gehört hat, so ist man im Ganzen zweifelhaft geblieben, ob das Musik ist — oder auch nicht zweifelhaft. — Indeß wer sollte es strebsamen Künstlern verargen, da von den Anhängern der alten Musik wenig oder nichts geleistet wird, sich in ihrer Weise geltend zu machen? da sie doch im Grund niemand damit in den Weg treten. — Für die conservative Richtung — deren Freunde auch wir sind — bleibt jetzt der einzige Beruf, in den classischen Reichthum unsrer guten Zeit immer tiefer einzudringen; wie redlich und verständnißvoll das geschieht, zeigen hinreichend die Bach- und Händelgesellschaften; zeigen Institute wie das hiesige Gewandhaus unter Rietz und namentlich der Riedelsche Verein, dessen aufopfernder Thätigkeit das musikalische Leipzig für seine Bildung sehr ernsthaften Dank schuldig ist. Wenn neuerdings manches geschrieben und aufgeführt wird, was anders gebildete Ohren, eine anders angelegte Empfindung verlangt, so ist es am Ende eine genügende Reaction, demselben nicht beizuwohnen. Wenn Liszt in der Composition keine gute Schule gibt, so hat er auf die Technik desto segensreicher gewirkt, wie z. B. die ausgezeichneten Leistungen von Bülows bekunden. —

Bei J. J. Weber ist eine gut geschriebene Skizze von L. Häusser: „Karl Freiherr vom Stein", mit Porträt erschienen; der Ertrag ist für das Denkmal dieses großen Deutschen bestimmt; in der Darstellung spiegelt sich die Empfindung der Gegenwart. „Wenn die Zeiten der Schande und Unterdrückung nicht wiederkehren, so ist das vor allem das unvergängliche Verdienst solcher Männer." —

Unter den Gelegenheitsschriften zur Instruction des Publicums zeichnen sich Lorcks Zeithefte durch Vollständigkeit und besonnene Bearbeitung aus. Sie enthalten: Kaiser Franz Joseph und seine Feldherrn und Staatsmänner; das Kriegstheater in Oberitalien; politische Charaktere Italiens; und „wie der Krieg entstand." Damit im Zusammenhang steht das im Ganzen sehr gut redigirte biographische Lexikon der Gegenwart": „Männer der Zeit" (Leipzig, Lorck), bis jetzt sechs Hefte. —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Schiller als Hiſtoriker.

Schillers Beſchäftigung mit der Geſchichte war freilich nur eine Epiſode in ſeiner glänzenden Laufbahn, aber charakteriſtiſch für die Art ſeines Schaffens und Beobachtens, einflußreich auf ſeine weitere Entwickelung und von nicht geringen Folgen für die deutſche Geſchichtſchreibung im Allgemeinen. Wenn er ſie bald zu Gunſten philoſophiſcher Studien aufgab und in den letzteren die Unruhe ſeines Geiſtes und den Trieb zur Conſtruction mehr befriedigen konnte, ſo dürfte doch für ſeine wirkliche Bildung das beſcheidenere Studium nachhaltiger geweſen ſein: die Geſchichte gab ihm Stoff und wies ihm Grenzen, während die Speculation ſeiner ohnehin ſchon ſehr angeſpannten Selbſtthätigkeit unbeſtimmte und daher im Ganzen unpoetiſche Ausſichten eröffnete. Wallenſtein und Tell hätte er ſchwerlich geſchrieben, ohne vorhergehende Uebung des hiſtoriſchen Blicks; die in dieſen und andern Stücken hervortretenden Speculationen würde man gern entbehren.

Als Schiller mit genialer Keckheit durch das wilde Nachtgemälde der Räuber die deutſche Jugend in Aufruhr ſetzte, waltete das Gefühl ſeiner ſchöpferiſchen Kraft um ſo unbedingter in ihm, da ſeine Bildung ihm keine Schranken zeigte. Er hatte die Militärakademie ſehr unwiſſend verlaſſen und der Verkehr mit Schauſpielern und untergeordneten Perſönlichkeiten konnte ihn auf die Mängel ſeines Geiſtes nicht aufmerkſam machen, und doch war er nicht zufrieden mit ſich, da ſich der Kritiker frühzeitig in ihm regte. Erſt der Umgang mit dem harmoniſch gebildeten Körner verrieth ihm, was ihm fehlte, und wie liebevoll ſich auch Körner dem Genius unterordnete, ſo wußte er doch in der Kritik die Ueberlegenheit ſeiner Bildung ſehr heilſam geltend zu machen. Schillers Ehrgeiz konnte auf die Dauer dies Gefühl nicht ertragen, und bei ſeiner unermüdlichen Energie mochte er ſich wol zutraun, das Verhältniß bald zu ſeinem Vortheil zu wenden. Schon Fiesco und Don Carlos hatten ihn flüchtig für die Geſchichte gewonnen; in Dresden ſcheint er trotz ſeiner Beſchäftigung mit den philoſophiſchen Briefen eifriger darauf eingegangen zu ſein, wenigſtens findet ſich folgende Stelle in einem Brief an Körner 15. April 1786: „Täglich wird mir die Geſchichte theurer. Ich habe

dieſe Woche eine Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs geleſen und mein Kopf iſt mir noch ganz warm davon: daß doch die Epoche des höchſten Nationalelends auch zugleich die glänzendſte Epoche menſchlicher Kraft iſt! Wie viele große Männer gingen aus dieſer Nacht hervor! Ich wollte, daß ich zehn Jahr hintereinander nichts als Geſchichte ſtudirt hätte, ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl ſein. Meinſt du, daß ichs noch werde nachholen können?"

Weiter erfahren wir freilich nichts, aber wir können uns die Lücken leicht ergänzen. — Der Erfolg des Don Carlos konnte ihn nicht befriedigen, wenn er ihn mit dem der Räuber verglich, und hier war er ſich doch bewußt, ein ganz anderes Kunſtwerk geliefert zu haben. Don Carlos ſelbſt hat eine innere Geſchichte. Zuerſt iſt es nur die Uebertragung von Kabale und Liebe in eine höhere Sphäre; die Grandezza des ſpaniſchen Hofes, die Inquiſition, das Geheimniß, das jene Begebenheit einhüllte, gab dem Familiendrama einen höhern poetiſchen Reiz; ſeine Helden, der Prinz und die Königin, ſind nur die Opfer dieſer unmenſchlichen Zuſtände. Dann aber erwacht in dem Dichter der hiſtoriſche Trotz, der Aufſtand der Niederländer kommt ſeiner Phantaſie zu Hilfe und er erfindet einen Träger des Freiheitsgedankens am ſpaniſchen Hofe ſelbſt: Poſa drängt den ſchwächern Carlos ſo ſehr in den Hintergrund, daß endlich auch die Königin ihre Liebe auf ihn überträgt. Faſt noch wichtiger für dieſe zweite Periode des Stücks und ein echt poetiſcher Zug iſt das tiefere Eingehn in den Charakter des Königs, der aus dem Henker ein Opfer, ja ein intereſſantes Opfer ſeiner eignen Staatsklugheit wird. Ein weiterer Fortſchritt der Bildung zeigt ſich in den Briefen. Auch Marquis Poſa wird der Kritik unterworfen und es zeigt ſich die despotiſche Natur dieſes zweiten Karl Moor, den nur der tiefere Blick des Königs richtig durchſchaut hatte. Anſtatt alſo mit dem Abſchluß des Stücks die Sache ſelbſt fallen zu laſſen, grübelte er immer tiefer über das Problem nach, und nahm, um feſten Boden zu gewinnen, immer mehr hiſtoriſche Bücher zur Hand. Das poſitive Intereſſe concentrirte ſich mehr und mehr in dem Freiheitskampf der Niederländer gegen Philipp, der dann ſpäter durch Goethes Egmont für ihn eine lebhaftere Anſchauung gewann.

Nun war er darauf angewieſen, von dem Ertrag ſeiner Studien zu leben. Einige novelliſtiſche Verſuche hatten ihm gezeigt, daß er gut erzählen könne, und er mußte bald dahinter kommen, daß für ſolche Erzählungen die Geſchichte einen beſſern Stoff darbot als die bloße Phantaſie. Hatte er früher ſich bemüht, intereſſante Verbrechen dramatiſch zu charakteriſiren, ſo verfiel er jetzt auf den Gedanken, dieſe Verſchwörungen, z. B. die des Fiesco, hiſtoriſch zu behandeln. Drei ſolcher Verſchwörungen kamen wirklich zu Stande: die von Rienzi, Bedemar und die Pazzi; Fiesco blieb liegen. Der Aufenthalt in Rudolſtadt veranlaßte ihn, die fürſtliche Familie in der bekannten Anekdote

von Herzog Alba zu verherrlichen. Nebenbei wollte er den weimarer Größen, die seine Dichtung nicht unbedingt gelten ließen, durch ein Product der Bildung imponiren, und da ihm das in Weimar vorwiegende naturwissenschaftliche Interesse, obgleich er früher Arzt gewesen, völlig fremd war, so konnte der Versuch nur auf dem historischen Gebiet stattfinden; das Weitere sagen uns seine Briefe.

„Meine niederländische Rebellion, schreibt er 19. Dec. 1787 aus Weimar an Körner, kann ein schönes Product werden; und wahrscheinlich wird es viel thun. Alles macht mir hier seine Glückwünsche, daß ich mich in die Geschichte geworfen, und am Ende bin ich ein solcher Narr, es selbst für vernünftig zu halten. Wenigstens versichere ich dir, daß es mir ungemein viel Genuß bei der Arbeit gibt, und daß auch die Idee von etwas Solidem mich dabei sehr unterstützt; denn bis hierher war ich fast doch immer mit dem Fluch belastet, den die Meinung der Welt über diese Libertinage des Geistes, die Dichtkunst verhängt hat." Und als Körner dagegen remonstrirt: (8. Jan. 88) „Deine Geringschätzung der Geschichte kommt mir unbillig vor. Allerdings ist sie willkürlich, voll Lücken und sehr oft unfruchtbar, aber eben das Willkürliche in ihr könnte einen philosophischen Geist reizen, sie zu beherrschen, das Leere und Unfruchtbare einen schöpferischen Kopf herausfordern, sie zu befruchten und auf dieses Gerippe Nerven und Muskeln zu tragen. Glaube nicht, daß es viel leichter sei, einen Stoff auszuführen, den man sich selbst gegeben hat, als einen, davon gewisse Bedingungen vorgeschrieben sind. Im Gegentheil habe ich aus eignen Erfahrungen, daß die uneingeschränkteste Freiheit in Ansehung des Stoffes die Wahl schwerer und verwickelter macht, daß die Erfindungen unsrer Imagination bei weitem nicht die Autorität und den Credit bei uns gewinnen, um einen dauerhaften Grundstein zu einem solchen Gebäude abzugeben, welche uns Facta geben, die eine höhere Hand uns gleichsam ehrwürdig gemacht hat, das heißt, an denen sich unser Eigenwille nicht vergreifen kann. Die philosophische innere Nothwendigkeit ist bei beiden gleich; wenn eine Geschichte, wäre sie auch auf die glaubwürdigsten Chroniken gegründet, nicht geschehen sein kann, d. h. wenn der Verstand den Zusammenhang nicht einsehn kann, so ist sie ein Unding; wenn eine Tragödie nicht geschehn sein muß, sobald ihre Voraussetzungen Realität enthalten, so ist sie wieder ein Unding." „Mit der Hälfte des Werths, den ich einer historischen Arbeit zu geben weiß, erreiche ich mehr Anerkennung in der sogenannten gelehrten und in der bürgerlichen Welt, als mit dem größten Aufwand meines Geistes für die Frivolität einer Tragödie. Glaube nicht, daß dieses mein Ernst nicht sei. Ist nicht das Gründliche der Maßstab, nach welchem Verdienste gemessen werden? So urtheilt der Pöbel — und so urtheilen die Weisen. Bewundert man einen großen Dichter, so verehrt man einen Robertson — und wenn dieser Robertson mit dichterischem Geist geschrieben

hätte, so würde man ihn verehren und bewundern. Wer ist mir Bürge, daß ich das nicht einmal können werde — oder vielmehr, daß ich es die Leute werde glauben machen können?" „Für meinen Carlos, das Werk dreijähriger Anstrengungen, bin ich mit Unlust belohnt worden. Meine niederländische Geschichte, das Werk von fünf, höchstens sechs Monaten, wird mich vielleicht zum angesehenen Mann machen. Du selbst, mein Lieber, sei aufrichtig und sage, ob du es einem Mann, der dir das, was du lernen mußt, durch Schönheit und Gefälligkeit reizend machte, nicht mehr Dank wissen würdest als einem andern, der etwas noch so Schönes auftischt, das du entbehren kannst. Ich selbst, der ich jetzt genöthigt bin, seichte, trockne und geistlose Bücher zu lesen, was gäbe ich drum, wenn mir einer die niederländische Geschichte nur so in die Hände lieferte, wie ich sie dem Publicum liefern werde."

„Deine Ideen, antwortet Körner 13. Jan. 1788, sind zu meinem Erstaunen entsetzlich prosaisch geworden. Wenn dies eine Folge der weimarischen Cultur ist, so hat sie an dir eben kein Meisterstück gemacht . . . Wie viel fehlt noch, so schämst du dich, blos zur Kurzweil andrer Menschen zu existiren und wagst es kaum, einem Brodbäcker unter die Augen zu treten. Also keine Spur mehr von jenen Ideen über Dichterwerth und Dichterberuf, über die wir längst einverstanden waren? . . . Ich leugne nicht, daß Geschichte einen Geist höherer Art beschäftigen kann, aber er muß seinen Stoff zu sich erheben, nicht zu ihm herabsinken. Er stellt den Zusammenhang der Begebenheiten dar, wie er in einem vollkommnen Wesen auf einem höhern Standpunkt zu einem großen Gemälde sich bildet." — „Vergleichung einiger Memoires über die Fronde, die ich jetzt gelesen habe, hat mir die Undankbarkeit des Geschäfts, Gewißheit zu suchen, wo es an Datis fehlt, wieder sehr einleuchtend gemacht. Wie viel Vortheile hat nicht der Romanschreiber vor dem Historiker voraus! Was entschädigt letztern für die Opfer, die er der Wahrheit zu bringen glaubt? — „Als Dichter hast du Sprache, Kunstfertigkeit, Phantasie vor Tausenden voraus. Als Geschichtschreiber stehst du Tausenden in allem nach, was vieljähriges Studium erfordert. Je höher das Ideal von deiner Arbeit ist, je mehr Lücken bemerkst du, je mehr Zeit bedarfst du zu ihrer Ausfüllung. Die Furcht dich zu erschöpfen fällt weg, sobald du Geschichte oder Philosophie für Dichtkunst benutzest. Was du zur Erweiterung und Berichtigung deiner Idee liest, muß in deinem Kopf eine dichterische Form bekommen, wenn du dich deinem Genius überlässest, und nicht durch andere Rücksichten zerstreut wirst. Wenige historische Data sind hinreichend, ein neues Ideal in deiner Seele zu erzeugen, indem du das Fehlende durch Phantasie ergänzest."

„Etwas Wahres mag daran sein, schreibt Schiller 18. Jan. 1788, wenn du mir vorwirfst, daß ich prosaischer geworden bin." Aber: „1) Ich muß von Schriftstellerei leben, also auf das sehen, was einträgt. 2) Poetische Ar-

beiten sind nur meiner Laune möglich; forcire ich diese, so mißrathen sie. 3) Du wirst es für eine stolze Demuth halten, wenn ich dir sage, daß ich zu erschöpfen bin. Meiner Kenntnisse sind wenig. Was ich bin, bin ich durch eine oft unnatürliche Spannung meiner Kraft. Täglich arbeite ich schwerer, weil ich viel schreibe. Was ich von mir gebe, steht nicht in Proportion mit dem, was ich empfange. Ich bin in Gefahr, mich auf diesem Wege auszuschreiben. 4) Es fehlt mir die Zeit, Lernen und Schreiben gehörig zu verbinden. Ich muß also darauf sehn, daß auch Lernen als Lernen mir rentire. 5) Zu einem Schauspiel brauche ich kein Buch, aber meine ganze Seele und all meine Zeit. Zu einer historischen Arbeit tragen mir Bücher die Hälfte bei. Die Zeit, welche ich für beide verwende, ist ungefähr gleich groß. Aber am Ende eines historischen Buchs habe ich Ideen erweitert, neue empfangen; am Ende eines verfertigten Schauspiels vielmehr verloren. 6) Bei einem großen Kopf ist jeder Gegenstand der Größe fähig. Bin ich einer, so werde ich Größe in mein historisches Fach legen." 12. Febr. „Eigentlich finde ich doch mit jedem Tage, daß ich für das Geschäft, welches ich jetzt treibe, so ziemlich tauge. Die Geschichte wird unter meiner Feder, hier und dort, manches was sie nicht war." „Freilich schnell geht es damit nicht; aber dies ist für jetzt mehr die Schuld meiner Neulingsschaft in der Historie und wird sich heben, wenn wir erst besser miteinander bekannt sind. Wie weit mich diese Art von Geistesthätigkeit führen wird, ist schwer zu sagen; aber mir schwant, daß, wenn sich meine Lust nach der Proportion, wie sie angefangen hat, vermehrt, ich am Ende dem Publicisten näher bin als dem Dichter, wenigstens näher dem Montesquieu als dem Sophokles." 6. März. „Du mußt mir einräumen, daß es keine leichte Sache für mich war, mich in der Historie so schnell von der poetischen Diction zu entwöhnen. Laß mir nur Zeit und es wird werden. Wenn ich meinen Stoff mehr in der Gewalt, meine Ideen überhaupt einen weitern Kreis haben, so werde ich auch der Einkleidung und dem Schmuck weniger nachfragen. Simplicität ist das Resultat der Reife, und ich fühle, daß ich ihr schon viel näher gerückt bin, als in vorigen Jahren. — Aber du glaubst kaum, wie zufrieden ich mit meinem neuen Fache bin. Ahnung großer unbebauter Felder hat für mich so viel Reizendes. Mit jedem Schritt gewinne ich an Ideen, und meine Seele wird weiter mit ihrer Welt. Ich habe mir den Montesquieu, Pütters Staatsverfassung des deutschen Reichs und Schmidts Geschichte der Deutschen gekauft. Die Bücher brauche ich zu oft, um sie von der Discretion andrer zu besitzen." 17. März. „Uebrigens denke ja nicht, als ob es mir jemals im Ernst einfallen könnte, mich in diesem Fach zu begraben, oder ihm in meiner Neigung diejenige Stelle einzuräumen, die es wie billig in meiner Zeit hat. Auch sehe ich recht gut voraus, daß ich durch meine Arbeit in der Historie mir einen wesentlichern Dienst leisten werde als der Historie selbst, und dem Publicum

einen angenehmern als einen gründlichen den Gelehrten.“ Inzwischen bemerkt er doch (20. Aug.): „Mein unruhiger Geist ist der Darstellung nicht empfänglich, ich bin mir selbst zu gegenwärtig. Meine Geschichte hat viel Dichterkraft in mir verdorben, und diese Journalarbeiten ziehen mich zu sehr auseinander. Die Zeiten sind nicht mehr, wo ich auf ein einziges Object alle meine Kräfte zusammenhäufte.“

Die ersten Fragmente der niederländischen Rebellion, die nach dem ursprünglichen Plan biographisch zerpflückt werden sollte, erschienen Januar 1788 im Merkur; das Ganze, so weit es fertig, in der Herbstmesse desselben Jahrs. „Als ich vor einigen Jahren, sagt Schiller in der Vorrede, Watsons Geschichte der niederländischen Revolution las, fühlte ich mich dadurch in eine Begeisterung versetzt, zu welcher Staatsactionen nur selten erheben. Bei genauerer Prüfung glaubte ich zu finden, daß das, was mich in diese Begeisterung gesetzt hatte, nicht sowol aus dem Buche in mich übergegangen als vielmehr eine schnelle Wirkung meiner eignen Vorstellungskraft gewesen war, die dem empfangenen Stoff grade die Gestalt gegeben, worin er mich so vorzüglich reizte. Diese Wirkung wünschte ich bleibend zu machen, zu vervielfältigen, zu verstärken; diese erhebenden Empfindungen wünschte ich weiter zu verbreiten und auch andere Antheil daran nehmen zu lassen. Dies gab den ersten Anlaß zu dieser Geschichte, und dies ist auch mein ganzer Beruf, sie zu schreiben.“ Und zum Schluß: „daß es nicht in meiner Macht gestanden hat, diese reichhaltige Geschichte ganz, wie ich es wünschte, aus ihren ersten Quellen zu studiren, sie unabhängig von der Form, in welcher sie mir von dem denkenden Theil meiner Vorgänger überliefert war, neu zu erschaffen und mich dadurch von der Gewalt frei zu machen, welche jeder geistvolle Schriftsteller mehr oder weniger gegen seine Leser ausübt, beklage ich immer mehr, je mehr ich mich von ihrem Inhalt überzeuge. So aber hätte aus einem Werk von etlichen Jahren (?) das Werk eines Menschenalters werden müssen. Meine Absicht bei diesem Versuch ist mehr als erreicht, wenn er einen Theil des lesenden Publicums von der Möglichkeit überführt, daß eine Geschichte historisch treu geschrieben sein kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leser zu sein, und wenn er einem andern das Geständniß abgewinnt, daß die Geschichte von einer verwandten Kunst etwas borgen kann, ohne deswegen nothwendig zum Roman zu werden.“

Diese Motive reichten vollständig aus, in einer Zeit, wo bei uns die historische Kunst noch so sehr im Argen lag, das Buch zu rechtfertigen. Leider ist dazwischen eine kleine Charlatanerie eingeschoben: Schiller zählt die Quellenschriftsteller auf, die er gelesen haben will, und versäumt auch nicht, dieselben auf jeder Seite zu citiren. Und doch ist es augenscheinlich, daß er die meisten derselben gar nicht gelesen, daß er keinen von ihnen studirt, und daß

sich seine Arbeit im besten Fall darauf beschränkt hat, die Citate aus seiner einzigen Quelle („Geschichte der Vereinigten Niederlande", die ihm übrigens, was er an Material brauchte, in zweckmäßigen Uebersetzungen gab) zu verificiren — was höchst überflüssig gewesen wäre, da er nicht im Stande war, den Werth der Quellen zu beurtheilen. — So citirt er im ersten Buch fortwährend den Comines. — Ein halb Jahr darauf, 12. März 1789, schreibt er an Körner, als er ihm seinen Plan ankündigt, die Memoires in Auszügen herauszugeben: „Die Collection der französischen Memoires, die jetzt periodisch in Paris herauskommt, fängt mit Joinville (unter Ludwig dem Heiligen) an. Ich werde aber die Memoires des Comines, die noch früher sind, vorausgehn lassen." Also ein halb Jahr nach jenen Citaten aus Comines wußte er noch nicht, in welchem Jahrhundert dieser gelebt habe!*) — Ferner wird in demselben Buch häufig Tacitus, Dio Cassius, Sueton u. s. w. citirt, Stellen, die man nicht beim ersten Durchblättern findet; ein Jahr darauf (Sept. 1789) liest er — den Livius „zum allerersten Mal". — Bei Meteren und Bentivoglio scheint er über die Sprache, in der diese geschrieben, im Unklaren gewesen zu sein; Strada, Thuanus, Grotius u. s. w. sind nicht so geschrieben, daß sie ein im Latein Ungeübter so ohne weiteres lesen könnte, ganz abgesehen davon, daß zum Verständniß solcher Quellen allgemeine historische Bildung nöthig ist. Und diese Studien will er im Lauf von wenig Monaten getrieben haben, während er zugleich am Geisterseher, am Menschenfeind arbeitete, die Götter Griechenlands schrieb und eine sehr lebhafte Geselligkeit unterhielt! — Glücklicherweise hat er in seinen spätern historischen Schriften diese Charlatanerie ganz aufgegeben.

Abstrahiren wir nun von der Unvollkommenheit der eignen Forschung, so können wir der Niederländischen Geschichte das Lob eines geistvollen und anziehenden Buchs nicht versagen. Am schwächsten ist Schiller in der Einleitung, wo er sehr weit ausholt und die Unsicherheit seiner Kenntniß durch Redewendungen zu verstecken sucht, die viel zu sagen scheinen, und doch im Grunde leer sind; je mehr er sich aber in den Ereignissen zurechtfindet, desto mehr Haltung gewinnt auch seine Darstellung. Zu einer pragmatischen Geschichte im eigentlichen Sinn wie zu einer epischen Ausmalung der Zustände fehlt ihm die Kenntniß der Acten, die Localfarbe, kurz alles Detail. Er

*) Die Sache ist arg, und es wäre doch noch ein Mißverständniß möglich. Die Stelle steht im Briefwechsel I. S. 61. Sollte etwa des Comines ein Druckfehler für der Comnena sein? Es ist wunderbar, daß man auf die Sache nicht früher geachtet hat. — Wie weit seine Unbefangenheit in wissenschaftlichen Dingen ging, zeigt der Brief an Herder, 30. Oct. 1795, wegen des beabsichtigten Angriffs gegen F. A. Wolf: er müßte, um zu wissen, was derselbe geleistet, doch die Prolegomena durchlesen! Er wollte die Prolegomena in ein paar Wochen beurtheilen, obgleich er kein Griechisch verstand. Und das war ganz ernst und naiv.

mußte sich darauf beschränken, was auch dem Dichter des Don Carlos am nächsten lag, die sittlichen Gedanken kräftig hervorzuheben und die handelnden Personen anschaulich zu zeichnen. In Bezug auf das Erste ist er noch ganz Marquis Posa, der Weltbürger, dem Freiheit und Humanität das höchste ist und der sich daher ebenso gegen den Despotismus und den Glaubensdruck wie gegen die Excesse des Pöbels und die Grübelei unbeschäftigter Theologen empört. Man hat sich später bemüht, vielseitiger und objectiver zu sein, indeß hat der gesunde Menschenverstand doch zuletzt seine Rechte behauptet und gelehrte Forscher wie Prescott und Motley sind zu dem Standpunkt Schillers wieder zurückgekehrt. — Noch näher lag dem Dramatiker das psychologische Interesse, welches ohnehin durch die ganze Richtung der Zeit aufs Subjective begünstigt wurde. Denn eigentlich hatten doch die Dichter, Philosophen und Geschichtschreiber jener Periode nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich in die Seelen interessanter Menschen zu versenken. Beide Zwecke, der moralische wie der psychologische, legten, wo es an einer gründlichen Kenntniß der Thatsachen fehlte, rhetorische Wendungen nahe, und auch das war im Geschmack der Zeit, welcher Livius und die Schotten als Muster galten. Zwar regte sich in der Geschichte bereits ein ernsteres Streben, aber dieses war noch im bloßen Keim und ging bereits, wie man an Spittler und Müller sieht, nach verschiedenen Richtungen auseinander. Wenn aber Schiller die Fehler der damaligen Periode theilt, so weiß er mitunter glänzende Vorzüge daraus zu machen. Schon im Don Carlos wird man der Charakteristik König Philipps mit großem Interesse folgen; in der Geschichte geht diese viel tiefer ein, und wenn Schiller seiner Einbildungskraft zuweilen zu viel Freiheit verstattet, so hat er doch eine wunderbare Divination; Prescott und Motley haben manche seiner Wendungen wörtlich aufgenommen. Man kann die Jämmerlichkeit der spanischen Bigotterie nicht geistvoller und erschöpfender schildern, als Schiller es bereits gethan. Auch die Porträts von Oranien, Egmont und den andern weniger bedeutenden Figuren sind in ihrer Art vortrefflich und es charakterisirt Schiller im Gegensatz zu Goethe, daß bei ihm Egmont als Schwächling sehr in den Hintergrund tritt. Die gleichzeitige Recension des Goetheschen Stücks drückt keineswegs eine bloße Kritik aus: Schiller verlangt vom Menschen, er solle sein Schicksal aus seinem Willen schöpfen, mit Ernst wollen und dafür die Verantwortlichkeit übernehmen; darum vertheidigt er selbst sehr jesuitische Wendungen Oraniens, des kalten Staatsmanns, obgleich den Dramatiker doch das Schicksal Egmonts viel mehr anziehn mußte. — Ein Fehler mag es sein, daß er gleich bei dem Eintreten einer neuen Figur mit der Charakteristik beginnt, anstatt uns durch Erzählung der Handlungen für sie zu interessiren; aber diesen Fehler weiß er meistens sehr fein zu verstecken. Trotz seiner sehr kräftigen Ueberzeugung in Bezug auf die Sache bemüht er

sich, gegen die Personen nach allen Seiten gerecht zu sein; durch eine ehrliche Natur wird er leicht gewonnen, auch wo er ihren Lebensinhalt verwirft. — Da die allgemeine Geschichtskenntniß damals viel weniger verbreitet war als jetzt, so ist das Buch nicht blos interessant, als eine fruchtbare Vorstudie für den spätern Dramatiker, sondern es war auch nützlich für die allgemeine Bildung: es ist viel gelesen worden, seine Ueberzeugungen sind in das Fleisch und Blut des Geschlechts übergegangen, und wenn wir jetzt im Stande sind, viele einzelne Punkte richtiger zu beurtheilen, so werden wir den Zusammenhang zwischen dem Despotismus und der Bigotterie kaum richtiger motiviren können. Der Despot, um einen großen Staat zu regieren, „kommt durch Classification seiner Beschränkung zu Hilfe; er setzt eine Regel fest, wozu sich alle Individuen bekennen müssen; dies leistet ihm die Religion . . . die unendliche Mannigfaltigkeit der menschlichen Willkür verwirrt den Herrscher jetzt nicht mehr . . . das gemeinschaftliche Ziel des Despotismus und des Priesterthums ist Einförmigkeit."

Das Buch selber wurde nicht weiter fortgesetzt; der Proceß Egmonts erschien in der Thalia 1789, die Belagerung von Antwerpen war ein Lückenbüßer für die Horen 1795. Beide Stücke sind nur fragmentarisch angeknüpft, in dem letzteren ist das sittliche Interesse bei Seite gelassen, der Unternehmungsgeist eines erfinderischen und standhaften Mechanikers wird verherrlicht.

„Ich widerrufe meine ehemaligen Aeußerungen nicht, schreibt Körner Nov. 1788, als er die Geschichte der Niederlande gelesen hat. Mir däucht, daß du dich bei der Ausführung mehr für einzelne Charaktere und Situationen, als für das Ganze begeistert hast. Auch begreife ich die Ursachen wol. Die vorhandenen Materialien waren zum Theil im Widerspruch mit deinem Ideal. Eine Zeit lang suchtest du durch weitere Nachforschungen diese Widersprüche zu vereinigen. Aber endlich ermüdetest du in dieser Arbeit und gabst in deiner jetzigen Lage die Hoffnung auf, deine höhern Forderungen zu befriedigen. Du wolltest dem gesammelten Stoff die beste mögliche Form geben und jede Gelegenheit nutzen, durch den Gehalt des Details für den Verlust an Schönheit des Ganzen zu entschädigen. Ein anderes Hinderniß war die Unparteilichkeit, die du dir zum Gesetz gemacht hattest. Das Interesse für die Niederländer wird geschwächt, weil du dir nicht erlaubst, das Thörichte und Niedrige in ihrem Betragen zu entschuldigen. Dies ist besonders merklich in der Periode nach Granvellas Entfernung, wo überhaupt die ganze Handlung stillsteht, wo man aufhört, für das Schicksal der Niederländer besorgt zu sein, und wo ihre Großen, selbst Wilhelm nicht ausgenommen, so sehr unsern Unwillen erregen, daß man geneigt wird, für Philipp Partei zu nehmen. In Wilhelms Art zu handeln ist ein Schein von Inconsequenz,

der vielleicht zu vermeiden war, wenn du den Mangel an befriedigenden Nachrichten zuweilen durch Hypotheſen erſetzt hätteſt. Er iſt doch eigentlich der Held der Geſchichte, und je mehr man ſich für ihn intereſſirt, deſto mehr wünſcht man Aufſchluß über ſein ganzes Betragen. Hätteſt du wie Gibbon zehn Jahre deines Lebens, in ungeſtörter Muße und mit allen Hilfsmitteln verſehen, dazu anwenden können, Materialien zu ſammeln, zu verarbeiten und darüber zu brüten, ſo würde dein Werk freilich einen höhern Grad von Vollendung erreicht haben.“*)

Das ſind ausſchließlich künſtleriſche Geſichtspunkte; für Schillers hiſtoriſchen Beruf iſt es wichtig, ſeine unmittelbare Anſchauung der politiſch-hiſtoriſchen Verwicklungen kennen zu lernen: auch hier ſpricht durchweg der Künſtler. „Wolzogens Urtheil über Paris, ſchreibt er 27. Nov. 1788, konnte wol nicht anders ausfallen. Das Object iſt ihm wirklich noch zu groß; ſein innerer Sinn muß erſt dazu hinaufgeſtimmt werden . . . Wer Sinn und Luſt für die große Menſchenwelt hat, muß ſich in dieſem weiten, großen Element gefallen; wie klein und armſelig ſind unſere politiſchen und bürgerlichen Verhältniſſe dagegen! Aber freilich muß man Augen haben, die von großen Uebeln, die unvermeidlich mit einfließen, nicht geärgert werden. Der Menſch, wenn er vereinigt wirkt, iſt immer ein großes Weſen, ſo klein auch die Individuen und Details ins Auge fallen. Aber eben darauf kommt es an, jedes Detail und jedes einzelne Phänomen mit dieſem Rückblick auf das große Ganze, deſſen Theil es iſt, zu denken, oder, was ebenſo viel iſt, mit philoſophiſchem Geiſt zu ſehen. Wie holpericht und höckericht mag unſere Erde von dem Gipfel des Gotthards ausſehn! aber die Einwohner des Mondes ſehn ſie gewiß als eine glatte und ſchöne Kugel. Wer dieſes Auge nun entweder nicht hat, oder es nicht geübt hat, wird ſich an kleine Gebrechen ſtoßen und das ſchöne große Ganze wird für ihn verloren ſein.“ „Paris freilich dürfte auch dem philoſophiſchen Beobachter vielleicht einen widrigen Eindruck geben; aber einen kleinen gewiß nie; denn auch die Verirrungen eines ſo feingebildeten Staats ſind groß. Was für eine prächtige Erſcheinung iſt das römiſche Reich in der Geſchichte, auch bei ſeinem Untergang! Mir für meine kleine ſtille Perſon erſcheint die große politiſche Geſellſchaft aus der Haſelnußſchale, woraus ich ſie betrachte, ungefähr ſo wie einer Raupe der Menſch vorkommen mag, an dem ſie heraufkriecht. Ich habe einen unendlichen Reſpect vor dieſem großen drängenden Menſchenocean; aber es iſt mir auch wohl in meiner Haſelnußſchale. Mein Sinn, wenn ich einen dafür hätte, iſt nicht

*) In demſelben Brief nimmt ſich Körner Klärchens (im Egmont) gegen Schiller an, und geſteht, daß auch ihm eine hiſtoriſche Arbeit vorſchwebt: „wie wärs, wenn ich mich über die Fronde machte? Du mußt nicht lachen. Es wäre doch vielleicht möglich, daß etwas fertig würde.“ Auch Huber war damals mit Forſter eifrig in hiſtoriſchen Studien beſchäftigt.

geübt, nicht entwickelt, und so lange mir das Bächlein Freude in meinem engen Cirkel nicht versiegt, so werde ich von diesem großen Ocean ein neidloser und ruhiger Bewunderer bleiben."*) „Und dann glaube ich, daß jede einzelne, ihre Kraft entwickelnde Menschenseele mehr ist als die größte Menschengesellschaft, wenn ich diese als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat ist ein Menschenwerk, der Mensch ist ein Werk der unerreichbaren großen Natur. Der Staat ist ein Geschöpf des Zufalls; aber der Mensch ist ein nothwendiges Wesen; und durch was sonst ist ein Staat groß und ehrwürdig als durch die Kräfte seiner Individuen? Der Staat ist nur eine Wirkung der Menschenkraft, nur ein Gedankenwerk; aber der Mensch ist die Quelle der Kraft selbst, und der Schöpfer des Gedankens." 10. Dec. „Es fragt sich nur, ob die innere Wahrheit nicht ebenso viel Werth hat als die historische. Daß ein Mensch in solchen Lagen so empfindet, handelt und sich ausdrückt, ist ein großes, wichtiges Factum für den Menschen; die innere Uebereinstimmung, die Wahrheit wird gefühlt und eingestanden, ohne daß die Begebenheit wirklich vorgefallen sein muß. In diesem Feld ist der Dichter Herr und Meister; der Geschichtschreiber ist oft in den Fall gesetzt, diese wichtigere Art der Wahrheit seiner historischen Richtigkeit nachzusetzen, oder ihr mit einer gewissen Unbehilflichkeit anzupassen, welches noch schlimmer ist. Ihm fehlt die Freiheit, mit der sich der Künstler mit schöner Leichtigkeit und Grazie bewegt, und am Ende hat er weder die eine noch die andere befriedigt." „Ich werde immer eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher sein, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden. Aber ich werde vielleicht auf Unkosten der historischen Wahrheit hier und da mit jener ersten philosophischen zusammentreffen. Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden."

Das letzte, geheime Ziel seiner Arbeiten war eine Eingliederung in die bürgerliche Gesellschaft, ein Amt, um darauf eine Familie zu gründen. Lotte war seine historische Muse; sie vermittelte durch Frau von Stein bei Goethe

*) Dahin gehört noch ein Brief an Karoline, 26. März 1789: „Bei Ihrer Bewunderung der schweizerischen Helden, mag wol eine kleine Vorliebe für das Land, das Sie in einer sehr empfänglichen Epoche Ihres Geistes kennen lernten, mit unterlaufen. Ich mache den Schweizern die Tapferkeit und den Heldenmuth nicht streitig, aber ich danke dem Himmel, daß ich unter Menschen lebe, die einer so großen Handlung, wie die That des Winkelried ist, nicht fähig sind. Ohne das, was die Franzosen férocité nennen, kann man einen solchen Heldenmuth nicht äußern; die Heftigkeiten, deren der Mensch in einem Zustand ohne Begeisterung fähig ist, kann man der Gattung blos als Kraft, aber dem Individuum nicht recht als Größe anrechnen. Wenn ich Ihnen Beispiele ähnlicher Stärke des Muthes aus Religionskriegen anführen wollte, so würden Sie diese und ähnliche Thaten vielleicht nur noch anstaunen, aber nicht bewundern."

die Idee einer Vocation. — Schiller schreibt an Körner, 15. Dec. 88. „Du wirst in zwei oder drei Monaten aller Wahrscheinlichkeit nach die Nachricht erhalten, daß ich Professor der Geschichte in Jena geworden bin. Vor einer Stunde schickt mir Goethe das Rescript aus der Regierung, worin mir vorläufige Weisung gegeben wird, mich darauf einzurichten. Man hat mich hier übertölpelt. Meine Idee war es fast immer, aber ich wollte wenigstens ein oder einige Jahre zu meiner bessern Vorbereitung noch verstreichen lassen. Eichhorns Abgang aber macht es gewissermaßen dringend, und auch für meinen Vortheil dringend. Voigt sondirte mich, an demselben Abend ging ein Brief an den Herzog von Weimar ab, der just in Gotha war mit Goethe; dort wurde es gleich von ihnen eingeleitet, und bei ihrer Zurückkunft kams als eine öffentliche Sache an die Regierung.“*) „Ich bin in dem schrecklichsten Drang, wie ich neben den vielen, vielen Arbeiten, die mir den Winter bevorstehn und des Geldes wegen höchst nothwendig sind, nur eine flüchtige Vorbereitung machen kann. Goethe sagt mir zwar: docendo discitur, aber die Herren wissen alle nicht, wie wenig Gelehrsamkeit bei mir vorauszusetzen ist.“ 25. Dec. „Es müsse doch lächerlich sein, wenn ich in jeder Woche nicht so viel zusammenlesen und zusammendenken könnte, um es einige Stunden lang auf eine gefällige Art auskramen zu können. Als privatum räth mir Voigt über die niederländische Rebellion zu lesen. Aber du setzest voraus, daß mir ein Fixum ausgeworfen werden würde: darin irrst du sehr.“ „Mein ganzes Absehn bei dieser Sache ist, in eine gewisse Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung einzutreten.“ „Es hetzt mich während eines Jahres in akademische Berufsgeschäfte ein und gibt mir gewissermaßen einen gelehrten Namen, der mir nöthig ist, um gesucht zu werden. Zugleich bringt mich die Nothwendigkeit, in die es mich versetzt, mich mit Ernst auf das Geschichtsfach zu legen, schneller zu einem gewissen Vorrath von Begriffen und erleichtert mir nachher das schriftstellerische Arbeiten im historischen Fach. Bei dem bischen Namen, den ich bereits habe, wird mir das Prädicat als jenascher Professor, nebst einer oder der andern historischen Schrift doch irgendwo eine Vocation zuziehen, die mit einem honorabeln Fixum verbunden ist.“ An Lottchen, 28. Dec. „Also die schönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte, sind dahin; mein schöner künftiger Sommer ist auch fort; und dies alles soll mir ein heilloser Katheder ersetzen.“ „Ist nur erst ein Jahr überstanden, so liest sichs alsdann im Schlafe, und ich habe meine Seele wieder frei.“ „In dieser neuen Lage werde ich mir selbst lächerlich vorkom-

*) In einem Conseilbericht von Goethes eigner Hand heißt es: „Ein Herr Friedrich Schiller, welcher sich durch eine Geschichte des Abfalls der Niederlande bekannt gemacht hat, soll geneigt sein, sich an der Universität Jena zu etabliren. Die Möglichkeit dieser Acquisition dürfte um so mehr zu beachten sein, als man ihn gratis haben könnte.“

men. Mancher Student weiß vielleicht schon mehr Geschichte als der Herr Professor. Indessen denke ich hier wie Sancho Pansa über meine Statthalterschaft: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand; und habe ich nur erst die Insel, so will ich sie regieren wie ein Daus!"

Gleichzeitig dachte er an die Herausgabe historischer Memoiren: „in jedem Band eine angenehme Mannigfaltigkeit, und jeder von einem Discours historique in einem philosophischen Gesichtspunkt und lebhaftem Stil begleitet." Schon zu Neujahr 1789 ist ein Verleger gefunden: „Dies Unternehmen sichert mir bei dieser neuen Carriere meine Existenz hinlänglich, ohne mir viel Zeit wegzunehmen." „Das Hauptgesetz ist, das Original auf drei Fünftheile wenigstens in der Uebersetzung zu reduciren, reine und fließende Sprache und zuweilen eine kleine Nachhilfe, wenn der Text ermattet." „Diese Woche habe ich fast nichts gethan, als Schmidts Geschichte der Deutschen vorgenommen und Pütters Grundriß der deutschen Staatsverfassung, welcher letztere meinen ganzen Beifall hat. Das Ganze ist ein sehr klar auseinandergesetztes Gemälde aller allmäligen Fortschritte, welche jede politische und geistliche Macht im Lauf der Geschichte in Deutschland gethan hat. Schmidt ist unendlich schätzbar durch die Menge der Quellen, die er benutzt hat, und in seiner Zusammenstellung ist kritische Prüfung; aber er verliert durch seine befangene parteiische Darstellung wieder sehr. Im Ganzen freue ich mich doch auf dieses unendliche Feld, das durchzuwandern ist, und die deutsche Geschichte besonders will ich in der Folge ganz aus ihren Quellen studiren." — 26. Jan. 1789 an Karoline: „Ich habe in dieser Zeit die Histoire de mon temps gelesen . . . das ist aber auch das einzige stärkende Buch. Ich bin dazu verdammt, mich durch die geschmacklosesten Pedanten durchzuschlagen, um Dinge daraus zu lernen, die ich morgen wieder vergesse."

Der Contract wegen der Memoires wird Ende Februar 1789 festgesetzt (ein Carolin pro Bogen). Grundsätze: „Alles herauszuwerfen, was in der Geschichte nichts aufklärt, was bloßes Geschwätz, oder pedantische Mikrologie ist. Charakteristische Kleinigkeiten vorzugsweise zu erhalten. Mit Freiheit zu übersetzen, daß die wörtliche Treue der Gefälligkeit des Stils nachgesetzt wird." „Zum Begriff des Memoires gehört, daß der Schriftsteller gesehen haben muß, wovon er schreibt, und particuläre Aufschlüsse liefert." Auch diese Auszüge werden meist nach französischen Uebersetzungen angefertigt, nicht nach den Originalen; Schiller selbst hat wenig daran gethan.

19. März 1789, an Körner: „Weil ich gern diesen Sommer so wenig als möglich überhäuft werden wollte, und doch eilen mußte, mich in den Besitz der Universalhistorie zu setzen, die sonst von meinem Collegen Heinrich hätte weggefangen werden können, so habe ich eine Einleitung in die Weltgeschichte als publicum angeschlagen, und blos zur Form noch meine niederländische

Rebellion als privatum, das ich aber nicht zu halten gedenke." — 26. März „Jetzt lese ich, wie du dir leicht einbilden wirst, historische Schriften. Um doch einen Führer zu haben, der mich auf eine nicht gar zu ermüdende Art durch die Universalhistorie leitet, habe ich mir die Universalhistorie des Millot angeschafft. Die Beckſche, die ich auch habe, ist gar zu beschwerlich eingerichtet, der Noten wegen, die den Text weit übersteigen — eine Methode, die mir äußerst zuwider ist und auch wenig Geschmack verräth. Zur Berichtigung des Franzosen ist sie mir übrigens brauchbar. Die Schröckſche Weltgeschichte erwarte ich auch noch von Leipzig; aus diesen dreien denke ich, in Verbindung mit Robertson, Gibbon, Bossuet und Schmidt schon eine interessante eigne — für das erste Mal — herauszuheben. Aber schon von diesem Sommer an werde ich mich mit den besten Quellen selbst bekannt machen. In Spittlers Abriß der Kirchengeschichte, mit dem ich jetzt eben beschäftigt bin, finde ich vieles, das mich reizt und auf künftige Untersuchungen leitet." „Eigentlich sollten Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie, Geschichte der Kunst, der Sitten und Geschichte des Handels mit der politischen in eins zusammengefaßt werden, und dieses erst kann Universalhistorie sein. Mein Plan ist es, diesen Weg zu gehn und zwar so früh als möglich dazu Hand ans Werk zu legen. Was ich von Gibbon gelesen habe, so viel nämlich übersetzt ist, die zwei ersten Theile, hat mir ungemein viel gegeben, ob ich gleich gestehen muß, daß ich mir ihn nicht ganz zum Muster wählen würde." „Deinen Rollin möchte ich gern diesen Sommer durchlesen, und einiges in deinem sogenannten Hißmann ist für mein publicum vielleicht auch zu brauchen, weil es einige sinnreiche Hypothesen enthält, die sich mitnehmen lassen, um hier und da eine trockene Materie aufzuheitern," An Karoline, 17. April. „Die Zeit kommt nun mit starken Schritten heran, wo ich meine Bude in Jena eröffnen muß. Ich habe noch gar nicht darauf denken können, was ich meinen Herrn Studenten in den ersten Collegien vorsetzen werde." An Körner, 16. April: „Aus einer Einleitung in die Universalhistorie läßt sich gar vielerlei machen. Ohne Zweifel wird es eine Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft oder doch etwas Aehnliches. Vielleicht auch nur eine vorläufige Festsetzung des Wichtigen in der Geschichte und eine Bestimmung gewisser Begriffe, auf die man sich in der Geschichte selbst beziehen und über die man also einig sein muß. Ich bekümmere mich diesen Sommer um keinen Plan; das Hauptsächliche ist, jede Vorlesung interessant und nützlich zu machen."

Die erste Vorlesung fand den 26. Mai 1789 vor einem Auditorium von fast fünfhundert Studenten statt; ein Ereigniß für das kleine Jena. Der Zulauf hielt sich in der nächsten Zeit, und Schiller fand sich bald in sein Geschäft. „Doch habe ich meine Vorlesung abgelesen, und bei der zweiten nur wenig extemporirt. Ich kann den Vorlesungen noch keinen rechten Ge-

ſchmack abgewinnen. Man wirft Worte und Gedanken hin, ohne zu wiſſen und faſt ohne zu hoffen, daß ſie irgendwo fangen.“ „Es iſt hier ein ſolcher Geiſt des Neides, daß dieſes kleine Geräuſch, das mein erſter Auftritt machte, die Zahl meiner Freunde wol ſchwerlich vermehrt hat.“ 11 Juni: „Da mir die Materien, worüber ich leſe, noch zu neu ſind, ſo muß ich mich freilich noch ans Manuſcript halten, und ich fühle wohl, daß gemeinverſtändliche Deutlichkeit grade das iſt, was mir am meiſten Mühe koſtet. Bis jetzt hat mein Vortrag durch ſeinen Glanz und ſeine Neuheit geblendet, in der Folge aber muß ich ihm doch mehr allgemeine Faßlichkeit zu geben ſuchen, wenn ich meine Leute feſthalten will. Meine Vorleſungen koſten mich jetzt noch erſtaunlich viel Zeit und Mühe, ſowol weil ich erſt ſelbſt lernen muß, als auch weil mir die Materie unter den Händen wichtiger wird als ich ſie für den Augenblick brauche, und ich die Gedanken doch nicht fahren laſſen mag.“ ganz 20. Spt., an Lottchen, mit der er ſich kurz vorher verlobt: „Ich eile jetzt gewaltig, und meine Studenten freuen ſich ordentlich, wie es ſchnell geht. Ganze Jahrhunderte fliegen hinter uns zurück. Morgen bin ich ſchon mit dem Alcibiades fertig, und es geht mit ſchnellen Schritten dem Alexander zu, mit dem ich aufhöre. Unſer Plutarch thut mir jetzt gar gute Dienſte.“

An Körner, 28. Sept. 1789. „Kommenden Winter leſe ich die Woche fünf Stunden Univerſalgeſchichte, von der fränkiſchen Monarchie an bis auf Friedrich den Zweiten, und eine Stunde publice Geſchichte der Römer; ſo daß ich von Oſtern 1789 bis Oſtern 1790 den ganzen Curſus der Univerſalhiſtorie durchgemacht haben muß. Wie? das iſt eine andere Frage. Aber daß mir dieſe Nothwendigkeit, Facta einzuſtudiren, äußerſt wohlthut, fühle ich ſchon jetzt.“ „Haſt du die Voyages d' Anacharsis geleſen? Die Form wäre vortrefflich, wenn ſie durch ein Genie ausgeführt worden wäre, das ſcheint aber nicht der Fall zu ſein. Ein Künſtlergenie würde die ganze griechiſche Geſchichte ungezwungen in die Reiſe zu verflechten gewußt haben, und zwar mit einer ſolchen Oekonomie, daß jedes nur an der Stelle erwähnt worden wäre, wo es zum Verſtändniß des Nächſtfolgenden gedient und die höchſte Wirkung gethan hätte. Dann ſcheint mir auch keine ſtrenge Wahl des Intereſſanten darin ſtattgehabt zu haben: man ſieht, wie mühſam er z. B. die Topographie und dgl. zuſammentrug, um dadurch Leben und Wahrheit in ſeine Schilderung zu bringen; aber was liegt uns ſo ſehr an den geographiſchen oder naturhiſtoriſchen Beſchaffenheiten von Orten, die nicht mehr ſind und auch da ſie waren nicht viel zu bedeuten hatten.“ „Ich habe den Livius mit hierher (nach Rudolſtadt) genommen, den ich jetzt zum allererſten Male leſe und der mir überaus viel Vergnügen gibt. Warum habe ich nicht Griechiſch genug gelernt, um den Xenophon und Thucydides zu leſen? Mein eigner Stil iſt noch nicht hiſtoriſch und überhaupt noch nicht einfach, und

nach den Neueren möchte ich ihn doch nicht gern bilden, am wenigsten nach Gibbon." — 13. Oct. — „Das Interesse, welches die Geschichte des peloponnesischen Krieges für die Griechen hatte, muß man jeder neuern Geschichte zu geben suchen. Wir Neuern haben ein Interesse in unsrer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht beikommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geist ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragment (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stillstehn. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als so weit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist. Ist eine Geschichte (von welcher Nation und Zeit sie auch sei) dieser Anwendung fähig, kann sie an die Gattung angeschlossen werden, so hat sie alle Requisite, unter der Hand des Philosophen interessant zu werden — und dieses Interesse kann jeder Verzierung entbehren."

10. Nov. 1789. „Ich muß alle Tage eine ganze Vorlesung machen und wörtlich niederschreiben; also jeden Tag fast zwei Druckbogen, ohne die Zeit, die auf Lesen und Exerciren hingeht. Mein äußerst schwaches Gedächtniß nöthigt mich dazu. Der Vortheil, den ich davon habe, ist für die Zukunft beträchtlich; auf die Gegenwart darf ich freilich nicht sehen. Mein privatum ist äußerst miserabel ausgefallen; meine ganze Anzahl besteht aus dreißig, wovon mich vielleicht nicht zehn bezahlen. Hieran würde mir just am wenigsten liegen, wenn mich der schlechte Anfang nicht überhaupt verdrösse. An meinem Hauptplan wird nichts geändert, ich arbeite meine Geschichte aus wie für hundert, und der Nutzen muß sich auf eine andere Art für mich ergeben. Indessen habe ich erschrecklich viel Arbeit mehr. Zum Glück habe ich die Memoires, woran zwei Mitarbeiter sind, denen ich nur die Hälfte des Honorars zu bezahlen brauche. Der erste Band wird diese Woche gedruckt sein, der zweite kommt unter die Presse." — 23. Nov.: „Jede Wissenschaft muß Brodwissenschaften weichen. Mein publicum ist ziemlich voll. Indessen gestehe ich, daß aller Eifer mich verlassen hat, und daß es mich reut, so viel ich Haare auf dem Kopf habe, nicht dieses und das folgende Jahr meine Unabhängigkeit behalten zu haben." Gleichzeitig hat er Händel mit der Facultät und seinem Collegen Heinrich, weil er sich auf dem Titel seiner Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?" die im Novemberheft des D. Merkur erschien, „Prof. der Geschichte" genannt hatte, da er doch nur, was er erst jetzt erfuhr, Professor der Philosophie war. —

„Glaube mir, schreibt ihm Körner 17. Nov.*), dein Vortrag ist zu gut für diese Menschen. Sie wollen als Schüler behandelt sein. Lernen ist ihr Zweck, nicht Denken und Genießen . . . In einer Hauptstadt für einen Cirkel gebildeter Menschen, die den philosophischen Geist und die Schönheit der Darstellung in der Geschichte zu schätzen wissen, wären deine Vorlesungen an ihrem Platz . . . Preußischer Historiograph und Mitglied der Akademie, das ist die Stelle, die ich dir wünsche." Schiller sieht sich in der That nach dieser Seite um, auch in Mainz: „Ich wollte es (11. Dec.) in meinen letzten Briefen nur nicht grade heraussagen, daß mir dies Professorleben herzlich verleidet ist." „Gegenwärtig (26. März 1790) fehlt es mir sehr an einer angenehmen und befriedigenden Geistesarbeit; die Memoires, die Collegien, die Beiträge zur Thalia nehmen meine ganze Zeit, und mein Kopf ist überladen, ohne Genuß dabei zu haben. Wie sehne ich mich nach einer ruhigen und selbstgewählten Beschäftigung!" — Die historischen Collegien wichen auch bald ästhetischen; durch eine Krankheit wurden sie dann ganz unterbrochen.

Wie nun der junge Professor seinen Studenten Geschichte vortrug, läßt sich noch ziemlich genau verfolgen, da Schiller, dem es darauf ankam, seine Studien so schnell und so vielseitig als möglich zu verwerthen, bald darauf einen guten Theil seiner Vorlesungen, theils im Merkur, theils in der Thalia abdrucken ließ. Zwar hatte er dieselben sorgfältiger überarbeitet, da man doch „dem Publicum nicht etwas so Leichtes bieten dürfe, als den jungen Musensöhnen," allein es ist zweifelhaft, ob diese Ueberarbeitung durchweg eine Verbesserung war. Auch in Bezug auf die ästhetischen Abhandlungen machen wir die Bemerkung, daß die erste unmittelbare Form in den Briefen oft viel sachgemäßer ist, als die stilisirte für das Publicum; in diesen universalhistorischen Fragmenten finden sich die hochklingenden Perioden ohne bestimmten Inhalt, schmückende Beiworte, die nichts charakterisiren und gemachte Declamationen noch viel zahlreicher als in der Einleitung zur niederländischen Rebellion. Nicht etwa als ob diese Rhetorik in Schillers Absicht gelegen hätte, im Gegentheil erkannte er schon damals sehr deutlich, daß Simplicität das höchste Streben des historischen Stils sein müsse; aber zur Simplicität gehört eine vollständige und tief eindringende Kenntniß, die dem Schriftsteller in jedem Augenblick das treffende Wort eingibt. Den Mangel an vollständiger Kenntniß kann man nur dadurch ersetzen, daß man sich ein sehr genaues Bewußt-

*) Vorher hatte er ihm schon (31. März) bemerkt: „Es scheint dir mit der Geschichte zu gehn wie mit andern Dingen, die du nebenher treiben wolltest, die aber unvermerkt eine Leidenschaft in dir erweckten, die mit deinen Verhältnissen collidirte. Dein Ideal von Universalgeschichte ist vortrefflich, aber um es zu deiner Befriedigung zu erreichen, müßtest du aller andern Thätigkeit absterben. Es fordert den ganzen Mann durch ein ganzes Menschenleben. Es sei fern von mir, dir den Gesichtspunkt zu verleiden, wodurch du dir deine jetzige Hauptbeschäftigung anziehender machst;" u. s. w.

ſein von den Grenzen derſelben bildet. Goethes proſaiſche Schriften ſind darum claſſiſch, weil er ſich nie mit dem Wort begnügt, weil jeder Begriff bei ihm eine individuelle Anſchauung ausdrückt; darauf aber ſich zu beſchränken iſt Schiller ſtets unmöglich geweſen. Bei ſeinem außerordentlichen Talent, ſich das nie Geſehene auszumalen, z. B. eine Charybde, den Föhn u. ſ. w. traute er ſeiner Eingebung zu viel zu und handelte in gutem Glauben, wenn er auch das als wirklich vortrug, wovon er nicht das Mindeſte wußte. Dies Selbſtvertrauen, das ihm ſpäter als Dichter ſehr zu ſtatten kam, machte ſeine Stellung als Lehrer freilich ſehr bedenklich.

Er begann ſeine Vorleſungen mit dem Gegenſatz des Brodgelehrten und des philoſophiſchen Kopfes; den erſten ſchilderte er in einer Weiſe, daß man es Heinrich kaum verargen kann, wenn er dem neuen philoſophiſchen Collegen das Prädicat eines Profeſſors der Geſchichte nach Kräften beſtritt. Zudem hat der Vergleich etwas Schielendes. Denn wenn Schiller im Anfang den Brodgelehrten ſo auffaßt, wie ihn der gewöhnliche Sprachgebrauch nimmt, d. h. als denjenigen, der ſich von der Wiſſenſchaft nur das zum praktiſchen Gebrauch unumgänglich Nothwendige aneignet, ſo ſchiebt er bald einen ganz andern Begriff unter: der Brodgelehrte iſt ihm der eigentliche Gelehrte, der nach der Methode der ſtrengen Wiſſenſchaft in ſeiner geſonderten Sphäre fortſchreitet und den Zuſammenhang derſelben mit den übrigen Disciplinen außer Acht läßt. „Ebenſo ſorgfältig als der Brodgelehrte ſeine Wiſſenſchaft von allen übrigen abſondert, beſtrebt ſich der philoſophiſche Kopf, ihr Gebiet zu erweitern und ihren Bund mit den übrigen wieder herzuſtellen; herzuſtellen ſage ich, denn nur der abſtrahirende Verſtand hat jene Grenzen gemacht, hat jene Wiſſenſchaften voneinander geſchieden.“ — Es handelt ſich alſo um die Wiederherſtellung jener harmoniſchen Bildung, wie ſie die Griechen beſaßen, ehe die große Vermehrung des Materials eine Theilung der Arbeit nothwendig machte.

Dieſes Princip wendet Schiller nun auf die Geſchichte an. Er ſchildert die Errungenſchaften der Gegenwart in den glänzendſten Farben, zum Theil ſehr übertrieben, und malt ſich die Urzeit des Menſchengeſchlechts nach den Berichten der Seefahrer über die Südſeeinſulaner aus. Der ganze Umfang der Weltgeſchichte war nothwendig, um von der einen Stufe der Cultur zur andern zu leiten. „Aus der ganzen Summe der Begebenheiten hebt der Univerſalhiſtoriker diejenigen heraus, welche auf die heutige Geſtalt der Welt und den Zuſtand der jetzt lebenden Generation einen weſentlichen, unwiderſprechlichen und leicht zu verfolgenden Einfluß gehabt haben.“

Nun ſpringt aber der Zuſammenhang des Ganzen aus der Ueberlieferung dem philoſophiſchen Kopf nicht ohne weiteres in die Augen, im Gegentheil erſcheinen ſelbſt die wichtigſten Ereigniſſe, wenn man ſie nicht von der rech-

ten Höhe überſieht, als iſolirt. „So hat die chriſtliche Religion an der gegenwärtigen Geſtalt der Welt einen ſo vielfältigen Antheil, daß ihre Erſcheinung das wichtigſte Factum für die Weltgeſchichte wird; aber weder in der Zeit, wo ſie ſich zeigte, noch bei dem Volk, bei dem ſie aufkam, liegt aus Mangel der Quellen ein befriedigender Erklärungsgrund ihrer Erſcheinung.“ — „So würde denn unſere Weltgeſchichte nie etwas Anderes als ein Aggregat von Bruchſtücken werden, und nie den Namen einer Wiſſenſchaft verdienen. Jetzt alſo kommt ihr der philoſophiſche Verſtand zu Hilfe, und indem er dieſe Bruchſtücke durch künſtliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum Syſtem, zu einem vernunftmäßigen, zuſammenhängenden Ganzen.“ „Eine Erſcheinung nach der andern fängt an ſich dem blinden Ungefähr zu entziehn und ſich einem übereinſtimmenden Ganzen, das freilich nur in ſeiner Vorſtellung vorhanden iſt, als ein paſſendes Glied anzureihen. Bald fällt es ihm ſchwer, ſich zu überreden, daß dieſe Folge von Erſcheinungen, die in ſeiner Vorſtellung ſo viel Regelmäßigkeit und Abſicht annahm, dieſe Eigenſchaften in der Wirklichkeit verleugne; er nimmt alſo dieſe Harmonien aus ſich ſelbſt heraus und verpflanzt ſie außer ſich in die Ordnung der Dinge, d. h. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt und ein teleologiſches Princip in die Weltgeſchichte.“ Freilich ſoll er dann noch die Probe machen, aber in zweifelhaften Fällen „ſiegt diejenige Meinung, welche dem Verſtand die höhere Befriedigung und dem Herzen die größere Glückſeligkeit anzubieten hat.“ — So iſt denn lange vor Hegel ſo unumwunden als möglich das Princip einer philoſophiſchen Conſtruction der Weltgeſchichte ausgeſprochen. Freilich conſtruiren die ſpätern Metaphyſiker nach Kategorien, während der Dichter zugibt, daß er ſich nach Einfällen oder Eingebungen die Dinge ausmalt; allein, wenn hier ein Unterſchied ſtattfindet, ſo möchte er zu Gunſten des letzteren ſein.

Inzwiſchen gehören dieſe Ideen Schiller nicht eigenthümlich an; er hat ſie aus Kant genommen, den er in einigen Hauptſtellen wörtlich ausgeſchrieben, in dem leitenden Ideengang dagegen mißverſtanden hat. Wie es beiläufig zuging, daß Kant, der ſonſt über jede Abweichung von ſeinem Syſtem ſich ſehr verdrießlich ausſprach, Schillers wenigſtens in der Abhandlung über Anmuth und Würde äußerſt rühmlich erwähnte, wird an einem andern Ort zu unterſuchen ſein.

Wenn man in neuſter Zeit von den Syſtemen der ſpätern deutſchen Philoſophie ſich mehr und mehr abwendet und zu dem alten Kant wieder zurückkehrt, ſo liegt der eigentliche Grund dieſer Umkehr, den man freilich, da Kant mehr gelobt als geleſen wird, mehr dunkel empfindet als erkennt, darin, daß Kant ein eminent wiſſenſchaftlicher Kopf war, Fichte, Schelling und Hegel dagegen höchſt unwiſſenſchaftliche Naturen. Fichte und Hegel

waren zwar große Systematiker und der Zauber ihrer Dialektik kann den Unkundigen leicht blenden, aber in zwei Hauptpunkten verrathen sie entschieden ihre Unwissenschaftlichkeit: einmal machen sie sich niemals klar, wo die Grenze liegt zwischen dem, was sie wissen und dem, was sie nicht wissen; sodann vergessen sie stets, daß jede specielle Wissenschaft eine eigne Methode der Forschung hat. Auch Kant machte darauf Anspruch, mit der Fackel der Philosophie das Gebiet der übrigen Wissenschaften zu beleuchten; aber er begnügte sich nachzuweisen, was der Mensch vom Standpunkt seiner höhern Vernunft darin zu suchen habe und in wie weit er das Gesetz seiner Vernunft auf die Empirie anwenden dürfe. Er hat diese Aufgabe der Theologie, der Rechts- und Naturwissenschaft gegenüber durchgeführt; er hat überall die Aufstellung eines wissenschaftlichen Lehrgebäudes dem künftigen, philosophisch gebildeten Naturforscher, Juristen u. s. w. überlassen, während seine Nachfolger das Werk ohne weiteres selbst in Angriff nahmen. Am lehrreichsten sind seine historischen Studien.

Die Kantischen Schriften, welche Schiller bei seinen Vorlesungen hauptsächlich benutzt hat, sind 1) die Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht 1784; 2) muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte 1786; ob er auch die Kritik von Herders Ideen 1785 angesehn, ist nicht ersichtlich. Zum weitern Verständniß der Kantischen Ansicht sind noch die spätern Schriften über das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee 1791 und das Ende aller Dinge 1795 zu vergleichen.

In der ersten jener Schriften, deren Resultate noch heute unerschütterlich feststehn, weist er zunächst aus der Erfahrung nach, daß auch in der Welt der Freiheit die Spuren eines ewigen Naturgesetzes sich vorfinden. Er zeigt ferner, daß das hauptsächliche Interesse der Geschichte darin liegt, daß bei den Thieren jedes Individuum im Stande ist, den höchsten Zweck der Natur vollständig zu erreichen, daß bei den Menschen dagegen dieser Zweck der Natur, namentlich in Bezug auf die Intelligenz, nie im Einzelnen, sondern nur in der Gattung und auch in dieser nur in dem unendlichen Fortschritt, den eben die Geschichte versinnlicht, erreicht wird. Der Mensch ist ein geselliges Wesen, die vollkommene Einrichtung dieser Gesellschaft ist eine Idee, zu welcher nur die Annäherung uns von der Natur auferlegt ist; sie ist aber, als Idee, die Seele der Geschichte. — Mit diesen Gedanken geht Kant an die Betrachtung der wirklichen Geschichte. „Es ist zwar ein befremdlicher und dem Anschein nach ungereimter Anschlag, nach einer Idee, wie der Weltlauf gehn müßte, wenn er gewissen vernünftigen Zwecken angemessen sein sollte, eine Geschichte abfassen zu wollen; es scheint, in einer solchen Absicht könne nur ein Roman zu Stande kommen." Inzwischen zeigt sich der innere Zusammenhang sofort, wenn man die wirkliche Geschichte ins Auge faßt.

„Denn wenn man von der griechischen Geschichte — als derjenigen, wodurch jede andere ältere oder gleichzeitige beglaubigt werden muß — anhebt; wenn man derselben Einfluß auf die Bildung und Mißbildung des römischen Staats, der den griechischen verschlang, und des letzteren Einfluß auf die Barbaren, die jenen wiederum zerstörten, bis auf unsere Zeit verfolgt, dabei aber die Staatengeschichte anderer Völker so wie deren Kenntniß durch eben diese aufgeklärten Nationen allmälig zu uns gelangt ist, episodisch hinzuthut, so wird man einen regelmäßigen Gang der Staatsverfassung entdecken." In der Anmerkung setzt er hinzu: „Nur ein gelehrtes Publicum, das bis zu uns unterbrochen fortgedauert hat, kann die alte Geschichte beglaubigen. Ueber dasselbe hinaus ist alles terra incognita und die Geschichte der Völker, die außer demselben lebten, kann nur von der Zeit angefangen werden, da sie darin eintraten. Dies geschah mit dem jüdischen Volk zu der Zeit der Ptolemäer durch die griechische Bibelübersetzung, ohne welche man ihren isolirten Nachrichten wenig Glauben beimessen würde. Von da (wenn dieser Anfang vorerst gehörig ausgemittelt worden) kann man aufwärts ihren Erzählungen nachgehn und so mit allen übrigen Völkern." — Es zeigt sich in dieser Auseinandersetzung mit vollkommenster Deutlichkeit, daß es Kant nicht einfällt, in der Geschichte auch nur den kleinsten Uebergangspunkt construiren zu wollen; er macht nur den künftigen Historiker darauf aufmerksam, bei seinen Forschungen das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden. Es hat ein halbes Jahrhundert gedauert, bevor wir uns aus unübersehbaren Verwirrungen zu diesen Ideen des alten Kant von 1784 wieder durchgearbeitet haben. Auch folgender Zusatz möchte noch heute der Beherzigung werth sein: „Die sonst rühmliche Umständlichkeit, mit der man jetzt Geschichte schreibt, muß doch einen jeden natürlicherweise auf die Bedenklichkeit bringen: wie es unsere späten Nachkommen anfangen werden, die Last von Geschichte, die wir ihnen nach einigen Jahrhunderten hinterlassen möchten, zu fassen." Goethe sagt im Faust etwas Aehnliches, beide hatten es mit den Wagnern zu thun.

In der Kritik der Herderschen Ideen, dem Werk einer Meisterhand, wird hauptsächlich darauf aufmerksam gemacht, daß der Begriff Gattung bei Menschen etwas Anderes sagen wolle als bei Thieren. Sollte man sich heute darüber wundern, daß dergleichen zu beweisen im Jahr 1785 erst nöthig war, so denke man daran, daß es sich hier um die Periode der schönen Seelen handelt.

Kants Aufsatz über den muthmaßlichen Anfang der Menschengeschichte, den Schiller seiner Construction zu Grunde legte, hat handgreiflich keinen historischen, sondern nur einen moralischen Zweck. Er will die Menschheit von verkehrten Idealen und verkehrten Grübeleien, von der leeren Sehnsucht

und von einem kindischen Spiel mit Schattenbildern abwenden, indem er ihr zeigt, daß sie ihre Würde, mithin ihr wahres Glück, in sich selbst trägt. Daß von einer durchgeführten Rechtfertigung der Vorsicht nicht die Rede sein kann, hat er in den spätern Abhandlungen gezeigt, wo er jene Mystik bekämpft, „die, was sie will, selber nicht versteht, sondern lieber schwärmt als sich, wie es intellectuellen Bewohnern der Sinnenwelt geziemt, innerhalb der Grenzen der eingeschränkten Vernunft zu halten."

Indem nun Schiller den Leitfaden, der eigentlich nur die Grenzen zwischen der Speculation und dem positiven Wissen feststecken sollte, mit Hilfe seiner lebhaften Einbildungskraft ausfüllte, grade wie Charybde, Eisenhammer u. s. w., verfiel er offenbar in eine fehlerhafte Construction der Geschichte. In dem Begriff der Construction selbst liegt aber etwas Richtiges, und Schiller sagte mit Recht, daß der Geschichtschreiber, wenn er etwas Thatsächliches in sich aufgenommen, nun den so gesammelten Stoff erst wieder aus sich heraus zur Geschichte construiren müsse. „Eine Thatsache läßt sich ebenso wenig zu einer Geschichte wie die Gesichtszüge eines Menschen zu einem Bildniß blos abschreiben," und auch der Historiker wird den bescheidenen Titel, den Goethe seiner Selbstbiographie vorsetzt, nicht ganz vermeiden dürfen. Im gegenwärtigen Augenblick, bei der schulgerechten Methode der Forschung sträubt man sich zwar dagegen, allein infolge dieser Selbstverleugnung sieht mitunter die Geschichte wirklich wie ein todtes Aggregat aus, von dem man nicht recht weiß, wen es interessiren und wen es fördern soll. Jeder echte Geschichtschreiber construirt d. h. er malt sich aus den fragmentarischen Ueberlieferungen das ganze Werk und ergänzt die Lücken durch Induction und Analogie. Es kommt nur darauf an, welche Vorbildung er mitbringt. Zu den kühnsten Constructionen der Geschichte, mehre zwanzig Jahre vor Schillers Vorlesungen, gehört Mösers osnabrückische Geschichte: aber einmal schöpfte Möser durchweg aus den Quellen, er nahm also das Material, das er zu formen hatte, in seiner ursprünglichen Gestalt; sodann ging er von einer praktischen Bildung aus. Aufgewachsen in einer Landschaft, deren Sitten sich fast ein Jahrtausend erhalten hatten, studirte er sehr genau die Natur des Bauern und die Entstehung und Fortbildung der Institute, auf welche sich das Leben desselben beschränkt. Hier war ihm jeder Zug vollkommen verständlich und indem er nach dem Bild dieser einfachen Zustände die historischen Fragmente gestaltete, widerfuhr ihm zwar zuweilen, daß er die Analogie ungebührlich ausdehnte, aber stets bringt er ein erkennbares Bild zu Stande, das bis zu einem gewissen Grade die Wirklichkeit erreicht, weil es vom Individuellen zum Allgemeinen geht. Schiller und die spätern Philosophen verfahren anders: nirgend an den wirklichen Zuständen eines geschlossenen Ganzen praktisch betheiligt und in dieselben eingelebt, construiren sie den Begriff der Menschheit nach den Trieben und Kräften

ihrer eignen Seele, und so gelingt es ihnen um so weniger, ein anschauliches und feststehendes Bild zu entwerfen, da sie nicht auf die ersten Quellen zurückgehn, sondern von den früheren Bearbeitern abhängig sind, so tief dieselben auch an Bildung unter ihnen stehen. Möser weiß sehr genau, was Eigenthum und Verkehr, was Handel und Abhängigkeit heißt, er weiß es, weil er eine detaillirte Anschauung davon hat. Bei Schiller sind nur zwei positive Interessen vorhanden: das moralische und das psychologische. Das erste begeistert ihn für Freiheit und für Treue, für schlichte Redlichkeit und für entschlossenen Jesuitismus der Tugend, je nach der augenblicklichen Stimmung; das andere eröffnet dem gebornen Dramatiker zuweilen sehr tiefe und überraschend wahre Blicke, verführt ihn aber in den meisten Fällen, Plan und Berechnung zu suchen, wo dem aufmerksamern Beobachter die zwingende Macht der positiven Zustände entgegengetreten wäre. Aeußerst wunderlich ist gleich die „Darstellung der ersten Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der Mosaischen Urkunde." Es klingen zwar einzelne Worte der Bibel heraus, aber im Uebrigen überläßt sich der Dichter ganz frei seiner Phantasie. Hier ist Herder unendlich im Vortheil, weil er der Naturwissenschaft näher stand; auch seine Sprache ist wohlthuender, er schreibt aus der Fülle eines harmonisch gebildeten Gemüths heraus, während man bei Schiller wahrnimmt, daß er sich in jedem Augenblick neu anregen und erhitzen muß.

Bedeutender, wenn auch im Wesen verfehlt, sind die Aufsätze über Moses, Lykurg und Solon. Weil Schiller nie einen praktischen Begriff von Rechtsbeziehungen, von kirchlichem Leben und was damit zusammenhängt gehabt hat, geht er überall von dem Grundgedanken aus, daß der große Mann seine Zeit mit Plan und Absicht hervorbringt und er selber als Vertreter der neuesten und höchsten Bildung stellt ihm ein Zeugniß aus, wie weit der Plan philosophisch zu billigen war. Im Ganzen war das freilich die Stimmung der Zeit, die sich ja bemühte, durch Gesetzgebung nach philosophischen Gründen die Menschheit neu zu constituiren; aber vergleicht man z. B. die betreffenden Abschnitte bei J. v. Müller, so leuchtet doch der außerordentliche Gewinn ein, der aus dem unmittelbaren Studium der Quellen entspringt. — Bei Moses folgt Schiller einer frühern Schrift über die ältesten hebräischen Mysterien von Decius. Er kritisirt die schlechte Politik der Aegypter und moralisirt über die Gewaltthätigkeit der Regierung gegen die verachteten Hebräer; dann aber rühmt er die religiöse Cultur in dem Geheimdienst der ägyptischen Priester: sie hätten bereits den Begriff des einzigen höchsten Verstandes entdeckt, sich aber noch gescheut, denselben der Menge Preis zu geben. „Man fand für besser, die neue gefährliche Wahrheit zum ausschließenden Eigenthum einer kleinen geschlossenen Gesellschaft zu machen, diejenigen, welche das gehörige Maß von Fassungskraft zeigten, aus der Menge hervorzuziehn und in

den Bund aufzunehmen, und die Wahrheit ſelbſt, die man unreinen Augen entziehn wollte, mit einem geheimnißvollen Gewand zu umkleiden.“ Kurz wir haben das vollſtändige Bild des Freimaurerordens, wie es damals von den erſten Geiſtern unſerer Nation als die nächſte Stufe für die allgemeine Befreiung der Menſchheit gefeiert wurde. Hier ging nun Moſes mehre Jahre in die Schule und lernte einmal den Begriff des wahren Gottes, ſodann die Mittel, ſeinen wahren Gott auf eine fabelhafte Art zu verkündigen. „Jetzt prüft er ſeine Vernunftreligion und unterſucht, was er ihr geben und nehmen muß, um ihr eine günſtige Aufnahme bei ſeinen Hebräern zu verſichern. Er ſteigt in ihre Lage, in ihre Beſchränkung, in ihre Seele hinunter und ſpäht da die verborgenen Fäden aus, an die er ſeine Wahrheit anknüpfen könnte. Er legt alſo ſeinem Gott diejenigen Eigenſchaften bei, welche die Faſſungskraft der Hebräer und ihr jetziges Bedürfniß von ihm fordern.“ — „Wir wiſſen jetzt z. B., daß es dem Schöpfer der Welt, wenn er ſich je entſchließen ſollte, einem Menſchen im Feuer oder im Wind zu erſcheinen, gleichgiltig ſein könnte, ob man barfuß oder nicht barfuß vor ihm erſchiene. Moſes legt aber ſeinem Jehova in den Mund, daß er die Schuhe von den Füßen ziehn ſolle. Denn er wußte ſehr gut, daß er dem Begriff der göttlichen Heiligkeit bei ſeinen Hebräern durch ein ſinnliches Zeichen zu Hilfe kommen müſſe und ein ſolches Zeichen hatte er aus den Einweihungsceremonien noch behalten.“ — Um ein tüchtiger Prophet zu ſein, mußte man ſeinen Plan recht ſorgfältig ausdenken und zu dieſem Zweck war eine tüchtige Schule ſehr wichtig. Bekanntlich machte man damals auch Chriſtus zu einem Schüler der Eſſäer, einem Freimaurerorden aus der Auguſteiſchen Periode. Bei Marquis Poſa, dem Vorgänger von Moſes, war Schiller dies Hilfsmittel noch nicht eingefallen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß bei Lykurg und Solon gleichfalls alles aus genauer Berechnung hervorgeht; in dieſer Beziehung hatten ſchon die Griechen und Römer der ſpätern Conſtruction der Geſchichte vorgearbeitet. Schiller verfehlt auch nicht vom Standpunkt der Moralität die beiden Geſetzgeber zu beurtheilen; Lykurg natürlich ſehr ſtreng: „die ganze Moralität wurde Preis gegeben, um etwas zu erhalten, das doch nur als ein Mittel zu dieſer Moralität einen Werth haben kann.“ „Es war ein ſchülerhafter, unvollkommener Verſuch, das erſte Exercitium des jugendlichen Weltalters, dem es noch an Erfahrung und hellen Einſichten fehlte, die wahren Verhältniſſe der Dinge zu erkennen. So fehlerhaft dieſer erſte Verſuch ausgefallen iſt, ſo wird und muß er einem philoſophiſchen Forſcher der Menſchengeſchichte immer ſehr merkwürdig bleiben. Immer war es ein Rieſenſchritt des menſchlichen Geiſtes, dasjenige als ein Kunſtwerk zu behandeln, was bis jetzt dem Zufall und der Leidenſchaft überlaſſen geweſen war.“ Aber auch an Solon findet er manches zu tadeln, namentlich, daß er die Moralität geſetzlich zu reguliren ſuchte, da hier

doch die menschliche Freiheit, um ihrer Bestimmung zu genügen, einen unbedingten Spielraum haben muß.

Wenn nun Schiller als dramatischer Dichter auf die psychologische Entwickelung und das planmäßige Wirken in der Geschichte zu viel Gewicht legte, so hat uns die Hegelsche Philosophie und die historische Kritik nicht selten zu dem entgegengesetzten Extrem verleitet und es sieht jetzt mitunter so aus, als ob die Ereignisse und die Thaten, die Gesetze und die Dichtungen gleich den Blättern auf den Bäumen wachsen und als ob die Individualität, selbst die größte, sich von einem wohlgeformten Polypenarm nicht wesentlich unterscheide. Was sich Schiller aus der Geschichte für seine Vorlesungen zusammensuchte, hat die Kenntniß seiner Zuhörer wol nicht gefördert, seiner eigenen poetischen Entwickelung aber brachte es Segen, denn es vertiefte seine Ideen und verschaffte ihm jene Fülle von Anschauungen, an der es seiner bisherigen Bildung nur zu sehr gefehlt hatte.

(Schluß im nächsten Heft.)

Keine Garantie.

Die preußische Politik wird in den nächsten Tagen ihre Bemühungen zur Wiederherstellung des europäischen Friedens beginnen. Eine feierliche Sitzung des Staatsministeriums, die Berufung der vornehmsten Gesandten nach Berlin, die Vorbereitungen für den Transport der Truppen lassen schließen, daß der Regent Preußens entschlossen ist, mit schlagfertigem Heer die kriegführenden Mächte zum Frieden zu mahnen. Noch sind nicht alle Schwierigkeiten beseitigt, welche die Prätension Oestreichs, der Wunsch der kleineren Staaten, eine selbstständige Rolle zu spielen, in den Weg geworfen haben, doch ist es jetzt nicht mehr undenkbar, daß es der preußischen Regierung gelingen wird, den stillen Widerstand und die locale Abneigung ihrer Bundesgenossen zu bewältigen.

Welche Lage für Preußen! Es ist bereit, den größten Gefahren entgegenzugehn, die schwersten Opfer zu bringen, es will den Wohlstand seiner Bürger, das Blut seiner Männer, die volle Kraft seiner Provinzen daransetzen, um Deutschland aus einer Lebensgefahr herauszuheben, in welche die Nation durch Oestreichs außerdeutsche Interessen geworfen worden ist, es will dies alles thun, ohne irgend eine egoistische Gegenforderung an Oestreich und den deutschen Bund, und es muß um Erlaubniß bitten, die hilflosen deutschen Staaten zu erhalten, den unbehilflichen Bund zu schützen, den vereinsamten Oestreichern

die einzige Hilfe zu gewähren, auf welche sie in Europa zu hoffen haben. Und wie eine Gunst wird ihm von Oestreich und seinen Anhängern der Oberbefehl und die diplomatische Leitung bewilligt, zögernd, mit Clauseln, unter den Schmähreden einer aufgeregten Menge, unter den fortgesetzten Verdächtigungen einer kurzsichtigen Presse. Wahrlich es ist Patriotismus nöthig, unter solchen Verhältnissen festzubleiben, und nicht herüberzusehen nach einer andern Möglichkeit, welche Preußen wenigstens über solches Misere heraushob.

Was hat Preußen verhindert, sich mit Frankreich und Rußland zu verbinden? Es ist kein Geheimniß mehr, daß ihm von beiden Staaten ein Bündniß unter den lockendsten Bedingungen nahe gelegt wurde. — Hat die Rücksicht auf Deutschlands Grenzen zurückgehalten? Preußen hätte kein Dorf von Deutschland den Fremden geopfert, sie würden Beute genug unter den Völkern fremder Zunge gefunden haben, und Preußen würde fast ohne Krieg der souveraine Herr von Deutschland geworden sein, ein Staat, so vergrößert, daß er ohne Gefahr auch ein Wachsthum seiner großen Nachbarn ertragen hätte. Oestreich aber wäre zerschlagen worden vor seiner Zeit. Welche Art von raffinirtem Eigennutz hat Preußen bestimmt, ein solches Bündniß kurz von der Hand zu weisen? Vielleicht die Rücksicht auf die öffentliche Meinung Deutschlands? Wir können der öffentlichen Meinung, wie sie sich seit Monaten im Süden und Norden ausgesprochen hat, nicht einmal die Anerkennung zollen, welche ihr in einer schwachen Stunde parlamentarischer Beredsamkeit sogar ein preußischer Minister gegönnt hat. Was Preußen ferngehalten hat von einem Bündniß mit Fremden, war kurz gesagt ein ehrliches deutsches Gewissen, nicht Furcht, nicht die äußerliche Sorge um einen guten Namen. Und so fest war in Regierung und Volk die Ueberzeugung, die Katastrophe Oestreichs, die Schwäche des Bundes, die Anerbietungen der Fremden dürften nicht im egoistischen Interesse ausgebeutet werden, daß man wol behaupten darf, nie hat in gefahrvoller Zeit ein Cabinet und ein Volk so groß empfunden, als die Preußen grade in den Wochen, in welchen sie von Süddeutschen und Norddeutschen maßlos geschmäht und verketzert wurden. Das soll nicht gesagt sein, die Preußen zu rühmen. Sie haben gehandelt, wie ihre Pflicht war, und sie selbst haben jene Anerbietungen der Fremden kaum als eine Versuchung empfunden. Niemandem in Preußen ist eingefallen, der Regierung aus solcher Handlungsweise ein Verdienst zu machen, kein officiöses Blatt hat die lockenden Eventualitäten eines Bündnisses mit den Fremden nur erwähnt. Es verstand sich dort von selbst, daß sie Oestreich und Deutschland nicht aufopfern durften.

Die große Majorität der Preußen hat keinen Grund, Oestreich zu lieben. Wir sehn in diesem Staate eine anspruchsvolle Größe, die durch alte Tradi-

tionen conservirt wird, deren innere Haltbarkeit sehr bezweifelt werden darf. Aber wie es auch um die Zukunft dieses Staates stehe, und wie seine Politik auch gegen das preußische Wesen feindlich arbeite, wenn Preußen einst gezwungen wird, mit ihm abzurechnen, so muß das geschehen nicht im Bündniß mit Russen und Franzosen, sondern in deutscher Sache mit eigener Kraft. Bis dahin soll die preußische Regierung die Intriguen Oestreichs mit Festigkeit abwehren, und den Dualismus, welcher Deutschland fortwährend in zwei Lager trennt, als ein unvermeidliches aber nicht endloses Uebel mannhaft bekämpfen. Und wir Preußen wollen nicht nur die Pflichten, welche wir durch Verträge gegen Oestreich übernommen haben, redlich erfüllen, sondern wir werden dem Nachbar überall, wo er in der That ein deutsches Interesse verficht, aufrichtig die Hand reichen. Seinen italienischen Krieg vermögen wir in seinem letzten Grunde nicht für einen deutschen zu halten. Ja, wir glauben, daß eine nationale Gestaltung Italiens, selbst wenn italienische Dankbarkeit ein Uebergewicht des französischen Einflusses auf längere Zeit ertragen sollte, kein deutsches Unglück ist. Aber wir halten es für nothwendig, dem gegenwärtigen Herrn Frankreichs zu zeigen, daß seine unruhige Begehrlichkeit wohl thun wird, auch Unbequemes zu achten, was durch europäische Verträge sanctionirt ist. Und weil wir uns als Deutsche fühlen, wollen wir dem Kaiser von Frankreich mit ernstem Nachdruck betonen, daß wir dem Ausland gegenüber die Oestreicher als Bundesgenossen betrachten, die ein weit älteres und näheres Anrecht auf unsere Hilfe haben, als jedes fremde Volk.

Noch ist nicht unmöglich, daß durch die Politik des berliner Cabinets unserem Erdtheil ein für Deutschland ehrenvoller Friede wiedergegeben wird. Wenn es einen Vermittler gibt, dessen Stimme jetzt gehört werden muß, so ist es Preußen. Der Kaiser Napoleon weiß am besten, wie ehrenhaft und besonnen die Politik des Prinzregenten operirt hat, er selbst hat erfahren, daß Preußen in diesem Conflict nichts für sich begehrt, und daß es an sein Schwert faßt nicht im auflodernden Haß gegen Frankreich und nicht aus Liebe und Sympathie für die östreichische Politik in Italien, sondern nur in der tiefen Ueberzeugung, daß es eine Pflicht zu erfüllen hat. Ja, einige Anzeichen deuten darauf hin, daß selbst die letzten Erfolge der französischen Waffen, wie schwierig sie die Stellung Oestreichs gemacht haben, den Kaiser von Frankreich nicht über das für ihn Erreichbare verblenden. Allerdings ist der Gewinn des Friedens in der gegenwärtigen Situation unwahrscheinlich, Oestreich hat Verluste erlitten, aber es ist nicht so geschwächt, daß es sich zu den Concessionen verstehen wird, welche die Verbündeten jetzt zu fordern veranlaßt werden. Doch der unermüdlichen Diplomatie, welche ihre Fäden auch um die Waffen spinnt, welche noch von Schlachtenblut geröthet sind, ist doch schon jetzt Gelegenheit gegeben, Vorbereitungen zu treffen, und

bes Kindes auf bie tertiären Partien zu gelangen, wobei in jenen bie Spiralen Bilaterale mit Hexapus bes Syrinx zeigte.

Bei einer Reihe von Fällen, bie ich in Bezug auf Lage, Größe und Form untersuchte, fanden sich Abweichungen, welche einen Zusammenhang mit ben Störungen ber Sprache vermuthen ließen. Ich habe mich jedoch, wie es scheint, zu früh zu einem Urtheile hinreißen lassen, indem ich bei einem Falle, in welchem ich Aphasie vermuthete, eine Hemiplegie, welche nicht vorhanden war, fand. Ich werde bie Beobachtungen, welche ich machte, in einer Arbeit, welche ich über Aphasie zu schreiben gedenke, zu benützen wissen. Ich bemerke nur, daß ich bei Gelegenheit ber Untersuchungen einen Hirnlappen entdeckte, welcher, wie mir scheinen will, bisher noch nicht beschrieben worden ist. Ich werde ihn ben Operculum-Lappen nennen. Er ist ein Theil ber Insel, welcher bie Form eines Dreieckes hat, bessen Basis ber Gyrus centralis anterior ist, bessen Seiten aber von ben Sulcus centralis insulae und Sulcus circularis gebildet werden. Dieser Lappen scheint mir bei Geisteskranken, wenn sich gewöhnlich Störungen ber Sprache finden, immer Abweichungen zu zeigen, welche sich jedoch nicht in einer Weise ausgesprochen haben, daß ich sie als Ursache ber Störung ansehen könnte. Ich werde mich bemühen, in meiner Arbeit über Aphasie bie Beschreibung bieses Lappens zu geben, und bie Abweichungen, welche ich an ihm fand, zu erklären. Ich habe bieses Lappens wegen nur beiläufig hier zu gedenken, um zu bemerken, daß ich ihn bei Gelegenheit ber Untersuchungen, wie sie Bouillaud und seine Gegner anstellten, fand, um ihn aber seine Bedeutung, welche ich ihm beilege, nicht wußte. Ich habe ihn nicht beschrieben, weil ich bie Untersuchung gerne Gewissenhaft mit ber Ausgabe, welche ich mir vorgesetzt habe, verbinden möchte. Ich habe ihn nicht beschrieben, weil ich ihn nicht kannte, sondern weil ich ihn kannte, aber in Ungewißheit in Bezug auf seine Bedeutung war, und weil ich bie Untersuchung so lange, als sie begonnen war, fortsetzen wollte, bis ich mir über ihn eine Ansicht gebildet hätte.

Doch bin ich ungewiß, ob ich nach ber Begierung von Berlin in bie Lage versetzt, viel zu arbeiten. Verhältnissen. Mögen sich

Argwohn werden jeden Schritt verfolgen, den sie in deutscher Sache thut. Dem Kriegseifer der großen Menge, die sich durch die Lectüre ihrer Volksblätter gewöhnt hat, den Kaiser von Frankreich als ein leicht zu beseitigendes Scheusal zu betrachten, die einen Marsch nach Frankreich für eine militärische Promenade halten, welcher das französische Volk selbst Blumen streuen wird, diesen Politikern von der Kanne wird Preußen schwerlich genug thun. Und es wäre nichts an ihrem Raisonnement gelegen, wenn das massenhafte Ausströmen solcher Politik nicht die Wirkung gehabt hätte, auch verständigen Männern in allen Theilen Deutschlands die Unbefangenheit des Urtheils zu beeinträchtigen. Während sie die Widerstandskraft Frankreichs unterschätzen, taxiren sie das Unheil, welches Kaiser Napoleon durch seine persönliche Politik über Europa gebracht hat und zunächst über Deutschland zu bringen droht, viel zu hoch. Der Kaiser ist für uns allerdings kein ungefährlicher Nachbar, sein inneres Regierungssystem mag man mit den stärksten Ausdrücken verdammen. Aber hat denn er die Zustände Frankreichs geschaffen, in denen sein System und seine Familienpolitik wurzeln? Und ferner, welche Bürgschaft haben die Kriegseiferer, daß es nach seinem Ende in Frankreich besser wird und sicherer für Deutschland? Wer etwas stürzen will, soll zuvor wissen, ob er etwas Besseres an die Stelle zu setzen hat. Wird eine Wirthschaft seiner Prätorianer, eine Dictatur Mac Mahons, Pelissiers oder Canroberts, wird eine neue Schreckensherrschaft der Socialisten, oder wird der nationale Haß der Franzosen gegen einen aufgedrungenen Orleans dem deutschen Pfahlbürger bessere Bürgschaft geben, daß er ohne Aerger über die Franzosen und ohne Kummer wegen der Rheingrenze seine Zeitung lesen könne? Zuverlässig werden die politischen Verhältnisse Frankreichs, wie auch seine Zukunft falle, noch lange Zeit die Nachbarvölker beunruhigen. Aber wir fürchten, daß es nicht nur die Schlechtigkeit des gegenwärtigen Systems ist, welche die deutschen Kammermitglieder gegenwärtig in Entrüstung gesetzt hat, noch etwas Anderes beunruhigt die Eifrigen, der Umstand, daß in des Kaisers auswärtiger Politik allerdings ein echt französisches Moment ist. Frankreich ist nach Außen unter ihm nicht kleiner und schwächer geworden. Und wir, jetzt seine Gegner, vielleicht in Kurzem seine Feinde im Felde, dürfen wol aussprechen, daß grade für die Zeit eines Kampfes mit uns diese Seite seines Wesens seiner Herrschaft in den Augen aller Franzosen eine hohe Berechtigung geben wird. Und wenn wir so nach dem letzten Motiv des deutschen Kriegslärms fragen, so ist dieses Motiv in vielen Seelen die heimliche Furcht vor der Macht und Kraft eines Einzelnen, dem man mißtraut. Ein Eifer, der auf solchem Grunde beruht, fragt allerdings wenig, ob zur Zeit das Losschlagen vernünftig und berechtigt sei. Es ist den Preußen nicht zu verdenken, wenn sie von dieser Art Eifer nichts haben.

Und doch, wenn Preußen sich veranlaßt sieht, die Waffen gegen den Herrn Frankreichs zu kehren, wird der Kampf für ihn ein Krieg auf Leben und Tod, kein großartiges militärisches Manövre, wie der Krieg in Italien ihm und den Franzosen erscheint. Doch würde, wenn wir zuletzt seiner Herr würden, auch für Preußen und Deutschland die kritische Frage zu beantworten sein — was dann? Und solche Frage haben nicht einmal wir mit souveräner Macht zu beantworten, sondern ganz Europa wird sich das Recht nehmen, dabei mitzusprechen und nicht zuletzt die Franzosen selbst. Der Einzelne hält dergleichen Reflexionen gern von sich fern und verschiebt sie auf die Zukunft, eine Regierung aber muß sich ihrer letzten Zielpunkte klar bewußt sein, denn die Methode ihres Vorschreitens, selbst die militärischen Operationen werden dadurch bestimmt; im entgegengesetzten Fall würde, was durch Blut und Waffen gewonnen wird, durch Rathlosigkeit der Diplomatie wieder verloren gehn. So ist die Frage: ob Krieg, ob Friede? für Preußens Regierung nicht so einfach und schnell abzufertigen, als sie von einigen kleinen Cabineten Deutschlands und den Landtagsmitgliedern derselben abgethan worden ist.

Da aber Preußen im Begriff steht, seine Vermittlerthätigkeit zu beginnen, so soll es auch so handeln, wie bis jetzt sein Rath und Entschluß war, offen, ehrlich und loyal, loyal auch dem Gegner. Wie ist aber eine ehrliche Mediation möglich, wenn Preußen und Deutschland schon vorher der östreichischen Regierung gegenüber bestimmt formulirte Versprechungen gegeben haben, welche diese Interceſſion nicht als einen Act selbstständiger Kraft erscheinen lassen, sondern als eine feindliche Waffe, welche zu Wien geschärft worden ist? Es versteht sich von selbst und wird von Frankreich niemals anders betrachtet werden, daß eine bewaffnete Vermittlung Preußens und des deutschen Bundes neben dem deutschen Interesse das östreichische wahrzunehmen hat, aber es ist von entscheidender Bedeutung, ob Frankreich solche Vermittlung als durch das preußische und deutsche Interesse geboten betrachtet, oder ob Kaiser Napoleon von vorn herein in den Vermittlern nur die Genossen und Vasallen östreichischen Einflusses zu sehn hat. Es ist wahrscheinlich, daß er in dem ersten Fall so fügsam sein wird, als ihm seine Verhältnisse nur immer erlauben, es ist mehr als wahrscheinlich, daß er im zweiten Fall das, was er einen Mangel an Aufrichtigkeit nennen muß, mit Mißtrauen betrachten und seine Kräfte aufs äußerste anspannen wird, solchem demüthigenden Zwange zu widerstehn. Es ist möglich, daß im ersten Fall die bewaffnete Mediation gute Erfolge hat, es ist sicher, daß sie im zweiten Fall vergeblich sein wird, nichts als das unnütze Vorspiel eines erbitterten europäischen Krieges. Und wir meinen, Preußen und seine Bundesgenossen werden die sehr gefährdeten Interessen Oestreichs erfolgreicher vertreten, wenn sie mit voller Freiheit die Verhandlungen beginnen. Für Preußen selbst aber ist die

Zumuthung, zu garantiren, damit ihm diplomatiſche Leitung und Heerbefehl über die deutſchen Bundescontingente übertragen werden, eine demüthigende und unwürdige Zumuthung, und wir wünſchen von Herzen, daß die preußiſche Regierung im Gefühl ihres Rechts und ihrer Ehrenhaftigkeit den Stolz haben möge, jedes ſolches Verlangen abzuweiſen. Und deshalb alles für Deutſchland, ehrliche Hilfe für Oeſtreich, aber ohne directe oder indirecte Garantie ſeiner italieniſchen Beſitzungen. ♀

Ausblicke auf den Kriegsſchauplatz.

3.

6. Juni.

Seit Monaten ſtand Oeſtreichs italieniſche Armee, bedeutend verſtärkt, wohlgerüſtet, an der Grenze Piemonts, ungeduldig des Augenblickes harrend, in welchem ſie losgelaſſen werden würde. Am 19. April machte der Kaiſer Franz Joſeph den Unterhandlungen ein Ende; er ſtellte ſein Ultimatum an den König von Sardinien. Am 26. war auf dieſes die Antwort erfolgt, welche man bei Lage der Dinge vorausſehen mußte; Piemont verweigerte die Entwaffnung; nach kurzem Aufſchub, veranlaßt durch die letzte mißrathene Einmiſchung Englands, betraten die Oeſtreicher den piemonteſiſchen Boden am 29. April.

Es war ein folgenſchwerer Schritt. Wer weiß, ob mit dieſem Schritt Europa nicht in einen neuen dreißigjährigen Krieg eintrat! Die Anzeichen verkünden mindeſtens einen europäiſchen Krieg. Liegen die gewaltigen Dimenſionen dieſes Kampfes nicht in dem Plane desjenigen, welcher ihn geſucht hat, ſo liegen ſie in den Umſtänden, unter welchen er ihn anzettelte, in den Bundesgenoſſen, welche er ſich geſucht hat.

Die öſtreichiſche Regierung war ſich der Schwere des Schrittes, den ſie mit ihrem Ultimatum that, um endlich zur Entſcheidung zu gelangen, wohl bewußt und der Kaiſer Franz Joſeph ſpricht dies deutlich genug in dem Manifeſt an ſeine Völker aus.

Es iſt ſehr verſchiedenartig über dieſes Ultimatum geurtheilt worden. Die Einen finden es vollkommen gerechtfertigt, da man ja doch gewußt habe, daß um den Krieg nicht herumzukommen ſei, weil Napoleon der Dritte ihn haben wollte. Die Andern, denen auch wir uns anſchließen, waren ganz anderer Meinung. Sie wiſſen es ſich wol zu erklären, daß Oeſtreich, lange gereizt, endlich zum entſchiedenen Abſchluß kommen wollte und ſind weit ent-

fernt zu meinen, daß Oestreich durch sein Ultimatum erst den Krieg unvermeidlich gemacht habe; aber sie können nicht umhin zu bedauern, daß dasselbe gegen den Willen und den Rath Englands und Preußens gestellt ward, welche die Weltlage zu den natürlichen Verbündeten Oestreichs macht.

Durch das Ultimatum erklärte Oestreich: l'Austria farà da se. Es gab seinen natürlichen Verbündeten, wenn nicht den Anlaß, so den Vorwand, sich in den Schmollwinkel zurückzuziehen, um mürrisch und vielleicht selbst ohne Interesse für Oestreich, vielleicht schadenfroh, dem Schauspiel zuzusehen, welches auf den Feldern Italiens in Scene gesetzt ward. Hatte Oestreich geglaubt, seine natürlichen Verbündeten durch seinen Schritt in den Krieg mit hineinreißen zu können? Wir vermögen uns das nicht zu denken. Wir sehen allerdings kaum ein, wie auf die Dauer England und Preußen und mit diesem das übrige Deutschland ihre Neutralität werden bewahren können. Aber wol scheint es uns möglich, daß sie zu spät — insbesondere zu spät für Oestreich — auf die Bühne treten. Und wol schien es uns möglich, daß mit etwas mehr Geduld und Entgegenkommen Oestreich sich die Unterstützung Englands, Preußens, Deutschlands schon für den Beginn des Kampfes sichern konnte.

Da der Krieg nichts Anderes ist als Gewaltpolitik, so ist erste Bedingung für den Erfolg im Kriege, daß das militärische Verfahren dem politischen oder diplomatischen Verfahren entspreche. Ist dies auf östreichischer Seite der Fall gewesen? Wir haben gestern von dem ersten großen Schlage gehört, der am 4. Juni in Italien gefallen ist. Diese erste große Schlacht, welche von den Franzosen wahrscheinlich die Schlacht von Magenta genannt werden wird, doppelt so, weil der Name an Marengo erinnert, mit dem er fast alle Buchstaben gemein hat, ist bereits auf den Feldern der Lombardei geliefert worden und soll eine entschiedene Niederlage der Oestreicher sein. Dann stände Mailand wol Napoleon dem Dritten offen und wieder einmal würden die Linien der Etsch und des Mincio der Schauplatz der Hauptentscheidung werden.

Doch wir wollen von diesem Kampfe noch nicht reden; es ist erst eine bloße Skizze von einer Nachricht über den Sieg bei Magenta zu uns gedrungen, und bei genauerer Ansicht kann sich manches ganz anders stellen, als wir es uns heute denken. Wir wollen nur an demjenigen, was vorhergegangen ist, prüfen, ob Oestreichs militärisches Verfahren dem diplomatischen entsprochen hat.

Sollte dies der Fall sein, so mußte ein kriegerisches Ultimatum, ein großer Sieg über die Piemontesen oder über ihre Verbündeten oder über beide dem diplomatischen Ultimatum auf dem Fuße folgen. Dieser Sieg ist ausgeblieben, und vor allen Dingen sehen wir auch nicht einmal den Ansatz zu ihm, Schwanken und Unentschlossenheit begegnen uns bald überall auf östreichischer Seite.

Auf denselben Punkten, auf welchen Radetzki 1849 den Tessin überschritt,

gehn auch diesmal die östreichischen Colonnen über, und dieselbe Richtung, welche damals Radetzki zu seinem Siegesmarsch wählte, auf Mortara, Vercelli, Novara schlagen sie auch diesmal ein. Aber die Piemontesen haben dem Feldzeugmeister Giulay nicht den Gefallen gethan, diesmal die gleichen Stellungen einzunehmen, in welchen sie sich damals befanden. Ihre vorgeschobnen Posten weichen überall zurück auf die Hauptstellung, welche nicht im Norden, sondern im Süden des Po liegt, bei Alessandria und Cäsale, in welcher die Franzosen auf zwei Straßen, von den Bergen und vom Meere her, von Turin und von Genua sich mit ihren Verbündeten vereinigen wollen.

Wie war es möglich, die diesmalige Aufstellung der Piemontesen nicht zu kennen oder sie nicht zu errathen? Wenn sonst nichts auf sie schließen ließ, so mußten es doch die beiden Punkte, über welche her allein die Franzosen herankommen konnten.

Wo also war, wenn überhaupt, das militärische Ultimatum zu erzielen? Auf der Südseite des Po, nicht auf der Nordseite.

Welche Rücksichten konnten trotzdem die Oestreicher bestimmen, auf der Nordseite vorzugehn? Etwa die Rücksicht auf die Herzogthümer, auf Parma? Dessen Neutralität fiel doch schwerlich ins Gewicht. Außerdem konnte man ja bei Piacenza warten, bis man sich völlig entschlossen hatte, den Krieg loszulassen, durchaus keine Zweifel und keine Hoffnungen mehr hatte. Oder lag es daran, daß Piacenza zwei Tagemärsche östlicher liegt als Pavia und daß man bei dem Auszuge von Pavia um so viel eher tiefer in Piemont eindringt, und wollte man dann wirklich von Pavia aus zwischen Tessin und Sesia über den Po an dessen Südseite gehn? Aber da mußte man doch nothwendig Brücken über den Po schlagen und verlor damit wol ebenso viel Zeit, als man mit dem Abmarsche von Pavia gegen denjenigen von Piacenza sogleich auf der Südseite sparte.

Indessen es ist auch ganz klar, daß die Oestreicher von vornherein diese Absicht, auf die Südseite von Pavia aus überzugehn, gar nicht hatten. Man erkennt an der Marschrichtung in den ersten Tagen, in der Wahl des ersten Hauptquartiers auf piemontesischem Boden, Garlasco, daß sie wirklich auf der Nordseite des Po zu schlagen gedachten.

Es ist uns von guter Seite gesagt worden, die Oestreicher hätten einen großen Werth darauf gelegt, sich zu Anfang mit den Piemontesen allein, nicht mit den Franzosen zu schlagen, und etwa deshalb seien sie auf der Nordseite, nicht auf der Südseite vorgegangen. Wir können den Werth, den man darauf gelegt haben soll, beim besten Willen nicht taxiren. Außerdem aber mußte man doch Piemontesen auf der Nordseite finden, um sie schlagen zu können, was nun einmal leider nicht der Fall war und auch nicht gut der Fall sein konnte.

Ebenso wenig verschlagen für uns die andern Gründe: das Land an der

Nordseite sei reicher als das an der Südseite und eine Armee lasse sich dort besser ernähren, als hier; oder die Oestreicher hätten darauf gerechnet, ihre qualitativ überlegne Cavalerie gebrauchen zu wollen und seien deshalb lieber in die ebene Lomellina, als in das Hügelland — auf norddeutsch Gebirgsterrain — an der Südseite gegangen.

Abgesehn davon, daß den Oestreichern über alles dies gehn mußte, dem Feind eine schnelle Schlappe beizubringen, und daß sie also den Feind dort suchen mußten, wo er stand und stehen mußte; abgesehen davon, kann unzweifelhaft auf der Südseite des Po eine Armee in den Grenzen, in denen das überhaupt möglich ist, ebenso gut aus den Mitteln des Landes leben, als auf der Nordseite. Und was den Nutzen betrifft, den die überlegene östreichische Cavalerie gewähren sollte, so möchten wir wol den alten Wrangel fragen, ob er meint, daß man in der sumpfigen, von Gräben durchzogenen, von Obstbäumen bedeckten, mit Gehöften übersäeten Lomellina besser mit Cavalerie manövriren könne, als in dem „Gebirgsland" an der Südseite. Wir meinen, er wird antworten: damit sieht es auf der Nordseite ebenso windig aus als auf der Südseite. Eine Hasenhaide von Berlin ist weder hier noch da.

Alles wohl besehn finden wir, daß der Feldzeugmeister Giulay eine Copie des Radetzkischen Feldzuges zu liefern ursprünglich beabsichtigte und daß aus dieser eben nichts werden konnte, weil er leider nicht daran dachte, daß diesmal die Umstände andere seien.

Wir hören allerdings schon die Entrüstungsschreie, welche alle unsere Combinationen über den Haufen werfen sollen: wie kann man einen General, der doch natürlich nur deshalb General geworden ist, weil er fähig war, es zu sein, wie kann man seinem ganzen Stabe, der unzweifelhaft aus lauter einsichtigen, tüchtigen Leuten bestehen muß, solche Einfalt zuschreiben wollen? Wir haben vollauf Gelegenheit gehabt, uns gegen diese Art Entrüstung vollständig abzuhärten. Man belehre uns eines Bessern; um entrüstete Fragen kümmern wir uns nicht, wir wissen zu gut, daß sie nur gestellt werden, weil es eben an dem Bessern fehlt und daß man uns zuletzt recht gibt.

Sehen wir uns lieber an, was weiter gefolgt ist. Vielleicht wird dies schon genügen, um uns völlig gegen alle Interjectionen, die für uns nicht genügend articulirt sind, an deren Gefühlstiefe wir nichts aussetzen wollen, deren Verstandestiefe aber jedenfalls nicht weit her ist, sicher zu stellen.

Hatten die Oestreicher beim Einrücken in Piemont nicht gewußt, daß keine Piemontesen auf der Nordseite des Po waren, so mußten sie es nach dem Einrücken doch nothwendig durch die Meldungen der Patrouillen und die Leichtigkeit, mit welcher sie ihre Requisitionen bewerkstelligen konnten, erfahren.

Nun nimmt der Feldzeugmeister Giulay seine Front nach Süden, gegen den Po, verlegt demgemäß auch sein Hauptquartier am 2. Mai nach Lomello,

südwestwärts von Garlasco und ordnet Brückenschläge über den Po zwischen den Mündungen des Tessin und der Sesia an, die er durch Kanonaden und Demonstrationen weiter stromaufwärts zu maskiren für nothwendig hält. Eine Brücke vor seinem Centrum, eine andere vor seinem linken Flügel werden auch glücklich zu Stande gebracht. Man wird also jetzt den Feind auf der Südseite, wo er wirklich steht, aufsuchen. Wol ist es noch Zeit. Allerdings sind die Franzosen seit sechs Tagen in Genua, seit drei Tagen in Turin. Aber alle sind doch sicher noch nicht da und in Alessandria oder bei Alessandria sind sie vollends noch nicht. Es gilt also nur bei Cornale (oder Bambio) Massen über den Fluß zu werfen, am 5. Mai können sie bei Novi, zwischen den Piemontesen in Alessandria und den Franzosen in Genua stehen, sie treffen möglicherweise auf französische Divisionen, welche im Anzug von Genua nach Alessandria sind. Es ist möglich, eine beträchtliche Ueberlegenheit in einzelnen Gefechten zu haben, den Feind zu schlagen, so wenn auch verspätet, zu gewinnen, was man braucht, den Sieg, den Erfolg. Gespannt schaut die Welt in diese Gegenden, sie wartet auf Bülletins eines Sieges, die ihr über Wien zukommen sollen. Statt dessen aber wird die Brücke von Cornale, es scheint wirklich nur eine statt der drei oder vier, die nothwendig waren, gewesen zu sein, lediglich dazu benutzt, ein schwaches Detachement hinüberzuschieben, welches in Tortona und Sale requirirt, welches Eisenbahnschienen auf- und Telegraphendrähte zerreißt.

Unterdessen hatte es mächtig geregnet, das Wasser im Po stieg und bedrohte, ja beschädigte die Brücke von Cornale. Das in Oestreich gebräuchliche Biragosche Brückensystem hat manche Hilfsmittel, sich mit dergleichen Schwierigkeiten abzufinden. Aber freilich, wenn man nur eine Brücke hat, ist es bös, unter solchen Umständen eine ganze Armee hinübergehn zu lassen, insbesondere, wenn noch hinzukommt, daß man ganz vergessen hat, man könne im Nothfall auch auf Piacenza am südlichen Pouser selbst weichen und müsse nicht nothwendig über die Brücke von Cornale zurückgehn.

Eine Sache, die uns bei den Oestreichern immer aufgefallen ist, die fast regelmäßig vorkommt, so daß Abweichungen von der Regel wirklich glänzende Erscheinungen sind, ist diese, daß sie durchaus nicht verstehn, zeitweise etwas, was sie einmal gepackt haben, freiwillig aufzugeben, um an einem andern Punkte desto kräftiger positiv zuzugreifen. Eine von den glänzenden Ausnahmserscheinungen ist in unsern Augen Radetzki, namentlich in dem Moment, da er Mailand räumte und ohne weiteres an den Mincio zurückging. Der Feldzeugmeister Giulay, wie es scheint, hatte gar keine Neigung, die Lomellina zu verlassen, selbst unter der Bedingung keine, daß er sich außerhalb derselben an der schönen Mittagsseite des Po Lorbeeren holen konnte.

Wir wissen nicht, was er durch sein auf die Südseite entsendetes Recog-

noscirungsdetachement, eigentlich erfahren hat. Möglicherweise aber konnte ihm daſſelbe berichten, daß die Franzoſen bei Aleſſandria und in deſſen Umgegend noch nicht bereit ſeien, etwas von Bedeutung zu unternehmen. Dies, zuſammengehalten mit den Erſchwerungen, welche die Hochwaſſer einem Uebergang auf die Südſeite des Po entgegenſtellten, vielleicht ſelbſt mit Gewiſſensbiſſen, weil er nicht von vornherein auf die Südſeite gegangen war und weil er nun ſeinen Kopf aufſetzen wollte, um zu beweiſen, daß überhaupt die Nordſeite die rechte ſei, dies alſo bewog ihn, wieder einmal einen andern Verſuch zu machen.

Am 7. verlegte Giulay ſein Hauptquartier von Lomello nach Mortara, am 8. von Mortara nach Vercelli, er zog Truppen von ſeinem linken Flügel auf den rechten, von der Polinie an die Seſialinie; er wollte einen Schlag gegen die Linie der Dora baltea führen, an welcher damals ein oder zwei piemonteſiſche Diviſionen und die Anfänge eines franzöſiſchen Corps ſtanden.

Doch blieb es auch hier bei bloßen Anfängen, Detachements, welche zum Theil bis Ivrea, überhaupt an die Dora ſtreiften, gleichzeitigen Demonſtrationen gegen die Polinie oberhalb der Seſiamündung, um durch dieſe die Bewegung an die Linie der Dora baltea zu decken.

Bald fand ſich eine neue Aenderung: am 10. Mai, dem gleichen Tage, an welchem der Kaiſer der Franzoſen von Paris abging, verlegte Giulay ſein Hauptquartier von Vercelli nach Mortara zurück. Der pariſer Telegraph und einige Berichte der Detachements am rechten Pouſer, daß die Franzoſen ſich dort verſtärkten, wirkten zuſammen.

Am 19. ging das Hauptquartier der Oeſtreicher von Mortara nach Garlasco, dahin, woher es gekommen. Eine große Recognoscirung auf dem rechten Ufer des Po war angeordnet; etwa 25,000 M. waren für dieſelbe verfügbar gemacht. Dieſe Recognoscirung führte zu dem Gefecht von Montebello, in welchem die Oeſtreicher nach ihren eignen Angaben etwa 1300 M. verloren.

Dieſe Recognoscirungswuth iſt ein wahrer Fluch für die Oeſtreicher. In der Bibel heißt es irgendwo: „Selig ſind diejenigen, welche nicht ſehen und doch glauben.“ Entweder ſind die Oeſtreicher nicht ſo bibelfeſt, als ich es — in aller Demuth — bin, oder ſie glauben nicht ſo feſt an die Bibel, als ich. Ich, für meine Perſon, kann mir keinen deutſchen General denken, der nicht jeden Morgen ſein Capitel aus Luthers Bibelüberſetzung mit Andacht und Verſtändniß durchlieſt. Alle andern ſind pure Stümper. Giulay ſcheint keine Lutheriſche Bibelüberſetzung zu haben. Wozu muß man denn immer 1200 oder 1300 M. auf die Schlachtbank führen, um nicht einmal das zu erfahren, was man ohne dieſes Opfer mit der Bibel in der Hand und im Herzen jedenfalls wiſſen konnte? Wir werden weiterhin ſehen, wohin dieſer antideutſche concordätliche Unglaube führt. R.

Von der preußischen Grenze.

14. Juni. —

Mit athemloser Spannung sind alle Blicke nach Berlin gerichtet, denn dort, das fühlt man jetzt schwer, hinter dem Dunkel, welches noch immer die Entschlüsse bedeckt, dort verbirgt sich das Verhängniß, das Schicksal unsrer Zukunft vielleicht für längere Zeiten. Es ist stiller geworden unter den lauten Kriegsrufern, der Ernst der Lage, der nun furchtbar näher tritt, bringt den übermüthigen Lärm zum Schweigen. Groß war der Schreck im Anfang dieses Jahres, als die lang gefürchtete Zwietracht zwischen Frankreich und Oestreich ausbrach; viel ernster ist das Unwetter, das jetzt sich naht. Damals handelte es sich blos um die Veränderung eines Machtverhältnisses, jetzt um die Frage, ob wir unsere ganze Existenz aufs Spiel setzen sollen. Die Spannung ist drückend und vielleicht nicht am wenigsten beklommen sind diejenigen, die am lautesten zum Kriege trieben.

„Auf Wiedersehn in Paris!" riefen von der Eisenbahn aus die durchmarschirenden ungarischen Soldaten, denen man diese deutschen Worte wol beigebracht hatte, den sächsischen und bairischen Waffenbrüdern zu. Mit Jubel wurde dieser Ruf erwiedert, denn Paris ist eine angenehme Stadt. Jetzt sieht man wol, daß der Weg, den die Oestreicher eingeschlagen haben — von Garlasco nach Mantua — nicht der geradeste ist, der nach Paris führt. Die Baiern malen sich bereits die Möglichkeit einer französischen Besetzung der Pfalz aus, die Würtemberger klagen jetzt schon über die Strapazen des Krieges, die Hannoveraner erinnern sich daran, daß wir keine Flotte besitzen, eine französische Invasionsarmee von unsern Küsten abzuhalten; und dazu kommt jetzt die Veröffentlichung der russischen Note, der Rücktritt des Ministeriums Derby. Lord Derby hatte eifrigst erklärt, es fiele ihm gar nicht ein, die deutschen Küsten gegen irgend eine Flotte schützen zu wollen, und nun wird er von seinem Amt verdrängt, weil er zu stark seine östreichischen Sympathien kundgegeben habe! Danach kann man sich vorstellen, was Deutschland von Lord Palmerston zu erwarten hat! Noch bündiger ist die russische Note, und wenn der Inhalt derselben im Allgemeinen so vorausgesetzt werden konnte, wie er wirklich erfolgt ist, so ist in der Form zweierlei bemerkenswerth: die brutale Drohung gegen die deutschen Mittelstaaten, die Schmeicheleien gegen den Prinzen von Preußen, und diese Note scheint erlassen zu sein, nachdem die preußische Haltung wenigstens muthmaßungsweise in St. Petersburg bereits bekannt war.

In der Seele des Prinzen, so weit sie der Fernstehende sich verständlich machen kann, kreuzen sich zwei entgegengesetzte Empfindungen: der 18. März hat ihn, den Einzigen, der männlich fühlte und männlich wollte, mit frechen Beschimpfungen überhäuft; der Tag von Olmütz hat sein preußisches Ehrgefühl tief verwundet; wenn er der Revolution und allem, was damit zusammenhängt, ein Gefühl entgegenbringt, welches von dem der Achtung himmelweit verschieden ist, so ist seine Stimmung gegen die innern und äußern Träger der Politik Olmütz nicht wesentlich davon verschieden, und Oestreich ist stets der offne oder geheime Beschützer und Einbläser dieser Politik gewesen. Diese beiden Gefühle bekämpfen sich, noch verwickelter ist das Geflecht der Interessen: aber was den Prinzen charakterisirt, ist das unendliche Uebergewicht des Pflichtgefühls über alle sonstigen Bestimmungsgründe. Aus Pflichtgefühl hat er die gesetzlich fixirten Resultate der Revolution anerkannt, aus Pflichtgefühl

gegen seinen Bruder, König und Herrn hat er zur Politik Olmütz geschwiegen, aus Pflichtgefühl hat er ein Jahr lang mit den Reformen gezögert, die er dann, sobald er gesetzlich befugt war, sehr energisch durchführte. Sein Pflichtgefühl bindet ihn an die Verfassung, sein Pflichtgefühl macht es ihm unmöglich, irgend einen Besitztitel des Fideicommisses, den man Krone nennt, aufzugeben; sein Pflichtgefühl bindet ihn an den deutschen Bund, den er zu lieben wahrlich keine Ursache hat. Dürften wir den Nachrichten glauben, die ihren Weg bereits in die Zeitungen gefunden haben, so wäre der Entschluß schon gefaßt; wie derselbe auch ausgefallen sein mag, jedenfalls sind wir überzeugt, daß er maßgebend für ganz Deutschland sein muß. Das Gewissen hat ihn eingegeben, nicht die Stimmung der Menge; unbeirrt wird er, ohne nach rechts oder links zu blicken, seinen Weg vorwärts gehn. Wir hoffen nur, daß bei dem Bewußtsein der Nothwendigkeit, das Recht aufrecht zu halten, das Recht des deutschen Volks ebenso in Anschlag gekommen sein wird, als das Recht der einzelnen deutschen Bundesgenossen.

Nach welcher Seite hin die Entscheidung ausfallen würde, konnte nicht zweifelhaft sein. Von einem französischen Bündniß war nicht die Rede, der preußische Staat ist keine todte Maschine, die man nach Belieben rechts oder links drehen darf, ebenso wenig von einer absoluten Neutralität, da es fast unmöglich scheint, daß eine der kriegführenden Parteien die andere zum Frieden zwingt, ohne hier das Gebiet des deutschen Bundes zu verletzen, dort den deutschen Bund in Anspruch zu nehmen. Es kam nur auf die Wahl des richtigen Zeitpunkts an: ob es der jetzige sei, darüber zu urtheilen fehlt uns das Material. Daß eine bewaffnete Vermittlung, wenn sie ihren Zweck erreichen soll, weiter führen muß, darüber wird sich der Prinz selbst wol am klarsten sein.

Kann der Kaiser Napoleon, wie jetzt die Sachen stehn, auf irgend einen Vorschlag eingehn, auf den auch Oestreich eingehn könnte? — wir zweifeln daran. — Was er will, hat er nach seinem Einzug in Mailand, wenn wir uns nicht ganz täuschen, mit vollkommner Offenheit ausgesprochen.

Er verspricht den Italienern die Erfüllung ihrer Wünsche, wenn sie sich deren würdig zeigen, d. h. wenn sie Disciplin annehmen und in Reihe und Glied für ihre Freiheit fechten. Das Verlangen ist billig, denn das Elend Italiens geht fast ausschließlich aus dem Mangel an Disciplin hervor; es entspricht aber auch dem Interesse Frankreichs, denn es stellt eine italienische Armee in Aussicht, die allenfalls unter französischen Generalen und mit französischen Hilfstruppen die Oestreicher in Schach hält, während die französische Hauptmacht die Dinge erwartet, die am Rhein kommen sollen. — In seinen Verheißungen halten wir ihn für aufrichtig, weil die ritterliche Haltung des König Victor Emanuel, den nur feile Scribenten schmähen können, und der nur den einen Fehler hat, für einen König zu ritterlich zu sein, ihm offenbar Interesse abgewinnt, hauptsächlich aber weil die Hauptveranlassung des Krieges, das Attentat Orsinis und eine mögliche Wiederholung desselben, durch den Verrath Italiens nicht abgewandt werden würde.

Unter diesen Umständen glauben wir, daß er zwar geneigt sein wird, zu temporisiren, um Zeit zu gewinnen, den italienischen Provinzen, die nach dem völligen Rückzug der Oestreicher in seiner Hand sind, eine militärische Organisation zu geben, aber nicht auf einen Frieden einzugehn, den Oestreich ihm bietet. Denn trotz seiner

furchtbaren moralischen Niederlage ist Oestreich noch lange nicht genöthigt, auch nur Toscana, Parma oder Modena aufzugeben, geschweige denn die Lombardei.

Wie es heißt, haben sich die Mittelstaaten dazu verstanden, die militärische Führung an Preußen zu übertragen. Dieses dürfte indeß so lange ein leeres Wort bleiben, als es nicht auch politisch garantirt wird. Der unbedingte Gehorsam der Truppen hängt davon ab, daß auch die deutschen Regierungen offen, ehrlich und unbedingt mit Preußen gehn. Eine Garantie dieser politischen Einheit ist militärisch nothwendig, das deutsche Volk hat aber noch ein anderes Interesse dabei, denn wenn der Krieg ohne dieselbe unternommen wird, so führt er im günstigsten Fall d. h. wenn wir Frankreich so entschieden besiegen, als wir es kaum zu hoffen wagen, zu einer wilden Reaction, zu einer Befestigung des Junkerthums, und da die nationale Kraft durch harte Anspannung ihren Widerstand verliert, zu dem nämlichen Polizeiregiment, dessen Glück wir von 1817—1840 gekostet haben. † †

15. Juni. — Der Würfel ist gefallen! möge es zum Heil für Deutschland geschehen sein.

Die Mobilisirung von sechs Armeecorps — noch vor vier Tagen von der Pr. Z. in Abrede gestellt — wird die der andern voraussichtlich bald nach sich ziehn. Der Prinz hat denjenigen Ministern und Gesandten, welche gegen die neue Politik Bedenken haben sollten, anheimgestellt, ihre Entlassung zu nehmen; was gewiß ganz in der Ordnung ist, da eine entschiedene Politik nur dann verfolgt werden kann, wenn sämmtliche Agenten in der Hauptsache einig sind.

Zunächst beginnt das diplomatische Spiel — mit welcher Aussicht auf Erfolg, darüber gibt die neueste östreichische Circularnote eine Andeutung, welche jede Art von Concession an Frankreich für seiner unwürdig darstellt, da die Verluste in keiner Weise entscheidend wären, und da der Krieg jetzt erst recht angehn wird. Was im Uebrigen (abgesehn von dem Commando und der diplomatischen Leitung) an Preußen für Concessionen gemacht sind, ist uns nicht bekannt.

Da die preußische Landwehr auf längere Zeit nicht unthätig stehn bleiben kann, sehn wir einer schnellen Entscheidung entgegen. Wie auch unsere Ansicht über die Zweckmäßigkeit dieser Maßregel sein mag: — jetzt, vor dem blutigen Ernst, muß jeder Widerstand verstummen; wir sind nicht mehr Partei, wir sind alle Söhne des Vaterlandes, an dessen Heil das unsrige aufs innigste geknüpft ist. Noch hat es Preußen in der Hand, als Schirmer und Führer Deutschlands sich politische Garantien für die Zukunft zu geben, die nicht blos in leeren Versprechungen bestehn.

Gott habe seine Hand über uns! † †

Lord Palmerston.

Alle Welt ist geneigt, den Sturz des bisherigen englischen Ministeriums als eine europäische Calamität zu betrachten, und die Whigs, namentlich Lord Palmerston, eines factiösen Verfahrens zu beschuldigen, das an Verrath grenze. Auch wir können das Verhalten derselben nicht stark genug verdammen. Aber wir gehn

weiter. So kindisch der blinde Ehrgeiz zweier siebzig- bis achtzigjähriger Männer erscheinen mag, die, ohne irgend einen sittlichen oder politischen Bestimmungsgrund in einer furchtbaren Krisis, wo England im höchsten Grade nöthig hätte, in sich selbst einig zu sein, aus bloßer Eitelkeit den alten Gegnern das Heft aus der Hand reißen: — was ist es weiter, als eine Revanche für das ebenso verdammungswürdige Verfahren der Tories, die vor anderthalb Jahren, in ebenso blindem Ehrgeiz, sich zum Sturz Palmerstons mit den Radicalen verbanden, und sich dadurch von dem guten Willen, der Laune und den Gelüsten der Letzteren abhängig machten?

Die parlamentarische Regierung beruht factisch auf der Existenz zweier, aristokratisch geschlossener Fractionen, die zusammen etwa zwei Drittel des Unterhauses füllen. Die Entscheidung beruht auf dem Bund mit den außer der Fraction stehenden Mitgliedern. Loyal ist es aber nur dann, einen solchen Bund zu schließen, wenn es eine principielle Uebereinstimmung betrifft. Diese fand im vorigen Jahr nicht statt. Kaiser Napoleon hatte Recht, von England ein Gesetz zu verlangen, welches gegen Mörder und Verschwörer wirksam sei, wenn er seine Forderung auch in ungebührliche Formen kleidete; Lord Palmerston hatte Recht, wenn er — unter Modificationen — darauf einging; die Freisprechung Bernards durch eine gewissenlose Jury, die unter dem Beifallsgeschrei des blinden Pöbels erfolgte, war ein Schandfleck für England. Die Tories haben sich durch Begünstigung einer unreifen, ungesunden Stimmung ans Ruder gebracht, sie kannten ihre Schwäche, sie wußten, daß sie ganz von ihren Gegnern abhängig waren; sie sind also ganz und gar nicht im Recht, über factiöses Betragen anderer sich zu beschweren.

Das entschuldigt freilich ihre Gegner nicht. Schon unter Lord Derby war die auswärtige Politik gegen Napoleon kläglich, und diese Kläglichkeit tritt durch die Pöbeleien der englischen Presse gegen Deutschland nur noch klarer zu Tage. Ein enger Bund mit Preußen konnte den Krieg — wenn nicht ganz beschränken — doch wenigstens in die engsten Grenzen bannen; die Tories waren zu feig dazu, weil sie in ihrer Schwäche sich von jedem Schuster und Schneider abhängig wußten, dessen Interessen durch ein solches Bündniß gefährdet wurden. Wie nun Lord Palmerston diese Mischung von Furcht und Brutalität noch überbieten will, darauf sind wir wirklich gespannt; im Ganzen wird wol nicht viel geändert werden; ja bei dem unruhigen, völlig unberechenbaren Wesen dieses Mannes, der in eine absolute Neutralität, wie er sie jetzt predigt, sich am letzten fügen wird, weiß man noch gar nicht, ob nicht etwa daraus eine für uns günstige Constellation hervorgeht. Nach England uns richten, wäre Thorheit: aber die gefährliche Lage zwingt uns, jeden Schritt sorgfältig zu erwägen, um keinen zurückthun zu dürfen; einen Schritt zurück, so fällt alles über uns her. † †

Mit **Nr. 27** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal**, welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im Juni 1859. **Die Verlagshandlung.**

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Ausblicke auf den Kriegsschauplatz.

4.

14. Juni.

Als der Feldzeugmeister Giulay das rechte Sesiaufer und Vercelli aufgab, die Brücke von Vercelli sprengen ließ, sein Hauptquartier nach Garlasco verlegte, eine große Recognoscirung am rechten Poufer auf Montebello anordnete, Dinge, welche alle zusammen auf die beiden Tage des 19. und 20. Mai fallen, da mußte man meinen, daß er jetzt endlich zu einem festen Entschluß gekommen sei und man konnte über diesen Entschluß selbst kaum in Zweifel bleiben: an der Sesia und am linken Poufer von der Sesia bis zur Scriviamündung eine zähe und hartnäckige Defensive, geführt mit verhältnißmäßig geringer Kraft, aber mit zuverlässigen Truppen, dagegen Concentrirung der Hauptmacht am rechten Poufer und hier gestützt auf Piacenza eine energische Offensive gegen Alessandria hin.

Freilich mußte man sich sagen, daß dieser Entschluß, der einzig vernünftige beim Beginn des Kampfes, zur Rechtfertigung des diplomatischen Ultimatums absolut nothwendig, jetzt ein wenig spät kam, daß seine Ausführung jetzt nothwendig auf größere Schwierigkeiten stoßen mußte, als damals, daß die Wahrscheinlichkeit eines Sieges jetzt minder groß war als damals. Aber man konnte auch vielleicht dem entgegnen, daß jetzt ein Sieg, wenn er gewonnen ward, eben weil er über größere und besser organisirte Truppenmassen davongetragen werden mußte, viel entscheidender wirken konnte.

Doch es blieb bei der Recognoscirung von Montebello. Giulay kam langsam zu einem Entschluß und die Bedenklichkeiten gewannen stets die Ueberhand, wo es eben auf verdoppelte Schnelligkeit angekommen wäre. Ermuthigt durch das Zurückziehen der östreichischen Truppen hinter die Sesia überschritten die Piemontesen ihrerseits den Po, gingen an das linke Ufer dieses Flusses und begannen vom 21. Mai ab Uebergangsdemonstrationen; an diesem Tage und am folgenden kam es bereits zu Gefechten am linken Sesiaufer; am 25. zu einer Kanonade an dem untern Laufe des Flusses in der Gegend von Candia. Indessen war dies alles nicht recht ernst gemeint, es war ein Herum-

tappen und Fühlen, und die Oestreicher wurden überall des Feindes schnell Meister, ohne daß sie sich sonderlich anzustrengen brauchten.

In dieser Zeit aber begann ein Mann die Blicke auf sich zu ziehen, welcher früherhin vielfach genannt, jetzt mit dem kleinen Corps, welches zu seiner Verfügung gestellt war, wie es schien, gegen die gewaltigen Massen völlig verschwinden mußte, die sich auf dem Kriegstheater Italiens gegenwärtig herumtummelten.

Giuseppe Garibaldi, jetzt ein Mann von 52 Jahren, hatte in seiner Jugend in der sardinischen Marine gedient. Ein glühender Freund der Freiheit, Unabhängigkeit und Größe seines Vaterlandes konnte er unmöglich den Conspirationen fremd bleiben, welche sich in den dreißiger Jahren gegen die bestehenden Herrschaften in Italien richteten. Er war gezwungen, bei dem unglücklichen Ausgang der Dinge flüchtig zu werden. Aus der Freistätte, die er in Frankreich fand, ging er in die Dienste des Bei von Tunis, von dort in den Seedienst der Republik Uruguay. Ausgezeichnet durch Thätigkeit, Umsicht, körperliche und geistige Kraft und Zähigkeit erhielt er sogar das Commando eines Geschwaders der Republik. Nachher kämpfte er zu Lande gegen den Dictator Rosas. 1848 kam er nach Europa zurück, an der Spitze einer Freischar führte er den kleinen Krieg am Fuße der Alpen gegen die Oestreicher mit. Als Karl Alberts Stern vor dem Radetzkis sank, schlug sich der kühne Parteigänger in die Schweiz; er legte die Waffen nicht nieder und capitulirte nicht. In die sardinische Kammer gewählt, zeigte er sich stets als eifriger Republikaner. 1849 ging er nach Rom, um dieses gegen Franzosen und Neapolitaner vertheidigen zu helfen. Man weiß, welchen Widerstand er hinter den schlechten Mauern der Weltstadt einem mit allem wohl ausgerüsteten französischen Belagerungscorps leistete, obwol es in Rom auch an dem Nöthigsten fehlte. Und noch wunderbarer ist sein Zug nach S. Marino mitten durch die Oestreicher hindurch, die an allen Ecken lauerten, ihn niemals bekommen konnten, an der Spitze von wenig mehr als tausend Mann, die dem geliebten Führer folgten, als die Römer nichts mehr thun wollten und in Rom folglich nichts mehr zu thun war. In S. Marino löste sich der Rest der Schar auf; in kleinen Abtheilungen schlich sie sich nach allen Weltgegenden durch. Garibaldi mit wenigen Genossen gewann die Meeresküste und von dort Genua. Er rettete sich; nicht so sein treues Weib, das er in Amerika heimgeführt, das ihn wie auf allen so auch auf diesem Zug begleitete. Sein Weib war, wenn wir uns nicht sehr irren, zu dieser Zeit schwanger. Der Parteigänger hatte das Liebste verloren, was er auf der Erde besaß und sein Freiheitsdrang ward geschärft durch das Gefühl persönlicher Rache, die er an den Oestreichern zu nehmen habe. Doch verschloß er diese Rache tief in sein Inneres, den rechten Augenblick mit Vertrauen zu erwarten.

Jahre lang war er ein friedlicher Kauffahrercapitän, der die Küsten aller Welttheile besuchte. Ende 1858 finden wir ihn aber wieder in Piemont und sobald die Dinge in Italien sich dergestalt verwickelten, daß der Ausbruch des Krieges fast unzweifelhaft geworden war, ward auch sein Name in inniger Verbindung mit ihnen vielfach genannt.

Garibaldi formirte jenes Corps der Alpenjäger, welches sich aus ganz Italien rekrutirte und dessen Auflösung die Oestreicher in allen Verhandlungen in erster Linie verlangten. Die drei Regimenter dieses Corps nebst einer Abtheilung Scharfschützen und einem kleinen Corps Ordonanzreiterei wurden um die Mitte Mai zu etwa 5000 Mann angeschlagen. Garibaldi hatte sie unter dem Schutz der piemontesischen Regierung und mit dem Titel eines sardinischen Generals, den er annahm, gebildet. Ueberzeugt, daß Italien vor allem einer starken und wohlorganisirten Heeresmacht bedürfe, um die Herrschaft der Oestreicher abzuwehren, ging er den für ihn etwas sonderbaren Bund mit der piemontesischen Dynastie und Ludwig Napoleon ein, immer jedoch mit dem stillen Vorbehalt, sich wo irgend möglich zu emancipiren, auf eigne Faust zu handeln, möglicherweise mit dem weiteren seine Stunde gegen die gleichen Leute wahrzunehmen, an deren Seite er vorerst kämpfte, die weder seine Erinnerungen im Herzen trugen noch mit seiner Uneigennützigkeit für die Befreiung Italiens auftraten.

Alpenjäger hatte er seine Streiter getauft und an den Fuß der Alpen führte er sie, sobald der Krieg ausbrach. Biella war der Punkt, von welchem seine Operationen ausgingen.

In den Tagen der unbedeutenden ersten Kämpfe an den Ufern der untern Sesia zwischen den Piemontesen und den Oestreichern brach Garibaldi von Biella auf; sich stets an den Fuß der Alpen haltend erreichte er über Gattinara und Borgomanero, wo er an das linke Ufer der Sesia überging, welches sich damals noch in festem, wenn auch bestrittenem Besitz der Oestreicher befand, am 23. Mai Sesto Calende, am Ausfluß des Tessin aus dem großen Reservoir des Langensees (Lago maggiore) und bereits auf lombardischem, östreichischem Boden weiter abwärts vorschreitend schien er zuerst direct nach Mailand ziehen zu wollen, doch auf die Nachricht vom Anzug östreichischer Abtheilungen schlug er sich alsbald aus der Gegend von Gallarate auf Varese und gegen die Berge zurück. Am 24. stand er in Varese, welche Stadt sich sogleich für Victor Emanuel und Piemont erklärte. Am 25. und 26. hatte er hier Kämpfe mit einzelnen, zusammen etwa 3000 Mann starken östreichischen Abtheilungen zu bestehen, welche aus den lombardischen Garnisonen gegen ihn entsendet waren. Er ging siegreich aus diesen Kämpfen hervor und drang unter mehrfachen Gefechten nach Como, in welche Stadt er am 27. einzog, von wo aus er seine Vorposten auf die Straße nach Mai-

land, über Camerlata auf Cantu vorschob. Das Gebiet von Lecco und das Veltlin erhoben sich im Aufstand gegen die Oestreicher, ermuthigt durch die Nähe Garibaldis, der allerdings durch Zulauf seine Streitkräfte um etwas vermehrt hatte, dessen Kräfte aber doch überschätzt wurden. „Victor Emanuel!" ward hier dicht an den Grenzen der Schweiz die Parole der Bevölkerung.

Doch ein drohenderes Ungewitter zog sich gegen die Schar der Alpenjäger zusammen. Feldmarschallieutenant Urban, Chef der Reservedivision, welche gebildet war, um in der Lombardei, im Rücken der östreichischen Hauptarmee die Ruhe zu erhalten, welche aber nach dem merkwürdigen System des Feldzeugmeisters Giulay, der nie Truppen genug haben kann und sie doch niemals hat, wo er sie braucht, auch zu den Feldoperationen verwendet worden war, Urban also, der auch bei Montebello mitgefochten hatte, war nunmehr wieder nach dem Norden gerückt und sammelte bei Monza starke Abtheilungen seiner Division und der lombardischen Garnisonen, Kräfte, die Garibaldi weit überlegen waren, wie er mit ihnen bisher noch nicht gefochten. Am 29. Mai kam es bei Camerlata und Como zum heftigen Treffen und entschieden geschlagen, mußten die Alpenjäger weichen.

Das Ungeschick der Oestreicher, ihre Sehnsucht, an Varese Rache zu nehmen, endlich die Energie und Geschicklichkeit des Führers retteten die Alpenjäger vom Verderben.

Schon verkündeten östreichische Berichte, daß nun nächstens Garibaldi völlig eingeschlossen, gezwungen sein werde die Waffen zu strecken; hatte doch Giulay außer der Proclamation, welche er am 25. Mai den Lombarden entgegenschleuderte, durch welche er sie zur Ruhe ermahnte und ihnen im Falle des Zuwiderhandelns alle irdischen und höllischen Strafen androhte, auch 1200 Mann von der Hauptarmee nach Arona am Langensee entsendet, um dem kühnen Parteigänger auch den letzten Ausweg zu versperren.

Entschiedene Parteigänger Oestreichs, sonst ganz anständige Leute, stritten bereits darüber, ob die Oestreicher Garibaldi hängen oder erschießen würden; daß der Mann ein geborner Nizzaner, daß er General Piemonts, einer Macht war, welche nach völkerrechtlichen Gesetzen in legitimem Krieg gegen Oestreich stand, galt ihnen nichts. Sie begriffen weder die Infamie, die in einem solchen Acte seitens östreichischer Generale gelegen hätte, noch die Nothwendigkeit, in welche derselbe Victor Emanuel und Louis Napoleon versetzt hätte, jeden östreichischen General, der in ihre Hände fiel, hängen oder erschießen zu lassen.

Der edelste, uneigennützigste, der geistig am höchsten begabte von den Gegnern Oestreichs, der Mann, der *wirklich* die Freiheit seines Vaterlandes will, wie jeder echte Mann die des seinigen wollen sollte, dieser Mann war den absoluten Kaiserlich-Königlichen der größte Dorn im Auge.

Die Hänge-, so wie die Pulver- und Bleidiscussionen blieben vorläufig überflüssig. Urban ließ nach seinem Siege bei Como die Alpenjäger los und eilte nach Vareſe, in welches er trotz der Barrikaden nach kurzer Beſchießung einrückte und dem er eine faſt unerſchwingliche Contribution auferlegte. Garibaldi aber, wie kühn ſo auch vorſichtig zu rechter Zeit, zog an der ſchweizer Grenze Novazzano vorüber und den Luganerſee entlang gegen den Langenſee zurück und griff hier am 30. und 31. Mai Laveno, den feſten Hafenpoſten der Oeſtreicher an, den er nehmen, in deſſen Beſitz er ſich der dort liegenden Fahrzeuge bemächtigen wollte, um ſo für den Nothfall den Rückzug ins piemonteſiſche Gebiet ſicher zu ſtellen.

Hätte ſich Urban jetzt auf Laveno gerichtet, ſo wäre Garibaldi, man kann es mit Sicherheit annehmen, wiederum gegen die Schweizergrenze und nach Como ausgewichen und hätte ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach den Weg in das Veltlin, der zu dieſer Zeit offen ſtand, gebahnt. Indeſſen Urban hatte mit Vareſe, mit ſeiner ausgeſchriebenen Contribution zu thun und dachte nicht an Garibaldi. Doch war auch Garibaldi bei ſeinen Verſuchen, den Poſten von Laveno zu nehmen, nicht glücklich. Wer die geiſtigen Mittel des Mannes nicht ſo hoch taxirt als wir, konnte ihn noch immer verloren geben.

Bald hörte das auf: die entſcheidende Bewegung der verbündeten Hauptarmee mußte den Parteigänger losmachen. Wir müſſen uns jetzt dieſe Bewegung betrachten.

Es kann heute kein Zweifel mehr darüber beſtehen, daß das Treffen von Montebello vom 20. Mai auf den Kaiſer Napoleon den Dritten einen größern Eindruck machte, als es verdiente. Dies geht theilweis, obwol verſchleiert, aus ſeinen eignen Berichten, deutlicher aus den naiveren piemonteſiſchen hervor. Nach dem Treffen von Montebello machte ſich Napoleon der Dritte auf einen Hauptangriff ſeitens der Oeſtreicher am rechten Ufer des Po gefaßt und traf demgemäß ſeine Anſtalten. Die ganze franzöſiſche Armee erhielt Befehl, ſich in der Gegend von Aleſſandria zu concentriren; dem umgekehrten Treffen von Montebello ſollte eine umgekehrte Schlacht von Marengo folgen. Damit wir nicht mißverſtanden werden, was in dieſer Zeit ſo unendlich leicht iſt, erklären wir ausdrücklich, daß wir hier das umgekehrt nur auf die gegenſeitigen Stellungen der feindlichen Parteien beziehen. Während alſo z. B. bei Montebello 1800 die Oeſtreicher weſtlich und die Franzoſen öſtlich ſtanden, ſtanden 1859 die Franzoſen weſtlich und die Oeſtreicher öſtlich und ebenſo wäre es nun mit den Schlachten von Marengo 1800 und 1859 geworden, wenn es überhaupt 1859 zu einer Schlacht von Marengo gekommen wäre.

Das Corps von Baraguay (das erſte) behielt ſeine alten Stellungen um Voghera, am Torrentere von Staffora, Front gegen Oſten, hinter ihm ſtellte

sich als Reserve das Corps von Canrobert (das dritte) am Curone, zwischen Pontecurone und Tortona auf; das zweite (Mac Mahon) und das vierte Corps (Niel) standen westwärts der beiden vorigen zwischen der untern Scrivia und Valenza; sie konnten, so lange sie diese Stellung einnahmen, den Po bewachen, rechts oder links abmarschiren, sie konnten an einer umgekehrten Schlacht von Marengo, die vorkommendenfalls zwischen Vogbera und Alessandria geliefert ward, Theil nehmen, wenn sie rechtsum machten; sie konnten mit linksum und über den Po bei Casale den Piemontesen an der Sesia zu Hilfe eilen, sollte es Giulay noch einmal einfallen, wieder über diesen Fluß vorgehn zu wollen. Drei piemontesische Divisionen standen am rechten Ufer der Sesia, von der Mündung des Flusses aufwärts bis Vercelli, eine vierte bei Casale in Reserve für diese, die vierte hielt am rechten Poufer die Verbindung zwischen Casale und dem linken Flügel der Franzosen. Die Kaisergarde war zu Alessandria.

Diese Aufstellung ließ Napoleon der Dritte alsbald nach dem Treffen von Montebello einnehmen. Sie war am 26. Mai vollendet, also mit Windeseile war auch hier nicht alles geschehen. Indessen kamen die Oestreicher nicht, wie vermuthet von Piacenza her, um den Angriff am rechten Poufer zu unternehmen, sie blieben vielmehr am linken Ufer stehen.

Napoleon sah ein, daß ein Stillstand auf diese Weise nicht länger andauern könne, daß er etwas unternehmen müsse, wenn Giulay es nicht that. Es trat aber allerdings noch eine kurze Pause ein, welche mit Zweifeln ausgefüllt war. Was sollte unternommen werden?

Das Vorrücken einer großen Armee, welche sich auf die Linie der drei Plätze Genua, Alessandria und Casale stützt, gegen Osten, muß naturgemäß und nach allen Regeln der Kriegskunst am Po stattfinden; diese Armee darf sich vom Po nach Norden hin nur dann ohne Gefahr weiter entfernen, wenn sie des Sieges gewiß ist; andernfalls läuft sie Gefahr, nach einer verlornen Schlacht von dem siegreichen Gegner, der zwischen ihr und dem Po steht, gegen die Alpen geworfen zu werden, sie gibt ihren Rückzug Preis. In dieser Lage hatten sich 1849 die Piemontesen bei Novara den Oestreichern gegenüber befunden. Sie hatten nicht mehr ausweichen können und dies hatte die Niederlage von Novara so entscheidend gemacht. Wollte Napoleon sich bei der Offensive, zu welcher er geneigt war, am Po halten, so mußte er am rechten Ufer auf Piacenza marschiren, um in dessen Gegend über den Fluß zu gehn, oder er mußte es bei Valenza thun, oder über Casale und von dort über die untere Sesia, in beiden letzteren Fällen traf er mit seiner Front auf die Front der Oestreicher; bei Valenza kam noch hinzu, daß hier erst eine Brücke geschlagen werden mußte, da die Eisenbahnbrücke von den Oestreichern gesprengt war, und daß der Brückenschlag angesichts der Oestreicher stattfinden

mußte, wenn es nicht gelang, sie fortzumanövriren. Unmöglich war nun dies keineswegs. Ein Angriff mit einer starken Macht über die untere Sesia veranlaßte nach allen bisherigen Erfahrungen Giulay wol, unverhältnißmäßige Kräfte in dem Dreiecke von Candia, Robbio und Mortara zusammenzuziehen, dann konnte die Hauptmacht der Verbündeten bei Valenza ans linke Pouser gehn, durch diese Bewegung sich in die linke Flanke der östreichischen Armee setzen und eine siegreiche Schlacht von Seiten der Verbündeten drückte nun die Gegner nordwärts auf Novara und sie gegen die Alpen, wenn die Verfolgung kräftig und entschieden darauf gerichtet ward.

Indessen ohne Schlacht und vielleicht ohne hitzige Schlacht kam man allerdings auf diesem Wege nicht vorwärts.

Bei Piacenza verhielten sich die Sachen noch schlimmer. Seit dieses befestigt ist, und bei der Aufstellung der Oestreicher, ist wirklich für eine Armee, die von Westen her operirt, der Uebergang hier etwas gewagt. Aber auch nichts mehr als das. Das sicherste und zugleich entscheidendste Manöver für die Verbündeten war ohne Frage die Operation über die untere Sesia bei Candia und den Po bei Valenza.

Wir werden nun sehen, daß Napoleon sich zu einer viel gewagteren Operation entschloß, als die über Piacenza ist, zu einer Operation aber außerdem, welche im Fall des Gelingens und des Sieges auf dem Schlachtfeld niemals die entscheidenden Resultate geben konnte, wie diejenige über Piacenza oder über Valenza. Er beschloß nämlich grade, seine Hauptmacht durch einen Linksabmarsch über Casale und Vercelli aus der Gegend von Alessandria nach Novara und auf die Straße nach Mailand zu tragen. Dieser Entschluß kam am 28. Mai zur Reife und jetzt wurden allerdings mit lobenswerther Schnelligkeit die Maßregeln zu seiner Ausführung getroffen.

Vier sardinische Divisionen und das Canrobertsche Corps wurden am 29. und 30. an der Sesia von Casale bis Vercelli concentrirt und machten am 30. und 31. die Angriffe auf die östreichischen Stellungen am linken Ufer der Sesia, welche unter dem Namen der Schlacht von Palestro zusammengefaßt werden. Durch diese Angriffe sollte die Aufmerksamkeit der Oestreicher an der untern Sesia gefesselt und von der großen Bewegung der französischen Armee von Alessandria über Casale nach Norden abgelenkt werden.

Am 29. Mai kam Niel aus seinen Stellungen am Po nach Casale, ging am 3. bei Vercelli über die Sesia, besetzte Borgo Vercelli, schob seine Vorposten nach Orfengo; hinter ihm in Vercelli traf die Kaisergarde ein, dieser folgte am 30. Mac Mahon. Am 31. stockte die Bewegung dieser Corps auf Novara, weil man erst abwarten wollte, daß das ganze Canrobertsche Corps am linken Ufer der Sesia sei, welches bei Prarolo über diesen Fluß

ging und mit den Piemonteſen gleichfalls in die Gegend von Novara vorgehen ſollte, ſobald ſie keinen Feind mehr gegen ſich hätten.

Am 1. Juni beſetzte Niel Novara, ſchob ſeine Poſten gegen den Teſſin, ſo wie ſüdwärts auf Olengo, am 2. trafen auch Mac Mahon und die Kaiſergarde bei Novara ein; daſſelbe wird von dem Corps Baraguays geſagt, doch vermuthen wir, daß dieſer wenigſtens mit einem Theil ſeines Corps am rechten Pouſer vorläufig zurückgeblieben ſei. Canrobert und die Piemonteſen marſchirten erſt am 3. aus der Gegend von Robbio gegen den Teſſin hin.

Am 2. Juni war wirklich die Hauptmaſſe der franzöſiſchen Armee, wir können ſie getroſt auf 80,000 bis 90,000 M. annehmen, bei Novara vereinigt, der Reſt der Franzoſen, bis auf die noch am rechten Pouſer zurückgebliebenen — und die vier piemonteſiſchen Diviſionen, auch noch gegen 70,000 M. konnten in einem, wenn auch für eine Armee etwas ſtarken Marſche herangezogen werden.

Napoleon war darauf gefaßt, bei Novara angegriffen zu werden, er machte Front nach Süden gegen Mortara hin; wollten ihn die Oeſtreicher in Front angreifen, ſo konnte denſelben Canrobert mit ſeinem Corps und den Piemonteſen in die Flanke fallen. Allerdings hätte es einem thätigen, ſeiner Mittel ſicheren Feinde gegenüber mit dieſem Flankiren übel ergehen können. In dem Terrain weſtlich der Agogna wären 40,000 Oeſtreicher wol im Stande geweſen, 70,000 Feinde mindeſtens einen Tag lang aufzuhalten. Angenommen Giulay hätte außerdem nur 10,000 M. zum Angriff auf die Stellung bei Novara vereinigen können und die Franzoſen gegen die Alpen getrieben, was ward dann aus Canroberts 70,000?

Man wird immer deutlicher erkennen, daß die Umgehung des öſtreichiſchen rechten Flügels auf Novara nicht blos eine gewagte, — oder eine kühne, wie es der Moniteurrapport nennt, ſondern außerdem eine ſolche war, welche im Fall des Sieges der Verbündeten keine große Entſcheidung herbeiführen konnte, ihr Rückzug blieb den Oeſtreichern bei dieſer Stellung faſt unbedingt, ſo unbedingt als irgend etwas im Kriege, geſichert, ſie hatten nur nöthig, bei Vigevano, oder auch noch weiter abwärts am Teſſin Brücken zu bauen und einen Brückenkopf anzulegen.

Wir werden nun ſehen, wie leicht es eigentlich dem Feldzeugmeiſter gemacht war, etwas wirklich Tüchtiges zu leiſten, und wie er ſich ſtatt deſſen verhielt.

Napoleon dem Dritten war es mit ſeiner Stellung bei Novara keineswegs gethan. Was er noch viel eifriger begehrte, als bei Novara angegriffen zu werden, das war, ans linke Ufer des Teſſin zu kommen. Dies gibt uns aber den Schlüſſel zum Verſtändniß der ganzen kühnen Bewegung. Garibaldi war der intellectuelle Urheber derſelben.

Es wird in dieser Beziehung verschiedenes erzählt. Bald soll der König von Sardinien darauf gedrungen haben, daß die ganze Armee vorgehe, um seinen General Garibaldi loszumachen, bald um endlich die Lombarden, die sich bereits für ihn erhoben hatten und den höchsten Drangsalen von Seiten der Oestreicher ausgesetzt waren, von diesen zu befreien; bald soll Napoleon der Dritte selbst mit eifersüchtigem Blick gesehen haben, daß der alte Republikaner Garibaldi zuerst lombardischen Boden betrat. Was nun das Wahre immer sein möge, wir halten dies alles für richtig. Es kam Napoleon dem Dritten schließlich auf den kürzesten Weg nach Mailand und denjenigen Weg an, auf welchem er den mindesten Widerstand fand. Dies war fürs erste unzweifelhaft der Weg über Novara; aber er blieb nichts desto weniger der gefährlichste und der im Glücksfall am wenigsten entscheidende. Er war nur dann durchaus nicht gefährlich, wenn Napoleon der Dritte seinen Gegner völlig erkannt hatte. War es so? Unmöglich ist das nicht. Wir werden das Weitere in der Erzählung der Schlacht von Magenta zusammenfassen.

5.

16. Juni.

Noch im Laufe des 2. Juni sendete Napoleon der Dritte die Division der Voltigeurs der Garde (Camou), dreizehn Bataillone mit den nöthigen Brückentrains auf der Straße über Galliate von Novara an den Tessin, um dort einige Brücken über den Fluß zu werfen. Der Punkt, wo dies geschehn sollte, heißt von einer alten Brücke und dem östlich des Flusses gelegenen Dorfe Turbigo Ponte di Turbigo, er liegt etwa zwei Stunden von Novara und ebenso weit von S. Martino, wo der Eisenbahndamm von Novara nach Mailand den Tessin kreuzt. Die Brücke an letzterem Punkte wird bald die Brücke von S. Martino, bald — letzteres gewöhnlicher — die Brücke von Buffalora von dem am östlichen Ufer gelegenen Dorfe dieses Namens genannt. Ueberschreitet man sie in der Richtung von Novara nach Mailand, so kreuzt man 4000 Schritt östlich des Tessin den großen Kanal (Naviglio grande), welcher den Tessin bei Tornavento mit Mailand verbindet, noch 3500 Schritte weiter östlich liegt das Dorf Magenta. Zwischen der Brücke von Buffalora und Magenta ist die Eisenbahn noch nicht fahrbar.

Die Stelle des Tessin, welche die Franzosen zum Brückenschlag bei Turbigo gewählt hatten, macht einen gegen die Lombardei hin geöffneten Bogen; sie erfüllte also für eine Armee, die von Westen herkam, eine der wesentlichsten Bedingungen für einen Flußübergang.

Die Division Camou fand bei Turbigo keinen Feind, drei Brücken wurden hier ohne Widerstand in der Nacht vom 2. auf den 3. Juni über den Fluß geworfen.

Giulay hatte, sobald er die Ankunft der ersten Franzosen zu Novara erfuhr — er scheint seine Nachrichten stets außerordentlich spät für einen mit allen Mitteln der Erkundigung ausgerüsteten Obergeneral erhalten zu haben. — nichts Eiligeres zu thun, als den Rückzug ans östliche Ufer des Tessin anzutreten. Das zweite, Liechtensteinsche Armeecorps begann ihn früh Morgens am 2., ging über Vigevano und vereinigte sich bei Magenta mit dem ersten Armeecorps, — Clam Gallas — welches erst im letzten Drittel des Mai von Böhmen her auf der Eisenbahn Augsburg und München passirt hatte, ebenso mittelst der Eisenbahn über Mailand nach Magenta vorgeschoben mit einem Detachement den Brückenkopf bei S. Martino am rechten Tessinufer besetzt, denselben aber sofort wieder aufgegeben und am 2. einige Bogen der Tessinbrücke von Buffalora unvollkommen gesprengt hatte, um sich nun lediglich am linken Ufer zu halten. Der Feldmarschallieutenant Clam Gallas übernahm vorläufig das Commando des vereinigten ersten und zweiten Corps.

Seine Hauptstellung nahm Clam Gallas bei Magenta. Die gesammte Macht, über welche er gebot, kann man auf etwa 35,000 M. anschlagen.

Am Abend des 2. Juni gingen die Massen des siebenten und dritten Corps, Zobel und Schwarzenberg, ans linke Ufer des Tessin zurück; ihr Befehl war sich auf Abbiategrasso und Rosate zu concentriren. — Eben dahin waren das fünfte Corps, Stadion, über Pavia, das neunte, Schaafgottsche, und das achte, Benedek, aus der Gegend zwischen Pavia und Piacenza beordert. Die Befehle an diese letzteren, am entferntesten stehenden Corps gingen sehr langsam.

Nach den Entfernungen, welche die Corps zurückzulegen hatten, um den Concentrirungspunkt zu erreichen, konnte Giulay auf das erste, zweite, siebente und dritte Corps etwa für den 4. Juni Morgens, auf das fünfte Corps für den 4. Abends, auf das neunte Corps für den 5. Morgens und auf das achte allenfalls für den 5. Abends rechnen; vielleicht erst für den 6. Juni Morgens. Das siebente Corps hatte noch am 2. Juni eine Vorwärtsbewegung gegen Robbio gemacht, es mußte etwas müde geworden sein. Mit Ausnahme des ersten wird man die östreichischen Corps in diesem Zeitpunkt zu 25,000 bis 30,000 M. anschlagen dürfen; Giulay hatte dann ungefähr für die Concentrirung bei Abbiategrasso bereit auf den 4. Juni 100,000 M.; auf den 5. Juni 150,000 M.; auf den 6. Juni 175,000 M.

War es nicht möglich, muß man nothwendig fragen, diese gesammte Macht ebenso wol am rechten, als am linken Tessinufer zu concentriren, wohlverstanden so, daß man eine hinreichende Anzahl Brücken unmittelbar hinter sich hatte? Und wie stand es in diesem Falle mit dem Tessinübergang der Franzosen, wenn Giulay während desselben zum Angriff schritt?

Am frühen Morgen des 3. stand eine Brigade der Division Camou bei Turbigo am linken Tessinufer, die andere am rechten. An demselben Tage

rückte das Corps von Mac Mahon früh Morgens gegen den Teſſin ab und zwar mit der Diviſion Motterouge, bei welcher ſich Mac Mahon ſelbſt befand, auf Ponte di Turbigo, mit der Diviſion Espinaſſe auf die Brücke von Buffalora. Espinaſſe fand den Brückenkopf von S. Martino verlaſſen und in ihm ſtehen gebliebene Geſchütze. Mac Mahon begann die Brücken von Turbigo zu überſchreiten.

Jenſeits ſtieß er bei Robecclaetto auf Oeſtreicher; es war die Spitze der Diviſion Cordon des erſten Corps, welche Clam Gallas dorthin geſendet hatte. Es kam hier von zwei Uhr Mittags ab zu einem Gefecht, in welchem Mac Mahon zwölf Bataillone der Diviſion Motterouge engagirte, voran die drei Bataillone der afrikaniſchen Schützen, der ſogenannten Turcos. Die Oeſtreicher wurden zurückgeſchlagen, ſcheinen aber auch keine ſonderlichen Anſtrengungen gemacht zu haben. Es war wieder eine jener berüchtigten Recognoscirungen, welche die öſtreichiſchen Generale auch heute noch außerordentlich zu lieben ſcheinen, bei denen ſie ganze Diviſionen ausſchicken, lediglich um zu ſehen, was doch ein einzelner Generalſtabsoffizier bewerkſtelligen könnte.

Auf die Meldungen von Mac Mahon hin, beſtimmte Napoleon den 4. Juni für den völligen Uebergang über den Teſſin.

Die Truppen werden folgendermaßen vertheilt: Mac Mahon ſoll von Ponte di Turbigo aus in die rechte Flanke der öſtreichiſchen Armee, die man ſich in einer Frontalſtellung zur Deckung Mailands parallel dem Teſſin und an deſſen linkem Ufer dachte, auf Buffalora und Magenta manövriren, er erhält zu ſeiner Dispoſition die Voltigeurdiviſion der Kaiſergarde, ferner ſein ganzes Armeecorps, weshalb die Diviſion Espinaſſe von Trecate auf Ponte di Turbigo marſchirt, um hier ans linke Ufer überzugehn; endlich folgen ihm die ſämmtlichen disponibeln Diviſionen (wahrſcheinlich vier) der ſardiniſchen Armee. Die ganze Summe der Truppen, welche hier übergehen ſollten, betrug ſchlecht gerechnet 80,000 M.

Bei Buffalora oder S. Martino über die dortige Brücke, welche ſo unvollkommen von den Oeſtreichern geſprengt iſt, daß die Paſſage gar nicht unterbrochen iſt, geht die Grenadierdiviſion der Kaiſergarde unter General Mellinet über, um die öſtreichiſche Stellung, wie man ſie ſich dachte, in Front anzugreifen. Zu ihrer Unterſtützung folgt das Corps Canroberts, welches vorläufig an der Brücke von S. Martino am rechten Ufer ſtehen bleibt. Dies gibt eine Truppenmaſſe von mindeſtens 40,000 M.

Endlich bildet das Corps des General Niel, vor kurzem auch auf drei Diviſionen gebracht, alſo etwa 30,000 M. ſtark, hinter Trecate und Galliate die allgemeine Reſerve.

Die wirkliche Stellung der Oeſtreicher am Morgen des 4. Juni war folgende: Das erſte Corps, Clam Gallas, und das zweite, Liechtenſtein, in der Haupt-

ſtellung bei Magenta, Front gegen den Teſſin, die erſte Linie am Naviglio grande bei Ponte di Magenta, eine Diviſion — Cordon, rechts detachirt gegen Turbigo zur Beobachtung Mac Mahons; das ſiebente Corps, Zobel, links oder ſüdlich von dem vorigen bei Corbetta; das dritte Corps, Schwarzenberg, links Zobel, bei Abbiategraſſo, alſo in der Flanke der franzöſiſchen Richtung von S. Martino über Magenta auf Mailand; das fünfte Corps war auf dem Marſche nach Abbiategraſſo und letzterem Orte ſchon nahe.

Dies ſind die fünf Corps, auf welche Giulay an dieſem Tage mit Beſtimmtheit zählen konnte. Abbiategraſſo liegt eine ſtarke deutſche Meile von dem Eiſenbahndamm, dieſen in der Nähe des Teſſin angenommen; dieſe Meile war von einem Armeecorps, welches ſich aufs Gefecht bereit halten muß, doch in drei, ſpäteſtens vier Stunden zurückzulegen; das fünfte Armeecorps mochte eine Stunde mehr haben.

Das achte Armeecorps war am 4. im Marſche von Binasco aus nach Norden; es hatte die Direction auf Beſtazzo öſtlich Abbiategraſſo; Binasco iſt von Magenta drei Meilen entfernt; welche für ein Armeecorps ein Gewaltmarſch ſind. Auf das achte Corps, Benedek, war alſo für den 4. nicht mehr zu rechnen, doch allerdings für den 5. Juni. Es konnte für dieſen eine Reſerve geben. Auf das neunte Armeecorps, Schaafgottſch, durfte am 4. durchaus nicht gerechnet werden, da es ſich noch am Teſſin unterhalb Pavia und am Po befand.

Die fünf verfügbaren Corps machten ein Total von beiläufig 125,000 M. aus.

Die ganze allenfalls verfügbare Macht der Verbündeten haben wir auf 150,000 M. berechnet. Es wird ſich aber bald zeigen, daß auch dieſe nicht alle herankommen konnten, daß mindeſtens 50,000 M. ungefähr ebenſo weit auf dieſer Seite zurück waren, als auf öſtreichiſcher das achte Corps, ſo daß in der That die Verbündeten nicht leicht mehr als 100,000 M. am 4. ins Gefecht bringen konnten. Die Uebermacht iſt daher auf Seiten der Oeſtreicher anzunehmen.

Unter den einmal gegebenen Verhältniſſen, wie ſtellte ſich die Lage der Schlacht?

Napoleon will in Front über S. Martino angreifen und zugleich den rechten Flügel der Oeſtreicher, deren Stellung er ſich etwa auf der Linie Cuggiono-Abbiategraſſo denkt, von Turbigo her umgehn. Er will mit dem Frontangriff warten, bis das Manöver Mac Mahons von Turbigo her im Gange iſt, vielleicht rechnet er darauf, daß die Oeſtreicher ſich durch Mac Mahons Angriff nach Norden ziehen laſſen, nach Cuggiono hinauf, während ihm gegenüber bei Buffalora und Ponte di Magenta nur geringe Kräfte ſtehen bleiben, mit denen er leichter fertig werden kann. Gelingt nun dies, ſo

drängt er die Oestreicher immer nordwärts in der ihnen verderblichsten Richtung von Mailand ab. Was nicht strategisch, das hat er taktisch auf dem Schlachtfeld selbst erreicht, er hat in der Schlacht nur die eine Sorge, wie er sich baldmöglichst mit Mac Mahon vereinigt.

Wir supponiren diese Berechnung Napoleon des Dritten als möglich, wollen aber zugleich zeigen, daß ein Erfolg dieser Art sehr unwahrscheinlich war. Die Grundaufstellung der Oestreicher kreuzte nicht die Straße von Novara nach Mailand, sondern befand sich südlich davon, wir können sie etwa durch die Punkte Corbetta und Abbiategrasso bezeichnen; diese Linie macht mit der Straße von Novara nach Mailand einen ziemlich spitzen Winkel, sie ist zu derselben eine wahre Flankenstellung. Die Grundzüge einer großen Aufstellung schließen nicht einzelne Detachements in abweichenden Richtungen aus, sie werden aber davon nicht berührt.

Nun hatten die Oestreicher ein Detachement gegen Turbigo, die Division Cordon. Begann Mac Mahon den Angriff von Turbigo, während dann erst derjenige von Buffalora folgen sollte, so mußten die Oestreicher auf die ihnen hier drohende Gefahr augenblicklich aufmerksam werden und es konnte nicht die Rede davon sein, daß sie sich nordwärts locken ließen. Vielmehr mußten sie gleichsam mit der Nase auf die Ausnutzung ihrer Flankenstellung gestoßen werden, welche dann allerdings mehr oder minder geschickt ausfallen konnte, je nachdem sie mit Bewußtsein oder rein instinctiv vorgenommen ward.

Für Giulay hieß die Parole: zäher defensiver Kampf gegen Napoleons linken Flügel (Mac Mahon) mit dem eignen rechten, allmäliges Zurückweichen dieses letztern von Cuggiono auf Magenta und Buffalora mit Einmischung von Offensivstößen bei passenden Gelegenheiten; kräftige Offensive mit dem eignen linken Flügel von Abbiategrasso her am Ticino aufwärts gegen den Eisenbahndamm von Novara nach Mailand in der Gegend der Brücke von S. Martino und des Naviglio grande (Ponte di Magenta).

Die Gewalt der Umstände war auch so groß, daß unwillkürlich die Dinge in diese Richtung gedrängt wurden, nur fehlte es auf östreichischer Seite an der Präcision der Auffassung; daraus folgte einerseits eine unangemessene Vertheilung der Streitkräfte, so daß der linke Flügel verhältnißmäßig zu schwach blieb und der rechte zu stark, so paradox dies nach dem Ausgang der Schlacht scheinen mag, andererseits eine unangemessene Vermischung von frontaler Vertheidigung und Flankenangriff, so daß es nicht faßbar genug erschien, daß dieser letztere dominiren müsse.

Man sieht nun, daß die französische Anordnung zwar den Oestreichern den Rückzug auf Mailand verlegen konnte, aber ihnen nicht den Rückzug überhaupt unmöglich machen, der ihnen vielmehr hier an den untern Lambro und die untere Adda stets offen bleiben mußte; daß also die Schlacht von Ma-

genta lange nicht die entscheidende Kraft haben konnte als eine solche am untern Tessin, sagen wir bei Bereguardo, bei welcher die Franzosen von Süden her kamen, während die Oestreicher weiter nordwärts standen.

Am 4. Juni um Mittag war an der Brücke von Buffalora von französischer Seite allein die Grenadierdivision der Kaisergarde, mit ihr Napoleon der Dritte. Er wartete ungeduldig auf die Ankunft des Canrobertschen Corps, auf den Beginn des Feuers von Mac Mahon.

Mac Mahon hatte am Morgen seine Truppen noch nicht beisammen, endlich kam die Division Espinasse an; von den Piemontesen war noch nichts zu sehen, erst gegen Mittag erreichte eine Division von ihnen die Brücke von Turbigo.

Nun zögerte Mac Mahon nicht länger; er formirte die französischen Truppen in zwei Colonnen und drang rechts auf Buffalora, links auf Magenta vor; gegen zwei Uhr Nachmittags hörte Napoleon an der Brücke von S. Martino sein Feuer. Obgleich noch nichts von dem Corps Canroberts zu sehen war — der Marschall scheint es hier getrieben zu haben, wie in der Krim — ließ nun Napoleon doch sofort die Gardegrenadiere von der Brücke von S. Martino auf die Stellung der Oestreicher am Naviglio grande (zweites Corps) vorgehn. Buffalora und Ponte di Magenta wurden von denselben genommen; indessen zog Giulay eine Division des siebenten Corps dorthin vor und eroberte die Stellung zurück. Der Kampf auf diesem Punkte war äußerst hartnäckig. Was wir hier in wenige Zeilen zusammenfassen müssen, war die Arbeit mehrer Stunden. Es war mehr als fünf Uhr Abends, als endlich eine Brigade Canroberts von der Division Renault das Schlachtfeld erreichte, bald darauf kam auch die Division Vinoy vom Nielschen Corps an, welche Napoleon von Trecate hatte herbeirufen lassen, als er um zwei Uhr die Gardegrenadiere zum Angriff vorgehn ließ und noch nichts von Canrobert zu erblicken war; dann traf noch später der Rest der Division Renault und die Division Trochu vom Corps Canroberts auf dem Schlachtfelde ein.

Um die Zeit, als die ersten Truppen Canroberts erschienen, schritt etwa das dritte östreichische Corps von Abbiategrasso aus zum Angriff auf die rechte Flanke der Franzosen; diese mußten sich auf die Vertheidigung vor der Brücke von S. Martino beschränken, ihr Angriff kam ins Stocken; doch die nachkommenden Truppen von Niel, mit den Gardegrenadieren vereinigt, vertrieben die Division des siebenten Corps, welche den Frontalkampf führte, wieder aus ihren Stellungen, die nachkommenden Truppen Canroberts konnten sich gegen das dritte Corps wenden und hinderten dies schließlich am Vordringen.

Von sechs Uhr ab war nicht blos durch das Herankommen frischer Truppen, sondern auch durch das erneute Vordringen Mac Mahons neues Feuer in den französischen Angriff von S. Martino aus gebracht worden.

Mac Mahons zwei Colonnen griffen die Division Cordon an, diese zog sich in der Richtung auf Magenta zurück; alsbald aber entwickelte Clam Gallas den Rest seines Corps, zu welchem sich dann auch das Liechtensteinsche gesellte, zwischen Buffalora und Magenta. Mac Mahon, der auf diese Weise seine Colonnen bedroht sah, zog dieselben gegen Magenta hin zusammen; um dieses auszuführen, mußte er das Gefecht einstellen; sein Feuer hörte daher auf und dies setzte Napoleon in nicht geringe Unruhe. Um sechs Uhr aber schritt Mac Mahon mit vereinigter Macht zum Angriff auf Magenta. Hier war der Kampf am hartnäckigsten und blutigsten.

Um sechs Uhr also hörte man auch wieder das Feuer von Magenta her äußerst lebhaft bei dem Angriff am Naviglio grande. Dies belebte den Muth der hier kämpfenden französischen Divisionen, sie gingen nun desto kräftiger drauf, und da die Anstrengungen des dritten und des siebenten Corps östreichischerseits nicht gehörig ineinandergriffen, so war es leicht, hier Terrain zu gewinnen und endlich die Vereinigung der Colonne von S. Martino mit derjenigen von Turbigo zu bewerkstelligen.

Etwa um acht Uhr war Mac Mahon Herr von Magenta, Liechtenstein und Clam Gallas traten von hier aus einen eiligen Rückzug in der Richtung auf Mailand an, obenein ohne ihren Oberfeldherrn von dieser Rückwärtsdeconcentrirung in Kenntniß zu setzen. Erst am 5. Juni Morgens erhielt er Nachricht davon.

Auch die Truppen, welche noch vorwärts Magenta gegen Napoleon selbst kämpften, mußten zurück, obgleich das fünfte Corps endlich auch, aber sehr ermüdet, auf dem Schlachtfeld eingetroffen war und selbst noch eine Brigade ins Treffen gebracht hatte. Die Divisionen des siebenten und des dritten Corps wichen zum Theil längs dem Eisenbahndamm zurück und wurden hier von einer französischen Vierzigkanonenbatterie, die der Artilleriecommandant Mac Mahons daselbst aufgefahren hatte, niedergeschmettert.

Die Schlacht war für die Oestreicher verloren; gewonnen war sie für die Franzosen, vorzugsweise aber durch den klugen und kühnen Entschluß Mac Mahons, alle seine Kraft auf die rechte Flanke der Oestreicher zu werfen, wie einst Marengo für Napoleon den Ersten durch Desaix. Desaix blieb, Mac Mahon ist Marschall und Herzog von Magenta geworden. Er hat es redlich verdient.

Eine Verfolgung fand nicht statt. Giulay konnte sein Hauptquartier zu Abbiategrasso behalten und an eine Erneuung des Angriffes am 5. Juni denken. Es blieb aber bei einem schwachen Ansatz dazu; denn er erfuhr endlich an diesem Morgen, daß Liechtenstein und Clam ihm durchgegangen seien und glaubte von diesen nur dann Gebrauch machen zu können, wenn er sie schon am Vormittag des 5. wieder habe, folglich sie einen anstrengenden

Nachtmarsch machen ließe; obgleich doch am 5. das fünfte Corps, welches noch gar nicht gefochten hatte, sofort verfügbar war, ebenso eine Division des dritten (oder vielleicht des siebenten Corps), dann das ganze achte Corps verfügbar ward.

Im Lauf des 5. Juni zog sich Giulay südwärts zurück und verlegte sein Hauptquartier nach Belgiojoso, östlich Piacenza.

Dies war die Schlacht von Magenta, eine Schlacht, wie sie in dem durchschnittenen Terrain der Lombardei überhaupt geliefert werden konnte. Zählt man alles zusammen, was die Oestreicher am 4. ins Gefecht brachten, so mag sich die Summe auf 80,000 bis 90,000 Mann belaufen. Französischerseits sind von Turbigo her unter Mac Mahon drei Divisionen Franzosen, vielleicht theilweise eine Division Sardinier, von der Brücke von S. Martino aus unter Napoleon vier Divisionen im Gefecht gewesen, im Ganzen sieben bis acht Divisionen, welche auch etwa 80,000 Mann ausmachen.

Französische Berichte geben den Verlust der Oestreicher auf 15,000 bis 20,000 Mann an Todten und Verwundeten und 7000 Gefangene an; den eignen natürlich gar nicht. Giulay will 4000 bis 5000 Todte und Verwundete verloren haben, von den Gefangenen spricht er nicht.

Wiederum haben die östreichischen Soldaten und die Führer bis zum Divisionsgeneral hinauf heldenmüthig und nicht ungeschickt ihre Pflicht gethan; aber traurig steht es um den Oberbefehl der Oestreicher; sehr traurig. Wie konnte man nach dem Ultimatum Giulay an der Spitze der italienischen Armee lassen? Concordatspolitik! Bedauernswerthe Opfer fauler Zustände, die ihr euch mit Ruhm bedeckt und deren Anstrengungen ewig unfruchtbar bleiben, weil ihr ja nur die Arme, nicht der Kopf seid und weil der, welcher den Kopf für euch haben soll, nur ein — — —!

Wir zweifelten lange Jahre nach 1848 und noch 1850 daran, daß nun wirklich sich in Oestreich etwas Wesentliches geändert habe, wir sahen noch immer das Völkerconglomerat und die Metternichsche Politik, die über dem Zusammenhaltenwollen alle active Kraft verliert in diesem Lande. Aber manche Acte und viele Freunde in Oestreich hatten uns zuletzt fast bekehrt. Sie demonstrirten uns so lange vor, daß wirklich wesentliche Aenderungen eingetreten seien, daß selbst das Concordat nur der Fehler eines schwachen Augenblickes sei, den man nun schon empfinde und bald wieder gut zu machen trachte, daß wir ihnen am Ende selbst glauben mußten. Doch die Führung in diesem Kriege ist wahrhaftig zu dem Beweis, daß unsere zähen Zweifel berechtigt waren, völlig ausreichend. R.

Schiller als Historiker.

Schluß.

Ganz in der Weise der Vorlesungen sind die universalhistorischen Einleitungen ausgearbeitet, mit denen Schiller die Sammlung historischer Memoires versah. Von dieser Sammlung erschien eine große Zahl von Bänden unter seinem Namen, doch hatte er die Redaction bald an Paulus, Woltmann u. a. abgegeben. — Mit besonderem Glauben ging er an die erste Einleitung „über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter". „Eine Arbeit, schreibt er 3. Nov. 1789 an Karoline v. Beulwitz, die mir anfangs nichts versprach, hat sich plötzlich unter meiner Feder, in einer glücklichen Stimmung des Geistes veredelt und eine Vortrefflichkeit gewonnen, die mich selbst überrascht. Ich habe noch nichts von diesem Werthe gemacht, wenn mich anders die noch zu große Wärme meines Kopfes, die leicht auf mein Urtheil übergehn konnte, nicht irrt; nie habe ich so viel Gehalt des Gedankens in einer so glücklichen Form vereinigt, und nie dem Verstande so schön durch die Einbildungskraft geholfen. Du wirst mich über mein Selbstlob auslachen, aber ich spreche wie ein fremder Mensch von mir, denn wirklich bin ich mir in dieser Arbeit selbst eine fremde und neue Erscheinung geworden. Es thut mir nur leid, daß du die ganze Schönheit nicht wol genießen kannst, weil sie einige genaue historische und politische Kenntnisse voraussetzt, die dir fehlen und recht gut fehlen dürfen. Es war mir aber nie so lebhaft, daß jetzt niemand in der deutschen Welt ist, der grade das hätte schreiben können als ich." — An Körner, 1. Febr. 90: „Dieses Product, glaubte ich, müßte dich überraschen, könnte dich nicht kalt lassen, sowol wegen der Neuheit der Gedanken, als auch wegen der Darstellung. Ich wagte mich darin in ein Element, das mir noch fremd war, und glaubte mich mit vielem Glück darin gezeigt zu haben. Der Hauptgedanke, um den ich mich darin bewege, scheint mir ebenso neu und wahr, als er fruchtbar und begeisternd ist." — Der gute Glaube bleibt ihm ziemlich lange; noch 16. Mai 1790 schreibt er an Körner: „Herder ist ein ganz anderer Bewunderer meiner universalhistorischen Uebersicht in den Memoires als du. Du willst mich im Philosophiren über Geschichte noch gar nicht gelten lassen. Meine Uebersicht macht bei vielen Sensation, und ich denke von ihr noch ebenso wie vorhin. Bekehre dich also ja." — Körner blieb aber halsstarrig.

Was Schiller am meisten selber imponirte, war der vermeintliche Beweis, daß die Barbarei des Mittelalters der nothwendige Weg der Vorsehung sein mußte, von der Bürgerfreiheit der Alten zur Menschenfreiheit der Neuen

zu leiten. „Die Thorheit und Raserei, welche den Entwurf der Kreuzzüge erzeugten, und die Gewaltthätigkeiten, welche die Ausführung desselben begleitet haben, können ein Auge, das die Gegenwart begrenzt, nicht wol einladen, sich dabei zu verweilen. Betrachten wir aber diese Begebenheit im Zusammenhang mit den Jahrhunderten, die ihr vorhergingen, und mit denen, die darauf folgten, so erscheint sie uns in ihrer Entstehung zu natürlich, um unsere Verwunderung zu erregen, und zu wohlthätig in ihren Folgen, um unser Mißfallen nicht in ein ganz anderes Gefühl aufzulösen. Sieht man auf ihre Ursachen, so ist diese Expedition der Christen nach dem heiligen Lande ein so ungekünsteltes, ja ein so nothwendiges Erzeugniß ihres Jahrhunderts, daß ein ganz Ununterrichteter, dem man die historischen Prämissen dieser Begebenheit vor Augen gelegt hätte, von selbst darauf verfallen müßte. Sieht man auf ihre Wirkungen, so erkennt man in ihr den ersten merklichen Schritt, wodurch der Aberglaube selbst die Uebel anfing zu verbessern, die er dem menschlichen Geschlecht Jahrhunderte lang zugefügt hatte, und es ist vielleicht kein historisches Problem, das die Zeit reiner aufgelöst hatte als dieses, keines, worüber sich der Genius, der den Faden der Weltgeschichte spinnt, befriedigender gegen die Vernunft des Menschen gerechtfertigt hätte."

„Griechenland und Rom konnten höchstens vortreffliche Römer, vortreffliche Griechen erzeugen — die Nation, auch in ihrer schönsten Epoche, erhob sich nie zu vortrefflichen Menschen." „Die erhabenste Anstrengung griechischer und römischer Tugend hat sich nie über bürgerliche Pflichten geschwungen, nie oder nur in einem einzigen Weisen, dessen Name schon der größte Vorwurf seines Zeitalters ist: das höchste Opfer, das die Nation in ihrer Heldenzeit brachte, wurde dem Vaterlande gebracht. Beim Ablauf des Mittelalters allein erblickt man in Europa einen Enthusiasmus, der einem höhern Vernunftidol auch das Vaterland opfert. Und warum nur hier und hier auch nur einmal diese Erscheinung? Weil in Europa allein, und hier nur am Ausgang des Mittelalters, die Energie des Willens mit dem Licht des Verstandes zusammentraf, hier allein ein (durch die lange Waffenübung des Mittelalters) noch männliches Geschlecht in die Arme der Weisheit geliefert wurde."

Die folgenden Abhandlungen, über das Lehnswesen und über die Periode Barbarossas (letztere von Woltmann fortgesetzt) schließen sich als Commentare dieser ersten Einleitung an; bei dem schwierigen Gegenstand wird man eine Bereicherung der Geschichte nicht erwarten, im Construiren zeigt Schiller wieder großes Geschick. —

Wenn er bis dahin das Mittelalter nur als unvermeidliche Vorstufe der modernen Freiheit aufgefaßt hatte, so lernte er es bald auch an sich würdigen. In der Vorrede zu Vertots Geschichte des Malteserordens (1792) sagt er: „Zwar wünschen wir uns nicht mit Unrecht Glück, in einem Zeitalter

zu leben, wo ein Kraftaufwand, ein Heroismus, wie er in jenem Orden sich äußert, ebenso überflüssig als unmöglich ist; aber . . . der verachtende Blick, den wir gewohnt sind auf jene Periode des Aberglaubens zu werfen, verräth weniger den rühmlichen Stolz der sich fühlenden Stärke, als den kleinlichen Triumph der Schwäche, die durch einen unmächtigen Spott die Beschämung rächt, die das höhere Verdienst ihr abnöthigte . . . Der Vorzug hellerer Begriffe — wenn wir ihn wirklich zu erweisen im Stande sind, kostet uns das wichtige Opfer praktischer Tugend. Dieselbe Cultur, welche in unserm Gehirn das Feuer eines fanatischen Eifers auslöschte, hat zugleich die Glut der Begeisterung in unserm Herzen erstickt, den Schwung der Gesinnungen gelähmt, die thatenreifende Energie des Charakters vernichtet. Die Heroen des M. A. setzten an einen Wahn, eben weil er ihnen Weisheit war, Blut, Leben und Eigenthum; so schlecht ihre Vernunft belehrt war, so heldenmäßig gehorchten sie ihren höchsten Gesetzen — und können wir, ihre verfeinerten Enkel, uns wol rühmen, daß wir an unsere Weisheit nur halb so viel als sie an ihre Thorheit wagen? . . . Derselbe excentrische Flug der Einbildungskraft, der den kalten Politiker an jenem Zeitalter irremacht, findet an dem Moralphilosophen einen weit billigern Richter, ja nicht selten einen Bewunderer . . . Waren gleich die Zeiten der Kreuzzüge ein langer trauriger Stillstand in der Cultur, ein Rückfall in die vorige Wildheit, so war die Menschheit doch offenbar ihrer höchsten Würde nie vorher so nahe gewesen als sie es damals war, wenn es anders entschieden ist, daß nur die Herrschaft seiner Ideen über seine Gefühle dem Menschen Würde verleiht. Die Willigkeit des Gemüthes, sich von übersinnlichen Triebfedern leiten zu lassen, dieses edelste aller menschlichen Vermögen, söhnt den philosophischen Beurtheiler mit allen rohen Geburten eines unmündigen Verstandes, einer gesetzlosen Sinnlichkeit aus . . . Suchte doch der Mensch schon seit Jahrtausenden den Gesetzgeber über den Sternen, der in seinem eignen Busen wohnt — warum diesen Helden es verargen, daß sie die Sanction einer Menschenpflicht von einem Apostel entlehnen? . . . Fühle man noch so sehr das Widersinnige eines Glaubens, der für die Scheingüter einer schwärmenden Einbildungskraft, für leblose Heiligthümer zu bluten befiehlt — wer kann der heroischen Treue, womit diesem Wahnglauben von den geistlichen Rittern Gehorsam geleistet wird, seine Achtung versagen? . . . Der Grieche, der Römer kämpfte für seine Existenz, r zeitliche Güter, für das begeisternde Phantom der Weltherrschaft und der Ehre, kämpfte vor den Augen eines dankbaren Vaterlandes, das ihm den rbeer schon von fern zeigte: — der Muth jener christlichen Helden entbehrte ßer Hilfe und hatte keine andere Nahrung als sein eignes unerschöpfliches euer."

Solche Uebergänge in der Stimmung sind von hoher Wichtigkeit für das

Verständniß des allgemeinen Ganges in der Literatur. Noch sind wir im Jahr 1792, von einer romantischen Schule ist noch nicht die Rede, und schon sehen wir einen der beiden Führer sich gleichzeitig dem Gefühl für das specifisch Mittelalterliche und dem für das Classische aufschließen. Der Pragmatismus der damaligen Geschichtschreibung war, wie die Aufklärung, durchaus modern, die frühern Zeitalter galten nur als Vorstufen für dasjenige, „wo wir es zuletzt so herrlich weit gebracht." Die Dichtung, geleitet von der Philologie, eröffnete zuerst die Perspective in das Griechenthum; dann, ohne solche Hilfe, aber von demselben Idealismus geleitet, in das Mittelalter. Die Herrschaft der Idee ist das Größte der Menschheit, so folgerte neben Schiller auch Fichte; dieselbe transcendentale Auffassung, die über die Greuel der Revolution wegsah, zeigte auch die finstern Gestalten des Ritterthums in neuem Licht. Als die Schlegel seit 1803 diesen Standpunkt einseitig festhielten, konnten sie sich im Grund auf das Vorbild ihrer classischen Vorgänger berufen, die denn auch nicht verfehlten, Calderon wetteifernd mit ihnen zu preisen, die Jungfrau von Orleans zu Ehren zu bringen und neben Kassandra Fridolin und den Johanniter zu Gegenständen ihrer Dichtung zu wählen. Bilder und Ideen suchten sie für den Fortschritt der Cultur; beides fanden sie im Mittelalter wie in Griechenland, nur daß die Kenntniß des erstern ihnen ferner lag, und sie daher den Alten unbefangener huldigen durften.

Die historischen Vorlesungen hatte Schiller längst aufgegeben; er las über die Tragödie, um sich allmälig wieder zur Dichtung vorzubereiten. „Es kleidet sich wieder um mich herum (16. Mai 1790) in dichterische Gestalten, und oft regt sichs in meiner Brust. Das akademische Karrenführen soll mir doch nie etwas anhaben. Freilich, zu einem musterhaften Professor werde ich mich nie qualificiren, aber dazu hat mich die Vorsehung auch nicht bestimmt." Zwar schreibt er noch 26 Nov. 1790: „Ich sehe nicht ein, warum ich nicht, wenn ich ernstlich will, der erste Geschichtschreiber Deutschlands werden kann;" auch trägt er sich mit einem deutschen Plutarch: „Es vereinigt sich fast alles in diesem Werk, was das Glück eines Buchs machen kann, und was meinen individuellen Kräften entspricht. Kleine, mir nicht schwer zu übersehende Ganze, und Abwechselung, kunstmäßige Darstellung, philosophische und moralische Behandlung." Aber von diesen Plänen kam nur die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs zur Ausführung, die ihn, wie wir wissen, schon in Dresden 1786 beschäftigt hatte.

8. Juni 1790. „Der dreißigjährige Krieg, den ich in Goeschens Kalender mache und der in den ersten Wochen des August fertig sein muß, nimmt mir jetzt alle Stunden ein, und ich kann kaum zu Athem kommen." — 12. Sept. „Endlich bin ich mit der beschwerlichen Arbeit zu Ende, aber nicht weiter gekommen als bis zur breitenfelder Schlacht. Beschlossen wird er im künftigen

Jahr. Du kannſt dir denken, wie herzlich froh ich bin. Dieſe Meſſe wird ziemlich reich von mir beſchickt, ohne grade viel Geſchenkes. Es erſcheinen zwei Hefte Thalia, ein Band Memoires, worin der erſte Kreuzzug, und dann der Kalender." — 18. Oct. „Sehr angenehm war mirs zu hören, daß meine Geſchichte des dreißigjährigen Krieges nicht unter deiner Erwartung geblieben iſt. Es galt bei dieſer Arbeit mehr, meinen guten Namen nicht zu verſcherzen als ihn zu vermehren, und bei der Kürze der Zeit, bei der Ungelehrigkeit des Stoffs war dieſe Aufgabe wirklich ſchwer. Wäre dein Urtheil im Ganzen das Urtheil des Publicums, ſo hätte ich nichts weiter zu wünſchen. Du erinnerſt dich, daß ich öfters eine Probe mit mir anſtellen wollte, was ich in einer gegebenen kurzen Zeit zu leiſten vermöge, da ich ſonſt immer ſo langſam arbeite. Eine ſolche Probe iſt der dreißigjährige Krieg, und ich wundere mich nun ſelbſt darüber, wie leidlich ſie ausgefallen iſt. Die Eilfertigkeit ſelbſt war vielleicht vortheilhaft für den hiſtoriſchen Stil, den ich hier wirklich weniger fehlerhaft finde als in der niederländiſchen Geſchichte. Der Himmel gebe nur, daß Goeſchen (der Verleger) Urſache habe, zufrieden zu ſein, da er gegen 6000 Exemplare abſetzen muß, um die Unkoſten bezahlt zu haben."*) 10. April 1791 (nach der ſchweren Krankheit): „Es iſt nicht gut, daß ich dieſen Sommer nicht von Arbeit frei bin; aber da es von mir abhängt, den dreißigjährigen Krieg mit dieſer zweiten Lieferung zu endigen oder noch etwas für eine dritte aufzuheben, da es auch grade nicht darauf ankommt, wie viel oder wie wenig Bogen er enthalte, ſo hoffe ich doch, dieſe Arbeit mit der Sorge für meine Geſundheit noch leidlich vereinigen zu können." — An ſeinen Vater, 26. Oct. „Im Jahr 1790 hat Wieland den hiſtoriſchen Kalender herausgegeben, in dieſem 1791 und im nächſten 1792 hab ich ihn übernommen. So unbedeutend ein Kalender zu ſein ſcheint, ſo iſt es doch dasjenige Buch, das die Buchhändler am weiteſten verbreiten können; daher können ſie auch den Autoren verhältnißmäßig weit mehr dafür anbieten. Mir iſt dieſer Aufſatz vom dreißigjährigen Krieg mit achtzig Louisdor bezahlt worden, und ich hab ihn neben meinen Vorleſungem innerhalb vier Monaten ausgearbeitet." — An Körner, 25. Mai 1792: „Der 30. K. iſt ſeit einigen Tagen wieder angefangen, und es ſcheint, daß ſich dieſe Arbeit leicht fördern wird, ohne mir zu viel Anſpannung zu koſten. Ich beſtimme höchſtens vier Stunden zum Schreiben und etwa zwei zum Nachleſen. Auf dieſem Wege bringe ich beinahe, ohne daß ich es gewahr werde, jeden Tag einen Viertelbogen zu Stande und kann zu Ende Auguſt fertig ſein." — 6. Nov. 1792. an Körner. „Goeſchen findet noch immer ſeine Rechnung bei dem Kalender und beſteht auf

*) An Goeſchen, 27. Oct.: „Sie haben mich nicht bezahlt, ſondern belohnt, und die Wünſche, auch des ungenügſamſten Autors, übertroffen." — An ſeinen Vater, 29. Dec.: „Von meinem Kalender ſind jetzt über 7000 Stück verkauft."

der Fortsetzung. Da ich mich ganz davon lossagen muß, so will er dich bitten, einen historischen Stoff von 18—20 Bogen zu arbeiten, wozu Cromwell in Vorschlag gebracht ist. Du hast volle acht Monate Zeit, brauchst im Grunde außer dem Hume und Sprengel wenig Lectüre, da es hier blos um ein gut in die Augen fallendes Ganze zu thun ist. Es ist sehr interessant, grade in der jetzigen Zeit ein gesundes Glaubensbekenntniß über Revolutionen abzulegen, und da es schlechterdings zum Vortheil der Revolutionsfeinde ausfallen muß, so können die Wahrheiten, die den Regierungen nothwendig darin gesagt werden müssen, keinen gehässigen Eindruck machen.“*)

Was nun den dreißigjährigen Krieg betrifft, so bleibt das Urtheil Johann Müllers,**) der freilich stets zum Lob geneigt war, in der Lit. Z. von 1793 immer bemerkenswerth. Schiller habe die verwickelten Scenen dieses Kriegs, „zu deren Beurtheilung so viele Kenntniß des vaterländischen Staatsrechts

*) Es wird von Interesse sein, hier sämmtliche Aeußerungen Schillers über die französische Revolution zusammenzustellen. Zunächst fällt die Seltenheit derselben auf. — Zuerst (30. Oct. 89) interessiren ihn einige Anekdoten, die Fr. Schulz aus Paris mitbringt. Dann tiefes Schweigen, bis 15. April 1790: „Die politische Welt interessirt mich jetzt. (Er ist verheirathet.) Ich zittre vor dem Kriege; denn wir werden ihn an allen Enden Deutschlands fühlen.“ — 21 Dec. 92: „Kaum kann ich der Versuchung widerstehn, mich in die Streitsache wegen des Königs einzumischen und ein Memoire darüber zu schreiben. Ich glaube, daß die Franzosen grade in dieser Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz unempfindlich sind. Der Schriftsteller, der für die Sache des Königs öffentlich streitet, darf bei dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten mehr sagen als ein anderer. Ich glaube, daß man bei solchen Anlässen nicht indolent bleiben darf. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unsrer Verbesserung geschehn. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu sein.“ — Es wird indeß nichts daraus. — Körner, der sich sehr über das unvermuthete politische Interesse seines Freundes wundert, schreibt 24. Oct. 1789: „Ich kann die Kannegießerei nicht leiden, wenn man keine andern Data hat als die öffentlichen Nachrichten, und eine Streitfrage dieser Art durch Gemeinplätze entscheiden will.“ — 17. Aug. 1792: „Die neuerlichen Revolutionsspiele kommen mir immer kindischer und erbärmlicher vor. Niedrige Künste auf der einen, Strohfeuer auf der andern Seite — ein ekelhaftes Schauspiel. Nie hat sich wol die Armuth unseres Zeitalters an großen Männern deutlicher gezeigt.“ In den Briefen über ästhetische Erziehung setzt Schiller auseinander, daß die Menschheit erst künstlerisch gebildet werden müsse, ehe sie an politische Freiheit denken könne: „ich muß gestehn, schreibt er an Goethe 20. Oct. 1794, daß meine wahre ernstliche Meinung in diesen Briefen spricht. Ich habe über den politischen Jammer noch nie eine Feder angesetzt, und was ich in diesen Briefen davon sage, geschah blos, um in alle Ewigkeit nichts mehr davon zu sagen.“ — 5. April 1795: „Hier spricht man sehr decidirt, daß zwischen Preußen, Hannover, Kassel und den Franzosen der Friede geschlossen sei. Möchte die Nachricht wahr sein, so wäre bald eine Nachfolge vom ganzen Deutschland zu hoffen.“ — Der Friede von Basel! — Den 1. März 1798 erhielt er das Sieur Gille, publiciste allemand, das französische Bürgerdiplom, noch von Roland ausgefertigt, das seit fünf Jahren in Deutschland umhergeirrt.

**) Im Kreise Schillers fand Müller keinen großen Beifall. Noch 15. Jan. 1804 schreibt Körner: „Ich habe mehrmals angefangen, seine Schweizergeschichte zu lesen, aber sie immer wieder aus den Händen gelegt, nicht blos des stachlichten Vortrags wegen, sondern auch wegen der innern Trockenheit. Eine Menge Namen treten auf und verschwinden, ohne daß sie durch irgend etwas Charakteristisches eine bestimmte Gestalt bekommen.“

gehört, mit solcher meisterhaften Klarheit und in so lichtvoller Ordnung dargestellt, auch das unvermeidlich Trockene durch Reflexionen und Schilderungen so kunstvoll und doch so natürlich durchflochten, daß Damen von einigem patriotischen Gefühl, und die nur immer würdig sind, Freundinnen, Weiber und Mütter deutscher Männer zu sein, gewiß das ganze Buch mit gleicher Unterhaltung wie unser Geschlecht lesen werden. So soll es auch sein: der echte Geschmack gefällt allen Geschlechtern und Altern; seine unveränderlichen Grundsätze behaupten überall und immer ihre auf die Natur gegründeten Rechte; und Hr. Schiller hätte ohne einige Unbescheidenheit, ohne den geringsten Mißstand, sein herrliches Werk ebensowol einem Kalender für die Nation, als einem Damenkalender einverleiben können."

Die Ausführung des Werks war sehr ungleich, weil Schiller während derselben häufig durch Krankheit unterbrochen wurde. Im Ganzen ist die Arbeit viel leichter als bei der niederländischen Geschichte, aber sie macht auch viel geringere Ansprüche und gibt sich als das zu erkennen, was sie ist. Zuerst hatte Schiller auch hier die Idee, das Ganze in Biographien zu zerbröckeln, wie denn auch Maximilian von Baiern, Amalie von Hessen und Richelieu wirklich ausgeführt wurden. Der Haß gegen das Priesterthum, welches sich müht die Cultur zurückzuschrauben, ist ebenso lebhaft wie in dem vorigen Werk, und wenn Schiller für den dogmatischen Inhalt der Reformation nicht das mindeste Interesse zeigt, so faßt er ihre politische Bedeutung richtig auf, und vertheidigt die Kirchentrennung, insofern sie gegen die politische Unterdrückung einen Damm aufrichtete. Vielleicht war es gut, daß seine Detailstudien nicht so weit gingen, ihm einen Einblick in die Misere der kleinen protestantischen Höfe zu geben, freilich fehlt es auch deshalb durchweg an concreter Anschauung; von der entsetzlichen Zerrüttung jener Zeit erhält man keinen Begriff, denn durch allgemeine Declamationen kann die Fülle anschaulicher Thatsachen nicht ersetzt werden. Inzwischen hat er diesmal, wie er mit einigem Selbstgefühl bemerkt, die Thatsachen mit größerem Bedacht gruppirt und sich dadurch manche Reflexion erspart, was ihm auch Körner mit Vergnügen bestätigt. Einzelne Umstände sind wieder mit großem Blick richtig getroffen z. B. der Wendepunkt in der Geschichte Gustav Adolphs, der sich zuletzt offenbar in sehr bedenkliche und für Deutschland gefährliche Pläne einließ. Es macht Schiller um so mehr Ehre, diesen Umstand scharf hervorgehoben zu haben, da sonst sein Gefühl sich sehr warm für diese einzig menschlich schöne Erscheinung des entsetzlichen Krieges ausspricht. Auch hatte er damals den Plan, Gustav Adolph in einem epischen Gedicht zu verherrlichen.

Das eigentliche Interesse des Werks beginnt und endet mit Wallenstein. Man sieht, daß er es schon als ein Vorstudium für das spätere Drama betrachtete. In diesem letztern ist freilich seine Bildung merklich vorgeschritten:

das Lager und die Piccolomini geben ein viel richtigeres Bild jener wilden Zeit als die prosaische Erzählung, und Wallensteins Charakter ist nicht blos psychologisch tiefer, sondern auch historisch richtiger aufgefaßt, wie die spätern urkundlichen Forschungen bestätigt haben.

Diese Beziehung zum Drama möchte für Schillers Entwicklungsgang das Wichtigste sein, viel bedeutender aber hat das Werk auf die allgemeine Cultur eingewirkt: es war das einzige historische Buch jener Zeit, welches viel gelesen wurde, und seine sittliche Anschauung hat sich unauslöschlich dem Volk eingeprägt. Seitdem ist nur noch eine protestantische Anschauung der deutschen Geschichte möglich, was vor ihm noch gar nicht so ausgemacht war, denn Schmidt, der einzige, der eine lesbare deutsche Geschichte geschrieben, war Katholik und für Oestreich, obgleich gemäßigt. Daß die spätern Versuche von Schlegel, Gfrörer, Hurter u. a., den Gesichtspunkt zu verdrehen und die Kirchentrennung als das Elend Deutschlands darzustellen, ganz erfolglos geblieben sind, verdanken wir doch hauptsächlich dem mächtigen Eindruck, den Schillers Rhetorik auf die Menge machte.

In demselben Sinn muß die Geschichte der Unruhen in Frankreich bis zum Tode Karl des Neunten aufgefaßt werden, mit der Schiller den dritten Band seiner historischen Memoires eröffnete und die später von Paulus fortgesetzt wurde. Hier neigt sich nicht sowol das politische als vielmehr das humane Interesse fast ganz auf Seite der Protestanten und in dem Admiral Coligny kann Schiller viel unbefangener seinen Helden feiern als in Gustav Adolph. Die ganze Erzählung ist vortrefflich und einzelne psychologische Erörterungen, namentlich die über Karl den Neunten, wieder von großer Feinheit; für die Erbärmlichkeit des Intriguenspiels, das mit einer so blutigen Katastrophe endigte, fehlte ihm die Kenntniß des Details: daß er sonst Ironie genug besitzt, uns auch bei tragischen Dingen hinter die Coulissen blicken zu lassen, zeigen manche Figuren im Wallenstein. In solchen Gegenständen, wie in der Geschichte der Fronde, hätten Huber und Körner vielleicht mehr geleistet.

Damit ist Schillers historische Laufbahn, wenn man von einigen Aufsätzen absieht, die nur als Lückenbüßer für die Horen bestimmt waren, geschlossen. Ueberall tritt er im Sinn des Marquis Posa als Verfechter des Freiheitprincips auf, so weit dasselbe mit der Bildung und Humanität vereinbar ist, für die sansculottische Freiheit hatte er keinen Sinn. In den ästhetischen Briefen 1795 kündigte er sein Princip bestimmter an: ehe der Einzelne von der Zucht und Sitte des Gesetzes frei gegeben werden darf, muß er durch ästhetische Bildung moralisch befreit werden, damit der große Moment nicht wieder ein kleines Geschlecht finde; und diese Bildung kann nur von der Kunst ausgehn.

Sehr treffend würdigt ein Mann, dem hier vor allem ein Urtheil zu-

kommt, Schloſſer, Schillers Verſuche in ihrer culturhiſtoriſchen Bedeutung. Er habe ſich der Geſchichte bedient, „um die ganz verflachten Anſichten des bürgerlichen Lebens zu veredeln, Sinn für Aufopferung für die größten Wohlthaten des Lebens, für Freiheit und Religion, zu wecken, und eine poetiſche Betrachtung realer Verhältniſſe der proſaiſchen Auffaſſung der deutſchen Reichsgeſchichten entgegenzuſetzen. Von den hiſtoriſchen Werken jener Zeit war das Ausgezeichnete nur den Gelehrten zugänglich, das Andere weder durch Darſtellung noch durch Inhalt anregend. Es war daher eine Wohlthat für die Literatur, wenn ein großer dichteriſcher Geiſt die Geſchichte des höchſt proſaiſchen deutſchen Lebens mit echter Poeſie durchflocht.“

Ein Kloſter bei Genua.

Durch Sardinien. Bilder von Feſtland und Inſeln von Alfred Meißner. Leipzig, F. L. Herbig. —

Der liebenswürdige Dichter ſchildert in kurzen, höchſt anmuthigen Skizzen dieſe im Ganzen noch wenig bereiſten Landſtriche, die durch die Zeitereigniſſe ein ſo geſteigertes Intereſſe erhalten. Als Ergänzung zu den florentiner Bildern des vorigen Hefts theilen wir aus dieſem neuen Buch ein genueſiſches mit. — Kaum in Genua angekommen, machen die Reiſenden eine originelle Bekanntſchaft.

Es war ein franzöſiſcher Geiſtlicher, ein Mann zwiſchen vierzig und funfzig Jahren, im langen ſchwarzen Gewand und mit dem Schaufelhut italieniſcher Pfaffen, der, als wir eben im Begriff waren, uns von Staub und Kohlenaſche reinzuwaſchen, wie eine Bombe in unſer Zimmer fiel, uns, ehe wir es uns verſahen, bei den Händen gefaßt hatte, und nun, ohne ſich durch unſer Negligé ſtören zu laſſen, uns mit einer wilden, exſtatiſchen Heiterkeit alſo anredete:

„Erlauben Sie, meine lieben Freunde, daß ich als ihr Zimmernachbar Sie begrüße. Sie ſind doch keine Engländer, Ruſſen oder Amerikaner?“

„Wir ſind Deutſche.“

„Aus welchem Theile Deutſchlands, wenn ich fragen darf?“

„Wir kommen aus Böhmen.“

„Also aus der Heimath des heiligen Johannes von Nepomuk, den ich ganz besonders verehre. Herrlich! herrlich! Eines Heiligen von den größten Verdiensten! Eines Märtyrers für das Sacrament der Beichte! Herrlich! herrlich! Gute Katholiken, natürlich, — ich lese nur Gutes in Ihren Gesichtern! Vielleicht auch auf dem Wege nach Rom?"

„Nein, leider nicht!"

„Mich erwartet dies Glück! Ja noch mehr: ich werde den heiligen Vater sprechen! Ich habe Briefe vom Univers, ich habe Verbindungen, ich werde dem heiligen Vater der Christenheit vorgestellt werden und seinen Segen erhalten! Sie wissen, als gute Katholiken, was das heißt, in der Hoffnung leben, den heiligen Vater zu sehen, daher erblicken Sie mich in dieser Aufregung! Gestern habe ich Marseille verlassen, in drei Tagen bin ich in der ewigen Stadt! O schade, daß Sie nicht auch nach Rom gehn! Wollen Sie mit mir durch Genua fahren?"

„Danke, danke, wir haben Geschäfte!"

„Schade! Wir würden die Kirchen besuchen, in der Maria del' Anunziata unsere Andacht verrichten, in der Kathedrale das Gefäß sehen, dessen sich unser Heiland bei seinem letzten Nachtmahl bediente. Es ist Ihnen gewiß nicht unbekannt, daß der Sagro Catino sich in Genua befindet. Wollen Sie mit mir gegen sechs Uhr im Kloster ..... zu Tische speisen?"

„Wir müssen wiederholt für Ihre Freundlichkeit danken. Wir haben wichtige Gänge."

„Nun dann leben Sie wohl, der Herr sei mit Ihnen! Ich reise morgen mit dem Frühesten nach Rom. Empfehlen Sie mich, wenn Sie daheim sind, im Gebete Ihrem erhabenen Landespatron. Auch ich werde Ihrer gedenken! Adieu! Adieu!"

Er flog sturmgleich, wie er hereingekommen, wieder hinaus.

„Deve esser matto!" sagte der Kellner, der dabei gestanden und französisch verstand. Er hat übrigens mit einigen Freunden unten sehr reichlich dejeunirt. Geht nach Rom! Ein Jesuit!"

Wir gingen die Marmortreppen des Hotels de France hinab und traten ins Freie. Es war ungefähr zwei Uhr. Der Meeresspiegel blendete so, daß man die Augen kaum öffnen konnte, die Sonne brannte wie toll auf Berge, Stadt und Meer. Es ist die Art der genueser Sonne, so toll zu brennen. Sie hat die Berge versengt und ihnen die Farben der Dürre gegeben, sie hat den Marmor der Paläste gebräunt und ihr Mauerwerk zerklüftet, die Luft selbst scheint wie die einer Esse zu vibriren. Von dieser Sonne wird der Kupferbeschlag der Schiffe glühend und die Schiffswand so heiß, daß man sich nicht an sie lehnen kann. Kein zarter Frauenfuß wagt es, in dieser Mittagszeit die Marmordielen des Quais zu betreten. Die Rosen, die sich mor-

gens auf den Terrassen geöffnet, hängen jetzt schon ihre Köpfchen, und der leiseste Athemzug des Windes weht die Blätter auf die Straße hinab, wo sie im hochliegenden Staub ihr Grab finden. Staubbedeckt sind die Blätter des Rebstocks, der hier und da an der Mauer eines Palastes emporkriecht und hinter den großen, rothbraunen Blättern hängt dunkel und schwer die Traube.

Schiffer und Gewerbsleute suchen in diesen Mittagsstunden den Schatten, und finden ihn in den lichtlosen Gassen, die so eng sind, daß eben zwei Menschen einander darin ausweichen können. Jalousien, Laden und Vorhänge sind geschlossen, das Licht ist dem Auge zu grell, ihm ist wohl nur in künstlicher Dämmerung. In den Tavernen sitzen die Gäste, haben die Gläser bei Seite gestellt und schlafen.

Nur die Eidechsen — selbst wie schillernde Lichtstrahlen — freuen sich dieser Hitze und laufen auf dem Gemäuer umher. Auch die Touristen haben keine Ruhe. Sie stürzen blindlings in das Gewirr der Gassen und suchen ihren Weg, entschlossen, sich überraschen zu lassen.

Wie viel Marmor, wie viel Paläste! Man ist keine halbe Stunde gegangen, ohne von dieser Wucht von Pracht erdrückt zu sein. Aber welch toller, extravaganter Geschmack! Hier ist ein Palast — Palazzo Turst — dunkelroth, dort ein anderer — Palazzo Spinola — citronengelb bemalt. Ein dritter ist vom Parterre bis zum Giebel mit Fresken ausstaffirt. Ein bizarrer Pinsel hat Säulen entworfen, die nichts tragen, Architrave hingesetzt und Statuen, welche riesig auf den Vorübergehenden herabsehen, in falsche Nischen gestellt. Durchbrochene Galerieen hier und dort! Orangen- und Myrthenbäume in Kübeln machen diese Orte zu künstlichen Gärten. Welche Vorhallen und Säulenhöfe, welche Treppenhäuser mit edlen Sculpturen! Marmorne Schmuckkästen sind die Paläste. Welches Prunken mit Raum in einer Stadt, die so wenig Raum zu verschenken hat! Es ist, als ob in jedem Hause der Strada Balbi ein Graf von Monte Christo wohnte.

Aller Sonnenglut zum Trotz wollten wir einen Gang um die ganze Stadt machen. Wir wandelten an der den Hafen umschließenden Vertheidigungsmauer hin, die sich mit ihren Rondelen an die beiden Molos lehnt, an der Darsena vorüber, bis zum Leuchtthurm, der, von starken Batterien geschützt, frei und stolz wie eine Säule emporragt. Von dort aus eilten wir zur Höhe. Genua ist von der Landseite doppelt mit Mauern umgeben. Die erste Mauer läuft mit der Spornschanze von sechs Bastionen um die eigentliche Stadt, die andere Mauer erklimmt die Höhen des Apennins und bildet ein gleichschenkliges Dreieck mit Rondelen und Forts, das auch die Vorstädte und die angrenzenden Feldtheile umschließt. Auf jeder der einzelnen Höhenspitzen ragt ein Castell. Unter diesen detachirten Werken ist das Fort Diamante mit vier Bastionen das imposanteste. Alle Werke der äußern und in

nern Enceinte sind starke, revetirte Wälle, aber ziemlich verwahrlost. Die vier zusammenhängenden Systeme der Hafenbefestigung, der innern, der äußern Enceinte und der Forts bilden ein mächtiges Befestigungswerk, vielleicht das größte in Europa, dem aber eben seine Größe schaden muß.

Wir wandelten langsam, auf das Amphitheater von Dächern unter uns blickend. Eine mächtige Stadt, der man es ansieht, daß sie einst, Venedigs Rivalin, das Meer beherrscht! Noch immer die erste und einzige Handelsstadt Italiens, aber wie weit zurück hinter ihrer ehemaligen Größe! Das Mastenwäldchen da unten ist ziemlich bescheiden. Noch lange kein Marseille! Weithin dehnt sich der tiefe Azur des Meeres, auf dem nur hier und da ein weißes Segel oder das Rauchwölkchen eines einkehrenden Dampfers sich zeigt. Zu Dorias Zeiten mögen dort unten die Masten anders geflaggt haben.

Die Stunden vergingen, wir hatten die halbe Stadt umgangen, und waren weiter vom Hause als je. Nirgend zeigte sich eine Gasse, die hinabgeführt hätte. Der Schweiß stand uns auf der Stirn, wir waren hungrig und durstig, und begannen den Gang in der Mittagshitze zu verwünschen. Da endlich zeigte sich eine enge Passage, ein Vicolo, das wir hinabzuklettern begannen; es führte auf einen öden, einsamen, grasbewachsenen Platz, an einer Kirche sammt Nebengebäuden vorüber. Kein Mensch weit und breit zu sehen, den wir nach dem Wege hätten fragen können. Da sehen wir einen Esel, von seinem Treiber begleitet, herantraben, eine schwarze Gestalt sitzt darauf, sie kommt näher — welch ein Zufall — es ist der Abbé, der uns vor drei oder vier Stunden verlassen.

„Wo kommen Sie her, meine Freunde?“ ruft er, sein Thier parirend, mit erstaunter Miene.

„Von der Höhe; wir haben den Umkreis um die halbe Stadt gemacht, und sind halb todt vor Müdigkeit und Hitze!“

„Unvorsichtige Menschen! Sie konnten den Sonnenstich bekommen! Noch einmal, wollen Sie mit mir dort im Kloster speisen?“

Wir waren längst nicht mehr in der Stimmung, ein solches Anerbieten, wo es uns gekommen wäre, abzulehnen. Der Esel trabte vorwärts und wir beide standen bald an der Seite unseres excentrischen Begleiters im Corridor des Klosters.

„Ehrwürdiger Vater, redete einen Augenblick später unser neuer Freund den Prior an, der ihm auf der Treppe entgegengekommen war, Sie müssen noch zwei Gedecke auftragen lassen. Ich bringe Ihnen zwei junge Männer aus Böhmen mit.“

Der Prior lächelte gutmüthig und führte uns, vorangehend, ins Refectorium. Es war eine kühle, weite Halle mit Ziegelsteinen gepflastert, mit einem langen Tisch in der Mitte, um den herum mindestens funfzehn Stühle standen.

Welche Labung nach solch ausgestandener Hitze! Die Fensterladen waren halb zugelehnt, vor jedem Couvert stand eine Flasche kühlen Weins, in einem großen Glasbecken lagen Stücke Eis — vielleicht vom Monte Rosa. Der Pfirsich, die japanische Mispel, die Orange dufteten durch den Raum. Die Glocke hatte zu läuten begonnen und ein Bruder erschien nach dem andern. Es waren fromme Baarfüßler von charakteristischer Erscheinung: die einen corpulent, mit gerötheten Gesichtern und feisten Stiernacken, die andern hager, mit fanatischen Augen und geschwungenen Habichtsnasen. Allen war der Kopf bis auf einen schmalen Haarkranz kahl geschoren.

Der Wein und der lebhafte Ton des excentrischen Franzosen verscheuchten bald das Gefühl von Gêne, das uns anfangs in einer so fremdartigen Gesellschaft zu überkommen drohte. Wir merkten rasch, daß wir uns unter Menschen von den barocksten Ansichten befänden und waren entschlossen, uns vorerst möglichst still zu verhalten, um keinen Anstoß zu geben. In den Ton, der gar bald zu Tage kam, mochten wir nicht einstimmen, aber auch widersprechen wollten wir nicht. Die Gesellschaft um uns herum war offenbar mit allen modernen Institutionen ihres Vaterlandes in offenem Krieg. In uns sahen die guten Väter fromme, unverdorbene Hyperboräer, ihre Alliirten. Das war komisch, wir waren neugierig, zu sehen, wohin es führen werde.

„Die Welt hat sich umgekehrt, sagte endlich der Prior. Einst waren die Deutschen vom schismatischen Geiste angesteckt, als Italien orthodox war. Jetzt befindet sich unser armes Vaterland im Aufstande gegen seinen geistlichen Vater und die Deutschen sind seine Stütze. Gibt es, wendete sich der Prior an mich, noch viele Anhänger des Luthero in Deutschland?"

„Noch etwelche — in Preußen zum Beispiel."

„Rechnen Sie denn, fragte der Prior erstaunt, die Prussiani zu den Deutschen? Ich halte sie für eine eigne Nation, die einerseits mit den Russen, anderseits mit den Holländern verwandt ist."

„Diese ethnographischen Verhältnisse, erwiederte der Freund statt meiner, sind von den Gelehrten noch nicht völlig festgestellt."

„Es ist natürlich, fiel ein alter Frater ein, daß die Deutschen ihre Zahl vergrößern möchten und auch Völker zu sich rechnen, die mit ihnen nur weitläufig verwandt sind. Streng genommen rechnet man zu den Deutschen nur die Tyrolesi, die Bavaresi und die Austriaci."

„Nun — und die Boemi vergessen Sie? ergänzte ein Dritter. Doch in Boemia hat es auch seiner Zeit Ketzer gegeben. Gibt es noch Hussiten dort?"

„Keinen einzigen. Ganz ausgerottet!"

„Gott sei Dank, Gott sei Dank! In Turin hat man den Schismatikern eine Kirche bauen helfen."

Die Schüſſeln kreuzten wieder und unter manchem Seufzer wurden die Gläſer vollgeſchenkt und wieder geleert.

„Welchen Eindruck, rief plötzlich ein hagerer Mönch von der anderen Seite des Tiſches herüber, muß es bei Ihnen gemacht haben, als der heilige Vater ſagte: „Die Deutſchen, meine geliebten Söhne.“ Hier brachte es die Feinde der Kirche zum Raſen, in Deutſchland muß es jedes Herz freudig durchzuckt haben.“

„Einen unermeßlichen Eindruck hat es hervorgebracht, ſagte mein Freund, man fragte ſich allenthalben, ob das derſelbe Mann ſei, der acht oder neun Jahre vorher die Fahnen der Crociati geſegnet.“

„Pio Nono, ſagte der Prior, war eine Zeit lang auf einem gräßlichen Abwege. Da öffnete ihm Gott die Augen und er ſah, an welchem Abgrund er ſich befand. Er iſt nahe daran geweſen, ſich und die Kirche ins Verderben zu ziehen.“

Die Teller wurden gewechſelt, ein neuer Gang von Speiſen aufgetragen eine längere Pauſe, die nur vom Lärm der Meſſer und Gabeln unterbrochen wurde, trat ein. Endlich begann der Prior wieder: „Wohin es mit uns noch kommen ſoll, weiß Gott allein! Ehedem betrachtete ſich Sardinien als die Vormauer gegen alle ketzeriſchen Principien, die ſich von Frankreich und der Schweiz aus über die Halbinſel verbreiten wollten. Darum öffnete Sardinien den Jeſuiten wieder die Thore der Klöſter. Auf dringende Verwendung des Königs Carlo Felice ſprach der Papſt im Jahre 1838 den Grafen Umberto von Savoyen und den Erzbiſchof von Canterbury, Bonifaz von Savoyen, heilig. Man hätte glauben ſollen, daß ſo etwas ewig zu Dank verpflichten müſſe! Die Undankbaren haben alles vergeſſen. Noch unter dem vorvorigen König mußten die Juden gelbe Abzeichen an ihren Kleidern tragen, hatten ihre Ghettos und durften Nachts nicht ausgehen. Ein gerechtes Geſetz, wenn es je eins gab, denn was kann ein Jude zu nächtlicher Zeit in den Gaſſen der Chriſten wollen? Jetzt beſitzen die Juden Paläſte in Genua und Turin. Iſt das in einem chriſtlichen Staate erlaubt? Seit 1849 vollends iſt vor der Flut der Böſen jeder Damm eingeriſſen. Die Cenſur iſt abgeſchafft, dieſer nothwendige Zügel und die täglichen Schandblätter drucken alle unbeglaubigten Verleumdungen, die nur in alten Chroniſten gegen die Päpſte zu finden, ungeſtraft nach. Das Geſetz Sicardi vollends, das uns ſo ſchwer betroffen“ —

Bei dieſem letzten Namen, der ſie am ſchwerſten zu treffen ſchien, erhoben ſich alle Stimmen zugleich im wilden Durcheinander, und Klagen, Verwünſchungen, Drohungen aller Art vermiſchten ſich. Ein Lärm, in welchem man nichts deutlich vernehmen konnte, dauerte minutenlang fort. Endlich hörte man die ſchneidende Stimme des Franzoſen, der ſagte:

„Aber das iſt nur ein erſter Schritt — es iſt nur zu klar, was ihr Vorhaben iſt: ſie wollen die Säculariſation des Papſtes“ —

Ein neues Gewirr von hingejagten Bemerkungen und Exclamationen brach los, die Mönche erhoben ſich und bildeten einzelne Gruppen. Der Prior und einige der älteſten und ſcheinbar angeſehenſten unter den Vätern umgaben den Abbé und redeten ihm eifrig zu.

„Der Fels Petri, hörte ich eine Stimme rufen, wird doch die Pforten der Hölle überdauern.“ —

„Rom iſt die ewige Stadt,“ rief ein anderer.

„Rom, ſagte mein Freund halblaut, iſt der ewige Jude unter den Städten. Er kann nicht leben und nicht ſterben.“ —

Nur einer außer mir hatte dieſe Worte gehört; es war ein junger Mönch, hager, mit dunklen Feueraugen, der während des ganzen Mahles kein Wort geſprochen hatte. Er nahm meinen Freund bei Seite und fragte ihn, wie er das gemeint. Dieſer, der langen Selbſtverleugnung müde, ließ die Maske, die er bisher getragen, fallen.

Eine Viertelſtunde ſpäter verabſchiedeten wir uns aus dem Kreiſe der Väter, die noch immer nicht zur Ruhe kommen konnten. Der junge Mönch geleitete uns mit einem Licht die Treppe hinab. Plötzlich blieb er ſtehen und ergriff die Hand meines Freundes:

„Glauben Sie nicht, ſagte er mit bewegter Stimme, daß alle ſo denken, wie die, die Sie gehört. Ich zum Beiſpiel — hier muß ich leben — o welch ein Leben, — muß mich verſtellen und ſchweigen — doch, es wird noch anders! Ja, es kommt noch die Zeit, wo ich dies Kleid von mir werfe . . .“

Wir horchten verwundert, der junge Mann aber, der dies alles raſch und in einem Fieber der Aufregung geſprochen, hielt wieder einen Augenblick inne, während ſein Geſicht einen heftigen Kampf ausdrückte und fuhr fort: „Ich bin ja in einem Alpenthal zwiſchen Lucerna und Peruſa geboren — ich bin — ja ich bin ein heimlicher Waldenſer!“

Er hatte es kaum geſprochen, als ein Luftzug im Corridor das Licht, das er in der Hand hielt, ausblies. Wir ſtanden hart vor der Thür, ſie that ſich auf, der junge Menſch verſchwand im Dunkeln.

Minutenlang ſtanden wir ohne ein Wort zu reden vor dem Portal des Kloſters, beide ergriffen von der ſeltſamen Scene, die wir erlebt. Ueber uns zogen die Wolken, von einem heranziehenden Gewitter gejagt. Langſam gingen wir über den öden Platz und dann die Treppen hinab, um die innere Stadt uud unſer Hotel wieder aufzuſuchen.

Von der preußischen Grenze.

19. Juni. — Weshalb mobilisiren wir eigentlich?

Diese Frage geht durch alle Stände, alle Berufs- und Altersclassen; durch alle Parteien, alle Provinzen; ja in sämmtlichen deutschen Staaten, zum Theil selbst unter den ehemaligen Kriegsschreiern sieht man langgezogene bedenkliche Gesichter.

Es könnte kommen, daß einmal Preußen angeklagt wird, das deutsche Volk muthwillig in einen zwecklosen Krieg gestürzt zu haben; namentlich wenn der erwünschte Erfolg ausbleibt.

Was ist vorgefallen, daß wir jetzt mobilisiren?

Die Frage legt sich jedermann vor, eine Antwort haben wir noch nicht gehört. Eingeweiht scheinen nur zwei Personen zu sein, die Pr. Z. und die Nat. Z., wenigstens deuten beide an, sie könnten gar viel sagen, es wäre indeß schicklicher, noch zu schweigen.

Die Aufklärungen, die sie bisher gegeben haben, sind nicht ausreichend; im Gegentheil wird man nur noch mehr dadurch verwirrt.

Es scheint, als ob sie die Mobilmachung nicht in dem Sinn der Kreuzzeitung auffassen: daß nämlich Preußen einfach seine Bundes-, mit andern Worten seine Lehnspflicht gegen Oestreich zu leisten habe, obgleich dieses den Krieg gegen den entschiedenen Widerspruch Preußens übernommen hat. Auch wäre eine andere Auffassung ganz gegen die bisherige Haltung dieser Blätter. Preußen soll nach ihnen nicht Oestreichs, sondern seine eignen und Deutschlands Interessen vertreten. Die Pr. Z. vom 17. Juni sagt: „Die Richtung, welche Preußen in seinem innern Staatsleben verfolgt, gibt hinlängliche Bürgschaft für die Bestrebungen seiner auswärtigen Politik. — Und wenn Preußen die Erhaltung der Grundlagen des europäischen Rechtszustandes auf seine Fahne geschrieben hat, so wird es Veranlassung haben zu zeigen, daß es nicht gemeint ist, den Tendenzen der Unterdrückung oder der Vergewaltigung Vorschub zu leisten."

Das klingt fast revolutionär; aber wie weit reicht die Tragweite dieser Worte! — Wo kommt denn „Unterdrückung" und „Vergewaltigung" vor? — doch nicht in Italien? — Wenigstens unser Stammverwandter und künftiger Alliirter versichert wiederholt, das seien alles Verleumdungen. Tyrannei existirt in Italien nur unter der „kleinen aber despotischen revolutionären Partei" in Piemont, von welcher der Feldzeugmeister Giulay die unterdrückten Piemontesen zu befreien verhieß. — Jene „kleine revolutionäre Partei" ist der König Victor Emanuel; wenn Oestreich diese zu vertreiben verspricht, so ist es zwar nicht genau nach dem Recht der Verträge, doch keine „Vergewaltigung", sondern ein Act der wahren Freiheit. — Also mit jenen Worten ist nicht viel gesagt.

Daß die Mobilisirung einen rein defensiven Charakter an sich trägt, versteht sich von selbst; alle betheiligten Mächte verfahren rein defensiv; Piemont hat gerüstet, weil es fürchtete, von Oestreich angegriffen zu werden; Oestreich, weil Graf Cavour die Freischaren ihm auf den Leib schicken wollen; Frankreich vollends hat gar nicht gerüstet.

„Der Frieden, welchen Preußen erstrebt, muß den Opfern entsprechen, welche die Regierung dem Lande abzufordern gezwungen war.“ Und dann ist noch etwas von sittlichen Grundlagen des Völkerlebens die Rede. — — —

Wenn die Nationalzeitung (No. 277) mit als einen Grund, gegen Napoleon mißtrauisch zu sein, die Schonung desselben gegen den Kirchenstaat anführt, und damit andeutet, Preußen habe die Aufgabe, Italien überhaupt (innerhalb weiser Grenzen) zu befreien, hauptsächlich aber den Kirchenstaat, — so können wir über diese Bemerkung wol zur Tagesordnung übergehn; weniger ist uns das möglich bei einem Artikel desselben Blatts No. 273, worin das „Vorurtheil“ widerlegt wird, die Mobilisirung werde (vernünftigerweise) nur für einen nahe bevorstehenden Kriegsfall in Anwendung gebracht. Es ist das ein sehr wichtiger Punkt, und hätte eine ausführlichere Widerlegung verdient, da sonst jedermann in und außer Preußen von diesem Vorurtheil befangen ist. Die Mobilisirung vor der Schlacht bei Bronzell wäre doch wol keine Widerlegung?

Eine andere Version: der Kaiser Napoleon habe die Haltung Preußens im Landtag mit sehr ernsten Augen angesehn u. s. w., und die Mobilisirung sei daher eine Maßregel augenblicklicher Vertheidigung, steht zu vereinzelt; andere Blätter sind sogar heiter genug, den Kaiser Napoleon die Maßregel der Mobilisirung als eine sehr zufriedenstellende ansehn zu lassen. Aber man sieht daraus, wie nöthig es ist, der öffentlichen Meinung, die völlig auseinanderzufahren droht, eine Art von Richtung zu geben.

Lassen wir die Zeitungen bei Seite, und treten in unserem eignen Namen auf. — Nicht die Maßregel an sich ist uns bedenklich, sondern der Moment, in dem sie eingetreten ist. — Vielleicht hat die besser unterrichtete Regierung ein hinreichendes Motiv gehabt, diesen Moment zu wählen: aber darüber wäre eine Aufklärung nöthig, denn die Landwehr ist nicht wie eine andere Armee; sie ist völlig bereit, ihrem Kriegsherrn zu gehorchen, aber sie will wissen, wozu sie eigentlich berufen ist. — Erklären wir uns deutlicher.

Wir gehn im Princip mit denen, die sowol ein Bündniß mit Frankreich als eine absolute Neutralität verwerfen. — Wir gehn von der Pflicht Preußens aus, das Bundesgebiet gegen jeden Feind zu schützen. — Daß über diese Pflicht hinaus Preußen vorläufig nicht in Anspruch genommen werden sollte, hat Oestreich erklärt, indem es sein Ultimatum gegen Preußens Einspruch absandte, und damit aussprach: Austria farà da se! — Will es nun Preußen über seine Bundespflicht hinaus in Anspruch nehmen, so muß es dasselbe auffordern, und die Bedingungen erfüllen, welche dasselbe zu stellen gegen sein eignes Land verpflichtet ist.

Nach unserer Ansicht durfte Preußen nur mobilisiren, wenn es den Vertrag mit Oestreich und den übrigen Bundesstaaten bereits in der Tasche hatte.

Denn das jetzige Stichwort: bewaffnete Intervention, soll doch nicht so viel sagen, daß Preußen bewaffnet sich zwischen die Festung Verona und die französische Angriffsarmee einschiebt, wie ein Gensdarm bei Volksaufläufen; sondern so viel: Preußen schickt einen Gesandten an den Kaiser Napoleon, um ihn zum Frieden unter bestimmten Präliminarbedingungen zu ermahnen, deren nähere Ausführung etwa einem Congreß vorbehalten bleibt; es erklärt dann mehr oder minder höflich die Weigerung für einen Casus belli.

Um solche Präliminarbedingungen zu stellen, muß es doch aber erst sicher sein, daß Oestreich damit einverstanden ist? — Denn wenn nun Napoleon Ja sagt, und Oestreich Nein! welche Rolle soll dann Preußen spielen? Soll es die Armee wieder auseinanderschicken? oder gegen Oestreich marschiren?

Der Vertrag müßte dreierlei enthalten: 1) die dem Kaiser Napoleon vorzulegenden Friedensbedingungen; 2) militärische Maßregeln für den Kriegsfall; 3) Vertrag über die an Frankreich zu stellenden Bedingungen im Fall eines erfolgreichen Krieges.

Alle „gutunterrichteten" Personen reden von dem wirklichen Abschluß eines Vertrags zwischen Oestreich und Preußen; und wir wünschten wol zu wissen, auf welchen der drei Punkte sich dieser angebliche Vertrag beziehn soll.

Wir wollen von dem letzten Punkt hier nicht reden, da dessen Bestimmung den größten Bedenken unterliegt, und da er ohnehin nur in Frage kommt, wenn die beiden andern erledigt sind. — Was den zweiten Punkt betrifft, so wurde vor einigen Tagen versichert, es wäre bereits alles in Ordnung gebracht und Preußen sei die militärische und diplomatische Leitung der Bundesangelegenheiten für diesen bestimmten Fall übertragen worden. Abgesehn davon, daß es auch hier noch im Unklaren blieb, ob unter Bundesangelegenheiten nur diejenigen der Staaten außer Oestreich zu verstehen seien, wodurch der früher projectirte engere Bund wenigstens für diesen bestimmten Fall wirklich zu Stande gekommen wäre, oder die Angelegenheiten des ganzen Bundesgebietes; abgesehn davon, daß das militärische Obercommando nur dann eine Realität ist, wenn es durch politische Einrichtungen garantirt ist: — so hört man jetzt wiederum von gutunterrichteter Seite starke Zweifel an dem wirklichen Abschluß eines solchen Bündnisses aussprechen; es tauchen wiederum Ideen einer dritten, „reindeutschen", von Oestreich und von Preußen gesonderten Bundesmacht auf, und so scheint auch nach dieser Seite noch alles in Frage gestellt zu sein.

Aber die Hauptsache bleibt der erste Punkt, der, wie es scheint, von den bisherigen Berichterstattern als unerheblich ganz übergangen ist. Es wurde darüber disputirt, ob Preußen bei dem von ihm in Antrag gestellten Frieden Oestreich die Lombardei erhalten solle oder nicht. Aber uns will scheinen, als ob Oestreich auch damit noch durchaus nicht befriedigt sein würde, ja nicht befriedigt sein könnte. Sollen denn die legitimen Beherrscher von Toscana, Modena und Parma nicht wieder eingesetzt werden? soll Oestreich sein vermeintliches Recht, um dessentwillen es den Krieg begann, sein Recht, in diesen Fürstenthümern jeden Augenblick zu intervenirn, jetzt plötzlich ohne weiteres aufgeben? Was liegt für ein Grund vor? Die Situation hat Oestreich bereits am 10. Januar übersehn können, als Lord Loftus dem Baron Buol erklärte, es könne in der Behauptung dieses Rechts auf britische Unterstützung nicht rechnen. Die stolze und sichere Antwort, die Oestreich damals gab, würde jedenfalls wiederholt werden, wenn man ihm von bundesverwandter Seite ähnliche Zumuthungen stellte. Zwar sind die Umstände etwas ernster, es hat am Tessin eine moralische Niederlage erlitten, in England ist eine ihm noch weniger günstige Regierung, Rußland hat sich mehr pronuncirt, die Zustände seiner eignen Kasse machen immer seltsamere Maßregeln nöthig; aber noch steht es da in kräftiger, militärischer Haltung, hinter Festungen wohl gesichert; es weiß, daß ihm Deutsch-

land unter allen Umständen den Rücken deckt, und was seine Finanzen betrifft, so ist es an Ausnahmemittel schon so gewöhnt, daß sie es kaum irren. Wir haben also absolut keine Vorstellung davon, was für Concessionen es gemacht haben könnte, die Preußen zu der Hoffnung berechtigen, Napoleon einen annehmbaren Friedensvorschlag zu bieten.

Vielleicht — und das ist unsere Hoffnung! — ist dieses Raisonnement überflüssig; vielleicht ist der Vertrag doch schon fertig, die preußische Regierung hat einen uns unbekannten Grund, auf den sichern Abschluß desselben zu rechnen.

Wenn das aber nicht der Fall ist, so fürchten wir, daß die versuchte Mobilisirung Preußen in die Lage bringt, entweder für Zwecke, die nicht die seinigen sind, doch in den Krieg zu ziehn; — oder — einen Schritt wieder zurückzuthun; wir wissen nicht, welche Eventualität schlimmer wäre. — Wir haben gesagt, und bleiben dabei: der Wille des Regenten von Preußen muß in letzter Instanz in diesem bestimmten Fall für Deutschland maßgebend sein; auch dann werden wir ihm folgen, wenn wir ihn nicht unbedingt billigen; aber noch scheint der letzte Entschluß nicht gefaßt zu sein, und da ist es wesentlich, ein Vorurtheil zu bekämpfen, das sich nur zu sehr regt: als genüge die Mobilisirung an sich, irgend etwas auszurichten. — Napoleon ist kein Kind, das man durch Trommeln verjagt.

† †

21. Juni. — Eben bringt die Pr. Z. ein Dementi der frechen Verleumdung des „Nord", der Prinzregent habe an den Kaiser Napoleon geschrieben, und ihm die Mobilisirung als etwas ganz Unschuldiges dargestellt. Endlich einmal ein Wort zur Zeit! Es fehlt nur noch, daß auch solche elende Gerüchte Wurzel schlagen!

Was nun die Verständigung mit Oestreich und den Bundesstaaten betrifft, so klärt es sich allmälig dahin auf, daß Graf Rechberg jetzt erst den Kaiser Franz Joseph zu Concessionen veranlassen soll — auf diese Concessionen (wahrscheinlich in Bezug auf die „realen Machtverhältnisse" und die „sittlichen Grundlagen") sind wir wirklich neugieriger als auf irgend etwas seit vielen Jahren; — und daß erst nach der Mobilisirung eine Circulardepesche an die deutschen Regierungen gerichtet ist, um Verhandlungen anzubahnen.

Die bamberger Blätter sind durch die Mobilisirung nicht befriedigt, und wir können es ihnen nicht verargen: sie verlangen rund und nett eine Kriegserklärung an Frankreich; sie verlangen rund und nett die Garantie, daß an den innern Bundesverhältnissen nichts geändert werden soll. — Freilich setzen sie, mit heimlichem Lächeln, diese Wendung als eine nothwendige Consequenz des jetzigen fait accompli, der Mobilisirung vor einem Vertrag mit Oestreich, voraus. — Was die Oestreicher betrifft, so ist auch ihre Stimmung nicht ganz ohne Bedenken; die preußische Hilfe verspricht viel, aber — die Aufhebung der Neutralität des deutschen Bundesgebiets hat auch zwei Seiten.

Die Hauptsache ist, was der Kaiser Napoleon jetzt zu thun gedenkt. Wissen wird er, was in Berlin vorgefallen ist, so gut als wir; besser als wir; er wird es zeitig genug erfahren haben, so daß wir aus seinen Bewegungen in den letzten Tagen ungefähr auf seine spätere Haltung schließen mögen. Zunächst rechnet er wol noch auf einige Tage Aufschub — durch die Verhandlungen Preußens mit Oestreich ausgefüllt — und diese wird er kräftigst zu benutzen suchen.

Sobald ihm die preußische Sommation zugestellt wird, bleiben ihm zwei Wege übrig. Entweder sucht er Preußen so lange als möglich hinzuhalten, oder er gibt schnell entschlossen die Idee der Localisirung auf, und beutet die Mittel aus, die ein allgemeiner revolutionärer Krieg ihm gewährt. Um zu entscheiden, welches das Wahrscheinlichere ist, müßte man seine Beziehungen zu Rußland genauer kennen. Die Ablehnung des bolognesischen Pronunciamento deutet darauf hin, daß er noch vermeiden möchte, zum Aeußersten zu greifen; daß er Kossuth ins Lager kommen läßt, zeigt ebenso deutlich, daß er auch diese Eventualität ernstlich ins Auge faßt.

Der erste Weg hätte manche Vortheile. Wie wir schon im vorigen Heft bemerkt haben, kommt es ihm jetzt hauptsächlich darauf an, in Italien Soldaten auszuheben und sie in die Cadres der französischen und piemontesischen Armee einzureihen, um dann die Oestreicher hauptsächlich durch diese neugebildete italienische Armee, vielleicht durch zwei französische Armeecorps unterstützt, in Schach zu halten, und sich mit der Hauptmacht nach dem Rhein zu werfen. — Dazu gehört einige Zeit; aber in der Conscription sind die Franzosen behend genug, und etwas ist doch auf den Patriotismus der Italiener zu rechnen. — Die Diplomatie hinzuhalten, wird ihm nicht schwer fallen. In der Anforderung Preußens wird nothwendig einiges Unbestimmte sein, und wenn wir richtig rechnen, könnte sie der Kaiser — pure acceptiren, und die Ablehnung — den Oestreichern überlassen. — Aber wenn das auch nicht der Fall ist, so müssen auf die deutschen Bundesverhandlungen, auf die Mobilisirung der „reindeutschen" Bundestruppen u. s. w. immer einige Wochen gerechnet werden, wo für die Disciplinirung Italiens viel geschehen kann.

Aber die andere Seite hat auch ihre Vortheile. Bisher war die östreichische Armee durch die Neutralität des Bundes im Rücken gedeckt und sie konnte über Botzen unbegrenzte Verstärkung an sich ziehn. Vielleicht macht Napoleon den Versuch, durch Ueberschreiten der Bundesgrenze diese Verbindungslinie abzuschneiden, und durch gleichzeitige Einnahme von Venedig — vielleicht von Triest — die östreichische Armee in eine ähnliche Lage zu setzen, wie die von Ulm 1805.

Hier wäre nun von Wichtigkeit zu wissen, wie weit — falls die Sache überhaupt möglich wäre — eine Insurrection in Ungarn und ein Angriff der Walachen, Serben, Montenegriner ꝛc. auf russischen Beistand zu rechnen hätte. — Bei Magenta fiel die Zahl der östreichischen Gefangenen auf, und einzelne Stimmen haben Ueberläufer (Ungarn oder Italiener) vermuthet; wir glauben entschieden nicht daran, denn die Sache wäre von so ungeheurer Bedeutung, daß sie von der bonapartistischen Presse gewiß ausgebeutet sein würde. — Anders wäre es freilich bei einer wirklichen Niederlage der östreichischen Armee: auf die ungarischen und italienischen Regimenter wäre dann kaum zu zählen, und dieser Umstand wird auf die militärische Haltung nicht unwesentlich einwirken.

Rußland hat in der bekannten Circularnote die Einmischung Deutschlands in die östreichisch-französischen Händel ziemlich deutlich als einen Fall bezeichnet, der seinerseits eine „bewaffnete" Intervention zur Folge haben könnte. Wir glauben nicht, daß diese in erster Linie gegen Preußen gerichtet sein würde, man würde dieses möglichst zu schonen suchen; aber so große Schwächungen die Russen vor fünf Jahren erlitten haben mögen — so viel Streitkräfte werden sie noch immer besitzen, um

den Oestreichern in Ungarn, Galizien und Dalmatien eine furchtbare Diversion zu machen.

Der Angriffskrieg Deutschlands am Rhein würde bei den Franzosen eine starke Erhebung hervorrufen, die einen schleunigen Einzug in Paris unwahrscheinlich macht. — —

So stehn die Sachen. — Oestreich ist in einer sehr precären Lage, und, nach der Mobilisirung, Preußen nicht minder. — Die Aufgabe des letztern Staats scheint uns nun, die Sache rasch zur Entscheidung zu bringen. — Es war (so weit unsere Kenntniß der Sachlage uns ein Urtheil erlaubt) ein Fehler, zu mobilisiren vor dem Abschluß mit Oestreich und dem Bund. — Dieser Fehler kann zum Guten gewandt werden. Die Armee wird der Anforderung Preußens einen großen Nachdruck geben; und Oestreich ist, obgleich es sich dagegen sträubt, in der Lage, Preußens Hilfe um jeden Preis zu erkaufen. — Wenn nur Preußen gelernt hat, deutsch zu reden; die Sache selbst ist so klar, daß sie nur deutlich und zusammenhängend dargestellt zu werden braucht, um völlig verstanden zu werden. — ††

22. Juni. — Zu den Vorzügen der preußischen Wehrverfassung rechnete man früher, daß sie eine sichere Bürgschaft sei, die Regierung werde keinen andern Krieg unternehmen als einen populären. Und was damit unmittelbar zusammenhängt: Preußen werde überhaupt Bedenken tragen, sich in Streitfragen einzulassen, die es nichts angehn. — In den Jahren 1763—86 war Preußen allerdings genöthigt, jede Bewegung des Auslandes aufmerksam und mißtrauisch zu betrachten, und stets gerüstet zu sein, weil es die Rache gegen sich wach wußte. — Nach dem Tode des großen Königs setzte man das aus Gewohnheit eine gute Weile fort, und brachte den Staat dadurch in eine ziemlich unbequeme Situation, der man sich endlich durch die faule Neutralität von 1795 entzog.

Bis jetzt hat man es in der preußischen Geschichte seit 1815 immer rühmend erwähnt, daß Preußen jeden Krieg vermieden habe; der innere Fortschritt des Landes in dieser Zeit ist unberechenbar. Jetzt ist der militärische Sinn — auf dessen bevorstehende Blüte wir mit Schauder blicken — schon so weit entwickelt, daß man Preußen gewissermaßen verpflichtet glaubt, sich an allen Händeln Europas zu betheiligen, um seine Existenz geltend zu machen; daß man dem Bürgerstand, falls er nicht derselben Ansicht ist, die Befähigung zum Antheil an der Staatsleitung bezweifelt und ihn auf das Beispiel der feudalen Partei verweist. Und das geschieht von Organen der „Volkspartei". Was wird erst geschehn, wenn der militärische Geist durch lange Uebung genährt worden ist! Wir glaubten, die bürgerlichen Gewohnheiten hätten grade das Bürgerthum auf die Stelle gehoben, die das militärische Junkerthum nicht behaupten konnte.

Das Beispiel von 1812—13 ist doch recht ungeschickt gewählt. Damals stürzte das Volk zu den Waffen, es trieb die Regierung mit sich fort, es brachte seine Opfer mit Jubel, mit Entzücken; es wußte ja, was es galt.

Die Landwehr wird in jedem Krieg ihrem Kriegsherrn jenen Gehorsam zeigen, welcher die Grundlage des preußischen Staatslebens ist — gegen Rußland, gegen Frankreich, gegen wen es sei. — Aber wenn es sich darum handelt, Italien den Oestreichern zu unterwerfen, wird dieser Gehorsam wenigstens nicht von einem so

lauten Jubel begleitet sein; und das reicht am Ende noch nicht aus, dem Bürgerthum die politische Bildung abzusprechen. Uebrigens wollen wir uns für künftige Fälle das heutige Datum notiren. † †

Der Krieg in Italien 1848—1849.

Guerre de l'indépendance italienne en 1848 et en 1849 par le général Ulloa. 2 Bde., Paris, Hachette & Comp. —

Unter den zahlreichen Büchern, die in neuester Zeit über den italienischen Krieg von 1848 und 1849 erschienen sind, nimmt das vorliegende die erste Stelle ein. Der politische Standpunkt des Verfassers geht uns hier nichts an; es handelt sich nur um die Würdigung der militärischen Ereignisse. Was über einzelne strategische Fehler bemerkt wird, mögen Sachkenner beurtheilen, das Ganze ist aber auch für Laien sehr verständlich und belehrend eingerichtet, und von dem leitenden Gang der beiden Feldzüge gewinnt man ein klares Bild.

Zur Erinnerung einige Daten. — Aufstand in Mailand 18. März; Radetzki verläßt die Stadt 23. März und concentrirt die Armee, mit völligem Aufgeben der Lombardei, im Festungsviereck Peschiera, Mantua, Verona, Legnano. Karl Albert geht über den Tessin, 23. März, über den Mincio bei Goito. Peschiera wird genommen 30. Mai, aber im Juli ergreift Radetzki die Offensive, siegt bei Custozza 23—25 Juli; Karl Albert sucht Mailand zu halten, muß es 6. Aug. aufgeben, und kehrt nach dem Waffenstillstand, 9. Aug. über den Tessin zurück.

Der Waffenstillstand wird 14. März 1849 auf Andrängen der kriegerischen Partei gekündigt; Radetzki geht über den Gravellone 20. März, siegt bei Mortara 21. März, entscheidend bei Novara 23. März, Karl Albert dankt ab, Waffenstillstand 26. März.

Was nun den ersten Feldzug betrifft, so zeigt der Verfasser, daß bei der moralischen Auflösung Oestreichs die Chance der Italiener gar nicht so ungünstig stand: die Heere waren sich an Zahl ungefähr gewachsen, die Piemontesen haben sich gut geschlagen — freilich nicht ihre sonstigen Verbündeten. Das Unglück des Königs war, daß er auf die „öffentliche Meinung" Rücksicht nahm, die, unbeschäftigt wie sie war, mit großem Geschrei imponirende Thaten verlangte. Mit der Revolution ein Bündniß zu schließen, ist immer ein Uebelstand, wenn man sie nicht beherrschen kann; ob es damals überhaupt möglich gewesen, mag dahingestellt sein; jedenfalls war Karl Albert nicht der Mann dazu. Er galt für einen tiefen, gefährlichen Politiker, und doch ist er fast in allen entscheidenden Momenten durch sein aufgeregtes Gefühl bestimmt worden. — Der zweite Feldzug war ein bloßer Ritterkrieg; mit einer desorganisirten, zur Hälfte unbrauchbaren Armee unternommen; ohne irgend eine Aussicht auf Hilfe. Karl Albert that einen Schritt der Verzweiflung — für einen Politiker freilich ein vernichtendes Urtheil. Aber die Sache hat doch eine

andere Seite. — Durch jenen Schritt hat Italien einen königlichen „Märtyrer" erhalten, der Sohn hat die Pflicht der Rache übernommen, die freie Verfassung des sardinischen Staats ist gesichert, und damit ein Kern künftiger Organisation. — Leider ist Victor Emanuel auch darin seinem Vater ähnlich, daß ihm in der Politik die Schnelligkeit des Erwerbs über die Sicherheit geht. —

Zum Verständniß dieser Kriegsgeschichten und der heutigen Tagesereignisse muß sich jeder Zeitungsleser die „Straßenkarte der lombardischen Ebene" (Gotha, Justus Perthes) anschaffen; man findet jeden Ort, und dabei stellt sich das Ganze dem Auge doch sehr deutlich, übersichtlich und selbst wohlgefällig dar. — Dazu gehört (in demselben Verlag) das „Straßennetz zwischen Turin, Genua und dem Lago Maggiore," verbunden mit einer allgemeinen Karte von Oberitalien und einigen kleinen Plänen (Alessandria, Genua, Venedig, Minciolinie). — Die Karten sind auch im Uebrigen sehr handlich eingerichtet.

Zur Tagesgeschichte.

In der Literatur, welche die Ereignisse des Tages, politischer und socialer Natur, dem Leser nicht blos in zweckmäßigen Uebersichten, sondern tiefer eingehend, dem Zeitungspublicum zu verdeutlichen sucht, gehören in erster Linie die Werke, welche sich um das Brockhausische Conversationslexikon gruppiren. Die „Gegenwart" (1848—1856) hat mit dem zwölften Band ihren Abschluß gefunden; ihre Stelle hat seit 1857 „Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversationslexikon. Leipzig. Brockhaus" eingenommen. Mit dem vorigen Werk hängt dieses neue insofern zusammen, als es durchweg von gut unterrichteten Schriftstellern versorgt, die Gesammtheit der Zeitinteressen dem Leser vorzuführen sucht; dagegen hält es sich nicht so streng an eine systematische, encyklopädische Darstellung, es greift vielmehr diejenigen heraus, die augenblicklich die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Ferner schließt es sich enger an das Lexikon an, und vermittelt durch Vervollständigung der in demselben enthaltenen Artikel in den „kleinen Mittheilungen" die neue Ausgabe: vortrefflich eingerichtet, und wir haben in Bezug darauf nur einen Wunsch auszusprechen, nämlich daß das alphabetische Verzeichniß jedes Bandes nicht blos die in diesem Band enthaltenen Artikel, sondern die Artikel des ganzen Werks aufführt. In den bisher erschienenen zwei Bänden ist das freilich nur ein kleiner Uebelstand, wenn aber die Zahl der Bände sich stark vermehrt, so dürfte es für die Uebersicht doch bedenklich werden. — Vom 3. Bd. sind bis jetzt fünf Hefte erschienen; sie enthalten in Bezug auf die brennenden Fragen des Tags folgende Personalbeschreibungen: Mazzini; Cavour; Pelissier; Alexander Herzen; ferner: Toulon als Kriegshafen, die Befestigung Antwer-

pens, die Handelskrisis von 1857, die deutsche Einwanderung in Ungarn, das Geschützwesen zur See u. s. w. Vielleicht wäre es bei den Abhandlungen von eingehend technischem Interesse wünschenswerth, die Namen der Verfasser zu erfahren. Die ganze Encyklopädie hat bereits einen recht stattlichen Umfang, und kann sich rühmen, in großer Ausdehnung und im Ganzen segensreich auf die Bildung des größern Publicums eingewirkt zu haben. —

Eine sehr geistvolle kleine Schrift: „Engländer und Franzosen. Eine Parallele von Ad. Helfferich. Berlin, W. Hertz," erscheint, sehr zeitgemäß, in zweiter vermehrter Auflage. Der Verfasser macht in der Vorrede mit Recht darauf aufmerksam, daß Napoleon der Dritte nur verstanden wird, wenn man ihn im richtigen Zusammenhang auffaßt. „Er hätte sich nimmermehr zu der schwindelnden Höhe emporschwingen können, auf der jegliche Verantwortlichkeit aufhört, wenn er nicht bereits in der Masse des französischen Volks den Stoff dazu vorgefunden. Er nahm die Leute, wie sie sich ihm darboten . . . Darin besteht das ganze Geheimniß seines Regierungssystems und zugleich die den europäischen Völkern von Frankreich ohne Unterlaß drohende Gefahr. Es kann nichts helfen, sich immer an den Napoleonismus zu halten und darüber seine Voraussetzungen außer Acht zu lassen: in der ganzen Denk- und Gefühlsweise des französischen Volks liegt etwas, *was* dem herrschenden Regierungssystem weit mehr Vorschub leistet, als die Schlauheit und Thatkraft eines Einzelnen irgend vermocht hätte. Es ist die herrschende Frivolität, durch welche die Franzosen sich selbst um ihre Freiheit betrogen haben; diese Zersetzung der sittlichen Ideen stammt nicht etwa von heute oder von gestern, sie ist vielmehr das Ergebniß eines verfehlten Bildungsprocesses, der durch Jahrhunderte sich hinzieht und seinen Höhepunkt erreichte in dem Unterrichtswesen des heutigen Frankreichs . . . Dieses hat zum leitenden Grundsatz, daß Kinder und Soldaten maschinenmäßig gedrillt, durch Orden und Schulpreise angestachelt sein wollen." — In der weitern Ausführung kommen die Engländer gar zu gut weg; wir haben das bereits bei Gelegenheit der ersten Ausgabe angedeutet. — Wir empfehlen nur folgende Lehre zur Beherzigung: mit Napoleon ist der Napoleonismus nicht gestürzt; ein Einzug in Paris macht die Franzosen nicht anders. — Allem Uebermuth von dorther vorzubeugen, gibt es nur ein Mittel: kräftige, einheitliche Organisation Deutschlands, d. h. Reform des Bundes im Sinn der Concentration unsrer Kräfte. — Das gilt es heut, das hat es stets gegolten, das wird es ewig gelten.

Mit **Nr. 27** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal**, welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im Juni 1859.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064469479

Digitized by Google

ANNEX LIB.

DATE ISSUED	DATE DUE	DATE ISSUED	DATE DUE

Digitized by Google